M.VI 1/10.

Y N aa
781

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1911

AP30
A8
V. 4
no. 274-365
1831
Oct-Dec.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 274. 1 Oktober 1831.

Douville's neueste afrikanische Reisen und Entdeckungen.

3. Der Calunga Quiffua.

Der Calunga Quiffua (der todte See) nach Einigen auch Calunga schia Quiffua (See der Todten) genannt, liegt im Mittelpunkte des mittäglichen Afrika zwischen 3 und 5° südlicher Breite, und 25 u. 26° östlicher Länge. Dieser See scheint zwei großen Flüssen seinen Ursprung zu geben, von denen der eine gegen Osten, der andere gegen Westen sich ergießt; in letzterer Richtung theilen sich aber die Gewässer bald in sieben verschiedene Arme welche eben so viele Flüsse bilden, deren Namen Douville nach den Angaben der Eingebornen hergestellt, und deren Lauf er bestimmt hat. Was den Lauf des östlich strömenden Gewässers betrifft, so kennt Douville seine Richtung nicht. Ist es der Loßh oder einer der andern Flüsse, die ihren Ausfluß an dem östlichen Meeresufer haben? Diese Frage zu lösen, bleibt andern kühnen Reisenden überlassen.

Der Cuango strömt in geringer Entfernung südlich an diesem See vorüber, was Diejenigen, welche nicht seinen Lauf verfolgten und nur auf Hörensagen gingen, zur Annahme verleitete, daß dieser Fluß seinen Ursprung im Calunga Quiffua habe. Douville konnte aller Bemühungen ungeachtet von den Negern den wirklichen Ursprung des Cuango nicht erfahren; Alles was er darüber vernahm, ging darauf hinaus, daß der Fluß, bevor er an diese Stelle gelange, sehr weit südöstlich herkomme.

Der See Quiffua ist nördlich und südlich von Gebirgen umgeben, die von den Eingebornen Mulunda schia laida risumba (die übelriechenden Berge) genannt werden. Diese Benennung führen sie von stinkenden Ausdünstungen, die auf geraume Entfernung schon wahrgenommen werden, sehr unangenehm sind und den Negern das freie Athmen benehmen. Aus diesen Bergen quillt ein Erdharz, das bei Tag in dichten Dünsten sich verflüchtigt, die durch die Kühle der Nacht verdichtet auf das umliegende Land herabfallen und die Luft mit Pechtheilchen anfüllen, die das Athmen sehr beschwerlich machen. Die Neger meiden daher diese Gegend.

Die Wasser des Sees sind mit einer dichten Harzrinde bedeckt, die zum Theil aus Naphtha besteht, das aus der Tiefe des Sees aufsteigt, zum Theil aus Erdharz, das aus den Bergen quillt. Aus beiden bildet sich auf der Oberfläche des Sees eine so dichte Kruste, daß selbst die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, wodurch das Wasser Tag wie Nacht fast gleiche Temperatur behält. Kein Fisch lebt in diesen Gewässern, deren Geschmack ölig ist, und deren Ausdünstung einen heftigen Husten verursacht. Die Berge, die den See umkränzen, bilden eine ununterbrochene glatte Oberfläche; kein Thier lebt darauf, sie sind fast ganz von Vegetation entblößt; ihre dürre Einförmigkeit erfüllt die Seele mit trüben Bildern. Der Sand des Seeufers ist mit kleinen schwarzen Lavastücken vermischt; an der Seite des einen Berges bemerkt man eine graue Pozzolanerde.

Douville fand einen Bruch, der aus grauer Lava und Kalkstein zusammengesetzt und fast zu Marmor geworden war. Douville schließt aus den an dem See und in seinen Umgebungen gemachten Beobachtungen, daß sein Ursprung dem Einsturz des Bodens zuzuschreiben ist, der nach dem Einbruche tiefer unterirdischer Höhlen erfolgte. Diese Annahmen scheinen übrigens auch die aus der Tiefe des Sees emporsteigenden und aus den Bergen rinnenden Erdharze zu bestätigen. Die Gewässer, die er von den umherliegenden Anhöhen erhält, würden nicht hinreichen den Abfluß zu ersetzen, und es ist daher wahrscheinlich, daß er aus unterirdischen Quellen seinen Zufluß hat.

Auf den alten Karten findet man dem mittäglichen Afrika mehrere Seen zugetheilt. Nach Lopez ist der See Zaire das große Wasserbehältniß, aus dem der Nil und der Zaire entspringen; weiter östlich gibt er den See Zaflan an, aus dem ein Fluß entspringt, der sich mit dem Nil vereinigt. Die Mondberge (16° S.) scheiden diese Seen von einem dritten kleinern und westlicher gelegenen, der einem ostwärts gegen Sofala strömenden Flusse sein Gewässer leiht.

Auf den Karten Sanuto's, Hondt's, Janson's und Sanson's finden sich folgende Angaben:

Der See Aquilonda unter 10° S. und 44° O. von der Insel Ferro. Es entspringt daraus der Berbela, der sich in zwei Arme theilt, von denen der eine einen Zufluß des Zaire bildet, der andere unter dem Namen Lelunda in's Meer fällt. Derselbe See gibt auch dem Danda und Coanza ihren Ursprung. Er nimmt einen Fluß auf, der aus dem See Zaire kommt. Südlich von letzterm liest man den Namen einer Stadt Zambre. Desliele bezweifelte die Existenz des Sees Aquilonda oder Akelonda. Auf seiner von Buache (1745) herausgegebenen Karte ist er bloß als eine sumpfige Gegend bezeichnet, der andere See gar nicht. D'Anville

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

hat sie auf seiner Karte gleichfalls weggelassen. Auf seiner großen Karte findet sich der See Maravi, der zwischen dem 3° 30′ und dem 12 S. B. und zwischen dem 46° 30′ und 50° O. L. liegen soll. Allein auch die Existenz dieses Sees ist sehr zu bezweifeln. Douville sah bei dem Negerkönig der Monluas Neger von der Ostküste nördlich von Mozambique, die sich Kasembe oder Kilambe oder Kilame nannten, und dem erwähnten Könige ihren Tribut in Salz brachten; sie hatten keine Kenntniß von einem großen Wasserbehältniß zwischen ihrem Lande und dem der Monluas, was doch der Fall hätte seyn müssen, da sie und ihre Landsleute zu wiederholten Malen das Innere des Kontinents durchzogen hatten.

Ein See, der zehn Grade in der Breite messen sollte, wäre gewiß nicht allein in der Gegend, wo er liegt, sondern auch in den benachbarten Gegenden bekannt. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß es im Innern des mittäglichen Afrika's außer dem Quiffua keinen andern See gibt. Douville sah zwar noch mehrere andere westlich und in bedeutender Entfernung von diesem gelegen, aber sie hatten größtentheils eine sehr geringe Oberfläche. Was den See Aquilonda betrifft, so stellt Douville darüber folgende Muthmaßung auf. Unterhalb der Banza oder Residenz des Schaga von Cassange hat der Zaire eine Breite von drei Meilen, während er an andern Stellen nur ein oder anderthalb Meilen hat; eben an der breitesten Stelle hat der Schaga seine Ueberfahrtsschiffe, da man wegen der gelinderen Strömung des Flusses dort leichter übersetzen kann, als an der engeren Stelle, wo die Gewässer zwischen Bergen eingeengt mit ungewöhnlicher Schnelligkeit hinströmen. Nun ist es möglich daß portugiesische Reisende die ungeheure Wasserfläche dieses Stromes, den sie sahen, für einen See hielten, und die Eingebornen, nach seinem Namen fragten. Diese verstanden wahrscheinlich die Frage nicht gut und glaubten, man wolle den Namen eines Häuptlings am jenseitigen Ufer des Flusses wissen, und antworteten vielleicht „Yaqui Lundo" (der dort heißt Lundo). So konnten die Portugiesen das Yaqui lundo, das sie Aquilondo aussprachen, für den Namen eines Sees gehalten haben. Mißverständnisse dieser Art sind in der Geschichte der Reisen nur allzu häufig, um diese Hypothese nicht höchst wahrscheinlich zu finden.

Die Albanesen in Italien.

(Fortsetzung.)

Ich mußte meine Zuflucht zur Sibylle des Dorfes nehmen, aber ihr altersschwaches Gedächtniß bewahrte nur noch wenige Blätter des alten Liederkranzes, Bruchstücke von Balladen, in denen die Thaten des heldenmüthigen Skanderbeg gefeiert werden, die Pouqueville noch bei den eigentlichen Albanesen singen hörte. Einige Liebeslieder haben sich besser erhalten, wiewohl gleichfalls nur verstümmelt. Wie alle Volkslieder sind sie kurz und epigrammatisch, mit einem wehmüthigen Anklang, ein wundersames Spiel der Einbildungskraft mit Wolken, Blumen und Lüften und Gemüthsbewegungen der Menschen. Die Weise derselben ist sanft und eintönig, und wiederholt sich oft mit kleinen Modulationen. Die albanesischen Töne haben übrigens etwas Rauhes, man merkt ihnen an, daß sie der Zunge von Bergbewohnern angehören. Es gelang mir folgendes Bruchstück zu retten; es ist zu bedauern, daß sein Schluß verloren gegangen ist:

„Die junge Frau ging im Schnee bis an den Gürtel, bis an die Knie brach sie ein im Eis, bis sie in's Gefängniß (turannida) kam, wo ihr Herr (Gemahl) schmachtete, der Herr, den sie anbetete. Sie befreite ihn und blieb an seiner Statt gefangen, dann hub sie an ihr klagendes Lied zu singen: O mein Herr, ich beschwöre Dich bei deiner Jugend, laß nicht das Gras der Zeit auf meinem Angedenken wachsen, sonst muß ich mich der Verzweiflung ergeben, sonst muß ich mein Haar zerrauft hinfliegen lassen, mein Haar mit goldenen Fäden durchsponnen. . . ."

Die guten Leute in diesen Bergen können nicht schreiben. Manche Laute ihrer Sprache lassen sich nicht durch unsere Schriftzeichen ausdrücken. Wie bei jedem Volke, herrscht auch bei ihnen ein Hang zu Spott und Neckerei, aber die Lieder dieser Art haben nur für sie Werth und Verständniß; es sind Lokalsatyren, in denen auch wohl Spottgedichte gegen die Regierung mit unterlaufen, die leise und nur im vertrautesten Kreise gesungen werden.

Die Volkssage bewahrt das Andenken an einen jüngern Bruder Skanderbeg's; sie nennt ihn Konstantin den Kleinen, der der Held mehrerer Balladen ist. Die einzige vollständige, die ich von ihm retten konnte, ist folgende:

„Konstantin der Kleine hatte drei Tage vor seiner Hochzeit einen Traum, einen furchtbaren Traum; er fuhr vor Schrecken auf und stieß einen Seufzer aus, so laut, daß sein Herr ihn hörte. Der Herr ließ die Trommel rühren und rief seine Sklaven zusammen. — „Wer hat von euch," so sprach er, „so schwer und tief geseufzt?" — „Ich war es, der so seufzte," sprach Konstantin der Kleine, „denn heute ist Sonnabend, und morgen heirathet meine Braut, die Braut meines Herzens. — „Nimm diese neun Schlüssel und geh' in meinen Stall; dort nimm von meinen neun Pferden, nimm welches Dir gefällt; den Schimmel oder den Schecken, den Braunen oder den Mohrenkopf, den Rappen oder den Falben, den Springer oder den Sperber." — Konstantin der Kleine nahm den Sperber und flog dahin und flog dahin im Galop. Er flog wohl dahin, auf dem Wege begegnete ihm seine Schwester Florentine. — „Wohin, mein schönes Mädchen?" — „Ich gehe und will mich stürzen in einen Abgrund tief, denn morgen am Sonntag heirathet meine Schwägerin, die Braut meines Bruders Konstantin. Ich bin dein Bruder Konstantin." — „Galop! Galop! wenn Du noch kommen willst zur rechten Zeit." — Er flog wohl dahin, auf dem Wege begegnete ihm sein Vater. — „Wohin, wohin mein gutes Alter." — „Ich gehe und will mich stürzen in einen Abgrund tief, denn morgen am Sonntag heirathet meine Schnur, die Braut meines Sohnes Konstantin." — „Ich bin Dein Sohn Konstantin! — „Galop! Galop! wenn Du noch kommen willst zur rechten Zeit." — Er flog wohl dahin, auf dem Wege begegnete ihm seine Mutter. — „Wohin, wohin gute Frau?" — „Ich gehe und will mich stürzen in einen Abgrund tief, denn morgen am Sonntag heirathet meine Schnur, die Braut meines Sohnes Konstantin." — „Ich bin dein Sohn Konstantin!" — „Galop! Galop! wenn Du noch kommen willst zur rechten Zeit." Konstantin flog wohl dahin, er hielt nicht, bis er kam an's Haus

Digitized by Google

von seiner Braut. Sie pflanzte den Fiamero *) wohl mitten auf den Platz, wo die Bewohner der Stadt versammelt. — „Ihr Herren, meine Braut gehört keinem Andern als mir, und wahr ist was ich sage, denn ich bringe zum Wahrzeichen den Hochzeitkranz. Ich bin, ich bin ihr Bräutigam.“ — Da floh verwirrt sein Nebenbuhler, er wurde das Stadtgespötte und Konstantin der Kleine führte zur Kirche seine Braut, die Braut seines Herzens.“

Die alte kalabresische Sibylle saß in einem Winkel des Heerdes, als sie dieses Lied mir vorsang. Allmählich war sie wieder aufgelebt, ihre gebrochene Stimme gewann neue Kraft und zusammengekauert, wie sie da daß, mit ihrer eingeschrumpften Gestalt, ihr braunes runzliches Gesicht von weißen Haaren umwallt, in den Ueberresten ihrer Nationaltracht, den Leib wiegend nach der Melodie, die von rauhen Tönen in lang gehaltene sanft gezogene überging, hätte sie eine würdige Staffage in der Höhle von Endor abgegeben, oder eine Zauberin Salvator Rosa's.

Am folgenden Tage begleiteten mich meine gastfreundlichen Wirthe, jung und alt, bis an den Chratis, der einige Miglien unterhalb San Sophia vorbeiströmt. Ich setzte auf den starken Schultern eines der Bergbewohner über das Wasser, und nachdem ich ihnen noch ein Lebewohl zugewinkt, ging ich in den Wald hinein, um sie nie wieder zu sehen.

Acht Tage später kam ich nach San Costantino, dem ersten Dorfe der Basilicata an der Gränze von Kalabrien. Auch hier besteht eine Albanesenkolonie in entlegener Einsamkeit an dem breiten Fuße des Pollino, in einer Landschaft, wohin wohl seit Menschengedenken kein Fremder sich verirrt hat. Es war der 20 November, der Schnee fiel in großen Flocken, der Himmel war düster, die Gegend erstorben. Der Wind blies mir so schneidender Kälte, daß ich kaum mich überreden konnte, es sey das heiße Italien, wo ich wandelte. An der Schwelle des griechischen Pfarrers schüttelte ich nicht den Staub, wohl aber den Schnee von meinen Schuhen. Er nahm mich gastfreundlich an Heerd und Tisch auf, der aber mehr als frugal bestellt war; denn da ich in eine der vier griechischen Fastenzeiten gerathen war, so mußte ich mir eine unbarmherzige Kasteiung gefallen lassen.

Nirgends hat sich das albanesische Kostume der Frauen so gut in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten, als zu San Costantino, Dank der vollkommenen Abgeschlossenheit, in die nichts Italienisches eingeschlichen ist. Ihr Kopfputz ist der wunderlichste von der Welt. Die langen schwarzen Haare werden geflochten, oder vielmehr aufgerollt in weiß baumwollene Bänder, die sie Bombacelle nennen. Diese runden Zöpfe schlingen sie um den Hals und bauen sie am Hinterkopfe zusammengefaßt zu einer seltsamen Form auf, die ich mit nichts Anderem, als einer Fechtmaske vergleichen kan. Dieß Haargebäude nennen sie Chescetta. Nur die verheiratheten Weiber haben das Recht die Chesa zu tragen, eine Art geflochtenen Haarthurmes, aus welchem ungeheure Nadeln mit noch ungeheurern und durchbrochen gearbeiteten Köpfen hervorragen. Uebrigens behängen sich Frauen wie Mädchen mit massiven Halsketten und goldnen Schnallen von riesenhafter Größe. Ihr Gewand ist ganz verbrämt. Der feuerrothe Leibrock ist mit sechs oder sieben breiten Tressen von gelber oder blauer Farbe eingefaßt. Die weiten fliegenden Aermel fallen bis auf halben Arm herab, und das hellgrüne Mieder (Vulgarida) ist dasselbe, wie zu San Demetrio, nur daß es nicht so schlanke Leiber umschließt. Schuhe mit Schnallen vollenden diesen Putz, der etwas ganz Asiatisches hat. Man möchte ihn indisch nennen; nur sind die Mädchen von San Costantino keine Bajaderen. Bei dem Anblick dieser seltsamen Gestalten, die langsamen und ernst gemessenen Schrittes über den Schnee des Gebirges hinschritten, bei dem Klange dieser rauhen Sprache, die so wild ist, wie die Natur vor meinen Augen, bei dem Geschrei der Kinder, die bei meinem Anblick mit panischem Schrecken in das Dunkel der rauchgeschwärzten Hütten flüchteten, konnte ich mich überall anders hin versetzt glauben, als nach Italien und Europa; nur europäische und auf Befehl der Regierung eingeführte Anzüge der Männer störten diese Täuschung.

(Schluß folgt.)

*) Der Fiamero ist eine Lanze, an deren Spitze ein Tuch oder Bänder wehen.

Marokko.

(Aus der Literary Gazette.)

In einer der letzten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London las Herr Washington, Schiffslieutenant der königlichen Marine, eine geographisch-topographische Denkschrift über das marokkanische Reich nebst dem Resultate der Bemerkungen, die er vom Oktober bis Dezember des Jahres 1829 zu machen Gelegenheit hatte, als er die Gesandtschaft unter Leitung des Herrn Drummond Hay, britischen Generalkonsuls zu Marokko, bekleidete.

Man reiste anfänglich längs der Küste bis nach Azamor am weißen Kap; sodann ging man durch das Innere des Landes gerade nach der Hauptstadt. Die Gesandtschaft wurde dort gastfreundlich, mit großer Achtung aufgenommen und einen Monat lang in einem der Paläste des Sultans untergebracht. Auf der Rückreise erhielt Herr Drummond Hay die Erlaubniß, den Atlas zu besteigen, so hoch dieß wegen des Schnees nur immer möglich seyn würde. Dieser Abstecher ist die bemerkenswertheste Abweichung von der Straße, welche gewöhnlich von den Reisenden, die jene Gegenden besuchen, verfolgt wird. Man bestimmte überall mit der größten Aufmerksamkeit die Lage und Höhe der Orte und zeichnete zugleich sorgfältig die geologische Beschaffenheit des Bodens auf. Unterstützt von den besten in England zu findenden Hülfsquellen, namentlich den vom verstorbenen Seekapitän Boteler, der die Küsten aufgenommen hatte, entworfenen Karten, die Herr Washington in seine Arbeit übertragen hat, konnte dieser Offizier mit Bestimmtheit sagen, daß die der Gesellschaft vorgelegte, seiner Denkschrift angeschlossene Karte die genaueste sey, welche noch je von diesem Reiche, dessen physische Uebersicht so merkwürdig ist, entworfen wurde; auch hat er einen senkrechten Durchschnitt beigefügt, der die Niveaux nachweist.

Vom Meeresufer bis zum Fuße des Atlas beträgt die Ausdehnung des Landes mehr als 150 Meilen; die Oberfläche scheint im Ganzen eben; allein gegen die Stadt Marokko, 16 Meilen vom Gebirge entfernt, ward die Höhe auf 1200 Fuß über die Meeresfläche bestimmt, und bei aufmerksamerer Untersuchung entdeckte man im Zuge der Fläche drei verschiedene Absätze, über welche man, obgleich sie nur mählich aufwärts steigen, zu der bemerkten Höhe gelangt. Der Boden ist locker und trocken; er besteht meist aus Sandstein und hat im Ganzen ein versengtes, unfruchtbares Ansehen. Ueberall, wo Wasser fließt, und es gibt dessen in Ueberfluß, man dürfte es nur vertheilen, ist der Boden von bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit. Würde er zweckmäßig angebaut, so ist kein Zweifel, daß er reiche Ernten tragen würde. Bis jetzt sind diese letzteren von nur geringer Mannichfaltigkeit, aber von vorzüglicher Güte; sie geben Getreide, Früchte und Küchenkräuter aller Gattungen.

Die Wälder sind dürftig und gleichen der Beschreibung nicht, welche

Digitized by Google

Plinius davon gegeben hat; sie haben übrigens, bis zum Fuße des Atlas mit seinem ewigen Schnee, gegen den sie einen schneidenden Kontrast bilden, tropischen Charakter. Der Aufgang zu dieser Bergkette ist sehr steil und beschwerlich; man gelangte nicht höher als 6400 Fuß, wo die Reisenden vom Schnee zum Stillstande genöthigt waren. Im Sommer ist die Schneegränze höher; ein Stamm von Landeseingebornen, die Chillahs, welche weder maurisch noch arabisch sprechen oder verstehen, bewohnen in großer Anzahl die Klüfte und Schluchten. Ein Viertheil dieser Bevölkerung besteht aus einer Vermischung mit Juden, von denen sich Einzelne nach den Gebirgen flüchteten, um hier Schutz gegen die Launen und Bedrückungen der Mauren des Flachlandes zu suchen.

Die Gebirgsformation der Gegenden, welche die Reisenden untersuchten, bot hauptsächlich Schiefer, Kalk- und Sandsteine, und zwar nur Uebergangs- und Sekundär-Formationen. Nirgends stieß man auf Urzüge, Granit- oder vielmehr Gneißblöcke in den niederliegenden Thälern und Adern von blätterigem Quarz im Schiefer ausgenommen. Daher bestehen die Formen der Gebirge in Hochebenen, Graten und abgerundeten Gipfeln, nicht in scharfen Spitzen oder Alpinen. Es bestätigte sich, daß der höchste Gipfel, den man erblickte, eine Erhebung von 11.400 Fuß über die Meeresfläche hat.

Vermischte Nachrichten.

Bei der Nachricht von der Einnahme Warschau's erschienen in Barthelemy's Nemesis folgende Verse, in die wohl Jeder, der nur irgend das leiseste Gefühl von Ehre hat, mit Herz und Mund einstimmen muß, um die Feigheit der gewissenlosen Diplomatie zu brandmarken, die an ihrer Schwelle das tapferste und edelste Volk so hinschlachten lassen konnte:

Destinée à périr! l'oracle avait raison.
Faut il accuser Dieu, le sort, la trahison?
Non, tout était prévu, l'oracle était lucide,
Qu'il tombe sur nos fronts le sceau du fratricide!
Noble soeur, Varsovie! elle est morte pour nous,
Morte un fusil en main, sans fléchir les genoux,
Morte en nous maudissant à son heure dernière,
Morte en baignant de pleurs l'aigle de sa bannière!
Sans avoir entendu notre cri de pitié,
Sans un mot de la France, un adieu d'amitié,
Tout ce que l'univers, la planète des crimes,
Possédait de grandeur et de vertus sublimes,
Tout ce qui fut géant dans notre siècle étroit,
A disparo; tout dort dans le sépulcre froid!
Cachons-nous! Cachons nous, nous sommes des infâmes!
Rasons nos poils, prenons la quenouille des femmes;
Jetons bas nos fusils, nos guerriers oripeaux.
Nos plumets citadins, nos ceintures de peaux,
Le courage à nos coeurs ne vient que par saccades:
Ne parlons plus de gloire et de nos barricades;
Que le teint de la honte embrasse notre front;
Vous voulez voir venir les Russes! ils viendront!

*

Im Jahre 1720 gab es in allen englischen Kolonien von Nordamerika nicht mehr als sieben Zeitungen; im Jahre 1810 hatten die Vereinigten Staaten allein 359, und sechzehn Jahre nachher 640; eine Bevölkerung von zehn Millionen Menschen hat also mehr Journale als die hundert und sechzig Millionen, welche Europa bevölkern. Ueberhaupt macht die Presse in allen Theilen der Welt gewaltige Fortschritte; so wird in Kurzem auf dem Cap ein neues Journal unter dem Titel: „Journal trimestrielle d'Afrique méridionale" erscheinen. Selbst auf der Insel Cuba, die doch unter spanischer Herrschaft steht, erscheinen sieben Zeitungen. Im englischen Indien werden für die Eingebornen sechs Zeitungen in bengalischer Sprache herausgegeben. Zu Freemantle, dem Hauptorte der englischen Ansiedlung am Schwanenfluß in Neu-Holland, hat man angefangen, eine geschriebene Zeitung von Hand zu Hand gehen zu lassen.

*

Seit dem Brande von Pera, in welchem wenigstens drei- bis viertausend Häuser in Flammen aufgegangen und mehr als zwanzigtausend Menschen obdachlos geworden sind und zum Theil Hab und Gut verloren haben, ist durch den Mangel an Nahrungsmitteln und durch die Nothwendigkeit, dem brennenden Sonnenstrahle ausgesetzt zu bleiben, unter der unglücklichen Bevölkerung eine Art Cholera ausgebrochen, die in Galata und in der Nähe des Arsenals große Verwüstungen anrichtet. Auch in der Umgegend von Therapia herrscht eine ähnliche Krankheit, die sich in heftigen Krämpfen des Unterleibes, Erbrechen, Kälte der Glieder unter heftigen Schmerzen äußert. In einem Dorfe erkrankten in wenigen Tagen gegen achtzig Menschen, die aber durch Aderlassen und wärmende Mittel wieder genesen sind.

*

Als ein Beweis des Geistes, welcher die an Don Miguels Hofe in Gunst stehende Geistlichkeit belebt, kann erwähnt werden, daß der Prior M'Dr von Guimaraens, ein Großwürdenträger der Kirche, offen gesteht, daß er den Rath gegeben habe, den englischen Konsul zu ermorden und die Engländer zu verfolgen.

*

Ein Schneider in London, Namens Walter, gibt jetzt Vorlesungen über die Theorie und Praxis seines Gewerbes.

*

Der allgemeinen statistischen Gesellschaft in Frankreich wurde von einem ihrer Mitglieder zu Lyon über den in einem Weinberge der Pfarrei Goendre (Departement der Loire) gemachten Fund einer Vase Nachricht ertheilt, die gegen 1700 gallische Münzen von hohem Alterthume enthielt. Jede dieser Münzen wiegt 7 Grammen, 50 Centigrammen, und besteht aus 501 Tausendtheil Gold, 335 Tausendtheil Silber und 168 Tausendtheil Legirung, im Werthe von 24 Franken 61 Centimen. Die Farbe des Metalls ist blaßgelb. Die Münzen sind mit dem Hammer geschlagen; auf der einen Seite zeigt das Gepräge den Kopf eines Kriegers, der auf einigen von zwei auf der Stirne mit einem Bande verbundenen Oelzweigen bekränzt, auf andern von flachten Haaren umgeben ist. Die Kehrseite stellt ein ungezügeltes Pferd im Laufe dar, das Symbol der Freiheit. Auf einigen Münzen erblickt man oben und unter demselben eine Art Federball, auf andern oder dem Pferde eine Verzierung, die einem liegenden S gleicht, und unter dem Pferde eine antike Urne von schöner Zeichnung. Der Rand der Münze ist gekörnt. Im Ganzen ist die Zeichnung der Figuren gut und beweist, daß sie zu einer Zeit verfertigt wurde, wo die Künste schon einige Fortschritte gemacht hatten. Diese Münzen, die in dem Lande der segusischen Gallier gefunden wurden, scheinen auf ein wichtiges geschichtliches Ereigniß hinzudeuten. In welcher Zeit aber fiel dieses Ereigniß? War es vor dem Aufbruche der Gallier nach Griechenland und Kleinasien? Oder stehen die Münzen in Beziehung mit der Auswanderung der segusischen Gallier auf das linke Ufer des Po, zwischen der Etsch und dem Tesin, wo sie wahrscheinlich Mailand gründeten? Oder sind diese Münzen bloßes Geld zum Verkehre? Der Mangel einer Aufschrift läßt alle diese Konjekturen zu. Jedenfalls aber läßt sich daraus beweisen, daß die Gallier die Kunst Stempel zu schneiden und Münzen zu schlagen kannten.

*

In der geologischen Gesellschaft zu London hat Herr M. A. Caldcleugh eine Denkschrift über die Insel Juan Fernandez verlesen, woraus hervorgeht, daß diese Insel ungefähr zwölf Meilen Länge, vier Meilen Breite hat und drei Häfen besitzt. Sie ist sehr hoch und ihre höchste Spitze liegt gegen 5005 Fuß über der Meeresfläche. Alle Felsen bestehen aus Trapp und Amphibol, deren mineralogische Struktur bedeutend wechselt. An manchen Orten bildet der Basalt eine Art Säulen, an andern ist er spitzig und ausgezahnt, wobei seine Massen hier und da von Erzadern durchzogen sind. Dieser Charakter des Basaltes und die große Menge von Olivinen, die er enthält, veranlaßt Herrn Caldcleugh, ihn hinsichtlich des Alters mit dem von Böhmen, am Rhein, zu Vivarais und Beaulieu in der Provence zu vergleichen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 275. 2 Oktober 1831.

Wanderfahrten in Chili.

1. Der Vulkan von Antuco.

Der Amerikaner Reynolds ist kürzlich von einer, wahrscheinlich durch Handelszwecke veranlaßten Reise, auf welcher er die Cordilleren, den Vulkan von Antuco und die Araucanian Indianer besuchte, zurückgekehrt. Wie es scheint verließ er sein Schiff zu Aranco, um zu Lande einen Ausflug nach den Gegenden zu unternehmen, welche von jenen Indianern bewohnt sind, die sich durch ihre Tapferkeit und Ausdauer im Kampfe gegen die Unterdrückungen der Spanier so sehr ausgezeichnet haben. Seine höchst interessanten Beobachtungen theilte der kühne Reisende in Briefen, welche vor Kurzem in Amerika im Druck erschienen und aus denen die nachfolgenden Stellen geschöpft sind, dem Konsul der Vereinigten Staaten zu Valparaiso mit.

„Ich wußte sehr wohl," sagt der Reisende, „daß mein Unternehmen von mancherlei Schwierigkeiten und unvermeidlichen Gefahren begleitet seyn werde. Die Araucanians, von jeher argwöhnisch gegen Fremde, gestatteten diesen niemals ihr Land zu bereisen, und dieses einem Volke, welches so viel gelitten hat, sehr verzeihliche Mißtrauen, ist jetzt durch die neuerlichen innern Unruhen in Chili noch mehr gesteigert worden.

„Wir konnten in Aranco keine, für die Fortsetzung unserer Reise, zweckmäßigen Vorkehrungen treffen, nicht einmal Dolmetscher erhalten, ob es gleich dort Viele gibt, welche die Sprache jener Indianer sehr gut sprechen. Zum Theil ist die Furcht, welche die Spanier noch immer vor diesen ihren alten unüberwindlichen Feinden haben, Schuld hieran. Macht man einem Einwohner von Chili den Vorschlag, tiefer ins Innere des Landes zu gehen, wo der Kern der Eingebornen wohnt, und wohin viele Häuptlinge mit ihrem Volke sich mit offnem, unverhehltem Haß gegen Alles, was den Namen Christ trägt, zurückgezogen haben, so schlägt er ein Kreuz und erklärt, daß dieß noch Niemand gewagt habe, und daß ein solches Unternehmen, wo nicht gänzlich unausführbar und unmöglich, doch von vielen Gefahren begleitet sey. Einer oder zwei erboten sich, uns zu begleiten, wenn wir ihnen hundert Dollars monatlich bezahlen wollten; so hoch schlagen sie also vermuthlich ihr Leben an.

„Mit dem Kaziken, der in der Nachbarschaft von Aranco wohnt, hatten wir wenige Tage nach unserer Ankunft eine Unterredung. Er war ein alter Mann, und stand zu seiner Zeit im Ruf eines ausgezeichneten Kriegers; sein Benehmen war, wie das der meisten Indianer, ernst und feierlich. Er sagte uns, seine Leute hätten ihm berichtet, daß sich zwei Fremde in Aranco befänden, die mit zwei Fahrzeugen gelandet und mehrere Male jenseits der Hügel gesehen worden seyen; er fügte hinzu, daß die Bewohner von Aranco sehr zu tadeln seyen, ihn von unserer Ankunft nicht in Kenntniß gesetzt zu haben, da Niemand als er für Alles verantwortlich sey, was außerhalb der Wälle geschehen könnte. „„Es ist wahr,"" bemerkte er noch, „„ich bin ein alter Mann, und die meisten meiner Krieger sind todt, oder haben sich ins Gebirge zurückgezogen, aber noch immer darf Niemand ohne meine Erlaubniß mein Gebiet betreten.""

„Dieses vorsichtige Benehmen des Häuptlings, nebst Allem, was wir sonst noch bemerkten, zeigte uns nur zu deutlich, daß wir all das Mißtrauen und den Argwohn zu bekämpfen haben würden, durch welche jenes Volk sich von jeher auszeichnete.

„Nach unserer Ankunft in Conception machten wir dem Gouverneur, General Preito, unsere Aufwartung und erhielten die Versicherung seines Schutzes und seiner freundschaftlichen Unterstützung, so weit dieß bei bei einem solchen Unternehmen nur immer in seiner Macht stehen werde. Er sagte uns indeß unumwunden, daß er unser Vorhaben nicht ausführbar fände, und zählte eine Menge von Hindernissen und Gefahren auf, denen wir begegnen würden. Er habe selbst viele von diesen Indianern gesehen; obgleich außerordentlich tapfer im Gefechte und nicht ohne Menschlichkeit gegen den überwundenen Feind, machten ihr Mißtrauen, ihre Behutsamkeit und ihre gänzliche Abneigung gegen Jeden, dee nicht ihr Landsmann sey, es doch außerordentlich schwer in ihrem Lande zu reisen.

„Gefahren werden in der Entfernung gewöhnlich vergrößert, und der entschlossene Mann zieht sich nicht zurück, ehe er noch dem Feinde begegnete; wir wollten also von hieraus nach dem jenseitigen Theil der Provinz vordringen, den Biobio in der Nähe seiner Quelle überschreiten und dann längs dem Fuße der Cordilleren das indianische Gebiet betreten."

Der nächste, höchst interessante Brief ist aus dem Castell von Antuco im Oktober 1830 geschrieben:

„Wir befinden uns jetzt mitten in den Cordilleren von allen Seiten von Felsen umschlossen. Wenige Tage nach meinem letzten

Digitized by Google

Briefe brachen wir von Conception auf, wohl versehen mit Pässen, Empfehlungsbriefen und Geschenken für die Indianer, Dolmetscher u. s. w. Unser Weg, der uns den Biobio aufwärts führte, war oft sehr eng, rauh und steil. An manchen Stellen lief er auf gleicher Höhe mit den Ufern des Flusses fort, und war von dem grünen Strauchwerke des Landes überwölbt. Zahllose Hütten bedeckten die kleinen grünen Buchten und Thäler, und würden, wären sie etwas zierlicher gebaut, dieser Gegend einen ungemein schönen und maleeischen Anblick gewähren. Der Biobio ist ein schöner Fluß und hätte Wasser genug, um schiffbar zu seyn, wenn nicht eine Menge von Sandbänken, deren Lage einer häufigen Veränderung unterworfen zu seyn scheint, das Fahrwasser sperrten. Die Hügel bestehen aus aitem Sandstein und grobkörnigem Granit, die sich leicht auflösen.

„Von Conception aus, wo der Weg schroff aufwärts läuft, und ein Hügel hinter dem andern hervorragt, nahm die Gegend eine ganz andere Gestalt an, eine endiose Kette abgerundeter hoher Hügei erhebt sich hier, von kleinen und üppigen Thälern unterbrochen. Der Anblick dieser Scenerie hat im Ganzen zwar etwas Eintöniges, indeß geben die Schattirungen der verschiedenen Hügei und die Verschiedenheit der Thäler dem Gemälde doch einige Abwechslung.

„Es war unsere Absicht über Yumbel zu gehen, und den Fiuß La Laja bei den Wasserfällen zu überschreiten; da wir aber den Weg verfehiten, so brachten wir die Nacht an den Ufern des Fiusses Claro zu, und waren so genöthigt den Besnch jener Naturmerkwürdigkeit auf eine andere Zeit zu verschieben.

(Fortsezung folgt.)

Victor Hugo.

(Fortsezung.)

Ueberhaupt waren die Jahre 1819 und 1820 wohl die fruchtbarsten, aber auch die mühsamsten und entscheidendsten im Leben des Dichters. Liebe, Politik, Unabhängigkeit, romantische Begeisterung für Ritterthum und Reiigion, Armuth und Ruhm, unermüdliches Studium, Kampf gegen Mißgeschick mit aller Kraft eines eisernen Willens — alles Dieß fiel in seine jugendliche Feuerseele und entzündete sie zu einer gewaltigen Gährung vulkanischer Leidenschaften, die zuiezt nach einer wunderbaeen Verschmelzung allee Stoffe in heißem Erguse duechbrach, und in die Form stüezte, aus der das Ganze wie ein herrliches Schwert mit perlenfunkelndem Griffe und dunkler harter Klinge, eine wahee Riesenwaffe auf vulkanischem Ambos gearbeitet, hervorging. Seine Leidenschaft zu dem Mädchen, an das ihn die früheſten Eeinnerungen seiner Jugend knüpften, wae endiich beiden Familien bekannt geworden, die ihre Einwilligung zu einer Verbindung zwischen zwei Menschen von solcher Jugend und ohne Vermögen verweigern zu müssen glaubten. Die Liebenden wurden getrennt und durften sich nicht mehr sehen. Den Schmerz dieser Trennung besang der Dichter mit eben so sanfter Rührung ais stolzem Schmerz in seinem Gedicht: „Erster Seufzer." Indeß glühte seine Liebe soet und fort, und bildete mit allen ihren Planen, Listen und Abenteuern einen vollständigen Roman in dem Leben des Dichters. „Han d'Islande" — wer sollte es glauben? — war bestimmt der Bote seiner Liebe zu werden, und den argusäugigen Wächtern zum Troz in ihre Einsamkeit mit freundlichem Gruße einzudeingen. Han von Island wurde im Jahe 1820 begonnen, konnte aber materieller Hindernisse wegen erst 1823 im Drucke erscheinen. Es lag im Plane dieses Gedichtes, daß es ganz nur von dem einzigen Mädchen verstanden werden konnte, um deren willen es eigentlich allein geschrieben war. Deßhalb bieibt, so köstlich auch einzelne Stellen dieses wunderlichen Werkes sind, das Ganze dem nicht tiefer eingeweihten Leser ein in Dunkel getauchter Hintergrund, aus dem für ihn nur hier und doet erkenntliche Gestalten hervortreten.

Hugo verlor im Jahre 1821 seine Mutter. Dieser Verlust schlug seinem Herzen eine Wunde, die nue der Gedanke lindern konnte, daß seine Verbindung mit dem geliebten Mädchen minder unmöglich geworden wae. Ein ganzes Jahr brachte er in einer kleinen Kammer der Straße Mézières mit unabläßigen Studien und Arbeiten zu; er wollte seinem Vater beweisen, daß er sich selbst genügen könne. Die sogenannte royalistische Partei kam um diese Zeit an's Ruder; der junge Hugo, damals noch unbeneidet und von Allen geschmeichelt, durfte sich nur dem günstigen Winde hingeben, um schnell und hoch zu steigen. Vermögen war dabei zu erwerben, und das einzige Hinderniß seiner Verheirathung und seines Glückes war Vermögen. Unter so gefährlicher Versuchung biieb Hugo unerschütterlich treu der moralischen Würde, dem Ruhme, der Dichtkunst und der Zukunst. Man gab ihm unter die Hand, was er thun sollte, er verstand sich zu nichts, ee trat seitwärts und hielt sich rein von allen Kongeegationen und Intriken. Ee wollte nichts, er verlangte nichts, und nur durch folgende Gelegenheit kam er zu einer Pension.

Sein Jugendgenosse Delon war nach der Verschwörung von Saumur zum Tode verurtheilt worden, die Polizei stand gegen ihn auf der Lauer. Hugo hatte ihn in Betracht der schroffen Trennung ihrer politischen Ansichten einige Jahre nicht gesehen. Allein kaum erfährt dee Dichter von der Gefahr seines Jugendfreundes, als er an Delon's Mutter schreibt und ihrem Sohne einen sichern Zufluchtsort bei sich anbietet. „Ich bin zu sehr Royalist," schrieb er, „als daß man daeauf kommen sollte, ihn unter meinem Dache zu suchen." Der Brief wurde einfach an Madame Delon, Wittwe des königlichen Lieutenants in Saint Denis, überschrieben und auf die Post gegeben. Keine Antwort erfolgte. Delon hatte sich bereits den Fallstriken der Polizei zu entziehen gewußt. Zwei Jahre später als Hugo einen Abend bei einem Mitgliede der Akademie zubrachte, der früher sehr vertraut gewesen war mit den Geheimnissen der Verwaltung, scherzte dieser über Hugo's Einverständniß mit Verschwörern und bieit ihm eine kleine Strafpredigt. Hugo wußte nicht, was der Akademiker damit sagen wollte, der ihm endlich die Aufklärung gab, daß sein Beief auf der Post geöffnet und noch denselben Abend unmittelbar dem Könige vorgelegt wurde. Ludwig XVIII las ihn und sagte: „Ich kenne diesen jungen Mann; er benimmt sich hierin mit Ehre; ich werde ihm die nächste offene Pension geben." Der Beief war indeß wieder gesiegelt und Madame Delon zugestellt worden, um sie und ihren Sohn in die Falle zu locken. Auf der andern Seite erhielt auch bald darauf Hugo sein Pensions-

Digitized by Google

diplom, zur Zeit, als eben der erste Theil seiner Oden erschienen war. Der Dichter schrieb daher natürlich diese königliche Gunst seinem Verdienste zu, und erfuhr erst später, wie die Sache zusammenhing.

Nachdem Hugo die schöne Jahreszeit des Jahres 1822 zu Gentilly bei der Familie seiner Braut zugebracht hatte, vermählte er sich im Oktober desselben Jahres, und von dieser Zeit an wurde seine Stellung als Dichter und Mensch so begründet, wie er sich ihrer noch bis auf diesen Tag erfreut. Auf dieser sichern Grundlage baute er seit neun Jahren unermüdlich fort. Das Verzeichniß seiner bis dahin erschienenen Schriften beweist am besten, daß er die Zeit nicht ungenützt vorüber gehen ließ. Der erste Theil seiner Oden erschien im Jahre 1822, Han von Island 1823, der zweite Theil seiner Oden und Balladen 1824, zu gleicher Zeit arbeitete er an der „französischen Muse" mit, einer Zeitschrift, die mehrere Arbeiten aus Hugo's Feder enthielt, und vom Julius 1823 bis zum Julius 1824 bestand. Bug Jargal gab er im Jahre 1826 heraus, die Beschreibung einer Reise auf den Mont Blanc, die er im Jahre 1825 mit Charles Nodier machte, wurde zwar an einen Buchhändler verkauft, erschien aber nicht im Drucke. Der dritte Theil seiner Oden erschien im Jahre 1826, die Tragödie Cromwell im Dezember 1827, die Orientalen 1828, der letzte Tag eines Verurtheilten 1829, in demselben Jahre vollendete er auch seine Marion Delorme im Junius, und seinen Hernani im September; Hernani kam schon im Februar 1830 auf die Bühne, Marion Delorme erst in diesem Jahre. Notre Dame de Paris trat in einer höchst ungünstigen Zeit im März 1831 ans Licht; allein ungeachtet die Welt mit weit dringenderen Angelegenheiten beschäftigt war, um einer Erzählung aus dem Mittelalter ihr Ohr zu leihen; so nahm man doch mitten im Gedränge und Geschrei der Parteien ihrer wahr, und behandelte sie, wenigstens auf ein Paar Augenblicke, mit der ihrem Verfasser gebührenden Achtung.

(Schluß folgt.)

Notizen über Japan.*)

1. Städte.

Die Städte Japans sind groß, schön und gut gebaut; der größte Theil derselben befindet sich im Mittelpunkt des Reichs. Miaku (Meaco), die Hauptstadt, liegt am nördlichen Ufer eines Sees unter dem 50 Breiten- und 169 Längengrade. Sie war vor Alters eine sehr bedeutende Stadt, denn sie hatte 21 Meilen im Umkreis; allein die Einwohner haben durch ihre Empörungen und die Kriege, die sie führten, den größten Theil derselben zerstört, so daß sie jetzt kaum noch ein Drittel ihrer ehemaligen Größe hat. Was jedoch von dieser Stadt noch übrig ist, ist sehr schön und sehenswerth. In Miaku hält der Herrscher seinen Hof, und hier ist auch der oberste Gerichtshof, wo drei Personen die Rechtspflege verwalten.**)

Uchakaia ist eine große und bedeutende Stadt, deren Einwohner reich und wohlhabend sind. Sie ist der Mittelpunkt des Handels und hier sind alle Kaufleute beisammen. Der Aermste ihrer Einwohner hat ein Kapital von 1000 Piastern, und einer des Mittelstandes besitzt 50,000 Thaler; die ersten Kaufleute haben ein unermeßliches Vermögen. Ungefähr 5000 Soldaten, welche außerhalb den Mauern lagern, wachen unausgesetzt über die Sicherheit der Stadt; ist es nöthig, daß sie in dieselbe gehen, so geht Einer nach dem Andern, oder zwei auf einmal, und dann ziehen sie sich wieder zurück.

Bungum ist die Hauptstadt einer Provinz. Diese Stadt ist sehr groß und hat eine schöne Lage. Man findet dort viele Christen, auch hat sie eine Schule, wo diese letztern die japanische Sprache erlernen und wo die Landeseingebornen im Lateinischen und Portugiesischen unterrichtet werden. Sie hat einen herrlichen Hafen am Ufer des Meeres.

Kuia besitzt ein Götzenbild in seinen Mauern, das bei den Einwohnern unter dem Namen Kunbudassy bekannt ist. In dieser Stadt werden die Prinzen und Großen des Reichs begraben; man kommt von weit her, um hier die Todten zu beerdigen; stößt man aber bei diesem Geschäft auf Schwierigkeiten, so reißt man dem Leichnam einen Zahn aus und begräbt ihn. Denn die Landeseinwohner glauben, daß wenn man hier auch nur einen Theil eines menschlichen Körpers beerdigt, so werde die Person, der er gehört, dennoch in der andern Welt mit allen ihren Gliedern versehen zu neuem Leben erwachen. Ihrer Meinung nach ist jener Kunbudassy der Erfinder der Buchstaben, deren sie sich bedienen; auch glauben sie, daß er, gleich dem Mahdy, den wir erwarten, noch nicht todt sey; daß er sich habe ein Grab bereiten lassen, in dasselbe gelegt worden und verschwunden sey, und daß er aufs Neue erscheinen werde. Man hat über sein Grab ein großes Bethaus gebaut, in welches sich die Bonzen haufenweise begeben, um ihre Gebete zu verrichten.

Fiungu liegt 18 Parasangen von Miaku. Im Jahr 1596, nach christlicher Zeitrechnung, stürzte ein Erdbeben einen Theil dieser Stadt um, und der Rest wurde durch Empörungen der Einwohner zerstört und verbrannt; jetzt ist sie verfallen und bietet nichts Bemerkenswerthes. — Nagnzaki (Nanzusaki) hingegen ist eine große und bedeutende Stadt; sie liegt inmitten einer Insel (Ximo). Dansiten, Funaium und Tussa sind berühmte und beträchtliche Städte. Die Namen der übrigen sind folgende: Kungusima liegt am Meer; ihre Einwohner waren die ersten, welche den christlichen Glauben annahmen. Kakata ist ein großer Hafen. In den Umgebungen von Dukusada befinden sich die Städte Zewau, Manefati, Bundyen, Tschikun, Juwami, Laingu, Dufby, Rima und Flanniama. Die Bonzen dieser Gegenden wohnen größtentheils in der letztern Stadt, was ihr großes Ansehen gibt.

Die Stadt Naraba ist durch drei Gegenstände berühmt, erstens durch ein ehernes Götzenbild, das an Größe selbst den Koloß von Rhodus übertrifft; zweitens befinden sich daselbst viele gezähmte Hirsche, welche das Volk anbetet, und drittens ist in der Nähe der Stadt ein großer See voller Fische, die man, da sie den Götzen geweiht sind, täglich mit Reiß füttert. Es ist verboten, sie zu fangen.

Ferner sind da noch die Städte Nazzu, Tumukatu, Owlad, Mini und Kawatschitu, welche letztere die Hauptstadt des Stammes Sun ist. In Bandu ist die große Schule der Bonzen. Ateuria ist ebenfalls eine berühmte Stadt, wo sich die Kaufleute des Handels wegen vereinigen; da sie aber im Norden der Insel liegt, so ist die Kälte daselbst sehr streng. Japan hat eine große Menge Seehäfen; der berühmteste unter diesen ist zu Othinufamanus, wo man zu allen Zeiten eine unzählige Menge von Schiffen vor Anker gehen sieht.

*) Uebersetzt aus dem türkischen Werke Dihan Numa, von Hadji-Khalfah, erster Sekretär und Finanzminister Amurath IV.

**) Meaco oder Miaco, große und berühmte kaiserliche Stadt auf der Insel Nifphon, von der sie früher die Hauptstadt war. Der Dairi, d. h. der geistliche Kaiser, residirt daselbst mit einem Schatten von religiöser Oberherrschaft, um ihn über den Verlust der wirklichen zu trösten, die ihm der Kubo, oder weltliche Kaiser entrissen hat. Meaco ist das große Magazin für alle Manufakturen Japans und die bedeutendste Handelsstadt. Sie ist regelmäßig gebaut und alle ihre Straßen sind nach rechten Winkeln durchschnitten. Eine im Jahre 1676 vorgenommene Volkszählung, welche die Einwohner nach Religionssekten eintheilte, ergab mehr als 600,000 Seelen. Der berühmte Reisende Kämpfer beschreibt Miacu in seiner Geschichte Japans. Dieser Name bedeutet im Japanischen nur Stadt; man gibt ihn Meaco vorzugsweise, so wie die Römer Rom mit Urbs bezeichneten. Sie liegt in der Provinz Jamatto. Der Pater Riccioli gibt in seiner verbesserten Geographie zwei verschiedene Lagen von Meaco an, nämlich: Länge 156° 24′ oder 157° 23′, Breite 35° 45′ oder 36° 0′ und Mac Carthy in seinem neuen geographischen Wörterbuch: N. Breite 35° 24′, östl. Länge 151° 10′.

Digitized by Google

2. Gebäude und Denkmäler.

Japan besitzt herrliche Tempel und Klöster für beide Geschlechter. Die Paläste sind groß und prachtvoll. Das Dach des königlichen Palastes ist, statt mit Ziegeln, mit vergoldeten Platten gedeckt. Die Plafonds der Landhäuser des Königs, die eine ungeheure Höhe haben, sind mit Goldblättern bedeckt und mit Gemälden geziert. Der König des Landes, Taikn genannt, hat in neuerer Zeit einen prachtvollen Palast bauen lassen. Man verwendete zu seiner Bedachung tausend von den unter dem Namen Tatamis bekannten Geflechte von unschätzbarem Werth. Die äußere Seite dieser Geflechte ist mit Gold und Seide durchwirkt und mit bewundernswürdiger Kunst gearbeitet. Jedes derselben hat 8 Vorderarmlängen und vier in der Breite. Das Holzwerk, dessen man sich zu diesem Gebäude bediente, ist von einem köstlichen Baum und mit der größten Sorgfalt zugerichtet. Es ist fast unmöglich, all die schönen Sachen und Zierrathen zu beschreiben, die dieses Gebäude einschließt. Vor dem Portal sah man einen großen, zu verschiedenen Gattungen von Spielen bestimmten Platz von amphitheatralischer Form, dessen beide Seiten von einander getrennt waren. Große Thürme von drei und vier Stockwerken schmückten außerdem noch das Gebäude. Man findet in Japan noch eine große Menge von Gebäuden dem oben beschriebenen ähnlich; da aber diese Insel öfter von Erdbeben zu leiden hat, so ist der größte Theil der Häuser von Holz. Indessen sieht man doch von Zeit zu Zeit Gebäude von behauenen Steinen sich erheben.

3. Flüsse und Gebirge.

Japan hat eine große Menge kleiner Flüsse und in gewissen Gegenden findet man auch warme mineralische Quellen von sicherer und schneller Wirksamkeit. Seitwärts von Miaku sieht man einen großen fischreichen See, dessen Ufer von Gärten umgeben sind, welche den Bonzen gehören. Japan hat auch sehr hohe Gebirge; zwei von diesen sind wegen ihrer Höhe besonders merkwürdig und berühmt. Jeden Augenblick sieht man aus dem Gipfel des einen Feuer strömen und der Teufel, sagt man, von einem glänzenden Lichtgewölk getragen, zeigt sich einigen andächtigen Verehrern der Götzen, die zu seinen Füßen gebeugt, Gebete an ihn richten. Das zweite dieser Gebirge wird Kidsiennama genannt, es ist um einige Parasangen höher, als die übrigen.

Washington als Jäger.

Die Zeit, welche der Obrist Washington in dem Zeitraume vom Jahre 1759 bis 1774 seinen Bemühungen für den Ackerbau abmüßigen konnte, ward größtentheils dem Vergnügen der Jagd gewidmet. Wir haben keine Nachricht, ob Schießen oder Fischen zu seinen Lieblingsneigungen gehörte; aber die gefährliche und verwegene Fuchsjagd entsprach seiner starken, kräftigen Jugend, und stimmte vollkommen zu seinem Geschmack und seiner natürlichen Neigung für Reitübungen.

Seine Jagdhunde hatten ihren Aufenthalt ungefähr hundert Ruthen südlich von seiner Familiengruft, wo jetzt auch seine verehrte Asche ruht. Das Gebäude, obgleich von plumper Bauart, war für die Hunde doch eine bequeme Wohnung, ein großer mit Pallisaden eingeschlossener Raum, in dessen Mitte eine Quelle war. Die zahlreiche und gewählte Koppel ward von dem Obristen, eben so wie seine Ställe, jeden Morgen und jeden Abend besichtigt. Alle waren so gut dressirt (worauf er sich, als Beweis seiner Geschicklichkeit, viel zu Gute that), daß wenn ein Leithund die Fährte verlor, ein anderer sie sogleich wieder aufnahm, und im Augenblicke, wo sie recht ausgriffen, hätte man sie alle mit einem Tuche bedecken können.

Während der Jagdzeit war Mont-Vernon der Sammelplatz der zahlreichen Liebhaber aus der Umgegend, aus Maryland u. s. w. Ihre Besuche dauerten nicht Tage, sondern Wochen, und sie wurden auf dem guten alten Fuß der ehemaligen virginischen Gastfreiheit behandelt. Washington, immer vorzüglich gut beritten und im ächten Jagdcostüm, blauem Oberrocke, Scharlachweste, Beinkleider von Dammhirschleder, Umschlagstiefeln, Sammtmütze und einer Peitsche mit langen Riemen, brach beim Grauen des Tages mit seinem Hundewärter Will Lee, seinen Freunden und Nachbarn auf. Niemand galoppirte schärfer, und Keiner belebte mit lauterer Stimme das Echo der Wälder als der, der später bestimmt war, durch Ruf und Beispiel seine Mitbürger zum glorreichen Kampfe für die Unabhängigkeit zu begeistern. Dieß waren die Jagdeinrichtungen vor der amerikanischen Revolution.

Nach dem Frieden vom Jahre 1783 ward diese Einrichtung, welche während des Kriegs zerstört worden war, durch die Ankunft einer Koppel französischer Hunde, die der Marquis Lafayette überschickte, wieder hergestellt. Diese Jagdhunde waren von großem Wuchse, „Hunde, die von den alten Molossen abstammten, mit starkem Gebisse, langen Ohren, die den Thau des Morgens fegten, zottig wie die Bäffel von Salone und mit klaffendem Maule gleich den Glocken."

So groß war ihre Stärke, daß sie nicht nur den edeln Hirsch besiegten, sondern auch den Wolf und den furchtbaren Bären bekämpften, und selbst dem königlichen Löwen Stand hielten. Diese Hunde waren wegen ihrer natürlichen Wildheit meist eingesperrt; aber wehe dem Fremden, der bei dunkler Nacht an ihrem Stalle vorbeiging. Waren die Thüren zufällig offen geblieben, so war er unfehlbar verloren, wofern er nicht irgend einen schützenden Baum erklimmen oder die Peitsche des Wärters nicht schnell genug zu seiner Hülfe herbeieilte. Dieser Wärter führte bei ihren Mahlzeiten stets den Vorsitz, und nur durch reichlich vertheilte Peitschenhiebe konnte eine Art von Ordnung unter diesen wilden Jägern gehandhabt werden.

Gewöhnlich jagte man, wenn die Witterung es erlaubte, dreimal in jeder Woche. An solchen Tagen ward das Frühstück bei Fackelschein aufgetragen; das des Generals bestand in einem indianischen Maiskuchen und einer Tasse Milch. Ehe noch der Hahn den anbrechenden Morgen verkündete, hatte die ganze Kavalkade oft schon das Haus verlassen, und der Fuchs war häufig bereits vor Aufgang der Sonne gestellt. Diejenigen, welche Washington zu Pferde gesehen haben, werden eingestehen, daß er der vollkommenste Reiter im ausgedehntesten Sinne des Wortes war; er ritt, wie er Alles that, mit Leichtigkeit, Anmuth und Kraft. Waren auch seine Reitpferde nicht fehlerfrei, so verschwand doch Alles vor ihrer Kühnheit und Sicherheit; er verlangte, wie er sagte, nur Eine Eigenschaft, nicht zu stolpern, und er lachte bei dem Gedanken, daß er je abgeworfen werden könnte, während das Pferd auf seinen Füßen bliebe. Wirklich gestattete ihm auch seine Muskelkraft einen so festen Schluß, daß das Pferd eben so leicht sich seines Sattels als eines solchen Reiters hätte entledigen können.

(Schluß folgt.)

Civilisation in Aegypten.

In dem Briefe eines englischen Reisenden aus Aegypten (mitgetheilt in den Nouvelles Annales des voyages) heißt es: „Ich kann nicht genug sagen, wie sehr sich die Türken oder vielmehr die arabischen Türken in Alexandrien verfeinert haben. Ich will hier nur als Beweis davon eines Gastmahls erwähnen, das Kerchibbey den europäischen Konsuln gab, und wozu auch ich eingeladen war. Dieser Bey hat ein sehr einnehmendes Gesicht, eine schöne Gestalt und einen Ausdruck von großer Offenherzigkeit; er war ehemals mamelukischer Sklave; aber da er sich die Gunst des Pascha's zu erwerben wußte, so wurde er bis zum Range eines Generals erhoben, und gegenwärtig stehen alle Truppen in der Umgegend von Alexandrien unter seinem Befehle. Wir versammelten uns in seiner Wohnung gegen Mittag und wurden hier zuerst mit Musik, Tänzern, Ringern, Seiltänzern unterhalten. Um zwei Uhr wurden wir ersucht, ein Stockwerk höher zu Tische zu gehen. Ich war nicht wenig überrascht bei dem Eintritte in den Saal, eine lange Tafel zu sehen, die ganz auf englische Weise bestellt war, Wein in Karafen, Gläser von jeder Art, Salzfässer u. s. w. Das Essen begann mit einer Suppe, wornach Fisch kam, und so folgten sich noch mehrere Gerichte. Wir tranken Wein, Gesundheiten wurden ausgebracht und gingen rund um den Tisch; ich will hier einige anführen, um zu zeigen, welche Veränderung sich in den Sitten der Schüler Mohammeds zugetragen hat. Zuerst trank man auf die Gesundheit des Pascha's; dann auf die der mit ihm befreundeten europäischen Souveräne; auf die Philanthropie; auf die Freundschaft; auf ein gutes Einverständniß zwischen den Europäern und Unterthanen des Pascha's. Ein Toast hieß: „Glück den Arabern, und mögen sie in Aegypten sich vermehren!" Ein anderer: „Auf die Civilisation der ganzen Welt!" wurde von einem jungen arabischen Türken, der den Rang eines Obristlieutenants bekleidet, ausgebracht. Das Mahl endigte gegen fünf Uhr Abends.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 276. 3 Oktober 1831.

Die Albanesen in Italien.

(Schluß.)

Die in diese Gegenden verschlagenen armen Albanesen haben am Tage der Abreise aus ihrem Vaterlande nicht das beste Loos gezogen. Seit drei Jahrhunderten thun sie dem dürftigen Boden, dem Alles abgezwungen werden muß, Gewalt an. Kastanien, ein wenig Getreide und schlechter Wein in den tiefer gelegenen Gegenden bezahlen kaum die harte Arbeit des ganzen Jahres. Noch höher oben zu Castel nuovo wohnen gleichfalls Albanesen, die in Einsamkeit und Elend darben. Aermer, als ihre übrigen kalabresischen Landsleute, haben sie mit diesen Sprache und Religion gemein. In den höchst gelegenen Gegenden wohnhaft bringen sie die Hälfte des Jahres in Schnee vergraben zu, und sind dem Wein und starken Gewürzen ergeben; unter andern bedienen sie sich als Gaumenreiz häufig des Glockenpfeffers (peperoni). Ich hatte hier Volkslieder anzutreffen gehofft, fand aber davon noch geringere Spuren als zu San Demetrio.

Sowohl in Calabrien als in der Basilicata fand ich noch andere Albanesenniederlassungen, bei denen zwar noch der griechische Kultus, ein eigenes Idiom und Manches von dem Costume ihrer Väter übrig ist, sonst aber alle Nationallieder und Gebräuche erloschen sind, was hauptsächlich ihrer minder abgesonderten Lage zugeschrieben werden muß. Auch in den Ebenen der Puglia von Otranto bis an das Ufer des Biferno fand ich noch Einwohner von albanesischem Stamm, *) aber sie haben sich größtentheils so mit der umwohnenden Bevölkerung vermischt, daß kaum noch eine Spur ihres Ursprungs an ihnen zu entdecken ist. Nur ihrer Lage haben es die Griechen des Gebirges zu danken, wenn sie noch eine Zeit lang ihre Volksthümlichkeit behaupten; in die Ebene herabgestiegen, werden sie italienischer Art und Sitte unterwürfig und verlieren alle Eigenthümlichkeit bis auf den griechischen Ritus. Nur einige Eigennamen sind noch, wie schwimmende Trümmer des großen Nationalschiffbruches übrig, die an ihren Ursprung erinnern. Es gibt in der Capitanata noch Castrioten, obgleich die Geschichtschreiber behaupten, der letzte Sprößling von Skanderbeg's Stamme, der Marquis von Saint-Ange, sey in der Schlacht von Pavia unter dem Schwerte Franz I selbst gefallen.

Die Albanesen der Provinz Molise, des alten Samniterlandes, haben noch Vieles von ihrer Nationalität bewahrt, und zwar den Kultus und die Tracht ihrer Vorfahren aufgegeben, aber doch noch ihre Sprache und vorzüglich ihre reizbare und rachsüchtige Gemüthsart behalten. Ihr Wahlspruch ist wie bei ihren kalabresischen Brüdern: sangue lava sangue — Blut wird nur mit Blut abgewaschen. Mehr als Ein Beispiel könnte ich anführen, wie dieser blutdürstige Grundsatz in Vollzug gesetzt wird. Selbst einige Bruchstücke alter Nationalgesänge finden sich noch unter ihnen. Zu Porta Cannona, einem Dorfe, einige hundert Schritte vom Biferno, hörte ich dieselbe Ballade von Constantin dem Kleinen singen, die ich sechs Monate vorher zu San Sofia vernommen hatte. Dieses an zwei Ortschaften, die durchaus in keiner Berührung mit einander stehen und durch mehr als hundert Meilen und furchtbare Gebirge geschieden sind, vorhandene Lied bewiese, wenn es nöthig wäre, hinlänglich ihren gemeinschaftlichen Ursprung.

Die Albanesen bewohnen im Königreiche Neapel neunundfünfzig Ortschaften, und bilden eine Bevölkerung von mehr als sechzigtausend Seelen, die dem Lande nützlich geworden sind, indem sie unwirthbare Felsen anbauten und wüste Einöden bevölkerten. So lange die Regierung diesen Nutzen erkannte, begünstigte sie die Einwanderung der Albanesen, die bis auf Karl V fortdauerte; die Ungeschicklichkeit der Vizekönige machte ihr aus kindischer Furcht und durch lächerliche Kniffe ein Ende.

So bietet das Königreich Neapel, dessen prachtvolle Natur von einer bewunderungswürdigen Mannichfaltigkeit ist, auch durch seine Bevölkerung dem Denker Stoff genug. Alle Völker der alten wie der neuern Zeit, von dem biblischen Phönizier an bis auf die dreifarbige Fahne der Republik haben sich darauf umhergetummelt. Alle haben dort Spuren von sich zurückgelassen, wie jedes Zeitalter seine Denkmäler. Alle Staatsformen bildeten und bekämpften sich dort. Alle Meinungen, Glaubensansichten und Leidenschaften stießen dort aufeinander. Von so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, so oft in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert, ist Italien von Ermüdung befallen zur Ruhe gegangen. Man stellt sich mit bekümmertem Herzen oft die Frage: ist diese Ruhe nicht die Ruhe der Altersschwäche, des Todes? Oder sollte dieses Italien, das dreimal seine eigene Civilisation schuf, von dem dreimal das Licht über

*) Selbst in den Abbruzzi ulteriori fand ich ein kleines albanesisches Dorf das noch den griechischen Kultus beibehalten hat, es ist Villa Badessa, nahe bei Civita di Penne.

Digitized by Google

Europa aufging, nicht geendigt und sein Geschick noch nicht erfüllt haben? Mit Schmerz sieht man es in seiner Unmacht von den undankbaren Nationen des Abendlandes mit Füßen getreten, und für seine Erniedrigung in der Gegenwart findet man nur Trost in seiner großen Vergangenheit; aber auch die Hoffnung, daß es seine Auferstehung einst feiern werde, wenn es sich wieder zum Bewußtseyn seiner Kraft ermannt hat.

Manilla und seine Umgebungen.

(Schluß.)

Gerne hätte ich nun auch die Reise um den See Laguna gemacht, der ungefähr 10 (franz.) Meilen von der Stadt entfernt liegt, und bat Herrn Tuasson, mir abermals Führer zu bewilligen; er versprach es, bemerkte mir aber, daß diese Reise wenigstens eine Woche erfordern werde. Ungern verzichtete ich darauf, diese herrliche Landstrecke zu besuchen, aber ich hatte von meinem Schiffe aus die Weisung erhalten, mich nicht weit zu entfernen, um jeden Augenblick bereit zu seyn an Bord zu gehen. So mußte ich meine Wanderungen auf die nächsten Umgebungen von Manilla beschränken. An der Stadt befindet sich eine Menge großer und herrlicher Gärten: alle sind höchst symmetrisch und mit bewundernswürdiger Ordnung angelegt. Sie werden meistens von Chinesen gebaut, welche sich durch den Anbau der köstlichsten Gartenfrüchte auszeichnen. Alle Morgen bringen sie dergleichen nach der Stadt, und verkaufen sie zu vortheilhaften Preisen. Die Industrie in diesem Zweige des Ackerbaues ist von den Chinesen aufs höchste getrieben. Sie allein so zu sagen, versehen die Märkte von Manilla mit Gartenfrüchten, und bereichern sich dadurch. Manche haben durch diesen Handelszweig allein ein kolossales Vermögen erworben. Dieß ist um so leichter, da die Kolonie sehr bevölkert und baares Geld so reichlich vorhanden ist, daß man selbst bei den unbedeutendsten Handelsgeschäften nur von Piastern spricht.

Der Reichthum von Manilla zeigt sich gleich bei der Einfahrt auf dem Flusse, der diese alte Hauptstadt des asiatischen Archipels durchströmt. Die Thätigkeit und fortdauernde Bewegung, die Menge der Handelsschiffe auf der Rhede, Alles athmet Größe und Reichthum. Der prächtige Fluß theilt die Stadt in zwei Theile, wovon der eine die Kriegsstadt, der andere die Handelsstadt heißt. Diese letztere ist weit größer als die erstere, wo indeß der Gouverneur seine Residenz aufgeschlagen hat. In der Kriegsstadt sind die Gebäude größer, solider, und meist besser gebaut als in der Handelsstadt: Alles ist ungemein reinlich. Das Fort ist gut erhalten und bildet eine Art Hufeisen. Beide Theile sind durch eine prächtige steinerne Brücke verbunden, die, so wie die angränzenden Straßen weit besser gepflastert ist, als die Brücken und die Straßen der Hauptstadt Frankreichs. Die Häuser sind von behauenen Steinen aufgeführt, und der erste Stock von einer Gallerie umgeben, deren Fenster aus Schuppen von Perlenmutter gemacht und so eingerichtet sind, daß man sie beim Oeffnen nur bei Seite schiebt. Diese Gallerien sind auch noch von Außen durch Jalousien geschlossen, sie geben einen angenehmen Spaziergang ab, wenn das schlechte Wetter am Ausgehen verhindert. Die Straßen sind gerade und sehr breit.

Es gibt in Manilla mehrere sehr reich ausgestattete Kirchen. Vor diesen Gebäuden oder an der Seite ist eine Art von Grotte, die in Felsen gehauen ist, und worin sich mehrere Reihen Todtenköpfe befinden. Wenn ein Indier vor einer solchen Grotte vorüber geht, macht er mehrere Male das Zeichen des Kreuzes, und wirft sich auf die Knie um zu beten. An Priestern fehlt es nicht, man stößt auf sie bei jedem Schritte in den Straßen. Sie vermiethen sich an reiche Einwohner. Herr Tuason unterhielt mehrere in seinen Landhäusern, wo er Kapellen bauen ließ, worin sie täglich Messe lasen. Weit minder aus Religion, als aus politischem Interesse wird die Priesterschaft gehoben. Die Religion ist ein so mächtiges Mittel, die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit zu beherrschen, daß man keineswegs versäumt, durch sie den Frieden und die Unterwerfung unter den Indiern zu behaupten. Wie alle Völker, denen es an Unterricht fehlt, sind diese Leute blind und fanatisch in ihrem Glauben. Alle Abende um 6 Uhr versammelt sich die Familie, und betet mit lauter vernehmlicher Stimme. Wenn man um diese Stunde durch die Straßen geht, so werden Einem die Ohren betäubt von dem Gesumme der zahllosen Stimmen, die jedoch kein Wort von Dem, was sie sagen, verstehen. Alles ist mit Amuleten überladen, wie bei den Mosleminen auf der Westküste von Afrika.

Die Zahl der Chinesen, die in der Stadt wohnen, ist beträchtlich; in ihren Händen ist fast der ganze Handel. Man trifft unter ihnen geschickte Handwerker jeder Art, besonders vorzügliche Zuckerbäcker. Uebrigens sind sie ungemein intrikant und diebisch; wenn sie mit Fremden zu thun haben, suchen sie ihnen auf jede mögliche Weise die Waaren um den doppelten Preis anzuhängen, und sie im Gewicht oder in der Qualität zu betrügen. Wehe dem Käufer, der zerstreut ist! Wenn er nur den Kopf wendet, so darf er sicher seyn, eine Waare von untergeordneter Qualität an der Stelle derer zu finden, die er zu kaufen meinte. Auf allen öffentlichen Plätzen gibt es Bazars, wo man zu jeder Stunde alle Arten von Eßwaaren zu äußerst billigem Preise haben kann. Auch der Zeug zu Kleidern ist sehr wohlfeil; er kommt aus China, wo die Handarbeit wohlfeil ist; übrigens ist er sehr leicht, wie die Hitze des Klimas ihn nöthig macht. Man trägt nur Hüte, die aus den Blättern des Pandanus oder der Nipa gemacht, und schwarz gefärbt sind; man hat sie von doppeltem und einfachem Geflechte, nirgends macht man so feine Hüte, wie zu Manilla.

Der große Reichthum dieser Länder und der mäßige Preis der Kolonialwaaren gehen nicht aus einem vervollkommneten Ackerbau hervor, den man hinsichtlich Dessen, was er dem Handel liefert, für nichts rechnen kann. Von den Waaren, die in den Handel kommen, kenne ich nur das Zuckerrohr, und Dieß wird nur in einigen Theilen der Insel gebaut; man hat aber daselbst keine Mühlen zur Auspeessung des Saftes, sondern bloß ein Rad von Stein oder Holz, das sich in einem hölzernen Trog dreht, der Kessel und das übrige dazu nöthige Geräth sind hier unbekannt. So schön auch der Zucker von Manilla ist, so trägt er doch nichts zum Handel oder zum Reichthum der Insel bei. Man fängt indeß an, sich die nöthigen Geräthe zur Gewinnung des Zuckers anzuschaffen. Einige Franzosen, die von Isle de France herkamen, scheinen den Zucker-

Digitized by Google

brennereien eine größere Ausdehnung geben zu wollen. Der Reiß wird zwar in großer Menge in der ganzen Kolonie gebaut, aber gleichfalls wenig oder gar nicht ausgeführt. Man kann sich einen Begriff von der inländischen Konsumtion von Reiß machen, wenn man bedenkt, daß Chinesen, Indier und Fremde bei jeder Mahlzeit Reiß essen, wie wir das Brod. Manilla die Hauptstadt der philippinischen Inseln, verdankt ihren Reichthum nur dem Tauschhandel. Die Chinesen und die Bewohner der umliegenden Inseln führen die Produkte ihres Bodens und ihrer Manufakturen hieher, eben so die Europäer, und jeder will eintauschen, was ihm sein eigenes Vaterland versagt.

Die Straße von Manilla nach Teralta ist, wie fast überall der Weg nach den Gärten und Dörfern, von zwei Bambushecken eingeschlossen. Die ungeheure Höhe und die Dichtigkeit dieses Gebüsches machen, daß auf die engen Wege kein Strahl der Sonne fällt, und der stärkste Regen kann kaum an einigen Orten die dichten Blätter durchdringen. Die Einwohner hegen diese Pflanze mit großer Vorliebe troz ihrer wuchernden Fruchtbarkeit. Sie gewährt ihnen eine Menge Vortheile, so kommt z. B. zum Bau ihrer Häuser kein anderes Holz, und sie machen, wie schon oben bemerkt wurde, Gefäße daraus von allen Formen und Größen: sie dient ihnen auch zur Einschließung ihrer Häuser oder Felder, und man brennt statt der Kerzen Bambusrohre.

Das Dorf Teralta ist groß und sehr bevölkert; Sanit-Roc, das nur 10 Minuten von Cavita entfernt ist, ist gleichfalls sehr beträchtlich, und hat eine ausnehmend schöne Kirche, obgleich Cavita selbst deren fünf besizt, die so zu sagen, aneinander stoßen. Cavita ist sehr schmuzig, die Häuser altväterisch, die Straßen eng und gar nicht oder entsezlich schlecht gepflastert.. Diese Stadt liegt auf einer sandigen Halbinsel, wo man nicht eine Hand voll Erde findet. Man kann zu Lande von Manilla nach Cavita gehen, indem man über Teralta und Altcavita den Umweg um die Bai macht. Der Weg ist sehr angenehm. Auf beiden Seiten sind Bambushecken, welche den Reisenden gegen die Strahlen der glühenden Sonne schüzen. Man trifft auf dem Wege eine ziemliche Anzahl großer indischer Dörfer, und sehr artige Landhäuser. Auf dem Bazar von Cavita versehen sich die Seeleute mit frischen Nahrungsmitteln.

Unter der armen Klasse in der Stadt und der Umgegend cirkulirt als Münze eine kleine Muschel, der die Naturforscher den Namen cypraea annulus gegeben haben: zehn Stücke davon machen einen Quartz, man findet sie aber gewöhnlich nur auf dem Viktualienmarkt; wo die Armen sich leicht ihre täglichen Bedürfnisse verschaffen. Dieß gibt eine Idee von der Wohlfeilheit der Lebensmittel, die im ganzen indischen Archipel statt findet. Diese kleinen Muscheln sind auch die Lieblingsmünze der Kinder, man sieht sie den ganzen Tag auf den öffentlichen Plazen um dieselben spielen. Eine der beliebtesten Vergnügungen, besonders auf den philippinischen Inseln, sind unstreitig die Hahnenkämpfe. Die apathischen Malaien hängen diesem Spiel oder vielmehr diesem Schauspiele mit einer Wuth nach, die ihrer Indolenz und ihrer Barbarei vollkommen entspricht. Junge Leute von 15—20 Jahren durchlaufen mit Hähnen von unglaublicher Größe unter dem Arm die Straßen der Städte und Dörfer, bis sie jemand finden, der seinen Hahn an den ihrigen wagt; dann wetten sie um eine Summe, die dem Werthe des kämpfenden Thieres gleich kommt, oder auch um Geringeres, je nach der Neigung der beiden Parteien. Wenn die Bedingungen festgesezt sind, so macht man die Anordnungen zum Kampfe. Bald sind beide Hähne mit einer Menge neugieriger und leidenschaftlicher Spieler umgeben. Die Kämpfer stehen sich gegenüber, schlagen mit den Flügeln, messen sich mit stolzen und funkelnden Blicken, und warten in dieser Stellung mit der lebhaftesten Ungeduld, bis ihnen ihr Herr das Zeichen zum Kampfe gibt. Sobald dieß erfolgt, beginnt ein hartnäckiger Kampf, der so lange dauert, bis der eine unter den wiederholten Angriffen des andern unterliegt. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit und mit welcher Erbitterung diese sonderbaren Hähne sich bekämpfen, sie scheinen gleichsam von den Leidenschaften ihrer Herren beseelt. Wenn der Zweck des Kampfes vollständig erreicht werden soll, und besonders wenn die Kräfte der beiden Kämpfer so ziemlich gleich scheinen, so begehen die Malaien die Grausamkeit, an den einen Fuß des Thieres über dem Sporn ein kleines Stilet anzubringen, womit der Gewandtere seinen Gegner eigentlich erdolcht, der Hahn, der auf diese Weise todt auf dem Platze bleibt, bezeigt unwiderleglich die Ueberlegenheit des Siegers. Kämpfe dieser Art finden hauptsächlich an Festtagen statt, und die Priester wohnen denselben ohne Umstände und zwar in ihrer Amtskleidung bei, auch wendet man sich an sie, um allenfallsige Streitigkeiten schlichten zu lassen. Das Merkwürdigste für mich bei diesen Kämpfen war die Veränderung, die in den sonst so gleichgültigen und apathischen Gesichtern der Malaien vorging; der Enthusiasmus, die Ausbrüche der Freude bei jedem neuen Kampfe waren sehenswerth; selbst die Priester theilten die allgemeine Fröhlichkeit. Die Malaien lieben sehr die Musik, bei allen Dorfbewohnern findet man ein Instrument, das aus einem runden hohlen Bambusstück besteht, das ungefähr anderthalb Fuß lang ist; über dasselbe sind einige Haarsaiten, beinahe alle von derselben Größe gespannt, welche, wenn man sie anschlägt, einige schwache, kaum von einander zu unterscheidende Töne von sich geben, die indeß dem apathischen Malaien nicht wenig Vergnügen machen. Leider langweilt er auch seine Gäste damit, indem er sie vortrefflich zu unterhalten glaubt.

Reise der englischen Fregatte Blonde ins schwarze Meer, im Jahre 1829.

Am 9 November 1829 segelte die Blonde von Constantinopel ab und verfolgte ihre Reise zwölf Stunden hindurch unter günstigem Winde. Am 10 trat ein starker Windstoß aus NO von dicker Luft und Schnee begleitet ein, und es scheint, daß das Wetter die ganze Fahrt hindurch so blieb. Am 15 kam sie nach Sewastopol in der Krimm; während dieser Ueberfahrt wurde das Senkblei an Tauen von 100. 120 und 140 Faden Länge wiederholt ausgeworfen, ohne, selbst mit dem leztern, bis auf eine Entfernung von kaum sechzehn Seemeilen von der Küste, Grund finden zu können.

Zu Sewastopol warf sie bis auf neun Faden innerhalb der äußern Rhede Anker, deren Einfahrt bequem, aber den West- und Nordwestwinden ausgesezt ist, die von Bänken und Riffen geschüzten Stellen ausgenommen, welche durch Baken bezeichnet sind. Der innere Hafen ist einer der schönsten, die es gibt; aber, waren nun die Quarantäne-Verordnungen, oder das Wetter Schuld daran, man konnte nur wenige Beobachtungen anstellen. Er ist ausschließend für die russische Marine bestimmt; mehrere Kriegsschiffe lagen eben daselbst vor Anker, die aber in sehr schlechtem Zustande zu seyn schienen; der Rumpf derselben war sehr von den Bohrwürmern (te-

Digitized by Google

redo navalis) beschädigt, was zu der Vermuthung veranlaßt, daß diese Schaalthiere hier besonders häufig sind.

Bei ihrer Abfahrt von Sewastopol hielt sich die Blonde längs der Küste, indem sie ihren Lauf nördlich nach Cap Tarhern, der nordwestlichen Spitze der Halbinsel, richtete; letzteres hat eine niedere Lage, und es befindet sich daselbst ein schöner Leuchtthurm, der bis auf eine Entfernung von zehn bis zwölf Seemeilen sichtbar ist. Hierauf segelte die Fregatte nach der gegenüber liegenden Küste, die man bei Akerman erblickte; es zeigte sich, daß die Entfernung eilf bis zwölf Seemeilen weniger betrug als sie auf den Karten angegeben ist. Die Blonde segelte nun nach Odessa und warf Anker auf sieben Faden innerhalb der äußern Rhede, die ganz offen ist und in paralleler Entfernung von der Küste gleiche Tiefe hat. Die Quarantäneverordnungen hinderten hier ebenfalls jede Verbindung mit dem Ufer; so viel man indeß vom Bord aus bemerken konnte, ist die Stadt schön; das Lazareth und die übrigen Gesundheitsanstalten sind weit vorzüglicher als zu Sewastopol. Dem Anscheine nach gab es weder Befestigungen noch aufgepflanzte Kanonen; der Gruß wurde von einer Brigg, dem einzigen im Hafen befindlichen Kriegsschiffe, erwiedert.

Die Blonde segelte hierauf längs der Küste nach Süden, berührte Varna, Burgaz, Sizeboli und andere Orte, und kam nach Constantinopel zurück. Ihre ganze Reise war verhältnißmäßig arm an Ereignissen; ist jedoch nichtsdestoweniger von Interesse, theils weil es die erste von einem englischen Kriegsschiffe im schwarzen Meere unternommene war, theils aber auch, weil sie einige Nachweisungen gibt, die zu Vergleichung der bestehenden Thatsachen mit den Berichten Anlaß geben können, welche von ältern Geographen so ausführlich mitgetheilt und von ihnen für sehr werthvoll gehalten wurden.

1) Die schlechte Witterung, welche die Fregatte auf ihrer Fahrt zu bestehen hatte, kann man als einen neuen Beweis für die sprüchwörtlich gewordene Unfreundlichkeit des schwarzen Meeres annehmen, die ihm, wie man sagt, in Verbindung mit der Grausamkeit der ersten Bewohner eines Theils seiner Küsten, anfänglich den Namen Axenos oder des ungastlichen zugezogen hatte; ein Name, der später, wahrscheinlich als die Griechen ihre Kolonien längs den Küsten vermehrt hatten, in Euxinos (gastlich) verändert wurde. Man glaubt auch, daß der erstern Ursache halber ihm der Name des schwarzen Meeres beigelegt wurde.

2) Die außerordentliche Tiefe dieses Beckens ist um so merkwürdiger, als Polybius und lange vor ihm auch Strabo bestätigen, daß es sich zu ihrer Zeit sehr schnell ausgefüllt habe. Nach der ungeheuern Menge großer Flüsse, die in demselben ausmünden, sollte man fast glauben, es sey unmöglich, daß Dieß nicht geschehe, obgleich die Wirkung fast kaum bemerkbar ist und es auch nicht eher werden kann als bis der Grund sich bis auf eine beträchtliche Höhe über die Oberfläche erhoben haben wird; denn nach einer andern von der Blonde bekannt gemachten Beobachtung findet man selbst an der östlichen Mündung, in welche sich der Dniepr, der Bug und Dniestr ergießen, bis auf eine Entfernung von zwanzig Meilen keinen Absatz von Schlamm, sondern nur Kieselsteine und Muschelbruch. Es ist einleuchtend, daß die Strömung dieser Flüsse erdige Theile noch über jenen Punkt hinaus führen und in Tiefen absetzen muß, deren Grund man bis jetzt noch nicht erreichen konnte.

3) Man hat die Bemerkung gemacht, daß Sewastopol nicht die alte Sebastopolis Augusta, ehemals der Stapelplatz des beträchtlichen römischen Handels mit Indien, sey. Plinius berichtet, daß man in dieser Stadt hundert und fünfzig Dolmetscher zur Erleichterung des Verkehrs mit dreihundert Nationen, besoldete. Dieser Ort, später Dioscurias und jetzt Iscuriah genannt, liegt an der östlichen Küste des schwarzen Meeres, dreißig Meilen von der Ausmündung des Phasis oder des Flusses der Argonauten.

4) Odessa liefert einen neuen Beweis, wie unrichtig die Russen die klassischen Namen der alten Städte an diesem Meere anwenden; denn sie ist keine von jenen Städten, welche Odessa genannt wurden; selbst Kherson liegt nicht auf der krimmischen Halbinsel, welche von ihr den Namen Chersonnesus erhielt, oder ihn jener Stadt gab.

5) Als der Kapitän der Blonde, dessen Tagbuch die vorstehenden Bemerkungen entnommen sind, an der Ausmündung der Donau vorüberfuhr, beschrieb er auf das genaueste die Ansicht der Schlangeninsel, welche von den Geographen gewöhnlich für die Insel Leuce oder Insel des Achilles gehalten wird, deren bei den alten Schriftstellern, als an der Ausmündung jenes Flusses gelegen, Erwähnung geschieht; ein Gelehrter, Doktor Goodenough, hingegen glaubt, man müsse diese Insel näher am Lande suchen, und vielleicht sey sie jetzt bereits der Küste einverleibt, da das Delta der Donau sowohl als aller Flüsse von der nämlichen Art sich jährlich weiter ins Meer hinein erstreckt. Zum mindesten ist es gewiß, daß eine Bank, von der Polybius sagt, sie sey eine Seetagreise, das heißt, dreißig bis vierzig Seemeilen vom Ufer entfernt gewesen, und viele Schiffe seyen an ihr gescheitert, sich nicht mehr in dieser Entfernung befindet, da die Blonde, welche sich während der ganzen Reise bis auf weniger als vierthalb Seemeilen vom Leuchtthurme entfernt hielt, mit dem Senkblei nie auf geringere Tiefe als zehn Faden stieß.

Vermischte Nachrichten.

Während civilisirte Staaten ihren Unterthanen die freie Presse entziehen oder beschränken, und ihnen so die einzige Zuflucht gegen Mißbrauch der öffentlichen Gewalt und gegen Despotismus der Beamten verweigern, fangen die Chinesen an, sich der Presse zu bedienen, um Gesetzverdrehung und Ungerechtigkeit, die unter ihrem väterlichen Bambusdespotismus nicht ungewöhnlich ist, zu rügen und durch die öffentliche Meinung bestrafen zu lassen. Das „Canton Register" enthält folgenden Artikel von der Feder eines Chinesen: „In dem Pwanyu-Distrikte lebte ein Weib, das an Le-yuen-fang vermählt war. Im vier und zwanzigsten Jahre der Regierung Kea-King (vor eilf Jahren) gerieth ihr Gatte mit einem aus dem Stamme Kin in Streit über ein zu einer Grabstätte bestimmtes Grundstück und machte die Sache bei Gericht anhängig. Die Familie Kin brachte es durch Bestechung dahin, daß dem Kläger der Besitz als unrechtmäßig abgesprochen wurde. Le-yuen-fang sagte kühn vor Gericht, er werde sich eher todt prügeln lassen als ein so ungerechtes Urtheil unterzeichnen. Ohne diese Formalität konnte aber die Sache vor Gericht nicht abgemacht werden. Der Kläger wurde deßhalb ins Gefängniß geworfen, und der reiche Kin bestach die Kerkermeister und bot ihnen großen Lohn, wenn sie Le-yuen-fang ums Leben bringen würden. Einen Monat darnach hatten sie den gottlosen Wunsch des Kin in Erfüllung gebracht; sie zeigten dem Gerichte an, der Gefangene sey erkrankt und gestorben. Nun erhielten sie das Blutgeld und dachten nicht mehr an die Sache. Die Wittwe stellte Berufungen an die obern Gerichtshöfe Fok, Sze u. s. w., erhielt aber keinen andern Bescheid, als daß die Sache an die erste Behörde zurückverwiesen und darüber Bericht verlangt wurde. So zog sich der Streit in die Länge, ohne ein Resultat herbeizuführen. Inzwischen war der Sohn des Verstorbenen herangewachsen, und es wurde seine Pflicht, den Tod seines Vaters zu rächen. Aber auch jetzt wieder nahmen die Kin zu Geld ihre Zuflucht und bestachen die Polizei, um den jungen Mann unter irgend einem Vorwande ins Gefängniß zu werfen. Die Wittwe war nun unthätig, und im sechsten Monate dieses Jahrs erschien sie zu Canton, um bei Foo-yuen Hülfe zu suchen. Dreimal wendete sie sich an den Gerichtshof, und dreimal wurde sie mit ihrer Klage abgewiesen. Se. Excellenz ging eben aus, als die arme Frau abermals ihre Bittschrift ihm überreichte. Er weigerte sich, sie anzunehmen. Da schrie sie laut: „Ungerechtigkeit! Unterdrückung!" und schnitt sich mit einem Messer in den Hals. Das Gefolge Foo-yuens erzählte ihm den Vorgang, und er befahl, die Wunde der Frau zu untersuchen. Es waren neun Wahrscheinlichkeiten vorhanden, daß sie sterben würde; allein Foo-yuen erklärte, er werde ihre Sache nicht vernehmen, bis sie genesen sey. Die Beistände der armen Frau wurden höchlich darob entrüstet und machten die Geschichte bekannt. O schrecklicher Vorfall! O ungerechteste Unterdrückung!"

•

Als einen Beweis der Steigerung des Werthes von Grundeigenthum in Nordamerika führen dortige Blätter die Thatsache an, daß unlängst zu Philadelphia der Gasthof zum indianischen Könige mit einigen Grundstücken um 42,200 Dollars verkauft wurde, der vor einem Jahrhundert, einer alten Wirthschaftsrechnung zufolge, nur einen jährlichen Pachtzins von nicht mehr als 15 Schilling eintrug.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 277. 4 Oktober 1831.

Ein Abend in den Gemächern der Anna Comnena. *)

(Bruchstück aus Walter Scotts neuestem Roman: Graf Robert von Paris.)

Ein Flügel des Palastes Blaquernal war ausschließlich der geliebten Tochter des Kaisers Alexius, der Prinzessin Anna Comnena eingeräumt, die uns von ihrer geübten Feder die Geschichte der Herrschaft ihres Vaters hinterlassen hat. Hier führte sie den Vorsitz in einem Kreise von gelehrten Männern, wie sie nur in jener Zeit eine kaiserliche Porphyrogenita, eine in dem heiligen Purpurgemache geborne Prinzessin, um sich versammeln konnte. Ein Blick auf ihre Umgebung wird uns mit den Personen bekannt machen, die ihre gewöhnliche Gesellschaft bildeten.

Die gelehrte Tochter des Alexius hatte jene strahlende Augen, jene regelmäßigen Gesichtszüge und alle Anmuth und Würde des Benehmens, die Jedermann der Tochter des mächtigen Griechenkaisers beigelegt haben würde, auch wenn man es nicht unbeschadet der Wahrheit hätte thun können. Sie saß auf einer kleinen Bank oder einem Sofa, da es dem schönen Geschlechte von Byzanz die Sitte nicht erlaubte, gleich den Römerinnen in der Gesellschaft sich zu legen. Ein Tisch vor ihr war mit Büchern, Pflanzen und Zeichnungen bedeckt. Ihr Sitz stand auf einer Erhöhung, und Diejenigen, welche des freundschaftlicheren Vertrauens der Prinzessin genossen, oder mit denen sie besonders sprechen wollte, durften während sie das Glück einer solchen Unterredung genossen, auf dem kleinen Dais oder Vorsprung, auf dem ihr Stuhl erhoben stand, ihre Knie ruhen lassen, so daß sie in halb aufrechter, halb knieender Stellung blieben. Auf dieser Estrade standen noch drei andere Sitze von verschiedener Höhe unter demselben Baldachin, der sich über dem Haupte der Prinzessin wölbte; der eine derselben, genau von derselben Form und Größe wie der ihrige, war für ihren Gemahl, Nicephorus Briennius bestimmt. Nicephorus hegte, wie man behauptete, die tiefste Verehrung vor der Gelehrsamkeit seiner Gemahlin, wenigstens gab er sich den Schein davon, obgleich die Hofleute sich in's Ohr flüsterten, er bleibe öfters aus den Abendgesellschaften weg, als es der Prinzessin Anna und ihren kaiserlichen Eltern lieb sey. Hiezu pflegte man noch am Hofe unter vier Augen sich zu vertrauen, die Prinzessin Anna würde noch einmal so schön seyn, wenn sie nur halb so gelehrt wäre, auch ließ man wohl ein Wort davon fallen, daß sie, obgleich noch immer von außerordentlicher Schönheit, doch nur auf Kosten manches weiblichen Reizes ihren Kopf bereichert habe. Der Sitz des Nicephorus Brennius stand so nahe als möglich neben dem seiner Gemahlin, damit ihr kein Blick ihres schönen Gatten verloren ging und ihm kein Wort der Weisheit von den Lippen seiner gelehrten Ehehälfte. Zwei andere Stühle oder vielmehr Throne — denn sie hatten Fußschemel, Armhalter und gestickte Lehnkissen, des prachtvollen Baldachins darüber gar nicht zu erwähnen — waren für den Kaiser und die Kaiserin bestimmt, die oftmals den gelehrten Unterhaltungen ihrer Tochter beiwohnten. Bei solchen Gelegenheiten genoß die Kaiserin Irene in vollen Zügen das süße Glück einer Mutter, die sich mit einer so hochbegabten Tochter gesegnet sieht, während Alexius, wie es sich wohl oft begab, mit behaglichem Wohlgefallen, der im hochtrabenden Style der Prinzessin geschriebenen Geschichte seiner eigenen Thaten lauschte, oder zuweilen bei den tiefsinnigen Gesprächen der Prinzessin mit dem Patriarchen Zosimus und andern Hofgelehrten über die Mysterien der Philosophie sänftiglich einnickte.

An diesem Abende waren die vier beschriebenen Stühle bis auf den des Nicephorus Briennius von der kaiserlichen Familie eingenommen worden. Seiner Nachlässigkeit und Abwesenheit war vielleicht das verdrüßliche Wölkchen auf den Augenbraunen seiner schönen

*) Es wird seltsam genug zu vernehmen seyn, daß das Bruchstück eines Romanes, der in Abbotsford geschrieben wird und nicht einmal noch vollendet ist, über den atlantischen Ozean zu uns gelangte. Die Sache aber ist diese. Walter Scotts neuester Roman soll zu gleicher Zeit in Amerika und England erscheinen. Demnach werden die Probebogen, wie sie zu Edinburg nach einander gedruckt sind, nach Philadelphia geschickt, wo in der dortigen Nationalzeitung das hier übersetzte Fragment mitgetheilt wurde. Wenn die Sprichwörter wahr sind: Weit hergeholt ist kostbar, oder fremdes Brod schmeckt den Kindern wie Zucker, so hat das vorliegende Bruchstück einen hinlänglich langen Weg gemacht, um willkommen zu seyn. — Zu bemerken ist noch, daß der Roman: Graf Robert von Paris am Ausgang des eilften, oder zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zu Konstantinopel spielt, also um die Zeit der ersten Kreuzzüge. Man sieht, daß Walter Scott einen Stoff gewählt hat, so reich, als sich nur einer erdenken läßt. Helden, Heilige, Fanatiker, Schwärme von Heroen und Vagabunden des Abendlandes, asiatische Horden, nordische Wäringer und entartete Griechen, die erhabensten Beispiele von Frömmigkeit und Tugend, und die hochmüthige Knechtschaft eines despotischen Kaiserhofes treiben sich im wilden Chaos durcheinander, harrend nur der schöpferischen Hand des Dichters. A. d. R.

Digitized by Google

Gemahlin beizumessen. Neben ihr auf der Estrade befanden sich zwei Jungfrauen ihrer Dienerschaft in weißem Gewande, Sklavinnen mit einem Wort, die auf Polstern kniend ruhten, wenn man ihrer nicht als einer Art lebendigen Bücherpultes bedurfte, wobei sie die Pergamentrollen halten oder entfalten mußten, in welchen die Prinzessin ihre eigene Weisheit niederlegte oder fremde schöpfte. Eines dieser Mädchen, Namens Astarte, war als Schönschreiberin ausgezeichnet, und sie verstand die Buchstaben verschiedener Sprachen so zierlich zu schreiben, daß sie kaum dem Schicksale entging, dem Kalifen — der im Vorbeigehen gesagt weder lesen noch schreiben konnte — zum Geschenke gemacht zu werden, zu einer Zeit, wo Alles daran lag, ihn bei guter Laune und in Frieden zu erhalten. Violanta hieß die andere Dienerin der Prinzessin; gewöhnlich nannte man sie auch die Muse; als Meisterin in Gesang und Saitenspiel waren sie einmal dem Erzherzog von Apulien, Robert Guiskard, zum Geschenke gemacht worden, um ihn durch den Zauber ihrer Kunst in gute Stimmung zu versetzen; allein da er alt und stocktaub war und das Mädchen damals noch kaum zehn Jahre zählte, so sendete er das kostbare Geschenk dem kaiserlichen Geber zurück, und ersuchte mit der diesen ränkevollen Normanen bezeichnenden Eigenmächtigkeit, man möchte ihn statt des Schreihalses von einem quäckenden Kind eine Sklavin schicken, die sich besser zu seinem Vergnügen eigne.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderfahrten in Chili.

1. Der Vulkan von Antuco.

(Fortsetzung.)

„Der La Laja ist einer der größten unter den dem Biobio zuströmenden Flüssen; er ist tief und reißend, und wir waren genöthigt, mehrere Meilen aufwärts zu gehen und eine Stelle zu suchen, wo unsere Pferde sicher hinüberschwimmen konnten. Das Land zu beiden Seiten ist hoch, und bildet einen Theil der Ebene, welche das Meerufer von den Cordilleren scheidet.

„Als wir uns dem Thale von Antuco näherten, welches sich bis mitten in das Gebirge zum eigentlichen Fuß des Vulkans erstreckt und mehr als 50 Stunden von Conception entfernt ist, fanden wir die geringsten Anhöhen mit dem schönsten Holzwuchse bedeckt, dem ersten, der diesen Namen verdient, welcher uns bis jetzt in Chili zu Gesicht gekommen war. Der Boden war gut, das Gesträuch und der Graswuchs üppig.

„Das kleine Dorf Antuco fanden wir gänzlich verlassen; alle seine Bewohner waren aus Furcht vor dem berüchtigten Gebirgsräuber Pinchora und seiner Bande theils über den Fluß gegangen, oder hielten sich im Gebirge verborgen. Wenige Tage vor unserer Ankunft war das Dorf von ihm geplündert, die armen Indianer aller ihrer Habseligkeiten beraubt, mehrere Männer getödtet und 14 junge Mädchen mit Gewalt entführt worden. Eine dieser letztern wurde am Fuße des Vulkans ermordet und in den Fluß geworfen; ihren von Lanzenstichen durchbohrten und ganz zerfleischten Körper fand man zehn Stunden unterhalb Antuco. Zwei Nächte brachten wir auf der Weide bei unsern Pferden sehr unbehaglich zu. Nachdem wir uns aus der Nachbarschaft mit einem Führer, frischen Pferden und Mundvorrath auf sieben Tage versehen hatten, setzten wir unsere Reise, nach dem 24 Meilen tiefer in den Cordilleren gelegenen Vulkan fort. Der rauhe und steinichte Weg führte uns größtentheils längs der Ufer des La Laja durch ein enges Thal, das nur wenige des Anbaus fähige Stellen bietet; ungeheure Abgründe gähnten uns zu beiden Seiten an, und die ganze Scenerie gewährte einen unbeschreiblich großartigen Anblick. Gegen Westen verliert sich das Thal allmählich in der Ebene, welche den Fuß des Gebirges umsäumt, während der Blick nach Osten gerichtet an der unermeßlichen Höhe der Berge ermattet, die sich, einer hinter dem andern emporsteigend, in die Wolken verlieren.

„Spät am Nachmittag erreichten wir den Fuß des Vulkans bis auf zwei Stunden und schlugen unser Nachtlager in einer kleinen von 36 Mann besetzten Festung auf, die als Vorposten auf diesem die Straße nach Pinchara beherrschenden Passe standen. Die Lage dieses Postens ist so fest und sicher, daß wir uns überzeugten, selbst mit dieser Handvoll Menschen gegen jeden Angriff der Gebirgsräuber vollkommen geschützt zu seyn. Der Platz, wo sich diese kleine Befestigung befindet, welche hier zu Lande mit dem Namen eines Kastells beehrt wird, war, wie wir bemerkten, früher die Höhlung eines alten Kraters von großer Ausdehnung gewesen. Der La Laja, der aus seiner Quelle herabfließt und mit reißender Schnelligkeit längs dem Fuß des Vulkans über Schichten von Schlacken hinströmt, scheint diese alten vulkanischen Ruinen in zwei fast gleiche Hälften zu theilen. Auf jeder Seite ragen die alten Wände des Kraters noch ziemlich hoch empor. Der zwischen ihnen liegende, kaum eine Stunde breite Raum, besteht aus Kohlenstaub, Asche und verkalkten Felsen, deren Oberfläche sich nach und nach in fruchtbare Erde verwandelt hat, und mit Pflanzenwuchs bedeckt ist. Von Osten nach Westen war der Vulkan von weit größerer Ausdehnung. Die Felsblöcke die früher in seinem Bereiche lagen, bilden jetzt, so zu sagen, sekundäre Formationen von glatter Außenseite, welche nur mit dürftigem Gras bedeckt ist. Der Vulkan ist augenscheinlich eingestürzt, wodurch der Krater verschüttet wurde, und der Fluß, der früher seinen Lauf über den Berg wegnahm, hat sich nach und nach ein tiefes Bett durch denselben gegraben. Wir untersuchten den Vulkan von allen Seiten, erkletterten alle Höhen desselben und stiegen in alle seine Klüfte hinab; überall, vom Bette des Flusses bis zu seiner höchsten Spitze, besteht er aus verschiedenen Erzeugnissen vulkanischer Thätigkeit, welche in wilder Unordnung über einander gethürmt liegen. Wer ein ungeheures Gebäude gesehen hat, dessen Dach und innere Abtheilungen, vom Feuer zerstört, eingestürzt sind, während die verbrannten und geschwärzten äußeren Mauern noch stehen, kann sich vielleicht das beste Bild von den riesenhaften Ruinen machen, die uns umgaben, so wie von der gewaltigen Erschütterung, deren es bedurfte, um sie zu bilden.

„Ehe wir nach dem Vulkan aufbrachen, gingen wir an einem großen Gebirgsstrom aufwärts, der von dem Hauptgrat der Cordilleren herabkam. Die nämlichen vulkanischen Trümmer waren nach allen Richtungen umhergestreut, einige geschmolzen, andere zum Theil verkalkt, keine aber in ihrem Urzustande. An andern Stellen fanden wir ungeheure Massen von Tuffstein; Alles trug

Digitized by Google

indeß Spuren von dem hohen Alter des Ausbruchs. Nachdem wir mehr als eine Stunde Wegs längs und über diesen Ruinen zurückgelegt hatten, kamen wir an eine Stelle, wo ein Liebhaber vulkanischer Forschungen in einem wahren Paradies geschwelgt haben würde. Auf der eigentlichen Höhe, wo sich der Fluß aus den zahllosen kleinen Bächen bildet, welche über die steilen Abhänge des Berges schäumend herabstürzen, befindet sich ein freier Platz von ungefähr hundert Morgen Landes, der früher der Trichter eines Kraters war. Die Merkmale sind zahlreich und unverkennbar. Auf drei Seiten stehen noch die aus Hornblende bestehenden Wände des Kraters, welche an einigen Stellen mehr als 5000 Fuß hoch meist senkrecht emporsteigen; sie sind zum Theil verkalkt und mit unzähligen Rissen in verschiedener Richtung bedeckt; lauter senkrechtlaufende Spalten, durch welche das Feuer und die in der Tiefe geschmolzenen Massen ihren Ausweg nahmen.

„Seit der Vulkan erlosch und der Krater sich ausfüllte, sind große Stücke und überhängende Theile der Felsen und des Berges heruntergestürzt und haben sich in formlosen Massen aufgethürmt. Wir bestiegen eine der letztern von Fels zu Fels bis zu einer Höhe von 1000 Fuß am Eingange einer großen Höhle, die sich in zwei Schluchten theilte, durch welche wahrscheinlich vormals der in der Tiefe erzeugte gewaltige Rauch ausströmte. Sie waren so glatt und schwarz als der Schornstein eines Ofens, und stiegen südöstlich so plötzlich abwärts, daß wir nicht wagten sie zu betreten, obgleich wir mit Fackeln und allem zu solchem Vorhaben nöthigen Geräthe versehen waren.

„Mehrere Tage brachten wir auf der Lava zu, welche den Fuß des noch thätigen Vulkans umgibt, und warteten nur auf günstiges Wetter, um ihn zu ersteigen. Alles, was uns umgab, war uns neu, seltsam und merkwürdig; die ersten Ausbrüche müssen ungeheuer gewesen seyn. Zwischen den Schichten befindet sich Erde oder verwitterte Lava; was darunter liegt ist fester ungefähr wie Potmetall; *) an einigen Stellen bildet die Lava einen 60 Fuß hohen Wall, an den Ufern des Flusses und an andern Stellen hat ihr Strom seinen frühern Stand bedeutend überstiegen. Die Lava hat sich an der nordwestlichen Seite in zwei Hauptströmen ergossen, der eine folgt der kreisförmigen Krümmung eines Thals, wo er sich im Fluß verliert; der Raum zwischen diesem ist daher mit vulkanischen Ueberbleibseln angefüllt, die aber so verwittert und aufgelöst sind, daß jede Spur von Schichtung, an der die verschiedenen Ausbrüche sich erkennen lassen, in dieser wirren Anhäufung verbrannter Stoffe älterer Vulkane verloren gegangen ist, neben deren Ruinen der jetzige sich erhob, und durch die Stoffe, welche aus den Eingeweiden der Erde sich auf ihm thürmen, seinen Gipfel fortwährend erhöht.

*) Mit Blei beschicktes Salzkupfer, woraus Leuchter, Löffel, Kudpfe u. s. w. verfertigt werden.

(Schluß folgt.)

Die Cholera unter den Pilgrimen in Mekka.

Alexandrien den 16 Juli 1851.

Eine Krankheit, welche alle Symptome der indischen Cholera hatte, brach in den letzten Tagen des Monats Schawal, und den achten des Monats Zilkade (d. h. in der ersten Hälfte des Mai) in Mekka aus; es war die Zeit der Vereinigung der Carawanen von Pilgrimen, welche von allen Theilen der Welt zum Besuch der heiligen Orte herbeiströmten. Die Krankheit entwickelte sich schnell, ja plötzlich. Menschen, welche sich so eben noch wohl gefühlt hatten, stürzten zur Erde, erbrachen sich, wurden kalt, und starben auf der Stelle. Der erste Gedanke der Menge war, es sey die Pest; allein die Ulema's, die Scheichs und selbst die mohammedanischen Aerzte erklärten sich einstimmig dagegen, indem sie die Stelle des Korans anführten, wo der Prophet den heiligen Städten ankündigt, daß die Pest für immer aus ihnen verbannt sey, und sie vor ihr gesichert seyen. Man schien allgemein geneigt, diese unerwartete Sterblichkeit dem Mangel an Wasser zuzuschreiben, indem starke Regengüsse und die Bäche, welche sie gebildet hatten, im Monat Schawal die Röhren, welche Wasser nach Mekka bringen, zerstört hatten, so daß man sich in der Stadt während eines unmäßigen Zuströmens von Menschen in Wassermangel befand. Doch versicherten die Gelehrten des Landes, daß dieß nicht die einzige Quelle des Uebels seyn könne, und der Oberst des ägyptischen Regiments, das die Besatzung von Mekka bildet, war ihrer Meinung, und verbot den Gebrauch der Trommeln und anderer Instrumente von Kriegsmusik. Der Grund, den man dafür anführte, war, daß diese Instrumente, welche von den Ungläubigen erfunden seyen, schon allzulange mit ihrem Lärm die heiligen Stätten gestört, und das Haus Gottes verunheiligt hätten, der daher in seinem Unwillen zwar nicht die Pest, um sein Wort nicht zu brechen, das er mittelst des Propheten gegeben, wohl aber eine nicht minder tödtliche Krankheit geschickt habe. Die Ansteckung durch die Cholera, wenn es wirklich die Cholera ist, die in Mekka herrscht, braucht nicht gerade dieser übernatürlichen Ursache zugeschrieben zu werden, welche die Weisen des Morgenlandes dafür ausgefunden haben; es ist vielleicht hinreichend zu bemerken, daß sie zu derselben Zeit, wie eine Masse von Pilgrimen aus Persien, Indien, dem Jemen, Madagascar und andern angesteckten Ländern erschien. Abgesehen davon haben die europäischen Aerzte, welche sich im Hedschaz und in Mekka befanden, im Zustand der Atmosphäre und dem Grade der Hitze die Ursachen, oder wenigstens die Bedingungen der Krankheit erkannt. Sie finden sie in der Hitze, die nie unter 51 Grad Reaumur fiel, in der großen Masse von Regen, und der dadurch hervorgebrachten Feuchtigkeit, in der Beständigkeit der Süd- und Südwestwinde, und in der ungeheuren Zahl von Pilgrimen, die dieses Jahr aus angesteckten Orten zusammengeströmt, und auf einen kleinen Raum zusammengedrängt waren, in dem Gemisch Gesunder und Kranker, in der unglücklichen Gewohnheit Kleider von Personen, welche an mehr als verdächtigen Krankheiten gestorben waren, zu tragen, im Genuß schlechter Nahrung grüner oder verdorbener Früchte, die mit der größten Gier verschlungen wurden, und endlich in den unaussprechlichen Beschwerden, denen diese Masse von Gläubigen ausgesetzt ist, um ihre Pflichten zu erfüllen, und die heiligen Orte zu besuchen, die in nakten und einer glühenden Sonne ausgesetzten Bergen bestehen.

Man wird in Europa kaum glauben wollen, was sich bei einer dieser heiligen Ceremonien ereignet hat; eine kurze Erzählung, die sich auf das Hauptfactum beschränkt, wird hinreichen, einen Begriff davon zu geben.

Während der drei Tage, welche dem Kurban Beiram vorhergingen, und welche besonders religiösen Ceremonien heilig sind, begeben sich alle Einwohner von Mekka, alle Pilgrime, und die ganze Besatzung auf den Berg Arafat. Diese ungeheure Menschenmasse, mehr als hunderttausend an der Zahl, nur in das Gewand der Umzüge, d. h. in einen weißen linnenen Mantel gehüllt (alle ihre Kleider lassen sie in der Stadt) blieben drei Tage beständig, ohne sich zu bewegen, auf einander gedrängt auf dem Platze. Während des dritten Tages wurden sie von einem ungeheuren Wasserguß überfallen; allein sie durften sich nicht bewegen; denn es war die Zeit des Gebets für Adam und Eva nach ihrer Ent-

Digitized by Google

fernung aus dem Paradiese. Die Zahl der Todten, welche schon in den vorhergehenden Tagen sehr bedeutend gewesen war, nahm während dieses unglücklichen Tages ungeheuer zu, besonders in dem Augenblicke, wo der Regen am heftigsten strömte. Die Leichname blieben, wo sie gestorben waren; denn niemand hatte Zeit sie zu beerdigen, weil die ganze Masse nach Mina, dem Ort der großen Messe, sich begab, um sich zu beeilen, Steine gegen die drei großen bösen Geister zu werfen, welche der Prophet dort eingesperrt hat.

Auf diese entsetzlichen Scenen auf dem Berge Arafat folgte noch ein größeres Elend, und die ungeheuere Sterblichkeit, welche erfolgte, war im Verhältniß zu den Ursachen, die sie hervorbrachten. Die Sitte erheischt, daß jeder wohlhabende Muselmann bei dem Feste von Mina ein Schaf tödtet und zerschneide; an diesem Tage sollen 50.000 dieser Thiere erwürgt worden seyn, das Blut und die Eingeweide derselben, die Reste des Fleisches, die man der Fäulniß hingeworfen hatte, der Wind, welcher die Ausdünstungen der Leichname von Arafat herbrachte, alle diese neuen Elemente von Tod und Zerstörung steigerten die Seuche, welche das unglückliche Land verheerte, bis auf den höchsten Grad.

Mina hatte bald das Ansehen eines Schlachtfeldes, man sah jeden Augenblick Menschen todt in den Straßen niederstürzen; ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich, Jedermann fing an zu fliehen, verließ die Todten und Sterbenden, und stieß fürchterliches Geheul aus. Ebenso vermehrte sich das Uebel in Mekka selbst, die Zahl der Opfer nahm beständig zu, und eine oder zwei Stunden waren hinreichend, um die Gesundesten zu erschöpfen und todt niederzustrecken. Abdinbey, Gouverneur von Mekka, wollte an dem Tage der Ceremonie von Mina seine Pflicht nicht vernachlässigen, er hatte sich den Abend zuvor dorthin begeben, um das Opfer der Schafe zu feiern, Besuche anzunehmen, und den bösen Geistern ihre Steine zu werfen. Er wurde in der Nacht von der Cholera ergriffen, und war am Morgen todt. Die Zahl der während des Festes Gestorbenen wird auf 12.000 angegeben. Der Vizekönig von Aegypten fühlte, daß es von der größten Wichtigkeit sey, Aegypten von dieser Seuche frei zu halten, und verordnete die strengsten Quarantainen in Suez und in Cosseir, welche Niemand den Eintritt in das Land erlauben, ohne daß vollkommen erwiesen ist, daß er gesund und ohne allen Verdacht von Ansteckung sey.

Washington als Jäger.

(Schluß.)

Der General bediente sich auf der Jagd gewöhnlich eines Pferdes, Vinestin genannt, von eisengrauer ins Blaue spielender Farbe. Es war ein schönes feuriges Thier, das ohne Mühe einen langen Lauf aushielt. Will, der Hundewärter, in der Geschichte der Revolution bekannter unter dem Namen Billy, ritt eines, Namens Cyinkling; ein wundervoller Seyer, der seinem Reiter sehr ähnlich war, klein, aber stark, von großen Knochen und kräftigen Muskeln. Will hatte nur Einen Befehl zu befolgen, nämlich den, sich immer bei den Hunden zu halten. Auf seinem Cyinkling sitzend, ein französisches Horn im Bandelier, auf dem Halse des Pferdes ruhend, dem er die Sporen in die Seiten setzte, sauste der unerschrockene Reiter im stärksten Galoppe mit einer Kühnheit über die Haiden und Schläge, vor der unsre modischen Jäger zurückschaudern würden. Die Straßen, welche den Wald nach allen Richtungen durchschnitten, gestatteten den ältern, furchtsamern Jägern und den Damen, die angenehmen Fanfaren zu hören, ohne ihr Leben oder ihre Glieder zu wagen; Washington aber folgte fröhlich seinen Hunden durch alle Hindernisse und Gefahren des Bodens. Er schonte seinen edeln Renner nicht, wie Dieß Blueskins dampfende Nüstern gar oft bezeugten; er war immer beim Verenden des gejagten Thiers gegenwärtig, und überließ Niemand die Ehre, es anzugreifen.

Vor fünfzig Jahren waren die gejagten Füchse alle grau, mit Ausnahme eines einzigen, des berühmten schwarzen Fuchses, der, sich auszeichnend vor seinen Brüdern, von der grauen Gattung alle Verfolgungen vereitelte, unzählige Male entkam, und Menschen und Hunde irre führte. Sehr sonderbar war es, daß er immer noch am nämlichen Abend in sein Lager zurückging, wo man ihn immer am andern Morgen fand. Nach sechs oder acht sehr hitzigen, aber vergeblichen Jagden rieth Billy, ihn ganz in Ruhe zu lassen, indem er, seiner Meinung nach, ein naher Verwandter einer ähnlichen in tiefern Regionen wohnenden und ebenfalls durch eine List merkwürdigen schwarzen Person seyn müsse. Man trat aus Nothwendigkeit dieser Meinung bei, und später als die Hunde losgelassen wurden, vermied man sorgfältig das Lager des unüberwindlichen schwarzen Fuchses.

Nach geendigter Jagd kehrte die Gesellschaft nach Mount-Vernon zurück, wo eine gut bespickte Tafel und herrlicher Wein ihrer wartete. Da wurden die glänzenden Thaten des Leithundes, des feurigsten Renners, des kühnsten Reiters, nebst den Heldenthaten des berühmten schwarzen Fuchses, näher erörtert, indeß Washington, dessen Lebensordnung auch durch seine Vergnügungen nie gestört wurde, sich nach einigen Gläsern Madeira, ohne Nachtessen, um neun Uhr zurückzog.

Unter den französischen Hunden war einer Namens Vulkan, der den Verfasser dieser Zeilen in den Tagen der Kindheit mehr als Einmal auf seinem breiten Rücken trug. Als einst eine zahlreiche Gesellschaft in Mount-Vernon zum Mittagessen war, bemerkte die Hausfrau, daß der Schinken, das Prachtstück einer virginischen Tafel, nicht auf dem Ehrenplatze stehe. Man fragte Frank, den artigsten und gewandtesten der Haushofmeister; dieser antwortete, ein Schinken und zwar ein sehr schöner Schinken sey den Befehlen der Frau gemäß zubereitet worden; aber ach! während das leckere Stück auf der Schüssel dampfte, sey der alte Vulkan in die Küche gekommen und habe ohne Umstände seine Zähne darein gegraben. Vergebens griff die Dienerschaft tapfer zu den ihr zu Gebote stehenden Waffen und bekriegte verzweifelt den alten Räuber; Vulkan siegte und trug seine Beute an der Nase des Kochs vorbei. Die Dame nahm den Verlust einer Schüssel, welche zur Zierde der Tafel bestimmt war, sehr übel, und machte ihrem Unwillen gegen Vulkan und das ganze Hundegeschlecht überhaupt Luft, während Washington, der den Vorfall erfuhr, ihn seinen Gästen erzählte, und mit diesen über die jüngste Heldenthat des alten Jägers herzlich lachte.

Im Jahre 1787, als der General Washington berufen wurde, um dem Kongreß zu präsidiren, den der Bundesstaat errichtet hatte, verließ er seine Hunde und nahm für immer von den Vergnügungen der Jagd Abschied.

Nachlese aus dem Figaro.

In dem Augenblicke, wo die französische Armee sich anschickt, Belgien zu verlassen, rüstet sich der König von Holland, dahin zurückzukehren. — „Gott sey gelobt," rief Herr Dupin aus, „Polen ist gerettet!" — Wenn man Herrn Sebastiani glauben darf, so bilden die Kosaken die Armee der europäischen Ordnung. — Der Kaiser Nikolaus bietet der Freiheit ein Asyl in Sibirien. — Die Pairskammer ruft den heiligen Nikolaus um die Erhaltung ihrer Kinder an. — Die Freiheit wird den Weg in die andere Welt machen. — Der achte September Polens ist ein Flecken für den acht und zwanzigsten Julius Frankreichs. — Es ist nicht mehr so weit von Petersburg nach Paris. — Nachdem man Polen den Russen, Belgien den Engländern und Italien den Oesterreichern überlassen hat, braucht man nur noch Frankreich Holwrod zu öffnen. — Durch die Bresche von Warschau's Mauern wird die Koalition in Frankreich eindringen. — Herr Sebastiani hat große Furcht, die Ordnung möge in Warschau gestört werden. — Auf den Trümmern Warschau's werden die Patronen gemacht, die am Rhein verknallt werden sollen. — Die drei Farben sind ziemlich verschossen, seit sie in der Rauchkammer der Diplomatie hängen. — Es braucht nur noch neun und neunzig Protokolle, um Belgiens Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. — Die Londoner Konferenz will den belgischen Löwen in einer Orangensauce als Eingemachtes geben. — Herr von Talleyrand steht immer mit einem Fuße in der heiligen Allianz. — „Die Diplomatie ist die Kunst, richtig zu reden und zu lügen" (Rhetorik des Herrn von Talleyrand). — Man glaubt, Herr Pozzo di Borgo habe Herrn Sebastiani bei der Nachricht von Warschau's Einnahme das Wort: Ordnung eingeflüstert. — Man glaubt, die Legitimität werde im nächsten Jahre auf dem Schweife des Kometen in Frankreich ankommen. — Herr Cousin hat seit seinen Eroberungen in Deutschland den Beinamen Germanicus erhalten. — Herr Dupin will eine Versicherungsanstalt gegen die Freiheit gründen; er zählt darauf, alle Könige von Europa werden Aktien nehmen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 278. 5 Oktober 1831.

Ein Abend in den Gemächern der Anna Comnena.

(Fortsetzung.)

Am Fuße der erwähnten Thronstühle saßen oder lehnten auf dem Estrich des Gemaches die Günstlinge umher, die bei diesen Abendgesellschaften der Prinzessin, wie wir es nennen würden, Zutritt hatten. Der Patriarch Zosimus und noch einer oder zwei alte Männer hatten die Erlaubniß auf niedrigen Stühlen zu sitzen; die jüngern Hofleute, die der Ehre genossen der Gesellschaft beizuwohnen, hielt man für weit zu erhaben, um an eine so niedere Bequemlichkeit, wie einen Stuhl, zu denken. Es waren ihrer fünf oder sechs von verschiedenem Gewand und Alter, die entweder standen oder um auszuruhen ein Knie auf den Rand eines zierlichen Springbrunnens stützten, der einen feinen Regen ausstreute, durch welchen fast unmerklich das Duftgewölk gekühlt wurde, das die umherstehenden Blumen und Gesträuche durch den Saal verbreiteten. Ein würdiger Greis, Namens Michael Agelastes, dick und rund und wie ein alter cynischer Philosoph gekleidet, fiel vor Allen auf; das armselige Gewand und die bizarren Manieren eines stoischen Sonderlings stimmten nicht sehr zu der ihm eigenen Sorgfalt, das gegen die kaiserliche Familie übliche Ceremoniel auf's gewissenhafteste zu beobachten. Auf gleiche Weise standen auch die Grundsätze und die Sprache eines Cynikers und republikanischen Philosophen, die er zur Schau trug, im grellsten Widerspruche mit seiner demüthigen Unterwürfigkeit gegen die Großen des Hofes. Es mochte Wunder nehmen, diesen Mann, der bereits weit über die sechzig hinaus war, so lange stehen zu sehen, ohne daß er sich die hier erlaubte Freiheit nahm, eines oder das andere Bein aufzustemmen und ausruhen zu lassen; man erblickte ihn nie anders, als in aufrechter Haltung oder auf beide Knie niedergeworfen; gewöhnlich aber blieb er in ersterer Stellung, wodurch er sich bei seinen Freunden am Hofe den Namen Elephantos, Elephant, verdiente, da die Alten der Meinung waren, die Kniegelenke dieses halbvernünftigen Thieres seyen so beschaffen, daß es sie nicht beugen könne.

„Und doch sah ich schon einen knien" — bemerkte Jemand der Gesellschaft, da gerade von Agelastes Beinamen die Rede war — „als ich im Lande der Gymnosophisten war."

„Wahrscheinlich um seinen Herrn auf den Rücken zu nehmen, auch unser Elephant macht es so," antwortete der Patriarch Zosimus mit dem leisen Anflug eines spöttischen Lächelns um die Mundwinkel, so fern ein solches an dem griechischen Hofe von der strengen Etikette erlaubt war; denn in Gegenwart der kaiserlichen Familie einen Dolch zu zücken, wäre wohl nicht ein größerer Frevel gewesen, als sich eine beißende Bemerkung gegen Jemand zu erlauben. Und selbst dieser Sarkasmus würde an diesem mit Ceremoniel überladenen Hofe nicht verziehen worden seyn, wäre er einem andern Munde entfallen, als dem des Patriarchen, dessen hohem Rang man noch einige Nachsicht schenkte.

Vielleicht bemerkte man auch eine so kühne Verletzung der Etikette minder, da in diesem Augenblicke Achilles Tatius, der Befehlshaber der Wäringer mit einem von dieser Schaar der kaiserlichen Soldlinge, Herward, über die Schwelle des Gemaches trat. Der Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache ließ in seiner Haltung mehr als gewöhnlich den feinen Anstand des Hofmannes durchblicken, als wollte er neben der unerfahrenen Derbheit seines Begleiters seinen eigenen Schliff recht in ein günstiges Licht setzen, zugleich fühlte er sich innerlich von dem Stolze geschmeichelt, einen Mann vorstellen zu können, den er als den schönsten und tapfersten Soldaten in dem Heere des Alexius zu betrachten gewohnt war.

Ein allgemeines Erstaunen verbreitete sich über die Gesellschaft bei dem plötzlichen Eintritt der beiden kriegerischen Gestalten. Achilles schritt zwar leichten und geräuschlosen Fußes mit der Sicherheit und stillen Ehrfurcht über die Schwelle, aus der sich kund gab, daß er gewohnt sey, sich in diesem hohen Kreise zu bewegen; Herward hingegen trat hart und fest auf, suchte aber, sobald er sich in einer Gesellschaft von Hofleuten sah, seinen Fehler wieder gut zu machen. Sein Befehlshaber richtete inzwischen eine leichte aber kaum bemerkliche Verbeugung an die Gesellschaft, als wolle er sich entschuldigen, gab aber zugleich Herward einen vertraulichen und bedeutsamen Wink, was er jetzt zu thun habe: dieser sollte nämlich seinen Helm abnehmen und sich zu Boden werfen. Der Angelsachse aber, der sich nicht besonders gut auf geheime Zeichensprache verstand, dachte natürlich nur daran, was ihm seine Dienstpflicht gebot und schritt geradezu vor den Kaiser hin, als wenn er eine militärische Ehrenbezeugung zu machen hätte. Er machte eine kleine Verbeugung mit dem Knie, rührte ein wenig an seinen Helm, und stand nun gerade aufrecht vor dem Stuhle des Kaisers, die Streitaxt geschultert, wie auf der Wache.

Ein leises Lächeln überflog das Antlitz der Gesellschaft, die überrascht auf die kriegerische Haltung des nordischen Söldlings

Digitized by Google

blickte, der in so stolzer Manneskraft, aber mit so wenigen Umständen dem Kaiser sich vorstellte. Die verschiedenen Zuschauer hielten zugleich ihren Blick auf das Gesicht des Kaisers gerichtet, um sich dort Rathes zu erholen, sollten sie das ungestüme Auftreten des Wäringers als Rohheit nehmen, und darüber ihren Abscheu ausdrücken, oder das Betragen des kaiserlichen Leibwächters als derbe, aber wohlgemeinte Treuherzigkeit betrachten und mit ihrem Beifall lohnen.

Es dauerte einige Augenblicke bis der Kaiser in so weit zu sich kam, um wie gewöhnlich bei dergleichen Gelegenheiten den Ton anzugeben. Alexius Comnenus war gerade kurz zuvor in eine Art Schlummer oder wenigstens Zerstreuung versunken, woraus er durch das plötzliche Eintreten der Wäringer aufgeschreckt wurde. Aber auch außerdem würde er darüber stutzig geworden seyn, da zwar die äußern Wachen des Palastes der treuen Wäringerschaar, im Innern aber jenen schwarzen Verschnittenen anvertraut waren, die wie schon früher kennen lernten, und die nicht selten bis zu Staatsministern und Feldherren der kaiserlichen Heere sich emporschwangen. Alexius raffte sich aus dem Schlummer auf, und in seinem Ohre klangen noch die kriegerischen Phrasen seiner Tochter nach, die gerade einen Theil ihres historischen Weekes vorlas, worin sie die Kriege unter seiner Regierung beschrieben hatte; um so mehr mußte ihn daher jetzt der unangemeldete Eintritt und die kriegerische Haltung eines der sächsischen Leibwache überraschen, an die sich in seinem Kopfe stets die Bilder von Schwertstreichen, Gefahren und Blutvergießen anreihten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderfahrten in Chili.

1. Der Vulkan von Antuco.

(Schluß.)

„Die gewaltige Umwälzung, die diesen Berg erhöhte, und eine solche Menge von Stoffen aus seinem Krater schleuderte, ist schwer zu begreifen und noch weniger auf genügende und faßliche Weise zu erklären. An einer Stelle fällt der Fluß fast eine halbe Meile über ein Bett von Lava nach einer schrägen Fläche von fast 45° herab. Eine große Masse Wasser, die in diesem Kanal herabschäumt, spritzt einen Staub von sich, der sich mit den Wolken vermischt, und eine Reihe von Regenbogen bildet, die einen außerordentlich schönen, malerischen Anblick gewähren. Von Norden nach Nordost ist der Fuß des Vulkans von einem schönen See umgeben, der der Sage nach keinen Grund hat. Aus diesem See, der augenscheinlich durch die Lava gebildet wurde, welche sein Bett durchschnitt und einen Damm gegen das gegenüberliegende Gebieg aufwarf, entspringt der La Laja.

„Bei diesem See, dem wir den Namen „See der Anden" gaben, weigerte sich unser Führer unerbittlich, uns weiter zu begleiten. Er sagte, wir hätten den schlechtesten Theil des Weges bereits zurückgelegt, eine kleine Strecke weiter würden wir die Pampas von Buenos-Ayres sehen, die Straße sey hoch und sandig, und zwischen uns und Pinchara nur noch ein unbedeutender Berg, daß ein Vortrab der Indianer nur einen oder zwei Tage vor uns an dieser Stelle gewesen sey, und würden wir diesem begegnen, so wäre Flucht unmöglich, da der Rückweg bis zum Fort fast vier Stunden betrüge.

„Da wir gute Pferde hatten, so zweifelten wir nur wenig das Ziel unsrer Reise allein verfolgen zu können, und für die geringe Gefahr, welche unser Antucoführer, seine kürzlich ausgestandenen Leiden noch im frischen Andenken, ohne Zweifel bedeutend vergrößerte, waren wir tausendfach entschädigt. Schon vorher war es von großem Interesse für uns den Lavaschichten nachzuspüren, die wahrscheinlich in sehr von einander entfernten Zeiträumen ausgeströmt waren, und uns in Betrachtungen über die zu ihrer Erzeugung nöthige vulkanische Kraft zu vertiefen; wenn man aber hier, an der nördlichen Seite, die Ruinen betrachtete, so verlor die Einbildungskraft sich ins Unendliche.

„Wollte man auch annehmen, eine Seite des unermeßlichen Felsengebirgs sey durch eine einzige Explosion aufgethürmt worden, so würde diese Theorie den rings umher ausgeworfenen heterogenen Massen nicht entsprechen; hier waren von einander gespaltene, theilweise verkalkte Felsen von unfaßlicher Größe auf weite Entfernungen aus ihren ursprünglichen Schichten von festen Schlacken, die nicht weniger als 600 Fuß dick gewesen seyn konnten, in die Luft geschleudert worden.

„Während wir diese Beobachtungen am Fuße des Vulkans anstellten, hatten wir unsere Pferde in der Nähe behalten, und einen Diener als Schildwache ausgestellt. Bei Anbruch der Nacht stiegen wir so hoch den Vulkan hinauf, daß wir gewiß waren, die Indianer würden uns nicht folgen, da hier Alles eine abergläubische Furcht vor demselben hat, denn die Indianer glauben, er sey die Wohnung des Pilan oder Teufels und die Chilier nicht viel Besseres.

„In einer Nacht waren wir vier Meilen aufwärts gestiegen, da wir uns vorgenommen hatten, am nächsten Morgen den Gipfel zu erklettern. Wir kamen an Stellen vorbei, auf denen es fast unmöglich schien, daß man sie zu Pferde beschreiten könne, und wo ein einziger Fehltritt uns viele hundert Fuß tief hinabgestürzt haben würde. Beim Eindruch der Nacht erhob sich der Wind und gewährte uns ein Schauspiel, das wir nie vergessen werden. Ein gewaltiger Kampf der Elemente, von einem hohen Standpunkt auf den Anden betrachtet, ist schrecklich, furchtbar erhaben. Der Regen stürzte in Strömen in das Thal, während auf dem Berge und rings um uns her Schnee und Hagel fiel. Den größten Theil der Nacht hindurch brachen fortwährend ganze Ströme von Blitzen aus einer dunkeln Wolke, die sich zusammenzuziehen, zu verdichten und auf den Gipfel des Vulkans niederzusenken schien. Den Blitzen folgten schnelle, betäubende Donnerschläge, von den unermeßlichen Felsenriffen ringsumher nachgebrüllt, die, sich spiralförmig emporwindend, ihre Häupter wahrscheinlich über die Wuth des Wetters erhoben.

„Der Vulkan war, gleichsam als ob zwischen ihm und den zornigen Elementen eine Art von geheimer Sympathie geherrscht hätte, thätiger als am Tage, indem er in kurzen Zwischenräumen Säulen von Rauch und Feuer ausstieß, die von einem Donner begleitet waren, der dem Krachen von Belagerungsgeschützen glich. Diese Nacht,

Digitized by Google

die uns wegen der Neuheit der Ereignisse wenigstens erträglich verfloß, brachten wir ohne Obdach zu; da auch am Morgen das Schneegestöber noch nicht nachließ, so traten wir den Weg nach dem Thal unter großen Schwierigkeiten und fast furchtsam an.

„Unser letzter Versuch fiel glücklicher aus. Nachdem wir während der ersten Nacht noch höher gestiegen waren, brach ein schöner Morgen an, und um vier Uhr setzten wir unsern Weg über rauhe Anhöhen von Lava und über tiefe Schneeschichten fort. Das Thermometer fiel nicht tiefer als 34°. Als die Sonne hell emporstieg, wurde die Aussicht wild und prachtvoll; die ganze Kette der Cordilleren unter unsren Füßen, die Pampas von Buenos-Ayres im Osten, die Ebene, welche das Gebirge umschloß, mit dem Seeufer im Westen, das Thal von Antuco, das zu einer engen Schlucht verschwand, und der Fluß, der wie der Silberfaden eines Wiesenbaches erschien.

„Das Aufwärtssteigen wurde mit jedem Schritte beschwerlicher, und nur durch beständiges Anklammern mit den Händen gelangten wir in die Nähe des Gipfels, wo die Felsenspalten Feuer und Rauch ausstießen. Bei jeder Entladung des Vulkans, die immer in Zwischenräumen von fünf zu fünf Minuten erfolgte, und sich nicht unpassend mit den Stößen vergleichen ließ, die aus dem Rauchfang eines Dampfboots strömen, waren wir in Rauch gehüllt, und hörten einen schweren, dumpfen, murrenden Donner, der ganz eigentlich aus den Eingeweiden der Erde zu kommen schien. Zuweilen folgte eine Explosion so schnell auf die andere, daß man fast keinen Zwischenraum bemerkte; auch waren sie von ungleicher Stärke. Jede Ladung Asche und Steine war immer von einer Menge stark mit Schwefel geschwängerten Rauch, der aus dem Krater und den Spalten strömte, begleitet. Bei einigen Entladungen fiel die ganze Masse der ausgeworfenen Stoffe, nachdem sie 50 oder 100 Fuß über den Gipfel geschleudert worden war, in den Schlund zurück, andere Male wurden die einzelnen Stücke so weit hinausgeschleudert, daß sie bei uns vorbei mit großer Schnelligkeit hinabrollten.

„Noch nicht befriedigt, stiegen wir höher hinauf bis zum Hauptkrater; hier war der Anblick des Vulkans wahrhaft schreckenerregend. Wir kamen an vielen Spalten vorüber, die fortwährend Feuer ausstießen; die Steine unter unsren Füßen versengten die Sohlen unserer Schuhe, und die Hitze wurde fast unerträglich; alles dieses nebst der Höhe, auf der wir uns befanden, machte uns das Athmen außerordentlich beschwerlich; unsere Gesichtsfarbe wurde bleich, die Lippen blau, und wir fühlten uns sehr ermattet. Hier richteten wir eine Stange auf, die wir zu diesem Zwecke mitgebracht hatten, und pflanzten die amerikanischen Farben auf, umgeben von Rauch der in dicken schwefelichten Säulen ausströmte, auf einer Höhe, wo das Thermometer, aufrecht gehalten, 115° zeigte, und während die Steine, welche der Krater auswarf, über unsren Köpfen hinflogen, und zum Theil abgekühlt im Schnee lagen, als wir herabstiegen."

Die Chouannerie in Nieder-Bretagne.

(Aus dem Bericht eines Unterpräfekten.)

Alles ist bereit; die Chouans warten nur auf das Signal: auf den Krieg nach Außen oder eine Bewegung im Innern. Bis jetzt hat man noch keine ächte Chouans gesehen. die Banden von Diot, von Lahoussaye wollen noch nichts heißen. die weißen Kokarden und die Proklamationen Heinrichs V müssen erst kommen. Was im Jahr 1815 in der Niederbretagne vorfiel, war durchaus unbedeutend, und die sogenannte große Armee des Grafen von Cornouailles war ein elender Haufe, den die Weiber von Quimperlé mit Steinwürfen verjagten. Aber seit dieser Zeit hat man die Chouannerie methodisch in der Niederbretagne organisirt. Man legte Depots von Waffen und Pulver an, vergrub Kanonen in die Erde, besoldete heimlich Kompagnien, kurz man bereitete Alles auf einen unvorhergesehenen Fall vor, und wäre die Revolution minder schnell vor sich gegangen, so würde sich ein bedeutender Widerstand in Westen erhoben haben.

Ein Jahr der Ruhe hat indeß einen öffentlichen Geist geschaffen, wo vorher nur erbliche Sklaverei war. Orte, wo höchstens 10 Personen französisch sprechen, wurden am Namenstage Ludwig Philipp's illuminirt. Mancher Bauer, zu dem man noch im Jahre 1830 gesagt hatte: „wenn du deine Ochsen nicht antreibst, so lasse ich dich selber an deinen Pflug spannen." ist jetzt Mitglied des Distriktsraths oder Mitaufseher über die Wege geworden, er hat sich fühlen gelernt, und Vergleichungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart angestellt, die nicht zum Vortheil des Aufstandes ausfallen, den man beabsichtigt. Die Chouanschefs haben überdieß einen Fehler begangen, indem sie die Mairien verließen, um nicht den Eid leisten zu müssen: so kamen Landleute, die kurz vorher noch ihre Schützlinge waren, in diese Aemter, und wußten sich nicht wenig damit, bei dem Hochamte eine Schärpe zu tragen. Die Chefs haben diesen Fehler bei den letzten Wahlen gut zu machen gesucht, er hat aber nicht minder seine Früchte getragen. Das Gebiet der Chouannerie ist dadurch sehr beschränkt, mindestens im Departement Finistère, das selbst von der alten Revolution nur wenig in Bewegung gebracht wurde. Ihr Hauptquartier ist aber Auray, das Vaterland von Georges Cadoudal und die Reliquienkammer von Quiberon. Dort lebt der Chouangeist und wird noch lange leben; er ist eine Art von Religion geworden, die im Augenblick des Märtyrerthums noch Kraft genug zum Verfolgen findet. Am Namensfeste Ludwig Philipps wurden alle Fenster, die nicht völlig dunkel waren, eingeworfen, und an keinem bürgerlichen Hute durfte eine dreifarbige Kokarde erscheinen. Dieß karlistische Jerusalem hat auch seine Stämme: Grandchamp, Erdeven, Crach, Pluvigné, Pluvenet, Bignan u. s. w, alle diese Gemeinden würden beim ersten Worte aufstehen, trotz der auf eine so kluge Weise und ohne Tumult vorgenommenen Entwaffnung.

Bis jetzt organisiren sich die kleinen Banden, aber kein höherer Einfluß zeigte sich; denn sonst wäre der Handschuh hingeworfen, die Partie könnte verloren gehen und zwar ohne Rettung: Dieß will man jetzt noch nicht wagen, indeß wird das Geld diesen streifenden Vorposten nie fehlen; man ermuntert sie, gibt ihnen Versprechungen, kurz man läßt sie nicht sinken, will sie aber eben so wenig zu stark anwachsen lassen. Beides wäre vor dem allgemeinen Kriege ein Todesstoß für die Partei. Daher kommt es, daß eine Bande von 15 Mann ein ganzes Regiment in Athem erhält, wo 500 Mann nicht vor einer Kompagnie Stand halten würden; aber diese 15 Mann werden von der Stunde benachrichtigt, wo man sie überfallen will; sie zerstreuen sich, werfen ihre Gewehre in einen Busch, stecken die Pfeife in den Mund, und fragen ganz ruhig die vorüberziehende Kolonne: wie viel Uhr ist es? Auf diese Art bleibt das Land unruhig, und man hilft hiezu durch Ausstreuung der abgeschmacktesten Gerüchte, wodurch man indeß einen großen Zweck erreicht, nämlich Zeit zu gewinnen und keine Ruhe aufkommen zu lassen.

Gegen zwei oder drei solcher Banden sind zwei Bataillone Gendarmen und vier Regimenter Infanterie in steter Thätigkeit. Das Uebel liegt aber vielmehr in dem Daseyn der Chouans, als in ihrer Anzahl. Man weiß, daß sie vorhanden sind, daß sie nicht gefangen genommen werden; die Landleute gewöhnen sich daran, einige Priester sprechen ihnen von der Strafloſigkeit derselben, und werden bald vorschlagen, ihrem Beispiele zu folgen. Dieser Zustand der Dinge bietet große Gefahren dar, keine politischen, denn der Triumph der Chouans ist unmöglich, aber Lokalunruhen können ausbrechen, die trotz ihrer kurzen Dauer sehr schrecklich seyn können.

Inzwischen ist das Gewerbe eines Chouans sehr leicht. Scenen, wie die folgende, sind nichts Seltenes: eine Kolonne Linientruppen begibt sich

Digitized by Google

nach dem Flecken Meirand, um daselbst zu cantoniren, und widerspenstige Conscribirte zu suchen, die, wie man sagt, dort ohne Hehl sich aufhalten. Der Offizier, der die Gegend nicht kennt, fragt einen jungen Bauer, dem er begegnet, nach dem Wege. Dieser führt ihn drei Meilen weit, man langt im Flecken an, und die militärische Höflichkeit erfordert, dem gefälligen Führer eine Flasche Aepfelwein anzubieten, man trinkt, und nach dem letzten Glase nimmt endlich der Führer von dem Offizier Abschied. Das ist doch ein scharmantes Land, denkt dieser, und man hat sehr Unrecht, an die üble Gesinnung des Landvolkes zu glauben. Der Maire hat indessen, schweigsam wie ein Niederbretagner seyn muß, die vorhiale Scene mit einer kalten Ruhe betrachtet, an die der Offizier durch seine Querzüge im Lande schon gewöhnt ist. Er erklärt dem Maire endlich den Zweck seiner Ankunft, und fragt nach den widerspenstigen Conscribirten, deren Namen er nennt. „Parbleu!“ antwortet der Maire, „ich glaube, Ihr brächtet sie mir her: einer davon ist so eben von Euch weggegangen.“ — „Die beiden Bauern, mit denen wir gezecht haben?“— „Allerdings.“ — „Wie? die, welche uns als Führer gedient haben?“— „Meiner Treu! sie haben Euch gut geführt!“ — Der Maire lacht nicht, denn es ist in der Niederbretagne nicht Sitte zu lachen: überall sonst hätte man sich vor Lachen ausgeschüttet. Die Chouans haben einen ungeheuren Vortheil über die Truppen und Nationalgarden, sie haben keine Uniform. Eine Kolonne zieht aus, die Bevölkerung der Stadt begleitet sie, weithin ertönt die Parisienne, und die Trommel vollendet diese Oeffentlichkeit. Die Bajonnette erblinken in der Sonne, ein Bauer kommt daher, man fertigt einen Sergeanten ab, um ihn zu fragen, ob er keine Chouans gesehen habe. Der Bauer antwortet: petra laret-ü? (was sagt Ihr?) Nun macht man Halt, bis ein Dolmetscher sich gefunden, inzwischen zerstreuen sich die Chouans, kommen dann mit verbindlicher Miene herbei, und zeigen den Soldaten falsche Wege. Ein andermal erwarten die Chouans die Truppen in einem mit Wald bekränzten Hohlwege; jeder Baum verbirgt da einen Feind, jeder Schuß trifft, denn das sind Leute, die nie auf einen Hasen geschossen haben, ohne zu berechnen, was das Pulver kostet. Die Kugeln pfeifen, strecken die Leute nieder, und man weiß nicht, woher sie kommen; das ist ein vermaledeiter Krieg: man möchte lieber mit einem zehnmal stärkern Feinde zu thun haben, wenn man ihn nur sähe. Nichts gleicht der Thätigkeit der Soldaten in diesem widerwärtigen Kampfe, als der Eifer der Nationalgarden in den kleinsten Städten der Niederbretagne. Das Bürgerbataillon von Josselin ist auf schwerere Proben gesetzt worden, als je seine Waffenbrüder in Paris: fortgesetzte Ausfälle, eine verlängerte Abwesenheit von der Familie, forcirte Märsche und mörderische Gefechte waren nichts Ungewöhnliches.

Und wer sind die Leute, die das Land so in Lärm und Schrecken setzen? Nennen wir Lahoussaye und seine Bande vor, man kann sich von ihr einen Begriff machen, wenn man die Anführer kennt. Das Haupt derselben ist Guerin de Lahoussaye, ein verdorbener Weinwirth aus dem Städtchen Josselin. Die glänzende Rolle eines Larochejaquelein und Charette haben seinen heißen Kopf seit dem Sturz der Bourbons noch mehr entzündet. Seitdem lebt er in tiefen Wäldern, schläft einen Augenblick in einer Bauernhütte und träumt vom blauen Band, bis eine Abtheilung Truppen ihn aufspürt, der er nur in einem Stall verborgen entkommt. Sein Bruder ist der Gefährte seiner Mühseligkeiten; er war Douanenbeschauer zu Quimperlé bis zu Anfang des Jahres 1830. Seine zwei und zwanzig Jahre, sein sanftes und scheues Wesen, sein blühendes Gesicht und sein schlanker Wuchs ließen ihn eher für ein verkleidetes Mädchen halten. Es ist nicht wohl zu begreifen, wie er sich in der Gesellschaft eines so rohen Graukopfs wie Naga gefallen kann, der unter den Wildschweinen im Forst von Rouce aufgewachsen ist und mit dem weiland so berüchtigten Stofflet nichts gemein hat, als die Eigenschaft eines Jagdaufsehers. Die beiden Söhne Naga's sind in seinem Gefolge. Der eine derselben ist aus einem Seminar entlaufen, in das er getreten war, um nicht Soldat werden zu müssen. Obgleich er die Lust verloren hatte, Geistlicher zu werden, so wollte er doch auch nicht Soldat werden, und verdammte sich zu einem Dienst, der tausendmal beschwerlicher ist, als der der Soldaten, die ihn suchen. An diesen Kern des Chouanheeres schlossen sich einige zwanzig Tuchmacher von Josselin an, eine Art Kaste, die eine Vorstadt bewohnt und ein grobes Wollenzeug verfertigt, von dem die Bauern des Landes Hosen tragen. In ein eigenes Stadtviertel verbannt, wie vormals die Juden, wie die Henker unter dem Fluche des Vorurtheils lebend, sind diese Tuchhändler von jeher der Schrecken der Gegend gewesen. Keine Kirchweihe, wo sie nicht Denkzeichen einer Schlägerei zurücklassen, kein Wirthshaus, dessen Eigenthümer sie nicht halb zu todt geprügelt. Begleitet von einigen widerspenstigen Conscribirten zieht diese Schaar durch das Land von Pachthof zu Pachthof. Die einen bleiben drei Tage, die andern eine Woche bei der Bande, die sich vermehrt oder vermindert, je nachdem es sich fügt. Man geht und kommt; hat man Lust, so kehrt man zurück, langweilt man sich, so geht man wieder nach Hause. Man ist bei der Bande Lahoussaye's abonnirt wie im Theater; man geht hin oder bleibt weg, je nachdem ein Stück gegeben wird, woran man Gefallen hat oder nicht.

Es gibt gegen die Chouanerie, namentlich in Niederbretagne kein anderes Mittel, als Verbreitung einer bessern Erziehung. So lange hier der Bauer bei seiner gälischen Sprache von dem übrigen Frankreich durch den feudalen Ring abgeschlossen bleibt, den der Gutsherr und Pfarrer ihn nicht überschreiten lassen, wird es nicht möglich seyn, dem Gedanken des gemeinen Mannes eine Richtung zu geben, da man nicht einmal weiß, was er denkt. In einer Gemeinde von zweitausend Seelen mußte man drei Monate nach einem Mann suchen, der die gesetzlichen Eigenschaften zu einem Gemeindevorsteher hatte. Von dieser Bevölkerungszahl konnten nur neun französisch sprechen und nur fünf schreiben. Die Niederbretagne ist ein Land, wo Frankreich aufhört. Die Städte ausgenommen machte das übrige Land eine Art Kolonialregierung nöthig. Man muß aus der Niederbretagne erst Franzosen schaffen, bevor man von ihnen verlange, Gesetze gut zu heißen, die sie nicht verstehen.

Vermischte Nachrichten.

In der Nachbarschaft von New-Harmonie, in den Vereinigten Staaten, finden sich bei Nachgrabungen häufige Beweise, daß die Ufer des Wabash (im Staate Indiana) in einer frühern Periode von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt gewesen seyn müssen. Am nordwestlichen Ende der Stadt findet sich eine Menge großer Grabhügel, die von der jährlich darüber hinziehenden Pflugschar noch nicht geebnet werden konnten. Einer dieser Grabhügel wurde unlängst geöffnet; man fand darin flache Steine aufeinander geschichtet, welche menschliche Gebeine einschlossen, die unter der Berührung zerfielen. Eine besondere Merkwürdigkeit war der Fund eines kleinen hölzernen Instrumentes, das wie eine gewöhnliche Retorte geformt, aber nicht so gekrümmt und ungefähr vier Zoll lang war. Dasselbe befand sich ursprünglich in einer Scheide von Kupfer oder war damit überzogen; letzteres war in einem sehr oxydirten Zustande. Es läßt sich nicht vermuthen, wozu dieses Gefäß gedient haben mochte; allein es gibt einen hinlänglichen Beweis, daß die Ureinwohner das kümmerbare Kupfererz, das sich an vielen Orten des obern Sees vorfindet, mannichfaltig zu bearbeiten verstanden haben mußten. Es scheint, daß es im Tauschhandel durch das ganze Land ging; wenigstens hat man in den an verschiedenen Gegenden geöffneten Grabhügeln allerlei kupferne Geräthe gefunden; desgleichen Pfeilspitzen und Messer von Kieselstein. Solche Messer sind den Obsidianmessern der alten Azteken oder Tolteken ähnlich, die man in großer Menge nahe bei der Stadt Chalco in Mexiko findet. Man will daraus schließen, daß die ältesten Vorfahren der mexikanischen Indianer diese Hügel, die so zahlreich über das Land ausgestreut sind, errichtet haben.

Der Doktor Turnbull Christie ist von der ostindischen Kompagnie abgesendet worden, um die Geologie der Präsidentschaft Madras zu untersuchen, und bereits zu diesem Zwecke von Edinburg abgereist. Er wird seinen Weg über Frankreich und Italien nehmen, sich nach Aegypten einschiffen, Palästina und den Berg Sinai besuchen, und über den arabischen Golf und das Meer Oman nach Bombay gehen, von da aber zu Lande oder Meer nach Madras. Die Talente und mannichfaltigen Kenntnisse des Doktors Christie, so wie sein unermüdlicher Eifer und seine auf schon so vielen Reisen im Orient erworbenen Erfahrungen versprechen der Naturwissenschaft eine reiche Ernte. Er wird von einem Maler für Gegenstände der Zoologie und vergleichenden Anatomie, der Botanik und Geologie, begleitet, und ist mit einem vollständigen Apparate von Instrumenten ausgerüstet zu meteorologischen und hydrographischen Beobachtungen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 279. 6 Oktober 1831.

Der russische Gilblas.

Der „abenteuerlichen und romantischen Geschichte des Iwan Wischnigbin, oder des russischen Gilblas," dem bis jetzt eine zahllose Heerschaar von Nachahmungen gefolgt ist, wurde bereits in diesen Blättern in einem Artikel über Bulgarin und russische Novellendichtung erwähnt. Es sollen hier aus diesem in Rußland mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen Romane einige Auszüge gegeben werden, die interessante Gemälde von dem russischen und polnischen Volksleben in den höhern und niedern Ständen bilden.

Der Plan der vorliegenden abenteuerlichen Geschichte entspinnt sich ganz einfach. Der Held derselben, der sie selbst erzählt, ein vater- und mutterloser, ja sogar namenloser Knabe wächst im Hause eines Grundeigenthümers in Weißrußland, Namens Gologordowski auf. Dort galt er so viel, „wie ein zahmer junger Wolf," und wurde nie anders als Sirotka — die kleine Waise genannt. Kein Mensch bekümmerte sich um ihn, und er sich noch viel weniger um Andere. Im ganzen Hause war Niemand, der ihn auch nur des geringsten Wohlwollens würdigte, ein alter unbrauchbaren Hund ausgenommen, der wie der arme, von allen mißhandelte Knabe, selbst für seinen Unterhalt sorgen mußte. Jedermanns Diener, wiewohl keines Einzelnen, in Lumpen gehüllt, wie ein Thier gebraucht und gehudelt, behielt der Knabe doch noch genug von seinem angebornen Verstand und Scharfsinn, auf Alles ein beobachtendes Auge zu richten, und einen sichern und verschwiegenen Liebesboten abzugeben. Sein Geschick als postillon d'amour zwischen einer Tochter des Herrn Gologordowski und einem Offizier, zog den Waisenknaben zuerst aus dem Schlamme thierischer Verwilderung, in den er zu versinken bedroht war. Hier bietet sich gleich zuerst die Schilderung des Hofstaates eines Adeligen in Weißrußland dar, die wir den russischen Gilblas mit seinen eigenen Worten geben lassen wollen.

Herr Gologordowski *) und seine Familie.

„Während der Zeit, daß Weißrußland zu Polen gehörte, trug Herr Gologordowski eine große Anhänglichkeit an Rußland zur Schau. Er ging so weit, seine Abkunft genealogisch von einer alten russischen Familie herzuleiten, die sich zur Zeit Motislav des Kühnen in diesen Gegenden niedergelassen habe. Als nun Weißrußland mit dem russischen Reiche vereinigt worden war, trat Herr Gologordowski plötzlich zur Partei der ehemaligen polnischen Regierung und leitete sein Geschlecht von einem Kämmerer des Polenkönigs Popel ab, der nach der Sage, auf der Insel des Sees Gopla von den Ratten verzehrt wurde. Vielfach betrauerte mein Herr die gesegnete Zeit, wo die mächtigern Herren ungestraft den armen Adel unterdrückten, und indem sie seine Glieder Brüder und ihres Gleichen nannten, ihnen die Bastonade gaben, nachdem sie vorher zum Unterschiede von den Gemeinen auf einen Teppich gelegt worden waren. Er betrauerte das gute Recht, in einem festen Thurm Alles einkerkern lassen zu können, was ihm beliebte, und Güter unter leichten Vorwänden, oder auf den Grund von zum Scherz ersonnener Klagen, an sich zu reißen. Am meisten schmerzten ihn die eingetretenen Veränderungen der Gebräuche bei den Kreistagen, d. h. bei den Wahlversammlungen des Adels. Ein reicher Grundbesitzer brachte ehemals ein Gefolge armer bewaffneter Edelleute auf Wagen dazu mit; Alles unruhige, streitsüchtige Leute. Ihre Stimmen verschafften dann ihrem Patron und seinen Freunden alle Aemter, und waren sie stark genug, so bekämpften, verwundeten und mordeten sie ihre Gegner. Das war das sogenannte goldene Zeitalter der Unabhängigkeit.

„Der Vorrechte beraubt, welche des Betrauerns aller Großen so würdig waren, beschränkte sich Herr Gologordowski auf die innere Verwaltung seiner erblichen Güter, wo die alten Sitten und Gebräuche noch in vollem Ansehen standen. Außer einer zahlreichen, von lauter ausgewählten Leibeigenen gebildeten Dienerschaft, befanden sich auch Krautjunker in seinem Gefolge, die ihre bescheidene Lage, oder vielmehr ihre freiwillige Knechtschaft zu adeln glaubten, indem sie dieselbe unter schönen Titeln verbargen; Herrn Gologordowski's Hofstaat befand sich also auf demselben Fuße, und war gerade so zusammengesetzt, wie der der alten polnischen Magnaten und Baronen. Die großen Chargen dieses kleinen Hofes bestanden aus einem Geschäftsführer oder Bevollmächtigten für die Leitung

*) Der Name Gologordowski so wie alle Eigennamen des Romanes haben eine die Eigenthümlichkeit der Person, der sie angehören, bezeichnende Nebenbedeutung. Dieß ist auch im wirklichen Leben in Rußland der Fall, und der Dichter entfernt sich daher keineswegs von der Wahrheit, wenn er seinen Personen dergleichen bezeichnende Namen gibt, und so den Intendanten des Gutsherrn Kantschukowski nennt, und den Gutsherren selbst Gologordowski, was so viel als Bettelstolz bedeutet.

Digitized by Google

der Prozesse, von denen er nie weniger als zwei und drei Dutzend gleichzeitig zu führen hatte; aus einem Kommissär oder Oberdirektor für die liegenden Gründe; einem Verwalter oder Intendanten, einem Marschall oder Oberaufseher der Tafel, der Büffets und Dienerschaft; einem Stallmeister als Vorgesetzten der Stallknechte und des Marstalls; endlich aus einem Haushofmeister, Kafferolinspektor, und Obeesten der Köche, Küchenjungen und Küchenmägde; einer Beschließerin oder Aufseherin über die Dienerinnen und die Speisekammer, die in den Häusern polnischer Edelleute aptheke genannt wird, und großen und kleinen Kindern sehr lieb ist, wegen der Bonbons und anderer Zuckerwaare, und der dort in der größten Ordnung aufbewahrten Liquöre, Syrupe und getrockneten Früchte.

„Neben diesen adeligen Hofämtern gab es noch einen sehr beschäftigten Kapellmeister, der den Kindern der Herrschaft Musikunterricht ertheilte, die Direktion des Orchesters hatte, welches aus zwölf Personen bestand, die zugleich Lakaien im Winter und Schnitter oder Gartenarbeiter im Sommer waren. Der Kaplan oder Hausgeistliche, ein Mönch vom Orden der Jesuiten, hatte drei junge Zöglinge unter seiner Aufsicht, und wachte zugleich über die Erziehung der Kinder des Gutsherrn. Die Knaben hatten überdem noch einen französischen Erzieher, und die Fräuleins eine Gouvernante derselben Nation. Der Gärtner, ein Deutscher, genoß einen überwiegenden Einfluß im Rathe, wenn von ökonomischen Angelegenheiten die Rede war. — Um den Gutsherrn zunächst war ein Edelmann, Kammerdiener und Günstling, Bevollmächtigter für geheime Aufträge; bei der Frau vom Hause befand sich mit gleicher Würde eine Dienerin von ebenfalls adeliger Abkunft, die, obgleich sie nur die Geschäfte einer gewöhnlichen Kammerfrau verrichtete, doch eines ihrem Dünkel genügenden Ansehns im Hause genoß. Man nannte sie panna, soviel wie Jungfer. Die Fräuleins hatten ebenfalls eine jede ihre panna zur Aufsicht über ihre Kleider und leibeigenen Dienerinnen, von denen eine unter jeder panna den Titel Garderobemädchen führte.

„Ein besonderes Departement bildete die Meute, die zum Theil der Sorge des Stallmeisters anvertraut war, zum Theil die besondere Aufmerksamkeit des Gutsherrn genoß, der ein großer Freund der Jagd war. Unter der Zahl seiner Jäger befanden sich ebenfalls mehrere Edelleute, die sich mit dem Titel strelisi oder Oberjäger zierten. Von diesen obersten Hofbeamten wohnten die angesehensten wie der Geschäftsführer, der Güterdirektor, der Marschall, Stallmeister, Intendant, Kapellmeister und Erzieher, mit Frau und Kindern im Herrenhause, und empfingen außer ihren Besoldungen noch Kost und sonstigen Unterhalt. In ihren Diensten standen Leute, die ebenfalls auf Kosten der Herrschaft ernährt wurden, und sie hielten sich Wagen und Reitpferde. Alle übrigen freien Diener des Hauses erhielten ebenfalls freie Ration, und die Leibeigenen letzten ihren Gaumen, nachdem sie an der allgemeinen Tafel ihren Hunger gestillt hatten, mit den Ueberbleibseln von der Tafel der Herrschaft. Allein da die freien Diener einen Theil ihrer Einkünfte in Branntwein verwandelten und die Leibeignen niemals ihre geringe Kost verzehrten, so suchte Jedermann, gleichviel auf rechtem oder unrechtem Wege, so viel er nur konnte, für sich auf die Seite zu bringen.

„Außer diesem hochadeligen Luxus mit der Dienerschaft, befanden sich noch zur Gesellschaft und zum Vergnügen der Herrschaft eine Anzahl Edelleute, Lustigmacher, Freunde und weitläuftige Verwandte im Schlosse, die sammt und sonders Hausfreunde genannt wurden: d. h. Kostgänger, Gesellschafter beiderlei Geschlechts. Gehalt bezogen sie nicht, allein sie hatten nebst ihren Leuten freie Tafel, und mehrere hielten sich sogar auf Kosten der Herrschaft Pferde. Unter der Zahl dieser Hausfreunde befanden sich mehrere unvermählte Gläubiger beider Geschlechter; nämlich Wittwen alter Diener, denen man während eines zwanzig bis fünfundzwanzigjährigen Dienstes niemals ihren Gehalt bezahlt hatte, und einige Waisen, deren Vermögen in Herrn Gologerdowski's Händen war. Kurz, es gab im Hause dieses Edelmannes beinahe eben so viel hungrige Magen, als auf allen seinen Gütern zur Bestellung der Felder Aerme zu finden waren, und diese waren bereits so entkräftet, daß ihnen die Befriedigung jener schmarotzenden Magen sehr schwer fiel. Hier ist jedoch zu bemerken, daß wenn auch der Gutsherr, seine Familie und die eingeladenen Personen vortrefflich aßen und tranken, an seiner ungemein großen Tafel doch auch das zu finden war, was man die Kehrseite nennt, und wohin die ausgesuchten Schüsseln und gewählten Weine sich nicht verirrten. Hier fühlte man im Gegentheil den unbequemen Mangel des Gleichgewichts der Einnahmen mit dem Aufwande, in seiner ganzen Ausdehnung."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend in den Gemächern der Anna Comnena.

(Fortsetzung.)

Nachdem des Kaisers unsicherer Blick rund in der Gesellschaft umhergestreift war, verweilte er auf Achilles Tatius. „Was führt Dich hieher, mein treuer Feldhauptmann? Was soll dieser Soldat hier in dieser späten Stunde der Nacht?" Nun war der Augenblick gekommen, sein Gesicht regis ad exemplum einzureichten; allein bevor noch dem Patriarchen so viel Zeit geworden, sein Antlitz in ehrfurchtsvolle Besorgniß einer Gefahr zu verwandeln, hatte Achilles Tatius bereits zwei oder drei Worte gesprochen, die dem Gedächtnisse des Kaisers in Erinnerung brachten, daß auf seinen eigenen Befehl der Soldat hieher geführt worden sey. „Ei, in der That, ihr guten Commilitonen," sagte er, indem sich seine umdüsterten Brauen wieder aufheiterten, „es war Uns Dieß in unsrer Sorge um den Staat ganz entfallen." Nun wendete er sich an den Wäringer mit entwölkterer Stirne und mit zutraulicherem Ton in seiner Stimme, als er gewöhnlich gegen die Hofleute anzunehmen pflegte; denn für einen despotischen Monarchen ist ein Leibwächter ein vertrauter Freund, während jeder Staatsbeamte höherern Ranges ihm stets ein gewissermaßen verdächtiger Unterthan bleibt. „Ha, mein werther Angeldäne," sagte er, „wie geht es?" Dieser vertrauliche Gruß setzte Alles in Erstaunen, nur Den nicht, an welchen er gerichtet war. Herward, indem er seine Worte mit einer militärischen Verbeugung begleitete, die jedoch mehr Herzlichkeit als Ehrfurcht aussprach, erwiederte mit lauter Stimme von der Brust weg, was die Anwesenden noch mehr überraschte, da er es in der sächsischen Sprache that, deren diese Fremdlinge sich stets zu be-

Digitized by Google

dienen pflegten: „Waes hael, Kaisar mirrig und machtigh!" „Heil sey Dir, tapfrer und mächtiger Cäsar!" Der Kaiser verrieth durch ein Lächeln, daß er ihn verstehe und um zu zeigen, daß er mit seiner Leibwache in ihrer eigenen Sprache reden könne, erwiederte er mit der wohlbekannten Erwiederung des Grußes: Drink Hael!"

Sogleich brachte ein Edelknabe einen silbernen Pokal mit Wein gefüllt. Der Kaiser berührte dessen Rand mit seinen Lippen ohne den Trank zu kosten, und befahl dann, ihn Herward zu reichen, den er zu trinken bat. Der Sachse ließ sich Dieß nicht zweimal sagen, und leerte ohne Umstände den Becher auf Einen Zug. Ein Lächeln, das sich jedoch nicht über die Schranken des Anstandes verlor, den die Gegenwart des Kaisers vorschrieb, lief durch die Versammlung bei der Gurgelprobe des Wäringers, die zwar an einem Hyperboräer nicht Wunder nehmen konnte, aber doch in den Augen der mäßigen Griechen als etwas Erstaunenswürdiges galt. Alexius selbst lachte lauter auf, als es seine Höflinge für sich anständig gehalten haben würden, und indem er seinen dürftigen Wortvorrath von Wäringersprache zusammen suchte und die Lücken mit Griechisch ausfüllte, richtete er an seinen Leibwächter die Frage: „Sag' an, mein tapfrer Breton, oder Eduard, wie man Dich nennt, kennst Du den Duft dieses Weines?" — „Allerdings," antwortete der Wäringer, ohne sein Gesicht zu verziehen, „ich kostete ihn schon einmal in Laodicea."

Hier befiel den Achilles Tatius die Besorgniß, sein Soldat möchte eine mißtönige Saite unsanft anschlagen und suchte, wiewohl vergeblich, die Aufmerksamkeit des Wäringers auf sich zu ziehen, dem er gern heimlich einen Wink gegeben hätte zu schweigen, oder doch wenigstens zu bedenken, was er in solcher Nähe sage. Allein der Wäringer, der mit ächt soldatischer Untergebenheit unabgewendet Auge und Aufmerksamkeit auf den Kaiser als seinen Gebieter gerichtet hielt, dem er zu antworten und zu dienen habe, achtete auf keinen von Achilles Winken, die endlich so bemerkbar wurden, daß Zosimus und der Protospathar einander bedeutende Blicke zuwarfen, über die Unruhe, die sie an dem Befehlshaber der Wäringer gewahrten. Inzwischen dauerte die Unterredung des Kaisers mit dem Soldaten fort. „Wie schmeckt Dir dieser Wein," sagte Alexius, „im Vergleich mit dem andern?"

„Es ist hier, mein Fürst," erwiederte Herward mit instinktartiger Höflichkeit in Blick und Haltung, „eine bessere Gesellschaft, als die arabischen Bogenschützen; doch es fehlt diesem Wein der Wohlschmack, den Sonnenhitze, Kampfesstaub und eine acht ganze Stunden lang geschwungene Waffe wie diese," — hier lupfte er die Streitaxt ein wenig auf der Schulter — „auch dem besten Weine noch beifügen."

„Ein anderer Unterschied," sagte Agelastes der Elephant mit einem Blick auf den Thron, „wenn diese Bemerkung erlaubt ist, mag auch darin bestehen, daß dieser Becher nicht so groß ist, als der zu Laodicea."

„Bei Taranis, Du hast recht," rief der Leibwächter lustig, zu Laodicea brauchte ich meinen Helm als Becher."

— „Laß uns diese Becher mit einander vergleichen guter Freund," fuhr Agelastes in seinem Scherze fort, um uns zu überzeugen, daß Du diesen da nicht mit verschluckt hast; denn bei der Gewalt Deines Zuges fürchtete ich einen Augenblick, er möchte samt dem Inhalt verschlungen werden."

— „Es gibt manche Dinge," sagte der Wäringer in ruhigem und gleichgültigem Tone, „die ich nicht leicht verschlucke, nur müssen sie von einem jüngern und handfesteren Mann kommen, als Du."

(Fortsezung folgt.)

Die spanische Heeresmacht und ihre Organisation. *)

Das Militärsystem Spaniens hat sich seit dem sechzehnten Jahrhundert nur wenig geändert; denn überall stößt man noch auf Unvollkommenheiten, die in der Einrichtung der Truppen, der Verwaltung und überhaupt bei allen militärischen Anstalten, die die eigentliche Basis der öffentlichen Macht bilden, ganz besonders bemerkbar sind. Es ist daher sehr zu bezweifeln, daß diese Macht im Fall eines plötzlichen Angriffs einen kräftigen Widerstand leisten könnte, da fast alle Waffengattungen, deren Mannschaft während des Friedens beurlaubt wird, nur aus unvollzähligen, größtentheils in schlechtem Zustande befindlichen Regimentern bestehen, die in den zahlreichen festen Plätzen zerstreut liegen. Nach dieser Voraussetzung hätte also diese Macht keine andern Schutzwehren als die Lage ihres Landes, einige Waffenplätze und die Kühnheit zahlreicher und unermüdlicher Guerillas, die man mit den Banden unserer alten Stegreif- und Glücksritter vergleichen könnte.

Die Rekrutirung der Linienarmee geschieht mittelst gezwungener und freiwilliger Werbungen; die erstern begreifen die Altersklassen von 18 bis 40, die zweiten von 16 bis 30 Jahren; rücksichtlich der periodisch oder für die ganze Dauer der Dienstzeit eintretenden Ersatzmänner, besteht ein eigenes, unveränderliches System. Den Infanteristen, der Reiterei und den Korporalen der zweiten Ordnung wird eine Kapitulation auf 25, den Korporalen der ersten Ordnung auf 30, und den Sergeanten auf Lebenszeit bewilligt. Jeder Soldat, der sich auf fünfzehn und zwanzig Jahre anwerben läßt, erhält eine Prämie, deren Betrag durch Verordnungen bestimmt ist; die Prämien für die Unteroffiziere sind bedeutender.

Die Rekrutirung der Provinzialmilizen geschieht durch Ziehungen, an denen Alles von 16 bis 40 Jahren Theil nimmt. Sträflinge, Landstreicher, Leute von Geburt oder schimpflichem Gewerbe ausgenommen. Freiwillige und Ersatzmänner werden hier nicht zugelassen.

Die Volksmasse, aus welcher die Provinzialmilizen ausgehoben werden, ist in fünf Klassen eingetheilt; reicht die erste Klasse zu Stellung der erforderlichen Zahl nicht hin, so schreitet man zur Aushebung aus der zweiten und so fort bis zur fünften.

Das Avancement der Unteroffiziere hat in Friedenszeiten nach dem Dienstalter und der Wahl der Kompagniekommandanten Statt; selten wird ein Unteroffizier von bürgerlicher Herkunft Offizier, nur in Kriegszeiten finden hier Ausnahmen statt, die jedoch bis jetzt sehr selten waren.

Das Avancement der Offiziere geschieht ebenfalls nach der Wahl und nach den Dienstjahren. Der Kriegsminister besetzt die offenen Stellen bei den verschiedenen Korps bis zum Rang eines Kapitäns; für höhere Grade und zu Generalen schlägt er die Kandidaten dem Könige vor, die dieser billigt oder verwirft. Unter den Wahlfähigen trägt fast immer der begünstigtere den Sieg davon.

Der Stand der Armee wird nach einem Dekrete vom 6 Junius 1828, welches die Organisation der spanischen Armee bestimmt, in Dienstmannschaft und in Reserven eingetheilt. Der vollzählige Friedensstand ist 100.000 Mann, nämlich 65.000 Dienstthuende und 35.000 Reserven.

Der Generalstab besteht aus 230 Generalen, nämlich 60 Generallieutenants, 75 Generalmajors und 95 Brigadiers. Diese werden in zwei Hauptklassen eingetheilt, von denen die erste den Dienst bei den Feldtruppen, die zweite aber bei den Platzkommandos zu versehen hat.

Die königliche Garde besteht aus Gardes du corps *); einer Kom-

*) Aus dem Bulletin der Société française de statistique universelle.

*) Die vier Kompagnien derselben werden durch folgende Benennungen bezeichnet: die erste die spanische; die zweite die amerikanische; die dritte die italienische und die vierte die flamändische Kompagnie.

Digitized by Google

pagnie Garde Hellebardieren; vier Regimentern Grenadiers zu Fuß; einem Regiment Grenadieren und einem Regiment Jägern von der Landwehr; vier Regimentern Kavallerie, nämlich: 1 Grenadier-, 1 Kürassier-, 3 Jäger- und ein Chevauxlegersregiment; aus einer Eskadron leichter Artillerie und aus 5 Batterien.

Der Effectivstand dieser Garde beträgt 19,889 Mann und 2182 Pferde, nämlich: 9 Generale, 925 Offiziere, 50 Feldprediger und Aerzte und 18,907 Unteroffiziere und Gemeine.

Die Infanterie besteht aus 17 Linienregimentern, zehn zu drei und sieben zu zwei Bataillonen; aus 6 leichten Infanterieregimentern, jedes zu zwei Bataillonen, und aus einem Garnisonsregiment von 5 Bataillonen, welches seinen beständigen Aufenthalt zu Ceuta hat und das Strafregiment für jene Mannschaft ist, welche Dienstfehler begeht. Jedes Bataillon besteht aus einer Grenadier-, einer Jäger- und 6 Fusilierskompagnien.

An der Spitze jedes Regiments steht ein Stab, aus einem Obristen, einem Obristlieutenant-Major, einem Regimentstambour, zwölf Musikern, einem Schneider und einem Schuhmacher bestehend. Der Stab jedes Bataillons ist aus folgenden Graden zusammengesetzt: 1 Kommandant; 1 erster Adjutant (Kapitän); 1 zweiter Adjutant (Lieutenant); 1 Unteradjutant (Unterlieutenant); 1 Feldprediger; 1 Arzt; 1 Bataillonstambour und 1 Waffenschmied.

Jede Kompagnie besteht aus einem Hauptmann, einem Lieutenant, 12 Unteroffizieren, 2 Tambours und 55 Gemeinen. Auf den Kriegsfuß gesetzt, wird jede Kompagnie mit 30 Mann verstärkt, denen noch 1 Offizier, 1 Sergeant und 2 Korporale beigegeben werden; folglich ist dann der Stand jeder Kompagnie, 4 Offiziere und 99 Unteroffiziere und Gemeine.

Der Friedensstand der Infanterie beträgt 56,000 Mann. Im Frieden unterhält Spanien nur die Cadres von 3 Schweizerregimentern, jedes zu 5 Bataillonen, dessen sämmtliche Mannschaft aus 1452 Offizieren, Unteroffizieren und Tambours besteht.

Die königliche Artillerie besteht aus dem Stab, 3 Regimentern Artillerie zu Fuß, 2 Bataillonen Artillerie, 2 Eskadronen leichter Artillerie, 5 Kompagnien Arbeitern, 8 Trainkompagnien und 14 Kompagnien Garnisons-Artillerie, welche zusammen einen Stand von 4529 Mann und 534 Pferden bilden, nämlich: Stab 89; Offiziere 307; Artillerie zu Fuß 3094; Arbeiter 255; leichte Artillerie 404, mit 294 Pferden oder Maulthieren und Train 400, mit 240 Pferden oder Maulthieren.

Das königliche Geniekorps hat einen Stab von 91 Offizieren, worunter ein Generalinspektor und 5 Generalmajors als Unterinspektoren und ein Regiment Sapeurs, Mineurs und Pontoniers, welches 444 Offiziere und 859 Unteroffiziere und Gemeine, also zusammen 1094 Mann zählt.

Die Kavallerie besteht aus 5 schweren und 7 leichten Regimentern, von denen jedes auf dem Friedensfuß 4, auf dem Kriegsfuß aber 5 und 6 Eskadronen hat. Der Friedensstand dieser Waffengattung beträgt 6548 Mann mit 4668 Pferden, nämlich: 5 Regimenter schwerer Kavallerie mit 2645 Mann und 1945 Pferden und 7 Regimenter leichte Kavallerie mit 3703 Mann und 2723 Pferden.

Die Landwehr, welche in städtische Garnisonen eingetheilt ist, bildet die Reserve der Armee und besteht aus 45 Regimentern, von denen zwei, nämlich ein Grenadier- und ein Jägerregiment der königlichen Garde einverleibt sind. Jedes Regiment zählt 1 Bataillon von 6 Kompagnien. Sämmtliche Bataillone bilden einen Stand von 25,910 Mann, nämlich: 910 Offiziere und 25,000 Unteroffiziere und Gemeine.

Der seßhaften Veteranenkompagnien sind 14, von denen drei ein besonderes Korps bilden, welchem die Bewachung der königlichen Residenzen anvertraut ist. Die übrigen 11 Kompagnien sind in den Waffenplätzen vertheilt. Der Stand sämmtlicher 14 Kompagnien beträgt ungefähr 1200 Mann, nämlich: 210 Offiziere und 990 Unteroffiziere und Gemeine.

Das königliche Invalidenhaus faßt 600 bis 1000 Mann; gegenwärtig befinden sich ungefähr 550 Offiziere und Soldaten in demselben.

Was die Organisation der Provinzialmilizen betrifft, so ist hierüber noch Folgendes zu bemerken: Ihre Errichtung ist durch ein Dekret vom Jahre 1724 angeordnet worden; in den Jahren 1767 und 1824 wurden sie erneuert. Im Friedensstande zählen die Provinzialmilizen 43 Regimenter, von denen jedes mit Inbegriff der Offiziere 647 Mann stark ist. Auf diese Weise zählen die 45 Regimenter mit Inbegriff der Elitenkompagnie der königlichen Garde 27,821 Mann, deren Sold sich auf 1,500,000 Franken jährlich beläuft. Die Grenadier- und Jägerkompagnien, welche die beiden Provinzialgarderegimenter bilden, können den Kerntruppen jeder andern europäischen Macht an die Seite gestellt werden.

Der Staat besoldet in der Hauptstadt jeder Provinz Cadres von Unterlieutenanten und eine Abtheilung Korporale. Die Regimenter ziehen sich jährlich in ihren Bezirken zusammen, um während einer bestimmten Anzahl von Tagen in den Waffen geübt zu werden.

Sobald diese Regimenter in Stand gesetzt sind, um entweder eine Garnison zu beziehen oder ins Feld zu rücken, so stehen sie mit den Linientruppen in Allem, was den Dienst und das Verhalten betrifft, auf gleichem Fuß; dieß ist der nämliche Fall mit den Abtheilungen, welche für den gewöhnlichen Dienst bestimmt sind.

Die Offiziere der Linientruppen dürfen sich um Anstellung in ihrem Dienstzweig zu den Provinzialmilizen melden, wenn sie ein tägliches Einkommen oder eine Pension von 2 Fr. 50 C., die durch ein Kapital von 50,000 Fr. garantirt seyn müssen, nachweisen können.

Die Offiziere und Soldaten der Provinzialmilizen dürfen sich nicht verheirathen, wenn sie sich nicht über hinlängliche Mittel für den Unterhalt ihrer Frauen, sey dies nun direkt oder durch Vorschuß ihrer Familie, ausweisen können, im Fall das Regiment ausrücken müßte.

Die Volksmasse, aus welcher die Provinzialmilizen gezogen werden, ist, wie bereits erwähnt, in fünf Klassen eingetheilt. In die erste gehören die jüngeren Söhne der Familien, die Unverheiratheten und Wittwer ohne Kinder; in die zweite die verheiratheten jungen Männer unter 18 Jahren; in die dritte die verheiratheten Männer, deren Kinder keinen Arbeitslohn erwerben können, oder die Ländereien besitzen, deren Anbau mit weniger als einem Paar Ochsen bestritten werden kann; in die vierte verheirathete Männer ohne Kinder, welche ein Handwerk treiben, kinderlose Wittwer und Hauseigenthümer, die für den Anbau ihrer Grundstücke ein Paar Ochsen nöthig haben, und in die fünfte verheirathete Männer ohne Kinder, deren Grundstücke in dem eben erwähnten Verhältniß stehen, verheirathete Männer und Wittwer mit Familie und Hauseigenthümer, welche das Gewerbe der Maulthiertreiber ausüben.

Seminaristen, Akademiker, Zöglinge der hohen Schulen, städtische Beamte, Notarien, Aerzte, Apotheker und Vorsteher der Primärschulen sind vom Dienst der Milizen frei.

Die Aushebungslisten für die Landwehr werden von den Gemeindebehörden entworfen. Die Städte, Flecken und Dörfer verfertigen die Listen, und die Gemeindebeamten führen bei der Ziehung, die bei jeder Aushebung wiederholt wird, den Vorsitz. Die Rekruten werden in kleinen Abtheilungen, unter der Leitung eines Offiziers oder Sergeanten, nach der Hauptstadt der Provinz geführt. Die Konskriptionsflüchtigen, die Deserteurs und deren Mitschuldigen werden mit Gefängniß, dem Verlust ihrer früheren Dienstjahre und einer von zwei bis zu vier Jahren verlängerten Dienstzeit bestraft.

Anekdoten.

Das „New Monthly Magazine" enthält noch folgende Anekdoten von dem Doktor Abernethy: Eine äußerst zungenfertige Dame, die ihn um Rath fragte, überflügelte den Doktor so mit einem Heuschreckenschwarme von Redensarten, daß er durchaus nicht zum Worte kommen konnte. Der bedrängte Doktor fand kein anderes Mittel als ihr zu sagen: „Madame, zeigen Sie mir Ihre Zunge." Die Dame gehorchte und dann sagte er: „Ziehen Sie dieselbe nicht mehr zurück bis ich gesprochen habe." — Der verliebte Herzog von York ließ eines Tags den gelehrten Murrkopf rufen, um ihn zu Rathe zu ziehen. Der Doktor stand vor dem Herzoge, indem er beide Hände in der Rocktasche hatte und dazu leise vor sich hinpfiff. Der Herzog darüber ärgerlich sagte: „Ich glaube, Sie wissen, Wer ich bin?" — „Gut, glauben Sie, daß ich es weiß. Was dann?" war die rauhe Antwort des widerhaarigen Doktors, der dann seinen kurzen Rath noch mit folgenden Worten beifügte: „Machen Sie es wie der Herzog von Wellington in seinem Feldzuge; schneiden Sie der Citadelle die Zufuhr ab, und der Feind wird sie verlassen."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lantenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 280. 7 Oktober 1831.

Wanderfahrten in Chili.

2. Besuch bei den Araucania-Indianern.

Folgende zwei Briefe des Amerikaners Reynold geben über seine Versuche, in das Gebiet der Araucania-Indianer einzudringen, Bericht. Der unerschrockene Reisende, obgleich bei dem ersten Versuche durch das Mißtrauen der Indianer zurückgewiesen, wie er im nachstehenden ersten Briefe beschreibt, scheint bei einem zweiten Versuche glücklicher gewesen zu seyn. Nähern Berichten über seine Reise im Innern des Landes sehen wir entgegen.

Los Angeles, im November 1830.

„Die Indianer wollen uns den Eintritt in ihr Land nicht gestatten. Vor 14 Tagen verließen wir diesen Ort mit den besten Hoffnungen, in Begleitung der nöthigen Dolmetscher und wohl mit Geschenken versehen. Unser Weg, der südlich und östlich lief, führte uns über eine schöne Ebene; im Norden war der Vulkan von Antuco sichtbar, dessen Rauch man deutlich zwischen den weißgrauen Wolken empor wirbeln sah, während die von den schneebedeckten Gipfeln der Cordilleren zurückgeworfenen Sonnenstrahlen das üppige Grün des tiefer liegenden Gesträuchs um so stärker heraushoben. Nach vier Stunden erreichten wir San Carlos, an den Ufern des Biobio, zur Zeit der Königsherrschaft ein kleines, artiges befestigtes Dorf, jetzt aber höchst verwüstet.

„Der Fluß hat eine Breite von ungefähr 200 Yards und eine tiefe und reißende Strömung; wer uns nach Araucanischer Weise hier hätte übersetzen sehen, hätte lachen müssen. Drei neben einander gebundene Baumstämme stellten das Boot vor; dieses wurde an den Schweif eines Pferdes befestigt und so, indem zwei zu gleicher Zeit abstießen, in's Wasser gezogen, wo wir denn fast eine halbe (engl.) Meile vom Strom abwärts getragen, am jenseitigem Ufer landeten. Eine Partie Indianer, welche überzusetzen wünschte, nahm unser Boot mit zurück, und so ging es fort bis Alle hinüber waren.

„Südlich von Biobio gewährte die Gegend einen immer schönern und reichern Anblick; sie ist von Hügeln und Thälern durchschnitten, von Bächen süßen Wassers durchströmt und auf dem fruchtbaren Boden wogt ein so üppiger Pflanzenwuchs, als ob dieser nie vom Fuß eines Menschen oder Thieres betreten worden wäre.

„Am zweiten Tag erreichten wir die Residenz des Kaziken Mareiguan, was in der indianischen Sprache „zehn Guanacos" bedeutet. Er ist ausgezeichnet unter diesem einfachen Volke, wo seine Tapferkeit und sein überwiegender Verstand ihn vom gemeinen Indianer zum ersten Häuptlinge der Pulches erhoben.

„Der lebensmüde Karl V hätte keine angenehmere Einsamkeit wählen können. In einem Thal, sechs Stunden vom Fuß der Gebirge, unter einem Klima, wo man keinen strengen Winter kennt, und wo die Hitze des Sommers durch kühlende Südwinde gemildert wird, fanden wir den Aufenthaltsort Mareiguans. Heerden von Hornvieh, Pferden und Schafen weideten rings umher, und zeugten von einem Wohlstand, wie man ihn oft unter den Cherokesen Nordamerika's findet.

„Eine Versammlung untergeordneter Kaziken wurde berufen, um sich über den Zweck unsers Besuchs zu berathen. Alle unsere Geschenke verachtend, fiel ihre Entscheidung gegen uns aus; sie sagten, es sey noch nie irgend einem Bewohner von Chili oder Buenos-Ayres gestattet worden ihr Land zu betreten, um so weniger könnten sie also Fremden, die so weit her kämen, diese Erlaubniß ertheilen, und würden wir dennoch weiter gehen, so sollten wir unsern Weg von Lanzen gesperrt finden.

„Auf unserm Rückwege brachten wir abermals eine Nacht an den Ufern des Biobio zu. Der Name dieses Flusses wird bei allen merkwürdigen und tragischen Ereignissen in der frühern Geschichte von Chili genannt: hier war es, wo die alten Spanier auf die Araucanias stießen und so oft zurückgeschlagen wurden; Truppen auf Truppen setzten über diesen Fluß, um das indianische Gebiet zu unterjochen, und wurden jedesmal zum Rückzuge genöthigt oder fielen unter den Keulen und Speeren der Indianer. Mexiko, Columbien, Peru und die nördlichen Gegenden von Chili, wurden nach und nach von den Spaniern, die ein unersättlicher Durst nach Gold und Herrschaft forttrieb, durch Gewalt der Waffen unterworfen, nur den Biobio, der noch bis auf den heutigen Tag die südliche Gränze von Chili bildet, konnten sie nicht überschreiten und noch weniger auf seinen jenseitigen Ufern festen Fuß fassen.

„Unsere Versuche von Vacinicento aus durch das Gebiet anderer Kaziken zu gehen, waren gleichfalls ohne Erfolg, und so sahen wir uns denn getäuscht in unsren Hoffnungen, genöthigt nach Los Angeles zurückzukehren.

„Am Abend unsrer Ankunft fanden wir die Einwohner in großer Unruhe und Aufregung. Pinchara war mit einer großen Bande

Digitized by Google

vom Gebirge herabgekommen; wir ergriffen also jeder einen alten Säbel und schlossen uns einem Trupp von 40 Pferden an, der auf Rekognoscirung ausritt. Die Nacht wurde nicht weit vom Fuß des Gebirgs zugebracht; unser Anführer, der die Tapferkeit seiner Untergebenen genau kennen mußte, versuchte unsern Muth nicht so sehr, daß er uns nach dem gefährlichen Platze geführt hätte, sondern suchte immer sichere und schwerzugängliche Orte auf, wofür ihm die ganze Gesellschaft, ohne Zweifel, sehr dankbar war. Mit dem Morgen, der uns die Gewißheit brachte, daß Pinchara sich mit seiner Bande in die Gebirge zurückgezogen habe, kehrte die Ruhe zurück.

„Mein Begleiter, Herr Watson, ist unpäßlich und überdieß noch durch unsern schlechten Erfolg bei den Indianern entmuthigt. Er gedenkt daher dinnen ein oder zwei Tagen über Buenos-Ayres nach Valparaiso und den Vereinigten Staaten zu gehen. Was mich betrifft, so gede ich mein Vorhaben noch nicht auf. Soweit ich bis jetzt Gelegenheit hatte den Charakter der Indier kennen zu lernen, glaube ich, daß wir uns aus Mangel an guter Anleitung nicht gehörig benommen haben. Mit Einem Wort, ich bin entschlossen einen Weg von hundert Stunden in ihr Land zu machen, die kaiserliche Villearika und jeden interessanten Ort zwischen hier und dem Süden von Valderia zu besuchen, möge auch mein Schicksal seyn, welches es wolle."

Valderia im Dezember 1830.

„Nach unsäglicher Mühe und nachdem ich auf verschiedenen Punkten von den Eingebornen zurückgewiesen worden war, ist es mir endlich gelungen, mehr als 100 Stunden weit in ihr Land einzudringen.

„Bei den Gränzniederlassungen angekommen, ließ ich mein Pferd zurück, und fuhr den Fluß La Cruzes hinab auf einem Kanoe bis hierher.

„Es mangelt mir die Zeit nur Einzelnheiten zu beschreiben, oder irgend etwas von dem Lande zu sagen, durch welches ich reiste, von seinen herrlichen Wäldern voll Bauholz, von seinen Haupt- und Nebenflüssen, von seinen Ebenen mit einem Boden, der der höchsten Kultur fähig ist, und von seinen wundervollen Seen.

„Der Gouverneur von Valderia hatte nach Empfang Ihres Briefes, in welchem Sie die Güte hatten, mich seinem besondern Schutz zu empfehlen, bereits Alles für meine Ankunft vorbereitet; Befehle an die Gränzstationen ergehen lassen, um mein Gesuch bei den Indianern einzuleiten und alles Mögliche für meine Sicherheit zu thun. Am Fluß Emperial traf ich bereits einen Dolmetscher, der meine Ankunft erwartete; allen diesen Vorkehrungen verdanke ich, wenn auch nicht mein Leben, doch den Erfolg meiner Reise, denn nur wenige Tage vor meiner Ankunft an den Ufern des Hauptflusses hatten sich 500 Krieger mit ihren Lanzen an der Küste aufgestellt, weil sie zwei Schiffe erblickten, so mißtrauisch sind sie gegen Fremde; da sie glauben, nur die Absicht ihres Gebietes sich zu bemächtigen, führe sie in ihr Land.

„Am Morgen ging ich den Fluß Cruzes aufwärts, nach dem Orte, wo ich meine Pferde gelassen hatte, und von da gerade nach den Cordilleren."

Der russische Gilblas.

Herr Gologordowski und seine Familie.

(Fortsetzung.)

Als Zeichen seiner polnischen Abkunft trug Herr Gologordowski einen langen Schnurrbart, den er häufig und besonders dann durch die Finger zog, wenn die Rede von so wichtigen Dingen war, wie z. B. von den Adelswahlen, von den Prozessen und Streitigkeiten, welche er seinen Nachbarn an den Hals warf, die er übrigens, mit sich verglichen, für höchst unbedeutende Leute hielt. Gleichwohl waren diese Unbedeutenden reicher und durch ihre Dienste und Unternehmungen dem Staate nützlicher als Herr Gologordowski, der seinen Stolz auf das Alter seines Geschlechts gründete, ein Alter, das er übrigens nicht etwa durch historische Denkmäler glänzender Waffenthaten, sondern mit gerichtlichen Protokollen belegte, in denen die Beschwerden verzeichnet waren, welche im Laufe von vierhundert Jahren gegen seine Ahnen von den Opfern ihrer Habsucht vor Gericht geführt wurden; und verschiedene Urtheile, die sie zum Galgen verdammten. Neugeadelte und Edelleute, deren Familien nur hundertfünfzig oder zweihundert Jahre bestanden, wurden von ihm bewirthet; allein er hielt sie nicht würdig, in nähere Verbindung mit ihm zu treten, noch ein vertrauliches Wort an sie zu richten. Besonders verächtlich erschienen ihm solche, die auf ehrliche Weise ein ansehnliches Vermögen zu erwerben wußten, statt von ihren Vorfahren durch Erbschaft damit beschenkt zu werden. Alle Welt, ohne Unterschied, sah er in seinem Hause bei sich, bewirthete aber nur diejenigen kostbar, die er brauchte, wie z. B. öffentliche Beamte, Kapitalisten oder Gläubiger; besonderes Wohlwollen bewies er aber den Adeligen, die, seiner bedürfend, sich dazu verstanden, seine unbegränzte Ueberlegenheit offen anzuerkennen; ohne Einrede die Erzählungen anzuhören, mit denen es ihm gefiel, sie zu unterhalten, und die Beleidigungen, die er gegen seine Feinde ausstieß.

Wußte Herr Gologordowski des Morgens nicht, was er anfangen sollte, so blätterte er Prozeßakten durch. Diese hatte sein Bevollmächtigter verfaßt, und nur zu seinem Vergnügen fügte er ihrem unverständlichen Inhalt, Sophismen, Schikane, Persönlichkeiten u. dergl. bei. Hierauf trat er aus seinem Kabinet, und ging durch die Reihen seines ganzen versammelten Hofes, um die demüthigen Begrüßungen seiner zahlreichen Dienerschaft zu empfangen. War das Diner vorüber, und hatte er sich auf Kosten seiner männlichen und weiblichen Hausfreunde durch mehr oder weniger delikate Unterhaltung aufgeheitert, so legte er sich schlafen, um die Weindünste zu zertheilen, welche sich seit dem Frühstück nach seinem Gehirn gedrängt hatten, und die von dem bei Tische genossenen Weine noch mehr verdichtet worden waren.

Die Zeit zwischen dieser Mittagsruhe und dem Abend wurde durch mehrere von den Frauen angeordnete Belustigungen ausgefüllt. Herr Gologordowski gab jedoch nie mehr dabei ab als einen Zuschauer. Etwas später erschien Josua, ein Jude, und Pächter der Mühlen und Wirthshäuser der ganzen Herrschaft. Dieser Josua war das Faktotum des ganzen Hauses; der Vertraute des Herrn und der Diener, die lebendige Zeitung, unerschöpfliche Quelle politischer Neuigkeiten und skandalöser Anekdoten aus einem Um-

Digitized by Google

kreise von zwanzig Meilen, und berichtete, wie das Gerücht, Wahrheit und Lüge ohne Unterschied.

Im Besitz dieses Hebräers befanden sich zwei wunderwirkende Kleinode: Geld und Branntwein. Niemand konnte ihn entbehren, vom Gutsherrn bis zum Bauer und elendesten Hirten im Dorfe; Alle waren ihm schuldig, und Alle theilten die Meinung, lieber zu borgen als zu bezahlen.

Mit diesem würdigen Sohne Israels pflegte Herr Gologordowski den größten Theil des Abends hinzubringen, indem er Punsch trank und seinen Gesellschafter mit Fragen über die Hauptstadt und den Hauptort der Provinz überschüttete, in welcher Stadt der Jude Korrespondenten hatte. Mit ihm verabredete der Gutsherr Plane für den Verkauf des Getreides, des Branntweins und des Holzes, verhandelte mit ihm über Geldanleihen und wegen Verzögerung der Bezahlung alter Läpperschulden; verlangte seine Meinung über einen Prozeß, der im Entstehen war, über andere in erster Instanz entschiedene, und endlich über noch andere, die in Folge von Untersuchungen und Verwicklungen sich bis in die Ewigkeit hinaus zu ziehen schienen. Manchmal schlug der Jude auch Mittel vor, die Einkünfte zu vermehren, ohne deßhalb Auslagen machen zu müssen. So sollte z. B. eine Abgabe von den Ackerpferden erhoben, oder durch die Bauern die Wälder abgeschlagen, Kohlen und Potasche gebrannt werden u. d. m.

Es wird hiernach begreiflich, daß der jüdische Pächter in der öffentlichen Meinung für die erste Person nach dem Gutsherrn galt, und auch für diesen war der Jude unentbehrlicher als sein eigener Kopf. Trotz dieser Vertraulichkeit beobachtete der mit dem Charakter des Gutsherrn hinlänglich bekannte Israelit alle möglichen Förmlichkeiten; verbeugte sich tief bei seiner Annäherung, schmeichelte seinem Stolze und schwur, daß er in der ganzen Provinz Keinen für einen wahren Edelmann halte, als ihn allein, den erlauchten Herrn Gologerdowski. Dieser Verräther, der sich durch solche Mittel das vollkommenste Vertrauen erschlichen hatte, saugte im Stillen, unersättlich wie ein Vampyr, den Unterthanen der Herrschaft Blut aus. Er bereicherte sich, und einem Sumpfe gleich, der weit und breit alle Quellen an sich zieht, vertrocknete er alle Kanäle des Wohlstandes, und verbreitete Jammer und Armuth.

(Fortsetzung folgt.)

Ceylan. Taprobane.

Nach guter Sitte haben die beiden Gymnasien der Hauptstadt München zu ihren dießjährigen öffentlichen Prüfungen wieder Programme oder „Einladungsschriften" ausgehen lassen; dießmal beide von ihren Mathematikern; das eine über Plus und Minus, das andere (das alte) über die Insel Taprobane. Letztere Abhandlung rührt vom Gymnasial-Professor Georg Mayer her. Er stellt darin die verschiedenen Meinungen zusammen, welches Eiland des ostindischen Ozeans eigentlich unter jenem alten Namen gemeint seyn möchte. Kant hielt selbst Madagaskar dafür, Heeren und mit ihm ein Heer von Nachfolgern Ceylon oder wie es strenger heißt Ceylan, nach der Benennung der Portugiesen (Selan), die 1505 unter Almeyda daselbst landeten.

Die kleine Mayersche Schrift (10 S. in 4°) stellt ferner die von den Alten überlieferten Nachrichten über Taprobane, so viel möglich chronologisch zusammen. Das thaten schon früher Bochart, Salmasius, Vossius mit allen Stellen des Strabo, Dionysius Periegetes, Pomponius Mela, Plinius, Ptolemäus, Arrianus, Martianus ꝛc.

Von den neueren Behandlern des Gegenstandes führt Professor Mayer nur noch den Franzosen Gosselin und den Engländer Robertson auf, von denen jener sich geradezu für Ceylon, letzterer schwankender, obschon er entschieden sich gegen Merkators Annahme von Sumatra erklärt. Hr. Mayer findet S. 7 alle Größen- und Produkten-Vergleiche, eben so die alten Aeußerungen der Eingebornen über die Gestirne und die Schatten (S. 8) anwendbarer auf Madagaskar; entscheidet sich S. 9, aber für eine durch Theilung ausgleichende Meinung, wornach die Insel im indischen Meere, welche zu Alexanders Zeit durch Onesikritus den Griechen unter dem Namen Taprobane bekannt wurde, ohne Zweifel Ceylon gewesen sey; jedoch die Insel, von welcher nach Plinius Bericht Gesandte nach Rom kamen, sicher für Madagaskar angenommen werden dürfte.

Es ist zu bedauern, daß Professor Mayer nicht auf die Thatsachen Rücksicht genommen, welche aus wichtigeren neueren Untersuchungen (in den Asiat. Research., Jones, Wallace, Percival, John Knox, Davy ꝛc.) Professor Dr. P. von Bohlen im 1830 schon erschienenen ersten Theile seines ausführlichen Werkes vom „Alten Indien" S. 29 — 52 über Ceylon und Taprobana mittheilte.

Professor Mayer führt zwar S. 6 seiner Einladungsschrift die bei Eustathius (zu Dionysius Periegetes), Cosmas (Indicopl.) Solinus ꝛc. vorkommenden Namen Salice, Seilan, Selan, Sidelivia an, ohne über ihre sprachgesetzliche Abschleifung aus der allen zu Grunde liegenden indischen Benennung zu bemerken, geschweige denn, nach dem altvererbten Namen Taprobane im Indischen sich umzusehen; welche Nachfrage doch auf dem Gebiete dieser Erd- oder Länderbeschreibung wesentlich entscheidend ist, da das indische Sprach-Alterthum vorzugsweise beharrlich und beständig geblieben ist, und es sich nach allen Seiten bewährt hat, daß die griechischen Reise- und Länderberichte zwar mit griechischem Leichtsinn oder griechischer Mundgeschmeidigkeit verstümmelt, doch meist die landesüblichen indischen oder asiatischen Namen, der Menschen wie der Oerter und Dinge, richtig (d. h. umgegriecht) überliefert haben. Ein recht bezeichnendes Beispiel giebt hier der griechische Name des altindischen Schachspieles ab, das die Griechen Ζατρίκιον nannten, indem sie so das persische Schatrenj, Shatreni sich mundgerecht machten, wie die Perser schon an jenes das indische Chaturanga d. i. vierleibig, Viergliederung, die vier Waffengattungen der indischen Schlachtordnung, nach welcher das Schachspiel sich gestaltete, anknüpften. Perser und Abendländer deuteten sich jenes Shatrenj häufig als Schatrat (türkisch Schatrandsch, Ζατρίκιον) die 100 Beharrlichkeiten, 100 Kunstgriffe, ja selbst als Schah-reni Königsschmerz, auf den Ausgang (Schach matt) zielend; gerade so unbedeutend, wie die Franzosen aus der persischen Benennung des Feldherrn im Spiele, Ferz (Pierce, Pierge) sich eine Vierge (Virgo) aus dieser eine Königin bildeten. — Arrian allein nennt den Kaukasus Grankasus, d. i. im Sanskrit Gráva-kásas, glänzendes Gebirge, wie sein höchster Gipfel Meru, das Strahlende, genannt wurde. Wer würde dieses noch in dem Gauchelhachs der mittelhochdeutschen Dichter suchen? — Der Nerbuda-Fluß heißt bei Ptolemäus Να(ρ)ουαδος, d. i. im Indischen Narmadá, die Liebliche. — Golkonda heißt im Periplus Nelkynda, d. i. Nilakhanda, blaues Land. Derselbe Periplus nennt Syarastrena, das Ptolemäus richtiger als Σιρραση aufführt, d. i. Surashtra, schönes Reich (das Gebiet Larika), u. s. w.

Wir kehren zu Taprobane zurück. Ceylon oder Ceylan bildete sich, wie schon gesagt, aus Seilan, Selan, dem das Ptolemäische Salike wohl Quelle wurde, wie diesem das ursprüngliche Sinha'laka oder Shinha'la-dvipa, d. i. Löwen-Eiland. Aus Shinhala-dvipa bildeten Römer und Araber Seran-div, Seran (selbst Sidelivia st. Se'lediva), mit welchem Serandiv vielleicht der Name Simundu zusammenhängt, wie die Insel bei Ptolemäus und Stephan. Byzant. und im Periplus auch heißt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das an politischen Ereignissen von höchster Wichtigkeit so reiche Jahr 1830 hat dem französischen Geadstichel Gelegenheit genug gegeben, das Andenken derselben auf zahlreichen Münzen zu bewahren. In dem ersten

Digitized by Google

Vierteljahre von 1830 ging so aus dem Prägstocke eine Münze hervor, die von den dankbaren Bürgern den 221 Deputirten gewidmet wurde, welche für die Adresse an den König stimmten. Auf derselben ist Frankreich in aufrechter Stellung abgebildet, in der rechten die Adresse haltend, mit dem linken Arme eine Säule umschlingend, auf der ein Hahn steht. Ober derselben erblickt man das Wort „Charte“ in einem Lorbeerkranze, und einen Anker, das Symbol der Hoffnung. Als Rundschrift liest man: 16 März 1830. — Die Einnahme von Algier wurde durch eine Münze mit dem Datum 5 Julius 1830 gefeiert. Frankreich auf einem Löwen sitzend steckt die lilienbesäete Fahne auf den Mauern der eroberten Stadt auf. — Die Ereignisse des Julius lenkten die Aufmerksamkeit von dieser Eroberung ab und gaben zu folgenden vier Münzen Anlaß: Eine Frau mit weinendem Antlitze und auf den Knien hält die dreifarbige Fahne und schreibt auf ein Denkmal die Zeilen: „A la mémoire des Français morts pour la liberté.“ Das Denkmal wird von der Freiheit bekränzt. Ein Hund, das Symbol der Treue, liegt daneben. Man liest als Rundschrift: 27. 28 und 29 Julius 1830. Auf der Kehrseite stehen einige Verse von Kasimir Delavigne. — Das französische Volk, vorgestellt unter der Gestalt eines herkulischen Jünglings, schreibt auf ein Grabmal den Tag der Julius-Ereignisse, und hält in der linken Hand Bürgerkronen. Neben dem Grabmal erhebt sich ein Lorbeerbaum, an dessen Fuß ein Schild mit dem gallischen Hahn liegt. Ein Bienenkorb, eine Flinte, eine dreifarbige Fahne und ein Eichenzweig im Hintergrunde bedeuten die Industrie und den Muth des Volkes. Man liest als Rundschrift: „A la mémoire des Français morts pour la liberté.“ Die Kehrseite zeigt in einem Lorbeerkranze die Worte: „Aux braves défenseurs de nos lois, la patrie reconnoissante.“ — Der Kopf der Freiheit mit den Fasces, darüber ein strahlendes Gestirn, von der Umschrift umgeben: „Liberté nationale reconquise par le peuple, 27, 28, 29 Juillet 1830.“ Auf dem Revers liest man auf einer Tafel: „Règne des lois.“ Daneben ist eine Wage, ein Spieget und eine Schlange angebracht: die Symbole der Gerechtigkeit, Wahrheit und Klugheit. — Das beliebte Haupt der Pallas mit der Umschrift: „Honneur à la ville de Paris, le 27, 28, 29 Juillet 1830.“ Kehrseite: „Liberté, égalité, ordre public.“ — Sechs Medaillen wurden in demselben Jahre mit dem Brustbilde des Königs geprägt: 1) mit den Worten: „Au Conservateur de la liberté 1830,“ in einem Eichenkranze auf der Kehrseite; 2) auf dem Revers die Worte: „Voilà le Prince qu'il nous faut; c'est la meilleure république (Lafayette 7 Août 1830); 3) der Kopf des Königs auf einer Halbsäule, auf der man liest: „Charte constitutionnelle,“ daneben die Fahne mit einer Freiheitsmütze darüber, einer Lilie, einem Adler und dem französischen Hahn. Vorn ein Kind, das neben einem schlafenden Löwen und einem wachenden Hahn liegt; Legende: „L. P. d'Orléans, acceptant la couronne, réunit les partis.“ Auf der Kehrseite liest man von einem Lorbeer- und Eichenzweige eingeschlossen die Worte: „Désormais la charte sera une vérité.“ als Rundschrift: „Liberté, ordre public. Dédié aux gardes nationales de France.“ Ein Löwe, eine Lampe, ein Anker in Laubwerk. 4) Der Kopf des Königs mit dem Revers: „Liberté, ordre public. Garde nationale. Première revue générale le 29 Août 1830.“ 5) Mit dem Revers: „Le rétablissement de la garde nationale.“ Ein Hahn von Fahnen umgeben, in der Mitte eine Bürgerkrone. 6) Mit der Kehrseite: „Sûreté et vigilance. Garde nationale 1830. Ein Hahn mit ausgebreiteten Flügeln, den einen Fuß auf einer Kugel, die das Wort „Liberté“ trägt. — Auch Lafayette wurde durch drei Münzen gefeiert. 1) Der Kopf des Generals Lafayette, mit der Kehrseite: „Appelé pour le voeu unanime des citoyens au commandement général des gardes nationales, le 28 Juillet 1830.“ 2) Der Kopf des Generals mit dem Revers: „Au Général Lafayette, l'arroudissement de Meaux, Juillet 1830.“ 3) Derselbe Kopf von Pingret gestochen, diente zu mehreren Medaillen, welche die Nationalgarden von Dijon, Dünkirchen u. s. w. dem Bürger der zwei Welttheile widmeten.

•

Bei dem öffentlichen Interesse, das sich jetzt an das Schloß von Meudon, den Aufenthaltsort Don Pedro's und seiner Gemahlin, knüpft, mögen folgende Notizen über dieses Schloß hier eine Stelle finden: Das alte Schloß von Meudon wurde erbaut und bewohnt von der schönen Herzogin d'Etampes, der angebeteten Geliebten des Roi-Gentilhomme Franz I. Später wurde es erweitert und verschönert durch den berühmten Kardinal von Lothringen, der sich dahin zuweilen zurückzog, um in Gesellschaft von Gelehrten sich von den Staatssorgen zu erholen. Es befanden sich unter den letztern namentlich der treffliche Kanzler Hopital, der hier über die Castra superba Medonis — um uns seiner eigenen Worte zu bedienen — von Verwunderung entzückt nicht genug den Zauber der gelehrten Unterhaltung auf jener prächtigen Terrasse, die mit den hängenden Gärten der Semiramis wetteifert, preisen kann. Mit gleichem Lobe spricht er von den Spaziergängen in den einsamen Wäldern, die der Kardinal den ersten Kapuzinern, die er in Frankreich einführte, geschenkt hatte. Heinrich IV bewohnte dieses Schloß während der Belagerung von Paris. Späterhin wurde es Eigenthum des Oberintendanten Survien, der Einiges daran neu erbauen ließ; aber erst der folgende Besitzer Louvois war es, der es auf das Prachtvollste erweiterte. Diese herrliche Besitzung fiel an den Grand-Dauphin im Jahre 1774, der in den Mauern des neuen Schlosses, das er bauen ließ, und das jetzt Don Pedro bewohnt, starb. Ludwig XV konnte das Schloß Meudon nicht leiden; er machte kein Geheimniß aus dem Grunde seiner Abneigung: er hatte nämlich hier seinen ersten Unterricht von dem Kardinal Fleury erhalten.

•

Der Zustand der spanischen Ausgewanderten, die sich nach England geflüchtet haben, ist über alle Beschreibung trostlos geworden. Vor einigen Tagen erschienen im Mansionhouse zu London drei Spanier, ein Obrist und zwei Kapitäne, den nahen Hungertod auf ihren eingefallenen hohläugigen Gesichtern, und baten in Abwesenheit des Lord Mayors, Herrn Hobler, er möge sie und andere ihrer Landsleute, Leute von Rang und Ansprüchen auf einstiges großes Vermögen, vor dem unvermeidlichen Untergange erretten. Sie versicherten, daß sie acht und vierzig Stunden schon keinen Bissen Brod über die Zunge gebracht. Einige dieser unglücklichen Spanier waren schon vor Elend und Mangel umgekommen. Vergebens hatten sie sich an die Regierung und den König von England selbst um Unterstützung gewendet. Lord Wellington, der die für die vertriebenen Spanier von der Regierung früher ausgesetzten Fonds, in Betrag von noch 18,000 Pfund Sterling, in Händen haben soll, verweigerte gleichfalls fernere Unterstützungen. Bis darüber die geeigneten Nachforschungen angestellt und Summen flüssig gemacht werden können, wird es um die armen Spanier wahrscheinlich geschehen seyn. Herr Hobler gab ihnen für die dringendsten Bedürfnisse einiges Geld aus seiner eigenen Tasche und verwies sie an den Lord Mayor.

•

Der jetzige Lord Byron war zur Zeit, als er noch als Schiffskapitän diente, beauftragt, den König und die Königin der Sandwichsinseln wieder in ihre Heimath zu bringen, wo er nach deren Rückkehr der Krönungsfeierlichkeit des neuen Königs beiwohnte. Ein Theil dieser Ceremonie bestand darin, daß man über dem Haupte des Königs zwei Schwerter kreuzte, von denen das eine der Staatskanzler des sandwichischen Königthums, Billy Pitt, das andere Kapitän Byron hielt. Ersterer ging nach dieser Weihe mit seinem Schwert auf das Volk los, schwang es und schrie auf englisch: „Damn' ye, obey the King,“ was in einer freien Uebersetzung etwa lauten würde: „Verdammte Schlingel, wollt Ihr dem Könige Gehorsam leisten?“ — Ein artiges Seitenstück zu den Königskrönungen in den civilisirten Ländern. Bei beiden kommt es, die Formen abgerechnet, so ziemlich auf Eins hinaus.

•

Zu Constantinopel wird in Kurzem die erste Zeitung erscheinen, und zwar in türkischer und französischer Sprache. Der türkische Theil wird von dem Reichshistoriographen Esad-Effendi, der französische von Herrn Blaque redigirt werden. Letzterer gab den unter türkischem Einflusse geschriebenen „Courrier de Smyrne“ heraus, der seit Kurzem zu erscheinen aufgehört hat. — „Der Sultan Mahmud,“ bemerkt der Figaro hierzu, „ist Journalist geworden. Man glaubt, daß er für die Opposition schreiben wird.“

Berichtigung.

S. 1107 in der Note. 3 2 v. u. lies Sahkupfer statt Salzkupfer.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 281. 8 Oktober 1831.

Reisen chinesischer Buddhisten in Mittelasien. *)

Die Traditionen der Chinesen erzählen, daß dieses Volk ehemals beinahe ganz Asien durchreist habe, daß ihre Pilgrime Tübet Turkestan, die große und die kleine Bucharei durchwandert, daß ihre Kaufleute seidene Stoffe nach Persien führten, und tief in der Tartarei Pferde einkauften. Große Heere folgten den Handelsleuten, um sie zu unterstützen oder zu rächen, wenn barbarische Horden sie zuweilen mißhandelt hatten. Gewandte Diplomaten wurden vorausgeschickt, um die Kriegsoperationen vorzubereiten, und es gelang ihnen oft, die Stämme unter einander zu entzweien, und die Gegenden, wo sie ihre Talente geübt hatten, in Feuer und Flammen zu setzen. An diesem allem ist nichts Außerordentliches, aber doch wundert man sich darüber, weil man sich nur mit Mühe daran gewöhnt, barbarische Völker dieselben Mittel und Wege ergreifen zu sehen, wie civilisirte Nationen. Die Gelehrten benutzen diese Ereignisse, um daraus die Religionen kennen zu lernen, welche in jenen Gegenden blühten, und sich einen Begriff von den Revolutionen zu machen, welche Reiche umgestürzt, Völker vertrieben und die Menschenracen zwischen dem kaspischen und japanischen Meere sich zu vermischen genöthigt haben; man studirt mit Nutzen für verschiedene Zweige der historischen Wissenschaften die Berichte über die Eroberungen Alexanders, der Römer und der Mongolen, und die Unglücksperioden, welche das Menschengeschlecht am meisten zerrüttet haben, haben immer ein besonderes Interesse in den Augen des Kritikers, des Geographen und des Chronologen.

Eine erfreuliche Quelle von Kenntnissen liegt aber in der Geschichte des Ursprungs, und der Entwicklung der orientalischen Religionen. Im Allgemeinen kann man die Bekehrung eines Volks zu einer neuen Religion immer als einen Fortschritt in den Sitten und eine Wohlthat für die Menschheit ansehen, und die Geschichte bezeugt, daß man fast nie in der Laufbahn der Glaubensverbesserungen Rückschritte gethan hat. Der Buddhismus, oder Samanäismus ist ein Beweis für diese Ansicht, und die Nationen, welche ihn angenommen haben, konnten nichts Besseres thun. Diese Religion hat die Barbaren des Nordens civilisirt, den Priestern von Tübet eine Literatur gegeben, und den scholastischen Geist der Chinesen und Indier geübt und geschärft. Einige Länder in Asien verdanken ihm ihre ganze geistige Bildung, vom Alphabet an bis zur Metaphysik, daher auch seine Geschichte, die in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten so sehr auf sich gezogen hat, zu gleicher Zeit die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes in ungeheuern Ländern ist, wo er nie das Bedürfniß gefühlt hätte, eine Literatur zu erschaffen, wenn die Theologie ihn nicht genöthigt hätte, unzählige Werke und mehr Legenden und Fabeln, als jemals Rom, Griechenland und Aegypten erfunden haben, aus dem Chinesischen und dem Sanskrit zu übersetzen. Wir lesen zwar diese Bücher in einem andern Sinn, als in dem sie geschrieben sind, allein die Lehren, die wir daraus ziehen, obgleich andere als die, welche man hatte hineinlegen wollen, sind für uns eben so anziehend und etwas solider.

So interessant die Annalen dieser berühmten Religion wegen des großen Einflusses sind, den sie auf Centralasien ausgeübt haben, so nützlich ist es den Weg zu verfolgen, den sie genommen hat, und, um mich so auszudrücken, die Geographie derselben zu beschreiben. Der Buddhismus ist vor etwa 2300 Jahren im Norden von Indien entstanden, und hat sich von da in allen Richtungen verbreitet, und nach und nach Ostpersien, die Tartarei, Ceylon, China, Tübet und die Mongolen bekehrt. Viele Nationen haben

*) Es enthielten bereits diese Blätter (erste Hälfte dieses Jahrganges S. 624) eine kurze Notiz von dem Memoire des Herrn Abel-Remusat über eine Reise, die am Ende des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, von einigen buddhistischen Mönchen aus China in die Tartarei, nach Afghanistan und nach Indien unternommen wurde. Diese Denkschrift war bestimmt, in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Inschriften in Paris (den 22 Julius d. J.) gelesen zu werden, wurde aber wegen Mangel an Zeit nicht vorgetragen. Das Memoire selbst enthält eine Masse historischer, mythologischer, geographischer Erläuterungen und Untersuchungen, welche sich an die Erzählung anschließen, und wird wohl in der Sammlung der Akademie gedruckt werden. Der Verfasser hat überdieß nicht nur den Text der Reisebeschreibung, aus der hier ein gedrängter Auszug gegeben wird, sondern noch zwei ähnliche Berichte aus dem Chinesischen übersetzt, deren Einer eine Reise zum Gegenstand hat, welche im Jahre 502 von zwei chinesischen Mönchen nach Bedakschan, Udiana, Kandahar und Ostpersien, unternommen wurde; der andere eine von einem Buddhisten unternommene Pilgrimschaft durch Tokharistan, Afghanistan, Sind, und fast alle Theile von Hindostan, auf welcher er 130 Königreiche durchwandert, und beschreibt, und der eine fast vollständige Darstellung des Zustandes von Indien im siebenten Jahrhundert gibt. Diese drei Uebersetzungen werden von einer großen Menge Erläuterungen über historisch-geographische, besonders aber buddhistisch-religiöse Punkte begleitet werden. Der hier folgende Auszug kann einen Begriff von der Wichtigkeit und dem Interesse dieser Untersuchungen geben.

Digitized by Google

sie durch den Eifer von Missionären erhalten, welche Wüsten durchwanderten, um ihren Glauben zu verbreiten. Andere haben sie durch fromme Pilgrime aus Gegenden eingeführt, welche sie schon früher angenommen hatten. Hätte man die Berichte aller dieser Reisen, so besäße man höchst wichtige Quellen über wenig bekannte und ausgedehnte Gegenden; man würde daraus die Namen vieler Städte und Völker kennen lernen; man erführe etwas von den politischen Abtheilungen von Hochasien in alter Zeit, und von ihren socialen Institutionen, und könnte sich einen Begriff von den gegenseitigen Verhältnissen und Verbindungen entfernter Völker machen. Dieser letzte Punkt ist von großer Wichtigkeit, denn wir sind nur allzu geneigt vorauszusetzen, daß die Nationen, welche wir nicht kennen, sich auch unter einander nicht kennen, und daß sie in der langen Zeit, in der sie uns unbekannt geblieben, allen Kenntnissen fremd geblieben sind. Wir sehen nicht ohne Erstaunen, daß die Orientalen uns in etwas vorangegangen sind, und daß sie z. B. Asien umschifft haben, lange ehe wir das Cap der guten Hoffnung umschifften.

Dieß sind die Gründe, welche mich bestimmt haben, den Bericht über eine Reise aufzusuchen und zu übersetzen, welche vor 1400 Jahren von buddhistischen Priestern unternommen wurde, um ihre Glaubensregeln an den Orten zu prüfen, wo ihre Religion entstanden war, und sich theologische Werke, heilige Bilder und Liturgien zu verschaffen. Sie reisten im Jahre 399 nach Chr. von China aus, durchwanderten die ganze Tartarei, betraten die Gebirge von Klein-Tübet, die höchsten der Erde, setzten mit Hülfe von Stricken und fliegenden Brücken über unzugängliche Thäler, und 8000 Fuß tiefe Abgründe, erreichten so die Ufer des Indus, den sie überschritten, um Gegenden zu bereisen, welche noch kein Europäer betreten hat. Sie trafen hier den Buddhismus, indische Bücher, die Sanskritsprache, alte Idole, berühmte Reliquien und prachtvolle Tempel. Indien schien über seine Grenzen getreten, Ostpersien überschwemmt und eine Civilisation dorthin gebracht zu haben, welche seitdem durch die Einfälle der Muhammedaner, und so viele andere Revolutionen, welche sich in jenen Gegenden gefolgt sind, bis auf die letzte Spur aus den Thälern verschwunden ist, wo jetzt die Afghanen und Beludschen wohnen. Unsere Reisenden sind die ersten, welche uns dieses sonderbare Faktum gelehrt haben. Von da setzten sie wieder über den Indus, betraten das eigentliche Hindustan, besuchten die Ufer des Ganges, wo die Sagen von dem Stifter ihrer Religion sie hinriefen, und die Erinnerung an die heiligen Orte, welche er in seinem irdischen Leben geweiht hatte. Hier fanden sie den Ort, wo er am Fuße eines Baumes geboren war, wo man noch den Teich sieht, wo er seine erste Abwaschung vollbrachte, hier empfing er die erhabenen Kenntnisse, welche ihn Gott gleich machten; weiter hin war der Ort, wo er anfing, „das Rad des Glaubens umzudrehen," d. h. seine Religion zu lehren. An einem andern Orte wurde er auf einen Scheiterhaufen gelegt, und für ewig in einer göttlichen Extase verschlungen. Nicht weit von da waren vier mächtige indische Könige im Begriffe sich mit zahlreichen Heeren eine Schlacht zu liefern, als man glücklicherweise noch zu rechter Zeit ein Mittel fand, ihren Zwist friedlich zu schlichten, nämlich in gleichen Theilen die Reliquien des h. Mannes unter sie zu vertheilen, der so eben die Erde verlassen hatte. So findet sich die geographische Realität von Städten und Reichen welche bisher nur in der Mythologie zu existiren schienen. Kapilavasthou, Vaïsali, der Hirschgarten, und eine Menge anderer Orte, deren Lage eben so unbekannt war, als die der Inseln und der Staaten, von denen in Tausend und Einer Nacht die Rede ist, zeigen sich jetzt, nicht nur als der Schauplatz himmlischer Erscheinungen, langwieriger Prüfungen der Heiligen, glänzender Dichtungen oder unglaublicher Wunder, sondern als Stationen sterblicher Reisenden, die die Richtungen ihrer Wanderung, und die Biegungen ihrer Reiseroute sorgfältigst verzeichnen. So besitzen wir, was den Engländern fehlt, die zwar als Besitzer jener Länder, die Ruinen der heiligen Städte betreten, aber ohne sie zu kennen, und wir können, was noch ehrenvoller ist, dem Verfasser eines dicken deutschen Buches zu Führern dienen, der bei seinen Abhandlungen über diese mythologischen Scenen gestehen mußte, daß er vollkommen außer Stande sey, anzugeben, in welchem Theil von Indien sie gespielt haben müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

Mancher treffende Vergleich ließe sich ziehen zwischen den Festschmausen des Adels in Weißrußland, wie sie uns Gilblas schildert, und der barbarischen Pracht und Unmäßigkeit unserer mittelalterlichen Adelsfeste. Der unmenschlichen Saufgelage aus abgerundeten Bechern, die der Gast entweder auf Einen Zug leeren, oder so lange in der Hand halten mußte, bis er sie umstürzen konnte, nicht zu gedenken, erinnern auch die Plünderungen der Bauern, um die nöthigen Vorräthe herbeizuschaffen, nur allzusehr an Art und Sitte unserer alten stifts- und turnierfähigen Raubvögelfamilien, die auf ihren kahlen Felsennestern horstend, nicht selten von Hunger getrieben wurden, Speicher und Stallungen der Pächter mit offener Gewalt oder diebischerweise heimzusuchen. Ein großes Familienfest beschreibt uns Gilblas in Folgendem:

„Herr Gologordowski beabsichtigte den Geburtstag seiner Gattin und den Gewinn eines Prozesses über zehn Dissätinen Land, zu gleicher Zeit festlich zu begehen. Dieser seit dreißig Jahren schwebende Prozeß, hatte den Parteien sechzigmal mehr gekostet, als der streitige Gegenstand werth war: allein da es hauptsächlich darauf ankam, das zu erreichen, was man gewollt hatte, so sollte ein öffentlicher Triumph als Entschädigung für die Kosten, und das vom Sieger so lange erduldete Unrecht, und als Demüthigung des Besiegten dienen.

„Schon acht Tage vorher wurden die Einladungen an Verwandte, Nachbarn und selbst an weniger im Hause bekannte und entfernt wohnende Personen abgesendet. Josua brachte zwei seiner Glaubensgenossen, welche mit der Lieferung der Mundvorräthe, des Weines und der Spezereien beauftragt wurden. Diese Lieferanten aus dem Stegreife verkauften, wie ich später beim Intendanten erzählen hörte, dem Gutsherrn nur solche Waaren, die unserm schlauen Pächter gehörten, der nicht gesonnen war, seine Lebensmittel im eignen Namen an Herrn Gologordowski zu verhandeln, denn

Digitized by Google

dieser würde ihn unfehlbar mit Obligationen und Wechseln bezahlt haben, und was wäre dagegen einzuwenden gewesen? Da es indessen auch für seine zwei Kameraden kein baar Geld gab, und das Getreide noch nicht reif war, so wurde die Rocken- und Weizenernte auf dem Stengel verkauft, oder, wie man zu sagen pflegt, grün verzehrt. Josua wurde von den beiden angeblichen Lieferanten mit einer Gegenverschreibung versehn und war sicher, das Korn gedroschen und gereinigt, und außerdem drei Dutzend noch zu gebärender Kälber zu empfangen, die acht Monate auf Kosten des Eigenthümers der Heerde ernährt werden mußten.

„Wenn nun allerdings Herr Gologordowski bei dieser Gelegenheit sein Getreide grün und seine Kälber ungeboren losschlug, so empfing er doch dagegen einen kostbaren Vorrath von Weinen und frischen Eßwaaren, die in einem Tage aufgezehrt werden sollten. — Alle herrschaftlichen Jäger und auch die in den Dörfern hatten Befehl erhalten, die Tafel mit Wildpret zu versehen. Jeder erhielt dazu ein Pfund Pulver und ein halbes Pfund Blei, womit sie durchaus sechzig Stück Wild herbeischaffen sollten. Auf zwei Pfund Pulver kamen daher drei Fehlschüsse, und für jedesmal Fehlen mehr mußte ein grivne Silber (etwa drei Groschen) an die Kasse der herrschaftlichen Intendanz bezahlt werden. Durch Josua erhielt der Gutsherr einen Anschlag der Bauern, welche Eier, Butter, alte und junge Hühner besaßen, und das ganze Hofgesinde hatte Befehl hinzugehn, und ihnen diese Vorräthe im Guten oder Bösen abzunehmen. Dabei war bestimmt worden, daß den Bereitwilligen im Verhältniß des Werthes der überlassenen Gegenstände, einige Tage an den Frohndiensten erlassen werden sollten, und daß die Widerspenstigen zu erinnern wären, daß es einen Herrn Kantschukowski auf Erden gebe, indem ihnen zugleich Exekution angedroht würde.

„Das Wort Exekution bezeichnet in den polnischen Provinzen den Gebrauch, eine gewisse Anzahl von Dienern dem Bauern in's Haus zu legen, wozu gewöhnlich die schlechtesten Subjekte ausgewählt werden, welche sich daselbst häuslich niederlassen und essen und trinken, bis der Arme die Abgaben oder irgend eine andere, vom Gutsherrn befohlenene Kontribution bezahlt hat. Zuweilen erscheinen solche Belagerer auch als Strafe für einen nicht erfüllten Auftrag, als Züchtigung für eine dem jüdischen Monopolisten zugefügte Beleidigung, und wegen verschiedener ähnlicher Ursachen.

„Die Vorbereitungen für den Ball verursachten während der sieben Tage vorher eine ungewöhnliche Unruhe und Verwirrung im Hause. In den Dörfern herrschte Plünderung und Schrecken, als wären sie in Feindeshand gefallen. Gierige unbarmherzige Bedienten begingen hier dieselben Unordnungen, wie wahre Marodeurs. Sie durchsuchten Kisten und Kasten nach Hühnern; die Wäsche wegen der Butter, und visitirten unter den Halstüchern, um Eier zu finden. Was ihnen gefiel, nahmen sie, und beleidigten auf tausenderlei Art zum großen Herzeleid der armen Bauern und ihrer Familien.

„Wehe dem Lande, wo Menschen aus der verächtlichsten Klasse, oder Elende ohne Sitte und Bildung, mit einiger Macht bekleidet sind! Solche Menschen bestreben sich, ihre Gemeinheit mit dem Hochmuthe der Tyrannei zu übertünchen, indem sie sich mehr angesehn und geachtet glauben, je mehr ehrliche, ordentliche Leute vor ihnen zittern. Vom Morgen bis zum Abend kamen Bauern und Bäuerinnen in unsern Hof gelaufen und klagten, daß Unmögliches von ihnen begehrt werde; sie riefen Gott zum Zeugen an, daß der Jude einen falschen Anschlag ausgefertigt habe, und daß sie nicht besitzen, was von ihnen begehrt werde. Vergebne Mühe! Der Gutsherr glaubte dem verdammten Hebräer mehr, als seiner Frau und seinen eigenen Kindern; wies die Klagenden an Herrn Kantschukowski, und ein Blick von diesem reichte hin, sie schaarenweise vom Hofe zu vertreiben.

„In der Küche herrschte ununterbrochene Thätigkeit; jeden Diebstahl zu vermeiden, waren alle Ausgänge mit Kutschern als Schildwachen besetzt, die aber selbst Fleisch, Hühner und Eier stahlen, wo sie nur konnten, und ihren Raub, nachdem sie von ihrem Posten abgelöst worden waren, des Nachts in's Wirthshaus trugen. — Alle Bedienten waren mit Reinigung und Ausschmücken der Zimmer beschäftigt. Zum erstenmal seit einem Jahre wurden jetzt die Familienporträts abgestäubt; die Sessel von Eichen- oder Erlenholz erhielten neue Ueberzüge; die Möbeln von Acajouholz, welche allein zwei Zimmer zierten, wurden mit Hanföl aufgefrischt; und man beklagte die Decken der Zimmer wiederholt, daß sie nicht gescheuert werden konnten. Alle Spiegel, welche den Hausgenossen und Hausfreundinnen gehörten, wurden aus den Flügeln des Gebäudes in die großen Zimmer gebracht, und außer diesen vielen Veränderungen und Erneuerungen wurden sie am Vorabende des Feste mit Festons, Guirlanden und Fichten und Tannenzweigen geschmückt. Unsere Kapelle hörte nicht auf mit Einstudiren, und hielt häufige Proben in der Scheune, wo der ehrwürdige Pater Jesuit, ein geschickter Chemiker, oder wenigstens in der ganzen Provinz dafür bekannt, ein Feuerwerk vorbereitete, um Frau Gologordowski damit zu überraschen. Zwei Jäger arbeiteten daran unter seiner Leitung.

„Für die Pferde der Gäste gab es einen besondern Stall. Er wurde mit einer gewissen Futtergattung, genannt Fremdenheu, versorgt. Dieses bestand aus Schilf und auf Moräste gewachsenem Gras, das weder von den Zähnen der Pferde noch von Mühlsteinen zermalmt werden konnte. Der Fremdenhafer bestand aus einem Gemengsel von vier gleichen Theilen Häckerling, Rockenspreu, Abgang vom Buchweizen und geröstetem Hafer. Zwar schreiben die Gesetze der Gastfreundschaft unzweifelhaft vor, Gäste mit ihrem Gefolge an Menschen und Thieren gut zu bewirthen; der Festgeber, nur von dem Wunsche beseelt, die anwesenden Herren gut zu regaliren und zu unterhalten, hoffte jedoch in dem Falle, daß einer seiner Gäste so albern seyn, und durch zufällige Erkundigung die Hungerkur seiner Leute erfahren sollte, die Schuld davon auf den Intendanten zu schieben. Es wurden aber außerdem noch andere Anstalten zu Gunsten der nützlichen Personen getroffen. Unter diesen sind nämlich die Civilbeamten der Provinz und des Distrikts zu verstehen, und ihre Diener und Pferde wurden der besondern Sorgfalt des Marschalls und Stallmeisters empfohlen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

in der Purpurkammer geborne Tochter scheinen etwas ungeduldig zu werden."

„Herward," sagte Tatius, „ist im Kampf so ruhig und beobachtend, als ein anderer bei einem festlichen Tanze. Der Staub des Kampfes ist für seine Nase Wohlgeruch, und zum Beweise seiner Männlichkeit wird er es gegen vier Andere (Wäringer ausgenommen), die sich meines kaiserlichen Gebieters Diener nennen, im Kampfe aufnehmen."

„Hauptmann," sagte der Kaiser mit verdrießlichem Ton und Blicke, „anstatt diese armen unwissenden Barbaren in der Gesittung und Aufklärung unsers erleuchteten Reiches zu unterrichten, nährt ihr nur durch solche ruhmredige Worte ihren eitlen Stolz und ihre angeborene Wuth, die sie ohnehin anspornt, Krieg und Streit zu suchen unter den Legionen fremder Länder, und sogar Zwist gebärt unter ihnen selbst."

„Wenn ich meinen Mund öffnen darf zu meiner unterthänigsten Entschuldigung," sagte der Hauptmann, „so würde ich mir erlauben, zu erwiedern, daß ich vor einer Stunde erst mit diesem armen unwissenden Angelsänen davon sprach, mit welcher väterlichen Sorgfalt die kaiserliche Majestät von Griechenland sich bemüht, Eintracht zu erhalten unter allen Kriegern, die seiner Fahne folgen, und wie angelegen unser erhabener Beherrscher es sich seyn läßt, diese Harmonie vorzüglich unter den verschiedenen Nationen zu erhalten, die ihm zu dienen das Glück haben, sehr zur Schande der blutdürstigen Zwistigkeiten der Franken und anderer nordischen Völker, die nie von Bürgerkrieg befreit sind. Ich glaube der arme junge Mensch kann mir dessen Zeugniß geben." Hier richtete er seine Augen auf Herward, der zur Bekräftigung ernst sein Haupt neigte, worauf Achilles ermuthigter durch dieses Zeugniß in seiner Entschuldigung mit mehr Zuversicht fortfuhr: „Was ich sprach, war unbedacht gesprochen, denn statt zu behaupten, Herward könne es mit vier von den Dienern Eurer kaiserlichen Hoheit aufnehmen, hätte ich besser sagen sollen, er werde sechs von den Todtfeinden meines kaiserlichen Herren unerschrocken die Spitze bieten, und ihnen Zeit, Waffen und Kampfplatz zu bestimmen überlassen."

„Das hat einen bessern Klang," sagte der Kaiser, „und wahrhaftig ich wünsche, daß meine vielgeliebte Tochter, die aus kindlicher Liebe es unternahm, die Thaten aufzuzeichnen, die der Himmel für dieses Reich zu vollbringen mich gewürdigt, stets im Auge behalte, daß Alexius, wenn auch sein Schwert nicht in der Scheide schlief, doch nie seinen Ruhm auf Kosten des Blutes seiner Unterthanen zu erweitern strebte."

„Ich hoffe," sagte Anna Comnena, „in dem bescheidenen Entwurf von dem Leben des Fürsten und Gebieters, dem ich meine Abkunft verdanke, nie seine Friedensliebe und seine Sorgfalt für das Heer vergessen zu haben eben so wenig als seinen Abscheu vor der grimmigen Sinnesart der ketzerischen Franken."

(Schluß folgt.)

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

„Alle Vorbereitungen waren glücklich beendigt, als zur Zufriedenheit aller Betheiligten der große Tag anbrach. Der Schwarm der Geladenen traf zur Messe ein. Die Menge der Kutschen, Kaleschen, Droschken, Britschkis und Teleks nahm den ganzen Raum zwischen den Pferde- und Viehställen ein. Fast jede Familie brachte zwölf bis zwanzig Pferde mit. Vier davon zogen die Kutsche, vier die Britschka mit der Dienerschaft, den Koffern und Schachteln, zwei den Teleck *), auf welchem sich in großen viereckigen Mantelsäcken die Betten und die mit Heu umwickelten Casserolen befanden, mit denen man unterwegs die Mahlzeiten bereitet hatte. Die unverheiratheten Gäste langten meistens mit sechs, nur wenige mit vier Pferden an. Einige Familien hatten aber eine noch weit größere Anzahl von Zugthieren in ihrem Gefolge, weil die Menge derselben den hohen Rang des Eigenthümers anzeigt.

„Nach der Messe begab sich Alles in den Saal, wo das Frühstück servirt war, was ich aber besser die Branntweinstunde nennen möchte, weil die Frauenzimmer nichts speisten, und die Männer nicht viel Anderes thaten, als trinken. Branntweine von verschiedener Farbe und Geschmack gingen unaufhörlich mit der Einladung von Hand zu Hand: „Kosten Sie ein wenig von dem," bis endlich die Flaschen leer waren. Die Damen begaben sich nun in den Garten und die Dienerschaft deckte während ihrer Abwesenheit die Tafel. Dabei langten aber immer noch mehr Gäste an, und vier Lakaien trugen ihnen Liquöre und Zuckerwerk in den Garten nach.

„Um zwei Uhr Nachmittags begann die Tafel." Die Kapelle unter der Leitung des Kapellmeisters, stellte sich in zwei Reihen auf der Gartentreppe auf, und spielte plötzlich eine Polonaise. Dieß war das Signal zur Tafel zu gehen, und alle Gäste versammelten sich sogleich in der Hauptallee. Herr Gologordowski bot einer sehr ehrwerthen Dame, der Gattin des Marschalls der Provinz, den Arm, und der Marschall erwies der Frau vom Hause dieselbe Ehre. Jeder Kavalier folgte sodann diesem Beispiele, und die ganze Gesellschaft marschirte nun vier Mann hoch in den Speisesaal und nahm Platz an der Tafel. Jede Dame saß hier zwischen zwei Herren. **) Die ausgezeichnetsten seiner Gäste wußte Herr Gologordowski an das obere Tafelende zu bringen, obgleich sie zuletzt in den Saal getreten waren. Ehe man Zeit gewonnen hatte sich zu setzen, rief er sie nämlich mit ihren Titeln aus dem Schwarme der übrigen zu sich, und bat sie, die Frau vom Hause ja nicht zu verlassen, und begleitete seine Bitte mit Scherzen und kurzweiligem Reden.

„Das Diner war kostbar. Mehr wie hundert Personen nahmen daran Theil, und zu schmausen gab es vollauf für Alle. In Hinsicht des Weins fand eine besondere Anordnung statt. Der gewöhnliche Tischwein, ein Frankenwein, befand sich, in elegante Flaschen umgefüllt, in der Gewalt der Gäste; die feineren Weine verschiedener Güte wurden von Lakaien eingeschenkt und herumgereicht, die wieder unter besonderer Direktion des Marschalls und des Stallmeisters standen. Der erste befand sich mit drei Bedienten zur Rechten, der Andere mit eben so vielen zur Linken der Tafel. Auf beiden Seiten war dem ersten Bedienten die beste Weinsorte, dem Andern eine mittlere und dem dritten die schlechteste anvertraut.

*) Eine Art kleiner Packwagen.

**) In Rußland will es die Sitte anders. Die Herren verlassen da beim Eintritt in den Speisesaal ihre Damen, und nehmen die eine, die Damen die andere Tafelseite ein.

Digitized by Google

deren Etikette jedoch von einem ganz ausgesuchten Trank erzählte. Nun wußten der Stallmeister und Marschall, zufolge der Tags vorher empfangenen Instruktion, gleich aus den Worten ihres Herrn zu beurtheilen, welchem Gaste dieser oder jener Wein eingeschenkt werden sollte. Sagte z. B. der gastfreie Wirth zu einem seiner Gäste: „Verachten Sie meinen Wein nicht; trinken Sie, ich bitte und seyn Sie versichert, daß es der Mühe werth ist," so war Dieß das Signal vom allerbesten her zu geben. Hieß es dagegen: „Bitte, trinken Sie; der Wein ist nicht schlecht;" so wurde die zweite Sorte dargeboten, und auf die Worte: „Was heißt das? Sie trinken ja nicht! Schenkt doch dem Herrn ein!" erhielt der Bezeichnete sein Glas voll Wein Numero drei. Der Gastgeber, schien mir, kannte den Geschmack seiner Freunde aus dem Grunde, denn alle tranken nach Herzenslust, um die gastfreundlichen Erinnerungen nicht unerhört verschallen zu lassen.

„Daß das Benehmen unseres Wirthes sehr weise war, wird man zugeben müssen. Was sollte ein auserlesenes Getränk an solche Personen vergeudet werden, die den abscheulichsten Wein auf Treue und Glauben mit dem größten Wohlgefallen hinunter schlürfen, sobald ihn nur der einschenkende Bediente mit einem vornehmen Namen belegt? Gebietet uns doch die Bibel selbst, die Perlen nicht vor die Säue zu werfen.

„Als der Nachtisch vorüber war, wurde ein tiefer und weiter Pokal, mit Denksprüchen und Namenszügen ganz bedeckt, herbeigebracht; Herr Gologerdowski füllte ihn bis zum Rande, brachte die Gesundheit seiner Gattin aus, und leerte ihn unter dem lauten Beifall und Vivat der Versammlung, und von den brausenden Tönen des Orchesters begleitet, bis auf den letzten Tropfen. Hierauf reichte er ihn seinem Nachbar mit den Worten: „es ist an Ihnen!" und der Pokal wanderte nun in gleicher Weise rund um die Tafel. Endlich protestirten die Gäste gegen das fernere Trinken und begleiteten dieß mit dem sehr ernstlich gemeinten Grunde, daß es ja noch nicht Nacht sey. Alsbald erhoben sich der Hausherr, und die Anwesenden; jeder Herr nahm eine oder zwei Damen unter den Arm, und so ging es wackelig genug in den Garten, wo bereits Kaffee und Gebackenes in einem Bosket auf die Gesellschaft wartete."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Der Prozeß Lavallette's ist bekannt, und so voll interessanter Details darüber seine Memoiren sind, so müssen wir uns doch hier darauf beschränken, Einiges, was in Bezug auf seine romantische Entweichung aus dem Gefängnisse steht, mitzutheilen.

„Ich bemerkte, daß meine Stunden gezählt waren. Nur noch acht und vierzig waren mir übrig, da den Verurtheilten nur drei Tage vergönnt sind, mit einem Begnadigungsgesuche einzukommen. Der Großsiegelbewahrer fand es nicht genehm, die Bittschrift vor dem zweiten Tage vorzulegen. Der König hatte bereits dem Herzoge von Richelieu über die Sache zu sprechen verboten. Alle meine Freunde waren in Verzweiflung. Selbst die Gefängnißwärter hielten sich fern von mir. Eberle, der mir eigentlich sehr zugethan war, sprach nicht mehr mit mir. Er ging in meinem Zimmer umher, und es war augenscheinlich, er wußte nicht mehr, was er that. Es war eines Sonntags Abends. „Die Verurtheilten werden gewöhnlich am Freitage hingerichtet?" fragte ich. „Manchmal auch am Sonnabende," erwiederte er bemüht, einen Seufzer zu unterdrücken. „Die Hinrichtung findet gewöhnlich um vier Uhr statt?" — „Manchmal auch Morgens." — Bei diesen Worten ging er aus dem Zimmer und vergaß die Thüre zu verschließen. Eine Gefängnißwärterin von den weiblichen Gefangenen ging gerade vorbei; da sie mich allein sah, so stürzte sie herein, ergriff das Kreuz der Ehrenlegion, das ich trug, küßte es wie außer sich und rannte mit Thränen wieder davon. Der enthusiastische Ungestüm dieses Weibes, das ich stets nur in der Entfernung gesehen und nie gesprochen hatte, kündigte mir mein Schicksal an. Meine Frau kam um sechs Uhr, um mit mir zu speisen. Sie brachte eine Verwandte mit, Mademoiselle Dubourg. Als wir allein waren, sagte sie: „Es scheint nur allzugewiß, daß wir nichts mehr zu hoffen haben. Wir müssen daher einen Entschluß fassen, mein Theurer, und so höre denn meinen Vorschlag. Um acht Uhr suchst Du in meinen Kleidern aus dem Gefängnisse zu entkommen, seyest Dich mit meiner Base in meine Sänfte und lässest Dich in die Rue de St. Pères tragen, wo Du Herrn Baudus mit einem Cabriolet finden wirst, der Dich an einen für Dich zubereiteten Zufluchtsort führen wird, wo Du ohne Gefahr eine günstige Gelegenheit abwarten kannst, Frankreich zu verlassen." Ich sah sie an und schwieg. Ihr Betragen zeigte Ruhe, ihre Stimme Festigkeit. Sie schien so überzeugt von dem glücklichen Erfolge ihres Planes, daß ich erst nach einiger Zeit Etwas zu erwiedern wagte, und doch betrachtete ich das Ganze als ein wahnsinniges Unternehmen. Endlich mußte ich ihr meine Ansicht sagen, sie unterbrach mich aber beim ersten Worte, indem sie sagte: „Ich will keine Einwendung hören. Dein Tod ist auch der meinige. Ich fühle, daß Gott mir beisteht." Vergebens erinnerte ich sie an die Menge von Gefängnißwärtern, von denen sie jeden Abend, so oft sie mich verließ, umringt wurde; an den Schließer, der sie gewöhnlich in die Sänfte hob; an die Unmöglichkeit, mich gehörig zu verkleiden, um sie zu täuschen; endlich an meinen unbesiegbaren Widerwillen, sie in den Händen der Gefängnißwärter zurückzulassen. „Was werden sie thun," sagte ich, „wenn sie entdecken, daß ich entflohen bin? Diese rohen Bursche, werden sie nicht in ihrer blinden Wuth sich vergessen und vielleicht Dich schlagen?" — Ich wollte fortfahren, aber ich bemerkte an der Blässe ihres Gesichtes und ihren konvulsivischen Bewegungen, daß sie von Ungeduld heftig bestürmt wurde, und daß es Zeit sey, allen Einwürfen ein Ende zu machen. Ich schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Wohlan denn, ich will thun, was Du willst; aber erlaube mir eine einzige Bemerkung zu machen. Das Cabriolet ist zu weit entfernt; kaum werde ich das Gefängniß verlassen haben, so wird auch meine Flucht schon entdeckt seyn, und ich werde wahrscheinlich in der Sänfte eingeholt werden; denn bis in die Straße der St. Pères braucht man fast eine Stunde." — Dieser Einwurf schien sie außer Fassung zu bringen. „Aendere diesen Theil Deines Plans," fügte ich hinzu. „Der ganze Vormittag bleibt uns morgen zur Ausführung unsers Vorhabens noch übrig, morgen verspreche ich Dir Alles zu thun, was Du verlangst." — „Ja, Du hast Recht," erwiederte sie. „Ich will das Cabriolet mehr in der Nähe halten lassen. Aber gib mir Dein Wort, daß Du mir folgen willst; denn Dieß ist unsre letzte Zuflucht." — Ich faßte ihre Hand und sagte: „Ich will Alles thun, was Du wünschest und wie Du es wünschest." Dieß Versprechen beruhigte sie, und wir trennten uns.

„Je mehr ich über ihren Plan nachdachte, desto unausführbarer erschien er mir. Sie war einen vollen halben Zoll größer als ich; alle Gefängnißwärter hatten sie zu wiederholten Malen gesehen; ihre Figur war schlank und geschmeidig. Zwar hatten mich meine Leiden bedeutend abgemagert; aber dennoch war der Unterschied zwischen uns noch immer auffallend. Auf der andern Seite war ich auch so gut auf den Tod vorbereitet. In der That hatte ich in den letzten zwei Tagen darüber nachgedacht, ob ich nicht die geheimen Mittel zu meiner Selbstvernichtung hervorholen sollte. Das „Du" des Henkers, der langsame Zug von der Conciergerie auf den Greveplatz machten mich schaudern; doch noch blieb mein Herz gefaßt. Und nun wurde ich plötzlich genöthigt, meine Augen von dem schon befreundeten Bilde des Todes abzuwenden und meine Gedanken auf die einzelnen Umstände einer Flucht zu richten, die mir unmöglich auszuführen

Digitized by Google

und thörichtes Beginnen schien. Auch das Burleske schien sich in den tragischen Theil meiner Geschichte mischen zu wollen; denn es war vorauszusehen, daß ich in der Weiberkleidung eingeholt werden würde, und vielleicht war man grausam genug, mich unter dieser lächerlichen Verkleidung dem gaffenden Publikum Preis zu geben. Aber wie konnte ich auf der andern Seite mich weigern? Emilie schien so glücklich in ihrem Plane, so überzeugt von seinem Erfolge! Es würde sie getödtet haben, hätte ich ihr nicht Wort gehalten. — —

„Am andern Tage um fünf Uhr kam Emilie wieder und brachte Josephinen mit, die ich mit eben so viel Erstaunen als Freude wieder sah. „Es scheint mir besser," sagte sie, „unser Kind mitzunehmen. Ich will sie unterrichten, was sie zu thun hat." Emilie trug einen Ueberrock von Merino, reich mit Pelz gefüttert, den sie gewöhnlich über ihre leichte Kleidung zog, wenn sie den Ballsaal verließ. In ihrem Ridikule hatte sie ein schwarzseidenes Frauenkleid mitgebracht. „Dieß reicht hin," sagte sie, „Dich ganz und gar unkenntlich zu machen." Dann schickte sie meine Tochter ans Fenster und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Bis sieben Uhr mußt Du fertig seyn; Alles ist gut vorbereitet. Im Hinausgehen wirst Du Josephinen an der Hand führen. Gehe nur äußerst langsam, und wenn Du durch den langen Einregistrirungssaal gehst, so ziehe meine Handschuhe an und verhülle Dein Gesicht mit meinem Taschentuche. Ich hatte daran gedacht, einen Schleier anzulegen; aber unglücklicher Weise habe ich nie einen getragen, so oft ich hieher kam. Es ist daher nicht daran zu denken. Gib ja Acht, unter den Thüren, die sehr niedrig sind, nicht mit den Federn auf Deinem Hute anzustoßen und sie zu knicken; denn Alles wäre dann verloren. Die Gefängnißwärter finde ich allzeit im Einregistrirungssaale, und der Schließer führt mich gewöhnlich an die Sänfte, die stets an der Eingangsthüre hält. Dießmal aber wird sie im Vorhofe oben an der Hauptfliege seyn. Bald darauf wirst Du Herrn Bandus begegnen, der Dich zum Cabriolet führen und dann an den Ort bringen wird, wo Du verborgen bleiben wirst. Uebrigens geschehe Gottes Wille, mein Freund. Thue Alles genau, was ich Dir sage. Bleibe nur ruhig. Gib mir Deine Hand und laß mich Deinen Puls fühlen. Ganz gut. Nun fühle meinen. Verräth er die geringste Unruhe?" — Ich konnte bemerken, daß sie in einem heftigen Fieber war. — „Aber vor allen Dingen laß uns nicht unsern Gefühlen nachgeben; Dieß würde unser Verderben seyn." Indeß gab ich ihr doch meinen Ehering; auch war es, im Falle ich die Gränze erreichen und angehalten werden sollte, von Nutzen, Nichts an mir zu haben, was mich verrathen konnte. Hierauf rief sie meine Tochter und sagte: „Gib wohl Acht, mein Kind, was ich Dir jetzt sagen will, sonst sollst Du es zu bereuen haben. Ich gehe diesen Abend um sieben Uhr hinweg statt um acht Uhr; Du mußt hinter mir gehen, weil, wie Du weißt, die Thüren eng sind; aber wenn wir in den langen Einregistrirungssaal kommen, so gib ja Acht, auf meine linke Seite zu gehen. Der Schließer ist gewohnt, mir auf dieser Seite den Arm zu bieten, und ich mag ihn heute nicht annehmen. Wenn wir außer dem Eisengitter sind und die äußere Stiege hinaufgehen, dann halte Dich rechts an mir, damit mir nicht die ungezogenen Gendarmen auf der Wache so ins Gesicht gaffen, wie sie gewöhnlich thun. Hast Du mich wohl verstanden?" — Das Kind wiederholte seine Anweisung mit wunderbarer Genauigkeit. Kaum war sie damit fertig, als St. Roses hereintrat. Er hatte sich unter dem Vorwande, Madame Lavallette nach Hause begleiten zu müssen, Zutritt zu verschaffen gewußt; aber seine eigentliche Absicht war, mich noch einmal zu sehen; denn er war nicht ins Einverständniß gezogen worden. Seine Gegenwart würde uns sehr hinderlich geworden seyn. Ich nahm ihn daher beiseite und sagte: „laß uns jetzt allein, mein Freund, Emilie hat noch keine Ahnung von ihrem Unglücke. Wir müssen sie in ihrer Unwissenheit lassen. Komme um acht Uhr zurück; doch gehe nicht herein, wenn Du die Sänfte nicht mehr siehst. In diesem Falle begib Dich sogleich in ihre Wohnung, wo Du sie treffen wirst." Ich umarmte ihn somit und drängte ihn zur Thüre hinaus. Aber schon kam ein zweiter Besuch; es war Oberst Briqueville, dessen Wunden ihn einige Monate zu Hause gehalten hatten. Er hatte nicht erwartet, meine Frau bei mir zu treffen, und merkte bald, daß seine Gegenwart lästig seyn möchte, obgleich ihm noch nicht meine ganze fürchterliche Lage bekannt war. Seine Rührung war so groß, daß ich fürchtete, sie möchte ansteckend werden. „Verlaß uns," flüsterte ich ihm zu; es ist das letzte Mal, daß ich sie sehe. Ein Augenblick von Schwäche auf meiner Seite könnte sie tödten." Endlich waren wir allein. Ich sah Emilien an, ich dachte an alle Hindernisse, die ich auf meinem Wege finden würde, und denen wir unterliegen mußten. Ein unglücklicher Gedanke fuhr mir durch den Kopf. „Wie wäre es," sagte ich, „wenn Du zu dem Schließer gingest und ihm ein Hunderttausend Franken anbötest, wenn er bei meinem Hinausgehen ein Auge zudrücken wollte; vielleicht willigt er ein, und wir sind Alle gerettet." Sie sah mich einen Augenblick schweigend an und sagte: „Gut, ich will es versuchen." Sie ging hinaus, kam aber nach einigen Minuten wieder zurück. Schon bereute ich den Schritt, zu dem ich ihr gerathen hatte. Ich sah ein, wie nutzlos, wie unklug er war. Als sie zurück kam, sagte sie mit Ruhe: „Es hilft nichts. Ich entlockte dem Schließer nur einige Worte, und diese reichten hin, mich von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen. Laß uns daher nicht mehr daran denken."

„Endlich wurde das Essen aufgetragen. Gerade als wir uns an den Tisch setzen wollten, kam eine alte Amme von uns, Madame Dutoit, herein; sie hatte Josephinen begleitet und war sehr unwohl. Meine Frau hatte sie im Einregistrirungszimmer gelassen, in der Absicht, sie mir nachzusenden, wenn ich gegangen seyn würde. Aber die Hitze in der deutschen Stube und ihre Rührung hatten sie so unwohl gemacht, und sie war so unablässig darauf bestanden, mich noch einmal zu sehen, daß der Gefängnißwärter sie ohne Erlaubniß des Schließers hereinließ. Weit entfernt uns zu nützen, trug die arme Frau nur dazu bei, unsre Bestürzung zu vermehren. Sie konnte bei dem Anblicke meiner Verkleidung die Geistesgegenwart verlieren. Allein was war zu thun? Zu allererst mußte man ihr Wimmern und Klagen zum Schweigen bringen, und Emilie sagte zu ihr mit leiser, aber fester Stimme; „Keine kindische Schwäche! Setzen Sie sich zu Tische, aber essen Sie nichts. Schweigen Sie und halten Sie dieses Riechfläschchen an die Nase. In weniger als einer Stunde werden Sie wieder in freier Luft seyn."

„Dieses Mahl, aller Erwartung nach das letzte in meinem Leben, war schrecklich. Der Bissen blieb im Munde stecken; Keines von uns sprach ein Wort, und in dieser grausamen Lage mußten wir fast eine Stunde zubringen. Es schlug drei Viertel auf sieben Uhr. „Nur fünf Minuten habe ich noch übrig," sagte Emilie; aber ich muß Bonneville sprechen." Sie zog die Klingel und der Kammerdiener kam herein; sie nahm ihn bei Seite, flüsterte ihm einige Worte zu und sagte dann laut: „Sorgt, daß die Sänftenträger an Ort und Stelle sind, denn ich komme sogleich." — „Nun," sagte sie, zu mir gewendet, „ist es Zeit, Dich anzukleiden."

„Ein Theil meines Gefängnisses war durch eine spanische Wand abgesondert und bildete ein Ankleidezimmer. Hinter diese traten wir, und während sie mich mit entzückender Geistesgegenwart und Schnelligkeit ankleidete, sagte sie: „Vergiß nicht, Dich zu bücken, wenn Du durch die Thüren gehst; gehe ja höchst langsam durch den Einregistrirungssaal, wie ein Mensch, der äußerst erschöpft ist." In weniger als drei Minuten war meine Verwandlung vollendet. Wir traten wieder ins Zimmer, und Emilie sagte zu ihrer Tochter: „Was denkst Du nun von Deinem Vater?" Ein Lächeln der Ueberraschung und der Ungewißheit, was sie sagen sollte, schwebte auf dem Gesichte des armen Mädchens. „Im Ernst, ich will wissen, meine Liebe, was Du von Deinem Vater denkst?" Hier wendete ich mich um und ging einige Schritte. „Es steht ihm sehr gut," antwortete das Kind, und sein Köpfchen fiel wieder kummervoll auf seine Brust herab. Wir gingen nun Alle schweigend auf die Thüre zu. Ich sagte zu Emilien: „der Schließer kommt jeden Abend, wenn Du fortgegangen bist, herein. Stelle Dich hinter die spanische Wand und mache ein kleines Geräusch, als wenn Du mit einem Geräthe etwas zu schaffen hättest. Er wird denken, ich sey es und wieder hinausgehen. Auf diese Weise kann ich einige Minuten gewinnen, die durchaus nöthig sind, wenn ich entkommen soll." Emilie begriff mich, und ich zog die Klingel. „Adieu!" sagte sie, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug. Ich drückte ihren Arm krampfhaft mit meiner zitternden Hand: wir wechselten noch einen Blick. Hätten wir uns umarmt, so wären wir verloren gewesen. Der Gefängnißwärter ließ sich hören. Emilie floh hinter die spanische Wand, die Thüre öffnete sich, ich trat zuerst hinaus. Josephine und Madame Dutoit folgten mir.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 283. 10 Oktober 1831.

Reisen chinesischer Buddhisten in Mittelasien.

(Fortsetzung und Schluß.)

An allen diesen Orten, und an noch vielen andern waren Tempel, Kapellen, Mönchsklöster und vielstöckige Thürme errichtet. Ihre fromme Neugierde führte unsere Reisenden von einem dieser Tempel zum andern. Die kostbaren Reste welche sie enthalten, die Wunder die man ihnen beilegt, sind mit einer abergläubischen Naivität erzählt, welche für einen europäischen Leser ihren Werth hat. Allein, ich wiederhole es, das interessanteste Resultat dieser langen Pilgerschaft gehört der historischen Geographie an. Denn die Reisenden bezeichnen mit Sorgfalt die relative Lage, und die Entfernung aller dieser Orte, über welche man seit langer Zeit im Abendlande streitet, ohne darüber in's Reine kommen zu können. Sie belehren uns, an welchem Ort Schakia geboren wurde, d. h. wenn er je geboren worden ist, und wo er starb, d. h. wenn er je gelebt hat, und wo seine Religion zuerst gelehrt wurde; und, was bei vielen gelehrten Streitigkeiten vorkommen könnte, wenn die Facta plötzlich entdeckt würden, dieses bestimmte und unwiderlegliche Zeugniß stimmt mit keiner der Hypothesen überein, welche man aufgestellt hatte, so gelehrt und scharfsinnig auch die meisten davon waren, wie je Gelehrte selten andere aufstellen.

Die chinesischen Reisenden machen ein bezauberndes Bild von diesen Gegenden von Mittelasien, wo damals der Buddhismus blühte. Das Klima ist gemäßigt, Kälte und Schnee unbekannt, das Volk lebte in Freude und Ueberfluß. Es bedurfte weder Gesetze noch Obrigkeit, noch Bevölkerungslisten. Diese letzte Bemerkung könnte unbedeutend scheinen, was ihr aber in den Augen eines Chinesen Wichtigkeit gibt, ist der Umstand, daß die Bevölkerungslisten zugleich als Steuerrollen gelten. Man war in diesem glücklichen Lande frei, man wanderte aus und ein nach Belieben; Geldstrafen waren die einzigen, die in Anwendung kamen; Todesstrafen waren unbekannt, im Fall der Wiederholung eines Verbrechens hieb man dem Schuldigen die rechte Hand ab. Die Bewohner tödteten kein lebendiges Wesen, tranken keinen Wein und aßen keine Zwiebeln noch Knoblauch; man sah auf den Märkten weder Schlachthäuser noch Weinhäuser. Nur die Tschandalas gingen auf die Jagd, und aßen Fleisch, und waren daher auch eine verachtete und verhaßte Klasse, die beim Eintritt in eine Stadt auf ein Stück Holz schlagen mußten, um die Hindus von ihrer Nähe zu benachrichtigen, und ihnen Zeit zu geben sich ihrer Berührung zu entziehen. Der Handel wurde durch Zähne oder Muscheln (Cauris) betrieben, die Minister und die Hofleute, welche den König umgaben, hatten anständige Gehalte und Pensionen; kurz in diesen glücklichen Gegenden zeugte Alles von Wohlhabenheit, milder Sitte und Glück.

Was aber die Reisenden am meisten entzückte, war das Loos ihrer Brüder, der Mönche in den Provinzen, wo der Buddhismus seit seinem Ursprung geherrscht hatte; die Ehrenbezeugungen, die man ihnen erwies, die Geschenke an liegenden Gütern, an Häusern, an Vieh, die sie in jedem Staate von den Familienhäuptern, den Großen und den Königen erhielten. Diese letztern boten ihnen mit eigener Hand Lebensmittel, legten die Tiare in ihrer Gegenwart ab, und erhoben sich von ihrem Throne um sie zu empfangen. Einer dieser Fürsten, der den Titel: „Herr der Welt" führte, wie so viele andere morgenländische Könige, hatte den Mönchen dreimal nach einander alle Ländereien seines Reichs geschenkt, und sie nachher wieder an sich gekauft, man erfährt jedoch nicht mit wessen Gelde! Nichts läßt sich dem Reichthum der Klöster, der Pracht der Gefäße, die zu den religiösen Ceremonien gebraucht wurden, und dem prachtvollen Kultus vergleichen, der in den Hauptstädten gefeiert wird. Man führte vergoldete Statuen auf Karren von 20 bis 30 Fuß Höhe herum, die mit kostbaren Stoffen überdacht und behängt und mit Bändern und Lampen geziert waren. Die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt, die um den Tempel brannten, und mit dem Duft der Blumen, die man über die Götterbilder ausgoß. Bei dieser Pracht waren die Buddhisten so bescheiden, so ernsthaft, so aufmerksam auf ihre Pflicht, so strenge Beobachter der Sittlichkeit und der Glaubensregeln, daß einer der chinesischen Reisenden sich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen. Er schwur, daß er, auch wenn er durch die Seelenwanderung endlich göttliche Würde erreichte, doch sein Leben in der Mitte dieser Heiligen zubringen wolle, und schlug einstweilen seinen Wohnsitz bei ihnen auf, indem er seine Begleiter ihre Reise allein vollenden, und in ein Vaterland zurückkehren ließ, das ihm kein so erbauliches Schauspiel darbot.

Nachdem die Pilgrime alle Gegenstände welche sie nördlich vom Ganges interessirten, untersucht hatten, so kamen sie nach Patna und Benares, zwei berühmten Städten, wo sie viel zu lernen hatten in Sprachen, Literatur, abstraktem Idealismus, und abergläubischen Gebräuchen. Benares, das heut zu Tage eines so hohen Ruhmes genießt, als der Mittelpunkt der alten Weisheitsschulen

Digitized by Google

der Braminen, war damals ein Wallfahrtsort für die Buddhisten, welche in dem „Hirschgarten," nördlich von der Stadt, den Ort zu finden behaupteten, wo ihre Religion zuerst gelehrt worden sey. Patna, oder wie es damals hieß, Pataliputra, war die merkwürdigste, und so zu sagen die Hauptstadt von Nordindien. Der königliche Palast war der Sage nach von Genien erbaut, da Menschen die prachtvollen Bildwerke, welche ihn schmückten, nicht ausgeführt haben konnten. Ein anderes Etablissement setzte den Verfasser der Reise in hohe Ueberraschung, und er spricht davon mit Bewunderung und Erstaunen, nämlich ein Haus, wo arme Kranke von Aerzten behandelt wurden, welche ihnen die Nahrung vorschrieben, die sie genießen sollten, und die Arzneimittel, welche jeder Krankheit zukamen. Mit derselben naiven Verwunderung beschreibt er die Orte, wo tugendhafte Buddhisten und ihre gelehrten Schüler sich vereinigten, um über Punkte der Religion und Theologie sich zu verständigen. Man sieht, daß alle diese Gegenstände neu für ihn waren, und die Umschreibungen, deren er sich bedient, zeigen, daß es ihm an Worten fehlte, um auszudrücken, daß Patna damals ein Hospital und hohe Schulen hatte.

Nachdem der Pilgrim die heiligen Grotten, welche in der Nähe von Gaya liegen, und welche die Engländer 1400 Jahre nach ihm wieder entdeckt und beschrieben haben, besucht hatte, so zog er am Ganges hinab, und schiffte sich an einer Stelle ein, die nicht weit von dem Ort entfernt ist, wo jetzt Calcutta liegt. Er hatte noch eine in der Geschichte des Buddhismus berühmte Gegend zu besuchen, die Insel Ceylon, wo heilige Orte sind, die durch religiöse Sagen geweiht sind. Er machte dort neue Ceremonien mit, und sah mit großer Erbauung den Körper eines Mönchs verbrennen, der so eben gestorben war, und von dem man glaubte, daß er den höchsten Grad von Heiligkeit erreicht habe. Er versäumte nicht die Fußtapfe von Buddha zu sehen, die dem Berge, auf dem sie sichtbar ist, von Seite der Mohammedaner den Namen Adamspik verschafft hat, und verehrte durch einen sonderbaren Zufall denselben Zahn von Buddha, der seitdem in die Hände der Portugiesen fiel, und für welchen ein Vicekönig von Goa ein Lösegeld von 70,000 Dukaten ausschlug, um den Heiden nicht ein Objekt ihres abergläubischen Cultus zurückzugeben; ein Akt von Uneigennützigkeit, der jedenfalls der Frömmigkeit der ersten Eroberer von Indien viele Ehre macht, und den vielleicht die jetzigen Besitzer nicht so leicht wiederholen möchten, wenn sich die Gelegenheit wieder darbieten sollte.

Nachdem er eine reiche Ausbeute von Büchern, Heiligenbildern, theologischen Kenntnissen und religiösen Legenden gemacht hatte, so begann das Haupt der Pilgrime, das am Ende von seiner ganzen Gesellschaft allein noch übrig war, darauf zu denken, in sein Vaterland zurückzukehren, von dem er seit zwölf Jahren abwesend war. Er schiffte sich nach Java ein, und von einem wüthenden Winde ergriffen, war er weit weniger für sich selbst besorgt, als für die kostbaren Sammlungen, die er seinen Landsleuten mitbrachte, und zitterte bei dem Gedanken sie im Meer versinken zu sehen. Ein zweiter Sturm überfiel ihn bei der Ueberfahrt von Java nach China, und dieser war so furchtbar, daß seine Steuerleute in Canton zu landen glaubten, während sie sich nach einer siebzigtägigen Fahrt 300 Meilen weit nördlich auf der Küste von China befanden. Allein er landete glücklich mit den Schätzen, die ihm so viele Mühe gekostet hatten, und widmete den Rest seines Lebens der Uebersetzung der Sanscritbücher die er mitgebracht hatte ins Chinesische. Er hatte zu Lande 1200 Meilen gereist, zur See 2000 und 30 verschiedene Reiche besucht.

Die Ideen, welche uns der chinesische Reisende über die Länder gibt, die er durchwandert hat, sind lauter Gewinn für die Erdkunde und die Geschichte des Orients. Viele waren nur dem Namen nach bekannt, einige gänzlich unbekannt. Man wußte nichts über die relative Lage der meisten, und da die Indier weder Geschichtsbücher, noch alte geographische Werke besitzen, so mußte uns ein chinesischer Reisender belehren, wo die Orte lagen, auf welche sie selbst in religiöser Hinsicht am meisten Werth legen. Darin liegt der große Werth der Erzählung, von der ich so eben eine kurze Skizze gegeben habe, und anderer ähnlicher, ausführlicherer, aber etwas neuerer Reisen, die ich seitdem entdeckt habe, und die ich der Akademie vorlegen werde. Freilich interessiren sich diese reisenden Priester, die ganz von ihrer Religion absorbirt waren, selten für andere Gegenstände, die uns von der höchsten Wichtigkeit scheinen würden. Sie sprechen nur zufälligerweise von der Regierungsart, den Sitten, der Einwohnerzahl, dem Handel, und den Erzeugnissen der Länder; was sie fast ausschließlich in Anspruch nimmt, sind die Wunder, von denen sich Legenden erhalten hatten, die Reliquien, die dort aufbewahrt werden, die Tempel, die Klöster, die Zahl der Mönche, die sie bewohnen; dieser letzte Punkt ist ihnen vor allen beständig vor den Augen, so daß der Verfasser der Reise von einigen Ländern gar nichts bemerkt, als daß die Religion von Fo dort blühe, daß es 20 Klöster und 3000 Mönche dort gebe. Er zählt ihrer 60,000 in Ceylon, und deren 5—6000 in der Hauptstadt, die auf Kosten des Königs lebten. Die Zahl der Bettelmönche, welche er im Laufe seiner Reise findet, ist ungeheuer und ein Faktum, das gar nicht ohne Wichtigkeit für die Geschichte der Civilisation des Orients ist. Eine andere Thatsache ist die unglaubliche Menge von Tempeln und Thüemen, die man gemeiniglich Pagoden zu nennen pflegt, die damals im Norden von Indien, im Osten von Persien, und im Süden der Tartarei bestanden. Einige dieser Gebäude müssen prachtvolle Monumente gewesen seyn, eines derselben wird als 216 Metres hoch angegeben, d. h. doppelt so hoch als der Dom der Invaliden in Paris; beträchtliche Theile dieser Tempel waren vergoldet, oder mit reichen Gemälden und kostbaren Zierrathen bedeckt. Ein Tempel in Südindien hatte 5 Stockwerke, die aus dem Felsen gehauen waren, das erste hatte die Form eines Elephanten, das zweite die eines Löwen, das dritte die eines Pferds, das vierte die eines Stiers, das fünfte die einer Taube, sie enthielten 1600 Säle, welche alle durch eine Quelle bewässert waren, welche sich von dem obersten Stockwerk ergoß.

Man nennt das Alter nicht, das man den ungeheuern Aushöhlungen, deren prachtvolle Ruinen man noch in Salsetta und Elephanta bewundert, anweisen mußte. Die englischen Gelehrten hielten sie für ganz neu, allein das Zeugniß des buddhistischen Mönchs beweist, daß sie im Anfange des fünften Jahrhunderts nach Christus schon existirten, und daß sie wahrscheinlich einer weit ältern Zeit angehören.

Dieß ist die Art von Interesse, das sich in diesen Reisen der

Digitized by Google

chinesischen Buddhisten für uns findet. Sie bestimmen Data, geographische Punkte, geben uns Nachrichten über den gesellschaftlichen und religiösen Zustand in einer bestimmten Zeit, und ergänzen so die Unbestimmtheit der Zeiten und Orte, welche die Gelehrten in dem Studium der indischen Alterthümmer in Verzweiflung setzt. Die Hindus gefallen sich nur im Unendlichen, sie verachten Zeitrechnung und Geographie, und wenn sie sich herablassen Zeiten anzugeben, so häufen sie Millionen von Jahren. Die Chinesen dagegen sind positive und platte Leute, verlangen Genauigkeit sogar in den absurdesten Fabeln, und wenn man ihnen erzählt, daß die Götter auf einer diamantenen Leiter vom Himmel auf die Erde herabgestiegen, und ein steinerner Löwe ein furchtbares Gebrüll habe hören lassen, so fragen sie neugierig nach der Zeit und dem Ort des Ereignisses. Mit diesen Anlagen können die Einen uns im Pantheismus und Idealismus weit bringen; die Andern in Geschichte und Erdkunde nützlich seyn; es gibt wenige Völker und wenige Menschen, welche die Vortheile des Verstandes mit denen der Einbildungskraft vereinigen können.

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

„Kaum hatten die Herrschaften den Speisesaal verlassen, als die Diener des Hauses, die der Gäste, die Musikanten und sogar die Dienerinnen, gleichzeitig wie gierige Geier über die Reste der Tafel herfielen, und ohne auf Ermahnungen, selbst nicht auf die Drohungen des Marschalls und des Stallmeisters zu hören, sich der Eßwaaren stückweise bemächtigten, und den noch nicht geleerten Flaschen mit langen Zügen ihr Recht anthaten, als gelte es, eine Fanfare darauf zu blasen. Noch viel größere Verwirrung entstand in der Küche, als es sich um die Vertheilung der für die Dienerschaft bestimmten Speisen handelte. Ohne viel Umstände zu machen, sorgten die Fremdlinge hier für sich selbst; bemächtigten sich der Bratpfannen und Töpfe, und ließen sich durch nichts abhalten, ihrem von der Reise geschärften Appetite reichlich Genüge zu thun. — Jetzt, wo ich mich nicht mehr aller Einzelnheiten jenes großen Schmaustages erinnere, bin ich überzeugt, daß man mit der Hälfte der Lebensmittel aller Art, welche dabei verbraucht wurden, die anwesenden Herren und Diener hätte vollkommen befriedigen können. Dazu wäre aber Ordnung nöthig gewesen, und diese lebte freilich seit schon langer Zeit mit dem Hause Sologordowski nicht im besten Vernehmen.

„Einige ältere Personen machten nach aufgehobener Tafel ein Schläfchen, die Meisten versammelten sich aber um die Spieltische, wo privilegirte Liebhaber Bank legten. Alle jene Gutsbesitzer, die sich während der Tafel um die Wette über die drückenden Zeiten, über den Verfall des Getreidehandels und die außerordentliche Seltenheit des Geldes beklagt hatten, setzten jetzt mit vollen Händen Silber, Gold und Bankassignationen auf eine Karte. Als einige von ihnen ihre Baarschaft bis auf die letzte Kopeke verloren hatten, verspielten sie noch Wagen und Pferde, Vieh, und sogar Gefäße, Bottiche und andere Utensilien ihrer Branntweinbrennereien; in der Hitze des Spiels schienen sie nur darauf zu denken, mit Gewalt wieder zu gewinnen, und ruinirten sich dadurch gänzlich.

„Die jungen Leute und einige ältere Courmacher plauderten mit den Damen. Vom Weine und dem Anblick der Schönen erhitzt, wie die Spieler von den Karten, sagten sie ihnen Zärtlichkeiten, oder erzählten aus der vergangenen schönen Zeit. Endlich als die Dünste des Abends anfingen aufzusteigen, eilten die Damen in ihre besonderen Zimmer, um den Anzug zu wechseln und sich zum Tanze vorzubereiten. Um acht Uhr waren die Säle erleuchtet und die Musik versammelte wieder alle Welt. Herr Sologordowski eröffnete den Ball mit seiner Gemahlin durch eine Polonaise, und der Tanz dauerte fort bis Mitternacht, wo das Souper begann.

„Dieses war nicht weniger reichlich und ausgesucht, wie die Mittagstafel; allein man trank dabei weit fleißiger, und fast alle Gäste steigerten dieses Vergnügen noch über den Grad, wo es anfängt, den Verstand zu umdüstern. Man ließ die Musik abtreten, und nun begannen lärmende Freundschaftsbetheurungen zwischen den Männern, die sich umarmten, küßten, und schwuren, jeden Zwist, jede Rache zu vergessen. Sie riefen und hielten die Damen zurück, damit sie Zeugen ihrer Versöhnungsfeier seyn möchten; ja sie zwangen sie, die Erfüllung ihrer schönen Gelübde eidlich zu verbürgen. Bei dem in Polen allbekannten Toaste: „lasset uns alle uns gegenseitig lieben!" leerten die Anwesenden die vollen Becher, und umarmten sich; endlich knieten die Herren vor den Schönen nieder, und fingen an, die Gesundheit jeder Einzelnen aus einem ihrer Schuhe zu trinken. Der knieende Ritter raubte nämlich seiner Schönen einen Schuh, küßte ihr ehrfurchtsvoll Fuß und Hand, setzte dann sein Glas in den Schuh, und goß auch zuweilen den Wein selbst hinein, trank und reichte den Schuh seinem Nachbar.

„Plötzlich verbreitete der Knall von etwa fünfundzwanzig Gewehren und sechs Falkonneten, Schrecken oder doch wenigstens eine leichte Unruhe unter den jubelnden Trinkern. Einhellig eilten alle nach den Fenstern und sahen nun in der Mitte des Hofes den Namenszug der so hochgefeierten Frau vom Hause. Von Neuem wiederhallte der Saal vom Vivatgeschrei; der große Pokal erschien noch einmal, um geleert zu werden, und die Musik brauste dazwischen.

„Einige Dutzend Raketen mit Leuchtkugeln und Schwärmern flogen nach einander auf, und schienen beim Herabfallen aus der Höhe der Wolken zu kommen, was den Zuschauern viel Freude machte. Unglücklicherweise entlud sich eine, durch die Ungeschicklichkeit oder Unwissenheit des Feuerwerkers mißrathene Rakete, auf dem Strohdach der Scheune, und da der Wind ziemlich heftig wehte, so stand diese und die anstoßenden Gebäude in einem Augenblick in Flammen.

(Fortsetzung folgt.)

Ceylan. Taprobane.

(Schluß.)

Seit Alexander's Zuge nun ward dasselbe Eiland unter dem Namen Taprobane begriffen, wie noch heut zu Tage dasselbe Eiland wirklich im Pali heißt, nämlich: Tâmbapannaya, d. i. sanskritisch Tâmbaparna, d. i. Betel-Blatt, wegen der Gestalt. Dieß theilt Bohlen a. a. O. S. 29 aus den Quarterly Review 1816, März S. 11 mit, und knüpft daran folgende Betrachtung und Schilderung des Eilandes, die wir zum Vergleich und zur Ergänzung mit der Mayer'schen Schrift hier mittheilen.

Digitized by Google

„Man hielt Ceylan für eine ganz neue Welt, und häufig wird man geneigt, die Sagen mit denen von andern Inseln des Archipels verschmolzen zu halten. Dahin gehört, daß Taprobane sieben oder gar zwanzig Tagreisen vom Festlande entfernt liege, und eben dahin die fabelhafte Erzählung des Inders Rachia (Raja) beim Plinius, deren Lokale man vergebens gesucht hat, weil frühere Nachrichten mißverstanden sind; nur so viel wird klar, daß man sich Ceylan ansehnend kultivirt dachte. Eratosthenes spricht von 700 Flecken, Plinius von 500 Städten, unter denen die Residenz 200,000 Einwohner habe; die Könige waren nach Brahmanischer Verfassung mit dreißig Ministern umgeben, Sklaven wurden nicht angetroffen, das Land war trefflich angebaut und besonders reich an Obst; aus der Thierwelt wurden schon die schönen Elephanten gerühmt und ein reger Handel damit getrieben. Zur Zeit des Kosmas war noch die Insel mit Tempeln überfüllt und zwei feindliche Könige, wahrscheinlich der Brahma- und Buddha-Religion mit einander in Zwietracht. Gegenwärtig ist der Buddhismus über den größten Theil dieser merkwürdigen Insel, deren Inneres noch wenig untersucht worden, ausgebreitet und erst von hier aus nach Hinterindien und den übrigen Inseln hinübergewandert; eine Menge von Schriften über diese Religion ist hier in der heiligen Sprache der Buddhisten, dem Pali, einem Dialekte des Sanskrit, vorhanden, und über dem Fußtapfen (Sripada) des Buddha auf der höchsten Kuppe der Ghatsfortsetzung, dem sogenannten Pic Adam, von 6680 Fuß, steht ein heiliger Tempel errichtet, der sogar den Mohammedanern verehrungswürdig ist, weil sie Ceylan für das Paradies halten und nach alten Sagen, die merkwürdigerweise schon der samaritanische Uebersetzer des Pentateuchs berücksichtigt, die Arche Noah's auf Serandiv und den Pic Adam niederkommen lassen. *) Beachtung verdient vielleicht die Tradition, daß Ceylan einst größer gewesen und mit dem Festlande mehr zusammengehangen, so daß Ramas eine Brücke hinüber bauen können: in der That zeigen sich die Trümmer einer Felsenbrücke am Kontinente, und man wird ungewiß, ob die ungeheuern Quadern von der Natur oder Kunst aufeinandergethürmt seyen. Die großartigen Bauten der indischen Vorwelt lassen fast das Letztere vermuthen.

„Fassen wir die Zeugnisse der Alten und die Untersuchungen, welche aus den genaueren Werken von Knox, Davy und Andern sich ergeben, zusammen, so erhalten wir das unumstößliche Resultat, daß auch hier die alten Einwohner von Hindus unterjocht seyen, denn noch hausen viele von den negerartigen Urbewohnern, Wadassas genannt, ohne Kultur in den Gebirgen. Wie früh aber ihre Verdrängung geschehen, läßt sich geschichtlich nicht ermitteln, und ist wohl in dem Zuge des Rama nach Ceylan, den der Ramayana schildert, enthalten. Die Malayen selbst auf der Halbinsel Malakka, gestehen ihre Literatur und Bildung aus Indien, ihre Religion und Mythologie von den Inseln, besonders Java, erhalten zu haben, und nimmt man noch die ungeheueren Trümmer von Palästen und Tempeln hinzu, und die Menge von Marmorsäulen, die, zum Theil noch mit unentzifferten Inschriften, im Innern von Ceylan sich finden, so leuchtet wohl ein, daß hier bereits in den nächsten Jahrhunderten nach unserer Zeitrechnung, als sich die Buddhareligion nach der Insel zog, eine Welt der indischen Kultur unterging, da sich erweisen läßt, daß die neue Religion entweder die alten Tempel zerstörte oder in Besitz nahm. Ueberhaupt aber darf aus der Farbe, den Sitten, Einrichtungen, Monumenten und Sprachen aller Inseln des indischen Archipels mit Sicherheit geschlossen werden, daß Hindustämme sie bevölkert und kultivirt haben, nachdem die ursprünglichen Negervölker überwältigt worden."

H. F. M.

*) Marco Polo 3, 23 spricht schon von Adam's Fußstapfen nach den Mohamedanern, fügt aber hinzu: ma gl'Idolatri dicono che vi è il corpo di Sogomonbarcha (d. i. Samana Burchan d. i. Buddha).

Vermischte Nachrichten.

Auf der höchsten Felsenspitze des Altai, im Gouvernement Tomsk, von der Nordseite her, wo die Winde den meisten Schnee antreiben, wächst auf rauhem felsigen Boden der tschagiersche oder Gebirgsthee, den die Einwohner als sehr heilsam betrachten, und der ihrer Meinung nach dem chinesischen Thee wenig nachgibt. Dieser Thee wird nicht in einem Jahre reif, sondern wächst, nachdem im Frühlinge der Schnee aufgethaut ist, auch noch im folgenden Sommer fort. Die obern Blätter desselben ändern im Sommer durch die große Hitze und im Winter durch die Kälte ihre Farbe, werden roth, welken und vertrocknen endlich. In der Mitte Mai's fängt der Thee an Blüthen zu treiben, von der Wurzel an längs den Halmen, zuweilen ein Viertelarschin hoch, und diese Blüthen bilden Hütchen von rosenrother Farbe. Die Blüthezeit dauert ungefähr vierzehn Tage. Die Einwohner sammeln die Blüthen ein, dämpfen sie ab und trinken sie statt des gewöhnlichen schwarzen Thees, von welchem diese Blüthen an Geschmack fast gar keinen Unterschied haben. Auch die Blätter der Pflanzen werden von den Einwohnern gern als Thee getrunken, der bei verdorbenem Magen sehr heilsam seyn soll. Aus den abgebrühten Wurzeln der Pflanze bereitet man ein sehr gesundes Getränk für das Hornvieh, insbesondere für Kälber, wenn sie am Durchfalle leiden. — Den Blätterthee sammeln die Einwohner gleich nachdem der Schnee aufgethaut ist, zu jeder andern Zeit ist derselbe zum Gebrauche untauglich.

(Russisches Landwirthschaftsjournal.)

*

Ein englisches Schiff, so berichtet „der Moniteur belge," das vor einigen Wochen von London nach Riga unter Segel gegangen war, dessen Schiffsmannschaft in vollkommenem Gesundheitszustande sich befand, und das auf seinem Wege weder mit dem Lande noch einem andern Fahrzeuge in Berührung gekommen war, wurde im baltischen Meere auf der Höhe von Riga von einer Windstille befallen, und wenige Tage darnach brach am Bord die Cholera aus. — Wenn sich diese Nachricht bestätigte, so würde es keinem Zweifel unterliegen, daß das Miasma der Cholera in einer eigenthümlichen krankhaften Disposition der Atmosphäre zu suchen sey.

*

Eine Deputation der Stadt Liverpool, an ihrer Spitze Herr William Ewart, überreichte jüngst dem Könige eine Adresse, die Seine Majestät mit vieler Huld aufnahm. Hierbei ereignete sich folgender lächerlicher Vorfall: Während Herr Ewart die Adresse auf den Knien überreichte, ergriff der König seinen Degen, um ihn zum Ritter zu schlagen, in der Meinung, es sey der Maire von Liverpool. Herr Ewart, der das königliche Schwert schon ob seinem Haupte sah und im nächsten Augenblicke zum Ritter geschlagen zu werden fürchtete, rief hier mit wahrhaft komischer Hast und Angst: „Nicht mich, nicht mich schlagt zum Ritter" („not me, don't knight me"), worauf der König fragte: „Nun, welcher ist der Mayor von Liverpool?" Es ergab sich sodann, daß dieser noch im Vorzimmer sey; er wurde hierauf eingeführt und erhielt den Ritterschlag.

*

Nachrichten aus Marocco vom 4 September zufolge ist der Kaiser durch eine Empörung gezwungen worden, sich nach Mequinez zu flüchten. Seine Macht soll sich nicht mehr über die Mauern der Stadt hinaus erstrecken, in der er sammt seinen Truppen auf das engste eingeschlossen ist. Die Hauptanklage, die man gegen ihn erhebt, besteht darin, daß man ihm Schuld gibt, er habe die Franzosen in der Eroberung Algiers unterstützt. Der Kaiser ist in solcher Bestürzung, daß er Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die aufrührerischen Häuptlinge zu besänftigen, was ihm jedoch bis jetzt nicht gelang, obgleich er selbst seinen Premierminister entließ, der allgemein verabscheut war. Zu Taza, im östlichen Theile des Reichs, hat sich eine große Schaar von Freiwilligen versammelt, in der Absicht, auf Algier loszugehen und dort den Mißvergnügten die Hand zu bieten. Der Marabu Selby Kisching steht an der Spitze eines zahlreichen Heeres fanatischer Soldaten, die ihm blindlings ergeben sind. So dürfte es sich denn in Kurzem begeben, daß abermals ein vertriebener Monarch an der Küste Frankreichs Schutz suchen muß, das durch eine launige Ironie des Schicksals bestimmt scheint, seine eigenen Könige zu verjagen und fremden auf der Wanderschaft begriffenen Despoten als Zufluchtsort zu dienen.

*

Die Einwohner der Halbinsel von Panama haben sich von Columbia unabhängig erklärt und wollen nun einen freien Landesstaat bilden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 284. 11 Oktober 1831.

Victor Hugo.

(Schluß.)

Neun Jahre in dem Leben Victor Hugo's flossen dahin, reich gesegnet mit poetischer Fruchtbarkeit, unter tiefen und ernsten Studien, in ehrenvoller Unabhängigkeit, unbefleckt von den Leidenschaften und Intriken der Parteien. Nur seine politischen und religiösen Ansichten erfuhren unter dem Einfluß der Jahre und des Ganges der Ereignisse einige Umwandlung. Seine Ideen über Kunst und Poesie erweiterten sich und gewannen festern Grund von Tag zu Tage. Sein royalistischer Fieberanfall verflog, und statt des mittelalterlichen Idols der göttlichen Königswürde trat ihm die Freiheit entgegen lebenskräftig, jung und mannhaft, die Freiheit, wie sie nur wenige Liberale noch begriffen haben, und die mit Schmerz sich abwendet von der kraftlosen Schwachköpfigkeit und hohlen Phraseologie der Revolutionszwerge des heutigen Frankreichs. Zugleich erlosch in der kraftgediegenen Seele des Dichters allmählich die Verehrung vor dem vermorschten und in Fäulniß übergegangenen Regentenstamme, der Frankreichs beste Lebenskraft auffangte, um sein zweckloses Daseyn zu fristen; dagegen erhob sich vor seinem Gemüthe die Heroengestalt des Jahrhunderts in ihrer ganzen Imperatorengröße strahlend:

„Napoleon, soleil dont je suis le Memnon!"

Mit Chateaubriand war Hugo bereits im Jahre 1821 bekannt geworden, der ihn damals im „Conservateur" *) als Enfant sublime bezeichnet hatte. Der Dichter wurde durch Herrn Agier bei Chateaubriand eingeführt, um für ein so schmeichelhaftes Lob zu danken, und ein Band innigen Wohlwollens von der einen Seite, und begeisterter Verehrung von der andern knüpfte fortan beide an einander. Als Herr v. Chateaubriand im Jahre 1824 sich von dem öffentlichen Leben zurückzog, war Hugo bereits in die Reihen der Opposition übergetreten. Den ersten glänzenden Beweis seiner Meinungsänderung gab er durch seine Ode à la Colonne, die im Februar 1827 erschien. General Hugo, der erst im folgenden Jahre das Zeitliche segnete, genoß so noch kurz vor seinem Tode das Vergnügen, den Veteranen des Kaiserreiches ein Tropäum von seinem Sohne errichtet zu sehen. Hugo schlug die Pension aus, die ihm Herr von Labourdonnaye als Entschädigung für die Hindernisse anbot, welche das Ministerium der Aufführung seiner Marion Delorme entgegenzusetzen für nöthig hielt. Die drei Tage fanden ihn frei und unabhängig, wie er sich bis dahin zu erhalten gewußt hatte. Aber hätte dieser schönste poetische Silberblick unsers Jahrhunderts die Seele des Dichters unberührt lassen können? Er besang die drei Tage in einem Gedichte, das bei weitem unter allen poetischen Erzeugnissen, die jener großen Bewegung ihren Ursprung verdankten, das gelungenste war. Der politische Scharfblick einiger Männer sah damals in der Armuth an begeisterten Ergüssen der Dichter von Handwerk eine schlimme Vorbedeutung für die glorreiche Revolution. Alle Gedichte aus jener Periode, selbst die Delavigne's und Hugo's nicht ausgenommen, schienen einen Zwang und eine Kälte zu verrathen, die genugsam zu erkennen gaben, daß man sich ungern mit dieser plebejischen Freiheit befaßte. Eine zweite Ode an die Vendomesäule rächte die Manen Napoleons, die von einer Versammlung der engherzigsten Repräsentanten, die noch je ein großes Volk vertraten, oder vielmehr zertraten, schmachvoll angetastet worden waren. Die Gewölbe des Pantheons hallten an der dießjährigen Gedächtnißfeier der Juliustage von einer Cantate Hugo's wieder, die er zu Ehren der in dem schönsten Kampf gefallenen Helden gedichtet hatte.

Es bleibt uns hier über das Leben des Dichters nichts mehr hinzuzufügen übrig; doch um den Schluß zu dieser flüchtigen Skizze zu finden, ist es nöthig noch einen Blick auf die neue Dichterschule Frankreichs zu werfen, die man gewöhnlich als die romantische, im Gegensatze der klassischen oder französischen des verflossenen Jahrhunderts, zu bezeichnen pflegt. Hugo ging eigentlich aus ihr hervor, oder war vielmehr Einer von ihren Häuptern und Stiftern. Die Schilderung, die von dieser Poeten- und Meistersängerzunft ein Franzose selbst in einem französischen Journale (Revue des deux mondes, Augustheft) gab, ist so originell, daß wir kein Bedenken nehmen, hier einige Stellen daraus zu benützen.

„Wenn man sich in Gedanken zurückversetzt in das Jahr 1823,

*) Der Conservateur litteraire, eine periodische Schrift, die damals Hugo, von seinem Bruder und mehrern Freunden unterstützt, herausgab. Es finden sich in den drei Bänden derselben eine Menge Gedichte politischen Inhaltes, und kritische Artikel von der Hand des Dichters unter verschiedenen Namen. So Uebersetzungen des Virgils und Lucan von d'Auvergney, das Du und Ihr, die Epistel an Brutus von Aristides, einige Artikel über Walter Scott, Moore, Lord Byron u. s. w.

Digitized by Google

in jene glänzende Trunkenheit der royalistischen Partei, von der sich damals noch nicht die Männer von Ehre zurückgezogen hatten, wenn man zurückdenkt an jene leicht errungenen Lorbeern des spanischen Feldzuges, an die Entwaffnung des Carbonarismus im Innern, an jenen trügerischen Bund der politischen Gewandtheit und Beredsamkeit eines Villele und Chateaubriand — wenn man bei Seite setzt die Leidenschaften, den Fanatismus und das religiöse Gaukelspiel jener Zeit — wenn man vergißt des Blutes, das sieben Jahre zu früh schon für die Freiheit aus plebejischen Adern floß — wenn man zugeben will, daß dieses Jahr, das eigentlich in den Annalen Frankreichs als Unglücksjahr bezeichnet werden sollte, der glänzende pindarische Moment der Restauration war, wie die anderthalbjährige Verwaltung Martignac's der vernünftige und erträgliche derselben; so wird man begreifen, daß damals junge Leute, größtentheils von ausgezeichneter Erziehung und glänzenden Lebensverhältnissen, Freunde der Poesie, der Kunst und des epikureischen Genusses im edelsten Sinne, Royalisten von Geburt und Katholiken aus Mode oder schwärmerischer Sentimentalität, die Zeit für günstig hielten, sich eine eigene ideale Welt voll ätherischen Sonnenschein und Paradiesesduft zu erbauen. Das große Publikum, der profane Haufe, der sich auf der stäubigen Rennbahn der Parteien, der Leidenschaften und rohen Vergnügungen herumtrieb, war, wie sich leicht denken läßt, streng davon ausgeschlossen; man sah ihn als einen in Wuth gesetzten Elephanten an, den man in der Arena seine Sprünge machen ließ, und auch wohl zur Unterhaltung aus vergitterter Loge ansah. Es herrschte in diesen poetischen Karthausen eine so milde Süßigkeit, ein so einschmeichelnder Duft und Zauber von überirdischer Liebe und Sehnsucht; man wurde darin aufgenommen unter der Taufe eines reichlichen Lobergusses; man erkannte und begrüßte sich darin als Dichter, ich weiß nicht an welchem geheimnißvollen Zeichen, an einer Art freimaurerischer Berührung, und dann wurde man zärtlich beäugelt, geliebkost, gepriesen, beräuchert und besungen, daß man sich schon in den siebenten Himmel versetzt glauben konnte. Ich übertreibe nicht. Es gab dort einen gewissen Kanzleystil von Ueberschwänglichkeit und Zartsinn, gewisse Namen mit rosenfarbigen Bändern und Hirtenstäben aus der arkadischen Schäferwelt. Der Ausbund hyazinthfarbiger Seelen und aurikelweicher Gemüther, fand sich in diesem engen Kreise zusammen, mit tiefer Verachtung erfüllt gegen die liberale Vulgarität. Das goldgeharnischte Ritterthum, das schöne Mittelalter voll Kastellanen, Wolkenburgen, Frauenbilder, Zelter, Pagen und Sperber, das Christenthum der Burgkapellen und Waldbrüder, die Bettler, Zigeuner, Landfahrer und Siechen wurden die Schooskinder und Gemeinplätze dieser auserwählten Gemüther, des Hanges zu Melancholien und Weezückungen bei Einzelnen gar nicht zu erwähnen. „Nach der Herrschaft des schönen Geistes hatte man die des schönen Herzens," wie sich einer der geistreichsten Zeugen und Mitspieler dieser überschwänglichen Periode auszudrücken pflegte. Derselbe sagte auch einmal: „Hier haben Sie einen Dichter! Einen Stern oder vielmehr eine Wachskerze!" . . . Der einzige Lamartine entging diesem faden Sybaritismus oder kannte ihn vielmehr gar nicht; er sang und floh wie ein wilder Schwan an ferne See. Man denke sich aber durchaus nicht, daß das Ergebniß dieser Periode für Kunst und Poesie verderblich gewesen sey; die unbedeutenden und kleinen Geister versengten sich die zarten Flügelein an diesem Wachskerzenlicht der Begeisterung und gingen zu Grunde; das war Alles; die gesunden und kräftigen Naturen erhoben sich, und stäubten mit stolzem Schwingenschlag den ganzen sentimentalen Spielkram und verzuckerten Liebesquark von sich. Diese wahren Dichter hatten noch außerdem den Vortheil davon, daß sie sich in diesen Liebesthränen- und Zuckerwasser-Vereinen, deren Seele sie waren, ein vorläufiges Publikum verschafften, das zwar nur ein erkünsteltes und zufälliges war, aber doch Geschmack, Gefühl für Schönheiten hatte, und bei dem geringsten harten Anstoß zusammenschrack. Jedenfalls verquickten die quecksilbernen Enthusiasten ihre in Lob geräucherten Heroen allmählig mit dem andern Publikum, dem wahren ungeschlachten, schwerer zu rührenden, das mit den Namen der Dichter noch Witze riß, oder vielmehr sie noch gar nicht kannte, als sie bereits schon einen Ruhm besaßen. Hugo selbst war durch seinen kräftigen Humor, durch seine geringe Neigung zu sentimentaler Träumerei, durch seine fast sinnliche Liebe für die Materie, ihre Formen und Farben, durch seinen unbändigen dramatischen Instinkt und sein Bedürfniß für ein großes Publikum, durch sein tiefes Verständniß des Mittelalters, das ihn zuweilen in's Groteske verleitete — Hugo war durch Alles dieses gekräftigt genug, um mit einem Male den engherzigen Zunftstolz, die zum Ersticken durchdüfteten Empyreen und schöngeistigen Maurerlogen zu durchbrechen, wo die andern in aller wollüstigen Behaglichkeit auf den Polstern ihres hohen Schauens und Fühlens ausgestreckt lagen, und er selbst wie ein in einer Flasche von bösem Zauber eingekerkerter Sylphe oder Gnome sich abarbeitete. Deßhalb tragen auch seine Gedichte aus jener Zeit nicht sonderlich das Gepräge der Ueberschwänglichkeit, unter deren Münzstock sie hervorgingen; seine ersten Balladen rochen zwar allerdings nach der Atmosphäre, in der sie aufgeschossen waren; er opferte darin allzu viel der weichen Anmuth, er gab sich zu bereitwillig dem Periphrastischen hin; aber bald sprang er wieder davon ab, warf den ganzen erborgten Schmuck weg, und verfiel sogar erklärlicherweise gerade auf das andere Extrem, daß er etwas daccin setzte, für die Sache nur das Wort, und nur das kahle nackte Wort, zu wählen. Nur so viel etwa von dem sentimentalen Medlithau blieb an der grünsaftigen felschen Frucht unseres Dichters hängen, die eigentliche Verzuckerung aber stieß seine vollsaftige Schale ganz und gar zurück. Später kam die grobe Politik in diese arkadische Gemüthswelt und stieß mit ihren harten Ellenbogen unbarmherzig unter den welchen Schäfern herum. Chateaubeiands Sturz beachte Uneinigkeit in die Reihen der Royalisten, und ein verheerter Windstoß des großen Ungewitters riß das rosenfarbene Gezelt mit allen seinen Guitarren, Räucherpfännchen, Seufzern, Mandolinen in Fetzen; die ganze dragantene Herrlichkeit verstäubte, und nur zwei oder drei Dichter blieben übrig."

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Schluß.)

Lavallette gelangte glücklich durch den Einregistrirungssaal und die zahlreichen Gefängnißwärter, wie schon früher erzählt wurde, und befand

sich nun am Fuße einer Treppe, die zu dem Vorhofe der Conciergerie hinaufführte. Seine Tochter beobachtete hier ihre aufgegebene Rolle besser und begab sich an seine rechte Seite.

„Oben an der Treppe," so fährt der Graf in der Erzählung seiner abenteuerlichen Flucht fort, „befand sich die Wachtstube der Gendarmen. Ungefähr zwanzig Soldaten und ihre Offiziere hatten sich wenige Schritte von mir aufgestellt, um Madame Lavallette weggehen zu sehen. Endlich erreichte ich langsam die letzte Stufe und stieg in die Sänfte, die einige Schritte davon stand. Aber kein Sänftenträger, kein Bedienter war zu sehen. Meine Tochter und Madame Dutoit blieben daneben stehen, und unfern von ihnen eine Schildwache, die unbeweglich ihre Augen auf mich gerichtet hielt. Eine furchtbare innere Bewegung mischte sich mit meiner Bestürzung. Meine Blicke hafteten auf der Flinte des Soldaten, wie die Augen einer Schlange auf ihrer Beute. Schon war es mir, als hielte ich das Gewehr mit meinen Fingern umklammert. Bei der ersten Bewegung, bei dem geringsten Geräusche war ich entschlossen, es der Wache aus dem Arme zu reißen; ich fühlte die Kraft von zehn Männern in mir, und sicherlich hätte ich jeden niedergestoßen, der es versucht hätte, Hand an mich zu legen. In dieser entsetzlichen Lage blieb ich ungefähr zwei Minuten, allein diese kamen mir so lang wie eine ganze Nacht vor. Endlich hörte ich Bonneville's Stimme, welcher zu mir sagte: „Einer der Träger war nicht zur Stelle, allein ich wußte einen andern zu finden." In demselben Augenblicke fühlte ich mich aufgehoben. Die Sänfte ging durch den großen Hof auf die Straße und lenkte dann zur Rechten ein. Wir gelangten in die Goldschmiedstraße, wo die Sänfte anhielt, und mein Freund Baudus mir den Arm bot und laut sagte: „Sie wissen, Madame, daß Sie noch bei dem Präsidenten einen Besuch abzustatten haben. Ich stieg aus, und er zeigte mir ein Kabriolet, das einige Schritte davon in dieser dunkeln Straße hielt. Eilends stieg ich ein, und der Kutscher sagte: „Reichen Sie mir meine Peitsche." Vergebens sah ich mich nach ihr um; er hatte sie verloren. „Es thut nichts," sagte mein Begleiter. Ein Ruck mit den Zügeln setzte das Pferd in einen schnellen Trab. Als ich dahin fuhr, sah ich Joserbinen auf dem Quai; sie hatte ihre kleinen Hände gefaltet und sendete, wie es schien, ein heißes Gebet zu Gott. Wir fuhren über die St. Michaelsbrücke, durch die Straße La Harpe, und erreichten bald darauf die Straße Vaugirard hinter dem Odeon-Theater. Erst jetzt schöpfte ich freieren Athem, und als ich meinem Kutscher ins Gesicht sah, erkannte ich zu meinem höchsten Erstaunen den Grafen Chassenon, den ich am wenigsten hier erwartet hatte. „Wie, Sie sind es?" sagte ich. „Ja," erwiederte er, „und Sie werden neben sich zwei wohlgeladene Doppelpistolen finden und im Nothfalle davon Gebrauch zu machen wissen." — „Nein," war meine Antwort, „ich werde Sie nie in solche Verantwortlichkeit stürzen." — „Dann werde ich Ihnen mit dem Beispiele vorangehen," erwiederte er, „und wehe Dem, der Ihre Flucht aufzuhalten wagen sollte!"

Wir gelangten in den neuen Boulevard, an der Ecke der Straße Plumet; hier hielten wir. Ich hing ein weißes Taschentuch zum Cabriolette hinaus; dieß war das mit Herrn Baudus verabredete Zeichen. Während dieser Fahrt hatte ich mich aller weiblichen Kleidungsstücke entledigt, die zu meiner Verkennung dienten und einen grauen Bedienten-Ueberrock angezogen und einen runden silberbordirten Hut aufgesetzt. Bald darauf schloß sich uns Herr Baudus an. Ich nahm Abschied von dem Grafen Chassenon und folgte in demüthiger Entfernung meinem neuen Herrn. Es war acht Uhr Abends; der Regen goß in Strömen; die Nacht war stockfinster und dieser Theil der Vorstadt St. Germain völlig menschenleer. Ich konnte nur mit größter Beschwerlichkeit gehen. Herr Baudus schritt sehr eilig voran, und es gelang mir kaum, ihm zu folgen. Bald verlor ich einen Schuh im Straßenschmutze, aber ich hatte nicht Zeit darnach umzusehen und mußte so gehen. Wir sahen Gendarmen im Galopp vorübersprengen, die mir wahrscheinlich nachsetzten und nicht daran denken mochten, daß ich ihnen so nahe sey. Endlich nachdem wir eine Stunde lang fortgewandert waren, hielten wir, ich auf den Tod ermüdet und nur mit einem Schuhe am Fuß, in der Straße von Grenelle nahe bei der Straße Bac, wo Herr Baudus einen Augenblick Halt machte. „Ich gehe jetzt hinein," sagte er, „und während ich mit dem Pförtner spreche, suchen Sie in den Hof zu kommen. Zu Ihrer linken Hand werden Sie eine Stiege finden, auf der Sie bis ins oberste Stockwerk hinaufsteigen. Gehen Sie dann einen dunklen Gang zur rechten Hand entlang, bis Sie am Ende desselben einen Holzstoß antreffen; dort warten Sie." Wir gingen dann noch einige Schritte in der Straße Bac entlang, wo mich eine Art Schwindel befiel, als ich ihn an dem Thore des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, des Herzogs von Richelieu, anpochen sah. Herr Baudus ging hinein, und während er mit dem Portier sprach, der seinen Kopf aus seinem Zimmer herausstreckte, ging ich rasch vorüber. „Wer geht da hinein?" schrie der Pförtner. „Es ist mein Bedienter," war die Antwort. Eilig stieg ich die bezeichnete Treppe bis ins dritte Stockwerk hinauf, wo ich Ort und Stelle fand, wie mir sie Herr Baudus beschrieben hatte. Ich war kaum hier angelangt, als ich das Rauschen eines seidenen Kleides vernahm. Ich fühlte mich sanft am Arme gefaßt und in ein Zimmer geschoben, das sogleich hinter mir geschlossen wurde. Ich ging an das Ofenfeuer hin, das einen matten Schimmer im Gemache umher verbreitete. Indem ich meine Hand auf den Ofen legte, um mich zu wärmen, fand ich einen Leuchter und Schwefelholz. Ich schloß daraus, daß ich mir ein Licht anzünden dürfe, was ich auch that, worauf ich meine neue Wohnung etwas näher besichtigte. Es war eine Dachstube von mittelmäßiger Größe. Das Geräthe bestand in einem sehr reinlichen Bette, einer Kommode, zwei Stühlen und einem kleinen deutschen Ofen von Töpferarbeit. Auf der Kommode fand ich ein Papier, auf dem folgende Zeilen standen: „Machen Sie kein Geräusch. Oeffnen Sie nie Ihr Fenster außer bei Nachtzeit; tragen Sie Pantoffeln und fassen Sie sich in Geduld." Neben diesem Papier stand eine Bouteille trefflichen Weins, einige Bände von Molières und Rabelais und ein Kästchen, in welchem sich Schwamm, Parfüme, Mandelseife befanden und was noch sonst in den Waschtisch gehört. Diese zarten Aufmerksamkeiten und die nette Schrift des Billets ließen mich vermuthen, daß meine Wirthe großmüthiges Herz mit feinen und edlen Sitten verbanden. Aber warum befand ich mich im Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten? Ich hatte den Herzog von Richelieu nie gesehen. Herr Baudus war allerdings bei diesem Ministerium angestellt, aber nur indirekt. Dem Könige konnte ich nicht Theilnahme eingeflößt haben. Dann wäre es ja in diesem Falle weit natürlicher gewesen mich öffentlich zu begnadigen. Befand ich mich hier mit Einwilligung des Ministers, welchen Grund konnte er haben, seine Pflicht zu verletzen und die Treue, die er seinem Souverän schuldig war, so weit zu vergessen, daß er sich mit der Bonapartistischen Partei verband und einen wegen Verschwörung zum Tode verurtheilten Verbrecher beschützte?"

Diese Zweifel Lafayette's löbten sich bald darauf. Der Schatzmeister des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten war unter den verschiedenen politischen Veränderungen, die sich in Frankreich ereigneten, selbst einmal geächtet gewesen und hatte in der edlen Aufopferung Anderer Schutz und Rettung gefunden. Er hatte sich deßhalb bestimmen lassen, gleiche Menschlichkeit an Lavallette auszuüben. Madame Bresson selbst brachte ihm sein erstes Essen, und ihr Gemahl selbst besuchte den Flüchtling bald darauf.

„Oeffnen Sie," sagte dieser, „ihre Läden nur halb und lassen Sie nicht mehr Licht ein, als Sie gerade zum Lesen nöthig haben. Sollten Sie von einem Katarrh befallen werden, so stecken Sie, wenn Sie husten müssen, den Kopf in diesen Verschlag." Ich hatte um Bier gebeten, um den Durst zu stillen, der mich den letzten Monat über gepeinigt hatte. „Ich kann Ihnen keines geben," sagte er. Wir tranken niemals Bier, und man könnte daraus Schlüsse ziehen, wenn wir welches holen ließen. Ich habe noch nicht die Geschichte des Herrn von Montmorin vergessen, der entdeckt wurde und auf dem Schaffotte starb, weil er Hühner gegessen hatte, deren Beine man vor die Thüre in das Kehricht geworfen hatte. Ein Nachbar, der wußte, daß die Frau, die ihn verborgen hielt, zu arm war, um Hühner zu kaufen, schloß, daß sie in ihrem Hause einen Geächteten verberge und machte davon Anzeige. Sie sollen so viel Zucker und erfrischende Syrupe haben, als Sie wollen, aber kein Bier."

Tausenderlei interessante Vorfälle begaben sich, während der Graf so in seiner Dach-Einsiedelei lebte. Endlich wendeten sich seine Freunde an Herrn Bruce und durch diesen an Sir Robert Wilson und den Kapitän Hutchinson, die sich von Herzen bereitwillig zeigten, seine Flucht

Digitized by Google

aus Frankreich zu bewerkstelligen. Dieß beschreibt Lavallette in Folgendem:

„Die Straße nach Belgien über Valenciennes war insbesondere dem englischen Heere angewiesen, und sie wurde daher auch zu meinem Entkommen gewählt. Die Britten verlangten nur zwei Tage, um ihre Vorbereitungen zu machen. Ich erhielt ganz genaue Vorschriften in Betreff meiner Kleidung: — keinen Schnurrbart, eine englische Perrücke; den Bart glatt geschoren nach Sitte der Offiziere dieser Nation, einen Ueberrock mit Knöpfen der englischen Garde. Uniform und Hut sollte ich im Augenblick unserer Abreise erhalten.

„Wir hielten eine Berathung und wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, unsere ersten Schritte waren übel berechnet. Es war als höchst nothwendig angesehen worden, meinen Rock bei dem Schneider eines englischen Regiments verfertigen zu lassen; allein dazu brauchte dieser mein Maaß; mein Freund Stanislaus nahm es mit seinem weißen Papier; und statt der Einschnitte, welche die Schneider zu machen pflegen, schrieb er darauf: Länge des Vorderarmes, Breite der Brust u. s. w. mit ganz zierlicher Schrift, und trug es kühnlich hin zum Schneider des Garderegiments. Dieser verfertigte nun zwar den Rock sehr schnell, allein ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Maaß nicht von einem Manne vom Fach genommen worden. Nun sollte Herr Bresson mir einen Rock bei einem Kleidertrödler kaufen; wobei er ihn sich selbst anprobiren mußte. Da er aber groß und hager war, so hatte ich in acht und vierzig Stunden zwei Röcke, von denen ich keinen brauchen konnte. Auch Stiefel hatte ich keine, und all unser Dichten und Trachten, mir solche zu verschaffen, blieb fruchtlos. So mußte ich endlich ein Paar Herrn Bresson gehörige anziehen, die wenigstens zwei Zoll länger als mein Fuß waren; ich konnte kaum darin gehen, und wir lachten sehr über die elende Figur, die ich vorstellte. Am 9 Januar 1816 Abends acht Uhr endlich nahm ich Abschied von meinem gütigen Freunde. Wir waren alle sehr gerührt und besonders ich, der sie verließ mit geringer Hoffnung, sie jemals wieder zu sehen."

Der treue Chassenon führte den Flüchtling in seinem Cabriolet in die Wohnung des Kapitäns Hutchinson, wo er Sir Robert Wilson und Herrn Bruce traf. Nach einiger Berathung wurde beschlossen, daß sie am nächsten Morgen um acht Uhr aufbrechen wollten. „Nachdem ich jede Stunde in der Nacht gezählt hatte," fährt Lavallette fort, „hörte ich endlich sechs Uhr schlagen. Sogleich machte ich meinen Anzug fertig, und Punkt acht Uhr fand ich Sir Robert auf der Straße in voller Uniform und in einem artigen Kabriolet. Bald darauf erschien auch Herr Hutchinson zu Pferde, und wir machten uns auf den Weg. Das Wetter war herrlich, alle Läden waren offen, die ganze Welt auf der Straße, und zufällig richtete man auf dem Grèveplatz gerade den Schandpfahl auf, an den man gewöhnlich die in Contumaciam verurtheilten Verbrecher in Effigie aufhängt."

Ohne Aufenthalt zu erfahren kamen sie über die Barrieren nach La Chapelle, wo die Pferde gewechselt werden mußten.

„Als wir uns dem Hause näherten, gewahrten wir vier Gendarmen, die sich vor dem Hofthor aufgepflanzt hatten. Sir Robert fuhr gerade auf sie zu; sie wichen zu beiden Seiten aus, um uns durchzulassen, und Herr Hutchinson, um ihre Aufmerksamkeit von uns abzulenken, fing mit ihnen ein Gespräch an.. Seine Fragen betrafen größtentheils die Anzahl von Ställen, die Vorräthe von Fourage, die im Dorfe zu finden seyen u. s. w., woraus sie schlossen, daß englische Truppen nachfolgen würden, und einer der Gendarmen erbot sich, den Kapitän zum Maire zu führen. „Jetzt nicht," antwortete dieser, „ich muß mich beeilen, die Wagen vor uns einzuholen und werde in zwei Stunden zurück seyn." Die Unterredung konnte nicht lang mit einem Engländer dauern, der nur wenig französisch konnte. Allein die Pferde waren schnell umgespannt, und wir hatten das Vergnügen, beim Abfahren mit den Gendarmen Grüße zu wechseln. Auf der Straße begegneten wir noch vielen Gendarmen, die in Verfolgung von Uebelthätern oder mit Militärrapporten unter Wegs waren. Alle warfen ihre Blicke auf uns, ohne das Geringste zu ahnen. So oft ich einen auf uns zukommen sah, schloß ich die Augen, hielt aber immer meine Hand an der Pistole, fest entschlossen, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn ich erkannt und angehalten würde. Es wäre eine zu große Stumpfsinnigkeit gewesen, mich nach Paris zurückschleppen zu lassen."

Glücklich kamen sie über Compiegne und Condé nach Valenciennes, der letzten französischen Stadt an der Gränze. „Der Postmeister sagte uns, wir müßten uns zu dem Kapitän der Gendarmerie begeben, um unsere Päße untersuchen zu lassen." „Sie vergessen wohl, wer wir sind," sagte der General Wilson mit Ruhe; wenn der Kapitän uns sehen will, so mag er hieher kommen." Der Postmeister, welcher fühlte, daß er eine Unschicklichkeit begangen haben mochte, nahm die Päße und trug sie selbst zum Kapitän, um sie unterzeichnen zu lassen. Er blieb lange aus; eine furchtbare Angst marterte mich. Sollte ich im Angesichte des Hafens scheitern? wenn der Kapitän selbst käme und die Signalements vergliche? Glücklicherweise war es sehr kalt und kaum noch Tag; der Offizier lag im Bette und unterzeichnete die Päße, ohne aufzustehen. Endlich hatten wir das Thor hinter uns und flogen auf der schönen Brüsseler Straße dahin. Von Zeit zu Zeit sah ich durch das Hinterfenster des Wagens, ob wir nicht verfolgt würden. Meine Ungeduld wuchs mit jedem Rademschwung. Der Postillon zeigte uns in der Ferne ein Haus, das belgische Mauthhaus. Unabgewendet hielt ich meine Augen darauf gerichtet, es war mir, als wollte es durchaus nicht näher kommen. Ich bildete mir ein, der Postillon fahre nicht schnell genug. Ich schämte mich meiner Ungeduld, allein ich konnte ihrer nicht Meister werden. Endlich erreichten wir die Gränze; ich stand auf belgischem Boden: ich war gerettet! Ich drückte Sir Robert's Hände und gab ihm mit tiefer Rührung meinen unendlichen Dank zu erkennen."

Es bleiben uns nur noch einige Worte über das bekannte Schicksal der Frau von Lavallette beizufügen. Kaum hatte ihr Gemahl die Außenthüre des Gefängnißes erreicht, als der Schließer eintrat; da er das bekannte Geräusch hinter der spanischen Wand hörte, so entfernte er sich wieder. Aber wenige Augenblicke darnach kam er noch einmal und entdeckte nun, daß sein Gefangener entwischt sey. Frau von Lavallette wurde nun mehrere Wochen gefangen gehalten und die Behandlung, die sie zu erdulden hatte, so wie die Angst, die sie ausstand, wirkten so heftig auf ihr Gemüth, daß die liebenswürdigste und trefflichste Frau von einer völligen Geisteszerrüttung befallen wurde, in der sie fast zwölf Jahre zubrachte. Wir schließen mit den Schlußworten des Werkes:

„Die Gesundheit der Frau von Lavallette erholte sich endlich so weit, daß ich sie wieder zu mir nehmen konnte. Eine tiefe Melancholie befällt sie von Zeit zu Zeit in Augenblicken von Geistesabwesenheit; aber sie bleibt immer mild, liebenswürdig und gut. Wir bringen den Sommer auf einem einsamen Landhause zu, wo sie sich etwas zu erheitern scheint. Ich habe meine Unabhängigkeit bewahrt, den ersten Schatz des Menschen, ohne Gehalt, Besoldung oder Entschädigung irgend einer Art, nach einem langen dem Dienste des Vaterlands geweihten Leben, indem ich zum Himmel Gebete für dessen Freiheit sende, die vielleicht nie Erhörung finden werden, und von Erinnerungen erfüllt an eine große Zeit und einen großen Mann."

Britische Besteuerung.

Man liest in einem schottischen Blatte: „Die Größe der britischen Abgaben kann durch ein Paar vergleichsweise angeführte Thatsachen in das gehörige Licht gestellt werden. Der Gin and Whisky (Wachholderbranntwein), welcher John Bulls Gemüth erheitert, wirft der Regierung eine Summe ab, welche dem Einkommen der spanischen Monarchie gleichkommt. Die Taxe auf das Bier, das seinen Durst löscht, übersteigt das Einkommen von Bayern; er zahlt vom Thee, den seine Frau trinkt, so viel als Frankreich von sechs Millionen Neapolitanern bezieht; vom Zucker, der ihn versüßt, beinahe so viel als zwölf Millionen Amerikaner an Taxen überhaupt zahlen; von dem stinkenden Tabak, der sein Gehirn austrocknet, so viel als vier Millionen Italiener an Karl Felix bezahlen; für die Seife, womit er seine Hände wäscht, genug, um den Papst mit allen seinen Soldaten, Kardinälen, Priestern und Maitressen zu unterhalten; für das Privilegium, das Tageslicht in seinem Hause zu haben, genug, um die Kasse des Königs von Hannover zu füllen; und die Taxen endlich, welche man von seinem Durst allein erhebt, je nachdem er ihn durch Branntwein, Rum, Whisky, Bier oder Wein stillt, betragen mehr als fünfzig Millionen Russen für die Segnungen eines väterlichen Despotismus zahlen."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 285. 12 Oktober 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmazien.

Von Dr. Michaelles.

Neue Folge der im Auslande des verflossenen Halbjahrs (von S. 54 bis 526) enthaltenen Ausflüge in Illyrien.

1. Fiume.

Obgleich Fiume nur ein kleines Seestädtchen ist, so herrscht doch reges Leben in seinen Straßen; Schiffe werden auf seinen Rheden gebaut, im Hafen geladen und unzählige Wagen bringen aus dem reichen Innern Ungarns Getreide, womit Triest, Istrien und Dalmatien versorgt wird. Erst seit kurzer Zeit wurde Fiume dem Königreich Ungarn einverleibt, und wenn hiedurch auch mehrere Freiheiten in einzelnen Beziehungen die Folge waren, so hat dennoch seit dieser Zeit, indem es von Oesterreich selbst als Ausland betrachtet wird, der Handel im Allgemeinen mannichfach gelitten. — Von hübschen Plätzen ist in Fiume außer dem Hafen und seiner Umgebung nichts zu finden; dieser aber ist von hohen Platanen beschattet, unter denen Slavonier, Croaten und Italiener kaufen und verkaufen, und die Mündung der reißenden Fiumara birgt die Küstenfahrer, während größere Schiffe bei dem nahen Portoré vor Anker gehen.

Fiume ist wie Triest von allen Seiten mit hohen Kalkfelsen eingeschlossen, von denen im Winter verheerend die Bora herabbraust, im Sommer wird die Hitze durch diese Lage unerträglich, obgleich die Nächte stets etwas kühl sind. Mehrmals haben Erdbeben, und im Jahre 1814 und 1815 selbst die Pest der Stadt und den Einwohnern mehr oder minder geschadet. Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist ferner eine höchst verderbliche, früher ganz unbekannte Krankheit in vielen in der Nähe des Meers und in der Umgegend von Fiume liegenden Oertern, z. B. San Giorgio, Fusina, Ravnagora, Carlopago, Castua, Costrena, Scarglievo u. s. w. ausgebrochen, die vom letztern Ort, welchen sie besonders verheerte, den Namen: Mal di Scarglievo hat. — Die Krankheit ist jedoch nicht an diese wenigen Orte gebunden, sondern auch in der Umgegend Triest's, in Istrien zu Saole, in Süddalmatien um Ragusa bei Breno beobachtet, und an vielen andern Orten Dalmatiens wohl nur verkannt, und als syphilitisches Leiden betrachtet worden, obgleich sie mit dem Wesen desselben nichts gemein hat als einzelne äußere Erscheinungen.

Diese am östlichen Ufer des adriatischen Meeres endemische Krankheit befällt nur die ärmste Volksklasse und beginnt mit rheumatischen Schmerzen, die oft Jahre lang ohne weitere Folgen zu seyn scheinen, als daß sie an Heftigkeit und Verbreitung zunehmen. Bei vielen Patienten bilden sich nach dieser Periode am Rumpfe und den Extremitäten Geschwüre, die eine runde Form, einen speckigen Grund und harte Ränder haben, scharfe Jauche absondern und höchst hartnäckig um sich freßen. Die Schmerzen werden unerträglich, der Patient ist voll dieser Schwären, die seine Kräfte so sehr schwächen, daß sich allmählich hektisches Fieber einstellt und er unter unsägilichen Leiden endet. Bei andern folgt den rheumatischen Leiden eine chronische Entzündung der Schleimhäute der Mundhöhle, die in Eiterung übergeht. Bald ist das Gaumensegel und der weiche Gaumen zerstört. Die Krankheit ergreift nun auch die Knochen, besonders den harten Gaum, das Flügel- und Siebbein, die Nasenknochen und die Muscheln, und verbreitet sich durch die Highmorshöhle in die Oberkieferknochen, die sie allmählich zerstört. Die Nase ist dabei dick, geröthet, höchst schmerzhaft, die Geschwüre ergreifen sie innen und außen, die scharfe Jauche die aus ihr läuft, zerfrißt die Lippen; bald ist das ganze Gesicht ein furchtbares Geschwür ohne Nase, mit verstümmelten Lippen, ohne ein lebendes Auge, die Schlundhelle sind dabei oft so ergriffen, daß der Kranke keine Nahrung mehr genießen kann, auf alle Fälle aber elend sterben muß. Bei andern Patienten stellen sich in allen Knochen am meisten aber in dem mehr oberflächlichen furchtbare Schmerzen ein, die Tag und Nacht ununterbrochen wüthen, die Tibien schwellen an, erweichen und krümmen sich, später kommt gleichfalls Knochenfraß hinzu, dem der Leidende in kürzerer oder längerer Zeit unterliegt. Oft aber entsteht die Krankheit ohne merkliche rheumatische Vorboten plötzlich, besonders nach traumatischen Einwirkungen. Sie überfällt Kinder, Männer, Weiber ohne Unterschied des Alters, und ohne vorangegangene Ansteckung, nur die Umstände, daß sie nie die Zeugungstheile befällt, daß die Knochenschmerzen zum Leiden der Unglücklichen sowohl Tag als Nacht dauern, daß sie die Merkurialbehandlung nicht verträgt, sich hingegen die derivative und diaphoretische Methode am heilsamsten bewährt, sprechen für ihren rheumatischen Ursprung. Die von den Gebirgen reflektirte erschlaffende Tageshitze, die kalten Nachtwinde, die in der Nähe des rings mit Bergketten durchzogenen Dalmatiens wehen, die erbärmlichen Wohnungen, oft ohne Fenster und Thüren, fast nie mit Betten, möchten die Ursachen dieser endemischen Krankheit seyn, die

Digitized by Google

wie es scheint auch ausnahmsweise kontagiös werden kann, und sich in ihrem Wesen durchaus nicht der Syphilis nähert. Merkwürdig bleibt es jedoch immer, daß diese Krankheit, die so ungemein verheerend auftritt, erst seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien, und das Volk selbst ihr einen syphilitischen Ursprung zuschreibt. So sagen z. B. die Fiumaner, die Krankheit sey durch die hessischen Truppen in's Land gebracht worden, die Bewohner von Val di Breno (nach welchem die Krankheit in Ragusa Mal di Breno genannt wird) wollen mit Gewißheit angeben, daß ein französischer Korsar, der im Jahre 1791 an dieser Gegend landete, und in Verhältnisse mit einer Eingeborenen trat, sowohl ihr als der Umgegend dieses furchtbare Uebel zurückgelassen habe.

Ein allgemeines Hospital für die Kranken ist in Portore bei Fiume, einzelne Patienten sind in den Hospitälern von Triest und Ragusa. Wird nach den zweckdienlichsten Mitteln zur Ausrottung dieser Krankheit gefragt, so ist vor Allem der aus gränzenloser Armuth oder zu verwerfender Herkömmlichkeit bestehenden schlechten Bauart abzuhelfen, was leider in den ganz verarmten Dörfern Istriens eine schwere Aufgabe seyn möchte. Die wenigen Tage unsers fernern Aufenthaltes in Fiume brachten wir mit Spazierfahrten im inselumschlossenen Golf von Quarnero zu. Die Spazlergänge sind dergig, gewähren aber dem Naturforscher ein hohes Interesse. Man lebt gesellig und billiger als in italienischen Städten, und der Süden, der hier mit dem Norden die Gränzlinie seines Streites zieht, die hohen Felsen, aus denen die Fiumara schäumt, der dunkle von hohen Gebirgen begränzte Meerbusen, machen das Städtchen zum angenehmen Aufenthaltsorte.

In der Nähe der samösen Militärgränze Croatiens und Slavoniens, beschlossen wir die Reise trotz ihrer Unsicherheit, in diese Gegenden fortzusetzen; ein hohes Abendroth das sich über Istriens Gebirgen ausbreitete, versprach einen heitern Morgen, die Pistolen wurden geladen, und die Erwartung des Kommenden verscheuchte uns anfänglich den Schlaf, aus dem uns der Cammeriere mit einem: „piace, cinque e passato“ weckte.

Ein Abend in den Gemächern der Anna Comnena.

(Schluß.)

Mit diesen Worten nahm die Prinzessin eine etwas mehr gebieterische Haltung an, wie Jemand, der für sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ansprechen will, dann neigte sie mit vieler Huld ihr Haupt gegen den Kreis der Versammlung, und nahm eine Pergamentrolle, die von ihrer schönen Gehülfin auf das zierlichste beschrieben worden war, und schickte sich an, ihren Inhalt vorzulesen.

Das Auge der Prinzessin verweilte hier einen Moment auf Herward, an den sie dann folgende Worte richtete:

„Tapferer Barbar, von dem mir eine Erinnerung wie aus einem Traume vorschwebt, Du wirst nun ein Werk hören, das, wenn man seinen Verfasser mit dem Gegenstande vergleicht, den es schildert, einem Bildnisse Alexanders ähnlich sehen dürfte, das die schülerhafte Hand eines Malerlehrlings mit dem Pinsel des Apelles gemalt hat; allein dieser Versuch, so wenig er auch den Augen Vieler des Gegenstandes würdig scheinen mag, muß dennoch einigen Neid bei Denjenigen erregen, die unparteiisch seinen Inhalt und die Schwierigkeit in Erwägung ziehen, eine Abbildung des großen Mannes zu entwerfen, über den es geschrieben wurde. Ich bitte Dich nun, Deine Aufmerksamkeit auf Das zu richten, was ich Dir jetzt vorlesen werde; denn obgleich ich die Nachrichten über die Schlacht von Laodizea von Seiner kaiserlichen Hoheit, meinem erhabenen Vater, von dem tapfern Protospathar, seinem unüberwindlichen Feldherrn und von Achilles Tatius, dem treuen Befehlshaber der Leibwache unseres siegreichen Kaisers erhielt, so können dieselben doch in einem oder dem andern Stücke mangelhaft seyn. Denn es läßt sich denken, daß die hohen Pflichten dieser großen Feldherrn sie fern halten mußten vom eigentlichen Kampfgewühl, um mit desto größerer Besonnenheit und Umsicht das Ganze zu leiten, und ihre Befehle zu ertheilen, ohne durch irgend einen Gedanken an persönliche Sicherheit gestört zu werden. Eben so, tapferer Barbar, behalten wir uns in der Stickerei (staune nicht, daß wir uns solcher mechanischen Handarbeit kundig bekennen, da Minerva, deren Künsten wir nacheifern, sie beschützt) die Oberleitung des ganzen Gewebes vor und überlassen unsern Mägden und Andern die Ausführung der einzelnen Theile.

„So mögest nun Du, tapferer Wäringer, der Du im dichtesten Kampfgetümmel vor Laodizea strittest, uns, der unwürdigen Geschichtschreiberin eines so berühmten Krieges, jene Wechselfälle der Schlacht verkünden, die sich dort ereigneten, wo Mann an Mann focht, und wo das Schicksal des Krieges mit der Schärfe des Schwertes entschieden ward. Deßhalb, tapferster der Streitarträger, denen wir diesen und so manchen andern Sieg verdanken, mache uns unverholen auf die Fehler aufmerksam, die sich in die Erzählung dieser glorreichen Begebenheit eingeschlichen haben können.“

„Meine Gebieterin,“ erwiederte der Wäringer, mit aller Aufmerksamkeit werde ich hören, was mir Eure Hoheit vorzulesen die Gnade haben wird; obgleich ich die Anmaßung, die Geschichte einer im Purpur gebornen Prinzessin zu tadeln, weit von mir abweise. Noch weniger würde es sich für einen barbarischen Wäringer geziemen, ein Urtheil über die Feldherrnkunst des Kaisers zu geben, von dem er so großmüthig besoldet wird, oder über seinen Hauptmann, der ihn freundlich behandelt. Verlangt man vor einem Kampfe unsere Meinung, so geben wir sie aufrichtig, doch meiner einfältigen Meinung nach, würde unser Urtheil nach der Schlacht mehr ärgerlich als nützlich ausfallen. Was den Protospathar betrifft, so kann ich, wenn es die Pflicht eines Feldherrn ist, sich fern von dem Kampfgewühl zu halten, treulich behaupten und beschwören, daß er nie auch nur auf einen Lanzenwurf weit irgendwo gesehen wurde, wo es nur im Geringsten gefährlich zuging.“

Diese laut und herzhaft gesprochenen Worte machten auf die anwesende Gesellschaft einen allgemeinen Eindruck. Der Kaiser selbst, und Achilles Tatius warfen sich Blicke zu, wie Männer, die sich über Erwartung gut aus einem gefährlichen Handel gezogen haben. Der Protospathar bemühte sich seinen aufsteigenden Aerger zu unterdrücken und Agelastes flüsterte dem Patriarchen, neben dem er stand, in's Ohr: „der nordischen Streitart fehlt es nicht an Schärfe noch Spitze.“ — „St!“ erwiederte Zosimus,

Digitized by Google

„Laßt uns die Sache bis ans Ende hören. Die Prinzessin beginnt so eben zu lesen.“

In der Stimme des nordischen Söldners, obgleich sie durch Gefühle der Ehrfurcht vor dem Kaiser, und auch wohl aus Anhänglichkeit an seinen Feldhauptmann sehr gemildert klang, gab sich doch noch eine so derbe Aufrichtigkeit zu erkennen, wie sie von den anbetenden Echo's des kaiserlichen Palastes nicht gehört zu werden pflegte. Comnena begann einzusehen, daß sie einen strengen Richter herausgefordert habe, zugleich schien ihr sein ehrerbietiges Betragen von einer aufrichtigeren und herzlicheren Verehrung herzurühren, und es dünkte ihr, sein Beifall, wenn sie ihn gewinnen könnte, müsse für sie schmeichelhafter seyn, als die vergoldeten Lobeserhebungen von dem ganzen Hofe ihres Vaters. Ihr Blick verweilte mit einiger Ueberraschung und Aufmerksamkeit auf Herward, der, wie gesagt, ein sehr schöner junger Mann war, und sie fühlte das natürliche Verlangen zu gefallen, das sich so leicht einer schönen Gestalt von andrem Geschlecht gegenüber der Seele bemächtigt. Seine Stellung war fest und kühn, jedoch weder tölpisch noch ungeschliffen. Der Name eines Barbaren sprach ihn zugleich von den Formen des civilisirten Lebens und den Vorschriften künstlicher Höflichkeit frei. Aber sein kraftgediegenes Wesen und das edle Selbstvertrauen in seiner Haltung erregte eine tiefere Theilnahme für ihn, als es eine noch so wohl ausgedachte und sorgfältige Artigkeit oder die übertriebenste Ehrfurcht hervorzubringen vermocht haben würde.

Kurz, die Prinzessin Anna Comnena, obgleich von so erhabenem Range und im kaiserlichen Purpur geboren, eine Eigenschaft, die sie selbst für die höchste von allen hielt, fühlte demungeachtet in dem Augenblicke, wo sie die Vorlesung ihrer Geschichte beginnen wollte, eine ängstlichere Besorgniß den Beifall dieses rohen Soldaten zu erlangen, als den der übrigen vornehmen Zuhörer. Diese kannte sie wohl; bei ihnen, das wußte sie, brauchte sie nicht um Lobeserhebungen besorgt zu seyn; die kaiserliche Prinzessin war gewiß, Weihrauch mit vollen Händen von allen griechischen Hofleuten gespendet zu erhalten, denen sie die Gnade erwies, Geistes-Produkte von ihres Vaters Tochter mitzutheilen. Nun aber hatte sie einen Richter ganz neuer Art vor sich, dessen Beifall, wenn es ihr ihn zu gewinnen gelang, von innerem ungefälschten Werthe war, da sie einen günstigen Ausspruch nur hoffen durfte, wenn sie wirklich Eindruck auf sein Herz oder seinen Kopf machte.

Diese Gefühle, von denen die Prinzessin sich angeregt fühlte, waren vielleicht Schuld, daß sie etwas länger als gewöhnlich brauchte, um auf ihrer Pergamentrolle die Stelle zu finden, die sie vorzulesen im Begriff war. Auch bemerkte man, daß sie ihren Vortrag mit einer sichtbaren Verlegenheit begann, die dem vornehmen Zuhörerkreis um so mehr auffiel, als man die Prinzessin oft schon in voller Geistesgegenwart gesehen hatte, wenn sie sich vor einer weit ausgezeichneteren und sogar urtheilsfähigeren Versammlung hören ließ.

Auch der Wäringer blieb nicht ganz gleichgültig, so mannichfaltig waren die Umstände, die auf ihn einwirkten. Anna Comnena hatte allerdings schon ihr fünftes Lustrum erreicht, und diese Periode wird als die Stufe angesehen, wo die griechische Schönheit sich ihrem Verblühen zuneigt. Wie lange die Prinzessin schon auf diesem gefährlichen Höhepunkt des Lebens stand, war für Alle ein Geheimniß außer der vertrauten Amme des Purpurgemaches. Genug, es ging unter dem Volke die Rede, und sie schien Bekräftigung zu erhalten durch die Hinneigung der Prinzessin zur Philosophie und Literatur, wofür die Schönheit, wie man glaubt, in den jüngern Tagen, wo sie ihre Knospe entfaltet, nicht sehr eingenommen ist, es ging die Rede, die Prinzessin stehe ungefähr in ihrem sieben und zwanzigsten Jahre.

Indeß war Anna Comnena noch immer oder sie war erst noch jüngst eine Schönheit ersten Ranges, und es läßt sich glauben, daß ihr noch immer Reize genug übrig blieben, um einen nordischen Barbaren zu fesseln, wenn er anders nicht die unermeßliche Kluft zwischen sich und einer purpurgebornen Prinzessin aus den Augen verlor. In der That schien Herward den Gedanken daran ganz fest gehalten und hiedurch gegen den Zauber so vieler Reize sich verwahrt zu haben, obgleich er kühn, freigeboren und furchtlos wie er war, auch nach Höherem seine Hand auszustrecken fähig gewesen wäre. Ueberhaupt gab es in jener Zeit seltsamer Revolutionen Beispiele genug von glücklichen Feldherrn, die das Lager kaiserlicher Prinzessinnen theilten, welche vielleicht von ihnen selbst zu Wittwen gemacht worden waren, um ihren ehrgeizigen Absichten Bahn zu brechen. Allein Herward stand nicht nur unter dem Einflusse anderer Erinnerungen, von denen der Leser später hören wird, sondern er sah auch in der Prinzessin, obgleich er sich durch die ungewöhnliche Aufmerksamkeit, die sie ihm schenkte, sehr geschmeichelt fühlte, bloß die Tochter seines Kaisers und freiwillig gewählten Lehensherren, er sah in ihr nur die Gemahlin eines edlen Prinzen, die Vernunft und Pflicht in einem andern Lichte zu betrachten ihm verboten.

Die Prinzessin begann ihre Vorlesung anfangs mit etwas unsicherer Stimme, die aber Kraft und Festigkeit gewann, je weiter sie in der folgenden Stelle fortrückte, die zwar einem wohlbekannten Abschnitt ihrer Geschichte des Alexius Comnenus angehört, aber unglücklicherweise in den byzantinischen Geschichtschreibern nicht mit bekannt gemacht worden ist. Die Erzählung wird daher den Alterthumsforschern nicht unwillkommen seyn, und der Schreiber Dieses hofft sich den Dank der gelehrten Welt zu verdienen für die Entdeckung eines merkwürdigen Bruchstückes, das ohne seine Bemühungen wahrscheinlich im Meere der Vergessenheit untergegangen seyn würde. *)

*) Bis hieher führen uns die amerikanischen Zeitungen mit ihrem Auszuge, lassen uns aber jetzt im Stich und vertrösten uns, was das angekündigte merkwürdige Fragment betrifft, auf das demnächst bevorstehende Erscheinen des Robert von Paris selbst.
Anm. d. R.

Russisches Siegeslied auf den Fall von Warschau.

(Aus der nordischen Biene übersetzt.)

Erschalle weithin, Donner des Siegs!
Stimmt an das Lied aus der alten Zeit!
Es schlugen sich tapfer unsere Väter;
Es schlagen sich tapfer ihre Söhne.

Digitized by Google

Erwecke den Verrath, o Haß!
Aufruhr, entfalte Dein Panier!
Ihr durchbrecht nicht unsere Mauer,
Unsern eisernen russischen Muth!

Unter jenen Adlern stehen wir;
Jene Fahnen sind mit uns.
Litthauen gegen uns empöret,
Erinnert an der Russen Namen,

Wo seyd Ihr? Stellet Euch zur Schlacht!
Der Ruf der Russen fordert Euch zum Kampf.
Ihr Donner rollet, schließt zur Mauer Euch,
Brust an Brust und Bajonnett an Bajonnett!

Hier kein Feind — nach Warschau hin
Macht Euch Bahn, Ihr Russen!
Brüder, hört Ihr's? Dort ist Ruhm!
Zum Sturm gerührt rollen die Trommeln!

Mit Gott! Des Schicksals Stunde hat geschlagen,
Die lang erwartete Stunde.
Die Schaaren rufen: Borodino!
Und von ferne ruft es Rußland mit.

Sieh! gleich Flammenpfeilen
Steigen auf und fliegen
Rachegierig unsere Bomben
Nach der aufruhrvollen Stadt.

Was sind Eure Pallisaden?
Wir bedürfen keiner Leiter!
In die Wälle stoßen wir die Bajonnette,
Klimmen dran empor auf eisernen Stufen.

Ruh' im Grabe, Sabalkanski,
Ruhm Dir! Stambul hat gezittert.
Deine Bahn vollendet Eriwanski,
Bricht in Warschau's Mauern seinen Weg!

Eriwanski, Fürst von Warschau!
Ein Ruf tönt aus jedem Munde.
In diesen zauberischen Namen
Liegt des Ruhmes viel für Rußland.

Jenseits des Araxes unsere Gränzen,
Wunderbar der Ararat bezwungen,
Und in Eriwan unsere Adler,
Und zertrümmert Warschau's Mauern!

Geschlichtet ist der Streit! Die Sühne ist gewonnen!
Das Haupt des Aufruhrs ist getroffen,
Und unser heiliger Ruhm,
Der Ruhm Rußlands, lebt von Neuem auf.

Sammelt unter Euren Fahnen,
Brüder, Euch, der Pflicht gemäß.
Verkündigt laut den Ruhm des Thrones,
Wünschet dazu dem Czaren Glück.

Baut auf ihn mit Zuversicht.
In Friedenszeit leuchtet er dem Geiste
Mit ruhmvollem Beispiele vor,
In der Trübsal Stunde ist er stets voran.

Den Ruhm, den unsere Väter gewannen,
Bewahrt er königlich uns auf.
Und er wird ihn unsern Söhnen
Zugleich mit dem seinigen übergeben.

Vermischte Nachrichten.

Der „Sun" enthält folgendes Verzeichniß von den Kosten eines Wahlschmauses, der im Jahre 1562 unter der Regierung der Königin Elisabeth von Sir Oliver Witkie den Wahlmännern von Bristol gegeben wurde. Die erste Tracht von Schüsseln bestand: an dem obern Ende des Tisches in Kalbsfußsuppe 1 Schilling, am untern Ende gebackene Kaninchen 2 Schilling; zur rechten Hand Sir Oliver's: gedämpfte Hühner 1 Schilling, zu seiner Linken: Eierschmarren 1 Schilling; gegenüber gekochte Schwämme, ohne Angabe des Preises; in der Mitte schwarzgebratene Aepfel in einer Milchpastete aufgetragen (black caps), 2 Pfenning. — Zweite Tracht: Am obern Ende des Tisches eine Schüssel Fische (geschmoorte Sprotten) 1 Sch. 2 Pf.; am andern Ende: eingemachtes Getröse 1 Sch. 1 Pf.; zur Rechten Sir Oliver's: Reißkuchen 3 Pf.; gegenüber Eier à la mode 1 Sch. 2 Pf.; desgleichen rechts Austern 1 Sch.; links Radieschen 2 Pf.; in der Mitte schwarzgebratene Aepfel wie oben 2 Pf.; Butter zum Kochen wurde verschwendet ein halbes Pfund, kostete 1 Sch. 2 Pf.; Salz und Pfeffer für 2 Pfenninge; geröstete Brodschnitten und Wasser 1 Pf.; für vier Aufwärter in weißen Kamisolen 1 Pf.; Brod, Dünnbier und andere Kleinigkeiten ohne Ansatz des Werthes. Das ganze Mahl kostete 13 Schillinge 11 Pfenninge. — Die gegenwärtigen Wahlkandidaten und Wähler in England werden sich genug wundern über diese geringfügigen Ausgaben, noch mehr aber darüber, daß eine Muhme Sir Oliver's, die ein Vermögen von tausend Pfund Sterling hinterließ, ihn und seine Familie von der Erbschaft ausschloß, weil sie von dem obigen Mahle überzeugt war, daß er ein Verschwender sey.

Das neue Evangelium der Saint-Simonisten, dessen Verkündigung vorzüglich „der Globe" sich angelegen seyn ließ, scheint in Frankreich wenig Anklang unter dem größern Publikum gefunden zu haben. Der Globe predigte tauben Ohren, und sah sich endlich so verlassen von Lesern, daß er bereits seine bevorstehende Auflösung ankündigte. Allein der Eifer der neuen Apostel wurde hiedurch nur um so mehr angeregt, und gegenwärtig wird der Globe nicht nur fortgesetzt, sondern die ganze Auflage davon umsonst vertheilt. Die „heilige Familie" ist auch entschlossen, ihre Missionen nach Deutschland und England auszudehnen, in der Hoffnung, in diesen alten Stammländern der Schwärmerei und religiösen Faselei eine reichere Ernte zu machen. Zu Paris wird in der Saint-Simonistischen Lehre täglich Unterricht in französischer Sprache und wöchentlich einmal in italienischer ertheilt. In den Provinzen Frankreichs selbst arbeitet eine Menge Missionen im Weinberge des Herrn Saint-Simon.

Nachlese aus dem Figaro.

Um zu weinen, reibt sich Herr von Martignac die Augen mit Lilienzwiebeln. — Die Pairie wird keinen Fehler mehr haben, wenn man sie von ihrem Erbübel heilen kann. — Das südliche und westliche Frankreich sind karlistisch, das nördliche und östliche patriotisch, die Regierung sitzt gerade mitten dazwischen. — Auf den Fahnen der Kosaken liest man: „Legitimität! Europäische Ordnung." — Eine telegraphische Depesche berichtet, daß gegenwärtig in Lissabon Ordnung herrscht: es sind nämlich nur hundert Patrioten gehenkt worden. — In Sibirien wird ein Hospital für europäische Hitzköpfe gebaut. — Man liest über dem Eingange der Londoner Konferenz die Aufschrift: „Hier gibt man Könige und Feste." — Die Londoner Konferenz arbeitet jetzt an der Herausgabe eines Kochbuches. — Die Herzogin von Angoulême stickt gegenwärtig Halstücher zu Kosaken-Fahnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lantenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 286. 13 Oktober 1831.

Europas Verpflichtungen gegen Polen.

Der längst gefürchtete Streich ist gefallen von dem Schwerte der Uebermacht, das die bekümmerten Völker seit zehn Monaten ob dem Haupte der edelsten und tapfersten Nation blitzen sahen. Vergebens umfaßte Polen den Altar der Freiheit und rief Gott und die Menschen zu Zeugen seiner gerechten Sache an. Es wurde an den Stufen des Altares erschlagen. Vergebens blickten die Völker Europa's auf Frankreich und England; sie hatten nichts als hohle Phrasen und feige Vorwände. Vergebens lebte in den deutschen Völkern das alte Vertrauen zu jenen christlich ritterlichen Königen wieder auf, die in den Tagen ihrer und Deutschlands Erniedrigung erfuhren, was es heißt, unter dem eisernen Drucke des Despotismus leben, und die auf den Schlachtfeldern vor dem Gott der Freiheit, und in den Kabineten vor den Völkern auf den Knieen lagen: man antwortete, indem man mit zurückschreckender Kälte auf gewisse Verträge mit Rußland sich berief. So blieb den heldenmüthigen Söhnen Polens nichts übrig, als die ewige Gerechtigkeit anzurufen über den neuen Verrath, den Europa gegen ihr unglückliches Vaterland beging, und im Kampfgewühl von Rußlands Riesenfaust zu Boden geworfen mit sterbendem Munde zu seufzen: „Finis Poloniae!"

Vergebens fragte man nach den vorgeschützten Verträgen, auf die sich namentlich die preußischen Blätter in ihrem servilen Hochmuth beriefen, so oft bei einer neuen Verletzung der Neutralität ein Schrei des Unwillens dem gepreßten Herzen der Völker entfuhr. Die Königsberger Bevölkerung selbst erhob ihre Stimme gegen die gewissenhafte Beobachtung dieser Verträge, die ihnen das Verderben der Pest in's Haus brachte. Man erwiederte ihr, es sey höchst vorlaut, besser wissen zu wollen, was den Unterthanen fromme, als die Regierung, die von höheren Gesichtspunkten aus allein entscheiden könne, was ihnen heilsam sey oder nicht. In allen englischen und französischen Zeitungen wurde bitter geklagt, von preußischem Gebiete aus werde das Heer der Russen nicht allein mit Lebensmitteln, sondern auch mit Kriegsbedarf und Schiffen und Ingenieurs unterstützt, der Graf von Erivan habe nimmermehr die abenteuerliche Verwegenheit begehen können, seine Operationsbasis völlig aufzugeben, die Weichsel zu überschreiten und sich mitten unter eine feindliche Bevölkerung und in sein gewisses Verderben zu stürzen, wäre er nicht sicher gewesen, an Preußen eine neue Operationsbasis zu finden. Statt aller Antwort berief man sich immer wieder auf die höheren Verhältnisse, auf gewisse Verträge, die von den „seichten und oberflächlichen Beurtheilern" nicht in Anschlag gebracht würden. Aber kein Wort verlautete von Traktaten, die laut und von aller Welt anerkannt, alle spätere Verträge, sie mochten nun viel oder wenig das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen haben, ungültig machten — Traktate, die von Europa als eine heilige Verpflichtung übernommen worden waren. Es sind die Traktate des Wiener Kongresses, durch die sich die europäischen Mächte für Polens Selbstständigkeit verbürgten. *) Durch sie wurde Polen eine Verfassung zugesichert, durch welche es mit Rußland verbunden seyn sollte. (y sera liée irrevocablement par sa Constitution). Das Verhältniß des Königreichs Polen zu Rußland sollte sonach nicht auf dem Eroberungsrechte, nicht auf dem Rechte des Stärkern beruhen, sondern sollte auf eine Verfassung als alleiniges Verbindungsmittel beider Staaten gegründet seyn. Es folgt hieraus, daß diese Verbindung nur so lange bestehen konnte, als die zu Grund gelegte Konstitution beobachtet wurde. Wie grausam und gewaltthätig aber dieser Bundesbrief von der eisernen Hand des Despotismus zerrissen wurde, ist bekannt, und aus tausend unläugbaren Thatsachen erwiesen. Der polnische Aufstand war demnach nichts als eine feierliche Verwahrung gegen die Verletzung des von Europa gewährleisteten Vertrages, und die Verpflichtung der Mächte war es, wenn sie eine Einmischung sich erlauben wollten, nur auf diese und keine andern Traktate hin, schiedsrichterlich dazwischen zu treten.

Zur ewigen Schande Europa's geschah jede andere Einmischung, nur nicht die von Traktaten und Gewissen vorgezeichnete. Es ließ geschehen, nicht nur, daß der von ihm garantirte Vertrag gebrochen wurde, sondern auch, daß der verletzende Theil mit den Waffen in der Hand den verletzten zwingen konnte, die Verletzung als recht und billig anzuerkennen.

Es fragt sich nun, was wird Europa jetzt thun, nachdem Polen seinem „rechtmäßigen Herrn wieder unterworfen ist," wie die preußische Staatszeitung ihren Siegsbericht von Warschau's Fall

*) Wie einer der größten Redner und Staatsmänner unsrer Zeit, Lord Brougham über den Völkerhandel auf dem Wiener Kongreß sich vernehmen läßt, soll in den nächsten Blättern des Auslandes aus Broughams Werk über die Theilung Polens mitgetheilt werden.

Digitized by Google

begann, nachdem „die Ordnung wieder hergestellt ist," wie auf Frankreichs Tribune ein Minister mit eiserner Stirne den Völkern höhnend in's Gesicht rief. Wird es Polen von dem nordischen Koloß verschlingen lassen und sich seiner auf dem Wiener Kongresse eingegangenen Verbindlichkeiten überhoben halten? Wird es sich des kostbarsten Bollwerkes seiner Freiheit berauben lassen, und die unnatürliche Vereinigung zweier Staaten zugeben, zwischen denen außer der Scheidewand von Charakter und Civilisation ein gähnender Abgrund voll blutiger Leichen und entsetzlicher Erinnerungen liegt, die jeden Gedanken einer dauerhaften Verbindung unmöglich machen? Denn kann es wohl je hoffen, daß Polen nicht wieder gegen seinen Unterdrücker die Waffen ergreifen, und von Neuem und vielleicht unter noch gefährlicheren Constellationen den Frieden stören wird, so lange noch dort ein Herz schlägt, das von Erinnerungen an die glorreichen Tage von Grochow, von Ostrolenka und an die blutige Katastrophe Warschau's bewegt wird, so lange noch eine polnische Generation besteht, die sich erinnert, daß ihre Väter und Brüder unter russischem Schwerte gefallen, und durch den Einbruch nordischer Barbaren ihr vaterländischer Boden verwüstet wurde? Wird Europa, oder werden vielmehr seine Fürsten (denn Europa's Völker haben sich längst und unumwunden entschieden) nicht jetzt nur um so lauter ihre Stimme erheben, Polens Selbstständigkeit zu verlangen, Polens Selbstständigkeit auf festere Grundlagen gebaut, als auf das Trugbild einer Konstitution?

Leichter sind alle diese Fragen zu beantworten, als zu stellen. Europa's Fürsten werden nichts thun und können nichts thun. Denn wenn der russische Kaiser, als noch die Loose des Geschickes schwankten, die schüchterne Stimme der englischen und französischen Diplomaten stolz zurückwies, wird er jetzt, wo die Blüthe des Volkes unter Schwert und Pest gefallen, oder in Sibirien, Preußen und Oesterreich gefangen ist, nachgiebiger geworden seyn? Aber er wird seiner eigenen milden Gesinnung Gehör geben; der bescheidene Sieger von Adrianopel wird das reuig zurückkehrende Volk mit väterlichem Erbarmen anblicken! Was wird hiezu der russische Adel sagen, der seine Dörfer entvölkern mußte, um mit den Leichen seiner Sklaven Brücken über die Narew, die Weichsel und die Stadtgräben Warschau's zu bilden? Rußland hat an Polen den Herzstoß seines europäischen Uebergewichtes, seiner Ehre und seiner drohenden Pläne gegen die Freiheit des südlichen Europa's zu rächen. Seltsame Milde, die die Blüthe einer Nation mit dem Schwerte abmäht, und das Land durch Feuer und Pest verwüsten läßt, um es dann zu Gnaden aufzunehmen!

Alarich konnte doch noch den bestürzten Römern auf ihre Frage: Was willst Du uns lassen, wenn Du Freiheit und Alles nimmst? die höhnische Antwort geben: „das Leben." Kaiser Nikolaus wird kaum so viel anbieten können. Der Gnadenmantel des Despotismus gleicht jenem der Banditen, aus dem falsche Hände zum Segen sich hervorstrecken, während die wahren unten den Dolch in Bereitschaft haben. Wird die russische Großmuth eine Konstitution herschenken? In unserm eigennützigen Zeitalter ist nichts so verdächtig als Geschenke; besonders wenn der Starke sie dem Schwachen gibt. Die polnische Nationalität wird geachtet werden, sagt man. Ach, was ist eine Nationalität ohne Nation!

Von Neuem beginnen wird also das heillose Spiel zwischen Gewalt und Trug auf der einen Seite, und von Verzweiflung und Verschwörung auf der andern, bis ein äußerer Anstoß abermals die verborgene Gluth zu hellen Flammen aufstört. Zu wünschen aber wäre es — wenn anders dieser Wunsch nicht zu gottlos wäre — zu wünschen wäre es im Interesse der Freiheit und Civilisation, daß Rußland seine drohenden Ukasen, die es vor der Zeit der Milde erließ, wahr machte, daß es Polen sich einverleibte. Es würde sich hiedurch der nordische Koloß einen Gährungsstoff einimpfen, der über kurz oder lang seine eigenen Eingeweide ergreifen und eine vulkanische Explosion herbeiführen würde, die gewiß stark genug wäre, den Despotismus des Nordens in die Luft zu sprengen. Vergebens würde er seine herkulische Kraft aufbieten, den Brand zu ersticken, der von Polen aus, sein Mark ergreifen würde; vergebens würde seine eiserne Hand sich ausstrecken nach der unsichtbaren Gewalt der Ideen, die von Polen aus in die russischen Köpfe übergehen würden.

In diesem Betracht kann Polens innige Vereinigung mit Rußland nicht genug gewünscht werden. Wenn je Rußland von der Bewegung des Jahrhunderts ergriffen wird — und ein ungeheuer Schatz noch unangerührter Kraft liegt in diesem Riesenleibe dazu vorräthig — wenn das Getriebe seines Staates nicht mehr, wie der Spielreifen des Knaben vom Stocke fortgeschlagen, sondern von eigener geistiger Triebkraft erfaßt wird; dann wird Polen als ein mächtiges Gewicht zur Beschleunigung des Umschwunges mitwirken.

Polen ist die Schweiz des Nordens; auch Polen hat seine Winkelriede, und so wenig die Beispiele des Tyrannenhasses, der Freiheitsliebe, des Heldenmuthes der Eidgenossen ohne nachwirkende Kraft durch viele Jahrhunderte für Frankreich und Deutschland geblieben sind; eben so wenig wird Polens erhabenes Vorbild in der Geschichte des Nordens verloren gehen. Die Patrioten sterben nicht; die Helden der Thermopylen leben noch bis auf diese Stunde, durch alle Zeiten wirken und entflammen ihre Gedanken, ihre Thaten; ihre Gräber öffnen sich, so oft die Posaune des ewigen Weltgerichtes, so oft die Posaune der Geschichte ertönt. Der Despotismus wälzt den Grabstein über ein erschlagenes Volk und legt seine Siegel und Wächter davor; aber wir vertrauen der großen Verheißung der Auferstehung. Denn nicht von heute auf morgen leben wie, den Diplomaten unsrer Tage gleich, die wie Wilde und liederliche Verschwender nur von der Gegenwart zehren, die die Vergangenheit verläugnen und an keine Zukunft glauben, und ihr erbärmliches Gebäude auf die Welle des Augenblickes bauen, die unter ihren Händen verrinnt.

Doch wenn uns alle Hoffnungen täuschten, wenn die ruchlosen Worte eines französischen Diplomaten: „Polen ist dem Untergang geweiht" in Erfüllung gehen sollten — wenn es möglich und erlaubt wäre, ein Volk zu vernichten — wenn das neunzehnte Jahrhundert es erleben könnte, daß ein Volk, das bestimmt war gegen die asiatische und nordische Barbarei Europa's Vorhut zu seyn, weggeknutet würde aus dem europäischen Staatenverbande — wenn dann in schlimmen Tagen von Norden her über das entartete Europa eine zweite Völkerwanderung sich ergießen sollte — wenn dann die Fürsten auf ihren Thronen wankend zu ihren Völkern riefen wie zur Zeit, als der Westen den alten Norden nachahmen wollte — dann

Digitized by Google

möge der Himmel es verhüten, daß der fatalistische Ausruf „dos-einée à périr“ nicht in die Moral der Völker übergegangen ist.

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

Der Jude.

Polen ist von zwei Landplagen heimgesucht, die zwar auch anderswo am besten Mark des Volkes zehren, aber doch nicht in dem Maaße sich verderblich erweisen, wie dort: Juden und Branntwein. Jedes von beiden allein wäre schon im Stande, in der Moral und dem Vermögen einer Nation unersetzlichen Schaden anzurichten, wenn sie bei ihr nur halb so tief Wurzel geschlagen hätten, als sie Polen wie aussaugende Schlingpflanzen überwuchert haben. Gilblas, der im aufsteigenden Knoten seiner Lebensbahn begriffen, aus den Diensten eines russischen Offiziers Milodovin in die des Juden Moses gekommen war, entwirft von diesen beiden Landplagen ein eben so lebendiges als trauriges Bild.

„Moses galt für den reichsten Mann in der Stadt. Seine Frau, Rifka, eine Person von kleiner untersetzter Statur und mit Perlen und Tressen ganz bedeckt, verkaufte in einem kleinen Laden seidene Stoffe, Zucker, Kaffee und getrocknete Früchte im Einzelnen. Moses handelte außerdem mit fremden Weinen, holländischen Härlingen, Käse, Spezereien und überhaupt mit Allem, was zur Gastronomie gehörte. Da es jedoch einem polnischen Juden unmöglich ist, sich des Branntweinverkaufs zu enthalten, so hatte er noch überdem eine beständige Schenkstube für Bauern und gemeine Leute in seinem Hause eingerichtet.

„Wo gäb' es auch für einen schlauen Juden bessere Erwerbsquellen, als den Branntweinverkauf in den polnischen Provinzen! Er verschafft ihm Holz, Heu, Getreide, Gemüse, Butter, Eier und alle Bedürfnisse der Art, für den zehnten Theil ihres Werthes. Sein Hausbestand kostet ihm also schon so viel weniger. Rechnen wir noch dazu, daß der Branntwein geschwätzig macht, daß der Schenkwirth durch ihn die Bauern und Bedienten aushorcht, und die Bedürfnisse, oft auch Geheimnisse, die Vermögensumstände, Einkünfte und überhaupt Alles im Bezug ihrer verschiedenen Herrschaften erfährt, was für seinen Spekulationsgeist von Nutzen seyn kann, so wissen wir zugleich, woher es mit kommt, daß die Juden das ganze Einkommen der Grundbesitzer an sich zu reißen wissen, und daß fast alle Geschäfte, besonders wo es sich um Gold und Bankassignationen handelt, unter dem Einflusse der Hebräer stehen. Die Gutsbesitzer, Vornehmen und Reichen dieses Landes genießen nur den Anblick und den Klang ihres Geldes; der wirkliche Besitz desselben ist den Kindern Israels vorbehalten.

„Im Schubfache von Moses Tische befanden sich drei große Register; das erste enthielt die Schulden des schönen Geschlechts; das zweite die Schulden der Edelleute und überhaupt Aller, die sich Pan *) titulirten ließen. In ihm war besonders von Wein und Tafellieferungen die Rede. Das dritte Register endlich enthielt die Schulden unglücklicher Bauern, welche, wenn sie in die Stadt kamen, um die sauer gewonnenen Ernten eines ganzen Jahres zu verkaufen, nichts davon übrig behalten, als den Betrag der Abgabe an die Gutsherrschaft, und den Ueberrest in der Schenke durchbringen, wo sie noch gewöhnlich Schulden dazu machen. Um eine Probe von der Art und Weise zu geben, in welcher die Juden mit den Bauern umspringen, will ich hier erzählen, wie Moses einst die Rechnung eines reichen Mugiks abschloß. Ich war Augenzeuge dieser kleinen Scene.

„Der erwähnte Mugik traf am Abend vor einem Markttage in der Stadt ein, und brachte zwei Wagen, den einen mit Roggen, den andern mit Weizen beladen, und zwei Kühe mit, welche er andern Tages verkaufen wollte. Für die Nacht kehrte er bei Moses ein. Als der schlaue Wirth sah, daß dieser Bauer sich anschickte, mit drei noch im Hofraume beschäftigten Begleitern, ein reichliches Abendessen einzunehmen, kredenzte er ihm ein Glas Branntwein. Dieser war von der stärksten und besten Sorte genommen, die er besaß, und sagte dem Gaumen des Bauern ausnehmend zu. Der Jude schien durch seinen Beifall geschmeichelt, und bot ihm ein zweites Glas davon, ebenfalls umsonst. Kaum hatte der Bauer auch dieses geleert, so ließ er sich ein ganzes Quart von derselben Sorte bringen; doch dießmal für sein Geld. Dahin hatte der Jude ihn bringen wollen; er kannte den Charakter seines Gastes, der gern gut und verschwenderisch lebte.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Jeder freie Pole läßt sich Pan nennen, was so viel wie Herr heißt, wenn er auch Nichts besitzt. Es ist das spanische Hidalgo.

Französische Gerichtsverhandlungen.

Die Metamorphosen des Tages.

Unter den Prozessen, die neulich von dem Assisenhofe der Seine entschieden wurden, machte der des Eugen Desmares großes Aufsehen, der unter dem Titel: „die Metamorphosen des Tages oder Lafontaine im Jahre 1851,“ in wöchentlichen Lieferungen herausgab, worin er sich der Menagerie des genannten Fabeldichters bediente, um unter mehr oder minder burlesken Gestalten die Begebenheiten und Personen des Tages in ihrer Blöße zu zeigen. Eine der letzten Lieferungen wurde mit Beschlag belegt und Herausgeber und Drucker unter der Anklage einer Beleidigung gegen die Person des Königs vor den Assisenhof gestellt.

Die Anklage stützte sich insbesondere auf zwei Fabeln, deren eine die Ueberschrift trug: „Le Duc devenu Roi,“ die andere: „Les Français qui demandent la République.“ Der Generaladvokat, indem er an die zahlreichen Angriffe erinnerte, die seit einiger Zeit von der Presse auf die Person des Königs gemacht wurden, glaubt dieselben als einen unter den Feinden der Regierung verabredeten strafbaren Plan betrachten zu müssen, und hätte daraus gar zu gern ein Schriftstellerkomplöttchen gemacht. Es ist ein eigenthümlicher Irrthum, in welchem die vorige französische Regierung schwebte, und in den die jetzige immer tiefer hineingeräth, daß der Grund von allen Angriffen auf sie außer ihr nicht in ihr selbst gesucht werden müsse. Eine heillose Verblendung, die Karl X eine Krone kostete und Ludwig Philipp keine zweite eintragen wird. Die erste Fabel: „Le Duc devenu Roi“ (nach: „Le loup devenu berger“) erzählte: Ein Herzog von königlichem Geblüte, der keinen Theil genommen an den Verbrechen seines Vaters, habe eingesehen, daß er sich des Fuchsbalges bedienen müsse, um eine neue Rolle zu spielen. Demnach habe er sich als König verkleidet,

„Et tenant à la main une nouvelle charte,
Le duc *usurpateur* s'avançait humblement.“

und diese habe er beschworen, weil er es für nöthig geachtet es zu thun, wollte er nicht ebenfalls das Schicksal des alten Königs theilen. So lautet der Schluß der Fabel:

Digitized by Google

„Car si du vieux monarque il contrefait la voix,
Si son ton roturier voulait dicter des lois,
Nous faisant grâce du mystère;
Alors le peuple de Juillet
Se réveillerait et tout net.
Un pauvre roi, dans cette esclandre,
Comme un loup pris dans un filet,
Ne peut ni fuir ni se défendre,
Toujours de ses sujets un tyran se fait pendre.“

Die zweite Fabel hatte die Aufschrift: „Les Français qui demandent la république (nach: „Le grenouilles qui demandent un roi“). „Die Franzosen,“ heißt es darin, „endlich einer despotischen Herrschaft müde, machten sich in drei Tagen mit Flintenschüssen einen demokratischen König“ —

„Mais ce roi, par malheur, était trop pacifique,
Et parut si *couard* (cela dit à passant!)“ etc.

— also: dieser König aber sey so friedfertig und feig gewesen, daß die kriegerische Nation sich laut über seine Unthätigkeit beklagte und auf alle Weise seinen Muth aufzumuntern strebte. Man zeigte ihm Polens Unglück, den Haß und die Wuth der Karlisten (verdets), der Chouans; die glänzende Laufbahn, die sich seiner Thatkraft öffne — Alles vergebens:

„Rien n'y fit: le roi débonnaire
Resta paissible spectateur;
Et vouant à jamais son peuple au déshonneur,
Il décide de sa prudence
Qu'il valait beaucoup mieux faire son tour de France;
Puis il devint roi voyageur.“

Das Volk, hierüber aufgebracht, schrie und lärmte, machte Meutereien, und verlangte, der monarchischen Regierung überdrüssig, eine Republik. Da erschien Dupin und sagte: „Was wollt Ihr, meine lieben Freunde, welches wahnsinnige Verlangen! Ihr mußtet Eure vorige Regierung behalten, da Ihr es aber nicht thatet, so müßt Ihr Euch mit einem guten und sanften Könige begnügen. Deßhalb,“ setzt er hinzu:

„De Philippe contentez-vous
De peur d'avoir le Fils de l'Homme.“

Der Generaladvokat hob von diesen Fabeln besonders die gegen Ludwig Philipp gebrauchten Ausdrücke: usurpateur und couard, und die Stelle: „Et vouant à jamais“ etc., als Beleidigungen gegen die Person des Königs hervor. Eugen Desmares vertheidigte sich selbst und sagte: „Meine Herren, ich werde nicht viele Worte zum Eingange machen, wie mancher Redner, der unter Worten die Wahrheit verstecken will, die gegen ihn zeugt. Nein, meine Herren, die ganz nackte Wahrheit —

Die strahlend, nicht vom Flitterstaat verbrämt,
Sie ward in den drei Tagen unverschämt;
Allegorie wär' eitle Frage hier:
Am Antlitz des Jahrhunderts breche das Visir.

„Dieß sagte ich mir so oft ich in der Charte Ludwig Philipps las: „Die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen.“ Dieß sagte ich mir, so oft ich jeden Tag in den Journalen die Meinungen mit einer Stärke, mit einer Heftigkeit des Ausdruckes ausgesprochen sah, die Sie selbst, meine Herren, nicht strafbar fanden. Wie groß mußte daher mein Erstaunen seyn, als ich mich aufgefordert sah, meine Gedanken zu erklären und Rechenschaft zu geben über einige im Scherz hingeworfene Worte. — Ja, ich habe Ludwig Philipp einen Usurpator genannt. Was ist aber ein Usurpator? Ein Usurpator ist derjenige, der mit Gewalt oder List sich eines Gutes, einer Würde, eines Thrones bemächtigt; der einen Thron besteigt, wenn der erbliche Zweig noch nicht erloschen ist. (Es ist das Wörterbuch der Akademie, das hier für mich redet.) Im vorliegenden Falle war es nicht List; es war Gewalt, die Gewalt des Volkes, die Ludwig Philipp den Thron besteigen ließ. „Das Volk hatte das Recht dazu,“ sagt man. Ich gebe es zu. Aber wie wir in der Geschichte einen Karl den Einfältigen finden, einen Pipin den Kurzen, einen Napoleon den Großen und Karl den Kühnen, so werden wir Philipp den Usurpator nennen. Jedem seinen Ruhm! Ein Thron war da, die Bourbonen saßen darauf; sie wurden fortgejagt; ein Thron wurde usurpirt. Vivat Napoleon der Usurpator! Ludwig Philipp ist eben so viel als er!“ Der Präsident des Gerichtshofes erinnert hier den Angeklagten, er möge zu seinem eigenen Besten sich auf die Vertheidigung beschränken.

Eugen Desmares fährt fort; er äußert sein Erstaunen, daß ihm der Vers:

„Et vouant à jamais son peuple au déshonneur,“

zum Verbrechen angerechnet werden wolle.

„Dieß ist ein Text,“ sagt er, zu dem heutzutage allerorten die Erklärungen wachsen. Ich brauche nicht an die Straßenecken zu gehen, wo der Aufruhr heult, um mir eine rechtfertigende Antwort zu holen; ich finde sie in der traurigen Haltung dieser tapfern Nationalgarde, die mit dem Flor am Arme, den Tod im Herzen an dem Rachegeschrei des Volkes vorüberzieht. Ja, Rache! nicht für uns, sondern für unsre Brüder; Rache! Polen verlangt sie, und vielleicht ist der Augenblick nicht fern, wo dieser Ruf das Feldgeschrei der Nation wird: Rache! Hier sind wir, werden die Barbaren sagen, und der russische Adler wird unsre Gränzen bedrohen. Dann, meine Herren, werden sich die Franzosen von einem Schandflecken rein waschen, ob dem sie jetzt vor Europa erröthen müssen.

„Für den Mann, der kaltblütig die Wechselfälle des Krieges abwägen kann; für den Mann, dem die Hieroglyphen des Telegraphen und die mystische Sprache der Diplomatie aufgeschlossen sind, mag, ich gebe es gerne zu, eine bewaffnete Intervention eine unnütze Bemühung für unsre nordischen Brüder seyn; in seinen Augen mag eine feindliche Demonstration als Donquichotterie gelten; aber für den Dichter, für den Menschen von Herz und Seele, der die Feder unter seinen Fingern sich empören fühlt; für den jungen Mann, der den Ruhm ohne Egoismus träumt, denn die Jugend allein hat das wahre Herz und das Wort allzeit fertig wie den Gedanken; für mich, meine Herren, wird es nie etwas Anderes seyn als eine Feigheit, eine Schande, eine Entehrung!

„Ich sage es, weil ich es gedacht habe und ganz Frankreich es mit mir denkt. So oft die Regierung es für nöthig hielt, unsern Enthusiasmus zu erwecken, beeilte sie sich, uns zu sagen: Sieg und Polen, und hunderttausend Stimmen haben diese Worte wiederholt; aber an dem Tage, wo man sagte: Tod und Polen! antwortete Frankreich: Rache!

„Gott beschütze Frankreich!

„Nein, meine Herren, Sie werden den Dichter mit seinen lächelnden und edelmüthigen Gedanken nicht mit dem böswilligen Pamphletaire verwechseln.“

Nach einer viertelstündigen Berathung sprachen die Geschwornen das Schuldig aus. Eugen Desmares wird demnach zu sechs Monaten Gefängniß und fünfhundert Franken (das Minimum der Strafe) verurtheilt.

Davy's Gedächtnißfeier zu Genf.

Bekanntlich starb der berühmte Sir Humphry Davy zu Genf, und wurde daselbst unter dem Geleite der ganzen dortigen Universität in der Hauptkirche völlig kostenfrei zur Erde bestattet. Sir Humphry's Gemahlin übersendete unlängst aus Dankbarkeit für diese ihrem Manne erwiesene Ehre an die Universität hundert Pfund Sterling, die aber nur unter der Bedingung angenommen wurden, daß sie verwendet werden dürfen, um davon zum Andenken des genialen Naturforschers einen jährlichen Preis für Chemiker auszusetzen, der in einer silbernen Medaille bestehen soll. Dieß wurde gestattet, und die erste Medaille wurde bereits geprägt und zeigt auf der einen Seite die Emblème von den hauptsächlichsten Erfindungen Davy's, wie die Zusammensetzung der Katien durch die Volta'sche Säule; die Sicherheitslampe, die herkulanischen Manuscripte und verschiedene Attribute der Chemie; die andere Seite enthält einen Kranz von der nach ihm benannten Pflanze „Davya“ mit der Inschrift: „Offerte par l'Académie de Genève à Lady Davy.“ In den künftigen Jahren wird diese Inschrift den Namen des Preisträgers enthalten. — „Dieß bildet einen schönen Gegensatz,“ bemerken hiebei die „Times“, zu dem Benehmen des Kapitels von einer sehr reichen Kathedrale (Westminster), welches Anfangs den Wunsch ausdrückte, irgend ein Andenken von dem berühmten Briten zu besitzen, nachher aber für eine kleine Marmortafel, die man errichten wollte, eine so unmäßige Geldsumme verlangte, daß davon das bescheidene Vermögen eines jeden Philosophen der alten oder neuen Zeit erschöpft worden seyn würde.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 287. 14 Oktober 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmazien.

2. Die Louisenstraße.

An einem der ersten Herbsttage, die durch die Frische des Morgens, die gemäßigte Hitze des Tages, und wie ich glaube am meisten dadurch, daß wir von ihnen an den anrückenden Winter erinnert und ermahnt werden: Nütze noch die schöne Zeit! einen eigenthümlichen Reiz für Fußreisen haben, setzten wir unsern Marsch nach Karlstadt fort, vom freundlichen Fiume Abschied nehmend. Nochmals gingen wir unter dem Landdach der den Hafen beschattenden Platanen, eine hölzerne Brücke führt an das jenseitige Ufer der reißenden Fiumara, an den Fuß des steilen Felsens, auf dessen Höhe das alte Fort Tersat, weit hinaus sichtbar, sich theilweise dem Ruine nähert. Wilde Feigen, Granaten und edler Saibei bekleiden die Felsenwände, an denen sich in schwindelnder Höhe der treffliche Weg hinaufschlängelt. Tief im Thale sahen wir noch die Fiumara schäumen, nochmal kommt hinter den Felsenvorsprüngen Fiume hervor und die mit Südfrüchten prangenden Gärten. — Es sind die letzten, schwer trennt sich der Wandrer vom schönen Anblick! Immer steiler hinaufsteigend, verschwindet die Fiumara den Blicken, unter wilden Felsmassen tobt sie tief unter uns; hier ward die Straße durch Felsen gesprengt, links steht noch ein mächtiger Pfeiler, und die Pforte selbst heißt nach dem Lande, in das sie führt: „die Porta hungarica."

In Kurzem waren wir über 1000 Fuß höher als die Meeresfläche, und nirgends möchte ein schnellerer Witterungs- und Vegetationswechsel stattfinden als gerade hier. — Während Fiume durch die hohen Felsen in seinem Rücken gegen Nordwinde geschützt wird, und von jenem die Sonnenstrahlen zurückgeworfen erhält; während im Thal die Früchte des Südens erzeugt werden, weht auf dieser Höhe kaum eine Stunde von der Stadt ein kalter Nord, statt der Feige und des Sumachs kriecht Wachholder über die Felsen, und die Platane muß mächtigen Fichtenwäldern weichen.

Es sind nach langer Zeit die ersten Fichtenwälder, und ihr tiefes Rauschen begrüßt heimisch den deutschen Wanderer. Statt kahler Felsen, wie sie Triest und Istrien darbieten, trifft man plötzlich frischen grünenden Waldboden, hohes Farrenkrautgestrüppe, und wähnt sich in eine deutsche Alpengegend versetzt, wenn nicht zuweilen hinter den Felsen die See sichtbar würde. Im Gestrüppe weiden Ziegenheerden, deren Hüter auf doppelröhrigen Pfeifen ihr weinerlich klagendes Liedchen tönen lassen. Lange Züge von Saumpferden, mit Getreide beladene Wägen und Frachten mit Schiffbau-Materialien und Holz beleben die wilde Gegend.

Wir hatten nun die Höhe des ersten Gebirgszuges, des Wellebich's, der sich von hier steil an dem Ufer Dalmatiens bis Zara hinab, und dann landeinwärts zieht, erstiegen; es ging nun abwärts in eine weite Ebene, deren düsteres Aussehen in dieser ohnedem unfreundlichen Gegend etwas eigenthümlich Unheimliches hatte. Todtes Gestein, jedem Tritte weichend, bedeckt die weite Fläche, kein Grashalm, kein Büschchen wächst auf ihr, und ehedem mag sich hier ein See, der sich ins Meer durchbrach, befunden haben. Keine Wohnungen sind ärmlicher als die wenigen hier befindlichen, und man zweifelt anfangs sie für einen Aufenthaltsort von Menschen zu halten. Rohe unbehauene Pfähle, bei manchen sogleich vom Boden aus zum Giebel zusammengeneigt, bilden die Außenseite, an der man kein Fenstee, keinen Rauchfang, selten eine Thüre wahrnimmt. Vorn ist ein Loch, das diese drei fehlenden Bequemlichkeiten zugleich ersetzt, und aus dem beständig der Rauch in vollen Wolken herauswirbelt. Vom First des niedern Daches herab, hängt nahe am Eingange an einer Kette ein großer Kessel über dem flackernden Feuer, das selten ausgeht und das Innere des Hauses theilweise erleuchtet. Ein einziges Gemach nur ist der Inhalt dieser armseligen Wohnungen; Menschen und im Hintergrunde das Vieh wohnen hier zusammen, und besser eingerichtete Wohnungen sind selten zu treffen.

Dennoch sehen die hiesigen Kroaten ziemlich kräftig aus; ihre Kleidung ist höchst einfach und jeder verfertigt sie sich selbst. Im Sommer besteht sie nur in einem weiten Hemd, weiten leinenen Hosen und Opanken, einer Art Sandalen. Ein flacher breitrandiger Hut und ein gewirktes Täschchen an der einen Seite, in welchem er seine Habseligkeiten auf der Reise bewahrt, und ein kleines ganz flaches Oehlfläschchen, das mit Riemen befestigt an der andern Seite hängt, fehlt nie. Letzteres dient, um den Knoblauch, den der Kroate wie alle andern Slaven, beständig und ganz roh laut, mild zu machen. Die weiten weißen Hosen, und das weite weiße faltige Hemd, erinnern an das Kostüme des Pierrot, wer dieses aus der Pantomime kennt, kann sich die kroatische Bauerntracht deutlich vorstellen. Im Winter kommt einzig nur eine Jacke hinzu.

Das weibliche Geschlecht, das sich bei vielen slavischen Stämmen

Digitized by Google

durch sanfte regelmäßige Gesichtszüge auszeichnet, ist in Kroatien weder durch Gesichtsbildung noch durch Kleidung anziehend. Nirgends sah ich gemeinere derbere Züge, nirgends mehr Schmutz als bei den Kroatinnen. Ein Hemd, und ein langer vorn stets offener Oberrock, der im Sommer von Leinwand, im Winter von Schafspelz ist und keine Aermel hat, macht gewöhnlich die ganze Kleidung aus. Ihren Säugling trägt die Mutter zuweilen in der Wiege auf dem Kopf, oder reicht ihm über die Achsel die Brust.

Die Dörfer hören hier eigentlich auf, da nur in großen Entfernungen die vereinzelten Hütten stehen, und nur um die Kirche mehrere vereinigt sind. Der Reisende findet in den Wirthshäusern an der trefflichen Louisenstraße oft kein Brod zum sauern Landwein.

Feuchte Nebelwolken wurden vom Winde über das Gebirge gejagt, und versperrten uns jede umfassende Aussicht über die Höhen von Mersiavodiza, auf denen wir uns gegen Abend befanden. Um uns standen hohe Fichten, aber nicht im frischen Grün, sondern als schwarzgebrannte Strünke. Ganze Wälder, zur Gewinnung des Schifftheers benützt, bieten diesen traurigen Anblick dar. Die Glocken der Saumthiere waren mit Moos verstopft, um durch das Geläute nicht nahe Gränzräuber anzulocken, das Dunkel der Nacht näherte sich, und wir waren erfreut auf der Höhe des Gebirgs das Oertchen Mersiavodiza zu erreichen.

Hier befindet sich eine Glashütte und eine Faktorei der Feuerschwammfabrik des Herrn von Kanz in Laibach. Dieses Handlungshaus versorgt fast ganz Europa mit Schwamm, und hat für die Sammlung desselben in Crain, Kroatien, der Moldau und Wallachei und selbst in der Türkei Monopolien, und an einzelnen Orten Faktoreien. Die rohen, trockenen Stücke werden in die Fabrik gesendet, wo sie ihre weitere Verarbeitung erhalten, und mehrere hundert Arbeiter beschäftigen. Birn- und Buchenbäume liefern den gewöhnlichen Feuerschwamm; Eichen sind in den ungeheuern Waldungen, die Crain, Kroatien und Bosnien bedecken, sehr selten.

Im Wirthshause fanden wir, die wir erst Morgens den italienischen Himmel verließen, ein geheiztes Zimmer, und ein schneidender Wind zerstreute außen die Nebel und ließ auf beständiges Wetter hoffen. Die Wirthsleute baten uns dringend, von hier aus uns nicht mehr den Gefahren einer Fußreise auszusetzen, da die Straße gerade jetzt *) durch türkische Räuberbanden unsicher sey, und wir ließen uns auch überreden mit einem Kroaten bis Karlstadt zu fahren. Am andern Morgen bestiegen wir das leichte Dreigespann, das mit uns die sanft abwärts gehende Straße hinab rasch fortjagte. In dem Wiesenthale, durch welches die Straße führt, und das mit hohen Fichten und Tannen umgeben ist, läuft ein Bach schon dem schwarzen Meere zu; in einem zerstreut liegenden Dorfe Lokve wurden wir durch die ungeheure Menge der uns entgegenkommenden Wägen, die sich gestemmt hatten und futterten, lange aufgehalten. Diese Wägen, die täglich von Karlstadt nach Fiume gehen, bringen aus den Kornkammern Ungarns alles für Istrien und ganz Dalmatien nöthige Getreide in den Hafen von Fiume, von wo aus es zu Schiffe weiter verführt wird. Das Getreide wird großentheils schon als Mehl bereitet in Fässern aus Ungern gesendet, da in Dalmatien und Istrien Flüsse und Mühlen fehlen, und die zahlreichen Züge dieser mit kleinen rothen Ochsen bespannten Wägen (die ohne alles Eisen gebaut sind, und deßhalb ein ohrenzerreißendes Knarzen bei jeder Bewegung der Räder hervorbringen) zeigen, wie wohl berechnet die Louisenstraße erbaut sey.

Noch im Jahre 1807 waren diese Gebirgszüge unwegsam, und die einzige Straße von Ungarn zum Littorale über Verbosko und Fusina für schweres Fuhrwerk ganz unzugänglich, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Gesellschaft, großentheils Wiener Kaufleute, den Plan faßte, die Kulpa schiffbar zu machen, und dadurch den Landweg zu verkürzen, welches Unternehmen über eine halbe Million kostete, und dennoch nicht zu Stande gebracht werden konnte. Man schritt nun zur Anlegung der Landstraße von Karlstadt bis Fiume, der Kaiser ertheilte hiezu 1807 das Privilegium, und schon nach zwei Jahren war diese Straße, die mit denen über den Simplon und die Tauern verglichen werden kann, vollendet. Felsen mußten gesprengt, Schluchten ausgefüllt werden, weite Strecken waren zu untermauern, Steindämme und Brücken zu erbauen. Das Gefälle beträgt für die Klafter höchstens 2 — 3, selten 4 Zoll. Durchaus ist sie mit massiven Parapeten, an gefährlichen Stellen mit Mauern umgeben, und mehrere Tafeln auf geschmackvollen Obelisken zeigen die Höhe über dem Meere an, welche bei Karlstadt 300 F. und bei Ravno Podalje als dem höchsten Punkt 2936 F. beträgt, bis sie auf einige Fuß bei Fiume fällt. Und diese vortreffliche Straße, die 26 Fuß breit und 18 Postmeilen lang ist, kostete dennoch nur 1,600,000 fl.! Die Unternehmer sollen jedoch anfangs ihre Rechnung nicht gefunden, und sogar bedeutend verloren haben, in neuester Zeit mehrt sich jedoch der Ertrag.

Ich mischte mich in Lokve unter die zahlreichen Kroaten, deren schwarze Schnurrbärte, zu ihren sonnegebräunten Gesichtern, und weißen Kleidern nicht übel ließen, und die hier auf offener Straße Schafe schlachteten, zerhieben, und in den Kesseln, die jeder bei sich führt, sotten; alles Dieß war das Werk einer Viertelstunde; Knoblauch und Schnaps fehlte nicht, und füllte weit herum unangenehm die Atmosphäre.

In einer hübschen Ebene liegt das große Dorf Delnitza und bald, nachdem der Weg wieder steil bergan geht, sieht man in einem schwarzen Waldthale zum erstenmal die Kulpa; später erreichten wir Kupiak, einen Punkt des Gränzkordons. Im Wachtzimmer hingen Trompons und lange Weiberflinten, Doggen mit Dornhalsbändern lagen im Vorhofe und Tag und Nacht patrouilliren einzelne Abtheilungen um die Umgegend zu sichern.

Man nimmt auch hier die sonderbaren Erdkessel, die sich um Triest hinabsenken, wahr, nur sind sie hier minder tief, und mit grünem Rasen bekleidet. Die Kultur des Landes liegt aber sehr darnieder, und Kürbisse und Mais nebst Schaffleisch sind fast die einzigen Nahrungsmittel.

Wir kamen durch mehrere der Konfession nach altgriechische (sogenannte wallachische) Dörfer; hier tragen die Männer außer martialischen Schnurrbärten noch lange Zöpfe, und die Weiber und Jungfrauen unterscheiden sich schon äußerlich, je nachdem sie ihre zwei Zöpfe auf dem Rücken oder der Brust tragen.

Es wurde Abend, als wir die fruchtbare, von der Kulpa durchströmte Thalgegend Severin's verließen, und durch hohe Wälder weiter fuhren. Ein sternenheller Himmel zeigte uns weit zur

*) Dieß war im Herbst 1828/29.

Digitized by Google

Rechten die Zinnen des hohen Capellagebirges, von dem die Wachtfeuer bis zu uns funkelten, von nähern Gebirgen tönte ein trauriger Nationalgesang, den der Kroate, wenn er einsam diese wilden Gebirge durchzieht, zu Ehren der gefallenen Helden der slavischen Nation langsam und ernst singt. — Weit tönt das feierliche Lied durch die Nacht, und hört die Weise ein anderer in der Nähe befindlicher Kroate, so fällt er mit ein, und beide begleiten sich dann bis Berg und Thal, die Strophen und den langgezogenen, klagenden Triller, mit welchem jeder Vers schließt, undeutlich verhallen macht.

Aus den stets offnen Thüren naher Dörfer blitzten die Feuer, um die sich Abends die Familie sammelt, und wenn der ferne Gesang verstummte, störte nur das Blöcken der im Freien übernachtenden Heerden die stille Nacht. — Endlich erreichten wir unser Nachtquartier, mehrere hundert Wägen campirten vor und in dem Dorf mit Führern und Zugvieh im Freien, und ein ächt kroatisches Zimmer nahm uns auf. Um das Feuer, das mächtig unter dem Kessel loderte, saß die Einwohnerschaft des Hauses und einige fremde Fuhrleute nach türkischer Art mit untergeschlagenen Beinen, und unterhielten sich, bis das halbe Schaf, das im Kessel kochte, gahr werden würde, mit Knoblauch kauen, wozu ein Virtuose auf dem Dudelsack vorblies. — Sonst verirrte sich dieses slavische Tonwerkzeug bis in unsre Gauen, da aber gegenwärtig die meisten Leser höchstens den Namen desselben kennen, so will ich die Töne desselben zu beschreiben versuchen. An allen Orten fällt wohl die Scene vor, daß der spät nach Hause kommende Eheherr von seiner zornsüchtigen Ehehälfte keifend empfangen wird, und dagegen im tiefen Baß brummt; je mehr und eifriger sie schilt, desto mehr brummt er; setzen wir nun statt des bei einer solchen Scene vorwaltenden Staccato ein Schleifzeichen so haben wir die ähnlichen Töne des Dudelsacks.

Obgleich auf Heu, schliefen wir dennoch trefflich und fuhren mit Anbruch des Morgens über die Dobra bei Stative. Die Gegend wird flach, statt des Kalksteins, der von München und Turin bis hieher zieht, kommt rother Sandstein zu Tage, Maisfelder bedecken die Flur, üppiger Tabak erinnert uns, daß wir in Ungarn sind, bald erreichen wir die letzten Hügel, vor uns liegt eine unübersehbare Fläche, und eine schattige Platanenallee führt durch sie nach Karlstadt. —

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

Sobald der Bauer sein Quart gekostet hatte, ließ er seine Gefährten davon benachrichtigen und schickte nach einigen gekrönten Trunkenbolden, die eine merkwürdige Fertigkeit besaßen, die Freundschaft flotter, lachlustiger Personen subito (schnell) zu gewinnen, wie sie zu sagen pflegten. Der Jude ließ nun in dem Maße, wie der Verstand seiner Gäste abnahm, den Antheil Wasser zunehmen, mit dem er seinen Branntwein verfälschte. Zwar bemerkten das die Trinker recht wohl, und machten ihrem Unwillen durch grobe Schimpfreden Luft, allein der Jude steckte ihr vergebliches Schelten geduldig ein, und setzte seine Operation fort, bis der größte Theil seiner Kunden rund um die Tafel eingeschlafen war, und die übrigen, so gut es gehen wollte, die Straße erreicht hatten.

Als am andern Morgen der von entsetzlichen Kopfschmerzen gepeinigte Bauer aus dem Schuppen trat, wo seine Pferde und Kühe sich befanden, rief ihn der Jude zu sich, um seine, seit einigen Monaten laufenden Rechnungen mit ihm zu ordnen. Vergebens bat der arme Teufel auf's inständigste, dieß auf ein anderes Mal zu verschieben: der Jude, der sich auf Psychologie verstand, und den Lehrsatz kannte, in corpore sano mens sana, wollte von Verzögerung nichts wissen und blieb unerbittlich, um aus der Betäubung seinen Nutzen zu ziehen, die in Folge der letzten Trunkenheit seines Gastes Gehirn noch immer befangen hielt; vor Allem aber von der Stimmung, in welcher er ihn sah. Moses nahm daher in die eine Hand sein hebräisch geschriebenes Rechnungsbuch, ein Stück Kreide in die andere, ließ den Bauer sich niedersetzen und begann, die Blätter seines Buches umwendend, zu rechnen.

„Du weißt doch noch, daß Du einige Zeit vor St. Nikolaus drei Tage lang bei mir gewohnt, gegessen und getrunken hast?"

„Ich erinnere mich dessen;" erwiederte der Bauer.

„Gut; am ersten Tag hast Du früh ein halbes Quart Branntwein bekommen; nicht wahr?"

„Ja wohl!"

„So will ich's anschreiben," sagte Moses, und machte einen Strich auf den Tisch. „Dann als Dein Schwiegersohn mit Nikite kam, erhieltest Du ein Quart. (Bei diesen Worten wurden zwei Striche gemacht.) Des Mittags hast Du wieder zwei Viertel Quart; (macht wieder zwei Striche, trotz des verschiedenen Maßes.) Nachmittags . . ."

Der Bauer, der sich alle Augenblicke im Nacken kratzte und die Augen rieb, rief hier, den verwünschten Schenkwirth unterbrechend; „Ban Pachter, *) ich kann so wahrlich nicht mehr aushalten. Laß mir Branntwein bringen; der Kopf will mir platzen."

Der Sohn Judas hatte auf diese Unterbrechung schon gerechnet und rief sogleich; „Heda, Sorka, Rifka! einen guten Schluck für den Hospodar." **) Das große Glas, das diesem jetzt geboten wurde, leerte er fast auf einen Schluck, und schüttelte sich fieberhaft, indem er die gewöhnliche Frage hinterher zog. Mit der Rechnung nahm es nun eine andere Wendung. „Nachmittag," fuhr der Hebräer fort, „hast Du ein halbes Quart." — „Ja, ich weiß es," versetzte der Bauer, und der Jude machte einen Strich, indem er weiter blätterte und sagte: „und als Johann kam, erhieltest Du noch ein halbes Quart."

„Ich habe Nichts bekommen, das hat jener gefordert;" fiel der Bauer ein.

„Richtig, Du hast Nichts bekommen;" brummte der Jude, machte aber nichts destoweniger einen Strich. „Abends erhieltest Du ein halbes Quart?"

„Ein halbes? das ist richtig." Der Jude machte einen Strich.

„Und was hast Du am nächsten Morgen verzehrt?" — „Ich?

---

*) So titulüren die lithauischen Bauern die Juden.

**) Herr, Gutsbesitzer, wie die Juden den gemeinsten Bauer nennen, wenn sie ihn betrügen wollen.

Digitized by Google

gar nichts." — „Richtig;" versetzte Freund Manschel, und bestätigte das wieder mit einem Striche, und fuhr in der Art fort zu rechnen und anzuschreiben, nur mit dem Unterschied, daß, als Mirla und Sorka durch fortwährendes Einschenken den Bauer wieder halb trunken gemacht hatten, er ein doppelt gespitztes Stück Kreide hervorholte, und nun stets zwei Striche machte, es mochte von einem Maße die Rede seyn, von welchem es wollte.

Nachdem auf diese Weise der ganze Tisch voll Striche geworden war, rief Moses einige Bauern zu Zeugen herbei, und berechnete, nach vollbrachter Zählung der Striche, auf's genaueste die dem Bauer zur Last fallende Summe Geldes. Der arme Landmann sah sich zufolge dieser Rechnung gezwungen, dem Juden seine beste Kuh und allen seinen Roggen zu überlassen, obgleich er ihm der Wahrheit gemäß, nicht mehr als ein Zehntheil des Werthes dieser Gegenstände schuldig seyn mochte.

(Fortsetzung folgt.)

An den Grafen Paskewitsch-Eriwanski.

(Aus der nordischen Biene übersetzt.)

Besiegt hat er den Kaukasus und Ararat,
Die Meder und die Völker im Gebirg;
Der Euphrat mit den klaren Fluthen
Hat seine Rosse ihm getränket.
Verrath im Herzen, empöret sich der Pole;
Aus des Grabgewölbes Tiefe
Hebt empor sich — Held Suwarow.
Paskewitsch dort! — und Polen — Staub!
Und auf Warschau's Trümmern
Horstet schon der Doppeladler.

Vermischte Nachrichten.

Wenn sich gleich von der Sittlichkeit des spanischen Klerus, besonders des andalusischen, bis auf diese Stunde nicht sonderlich viel Rühmens machen läßt, so muß man doch zugeben, daß die Geistlichkeit gegenwärtig wenigstens äußerlich einen sittlichern Lebenswandel führt als Dieß im achtzehnten Jahrhunderte der Fall war. Der Erzbischof von Toledo, Mendoza, der wegen seiner Talente der große Kardinal von Spanien genannt wurde, hatte zwei natürliche Söhne, die den Namen ihres Vaters führten und im Heere ausgezeichnete Stellen bekleideten. Der gegenwärtige Herzog von Hijar stammt in gerader Linie von einem natürlichen Sohne eines Erzbischofs von Saragossa ab, welcher selbst ein außerehelliches Kind Ferdinands des Katholischen war. Die edle Familie der Castillas leitet ihren Ursprung gleichfalls von geistlichem Blute ab, da sie von einem Sohne des Don Alonso Castilla, Bischofs von Palencia, herstammt, der den Namen Castilla als ein außerehelicher Sohn Peters des Grausamen annahm. In der frühern Geschichte der spanischen Geistlichkeit findet man es unter dem Klerus ganz gewöhnlich, Barraganas (Konkubinen) zu halten, und als das Konzilium von Toledo den Priestern verbot, mehr als eine zu halten, so antwortete der Dechant von Talavera seinem Bischofe, der ihm den Beschluß der Kirchenversammlung kund machte: „Ich bin jetzt in meinem achtzigsten Jahre und zu alt, neue Gewohnheiten anzunehmen. Ich habe bloß zwei Weiber, und da ich nur noch einige Jahre zu leben habe, so wird es dem Konzilium einerlei seyn, ob sie noch die kurze Zeit bei mir leben oder in die Hände anderer meiner Brüder übergehen." (Apuntes sobre España de Don A. A. de Obaso.)

•

Unter den Eigenthümlichkeiten des Mississippi-Stromes kann man als die merkwürdigste die ungeheure Menge Treibholzes ansehen, die er dem Meere zuführt und zuweilen sammt gewaltigen Schichten von Schlamm und Sand an einigen Theilen seines Bettes absetzt. Diese Hölzer bilden dann eine Art von Flößen, und der Reisende Darby sah im Jahre 1816 einen solchen Floß, der zehntausend Fuß lang, fünfhundert und vierzig Fuß breit und acht Fuß dick war. Durch das Hinzukommen von neuen Baumstämmen nimmt ein solcher Floß fortwährend zu, hebt und senkt sich mit dem Wasser, auf dem er schwimmt, und erwartet nur eine außerordentliche Strömung, die ihn aufhebt und dem Golf von Mexiko zuführt, wo sich Ablagerungen derselben Art, nur in noch größerem Maßstabe bilden und an dem äußersten Ende des Delta sich anhäufen. Man begegnet an der Mündung des Mississippi ungeheuren Massen von solchem Treibholze, die unter sich durch eine Art von Flechtwerk verbunden sind, und oft mehrere Klafter in der Tiefe und mehrere hundert (französische) Quadratmeilen im Umfange haben. Dieselben sind mit einer Schichte feinen Schlammes bedeckt, über welche sich ähnliche Flöße in folgenden Jahren anschieben, bis zahlreiche Lager von vegetabilischen und erdigen Theilen über einander gebildet sind. Sollten die Geologen in dieser Beschreibung Darby's nicht den Typus erkennen, nach welchem sich die Lignite und Kohlenlager gebildet haben? (Quaterly Review.)

Witzfacheln des Figaro.

Eine Insel.

Ein Negoziant. Habe ich die Ehre den Herrn Marquis zu sprechen?

Marquis. Ihn selbst, mein Herr: ich heiße Marquis, reise aber incognito.

— Für die Herzogin von Berry?

— Ja, mein Herr, für die Königin Mutter, in deren Namen ich komme, um mit Ihnen ein kleines Geschäft einzuleiten. Wir sind doch allein?

— Ganz allein. Ich bin ganz Ohr.

— Die Frau Herzogin wünscht eine kleine Insel zu kaufen.

— Wie groß soll sie seyn ungefähr?

— Ah, eine ganz ordinäre Insel.

— Bevölkert?

— Bevölkert? Ja allerdings. — Aber wissen Sie, mein Herr, bevölkert mit guten Unterthanen, ruhigen Leuten; auch etwas Vieh und Fische soll sie haben. Aber, ich sage es ausdrücklich noch einmal, nur keine schlechten Unterthanen, keine Revolutionäre; ein ordentliches gehorsames Volk, wie etwa einen alten Ehemannbedienten und seine Frau. Haben Sie etwas dergleichen vorräthig?

— Erlauben Sie mir noch eine Frage. Soll es eine weit entlegene Insel seyn, die Sie suchen?

— Nein, durchaus nicht. Die Frau Herzogin hatte zwar Anfangs vor, sich nach irgend einer wüsten und wilden Insel zu flüchten, gleichviel ob in Amerika, Asien, auf dem Ozean, auf dem schwarzen Meer oder auf dem rothen Meer, oder selbst bei den blauen Bergen; allein Ihre Hoheit scheut erschrecklich die Fatiguen. Sie möchte gern eine Insel in der Nähe von Frankreich, eine Insel im mittelländischen Meere haben.

— Ha, ich verstehe.

— Ich habe so eben gehört, daß vor Ihrem Hafen ein allerliebstes kleines Ding der Art liegen soll, und ich komme, Sie zu fragen, ob sie es vielleicht billig ablassen könnten?

— Eh, mit dem größten Vergnügen, Herr Marquis. Die Ehre, die mir die Frau Herzogin erweist. . . Doch ich habe vergessen, Ihnen noch eine wesentliche Bemerkung zu machen.

— Wie meinen Sie?

— Meine Insel ist revolutionär.

— Wie so? Sie ist also bevölkert?

— Nein, aber sie enthält einen Vulkan.

— Teufel, einen Vulkan, der Feuer speit? —

— Der Pflastersteine auswirft, Herr Marquis.

— Mein Herr, Ihre Insel ist eine Unverschämte.

Der Marquis warf bei diesen Worten den Kopf in die Höhe und eilte dann, von seinen Unterhandlungen der Königin Mutter Bericht zu erstatten, die an der Küste Frankreichs kreuzt, um die Heinrichs V Insel zu entdecken.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 288. 15 Oktober 1831.

Brougham über Polens Theilung und den Wiener Kongreß.

(Aus seiner Geschichte der Theilung Polens. 12tes Cap.)

Die Theilung Polens gab das Muster für alle räuberischen Eingriffe, welche Monarchen und Republikaner sich im Verlaufe der Kriege erlaubten, die im Gefolge der französischen Revolution waren. Nichts trug so mächtig dazu bei als sie, die Anhänglichkeit der Völker an ihre altherkömmlichen Staatseinrichtungen zu erschüttern, indem dadurch ihre Achtung vor den bestehenden Regierungen geschwächt wurde. Als die Monarchen so unverhohlen ihre Verachtung des unvordenklichen Besitzes legitimer Rechte aussprachen, wie konnten sie hoffen, daß ihre Unterthanen nicht diesem Beispiele folgen würden? Das Völkerrecht ist ein Gesetzbuch ohne Gerichtshöfe, ohne Behörden, ohne vollziehende Gewalt; es beruht allein auf der allgemeinen Ueberzeugung von seiner Nützlichkeit und auf dem Einflusse, den diese Ueberzeugung auf die Schritte und Maßregeln der Fürsten ausübt; seine ganze Kraft schöpft es aus dieser unvordenklichen Gewohnheit, sich auf seine Bestimmungen zu berufen. Bis dahin hatten sogar Diejenigen, die es verletzten, nie aufgehört, es anzuerkennen, und die ängstlichen Ausflüchte, die selbst die hochmüthigsten Tyrannen vorschützten, wenn sie es umgehen wollten, dienten nur dazu, eine Macht zu befestigen, die Niemand noch in Abrede zu stellen gewagt hatte. Erst als drei Souveräne förmlich seine Autorität verläugneten, erhielt dieses System den Todesstoß. Philipp II und Ludwig XIV haben mehr als Einmal das Völkerrecht verletzt; von Grund aus umgestoßen aber wurde es erst durch den an Polen begangenen Frevel.

In der ersten Zeit, die dem Sturze Napoleons folgte, ließ sich an den europäischen Mächten die Neigung wahrnehmen, wieder zu den Prinzipien der Weisheit und Gerechtigkeit zurückzukehren. In der französischen Charte schienen sich die neuen Meinungen und die alten Institutionen die Hand zur Versöhnung zu bieten. Dieses einmal in einem Lande wie Frankreich anerkannte Prinzip schien Europa eine lange Ruhe und eine allmählich fortschreitende Reform zu versprechen. Der Kaiser Alexander erklärte sich zum Haupte der liberalen Partei des ganzen Kontinentes; er bot dem Kanton Bern ein neues Gebiet an, unter der Bedingung, daß er in seiner Verfassung eine Reform einführen würde, er ließ seinen neuen polnischen Unterthanen eine freisinnige Konstitution hoffen; noch mehr er versprach sogar bei seinen Verbündeten seinen Einfluß anzuwenden, um von ihnen dieselbe Wohlthat für ihre polnischen Provinzen zu erwirken. Am 23 Mai 1815 versprach der König von Preußen durch öffentliche Erklärung seinem Volke eine volksthümliche Vertretung und Verfassung; er ernannte sogar eine Kommission mit dem Auftrage einen Plan für die Provinzialversammlungen, für eine Nationalrepräsentation und eine gemeinschaftliche Verfassung zu entwerfen. Ganz Europa schien endlich zu erkennen, daß es mit dem gegenwärtigen Gange der öffentlichen Meinung unvereinbar sey, auf die Bahn der alten Mißbräuche zurückzukehren oder auf ihr fortzuwandeln; das Haus Oesterreich und die Rathgeber Ferdinands VII allein bildeten Ausnahmen von dieser scheinbaren Einmüthigkeit der Ansichten.

Indeß ist es nicht zu verkennen, das der Versuch des Wiener Kongresses mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, die Art und Weise, die Regierungen wieder herzustellen und ihren Gebietsumfang zu bestimmen, warfen große Hindernisse in den Weg; allein wenn die großen Mächte Beweise einer aufrichtigen Uneigennützigkeit gegeben hätten; so würden die Hauptschwierigkeiten ohne Anstoß beseitigt worden seyn; der Kongreß würde die günstigsten Resultate gehabt haben, wäre man durchaus redlich zu Werke gegangen. Gewiß, nie hatten die Kabinete schrecklichere Lehren erhalten von dem Uebergewichte, das sich an eine gewissenhafte Politik knüpft. Es ist vielleicht ein Werk der Unmöglichkeit mitten im Widerstreite von Interessen, die sich feindselig durchkreuzen, durchaus hochherzigen Prinzipien mit unbeugsamer Consequenz zu folgen; eine solche Vollkommenheit verträgt sich selten mit den unglücklichen Verhältnissen menschlicher Angelegenheiten; aber die Grundsätze der Gerechtigkeit sollten doch stets zur Richtschnur dienen, selbst wenn man nicht überall streng ihren Vorschriften nachzukommen vermag.

Das erste und heiligste Gesetz, das einer neuen Gestaltung Europa's zu Grund gelegt werden mußte, bestand darin: daß die herrenlosen Länder, obgleich durch das Recht der Eroberung in Besitz genommen, der Billigkeit gemäß nur ein den Händen der europäischen Nation anvertrautes Gut waren. Einige Völker hatten nicht die Mittel gehabt, das Joch Frankreichs abzuschütteln; andern war dazu keine Gelegenheit geworden, aber keines hatte aufgehört, seine Befreiung als seinen heißesten Wunsch zu betrachten. Alle europäischen Staaten hatten, wenigstens so viel in ihren Kräften lag, mitgeholfen, die allgemeine Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen; hier hatte der Aufstand eines Volkes, dort die Empörung eines Heeres)

Digitized by Google

anderswo der Bruch eines Vertrages unverkennbar bewiesen, daß alle von gleicher Gesinnung beseelt seyen. Wenn einige Kabinete durch Bedenklichkeiten, durch Dankbarkeit oder Furcht an einer offenen Erklärung gehindert wurden, wenn ihre Truppen nicht so schnell als andere der hochherzigen Bewegung sich angeschlossen hatten, so sühnte der Eifer ihrer Völker diesen Verzug und mußte des allgemeinen Beispieles wegen in Betracht gezogen werden.

Ein nicht minder wichtiges Prinzip vielleicht war die Wiedereinsetzung aller Völker in ihr Gebiet, dessen sie durch einige jener schreienden Ungerechtigkeiten, die alles Vertrauen an das Völkerrecht erschüttert, und die Sicherheit aller Staaten zerrüttet hatten, beraubt worden waren; auch das Alter, die Größe und der Ruhm der beraubten Staaten durfte hiebei nicht als gleichgültige Nebensache hintangesetzt werden; denn eben' Dieß trug nur dazu bei, den Triumph der Ungerechtigkeit um so augenfälliger, und die Nothwendigkeit eines Ersatzes um so unerläßlicher zu machen; von dieser Art war die Theilung Polens, von dieser Art die Vernichtung Venedigs, das als ein Opfer einer zwischen Oesterreich und Frankreich im J. 1797 angesponnenen Konspiration gefallen war.

Es muß hier auf einen Widerspruch aufmerksam gemacht werden, der zu einer der seltsamsten Bizarrerien des menschlichen Geistes gehört. Es gab im Jahre 1814 mehrere Personen, welche die Verbündeten tadelten, daß sie nicht strafend einschritten, und dieselben darüber zu rechtfertigen suchten, daß sie keine Vergütungen leisteten. Und doch ist diese letztere Pflicht der Gerechtigkeit so unerläßlich als die erstere; oft kann es weise seyn, eine Beleidigung zu vergeben, niemals aber kann es gerecht seyn, ein begangenes Unrecht nicht wieder gut zu machen. Züchtigung gibt ein nützliches Beispiel, aber Vergütung nicht minder; ein Volk seiner Eroberungen berauben, um dieselben einem andern zu schenken, heißt nur zu neuen Versuchen auffordern; aber alten Eigenthümern das wieder zustellen, was ihnen gehört, heißt jede neue Absicht auf Vergrößerung entmuthigen.

Ein anderes großes Prinzip, das bei allen Gebietsverschmelzungen und Theilungen hätte vorwalten sollen, war die Achtung vor den Meinungen und Gefühlen der Völker; ihre freiwillige Beistimmung ist die sicherste Grundlage bei dergleichen Verhandlungen; ein entschiedenes Widerstreben von ihrer Seite muß ein unübersteigliches Hinderniß bilden; es ist nothwendig, ihre Vorliebe für diese oder jene Regierungsverfassung, ihre Neigung für die Person oder Familie dieses oder jenes Fürsten zu befragen. In Erwägung gezogen muß ferner werden, ihre lange Gewohnheit unter demselben Gesetze zu leben, demselben Herkommen zu folgen, dieselbe Sprache zu sprechen, dasselbe Vaterland zu lieben, dieselben Feinde zu fürchten. Wie ungerecht ist es Menschen zu trennen, die sich durch ein moralisches Band vereinigt fühlen; welche Tyrannei, sie den Gesetzen alter und angeerbter Feinde zu unterwerfen!

Diese Vorschriften der Menschlichkeit und Billigkeit sind unabhängig von den Meinungen, die man über die verschiedenen Prinzipien der Regierung hegen kann; sie wurden jederzeit (und insbesondere bei dem Ausbruche großer Erschütterungen) von der Politik sowohl als der Moral geheiligt. Staaten, die durch solche Bande vereinigt sind, haben allein einer völligen Sicherheit sich zu erfreuen; kein anderes kann sie an ihre Oberhäupter fesseln, oder ihnen den Willen einflößen, ihrem Feinde kräftig entgegenzutreten. Nur durch die gewissenhafteste Beobachtung der Neigungen der Völker war man im Stande, ihre Treue neu zu beleben.

Wenn eine harte Nothwendigkeit in gewissen Fällen die Beobachtung dieser Grundsätze unmöglich machte, so war es ein Gebot der höchsten Billigkeit, daß die Nationen und Provinzen, die so dem allgemeinen Frieden Europa's geopfert wurden, alle Vergütungen erhielten, welche die Eroberer ihnen zu geben im Stande waren; vor Allem mußten ihnen die Institutionen verbürgt werden, die sie verlangt hatten; diese allein konnten eine gute Regierung begründen und ihnen als eine Art von Trost dienen für ihre verlorne Unabhängigkeit und ihre zerrissenen alten Bande.

(Schluß folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmazien.

3. Karlstadt.

Ein heiterer Morgen zerstreute die Nebel, die die sumpfigen Flächen um die Kulpa und die nahe Save bedeckten und enthüllte uns Karlstadt, von dem wir uns — viel mehr versprochen hatten. Es gilt von ihm Figaro's Ausspruch: Je ressemble à un grand Seigneur, ma reputation vaut mieux que moi. Die Vorstadt hat nur hölzerne Häuser, ungepflasterte schmutzige Straßen, und die hinter hohen Graswällen verborgene innere Stadt macht durch ihre engen Straßen und den Mangel an allen hübschern Gebäuden gleichfalls keinen angenehmen Eindruck. Der einzige hübsche Platz ist der Marktplatz, auf dem das Militär, welches kurze Stutzen mit mächtigen zum Hieb eingerichteten Bajonnetten trug, paradirte.

Der Zufall wollte, daß gerade Messe war und wir dadurch Gelegenheit hatten, mancherlei Proben der hiesigen Industrie zu sehen, oder vielmehr zu vermissen. Die zahlreichen Landleute trugen sich ungerisch, und die knappanliegenden mit Schnüren gezierten Hosen, die blauen roth eingefaßten Westen, welche Männer und Weiber trugen, standen recht artig. In den bessern Häusern Karlstadts wird deutsch und italienisch, weniger ungerisch gesprochen; Volkssprache ist die kroatische, die Gerichtssprache ist wahrscheinlich lateinisch, da ich über den Thüren eines Tribunals das: Nemo intret nisi qui vocatus fuit, und schon in Fiume einen in ungerischem Latein visirten Paß: viso ad itum ad Carlostadium, erhalten hatte.

Die Umgegend ist durch Sümpfe ungesund, Ueberschwemmungen ausgesetzt, und bietet nichts als eine ununterbrochene Ebene dar, die sogleich über der langen hölzernen Brücke der Kulpa beginnt, und sich bis Semlin erstreckt.

Nur wenige Stunden von Karlstadt entfernt ist die türkisch-kroatische Gränze, gegen welche, wie gegen die übrigen türkischen Gränzen, eigene militärische und Sanitätsmaßregeln getroffen sind.

4. Die Militärgränze.

Von den Ufern des Pruths bis ans Blockhaus bei Lostua stößt der österreichische Kaiserstaat mit dem türkischen in einer Längeausdehnung von fast 400 Meilen zusammen, und die Gränze wird

Digitized by Google

innerhalb dieser Strecke theils durch die Donau, Save und Unna, theils durch Gebirgszüge, theils durch andere Bestimmungen bedingt. Längs dieser ganzen Strecke ist ein schmaler Strich Landes von einer ganz eigenthümlichen Gränz-Soldateska bewohnt und bewacht, die wir, da sehr viele irrige Nachrichten hierüber verbreitet sind, etwas näher zu beschreiben versuchen werden.

Die Bewohner dieser Gränzprovinzen bestehen aus sehr verschiedenen Völkerschaften; so in Siebenbürgen aus Szeklern, Walachen, die sich in Bogdanen oder Moldauer und Kara-Wlahen aus Rumelien und der Wallachei theilen; im Banat aus Rumeliern, Bulgaren, Zinzaren, Kara-Wlahen, Raazen und einigen Eingewanderten; in Slavonien aus Serbiern, Bosniern und eingewanderten Albanesern. (Klementiner genannt.) In Dalmazien hingegen ist die Gränze durch reguläres Linienmilitär gesichert.

Das ganze Gränzmilitär wird aus 17 Infanterieregimentern, einem Szekler Husarenregiment und einem Korps Esaiisten (Matrosen) formirt. Jedes Regiment hat seinen eigenen Obersten; zwei und zwei stehen unter einem Brigadegeneral; je zwei Brigaden machen einen Partikular-Gränzbezirk und stehen unter einem Generalkommando, und letzteres hängt von dem Hofkriegsrathe zu Wien ab. Die Regimentskommando's haben ihren beständigen Standort und üben Civil- und Militär-Jurisdiktion, selbst im Kriminal-Justizfache aus. Die Offiziere sind vom Aerar besoldet, der Gränzsoldat hingegen nicht, da er für seine Dienste vom Staate seinen Hausgrund und Ackerland nutzeigenthümlich hat; wovon er jedoch auch anderweitige Lasten zu tragen hat, und das er weder zerstückeln noch unter die Erben theilen darf. Im Innern des Hauses herrscht nur alt-patriarchalisches Leben. Söhne und Enkel leisten dem ältesten männlichen Familienglieds (Gospodar) und seinem Weibe Gospodaricza) strengen Gehorsam, die ganze Familie arbeitet für ihr gemeinschaftliches Interesse, selbst das Vermögen ist gemeinschaftlich, und der Altvater wird nöthigenfalls selbst vom Militärkommando unterstützt.

Außer den bedeutenden Gränzfestungen Semlin, Peterwardein, Altgradiska, Brod sind sowohl am linken Ufer der Save als auf der übrigen Gränze Wachthäuser, die man Chardaken (sprich Dschardaken) nennt, in nahen Zwischenräumen errichtet, die, damit sowohl jedes einzelne seine zwei nächsten Nachbarn im Auge haben kann, als um vor den häufigen Ueberschwemmungen der Save gesichert zu seyn, auf mehrern hohen Eichenpfählen errichtet sind und dem Gränzsoldaten (nicht aber ihrer Familie) zum Wohnplatz dienen.

Selbst der Boden dieser lustigen Gemächer ist mit Schießlöchern versehen, um bei etwanigen Anfällen, wo der Gränzer durch Heraufziehung der Leiter die Kommunikation von Außen erschwert, auch abwärts schießen zu können. Der Kommandirte muß seinen Posten eine Woche lang besetzen und sich für so lange und noch länger mit Proviant versorgen, da die Ueberschwemmungen häufig und oft so bedeutend sind, daß man nur mit Nachen zu den Dschardaken gelangen kann, und letztere nicht selten eingerissen werden.

Der Dienst des Gränzers besteht nun in der genauen Aufsicht, daß kein türkischer Unterthan, außer an den Markttagen (in Slavonien Rastell, in Dalmatien Bazar genannt) in's Oesterreichische kommen kann, und daß Jeder mit Gewalt dagegen Handelnde erschossen wird.

Für den Fall eines feindlichen Einbruches sind in jeder Offiziersstation oben mit Strohbüschen umwundene Allarmstangen, die wenn die Dschardakenwache Feuer gibt, angezündet werden, zugleich wird ein stets dabei befindlicher Mörser abgebrannt, und so theilt sich das Kriegs-Signal bald der ganzen Gränze mit; die dienstbaren Gränzer müssen auf bestimmten Sammelplätzen zusammentreffen, und in wenigen Stunden ist die ganze Gränze schlagfertig.

So viel von den heutigen Gränzern! Aus den Zeiten des siebenjährigen Kriegs haben sich aus jenen fernen Gegenden bis zu den Ufern des Rheins einzelne dieser Truppen gewagt, und noch jetzt hört man Sagen und Erzählungen von Trenk und seinen furchtbaren Rothmänteln, halb wahr, halb unwahr in unsern Gauen.

Polen unter russischer Herrschaft. *)

Der politische Leichtsinn, den wir sonst im Stolze unsrer breiten Schwerfälligkeit den Franzosen vorzuwerfen pflegten, scheint mehr und mehr auch in unser Blut überzugehen. Wir drängen uns um die Schaubühne der politischen Ereignisse wie neugierige Kinder, und man kann uns nicht viel und bunt genug vorspielen. Ueber das Heute vergessen wir das Gestern, und der gegenwärtige Augenblick reißt uns mit sich fort und wirft uns dem nächsten zu, wie einen Spielball. Was für ein Jubelgeschrei schlugen wir auf, als Griechenland sich von der türkischen Bastonade losmachte, und jetzt ist es für uns so gut als der Mann im Monde, und wir erinnern uns nur ganz dunkel an ein gewisses Hellas, das jetzt in Gefahr steht, in sich selbst zu Grunde zu gehen. Algier schien uns eine unermeßliche Eroberung für die Civilisation, durch die drei Julitage schrumpfte die afrikanische Expedition zu einer Schachtel voll bieierner Soldaten ein, und als Polen die Waffen erhob, um sein gutes Recht von seinen untreuen Vormündern zurückzufordern, folgten wir mit Auge und Herz jeder Bewegung der ritterlichen Streiter, und schwuren hoch und theuer, ein solches Heldenvolk könne unmöglich untergehen. Und doch ist es untergegangen, und Warschau ist der große Grabstein, auf dem zu lesen steht: „Wanderer, sage unsern großsprecherischen Nachbarvölkern, daß wir hier, treu der Ehre und dem Vaterlande, zu Grabe gingen, weil wir glaubten, daß ihr Herz so hoch schlage, als ihre Worte tönten." Aber kaum haben wir den Todesstoß fallen sehen, kaum sind wir dem Leichenzuge, wie es sich gebührt mit dem Krepp am Arme gefolgt, so seufzen wir etwa noch einmal und sagen dann: „Nun, es ist selig gestorben, das brave Volk, und wird jetzt unter russischer Gnade wieder eine glückliche Auferstehung finden. Es bleibe ja doch eine Nation, und der milde Kaiser Nikolaus wird Gnade für Recht ergehen lassen." So sind wir gar wohl getröstet und mit unserm Gewissen fertig. Freilich würden wir auf ganz andere Gedanken kommen, wenn wir der Sache ein wenig tiefer auf den Grund gehen wollten; wir würden finden, daß es doch höchst unnöthig gewesen wäre, einen so furchtbaren und blutigen Krieg zu führen und den Herd der Pest mitten ins Herz von Europa zu verpflanzen, wenn Polen nichts gebraucht hätte als russische Gnade; wir würden finden, daß es diese viel wohlfeiler hätte haben erkaufen können, wenn es nicht schon vorher Proben davon erlebt, die ihm auf alle Zeiten den Geschmack daran verleiden mußten.

Es wird gut seyn, wenn wir bei unserm sanguinischen Vertrauen auf die Milde des kaiserlichen Herzens uns ein wenig erinnern, wie es um Polen vor seiner Revolution stand, um ungefähr bemessen zu können, was dem Volke bevorsteht, das mit Gewalt einem unbeschränkten Herrn unterworfen wurde, von dem es sich um jeden Preis loszumachen suchte, als es noch unter gewissen Garantien von ihm beherrscht wurde. Hiezu bietet sich uns eine kleine Schrift dar, in der von einem Augenzeugen die Behandlung geschildert wird, die das polnische Volk zu ertragen hatte, als es noch kon-

---

*) Memoiren über Polen unter russischer Herrschaft, nach zweijährigem Aufenthalte in Warschau, von Harro Harring, verabschiedetem Junker vom kaiserl. russischen Leib-Garde-Lanciers-Regiment. Deutschland 1831, mit dem Motto: „Rede ich unwahr, so beweise es." Joh. 15, 23.

Digitized by Google

stitutionen regiert wurde. Es ist kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit des Verfassers in Abrede zu stellen; er hat sich genannt und öffentlich aufgefordert, ihn zu widerlegen, wo er unwahr geredet. Seine Schrift ist überdieß lang genug bekannt, als daß nicht eines der russischen oder russischdeutschen Blätter sie hätte Lügen strafen können. Harro Harring, dem wir, im Vorbeigehen gesagt, gern seine zwei und zwanzig Bände Schriften und selbst sein Leben (wir meinen sein geschriebenes) schenken, hat in seinen „Memoiren über Polen" die Welt mit einem Gemälde beschenkt, das sich gleich den byzantinischen Chronologien, nicht sowohl durch seinen eigenen Werth als die Furchtbarkeit der darin geschilderten Thatsachen als ein geschichtliches Dokument halten wird.

Es wird sich aus diesen Schilderungen wohl auch zur Genüge ergeben, ob Polen Grund genug hatte, sich gegen die sogenannte väterliche Regierung Rußlands aufzulehnen, oder ob es undankbar gegen seine Wohlthäter gehandelt, wie man bei Beginn seines Aufstandes der Welt vorzuspiegeln bemüht war. Es gibt einen Despotismus, der so groß, gewaltig und von Ruhmesglorie umstrahlt ist, daß sein eiserner Druck, eben weil er überall mit gleicher Schwere auflastet, willig ertragen werden kann; es gibt aber auch einen Despotismus, der, grausam und feig, ein Volk nicht zu erdrücken wagt, aber doch es durch unzählige Bremsenstiche kleiner Qualen mürbe zu machen und zu erschöpfen sucht; dieser ist unerträglich und muß zur Raserei aufstacheln. Von welcher Art des Großfürsten Konstantin Despotismus in Warschau war, werden folgende Auszüge aus der angeführten Schrift lehren, die wir benutzen, ohne uns an die von dem Verfasser beobachtete Ordnung zu binden:

„Es wird Manchem auffallen," so beginnt der Verfasser, „daß wir seither so wenig, fast durchaus keine Nachrichten über Polen gefunden, da es in den „beliebten" und nicht beliebten Zeitschriften unsrer Zeit an Korrespondenzartikeln aus allen Orten und Winkeln doch keineswegs fehlte. Dieser Mangel an Nachrichten über ein Land, das sogar dem Namen nach durch gewaltsame Eigenmächtigkeit dem Kreise der Staaten entrissen worden, unter denen es einst voll Ruhm und Ehre leuchtete, möchte vielleicht im Voraus auf die Macht der Verhältnisse deuten und zugleich in den Verhältnissen begründet liegen, von denen das Ausland wohl oft eine ganz unrichtige, falsche Ansicht aufgenommen. Die Frage: „Wer sollte aus Polen oder über Polen schreiben?" möchte wohl schwieriger zu beantworten seyn, als es dem Leser der Tagsneuigkeiten erscheint; da er vielleicht nicht ahnet, daß in Polen, und namentlich in Warschau, seither jeder Gedanke bewacht, jede Aeußerung belorcht, ja jedes Siegel erbrochen wurde, welches vielleicht die leiseste Aeußerung bewahrte, mithin fast alle Wege der Mittheilung gesperrt waren, wenn auch irgend Jemand die Verwegenheit besessen, eine getreue und wahre Darstellung zu wagen, die ihn zur nächsten Stunde in Ketten und in unaufhörliche Haft bringen würde."

(Schluß folgt.)

Neue Entdeckungen in der Südsee.

Eine Portsmouther Zeitung, „der Herald," enthält folgende Nachrichten: „Der Schooner: The Pacifick, unter dem Kapitän James Brown, verließ den Hafen von Portsmouth am 1 Oktober 1829 und ist jetzt nach einer Reise von neunzehn Monaten und vierzehn Tagen wieder daselbst eingelaufen. Der Schooner berührte zuerst die Inseln des grünen Vorgebirgs am 14 November 1829, wo er sechs Tage verweilte, um Lebensmittel an Bord zu nehmen. Von da ging er nach der Insel Südgeorgien in der Südsee unter Segel, wo er am 29 Dezember anlangte. Am 5 März 1830 verließ er Südgeorgien mit einer Ladung von 256 Seehundsfellen und 1800 Gallonen Seehundsfett. Am 18 September 1830 entdeckte das Schiffsvolk unter 56 Grad 18 Minuten südlicher Breite und 28 Grad 55 Minuten westlicher Länge eine Insel, die noch auf keiner Karte verzeichnet ist, und deren weder von Cook noch Bowditch Erwähnung geschieht. Man kann sie bei schönem Wetter in einer Entfernung von dreißig Meilen wahrnehmen; ihr Umfang ist zwei Meilen; aus der Ferne gesehen, gleicht sie einer runden hohen Masse; Kapitän Brown gab ihr den Namen „Pollet Eiland."

Eine zweite Insel wurde am 12 September entdeckt. In dem Mittelpunkte der Insel befindet sich ein Berg von achthundert Fuß Höhe; an verschiedenen Stellen desselben stieg Rauch auf. Sein Gipfel war mit Schnee und Eis bedeckt. Auf der ebenen Oberfläche der Insel bemerkte man dicke Lavaschichten, die wahrscheinlich von dem Vulkan ausgestoßen worden waren. Die Lava war von hellbrauner Farbe und glich hierin stark gebrannten Ziegelsteinen. Man fand sie äußerst porös und zerbröckelnd, und so leicht, daß sie auf dem Wasser schwamm. Große Massen dieses Bimssteines sah man auf dem Meere in der Nachbarschaft der Insel schwimmen. Man fand zwei bequeme Landungsplätze an dem felsigen Ufer, die Matrosen gingen ans Land und durchstreiften die Insel in allen Richtungen, wobei sie auch die Stellen des Berges untersuchten, aus denen Rauch aufstieg. Man fand den Boden, wenn man einige Fuß tief gegraben hatte, warm, und die Oberfläche sehr trocken. Fünf verschiedene Arten von Pinguinen traf man auf der Insel in großer Menge nisten. Der Kapitän legte ihr von seinem Schiffsleutenant Prince den Namen „Prinzeninsel" bei. Sie hat fünf Meilen Länge von NW nach SO, und liegt unter 55 Grad 55 Minuten südlicher Breite und 27 Grad 50 Minuten westlicher Länge.

Am 22 Dezember wurde eine dritte Insel entdeckt; sie mißt sechs Meilen in der Länge von NW nach SO und liegt unter 56 Grad 25 Min. südl. Br. und 27 Grad 48 Min. westl. L. Auch auf dieser Insel befindet sich ein Vulkan, der an mehreren Stellen Rauch ausstieß. Man fand keinen Landungsplatz. Die Insel konnte bei hellem Wetter auf fünfzig Meilen weit gesehen werden. Der Kapitän taufte sie „Willeys-Insel."

Die vierte und letzte Insel, die von dem Schooner Pacifick entdeckt wurde, liegt unter 57 Grad 49 Min. südl. Br. und 27° 58′ westl. L. Man legte ihr den Namen „Weihnachtsinsel" bei, weil man ihrer am 25 Dezember 1830 ansichtig wurde. Sie liegt ungefähr halbwegs von den Purifikations- und Montaign-Inseln, nur etwas mehr gegen Westen hin.

Die Reisenden fanden unter 58 Grad 18 Min. südl. Br. die größten Eisberge. Einige derselben hatten drei- bis viertausend Fuß Länge und gegen dreihundert Fuß Höhe; ihr Gipfel war abgeplattet. Die größte Kälte hatte man im Junius, Julius und August; der Dezember und Januar sind die heißesten Monate des Jahres. Auf den neu entdeckten Inseln fand man weder Holz noch sonst ein vegetabilisches Produkt. Auf der Vögelinsel tödteten zwei Matrosen einen Seetiger, der achtzehn Fuß Länge maß. Die größte Menge Seekühe, die man an einem Tage tödtete, betrug sechs und zwanzig. Während seiner Ueberfahrt von Südgeorgien nach Portsmouth hatte der „Pacifick" zwanzigtausend Pinguinen-Eier an Bord."

Vermischte Nachrichten.

Am 11 August d. J. fand in Antigua ein furchtbarer Orkan statt, der dreitausend Menschen das Leben gekostet haben soll. Vierzehn Kauffahrteischiffe wurden ans Ufer getrieben, und mehr oder minder zerschmettert. Kaum ein Haus auf der Insel ist unbeschädigt, die meisten völlig zerstört. Auch das Regierungsgebäude hat viel gelitten und der Gouverneur mußte sich in den Keller flüchten. Das Zollhaus ward niedergestürzt und alle Kirchen und Kapellen mehr oder minder beschädigt. Der Orkan, dessen Furchtbarkeit dem von 1785 gleichkommen soll, wurde auch auf St. Vincent, Dominica und Guadeloupe gefühlt.

Im Jahre 1643, zu Anfang der Regierung Ludwigs XIV zählte man in Frankreich 12 Erzbischöfe, 104 Bischöfe, 540 Klöster ersten Ranges, 12,520 Klöster zweiten Ranges, 1450 Abteien, 675 Frauenklöster, 700 Mönchsklöster, 259 Seminarien, die den Malteser Rittern zugehörten, 127,300 Pfarreien, 540 Hospitäler, 9000 Privatkapellen, 150,000 Pfarrer und 226,000 Mönche und Nonnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 289. 16 Oktober 1831.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831. *)

1. Geist der alten polnischen Revolutionen. — Ueber den polnischen Adel. — Geist der Revolution von 1788. — Der Mangel an einer guten militärischen, finanziellen und bürgerlichen Organisation beschleunigt seine Zertrümmerung. — Ursprung und Arbeiten der patriotischen Gesellschaften. — Czartorysky und Czacki. — Lelewel. — Aufstand vom 29 November.

„Polen besteht nur durch Unordnung." (Polska nierzondem stoi). — Die Wahrheit dieses alten polnischen Sprüchwortes ist durch die Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte auf eine traurige Weise bestätigt worden. Aber eine andere Wahrheit ist gleichfalls unläugbar, nämlich, daß die Anarchie, welche Polen eine so unselige Berühmtheit gegeben hat, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nichts als eine politische Revolution war. In dieser Revolution unterhielt der arme polnische Adel, durchdrungen von demokratischen Ideen, nachdem er den vorher freien Bauernstand und die unabhängigen Bürger auf einen Augenblick unterdrückt hatte, unter dem Panier der Freiheit und Gleichheit einen langen und harten Kampf gegen einige reiche Familien, die unter dem Vorwande der Ordnung die Freiheit zu ihrem Vortheil allein an sich reißen und in Polen die Feudaltitel von Grafen und Baronen, und die Erblichkeit des Senates einführen wollten. **) Auf der andern Seite empörten die reichen Hofleute, welche den König umgaben, in ihrer hohen Stellung die Selbstliebe des niederen Adels durch hochmüthige Anmaßungen. So sank das Königthum, das im vierzehnten Jahrhundert fast noch unbeschränkt war, vierhundert Jahre später zu einem Schatten herab. Indeß lehrt die Geschichte, daß der Adel nur nach und nach und im Laufe der Zeit alle dem Königthum eigenen Gerechtsame zerstörte, weniger um dasselbe völlig zu unterdrücken, als um den noch unheilvolleren Folgen des Ehrgeizes der reichen Familien vorzubeugen. Das furchtbare liberum veto (das erst seit dem Jahre 1752 in voller Kraft bestand) und die bewaffnete Konföderation, die ihm zum Gegengewicht diente, waren im Grunde nur das letzte Mittel, zu dem man griff, um Polen nicht zu einer österreichischen Provinz werden zu lassen, was es ohne Zweifel eben so wie Böhmen geworden wäre; denn die reichen Familien hatten sogar einmal auf dem Reichstage schriftlich die Verbindlichkeit eingegangen, Polen Oesterreich zu unterwerfen, Sobieski war es, der dieses verderbliche Dokument der Wiener Staatskanzlei wieder entriß.

Es bedurfte großes Unglück und selbst die Zertrümmerung Polens, um die reichen Familien zu vermögen, ihren Entwürfen zur Unterdrückung des niedern Adels zu entsagen. Der merkwürdige konstituirende Reichstag wurde im Jahre 1788 zusammenberufen, und derselbe Adel, der so eifersüchtig auf seine Rechte gegen Diejenigen war, welche die Polen zu ihren Vasallen zu machen strebten, gab dem Königthum seine alten Gerechtsame und seinen alten Glanz zurück, setzte den Bürgerstand in den Genuß seiner eigenen Rechte ein, und machte es jedem Bürger äußerst leicht, für sich und seine Kinder den Titel eines Edelmannes zu erwerben. Selbst die Bauern wurden nicht vergessen, man verbesserte ihr Loos und versprach ihnen nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren vollkommene Freiheit. *)

*) Die hier gegebene geschichtliche Darstellung von Polens Freiheitskampf rührt von dem Polen Michael Podczaszynski her, der dieselbe für das Septemberheft der Revue des deux Mondes nach Mittheilungen von Mitgliedern der polnischen Regierung bearbeitete. Die folgenden Artikel können somit als offiziell betrachtet werden. Die darin ausgesprochenen Ansichten von Polens innern Verhältnissen lassen dieselben in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Eine Menge bisher unbekannter und interessanter Thatsachen geben diesen Mittheilungen einen hohen Werth. A. d. R.

**) Der Adel in Polen war ganz anderer Art, als der Adel in andern Ländern; es gab unter demselben keine Stufen von Titeln und Privilegien, er besaß weder Majorate noch erbliche Stellen, mit Einem Worte, es war kein Feudaladel. Die Leibeigenschaft der Bauerschaft schreibt sich erst aus dem fünfzehnten, und die Unterdrückung des Bürgerstandes erst aus dem sechszehnten Jahrhundert her. Der größte Theil des Adels besaß oft nicht mehr als einige Morgen Landes, ein Pferd und einen Säbel. Es war derselbe daher nicht sowohl eine Aristokratie als eine permanente Repräsentation, die von Vater auf Sohn forterbte. Anmerk. des Verf.

*) Durch die Konstitution vom 5 Mai 1791 und vorzüglich durch das Gesetz vom 18 April desselben Jahres. Anmerk. des Verf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ausflüge in Illyrien und Dalmazien.

4. Die Panduren.

Da selbst slavische Schriftsteller über den Ursprung des Wortes Pandur uneinig sind, so lasse ich es dahingestellt, ob es von den ehemaligen Banderien, oder wahrscheinlicher von dem Musikinstrument: Pandur, ohne welches vor Zeiten die Grenzer nie ins Feld zogen, herkomme. Nur das ist bestimmt irrig, wenn man sich unter Panduren einen eigenen Volksstamm denkt; der Name dient bloß zur Bezeichnung einer Art Soldaten, und die heutigen Panduren in Dalmatien sind z. B. das Mittel zwischen unserer Landwehr und Gendarmerie; eingeborne, ansässige Leute, die einzelne Militärdienste zu versehen haben.

Ein Dorf Pandur, das etwa den Namen hergegeben hätte, existirt nicht, und das erste historisch-merkwürdige Auftreten der Panduren fällt in das Jahr 1741, wo Franz Freiherr von der Trenk, Besitzer mehrerer Herrschaften in Slavonien (Onkel des durch seine Lebensgeschichte berühmten und berüchtigten Friedrich v. Trenk) als Friedrich II in Schlesien einrückte, der Kaiserin Maria Thereſia anbot, tausend Panduren auf eigne Kosten ins Feld zu stellen. Sie hatten rothe Kapuzen, wie die ehemaligen Janitscharen, später rothe Kapuzmäntel (nach Art der adriatischen Marinai-Capoten) daher ihre Namen: rothe Kapuziner, Rothmäntel. Trenk warb in Kurzem ein neues Korps, drang mit diesem bis an den Niederrhein und überall zeichneten sich seine Panduren durch Muth, aber auch durch rohe Excesse aus, so daß sich Angst und Schrecken bei ihrem Anblicke verbreitete.

Einzelne Erzählungen ihrer Tollkühnheit, ihres wilden Muths und ähnliche, worunter sich eine komische, die ich hier anführen will, auszeichnet, existiren, wie erwähnt, noch heute in unsern Gegenden.

Bei der Blockade von Fort Louis nahmen die Franzosen zwei Panduren vom General Bärenklau gefangen, und nachdem sie sie durch Dolmetscher examinirt, aber nichts von ihnen erfahren konnten, ließen sie beiden auf französisch die Haare frisiren, einpudern, und schickten sie so zurück. — Einige Wochen später erwischte Trenk in einer Mühle die Equipage des französischen Partisans Jacob, sammt mehreren Bedienten und ließ diesen die Haare auf gut panburisch scheeren, einen Haarzopf auf eben diese Art flechten, zwang sie in große Pumphosen zu kriechen, cazische Paputschen anzuziehen, und kleine rothe razische Mützchen aufzusetzen, und schickte sie so dem Maeschall Harcourt zurück.

J. v. Lslapovits hat in seinem trefflichen Werke über Slavonien mehreres Aehnliche, besonders aber einige interessante Duelle zwischen Grenzern und Türken erzählt. — Sie nennen ihre Zweikämpfe Medan, und diese sind nichts weniger als leere Spiegelfechtereien, sondern stets auf Leben und Tod gerichtet. — Ein glaubwürdiger Augenzeuge erzählte, daß einen Grenzer, welcher in seinen Geschäften auf ein türkisches Dorf kam, ein Türke für seine frühern Forderungen pfänden wollte. Jener wehrte sich; es sprangen mehrere Muselmänner herbei, überwältigten den Grenzer, warfen ihn zu Boden, und schnitten Rauchtaback auf dessen Brust; welches dort zu Lande für die größte Beschimpfung gehalten wird. Der Beschimpfte kommt von Schande zerknirscht nach Hause, und bittet seinen Hauptmann, daß er ihm für die erlittene Schmach Genugthuung verschaffen möchte. Allein dieser wollte wegen einer solchen Sache keine offenbaren Negotiationen anspinnen. Man rieth dem Grenzer, den Türken auf Medan herauszufordern. Dieß geschah. — In Gegenwart einer Menge von Zuschauern ging das Duell auf einer Grenzwiese vor sich. Der Grenzer hatte sich mit mehrern scharf geladenen Gewehren versehen. Gegen 9 Uhr Vormittags reitet der Türke in Gesellschaft zweier andrer dem Kampfplatze zu und bleibt außer der Schußweite stehen. Seine Kameraden nähern sich dem Grenzer und untersuchen ihn, ob er kein Panzerhemd anhabe. Das Nämliche geschah durch mehrere Grenzer auch mit dem Türken. Aber dieser war klug; er hatte zu Hause in seinem kurzen Pelz ohne Aermel ein Panzerhemd eingenäht. Vor den untersuchenden Grenzern, warf er den Pelz von sich, und nachdem diese an seinem Leib nichts fanden und den Betrug nicht ahneten, zog er denselben wieder an. Die Grenzer gaben das Zeichen zum Beginne des Kampfes indem sie auf ein dünnes Bett einigemal anschlugen. Die Türken warfen sich zur Erde, die Grenzer schlugen Kreuze; und nun ging der Zweikampf an.

Der Grenzer steckte seine Lanze in die Erde, legte darauf den Lauf seiner Flinte, und zielte kniend nach dem Türken, der inzwischen mit einer geladenen Flinte, einer Lanze und zwei Pistolen im Gürtel bewaffnet sein Roß bestieg, und um den Grenzer herum, doch immer außer der Schußweite, zu galoppiren anfing. Dieser drehte sich immer nach ihm. Als endlich der Türke so weit nahe kam, daß die Sonne ihm selbst in den Rücken, dem Grenzer aber gerade ins Gesicht schien, so gibt er dem Roß den Sporn, und sprengt auf den Grenzer los, welcher nunmehr losdrückt, und den Türken so sicher trifft, daß dieser vom Pferde herabstürzt.

Seines Sieges mehr als gewiß, springt jener auf, um dem Türken den Kopf abzuhauen. Allein dieser erholt sich inzwischen von der Betäubung, zieht eine Pistole aus dem Gürtel und schießt seinen Gegner, gerade als dieser den tödtlichen Hieb führen will, über den Haufen, schwingt sich aufs Roß, reitet fort — stirbt aber gleichfalls nach einigen Stunden in seinem Dorfe, an der durch das Panzerhemd erhaltenen Quetschung.

Ein andermal kamen einige bosnische Räuber herüber, nahmen einem armen Zigeuner den Blasbalg sammt anderem Schmiedzeug fort, und verkauften sie an einen Türken. Der Zigeuner erfährt es, geht zum Kadi und verlangt die Zurückgabe des entwendeten Guts. Der Käufer läugnet es, jedoch fand man nach angestellter Hausdurchsuchung alles bei ihm. Um Rache auszuüben besucht später der Türke die Hütte des Zigeuners und nothzüchtigt seine schwarze Eheliebste. Der Gekränkte fordert den Türken zum Medan heraus, allein dieser wollte sich nicht dazu verstehen, indem er sagte, mit einem Zigeuner wolle er nicht duelliren. Die Grenzer nahmen die Partei des Vulkans und ließen den Türken sagen, sie würden ihr ganzes Dorf anzünden, wofern jener nicht sich schlagen würde. So ward er denn durch seine eigne Spießbrüder zum Halsbrechen gezwungen. An dem bestimmten Tag fanden sie sich auf einer morastigen Ebene ein. Der Zigeuner hatte nur ein einziges Sereschangewehr und zielte auf den herbeireitenden Türken, hielt aber zwischen den Zähnen eine kurze Tabakpfeife (Nasenwärmer genannt), und ließ auf einmal einen dicken Qualm aus dem Munde

Digitized by Google

führen. Der Türke glaubt, das Gewehr habe jenem versagt, und sprengt auf ihn los. Zu seinem Unglück geräth er an einen sumpfigen Fleck, wo sein Roß nicht fortkommen kann. Der schlaue Zigeuner ersieht sich diesen günstigen Augenblick, und streckt den Türken zu Boden.

Bei einer dritten Geschichte kaufte ein Grenzhusar von einem Türken Speck, und nahm einen Theil davon nach Hause. Um das Uebrige abholen zu lassen, schickte er sein Weib sammt der Tochter hin. Das Mädchen gefiel dem Türken, und er wollte sie nicht mehr fortlassen. Der Grenzer befreit sie mit Hülfe seiner Kameraden, und läßt den Türken selbst zur verdienten Strafe durch alle seine Helfershelfer (es waren ihrer 8 — 10 Mann) schänden.

Diese Erzschande wollte dieser nicht überleben, und forderte den Grenzer heraus. Beide erschienen zu Pferde. Der Türke feuerte mehrere Pistolen ab, und traf den Gegner nicht. Dieser führte außer dem Säbel keine andere Waffe, drang mit diesem in der Hand auf den Türken ein, der zwar zu entfliehen suchte, aber von seinem Gegner eingeholt und niedergesäbelt wurde.

Ich schließe mit diesen Zügen von rohem, jedoch ritterlichem Muthe der Grenzbewohner, die sich stets durch ihre unerschütterliche Treue an das Haus Oesterreich und ihren Haß gegen Frankreich auszeichneten, und selbst in der neuen Kriegsgeschichte z. B. bei der Vertheidigung der Chiusa, jenseits des Predil's, ruhmwürdige Thaten verrichteten. Die Rückreise von Karlstadt über Möttling und Weichselburg nach Laybach bot für mich selbst so wenig Interessantes dar, daß ich mich hüte den Leser mit Erzählung derselben zu beschweren, und lieber versuchen werde, einige Bemerkungen über Dalmatien *) mitzutheilen.

*) Wohin ich erst im nächsten Frühjahre nach meiner Reise durch Kroatien ging.

Literarische Chronik.

Narrative of the Ashantee war, with a view of the present state of she colonie of Sierra Leone. By Major Richarrs, late of the royal african colonial corps. London 1831.

So wenig Interessantes dieses Werk im Ganzen genommen für unsre Leser bietet, so enthält dasselbe doch einige Nachrichten von dem Zustande der Kolonie von Sierra Leone, über die wir die folgenden Auszüge mittheilen, die den eigentlichen Kern dieser Schrift ausmachen, von der neun Zehntheile mit der Erzählung des erbärmlichen Krieges einer Handvoll Europäer mit den Eingebornen des Landes angefüllt sind. Indem wir somit die Unterhandlungen, Gefechte, offiziellen Korrespondenzen und den Empfang eines Gesandten des Königs der Ashanteer's oder Fantee nebst andern Unbedeutenheiten unberührt lassen, schreiten wir sogleich ans Werk.

„Wenn man sich von der See aus der Kolonie nähert, wird die Scenerie malerisch schön, und indem man längs dem Lande, welches zur Rechten liegt, nach dem Hafen hinsegelt, genießt man den erhebenden Anblick des herrlichsten Grüns von Wäldern, welche größtentheils aus dem schönen Palmbaume bestehen, und je mehr die Aussicht nach dem Lande sich öffnet, sieht man hie und da an den Hügeln angebaute Plätze, mit einigen Häusern von ziemlicher Größe, so wie mit Hütten besetzt; hat man endlich Freetown gegenüber Anker geworfen, welches, besonders in einiger Entfernung vom Ufer betrachtet, einen malerischen Anblick bietet, so erblickt man an einem sanften Abhange des Forts Thornton, in welchem die alten Felshütten standen, mehrere Häuser aufgebaut. Die drei neuen Baracken und das Hospital machen von der See aus betrachtet eine schöne Wirkung: die erstern, von Backsteinen gebaut, mit eisernen Unterzügen und Pfosten und Schieferdächern, liegen in geringerer Entfernung vom Rücken des Forts Thornton auf einer beträchtlichen Anhöhe. Die beiden größern fassen jede 170 Personen, und die andere eine verhältnißmäßige Anzahl Offizierk.

„Wenn ein Fremder zu Freetown landet, so ist er nicht wenig erstaunt, einen Ort zu finden, der alle seine Erwartungen so sehr übertrifft; und sollte seine Ankunft in die Zeit des Hermitan fallen, wo wegen der heilsamen Wirkung desselben alle dort wohnenden Europäer einer bessern Gesundheit genießen als zu andern Jahrszeiten, so wird er von einem angenehmen Duft, dem von frischem Heu ähnlich, angehaucht, und wundert sich, wie man diesen Ort als so ungesund beschreiben konnte; kommt aber die Regenzeit herbei, dann hört er auf sich zu verwundern.

„Der Hermitan ist ein sehr trockener östlicher Wind, welcher in wenigen Tagen den ganzen Pflanzenwuchs, Bäume ausgenommen, austrocknet; er beginnt im Dezember und weht mit Unterbrechungen mehrere Tage hindurch. Er ist so austrocknend, daß der Fußboden in den Häusern, die Fensterladen und anderes Holzwerk so zusammenschrumpfen, daß sie mehr als zollbreite Risse bekommen, daß das Glas springt und das Hausgeräth sich wirft; mit Eintritt der Regenzeit schließen sich jene Risse wieder.

„Hat der Regen aufgehört, so ist die ausgedorrte Oberfläche des Bodens, deren Pflanzenwuchs der Hermitan vertrocknete und die heftige Hitze einer tropischen Sonne versengte, plötzlich wieder für mehrere Monate mit frischem Grün bedeckt. Die Kraft der Vegetation ist so groß, daß schon drei Tage nach dem ersten Regenschauer die ganze Natur einen andern Anblick bietet, und man fast sagen kann, man sieht Gras und Kräuter wachsen. Obgleich die letzteren und die Indigopflanze überall von selbst gedeihen, so trägt doch, so sonderbar Dieß auch scheinen mag, neu angebautes Land nicht drei Jahre hintereinander den nöthigen Bedarf; manche Strecken tragen sogar schon im zweiten Jahre nicht mehr.

„Während mancher Tage in der Regenzeit bringt die Wirkung der heftigen Sonnenhitze auf den sehr feuchten, mit üppiger Vegetation bedeckten Boden einen sehr unangenehmen und ungesunden Dunst hervor, welcher ohne Zweifel eine der Ursachen jenes Fiebers ist, das zu dieser Jahrszeit herrscht, so daß Neuangekommene gewöhnlich im Julius oder August davon befallen werden; doch hat man auch Beispiele von Leuten, welche zwei Jahre in der Kolonie lebten, ohne es zu bekommen. Bleiben sie indeß noch über diese Zeit, so können sie sicher seyn, ihm nicht länger zu entgehen, und werden sie endlich vom Fieber befallen, so ist es gewöhnlich um so bösartiger. Dem allgemeinen Glauben nach ist es für den Fremden vortheilhaft, wenn er bald nach seiner Ankunft von dieser Krankheit heimgesucht wird; die Verwüstungen, welche sie unter den Europäern, die diese Kolonie besuchten, angerichtet hat, sind nur zu bekannt.

„Die Kolonie hat viele steile Gebirge, von jähen Schluchten durchschnitten, die vom Regen gebildet werden, der von den Felsenwänden hinab in die Abgründe stürzt; sie sammeln sich in den Thälern und fließen dem Meere oder den Flüssen zu. Brücken wurden wiederholt über die Schluchten jener Bergwässer geschlagen, und einige, welche für die Dauer berechnet waren, verursachten große Kosten; alle hatten indeß das gleiche Schicksal; sie wurden bald von den ungeheuern Wasserströmen, welche häufig gewaltige Baumstämme mit sich führten, fortgeschwemmt. Die Berge verlieren, wenn das Holz auf ihnen gelichtet ist, bald ganz ihre fruchtbare Erde, welche von dem häufigen Regen in die Thäler hinabgeschwemmt wird, und nur jene bleibt zurück, welche sich in den kleinen Vertiefungen des rauhen felsigen Bodens festgesetzt hat.

„Der übrige Theil der Kolonie besteht aus Abhängen, tiefen Thälern und Ebenen, wovon ein großer Theil aus abgeflachten Felsen gebildet ist. Das Holz der Hochwälder auf den Hügeln und einem großen Theile des Landes in der Umgebung der früher erbauten freien afrikanischen Dörfer ist ziemlich gelichtet, während in der Nachbarschaft von Freetown, wo das Land den Maruns und den Neuschotten gehört, noch viele Hochwälder stehen und das Land nur wenig angebaut ist. Der Boden, welcher zwei oder drei Jahre nacheinander bebaut wird, was man früher für das zweckmäßigste hielt, lohnt

Digitized by Google

nur selten die Mühe, welche der Pflanzer hat, ihn vom Gras und Unkraut rein zu halten, da dieses, so oft es auch ausgejätet wird, immer wieder emporschießt; daher wird ein Landstrich nach dem ersten oder zweiten Jahre selten wieder angebaut, sondern man läßt ihn einige Jahre brach liegen; dann schneidet man das Strauchwerk, welches indeß zu einer gewissen Höhe emporgeschossen ist, ab und verbrennt es; so wird der Boden gedüngt und aufs Neue fruchtbar gemacht. Diejenigen unter den Einwohnern, welche Ackerbau treiben, haben deßhalb mehrere Grundstücke, welche sie abwechselnd bestellen, und diese liegen oft mehrere Meilen von den verschiedenen Dörfern entfernt.

„Die Erzeugnisse der Kolonie bestehen aus Yamswurzeln, Kokosnüssen, Cassada, Reis, Mais, Pinienäpfeln, etwas Zuckerrohr, Kürbissen, Melonen, Ocherrösen und etwas Gemüs. Orangen gibt es im Ueberfluß: Kokosnüsse wenige; früher pflanzte man auch Kaffeebäume, doch wurde dieser Anbau später vernachlässigt. Der Viehstand besteht aus wenigen Kühen, Ochsen, Schweinen, Enten und anderm Geflügel; der größte Theil des Bedarfs an diesen Gegenständen für die Kolonie und die Schiffe wird von den Eingebornen aus dem Innern des Landes geliefert. Palmöl und Kamholz (afrikanisches Rothholz) wird auf den benachbarten Flüssen zugeführt; Wachs und Gold erhält man von den handeltreibenden Eingebornen aus dem Innern des Landes. Das Bauholz ist größtentheils Teckholz *), es wird von den Eingebornen gefällt, zugehauen und auf den verschiedenen Armen des Sierra-Leone-Flusses zugeflößt, ist aber der starken Nachfrage aus Europa wegen nur selten zu bekommen.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Kolonie schätzt Major Richetts auf ungefähr sechsundzwanzigtausend Seelen. „Freetown," bemerkt er ferner, „ist von europäischen Kaufleuten, welche sich Niederlagen und Wohnhäuser erbaut haben, von Marons, Neuschotten, Schwarzen (Ansiedler genannt), von verabschiedeten Soldaten der westindischen Regimenter, von Verwiesenen aus Barbados und von freien Afrikanern bewohnt, welche von der Stadt Anweisungen auf Ländereien erhalten haben.

„Nächst den Europäern bilden die Marons die angesehenste Klasse unter den Kolonisten. Von ihnen und von den Neuschotten haben mehrere öffentliche Aemter bekleidet; sie waren als Bürgermeister, Magistratspersonen und Scheriffs angestellt. Unter dem Gouverneur Karl Mac Carthy's waren sie sehr stolz auf solche Würden; in neuerer Zeit aber übernehmen sie nur ungern irgend ein öffentliches Amt. Ein großer Theil der Häuser von Freetown gehört ihnen.

„Die Marons haben sich durch Errichtung einer kleinen zierlichen Kapelle, welche sie auf Subscription unter sich erbauten, ein Verdienst erworben. Sie unterhielten hier früher einen methodistischen Prediger, den sie aus England kommen ließen; der aber, wie die meisten Europäer, nicht lange lebte. Außerdem gibt es in Settlerstown noch eine ansehnliche, reich dotirte Wesley'sche Kapelle, und in den verschiedenen Quartieren der Stadt viele andere Privatanstalten für den Gottesdienst der Dissenters, welche durch Beisteuer von Brüderschaften, die größtentheils aus freien Afrikanern und verabschiedeten Soldaten bestehen, erhalten werden. Nur Wenige der letztern können lesen, und Viele der erstern verstehen kaum Englisch; oft kennt sogar der Prediger, der zuweilen ein freier Afrikaner, oder ein abgedankter Soldat ist, kaum die Buchstaben, und doch versammeln sie sich andächtig, um Psalmen zu singen, worin ihr Gottesdienst hauptsächlich besteht. Ihren Gesang hört man in ziemlicher Entfernung und ihre unmelodischen Stimmen verursachen den in der Nachbarschaft wohnenden Europäern keine kleinen Beschwerden. An den Feiertagen sind die Laden geschlossen, und der Sonntag wird auch von der farbigen Bevölkerung heilig gehalten.

„Mehrere, die den umherwohnenden Stämmen angehören, halten sich von Zeit zu Zeit in der Kolonie auf. Die Eingebornen haben, mit Ausnahme der Marons und Neuschotten, noch keine großen Fortschritte in der europäischen Civilisation gemacht und stehen in dieser Rücksicht selbst noch unter den Hausssklaven Westindiens; sie sind indeß sehr putzsüchtig, und die eben freigesprochenen Afrikaner ahmen ihnen hierin nach, so weit ihre Mittel es erlauben. Die Marons sprechen noch die in Jamaika übliche Mundart.

(Schluß folgt.)

*) Tectonia Linn., einer der schönsten und höchsten Bäume, dessen Holz das vorzüglichste zu Schiffs- und Wasserbauten ist.

Ein Orkan auf Barbados.

(Aus einem Schreiben vom 15 August.)

Unser Leben ist gerettet, aber Dem, der die Scene der Verwüstung nicht mit Augen sah, kann man unmöglich ein Bild davon machen. Seit 1785 war Barbados nie in einer solchen Lage: der Orkan in jenem Jahre mag länger gedauert haben, war aber gewiß nicht stärker, als der vom letzten Donnerstag (11 August). Am Mittwoch Abend schien das Wetter düster zu werden, und manche prophezeyten einen Sturm auf die Nacht. Der Wind war ziemlich stark, und um 10 Uhr erfolgte ein Regenguß, dem abermals eine Windstille folgte. Jetzt sammelte sich eine dichte Masse Wolken über dem Horizont: um Mitternacht erfolgte ein starker Windstoß, dem ein heftiger Regen folgte. Um diese Zeit blies ein frischer Wind aus Nordost, der aber allmählig zunahm: in zwei Stunden war es ein Sturm, der geraume Zeit anhielt, bis er um drei Uhr zum völligen Orkan wurde. Nun begann das Werk der Zerstörung, und dauerte mit stets gleicher Wuth bis fünf Uhr, während welcher Zeit der Blitz hie und da die furchtbare Scene erhellte. Die Häuser wurden von Grund aus weggerissen, oder wenigstens das Dach fortgeführt; die größten Bäume mit der Wurzel ausgerissen oder zerbrochen, wie Rohr. Eine Menge Menschen wurden unter den Trümmern begraben oder ohne Schutz dem wüthenden Orkane preisgegeben, der die Trümmer der Häuser in allen Richtungen fortschleuderte. Der Wind drehte sich nach Osten, dann nach Nordwesten, später wandte er sich abermals, blies heftig aus Osten, dann aus Südosten, und endlich gegen sechs Uhr unter heftigen Regenströmen aus Südwest. Noch einmal begann der Orkan, aber wenig stemmte sich noch seiner Wuth entgegen. Unmöglich ist es, die Leiden der Unglücklichen zu beschreiben, welche schutzlos den kämpfenden Elementen bloßgestellt waren. Kranke Frauen und Kinder waren mit den Betten fortgeschleudert worden, und standen nun fast nackt ohne Hülfe im offenen Felde. Als der Tag graute, bot das zerstörte Land einen herzzerreißenden Anblick dar. Der Sturm und das Krachen der fallenden Trümmer hatte aufgehört, nun vernahm man das Geschrei und das Aechzen der Verwundeten und Sterbenden. Die, welche noch Kraft genug übrig hatten, begannen die traurige Arbeit, ihre Verwandten aufzusuchen, die sie oft verstümmelt und leblos aus dem einen Grabe nur hervorzogen, um sie einem andern zu übergeben. Die Schauerscenen in den Kirchen übersteigen alle Beschreibung. Dahin hatte man von verschiedenen Seiten die Todten, die Sterbenden und Verwundeten gebracht. Die Zahl der letzteren ist ungeheuer, die erstern hatte man noch nicht alle aus den Trümmern hervorziehen können, und da die Verwesung schon eingetreten ist, so sind wir auch noch mit einer Pest bedroht, und zugleich mit Hungersnoth, wenn wir nicht schleunig unterstützt werden, denn die vor einigen Tagen noch so üppige Erndte ist in ein wüstes Feld verwandelt, auf dem, wenige Stellen ausgenommen, nichts mehr zu sehen ist. Häuser und Windmühlen sind niedergeworfen; und Stücke davon oft zu einer erstaunlichen Entfernung fortgeführt. Alle Städte haben gleichmäßig gelitten und auf der ganzen Insel findet sich auch nicht ein unbeschädigtes Haus. — Auch St. Vincent litt bedeutend durch diesen Orkan.

Nachlese aus dem Figaro.

Es ging die Sage, das Ministerium wolle dem Figaro einen seiner besten Kunden entziehen. Dieses Gerücht ist durchaus unwahr. Herr Sebastiani bleibt Minister und Figaro fährt fort, ihn zu rasiren. — Der Herzog von Modena hat dem Kaiser Nikolaus ein Amnestie-Modell geschickt. — Man liest in der Quotidienne: „Der astronomische Almanach kündigt auf den 27 Julius 1852 eine zu Paris sichtbare Sonnenfinsterniß an." Wahrscheinlich will der karlistische Mond Rache nehmen an der republikanischen Sonne. — Es gibt Geschöpfe, die sich nicht fortpflanzen können, so z. B. Maulesel und Pairs von Frankreich.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 290. 17 Oktober 1831.

Champollion's und Rosellini's Herausgabe der Monumente von Aegypten und Nubien.

Champollion und Rosellini, die Chefs der französischen und toskanischen Kommissionen zur Bereisung von Aegypten, haben sich vereinigt, die Resultate ihres Aufenthalts gemeinschaftlich herauszugeben, die französische und toskanische Regierung bezahlen die Kosten, und die beiden Herausgeber haben die Arbeit so unter sich getheilt, daß Champollion die Geschichte und Religion, Rosellini die Gebräuche und Sitten übernimmt. Es ist bei dem gegenwärtigen Stillstand aller wissenschaftlichen Arbeiten ein wahres Vergnügen, wieder eine große Unternehmung angekündigt zu sehen, und endlich eine gewisse Hoffnung vor sich zu haben, eine entscheidende Probe von der Ausdehnung der Entdeckungen von Champollion zu erhalten, denn wenn gleich Niemand die Realität seiner Entdeckung des phonetischen Gebrauchs der Hieroglyphen bestreitet, so gibt es doch noch viele Ungläubige, welche behaupten, daß sich die Entdeckungen darauf beschränken, d. h. auf das Lesen der in den Inschriften vorkommenden Namen. Dieß an sich ist allerdings eine nicht unwichtige Entdeckung und von bedeutendem Interesse für die Chronologie und Geschichte von Aegypten, und für die Bestätigung der Genealogien, welche uns Manetho u. A. hinterlassen hat, aber Dieß allein verdient den Namen der Entdeckung der Hieroglyphen nicht, und die Frage bleibt noch unentschieden, ob Champollion eigentliche Hieroglyphen, d. h. die symbolischen Schriftzeichen der Aegypter entziffert hat, oder nicht, denn der einzige Probierstein dieser Entdeckung, die Erklärung von Inschriften, ist bisher nicht von ihm gegeben worden, nämlich nicht so, daß man die Richtigkeit seiner Erklärungen hätte prüfen können; er hat nirgends den Text einer Inschrift mit der Uebersetzung bekannt gemacht, obgleich seine Briefe aus Aegypten eine große Menge von Uebersetzungen enthielten, allein ohne Text beruht natürlich die Autorität der Erklärung nur auf dem Glauben den man seinen Kenntnissen beizuschreiben geneigt ist. Man hatte hoffen können, als er letztes Jahr zum Professor der ägyptischen Literatur im Collège de France ernannt wurde, die Entwicklung seines Systems zu erhalten, allein unglücklicherweise hat ihn der Zustand seiner Gesundheit gehindert, mehr als zwei Vorlesungen zu halten, und wird es ihm lange noch nicht erlauben, seinen Curs wieder aufzunehmen, um so mehr als die Herausgabe dieses ungeheuren Werks alle seine Kräfte in Anspruch nehmen muß. Was übrigens der Einfluß seyn mag, den dieses Werk auf Champollions Ruhm haben wird, ob es die Bewunderung seiner Freunde oder die Behauptungen seiner Gegner rechtfertigen mag, so muß es jedenfalls die Wissenschaft bedeutend befördern, denn nie ist Aegypten mit solchen Vorbereitungen und Hülfsmitteln bereist worden, und in Rücksicht auf Alterthumskenntniß muß das neue Werk jedenfalls dem großen Werk der ägyptischen Kommission unendlich überlegen seyn, und eine Masse von Darstellungen bisher vernachlässigter, oder ungetreu dargestellter Monumente enthalten. Die Verfasser haben einen Prospektus herausgegeben, aus dem sich am besten ersehen läßt, wie viel von dem Werke zu erwarten ist, und der daher wohl verdient weiter bekannt gemacht zu werden. Er lautet so:

„Die Monumente von Aegypten und Nubien, mit Rücksicht auf Geschichte, Religion, bürgerliche und häusliche Gebräuche der alten Aegypter, beschrieben nach den Forschungen der französischen und toscanischen Kommissionen in jenen Gegenden, in den Jahren 1828 und 1829, und herausgegeben unter den Auspizien der französischen und toscanischen Regierungen, von Champollion dem Jüngern, und H. Rosellini."

* * *

„Aegypten ist eine der morgenländischen Gegenden, welche am meisten die Aufmerksamkeit von Europa auf sich gezogen haben, am öftesten Zweck von Reisen und der Gegenstand besonderer Untersuchungen von Seite der Gelehrten geworden ist. Seine Lage in der Mitte der alten Welt, und seine frühe Civilisation, deren Ruhm von dem Augenblick an beginnt, wo einige Völker anfangen die ersten Schritte in der Laufbahn der Bildung zu thun, setzte es mit der ganzen alten Geschichte in Verbindung, und sicherte ihm eine wichtige Rolle bei allen Revolutionen, welche die Reiche umgestürzt, und das Schicksal der Menschheit bestimmt haben."

„Die bisher erschienenen Werke über diesen so wichtigen Theil von Afrika lassen uns noch in der vollkommensten Unkenntniß über Alles, was seine Nationalreligion, seine Geschichte in der langen Reihe von Jahrhunderten, wo es unter einheimischen Königen nach und nach seinen gesellschaftlichen Zustand feststellte, die Fundamente seiner Größe errichtete, die Höhe seiner Macht erreichte, und en-

Digitized by Google

lich in einen Zustand von Verfall gerieth, der es dem Joch von Fremden überlieferte, das seit 23 Jahrhunderten darauf lastet."

„Eine genaue Kenntniß des wirklichen Zustandes von Aegypten vor dieser langen und traurigen Epoche von Sklaverei, konnte auch nicht auf die zerstreuten Dokumente gebaut werden, welche griechische und römische Schriftsteller hin und wieder geben, welche bisher die einzigen Quellen waren, die den Gelehrten zu Gebot standen, und wo sie einige sichere und des Vertrauens würdige Kenntnisse schöpfen konnten. Denn die Nachrichten von Herodot, Diodor und den Schriftstellern, welche Auszüge aus Manetho gegeben haben, sind verschieden und widersprechend, daß, bei dem gänzlichen Mangel an authentischen Quellen, die möglich gemacht hätten, zwischen den widersprechenden Nachrichten zu entscheiden, die Annalen von Aegypten nur wenige magere und unbestimmte Seiten in der Weltgeschichte bildeten, obgleich Aegypten viele Jahrhunderte von allen bekannten großen Reichen eine bestimmte sociale Gestaltung hatte."

„Dennoch hatte keines der alten Völker den Boden den es bewohnt hatte, mit so vielen, so verschiedenen und historisch so wichtigen Monumenten bedeckt, als die welche beide Ufer des Nils bedecken, von dem mittelländischen Meere bis tief nach Aethiopien; ungeheure Werke, welche gleichsam als unverwüstliche Zeugen der Macht und der Frömmigkeit der Aegypter stehen geblieben sind. Man wußte allerdings, daß die Mauern dieser Tempel und Paläste, von großen geschichtlichen Gemälden bedeckt waren, welche von unzähligen Inschriften begleitet, nothwendig authentische Daten über den bürgerlichen und politischen Zustand von Alt-Aegypten enthalten mußten, da diese Texte und Basreliefe, so gut als die Monumente denen sie zur Zierde dienen, gleichzeitig mit den Ereignissen waren, deren Andenken zu verewigen sie bestimmt waren. Allein da bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts die Sprache der Aegypter, *) und ihr Schriftsystem so gut als unbekannt waren, so konnte die Geschichte sich nicht durch diese kostbaren Denkmäler bereichern, welche der Zerstörung der Jahrhunderte, und den Verwüstungen so vieler Einfälle entgangen sind."

(Schluß folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Dieß ist der wahre Geist der alten polnischen Revolution, und man wird bald sehen, daß es auch der der gegenwärtigen ist. Bemerkt muß jedoch werden, daß der Adel in der Revolution von 1788 keineswegs im jakobinischen Nivellirsysteme handelte, wenn er sich mit den bis dahin untern Ständen des Volkes gleichstellte, sondern als wahre Nationalrepräsentation erkannte er, daß seine Rechte auch die aller Polen seyen. Die Gleichheit, das erste Recht der Humanität, würde daher niemals in Polen durch den Adel gefährdet worden seyn, im Gegentheil hatte sie unter ihm zahlreiche Vertheidiger, und vorzüglich unter dem alten Adel, der durch Geburt und Erinnerungen demokratisch gesinnt außer seinem Titel keine Gerechtsame, keine ausschließliche Privilegien besitzt.

Indeß fand das Prinzip der Freiheit und Gleichheit, das in den Rechten des polnischen Adels enthalten ist, zur Zeit der Konstitution vom 3 Mai, nur in dem aufgeklärten Theile der Bevölkerung seine Vertheidiger. Die große Masse des Volkes wußte kaum, daß der Adel an ihrer Wohlfahrt arbeitete; der Bürgerstand, der in Masse in den Adel erhoben wurde, war damals gering an Zahl und arm, denn alle polnischen Städte, die im sechszehnten Jahrhundert so blühend waren, boten nur den Anblick von Ruinen dar. Die Konstitution vom 3 Mai brauchte Zeit, um ihre wohlthätigen Folgen heranreifen zu lassen. Polen, das sich aus seinem Todesschlummer erhob, war schwach; alles bedurfte Verbesserungen; der Schatz war leer, die innere Organisation fehlerhaft, das reguläre Heer geringzählig, schlecht organisirt und ohne Kriegszucht. Im Jahre 1791 vermehrte man es zwar von dreißig auf hunderttausend Mann, allein es fehlte an Zeit, es zu organisiren. Dennoch bewies Kosciusko, obgleich Polen damals weder ein Bollwerk in seinen Gränzen noch Festungen besaß, daß es mit dem kriegerischen Muthe seiner Bevölkerung und ihrer Vaterlandsliebe unüberwindlich gewesen seyn würde, wären ihm die Mächte, die unter sich den Raub getheilt hatten, nicht an Zahl und Kriegsübung ihrer Truppen, wie durch besser organisirte Finanzen überlegen gewesen. So unterlag Polen eben in dem Augenblicke, wo ihm seine neue Konstitution eine glänzende Zukunft zu versprechen schien.

So wenig im Grund genommen auf dem Wiener Kongresse für Polen geschehen war, so freuten sich doch alle patriotisch gesinnten Herzen innerlich selbst über diese höchst zweideutige Selbstständigkeit eines polnischen Königreiches unter russischem Szepter, und sie lächelten über den Fehler, den sie die Todfeinde des polnischen Namens begehen sahen. Vergebens sagte Herr von Metternich zu dem Kaiser Alexander, daß er die Polen gegen sich selbst bewaffne, der nordische Autokrat hatte keine Ideen von einer moralischen Kraft der Völker, und glaubte nur an die Zahl seiner Bajonette. Polen schien selbst in diesem verstümmelten Zustande Kraft und Hülfsmittel genug zu besitzen, um im Nothfalle den ungleichen Kampf gegen Rußland wagen zu dürfen.

Napoleon hatte zuerst in die sprüchwörtlich gewordene polnische Unordnung Ordnung gebracht. So klein das von ihm gegründete Herzogthum Warschau, und das auf dessen Grundlagen später errichtete Königreich war, so hatte dieses doch bei weitem mehr innere Kraft, als die jagellonische Republik mit ihrem ganzen großen Länderumfange. Napoleon hatte Polen das französische Civilgesetzbuch und eine französische Militär- und Zivilorganisation gegeben. Unter der eisernen Ruthe Konstantins war überall eine bewunderungswürdige Ordnung herrschend geworden. Das Heer erhielt eine vollkomm. Organisation; die Festungen wurden wieder aufgebaut,

*) Dieß ist nicht richtig, wie die vielen koptischen Grammatiken der zwei letzten Jahrhunderte beweisen; die Kenntniß dieser Sprache scheint vielmehr nie weniger Fortschritte gemacht zu haben als in unserem Jahrhunderte, wenigstens ist nichts bedeutendes über sie erschienen, da die koptischen Wörterbücher von Quatremère, Champollion, Seiffarth u. a. nicht gedruckt sind. A. d. Ueb.

Digitized by Google

schöne Straßen durchschnitten das Land nach allen Richtungen. Man hatte Militärschulen und eine treffliche Verwaltung. Vormals hatte man zur Vertheidigung eines Landes, das weit umfangreicher war als Frankreich, nicht mehr als dreißigtausend Mann regelmäßige Truppen auf den Beinen. Seit 1815 standen zweiunddreißigtausend Mann unter den Waffen, und in wenigen Monaten konnte man diese nach der Revolution so weit vermehren, daß sie den russischen Heeren im offenen Feld die Stirne zu bieten vermochten. Im Jahre 1788 beliefen sich die Einkünfte der Republik nicht über achtzig Millionen Gulden und ein Land, welches kaum den fünften oder sechsten Theil des vorigen alten polnischen Reichs ausmacht, erfreute sich einer Einnahme von mehr als hundert Millionen. Der Staatskredit war zuvor fast in ein Nichts herabgesunken; die Bank war bei dem Ausbruche der Revolution mehr als sechshundert Millionen Gulden reich. Warschau, Modlin, Zamosc, drei ansehnliche Festungen beschützten den Mittelpunkt und die Gränzen des Reiches. So war also der Kern gebildet, um das sich das übrige Polen allmählich wieder anschließen konnte. Ein Aufstand wie der des denkwürdigen 29 November 1830 konnte jeden Tag ausbrechen, denn weder an der Gesinnung des Heeres noch der Bevölkerung war zu zweifeln. Es war eine leichte Sache, Konstantin mit seinen siebentausend Russen aus Warschau zu vertreiben, und mehr als einmal war man im Begriffe es zu thun; aber stets wurde der hitzige Muth der Jugend noch durch die weisen Rathschläge der Männer zurückgehalten, die ihr ganzes Vertrauen besaßen. Dieß führt uns auf die Mitglieder der patriotischen Gesellschaften.

(Fortsetzung folgt.)

Polen unter russischer Herrschaft.

(Fortsetzung.)

Dieses Schweigen über Polen wird noch erklärlicher werden, wenn man liest, wie Konstantins kleinlicher Argwohn mit einem Heere von Aufpassern Einheimische und Fremde unausgesetzt der strengsten Späne unterwirft. Hierauf bezieht sich folgende Stelle aus der Beschreibung eines Levers des Großfürsten:

„Der Großfürst hat den Rapport aller Generale empfangen, durch den Stadtkommandanten und Polizeipräsidenten jedes Einzelne erfahren, was seit gestern passirt, die Meldungskarten der verschiedenen Thore untersucht, sich nach den Angekommenen erkundigt und über die zur Abreise gemeldeten entschieden, ob und unter welchen Bedingungen ihnen Pässe zu ertheilen, und einige Degradationsakte unterzeichnet, ingleichen einige Befehle an den Festungskommandanten zu Zamosc als Geleitskarten der Strafwaren oder Verdächtigen, die dahin abgeführt werden.

„Er hat sich mit Gendre und Fenshawe (Chefs der geheimen Polizei) über die Neuigkeiten der nahen und auswärtigen Angelegenheiten besprochen, geschärfte Ordre wider jegliche Bewegung im Volke wiederholt, und durch Kurnta und Saß (jener ein Grieche von Geburt und General en Chef, dieser Oberst und gleichfalls Chef der geheimen Polizei) umständlichen Bericht eingezogen über Alles, was das Militär betrifft.

„Er weiß z. B., daß der General Richter gestern Abend im Mantel und Curaska durch die neue Welt gegangen, und freut sich unendlich, demselben einen Beweis seiner Allwissenheit zu geben, indem er, sobald er in den Saal tritt, ihm ins Ohr raunt: „Er möge nächstens auf seinen stillen Gängen durch die neue Welt seinen Hut aufsetzen." Er weiß ferner, daß mehrere Offiziere Unterricht in der englischen Sprache nehmen, und befiehlt, ihnen solches zu untersagen und ihnen anzudeuten, sie möchten sich statt dessen mit ihrem Dienstreglement beschäftigen. Es ist ihm berichtet worden, daß mehrere Offiziere des litthauischen Garderegiments unter sich ihr Diner halten, bei welchem Allerlei gesprochen wird, und er befiehlt sofort, diese Tischgesellschaft aufzulösen, da jeder Einzelne eben so gut auf seinem Zimmer essen könne. Er findet in der Krankenliste einen Subalternoffizier, der nicht auf der Liste von Ujazdow (Lazareth) steht, und beordert seinen Leibarzt Kuczkowski sofort, sich von der Krankheit desselben persönlich zu überzeugen und ihn noch heute ins Lazareth zu schaffen, da kein Offizier, so lang er nicht Rittmeister ist, in seiner Wohnung krank seyn darf.

„Findet er einen Fremden, der aus Paris kommt, so faßt er ihn scharf ins Auge und richtet einzelne Fragen an ihn über französische Tagserscheinungen. Ausländer, die in Warschau bleiben oder durchreisen wollen, examinirt er über ihren frühern Aufenthalt, und erkundigt sich insbesondere, ob sie deutsche Universitäten besucht haben und welche? — Nennt ein Unbefangener Jena oder Würzburg, so ziehen sich die buschigen Brauen düsterer zur Nase herab, und solch ein Geständniß ist hinreichend, die bereits gegebene Ordre zur strengsten Aufsicht geschärft zu wiederholen, oder den Befehl auszusprechen: der Fremde soll in vier und zwanzig Stunden die Stadt verlassen.

„Scheint der Fremde in irgend einer Beziehung wichtiger, und ist er ein junger Mann von guter Familie, so nöthigt er ihn, mittelbar Militärdienste anzunehmen; umstrickt ihn ohne Umstände mit schimmernden Tressen — die sichersten, schwersten Ketten, die je geschmiedet werden — der Gefangene erlangt nie oder vielleicht nach Jahren erst seine Entlassung, wenn seine Gesundheit durch irgend einen Unglücksfall zerrüttet worden und er sich seither so zu benehmen wußte, daß überhaupt an Entlassung zu denken ist. Hat sich der Fremde als gefährlich bewährt, so wird das Abschiedsgesuch von Seite des Regiments gestattet, dem Anscheine nach abgesandt, und in hoffnungsloser Ungewißheit harrt der Unglückliche von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr vergebens.

„Eingeborne russische Unterthanen, die etwa von deutschen Universitäten heimkehren und Warschau berühren, werden nicht durchgelassen — sie müssen in Dienste treten und werden in die Militärschule gesteckt, wo sie sechs, auch wohl acht Jahre als Gefangene verweilen, wiewohl sie gesetzlich nur vier Jahre, und nach einem Ukase des Jahres 1829 als russische Junker nur drei Jahre zu dienen verpflichtet sind. Aehnliche kaiserliche Ukase aber werden im Bureau des Großfürsten bei Seite gelegt und treten nicht in Kraft, weil sie seinem Willen widerstreiten. — —

„Das Spionwesen in Warschau erklärt um so eher die ersten Schritte, durch welche die Insurrektion am 29 November zu Warschau ausbrach, deren Beginn den verschiedenen Chefs der geheimen Polizei den Tod brachte. Das Verzeichniß der zu Belvedere gefallenen Generale zeugt unumwunden, daß die Insurgenten ihre Männer gekannt und diejenigen zu treffen gewußt haben, die seither als unumschränkte Machthaber die nächste Umgebung des Gefürchteten gebildet, auf dessen Wink sie öffentlich und im Geheimen jeglichen Beschluß der augenblicklichen Aufwallung vollzogen; theils auf gebahntem Wege der Subordination, theils durch ihre bezeichneten Helfershelfer, in das Wesen der Justiz eingreifend, deren Behörden in unbedingtem willenlosem Gehorsam jeglichem Befehle von Belvedere Folge leisteten.

„Dem Faktallmächtigen stand zunächst der General Gendre, dessen Gemahlin, eine Schwester des verstorbenen Generallieutenants Albrecht, durch ihre Abstammung mit dem russischen Hofe verwandt, in dem Großfürsten Konstantin einen thätigen Gönner fand, als der General Gendre, in kaiserlicher Ungnade seiner Dienste entlassen, infam kassirt nach Warschau kam, wo ihm eine Brigade der Gardeinfanterie anvertraut wurde. — — Nicht nur die „Stimme," sondern auch die „Hand des Volks" hat ihn gerichtet, und was über seinen Charakter längst bekannt war, möge die That der Verzweiflung rechtfertigen, die er selbst, auf die Unfehlbarkeit seines Ranges gestützt, im Gemüthe der unterdrückten erbitterten Nation herbeiführte. Es ist bekannt, daß Gendre während des letzten französischen Krieges für die Remonte der aktiven russischen Kavallerie beauftragt war, zu welchem Zwecke ihm Millionen zu Gebote standen, die er nach eigenem Interesse bestens zu benutzen wußte. Glaubwürdige Offiziere, welche jene Kampagne mitgemacht, erzählen einstimmig, daß die durch ihn aus Rußland zur Armee gesandten Pferde größtentheils von einer Seuche behaftet gewesen, deren Symptome keinem Sachverständigen entgangen, wodurch die Remonte, an und für sich unbrauchbar, zugleich die gesunden Pferde des aktiven Heeres in Gefahr gesetzt und nicht unbedeutende Niederlagen bewirkt habe. — — Unter den Standespersonen, die mit Gendre beim

Digitized by Google

Ausbruche der Insurrection den Tod fanden, war der Oberst Baron von Saß, ein Kurländer, Chef der geheimen Militärpolizei, als Humorist und Satyriker nicht ohne Talent, Verfasser mancher Gedichte und Epigramme, so wie einer nicht uninteressanten Novelle in Briefen, welche im Jahre 1829 in der Zeitschrift „Esthona" zu Reval erschien. — — Das Bedenkliche seines Amtes abgerechnet, konnte ihn Niemand einer Schlechtigkeit überführen. Nicht unerfahren im Gebiete der Menschenkenntniß, erblickte ich in ihm einen Mann, der unter andern Staatsverhältnissen eben so sehr ein Liberaler im reinern Sinne des Wortes geworden wäre, wie er jetzt als Serviler eine gute Miene zum bösen Spiele machte, und in seinem Herzen eben so sehr die kleinliche Angst eines Despoten belächelte, wie er sich mit Recht über die „Schwindler" amusirte, die der Beobachtung seines Scharfblickes unterworfen. Von seiner Amtspflicht machte er gegen die, welche er seines Vertrauens werth hielt, durchaus kein Geheimniß, und genirte sich gar nicht, seinen Bekannten ein neuerfundenes Instrument zu zeigen, jedes Briefsiegel unverletzt zu öffnen und ohne Spur des Erbrechens."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Am 11 September wurden zu Venedig einige leise Stöße eines Erdbebens verspürt, zu gleicher Zeit aber auch und mit größerer Heftigkeit zu Parma. Zu Venedig war die Richtung der Stöße von Osten nach Westen, in Parma hingegen von Nordosten nach Südwesten; sie erfolgten äußerst heftig und dauerten in oszillirenden Bewegungen acht Minuten. Zu Parma blieben die Uhren stehen, der Maueranwurf fiel herab und die Glocken fingen an von selbst zu läuten. Die Einwohner stürzten aus den Häusern und Kirchen, in der Furcht unter ihrem Einsturze begraben zu werden. In den ersten Augenblicken des Erdbebens wurden die Pferde unruhig und schnaubten; die Hunde flüchteten auf die Straßen und stießen ein klägliches Geheul aus.

•

Die Citadelle von Antwerpen wurde im Jahre 1568 von Herzog Alba erbaut, um die Bevölkerung der Stadt im Zaume zu halten, wie er dieß auch bei mehreren andern niederländischen Städten that, welche er gleichfalls mit Citadellen versah. Ihr Umfang beträgt 2500 Schritte. Die Kirche enthält noch viele Denkmäler edler Spanier, die daselbst begraben sind. Mitten auf dem großen Platze stand ehemals die Statue, welche Herzog Alba sich selbst von den dem Feinde abgenommenen Kanonen errichten ließ; eine Anmaßung, welche der König und der Adel ihm niemals verziehen. Die Citadelle, obgleich in den letzten Jahrhunderten mehrere Male eingenommen, ist sehr fest, und Carnot hat im Jahre 1814 gezeigt, welche Vertheidigungsmittel sie darbietet.

•

Privatbriefe aus Kairo vom 5 August melden, daß der Vizekönig von Aegypten kürzlich Nachrichten von den Truppen erhielt, welche er nach Syrien gegen den Pascha von Bagdad sandte, und die bereits in Damaskus angekommen waren. Die Nachrichten aus jenen Ländern lauten keineswegs günstig; die Cholera wüthet in Bagdad; alle angesteckten Häuser werden cernirt, um die weitere Verbreitung der Ansteckung zu hindern, woraus hervorgeht, daß die Türken die Cholera mehr als die Pest fürchten, denn gegen diese haben sie niemals solche Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Zu den Verheerungen der Seuche kommen noch die, welche das Austreten des Tigris anrichtete, der alle an seinen Ufern stehenden Häuser wegriß. Ali, Pascha von Aleppo, der mit der Unterwerfung von Daud, Pascha von Bagdad, beauftragt ist, wagt sich mit seiner Armee nicht in die angesteckte Stadt.

•

In der Akademie der Wissenschaften in Paris las am 11 Julius ein Herr Roulin einen Aufsatz über die Gelatine als Nahrungsmittel vor. Die Hauptthatsache, worauf er sich beruft, ist sehr merkwürdig. Dieser junge Gelehrte machte gegen das Ende des Jahres 1825 eine Exkursion in die Wälder, welche den westlichen Abhang des Quindiu in Columbien bedecken. Die Reise sollte nur zwei Tage dauern, sie verzog sich aber, und die Lebensmittel waren bald völlig erschöpft. Nach vergeblichen Versuchen, sich welche zu verschaffen, kam einer seiner Führer auf den Einfall, seine Sandalen zu essen, die andern folgten dem Beispiele; man briet die ungegerbten und durch die Feuchtigkeit des Bodens sehr weich gewordenen Sandalen, und nachdem jeder eine Drittelssandale verzehrt hatte, was ihnen aber zwei Stunden Zeit kostete, fühlten sie sich auffallend gestärkt. Sie kamen endlich am vierzehnten Tage am Orte ihrer Bestimmung an, nachdem sie fünf Paar Sandalen und einen Schurz aus Hirschfell gegessen hatten.

•

Der erste Präsident des königlichen Gerichtshofes von Grenoble, Herr Faure, wurde nach Genf geschickt, um über das Strafsystem dieser Stadt nähere Erkundigungen einzuziehen. Aus seinem Berichte hierüber an die Regierung geht hervor, daß das Gefängniß zu Genf, durchaus nach dem panoptischen System Benthams gebaut, alle wegen Verbrechen oder Vergehen Verurtheilte enthält. In vier Sektionen oder Ateliers getheilt, werden die Gefangenen täglich zur Arbeit angehalten. Man lehrt sie lesen, schreiben und rechnen. Man unterrichtet sie in einem Handwerke, wovon sie ihren Unterhalt haben können, wenn sie in die Gesellschaft zurückkehren. Diesem Unterrichte zur Seite geht moralische Unterweisung und Erbauung. Der Ertrag ihrer Arbeiten wird zwischen den Unterhaltungskosten der Anstalt und einer Sparkasse der Züchtlinge getheilt, die sich nach beendigter Strafzeit im Besitze einer kleinen Geldsumme sehen, lesen, schreiben und rechnen und ein Handwerk können. Traurig stehen diesen Anstalten gegenüber die französischen Gefängnisse da. „Ein zu Genf verurtheilter Verbrecher," sagt der Berichterstatter, „kommt gebessert und gebildet aus dem Straforte hervor: ein Franzose kehrt von der Galeere nur noch unwissender und unmoralischer in die Gesellschaft zurück, wie ein wildes Thier, das seine Ketten zerbrochen hat und das Jedermann flieht. Er muß Hungers sterben oder wieder stehlen."

•

Der englische Ingenieur Wellman Wright hat einen Plan entworfen, London mit reinem und gesundem Wasser zu versehen, wobei er im Sinne hat, unter dem Bette der Themse Filtrirgruben anzulegen, aus welchen das gereinigte Wasser nicht für die Stadt im Allgemeinen weiter geleitet werden soll, sondern für eine Gesellschaft, die sich für dieses Projekt gebildet hat, und das Wasser an einzelne Verkäufer vertheilen wird.

•

Das „New Monthly Magazine" erzählt, in der Grafschaft Kent, nahe bei Wincheap auf dem Felde, wo die blutdürstige Königin Maria so viele Hinrichtungen vollziehen ließ, haben Kinder im Spielen eine Grube gegraben, eben da, wo gewöhnlich die Scheiterhaufen errichtet waren, und eine noch vollkommen gut erhaltene glasirte Vase gefunden, und darin zwei alte Goldstücke, einen Dolch von seltsamer Form mit silbereingelegtem Griffe und eine Pergamentrolle mit folgender Inschrift in altem Englisch: „Prophezeihe, 1550 am 12 Jänner während einer strengen Kälte. Im Jahre 1851 wird es heftige Verwirrungen geben: Euer Land wird an den Abgrund der Zerrüttung kommen; aber es wird sich ein Menschengeschlecht reich an Tugenden und Verstand erheben, das des Landes Kraft wieder erneuern und das Volk zu glückseligem Leben führen wird: und Eure Macht, die gegen Euer Volk gekehrt ist, wird endlich an ihre rechtmäßigen und wahren Besitzer kommen."

•

Der Citoyen Hetherington, wie sich dieser Journalschmuggler nennt, der bereits zweimal verurtheilt wurde, ungestempelte Zeitungen verkauft zu haben, und vierzig Pfund Strafe erlegen sollte, wurde vergangene Tage vor die Polizeibehörde der Bowstreet gestellt, da er wegen Weigerung, die Strafe zu erlegen, verhaftet worden war. Der Citoyen widersetzte sich fortwährend, die erkannte Strafe zu bezahlen, und wurde zu zwölf Monaten Gefängniß im Korrektionshause verurtheilt. Lange Zeit hatte sich Hetherington den Nachstellungen der Polizeibeamten zu entziehen gewußt und wurde durch verschiedene Theile des Landes verfolgt. Ein Polizeiagent, der seine Fährte beobachten sollte, gab vor dem Gerichte an, er habe vor Hetheringtons Thüre mehrere Male in der Nacht einen schönen Wagen mit zwei Livreebedienten halten sehen; ein vornehmer Herr sey ausgestiegen und geraume Zeit im Hause des Angeklagten geblieben, worauf er sich wieder in der Richtung von Russelsquare entfernte. Es möchte einen interessanten Aufschluß über die Geschichte des Poor Mav's Guardian (so heißt eines der Journale Hetherington's) geben, meint der Courier, wenn man die Namen dieser nächtlichen Besucher erfahren könnte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 291. 18 Oktober 1831.

Die alte Civilbaukunst in England.

(Aus dem Quarterly Review, Julusheft 1831.)

Die Geschichte der bürgerlichen Baukunst in England ist größtentheils noch unbearbeitet, und würde ein Werk von höchstem Interesse geben. Die Trümmer von Mosaikfußböden und köstlichen Bädern, die der Pflug fast alljährlich aus englischem Boden aufwühlt, lassen keinen Zweifel, daß die Römer, während sie im Besitz der Insel waren, dort ihren Baustyl einführten; die Briten mochten diesen in gewisser Beziehung nachgeahmt haben, wenigstens bedienten sich seiner offenbar ihre Nachkommen in der Anlegung und Verzierung ihrer religiösen Gebäude. Da jedoch Ueberreste britischer Wohnungen durchaus fehlen, so läßt sich hierüber nichts mit Bestimmtheit sagen. Dieselbe Bemerkung gilt der sächsischen Epoche; denn die wenigen runden oder viereckigen Thürme von drei oder vier Stockwerken, die noch aus jener Zeit übrig sind, wurden wahrscheinlich mehr zum Schutz des Landes und als Zufluchtsorte bei feindlichen Einbrüchen erbaut, als für beständige Wohnsitze. Coningsburgh in Yorkshire und Castleton in Derbyshire sind einige der größten und best erhaltenen Ueberreste jener sächsischen Befestigungen, wenn sie anders dieser Zeit angehören.

Doch die sächsischen Einwohner Englands errichteten nur wenige solche Waffenplätze. Ihre Sitten waren friedfertiger Art und neigten sich mehr zum Ackerbau als zum Kriege hin. Sie wohnten, wie Wilhelm von Malmsbury berichtet, in niedern und schlechten Häusern, die weder auf Glanz noch Dauer Anspruch machten. Auch war es der von Vertheidigungsorten entblößte Zustand des Landes, der den Normannen seine Eroberung so leicht machte. Um diesem Mangel abzuhelfen, und seine neu erworbenen Besitzungen zu sichern, verlor Wilhelm keine Zeit starke Kastelle in allen Hauptstädten des Königreichs, wie zu Lincoln, Norwich, Rochester u. s. w. erbauen zu lassen, in der doppelten Absicht, wie eine alte Chronik berichtet, „um die Städte zu befestigen und ihre Einwohner im Zaume zu halten.“ Seine Waffengefährten, unter die er das Land der Angelsachsen vertheilt hatte, mußten sich gegen die Rache der Einwohner, die sie beraubt hatten, schützen und ahmten das Beispiel ihres Herrn nach, indem sie auf ihren Besitzungen Schlösser erbauten. Die unruhigen und stürmischen Verhältnisse des Königreiches unter den folgenden Regierungen veranlaßten eine reißendschnelle Vermehrung fester Plätze, und gegen die letzten Jahre der Regierung Stephans sollen in England allein nicht weniger als 1115 Burgen gezählt worden seyn. „Das ganze Königreich,“ sagt der Verfasser der sächsischen Chronik, „war damit bedeckt, und das arme Volk wurde erschöpft durch die zu ihrem Bau erzwungenen Arbeiten.“ Man fand bald, daß diese Zwingburgen auch dem Könige lästig wurden, da die Barone daraus ihrem Lehensherrn trotzten, und eine der ersten Verordnungen Heinrichs II verbot den Bau von Kastellen ohne königliche Erlaubniß. Einige dieser Bewilligungen sind noch vorhanden. Die älteste, die man kennt, ist die von Richard II seinem Kanzler Richard Lord Scrope verliehene, zu Bolton eine Burg zu bauen, oder wie es in der Urkunde heißt: „Licentia batellare, kernellare (crenellare) et machicolare.“

Manche der Schlösser aus diesem Zeitalter waren von weitem Umfange und boten den Anblick einer rohen Größe. Zu dem einzelnen Wartthurm aus der früheren Zeit kamen noch mehrere andere, runde und viereckige, die durch Seitenwälle mit einander in Verbindung standen, und einen vieleckigen Hofraum einschlossen, dessen Eingang gewöhnlich zwischen zwei starken dicht an einander gelegenen Thürmen verwahrt wurde. Außerdem vertheidigte auch noch ein Vorwerk, „Barbican“ genannt, und Graben und Zugbrücke das Thor. Eisenplatten bedeckten die massiven Thorflügel, hinter denen das Fallgatter in tiefen Fugen des Mauerwerkes niedergelassen wurde. Oben sprang eine Brustwehr hervor, die auf Nischen ruhte, zwischen denen sich die Oeffnungen befanden, die man „machicolations“ nannte, aus denen geschmolzenes Blei, heißes Wasser und Steine auf die Köpfe der Feinde herabgestürzt werden konnte, die den Eingang erzwingen wollten, was gewöhnlich dadurch geschah, daß man das Thor in Brand zu stecken versuchte. Der Wartthurm (stronghold) erhob sich hoch über das ganze Schloß und stand gewöhnlich auf einem künstlich errichteten Hügel. Er enthielt die Brunnen, ohne die die Besatzung in diesem ihrem letzten Zufluchtsort sich nicht halten konnte, das Verließ oder unterirdische Gefängniß (donjon), das oft der ganzen Burg den Namen gab, und verschiedene Gemächer, die indeß wahrscheinlich nur zur Zeit einer Belagerung bewohnt wurden. Die Stiege, die diese Gemächer mit einander verband, war entweder in die dicke Thurmmauer eingebrochen oder führte an der Außenseite des Thurmes hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Champollion's und Roſellini's Herausgabe der Monumente von Aegypten und Nubien.

(Schluß)

„Glücklicherweiſe *) hatte die Wiſſenſchaft zu frühe verzweifelt, den Schleier aufzuheben, der unſern Augen die eigentliche Natur der ägyptiſchen Schrift verhüllte. Die Arbeiten einer wiſſenſchaftlichen Kommiſſion, welche während der Beſetzung von Aegypten über dieſes Land ſchrieb, hätten die Hoffnung lebendig erhalten ſollen, da der Eifer dieſer Reiſenden die ausgedehnteſten Notizen über den gegenwärtigen Zuſtand der Monumente ſammelte, mit einer bemerkenswerthen Genauigkeit die Meiſterſtücke der ägyptiſchen Architektur bekannt machte, eine Menge von Basreliefs gezeichnet hatte, welche ſchon einige allgemeine Begriffe über den altägyptiſchen Cultus geben, und zahlreiche Facſimiles von Inſchriften und Handſchriften bekannt gemacht hatten, welche für die Philologie ein unſchätzbares Hülfsmittel waren, indem nun dieſe Texte eine Baſis für genaue Forſchungen über das alte Schriftſyſtem der Aegyptier geben konnten.

„Mit ſolchen Hülfsmitteln, und durch eine beharrliche Arbeit von mehr als 20 Jahren, konnte die Gelehrſamkeit endlich das Geheimniß der ägyptiſchen Schrift durchdringen, und die genaueſten Data über die Elemente, den Laut und die verſchiedenen Zuſammenſetzungen der Charaktere erlangen, in denen die alten ägyptiſchen Texte geſchrieben ſind. Die Entdeckung des hieroglyphiſchen Alphabets, der Baſis des ägyptiſchen Schriftſyſtems, **) die durch die öffentlich ausgeſprochene Annahme aller europäiſchen gelehrten Korporationen beſtätigt iſt, verſprach den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften eine reiche Ausbeute neuer Fakta, die um ſo wichtiger ſeyn mußten, als ſie mit Gewißheit große Lücken in den erſten Seiten der Annalen der Menſchheit ausfüllen mußten. Um aber dieſer Erwartung Genüge zu leiſten, wurde es unumgänglich nothwendig, dieſe neuen Kenntniſſe der hieroglyphiſchen Schrift auf die an allen öffentlichen und Privatmonumenten in Nubien und Aegypten ausgehauenen Inſchriften auszudehnen; und Dieß war der Zweck der auf Koſten der franzöſiſchen und toskaniſchen Regierungen ausgeſchickten Kommiſſionen, welche unter der Leitung von Champollion dem Jüngern und Hrn. Roſellini dieſe Gegenden vom mittelländiſchen Meer an, bis an den zweiten Nilfall während der Jahre 1828 und 1829 unterſuchten.

„Die Mitarbeiter dieſer zwei Reiſenden waren Alexander Duchesne, Lehour, Bertin, Neſtor l'Hote, Salvador Cherubini, Dr. Ricci, Gaetano Roſellini (ein Architekt), Joſeph Angelelli, Raddi, Profeſſor der Naturgeſchichte, mit einem Gehülfen, und Bibent, ein Architekt. Der Letztere verließ wegen Kränklichkeit ſeine Gefährten in Memphis, und kehrte nach Frankreich zurück, wo er bald darauf ſtarb. Raddi ſtarb auf der Inſel Rhodus, auf der Rückkehr, ſein Gehülfe war ſchon einige Monate früher in Livorno geſtorben. Ricci iſt durch den Biß eines Skorpions in Theben an der ganzen linken Seite gelähmt.

„Die Reiſenden haben den Zweck ihrer Expedition immer feſt vor Augen behalten. Die Monumente auf beiden Seiten des Stromes und in den verſchiedenen Theilen des Nilthals eines nach dem andern unterſucht, und ſo zu ſagen einen methodiſchen Auszug aus den Dokumenten aller Art gemacht, welche jede der Ruinen darbot. Jedes Basrelief und jede Inſchrift, welche ein hiſtoriſches Datum, einen Punkt religiöſen Glaubens, oder einer bürgerlichen Gewohnheit enthielt, iſt mit der größten Genauigkeit gezeichnet oder abgeſchrieben worden, und wo es nur immer nothwendig ſeyn konnte, für die Verſtändlichmachung des Gegenſtandes oder um eine Idee der künſtleriſchen Kompoſitionen zu geben, welche die Monumente Aegyptens zieren, ſind die Basreliefs durch genaue Zeichnungen mit allen Details der Farben, mit welchen die Originale noch bedeckt ſind, dargeſtellt worden. Dieſe lange und große Arbeit, die etwa 1500 Zeichnungen gegeben hat, wurde noch vervollſtändigt durch eine beſondere Beſchreibung, welche an Ort und Stelle von jedem Monument gemacht wurde, und welche den Gegenſtand des Basreliefs, das Detail der Ornamente, die immer einen Sinn haben, ſo wie die Abſchrift der Inſchriften enthalten, welche dabei ſtehen, wenn ſie irgend einen hiſtoriſchen Sinn enthalten.

„Die Zeit ſcheint endlich gekommen zu ſeyn, dem gelehrten Europa die Früchte dieſer wiſſenſchaftlichen Reiſe vorzulegen, deren Reſultat durch den Reichthum und den Ueberfluß an Dokumenten, die ſie verſchafft hat, bei weitem die Hoffnungen übertroffen hat, welche das Motiv zum Beginnen dieſer Unternehmung waren.

„Der Plan, welcher den Unterſuchungen, die während der Reiſe veranſtaltet wurden, zu Grunde lag, wird natürlicherweiſe in der Herausgabe der Reſultate dieſer gewiſſenhaften Arbeit befolgt. Der Zweck iſt in dieſem Werke ein geordnetes Bild des alten Zuſtandes der ägyptiſchen Civiliſation zu geben, und die Geſchichte von Aegypten nach dem unwiderſprechlichen Zeugniſſe der gleichzeitigen Monumente wieder herzuſtellen.

„Dieſe Arbeit, welche durch die große Menge der Monumente von Aegypten und Nubien, und die unendliche Mannichfaltigkeit der Inſchriften auf ihnen möglich wird, ſoll in drei Theile zerfallen, die zuſammen 400 Kupfertafeln enthalten ſollen, von denen wenigſtens 100 kolorirt werden, und 10 Bände Text mit einigen Kupfern.

„Der erſte Theil, welcher den bürgerlichen Zuſtand enthält, beſteht aus 136—140 Kupfern, großentheils kolorirt, die eine große Maſſe von Gegenſtänden nach Gräbern und öffentlichen Gebäuden enthalten, die ſich auf alle Details des bürgerlichen und häuslichen Lebens der Aegypter beziehen. Die Gegenſtände ſind ſo abgetheilt:

1) Vogeljagd 4 Kupfer. 2) Die verſchiedenen Arten von Vögeln, die auf den Jagdgemälden dargeſtellt ſind 7 K. (meiſtens kolorirt). 3) Jagd vierfüßiger Thiere, die verſchiedenen Arten von Hunden, welche

*) Dieß iſt gar zu naiv, es kann ein Glück für Champollion und Roſellini ſeyn, daß die Wiſſenſchaft nicht vor ihnen das Alphabet der phoneticiſchen Hieroglyphen gefunden hat, allein keineswegs für die Wiſſenſchaft oder ihre Freunde. Uebrigens hatte die Wiſſenſchaft nie daran gezweifelt, und die immer wiederholten Verſuche beweiſen es, und wenn die meiſten dieſer Verſuche unglücklich ausfielen, ſo wurden doch immer neue gemacht, bis endlich Young und Champollion einen wirklichen Schritt in der Sache thaten. A. d. Ueb.

**) Dieß iſt eben die Frage, ob das Alphabet von Champollion die Baſis der ägyptiſchen Schrift, oder nur ihre Anwendung auf den Ausdruck des Laus bei Namen iſt. Das angekündigte Werk muß den Beweis dafür oder dawider enthalten, allein die Frage iſt noch nicht entſchieden. A. d. Ueb.

Digitized by Google

dazu gebraucht wurden, die vierfüßigen Thiere, die gejagt werden, und die Rückkehr von der Jagd 11 K. 4) Fischer, mit der Schnur, mit der Angel, mit dem Netz und mit dem Dreizack, Bereitung der Fische, Arten der Fische, die gefischt werden in den Fischgemälden 3 Tafeln. 5) Viehzucht und Erziehung anderer Hausthiere, und Veterinärkunst 6 T. 6) Agrikultur und Instrumente, die sich darauf beziehen 6 T. 7) Weinbau und Gartenbau 3 T. 8) Künste und Gewerbe 26 T. 9) Häusliches Leben, Häuser, Meubles, Werkzeuge, Küche, Essen, Dienstboten, Toilette, Schmuck u. s. w. 25 T. 10) Musik, Tanz u. s. w. 9 T. 11) Spiele und Unterhaltungen 4 T. 12) Schifffahrt und Handel 6 T. 13) Kriegerkaste, Gymnastik, Waffen, Uebungen 17 T. 14) Administration der Rechtspflege 2 T. 15) Einbalsamirung und Todtengebräuche 13 T.

„Der zweite Abschnitt wird die historischen Monumente enthalten, welche sich auf die Regierungen der Pharaone, und die griechische Dynastie der Lagiden beziehen, in chronologischer Ordnung, von den ältesten Epochen an, bis auf die Regierung von Cäsarion, dem Sohn von Julius Cäsar und der Cleopatra; diese wichtige Reihe von Basreliefs wird etwa 200 Kupfer in folgender Ordnung enthalten.

„Früheste Dynastien, die vor dem Jahre 1822 vor Christus regiert haben, 8 Kupfer. Regierung von Amenothph dem Ersten 2 Kupfer. Regierung von Touthmosi dem Ersten 2 K. Regierung von Thouthmosi dem Zweiten 1 K. Regierung von Amensé und Amenhembe 5 K. Regierung von Touthmosi dem Dritten (Moeris) 4 K. Regierung von Amenothph dem Zweiten 3 K. Regierung von Touthmosi dem Vierten 2 K. Regierung von Amenothph dem Dritten (Memnon) 11 K. Regierung von Horus 6 K. Regierung von Rhamses dem Ersten 2 K. Regierung von Menephtah dem Ersten 27 K. Regierung von Rhamses dem Zweiten 12 K. Regierung von Rhamses dem Dritten (dem Großen, Sesostris) 42 K. Regierung von Menephthah dem Zweiten 2 K. Regierung von Siphthah-Menephtah 2 K. Regierung von Menephtah dem Dritten und seinem Nachfolger 2 K. Regierung von Rhamses Meiamoun 30 K. Regierung der übrigen Rhamses der 19ten Dynastie 3 K. Regierung der Rhamses der 20 Dynastie 2 K. Regierung der Könige von der 21 Dynastie (Tanitis) 3 K. Regierung der Könige von der 22 Dynastie (Bubastitis) 4 K. Regierung der Könige von der 23 und 24 Dynastie (Tanitis und Saitis) 1 K. Regierung der Könige von der 25 Dynastie (Aethiopier) 3 K. Regierung der Könige von der 26 Dynastie (Saitis) 4 K. Regierung der Könige von der 27 Dynastie (Perser) 2 K. Regierung der 28 Dynastie (Saitis) 1 K. Regierung der 29 Dynastie (Mendesis) 1 K. Regierung der Könige von der 30 Dynastie (Sebennytis) 1 K. Griechische Dynastie oder Lagiden 14 K.

„Kleidungen, physische Charaktere, und Namen aller alten Völker von Afrika, Asien u. s. w., welche auf ägyptischen Monumenten dargestellt sind, 6 K. In der Erklärung dieser Kupfer werden die verschiedenen Nachrichten, welche in den alten Schriftstellen über die alte Geschichte von Aegypten enthalten sind, sorgfältig mit den Originalmonumenten verglichen werden, woraus sich nothwendig neue Wahrheiten und Fakta ergeben müssen, welche die Freunde der Geschichte schon längst gewünscht haben.

„Die dritte Abtheilung besteht aus Monumenten, welche sich auf Religion und Kultus der alten Aegypter beziehen, und wird etwa aus 30 Kupfern bestehen, welche sich theils auf das Ganze der ägyptischen Religion, theils auf den einzelnen Städten in Aegypten und Nubien eigenthümlichen Kultus beziehen, so weit sich Monumente darüber erhalten haben. Der Text dieses Abschnitts wird eine Notiz über alle Tempel enthalten, die noch im Nilthal stehen. Man wird die genaue Zeit ihrer Gründung und die verschiedenen Restaurationen bestimmen.

„Endlich werden 18 Kupfer eine wichtige Reihe astronomischer Gemälde darstellen, welche nach den Tempeln und den Wänden der Königsgräber gezeichnet sind.

„Die Verfasser fordern mit Vertrauen die aufgeklärten Freunde der Wissenschaften und Künste auf, die Herausgabe dieser großen Masse historischer Materialien, die mit einer vollkommenen Treue dargestellt sind, zu befördern. Das Werk wird durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes, die Mannichfaltigkeit und schöne Ausführung der Darstellungen der Unterstützung würdig seyn, welche das gelehrte Europa immer großen und dem öffentlichen Nutzen geweihten Unternehmungen zugestanden hat.

„Das Werk wird aus 1) 400 Tafeln in groß Folio bestehen, sie sind theils gestochen, theils lithographirt, und wenigstens 100 sind koloriet.

2) aus 10 Bänden Text in 8, je von 4 bis 500 Seiten, französisch in Paris, italienisch in Pisa gedruckt, bei Didot in Paris, bei Capurro in Pisa.

„Die Platten werden in 40 Lieferungen, je zu 10 Platten erscheinen, vom Januar 1832 an, jeden Monat eine, der Preis jeder Lieferung ist 20 Fr., der Text ist dabei mit eingeschlossen; so daß das Ganze 800 Fr. kosten wird. Man unterschreibt bei Didot, Treuttel und Würtz, Artaria, Piatti und Nistri.

* * *

Man hätte wünschen können, daß die zwei Kommissionen ihre Arbeiten besonders herausgegeben hätten, denn wenn auch manche Wiederholungen daraus entstanden wären, so hätte es viele andere Vortheile gehabt, welche diesen kleinen Nachtheil weit überwogen hätten; man muß auch bedauern, daß die Kommissionen so kurze Zeit in Aegypten geblieben sind, denn 15 Monate sind keine hinlängliche Zeit, die unzähligen Inschriften zu lesen, um die wichtigern auszuwählen, um Grabungen zu veranstalten, und neue Monumente zu entdecken, oder nur die bekannten zu zeichnen. Allein das was geschehen ist, ist immer ein dankenswerther Dienst, der der Wissenschaft geleistet ist, und wird dem großen Sinn der französischen Regierung Ehre machen.

Der Handel auf dem Niger im Jahre 1702.

Von der Reise der unternehmenden Gebrüder Lander, deren Muth und Ausdauer wir die volle Bestätigung der schon früher von Vielen gehegten Meinung verdanken, daß der Niger in mehrere Flüsse oder Arme getheilt in den Buchten von Benin und Biafra im Golf von Guinea ausmünde, war in diesen Blättern bereits die Rede. Der nachstehende Auszug eines Briefes, den ein Faktor der holländisch-afrikanischen Kompagnie, bereits im Jahre 1702, an seine Vorgesetzten schrieb, möchte daher im gegenwärtigen Augenblicke um so mehr von Interesse seyn, als er eine Beschreibung des Flusses Formosa, des einen von jenen Nigerarmen, enthält und den Beweis gibt, daß in früheren Zeiten auf dem Niger nicht nur Handelsverbindungen mit dem Innern von Afrika unterhalten wurden, vorausgesetzt, daß der Formosa einer jener ausmündenden Arme ist, sondern auch daß die Engländer vor 150 Jahren Niederlassungen und Faktoreien

Digitized by Google

an jenem Fluß besaßen, welche, wie es scheint, im Jahre 1702 verwüstet und verlassen wurden.

„Ungefähr 50 Meilen östlich von Ardra liegen das Kap und der Fluß Formosa, vom Königreich Groß-Benin, von dem er umgränzt ist, auch Benin genannt."

„Beschifft man den Fluß von Westen aus, so zeigt sich sein Flußgebiet sehr eben und waldig. Die westliche Spitze ist viel höher und sieht wie ein Felsen mit abgestutztem Gipfel aus; die östliche Spitze aber ist nieder und flach. Die Ausmündung des Flusses ist ungefähr eine Meile breit; fährt man mehr aufwärts, so findet man Stellen, welche noch breiter, aber auch andere, welche schmäler sind."

„Dieser Fluß theilt sich in zahllose Arme, von denen einige so breit sind, daß sie wohl den Namen der Flüsse verdienen; jedes von ihren Ufern wird von einem besondern Volke bewohnt, das von seinem eigenen König beherrscht wird. Die Menge von Armen macht das Aufwärtssegeln auf dem Fluß so schwierig, daß ein Pilot unentbehrlich ist."

„Ungefähr eine und eine halbe Meile von der Mündung sind zwei Arme, welche einer vom andern fast eine halbe Meile entfernt sind. An einem derselben haben die Portugiesen eine Faktorei und Kirche in der Stadt Awerre; diese Stadt wird von einem eigenen unabhängigen König beherrscht, welcher den König von Groß-Benin nur als seinen Nachbar und Verbündeten behandelt. Dieser äußerst stolze Fürst beweist weder ihm noch andern Potentaten die geringste Achtung; denn er glaubt der größte König, wo nicht in der ganzen Welt, doch wenigstens von Guinea zu seyn."

„Der gewöhnliche hiesige Handelsplatz heißt Aredo, und liegt ungefähr 60 Meilen oberhalb der Ausmündung des Flusses. So weit und noch weiter können unsere Schiffe auf ihrer Fahrt sehr bequem kommen, indem sie, außer den Buchten, von denen einige sehr breit sind, hunderte von den Armen des Flusses durchsegeln."

„Die Portugiesen sagten mir, es gäbe eine Straße zu Lande und eine noch viel bequemere zu Wasser bis Caldary; es sei leicht, die zunächst strömenden Flüsse Lagos, Elrei, Camarones und mehrere andere auf einem Kanoe zu befahren, den Fluß Volta ausgenommen."

„Mehrere Meilen von der Ausmündung des Flusses aufwärts ist das Land durchaus nieder und sumpfig, die Ufer sind mit hohen und niedern Bäumen besetzt und das Land weit und breit bildet, von den zahllosen Armen des Flusses durchschnitten, lauter Inseln. Außerdem gibt es noch mehrere Arten schwimmender Inseln, d. h. Stücke Land, welche mit Schilf bedeckt sind und von Wind und Sturm hin und her getrieben werden; sie begegneten uns oft auf unserem Weg und nöthigten uns einen anderen Lauf zu nehmen."

„Dieser Platz ist der Annehmlichkeiten wegen, welche der Fluß und das angränzende Land bieten, für den Handel sehr vortheilhaft. Das Land ist ganz eben, ohne Hügel und steigt dennoch sanft aufwärts, was eine herrliche Aussicht gewährt, die noch durch eine Menge von Bäumen erhöht wird, welche so regelmäßig stehen, als wären sie eigens in dieser Ordnung gepflanzt worden."

„Obgleich hier eine zahlreiche Volksmenge lebt, so ist das Land im Verhältniß seiner Größe und im Vergleich mit Ardra doch nicht volkreich zu nennen. Die Städte liegen in großer Entfernung von einander, doch näher dem Flusse als dem Innern des Landes."

„Gegenwärtig sind es vorzüglich drei Orte, wohin wir Handel treiben, und wo sich, besonders zu der Zeit, als wir dort vor Anker gingen, alle Neger aus dem benachbarten Inland versammelten."

„Das erste von diesen Dörfern heißt Beodedoe und zählt ungefähr 50 aus Schilf und Blättern gebaute Häuser oder Hütten. Es wird von einem Vicekönig und einigen ihm beigegebenen Häuptlingen beherrscht, welche unter dem König und in seinem Namen den ganzen Distrikt regieren. Ihre Gewalt erstreckt sich indeß nur über geringfügige Gegenstände, als Civilangelegenheiten und Erhebung der Steuern für den König; fällt etwas Bedeutendes vor, oder wird ein Hauptverbrechen begangen, so sind sie nicht ermächtigt zu entscheiden, sondern müssen nach Hof berichten, und von dorther Entscheidung erwarten."

„Das zweite Dorf Aredo, welches mehr am Fluß aufwärts liegt, ist länger als breit, und hat ziemlich viele Häuser und Menschen. Die Häuser sind größer als zu Beodedoe, doch in demselben Styl gebaut. Dieser Ort, so wie das dazu gehörige Land steht ebenfalls unter einem Vicekönig. Vor vier Jahren gab es hier zwei Faktoreien, wovon eine der englischen und eine der holländischen Kompagnie gehörte; jede von ihnen hatte ihre besondern Faktoren und Verwalter, auf portugiesisch mercadors und fiadors genannt; die letztern sind hier nur eine Art Mäkler. Da die Engländer hier schon mehrere Jahre keinen Handel mehr getrieben haben, so ist ihre Faktorei zerstört und deren Leute der unserigen einverleibt worden."

„Agatton, das dritte Dorf, war früher ein bedeutender Handelsplatz, hat aber durch Kriege so viel gelitten, daß es jetzt fast verödet ist. Es liegt an einem kleinen Hügel im Flusse, der nur oben noch mit dem Lande zusammenhängt. Die Ruinen bezeugen, daß es ein sehr großes Dorf, angenehmer und gesunder als eines der andern war, weßhalb auch die Neger Alles aufbieten, um es wieder herzustellen; es ist von Fruchtbäumen von allen Gattungen umgeben. In seiner Umgebung liegen mehrere kleinere Dörfer, deren Bewohner zu jedem bedeutenden Markt, der fünf Tage dauert, hierher kommen."

„Eine Tagreise zu Land von Agatton liegt die Stadt oder das Dorf Groß-Benin, die Residenz des Königs. Noch muß ich eines kleinen Dorfes gedenken, wohin wir früher Handel trieben, Meisorg genannt; wahrscheinlich wurde es nach einem unserer Faktore so genannt."

„Die Einwohner von Groß-Benin sind im Ganzen gutmüthig und höflich; wir erhalten Alles von ihnen, was wir nur in Güte verlangen. Machen wir ihnen Geschenke, so bemühen sie sich, sie doppelt zurückzugeben; sie sind sehr pünktlich in ihren Geschäften, dulden aber nicht, daß irgend einer ihrer alten Gebräuche aufgehoben werde; beobachten wir diese, so ist sehr leicht mit ihnen zu handeln und wir werden stets gut von ihnen aufgenommen."

„Das Uebelste ist, daß sie bei ihrem Handel höchst umständlich sind. Zuweilen haben sie einen Vorrath von Elephantenzähnen bei sich, den wir gewöhnlich acht bis zehn Tage lang besichtigen müssen, ehe wir mit ihnen darüber Handels einig werden; allein Alles geschieht mit so viel höflichen Ceremonien, daß man ihnen unmöglich böse werden kann."

Der Brand von Pera.

Ein Brief aus Konstantinopel enthält folgende nicht uninteressante Bemerkungen über den furchtbaren Brand von Pera: „Es ist merkwürdig, daß die meisten Feuersbrünste, die in Konstantinopel ausbrechen, sich bei Tag ereignen, und größtentheils daraus entstehen, daß die Türken, wenn sie ihre Mergenpfeife geraucht haben, die glühende Asche oft auf die trockenen Matten ausleeren und sich nicht weiter darum bekümmern. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß verhältnißmäßig wenige Menschen bei Feuersgefahren umkommen. Bei dem Brande von Pera, durch den die Wohnungen von achtzigtausend Menschen zerstört worden sind, verloren nur wenige Personen das Leben, und die meisten wurden von einstürzenden Mauern erschlagen, nachdem das Haus schon ganz niedergebrannt war. Nicht so gewährte das Tageslicht Schutz gegen diebische Hände. Es lebten seit einiger Zeit Griechen und Jonier, die während der Revolution das Handwerk von Klephten und Seeräubern getrieben hatten, in Pera, wo sie ihr altes Geschäft unter anderer Firma fortsetzten. Schon vor dem Brande hatten diese gefährlichen Menschen häufige Räubereien ausgeübt, und während desselben übten sie die größten Plünderungen aus. Zwar besteht bei den Türken ein Gesetz, daß Jeder, der bei einem Feuer auf Diebstahl ergriffen wird, in das brennende Haus geworfen werden solle; aber bei der unerhörten Verwirrung, die hier herrschte, drängten sie sich überall als Hammals oder Lastträger ein, packten die Sachen auf, als wollten sie dieselben in Sicherheit bringen, und der Eigenthümer sah bald nichts mehr von seinem Gute und dessen Retter. Es ist unmöglich, den kläglichen Anblick zu beschreiben, den gegenwärtig das einst so schöne Pera darbietet. Die Türken fangen zwar bereits wieder an, ihre hölzernen Häuser aufzubauen, die sie noch weiter vorrücken, wodurch sie die Straße noch enger als zuvor machen. Allein alle steinernen Gebäude sind Ruinen und werden es auch bleiben; denn schwerlich werden die Eingebornen die großen Kosten aufwenden, ihre Paläste wieder herzustellen, noch werden die Kaufleute ihr Vermögen daran wagen, noch einmal solche großen Gebäude aufzuführen als sie vorher besaßen. Pera wird daher künftighin wahrscheinlich nur aus hölzernen Hütten zwischen steinernen Ruinen bestehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 292. 19 Oktober 1831.

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsezung.)

Seit der Zeit Eduards III, der nicht allein die Gesetze und Einrichtungen des Landes verbesserte, sondern auch eine gewisse Verfeinerung und Eleganz einführte, nimmt man auch eine beträchtliche Verbesserung in den Wohngebäuden wahr, die bis auf unsere Tage gekommen sind. Allmählich lernte man einsehen, daß sich Festigkeit des Baues zur Vertheidigung auch mit Bequemlichkeit und Pracht verbinden lasse; der frühere beschränkte Plan einer engen Burg wurde nun zu einer Mischung von Kastell und Wohnhaus erweitert. Es wurden mehrere Höfe angelegt. Die Stechbahn umgeben von den Ställen und Gesindewohnungen bildete einen derselben. Aus ihm führte ein zweiter Thorweg in den inneren Hof, der oft doppelt und von den Hauptgebäuden eingeschlossen war, welche weitläufige und prächtige Gemächer, eine Halle, einen Trinksaal, die Schloßkapelle, zahlreiche Schlafkammern und verbindende Galerien enthielten. Die Fenster waren größtentheils weit und schön verziert, aber stets hoch vom Fußboden und in das Innere des Hofes gerichtet. Der Wartthurm stand völlig abgesondert von diesen Gebäuden. Von dieser Art war das königliche Schloß von Windsor, das Eduard III erbauen ließ; von dieser Art die glänzenden Baronenkastelle von Warwick, Ludlow, Spofford, Harewood, Kenilworth, Ragland u. a. m. Das letztgenannte insbesondere vereinigt auf das schönste Sicherheit und Festigkeit mit Bequemlichkeiten und prachtvoller Verzierung. Der Wartthurm ist eine vollständige Burg für sich, umgeben von kleineren Thürmen und Graben. Die Maurerarbeit ist unvergleichlich.

Später traten noch größere Veränderungen ein. Die Macht der großen Barone war allmählich der zunehmenden königlichen Gewalt gewichen, die an den reichen und betriebsamen Einwohnern der Städte einen Rückhalt gefunden hatte; diese waren bereits zu ansehnlicher politischer Macht gediehen, und unterstützten das Königthum, dessen Schutz ihrer friedlichen Gewerbsthätigkeit nothwendig war, durch ihren auf diesem Weg erworbenen Reichthum. Die Herrschaft der Gesetze war allmählich an die Stelle des Faustrechts getreten. Der friedliche Unterthan konnte sich auf den Schutz der vollziehenden Gewalt mit Leib und Gut besser verlassen, als auf die Stärke seiner Mauern und Thürme oder die Schwerter und Panzer seiner Freunde. Die Wohnungen des Adels und der reichbegüterten Eigenthümer nahmen nun, wiewohl nur allmählich und mit Ausnahme einiger Bezirke, wie die an den Küsten gelegenen, mehr ein bürgerliches als kriegerisches Ansehen an. Man zog bei den Gebäuden mehr Schönheit und Zierlichkeit als Stärke zu Rathe und sorgte mehr für die Bequemlichkeit seiner gewöhnlichen Bewohner, als für Unterkunft einer zahlreichen Besatzung und deren Lebensmittel im Falle einer Belagerung. Gewöhnlich behielten so die Schlösser nur noch einen leichten Anstrich von der alten Kastellbauart, nämlich Graben und Thorwege, einen oder zwei starke Thürme, zu deren Erbauung noch immer die königliche Erlaubniß erforderlich war; aber sie dienten höchstens nur noch gegen einen plötzlichen und unvorhergesehenen Ueberfall zum Schutze.

Meist waren sie im Viereck aufgeführt, die größeren derselben schlossen zwei offene Höfe ein, von denen der eine die Ställe und Gesindewohnungen enthielt, der zweite die Hauptgebäude mit Sälen und Kapellen. Breite und hohe Erkfenster, die fast bis auf den Fußboden reichten und sich gegen die Gärten außerhalb des Gebäudes öffneten, die jedoch gleichfalls der größern Sicherheit wegen mit Wall und Graben eingeschlossen waren, gaben zu erkennen, daß man gegen auswärtige Gefahr nicht mehr so ängstlich auf seiner Hut zu stehen brauchte. Wingfield Manorhouse in Derbyshire, Cowdray in Sussex, Kelmingham Hall in Suffolk, Penehurst in Kent, Deene Park in Northamptonshire und Thornbury Castle in Gloucestershire, sind einige der reichsten Ueberreste der höchst geschmackvoll verzierten befestigten Schlösser aus der Zeit Heinrichs VII und VIII, der Periode, welche den Uebergang von dem Kastelle zum Palaste macht, und offenbar die beste Aera der englischen Baukunst.

Solche Gebäude unterschieden sich nur wenig von den Mönchsklöstern derselben oder der früheren Zeit. Der lordsmäßige Abbt wetteiferte mit dem stolzen Baron in allem äußern Prunk des Reichthums, und übertraf ihn vielleicht, was innern Luxus und Bequemlichkeit seiner Wohnung betraf. Es scheint sogar wahrscheinlich, daß der Adel die vermehrten Bequemlichkeiten und die zunehmende Pracht, die von den frommen Klosterleuten erfunden, oder ihren Brüdern auf dem Festlande abgesehen wurde, nachzuahmen wußte. Als endlich die Zeit des Sturzes über die Klöster hereinbrach, und ihre Bewohner, gute und schlechte ohne Unterschied, von der rohen Gewalt aus ihren prachtvollen Asylen vertrieben wurden, deren Glanz und Reichthum den Neid der Laien und die Raubgier des

Digitized by Google

Monarchen hervorgerufen hatten, brauchten an diesen mächtigen Gebäuden nur geringe Veränderungen vorgenommen zu werden, um sie für den Adel und die Hofleute gerecht zu machen, die damit von der königlichen Gunst beliehen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Wenn man auf den Ursprung der patriotischen Gesellschaft zurückgehen will, so findet man, daß sich dieselbe während des konstituirenden Reichstages von 1788 bis 1792 bildete; geheim wurde sie erst nach der Theilung Polens. Damals war es, wo die ausgezeichnetsten Männer sich vereinigten, Sprache und Nationalgeist ihres Volkes unter den drei fremden Regierungen aufrecht zu erhalten und zu verbreiten. Aus ihnen gingen in der Folge jene berühmten polnischen Legionen hervor, die in Italien und St. Domingo für ihr Vaterland kämpften. Czartorysky, wahrscheinlich eines der Mitglieder dieser Gesellschaft, in der letzten Revolution Präsident der Nationalregierung und damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Rußland, machte seinen und Alexanders Namen unsterblich durch die neuen Statuten, die er für die Universität Wilna und alle Schulen von Litthauen entwarf. Ein anderes Mitglied Thaddäus Czazki erregt billig Erstaunen durch seine unermeßlichen Arbeiten und die Dienste, die er seinem Vaterlande erwies durch die Gründung des großen Kollegiums zu Krzemieniez und der hundert und sechs und zwanzig Schulen in Volhynien, Podolien und der Ukraine. Eine wahrhaft polnische und dem Geiste des Jahrhunderts angemessene Erziehung wurde Polen zu Theil, die unter Rußlands Botmäßigkeit gefallen waren; aber unglücklicherweise zerstörte Alexander auf den Rath fremder Einflüsse das Gebäude, an dem er selbst zwanzig Jahre gearbeitet hatte.

Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft hörten niemals auf für die Wohlfahrt jener Polen zu arbeiten, die Preußens und Oesterreichs Unterthanen geworden waren. Durch die Bildung des Großherzogthums Warschau in den Jahren 1807 und 1809 gewann sich Napoleon alle Gemüther und eine Zeitlang gerieth der Zweck der Gesellschaft in Vergessenheit. Sobald aber das polnische Heer vernahm, daß das Großherzogthum Warschau durch den Verlust von Krakau, des Herzogthums Posen und der Städte Thorn und Kulm geschwächt, unter dem lächerlichen Namen eines Königreiches der russischen Herrschaft anheim fallen sollte, rief der General Dombrowsky, derselbe, der die polnische Legion in Italien befehligt hatte, die patriotische Gesellschaft wieder ins Leben. Die Namen aller Mitglieder derselben sind uns nicht bekannt; einige derselben wurden bei der Verschwörung von Petersburg während der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus enthüllt; der polnische Senat, dem sie zur Verurtheilung übergeben wurden, sprach sie frei. Von dieser Zeit an verdoppelte man die Bemühungen, eine Verschwörung vorzubereiten; man ermunterte die Jugend, kleine patriotische Gesellschaften zu bilden, und diese wurden in Warschau zahlreich. Im Jahre 1829 wollten diese jungen Verschwornen, während Nikolaus zu Warschau das Schauspiel einer Krönung aufführte, die ganze kaiserliche Familie ermorden. Aber bloß der Gedanke, daß Polen zehn Jahrhunderte gute und schlechte Könige hatte, von denen kein einziger durch die Hand seiner Unterthanen umgekommen war, hielt die rächenden Arme zurück. Auch der Krieg in der Türkei schien einer Revolution günstig; alles war in Warschau zu einem Aufstande vorbereitet; aber Niemcewicz glaubte den entscheidenden Augenblick noch nicht gekommen, und man schob ein so wichtiges Vorhaben auf bessere Zeiten auf.

Den Russen war es nicht unbekannt, daß zu Warschau eine geheime Gesellschaft bestand, die den Geist der Jugend leitete. Man fand unter den Papieren der Polizei Berichte, die einer der Spione Szlei (Schlei) täglich dem Großfürsten lieferte, und man erstaunte über die Genauigkeit der Nachweisungen, die sie in dieser Beziehung enthielten. Die Papiere eines anderen Chefs der Geheimpolizei, des russischen Generals Saß, bewiesen gleichfalls, daß er die Gefahr voraussah, aber nicht so nahe glaubte; übrigens ersah man daraus, daß er das Verfahren Konstantins mißbilligte und den Einfluß der Agenten zu lähmen versuchte, die in Lasterhaftigkeit versunken und mit Verbrechen befleckt das volle Vertrauen des Großfürsten genossen. *)

Diese Berichte, obgleich unter sich im Widerspruch, veranlaßten den Großfürsten, die von Szlei bezeichneten Individuen in's Gefängniß werfen zu lassen, ohne daß er jedoch für den Fall eines Aufstandes Maßregeln ergriff. Dieser wunderliche und grausame Fürst trug doch noch im Grunde seines Herzens ein Gefühl von Gerechtigkeit, und treu dem ewigen Grundsatze seiner Familie: den Verrath zu lieben und den Verräther zu hassen, legte er nicht sonderliches Gewicht auf die Angaben des schändlichen Szlei; vielmehr baute er auf die Versicherungen des Obristen Saß, dessen Redlichkeit ihm Achtung eingeflößt hatte.

---

*) Konstantin war stets bemüht, die Polen in die Interessen Rußlands zu verflechten, sie gegen ihre eigenen Landsleute zu bewaffnen, und aus ihnen Spione zu machen. Dieß war der Fall mit Lubowidzki, von dem weiter unten die Rede seyn wird. Arm und mit der Sorge für eine zahlreiche Familie beladen, hatte er die Augen Konstantins auf sich gezogen; aber er wies anfangs alle Anerbietungen zurück. Konstantin schien bald darauf Alles vergessen zu haben, und Lubowidzki seiner Gunst zu genießen. Das Vermögen des letztern machte ihm Sparsamkeit zur Pflicht; allein ein treuloser Freund, der bereits von dem Großfürsten gewonnen war, stellte ihm vor, daß ein großes Haus zu seinem künftigen Glücke unumgänglich nöthig sey. Die Vicepräsidentschaft von Warschau sollte seine Ausgaben decken. Lubowidzki ging in die Falle, stürzte sich in Schulden und ruinirte sich ganz und gar. Sein Elend, und das seiner Familie drängte ihn, er warf sich dem Großfürsten zu Füßen, von diesem Augenblicke an war er der bösen Macht verfallen .... Der General Blumer, der bei der Einnahme des Belvedere's umkam, fiel auf gleiche Weise in das Netz; auf seiner blutigen Laufbahn diente sein Name, der dem Feind des Vaterlandes verkauft war, achtzehn Todesurtheilen als Unterschrift; man fand ihn am 29 November von achtzehn Wunden durchbohrt .... Auf demselben Wege wußte der Großfürst das Heer seiner fünftausend Spione zu rekrutiren. Durch einen gotteslästerlichen Eid gebunden, wurden sie blinde und gelehrige Werkzeuge der politischen Inquisition, die als Tribunal zwischen dem allmächtigen Unterdrücker und den waffenlosen Unterdrückten sich erhob. Anm. des Verf.

Digitized by Google

Die zweite patriotische Gesellschaft, zusammengesetzt aus einer großen Anzahl von Offizieren und Fahnenjunkern, Studenten der Universität, Gelehrten und Advokaten, war unter dem Vorsitze Lelewel's die Seele aller Verschwörungen gegen die Unterdrücker Polens; sie war es hauptsächlich, die den Aufstand bewirkte, und leider zu spät für die Rettung Polens zur Leitung der Insurrektion gelangte. Eine dritte patriotische Gesellschaft wurde von jungen Leuten gebildet, und war sehr zahlreich. Die fähigsten Mitglieder derselben waren in die zweite Gesellschaft eingeweiht, und trugen viel zum glücklichen Erfolge der Verschwörung bei. Die übrigen wußten um Nichts und dienten bloß den Nationalgeist und den Haß gegen eine fremde Herrschaft zu verbreiten. Die Gefängnisse der Hauptstadt waren fast stets von Mitgliedern dieser beiden Gesellschaften angefüllt, gaben jedoch den Nachforschungen des Großfürsten nicht das gewünschte Licht, und wenn auch einige der Mitglieder von der zweiten Gesellschaft in Haft geriethen, so ergab die Untersuchung doch niemals, daß zwischen ihnen und den jüngeren Verschwornen eine andere Verbindung bestand, als die Gemeinschaft patriotischer Gesinnungen und des Hasses gegen die Russen.

Alle Anstrengungen der Polizei waren vergeblich, in das Geheimniß der eigentlichen Verschwörung einzudringen, denn die zahlreichen Verzweigungen der ersten und zweiten Gesellschaft waren gleichsam vom Stamme abgesondert, und das Benehmen Einzelner konnte nie das Ganze in Gefahr bringen. *)

*) Die Polizei sparte übrigens kein Mittel, den Gefangenen ein Geständniß zu entreißen. Unter den Opfern der ersten Verfolgungen muß man den Major Lukasinski nennen. Die Folter erschöpfte ihre Qualen, ohne die Standhaftigkeit des Gefangenen beugen oder ihm ein Wort erpressen zu können. Man erfand eine neue Art der Tortur. Der Unglückliche wurde auf eine Maschine gebunden, die mit betäubender Schnelligkeit umgeschwungen wurde, wodurch er in einen Zustand von Bewußtlosigkeit und Wahnsinn gerieth. Um ihn versammelt belauerten dann seine Henker jede Klage, jeden Seufzer, und suchten so während dieses Zustandes von vorübergehender Geistesabwesenheit sein Geheimniß zu erforschen. Allein auch dieser Versuch blieb fruchtlos. Lukasinski blieb in seinem Kerker begraben, und nach einer zwölfjährigen Gefangenschaft wurde er aus denselben von dem Großfürsten nur befreit, um ihn auf seiner angstvollen Flucht zu begleiten, in dem Augenblicke, wo der Ruf der Freiheit schon an seine Ohren schlug. Man nagelte seine Ketten an eine Kanone, und in diesem Zustande wurde der Unglückliche im Gefolge Constantins nach Rußland geschleppt.
Anm. d. Verf.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Narrative of the Ashantee war, with a view of the present state of she colonie of Sierra Leone. By Major Richarrs, late of the royal african colonial corps. London 1831.

(Schluß.)

Von den freigesprochenen Afrikanern bemerkt Major Richetts: „Nach ihrer Freilassung werden sie jetzt nur noch sechs Monate lang von einer gemischten Kommission der Kolonie unterstützt; jeder Erwachsene nach seiner Ankunft täglich mit zwei Pence und jedes Kind mit drei Halbpence. Außerdem erhält Jeder noch ein Stück Tuch, groß genug, um sich darein zu wickeln, und eine wollene Decke; je zwei Kinder erhalten eine solche. Den Männern wird erst drei Monate nach der Freilassung Dienste zu nehmen gestattet und während dieser Zeit werden sie zu leichten öffentlichen Arbeiten verwendet. Als ich die Verwaltung übernahm, schickte ich die Hälfte von den neuankommenden afrikanischen Männern aus, um das Land urbar zu machen und sich Hütten zu bauen; die übrigen wurden in Freetown zurückbehalten und auf oben erwähnte Weise beschäftigt. Auf diese Art fanden sie nach Verlauf der für öffentliche Arbeiten bestimmten Zeit Wohnungen und Felder für ihren Unterhalt. Während der sechs Monate erhält Jeder auch noch zwei Hemden und zwei Paar Beinkleider, und wenn sie Dienste antreten, so versieht man sie mit dem nöthigen Geräthe zum Ackerbaue und zum Kochen. Nach Verlauf der sechs Monate sind sie sich selbst überlassen und werden dann gewöhnlich von ihren Landsleuten so lange unterstützt, bis sie sich selbst erhalten können.

„Die Kaufleute, welche den Holzhandel auf den Flüssen treiben, haben schon mehrere von den freigelassenen Männern bei ihrem Geschäfte in die Lehre genommen und ihnen ein sehr günstiges Zeugniß gegeben. Sie verdingen sich sehr gern, haben aber gute Aufsicht nöthig; vorzüglich durch Handel mit europäischen Waaren erwerben sich viele von ihnen, die einige Zeit in der Kolonie lebten, ein kleines Kapital. Keiner von ihnen verdingt sich als Matrose oder Bootsmann auf einem Schiffe, wozu sie gar kein Geschick verrathen; nur Wenige von ihnen besitzen Canoes, mit denen sie die benachbarten Eingebornen besuchen und auf den angränzenden Flüssen einen Handel mit europäischen Waaren treiben, die sie gegen Reiß vertauschen, den sie in Freetown wieder verkaufen.

„Die Weiber verheirathen sich, da ihnen nicht verstattet ist, auf andere Art von Männern angenommen zu werden, meist unmittelbar nach ihrer Ankunft. Die Mädchen und Knaben werden nach ihrer Freilassung theils von den Einwohnern in die Lehre genommen, theils in die Schulen der Dörfer geschickt, wo man sie kleidet und nährt, bis ihre Lehrjahre vorüber oder bis sie im Stande sind, selbst für sich zu sorgen; mehrere von den Mädchen werden von dort aus verheirathet.

„Auf meinen Befehl wurde in jedem Dorfe für die Schulknaben eine Meierei errichtet, damit sie sich ohne Unterstützung der Regierung durch den Verkauf von Pfeilwurz, Pfeffer und Reiß, von denen sie, so wie von mehreren andern Gegenständen, eine große Menge gepflanzt hatten, selbst kleiden und nähren konnten.

„Die Kolonie hat siebenzehn freie afrikanische Dörfer, nämlich: Regent, Leopold, Gloucester und Charlotte in den Gebirgen; dann: Kissey, Wellington, Allens Town, Hastings, Waterloo, Wilberforce, Murray, Aberdeen, Denham, York, Kent, und zwei auf den Banana-Inseln: Dublin und Richetts. Murray und Aberdeen waren kürzlich von mir, auf dem rechten Ufer des Flusses, wenn man nach dem Hafen hinsegelt, angelegt worden; das erstere ungefähr drei und das letztere vier und eine halbe Meile von Freetown entfernt. Ihr Boden ist einer der besten in der Kolonie, und sie sind den ältern Dörfern gleich, ja übertreffen sie vielleicht noch. Auf Weisungen auf Land bei der Stadt und in der Umgegend wurden regelmäßig ausgegeben. Häuser wurden gebaut, und das Land war schon vor der Vertheilung urbar gemacht.

„Zu Wellington wurden auf Subscription, unter den abgedankten Soldaten und freien Afrikanern ein bequemes Kaufhaus und eine Kapelle von Steinen erbaut, und man wünscht jetzt dort noch die Erlaubniß zu erhalten, einen eigenen Prediger anstellen zu dürfen. In Regent, Leopold, Gloucester und Kissey, wo die Regierung ansehnliche Kirchen gebaut hat, halten die freien Afrikaner dieser und anderer Dörfer, wo sich Missionäre befinden, regelmäßig den Gottesdienst, und sind zu diesem Zwecke des Sonntags, ganz nach englischer Art, zierlich gekleidet; zu andern Zeiten, besondere Gelegenheiten ausgenommen, gehen sie fast ganz unbekleidet. Die Gesellschaft der Missionäre hat kürzlich zu Freetown und in einigen andern freien afrikanischen Dörfern für die in der Kolonie gebornen Kinder Schulen errichtet. Nach einer kürzlich getroffenen Uebereinkunft ist den Kindern der freien Afrikaner gestattet, an allen den Begünstigungen Theil zu nehmen, die mit diesen Schulen verbunden sind. Sie werden nach einem System geleitet, welches ganz vorzüglich für sie berechnet ist. Die in der Kolonie gebornen Kinder zeichnen sich durch Verstandeskräfte und in jeder andern Hinsicht vor den aus der Sklaverei befreiten aus, und man kann jene von diesen leicht unterscheiden, wenn auch die Eltern der erstern selbst nur frei-

Digitized by Google

gelassene Afrikaner sind. Gäbe es noch andere Schulen für die erwachsenen Knaben, so würde dieß für eine Kolonie, die dem Leben der Europäer so gefährlich ist, sehr nützlich seyn; allein bis jetzt haben die freien Afrikaner, welche die von der Regierung gegründeten Schulen besuchten, nur wenig in ihnen gelernt, einige ausgenommen, die von den Missionären zu Lehrern gebildet wurden, deren Unterricht aber viele Mühe kostete. Mangel an guten Lehrern und einem zweckmäßigen System mag wohl Schuld hieran seyn. Die Schulen zu Freetown für die in der Kolonie gebornen Knaben und Mädchen werden von den Kindern der Maruns, der Neuschotten und Anderer häufig besucht; die Lehrer sind amerikanische Schwarze, welche sich in der amerikanischen Niederlassung Liberia, unter dem sechsten Grade nördlicher Breite und eilften Grade östlicher Länge, ansiedelten; allein ihre Fähigkeiten sind nicht ausgezeichnet.

„Die freien Afrikaner aus dem Volke der Pacongo's wollen, wenige ausgenommen, nicht in den Obrfern bleiben; sie verbergen sich in den Wäldern, aus denen sie gelegentlich hervorkommen, um zu plündern. Sie sind Kanibalen, und erst vor Kurzem wurde einer derselben ergriffen, in dessen Tasche man die Hand eines Menschen fand; selbst mehrere der abgedankten Soldaten haben einen Hang, sich in die Wälder abzusondern und dort Hütten zu bauen. Die gelehrigsten unter den freien Afrikanern sind die Accoos; es ist dieß ein kriegerischer Stamm, der bereits Anlaß zu Unruhen gegeben hat, die wenn seine Anzahl sich bedeutend vermehren sollte, wohl noch häufiger werden dürften. Man hält indeß allgemein dafür, daß die Maruns, Neuschotten, die pensionirten Soldaten und die übrigen freien Afrikaner hinreichen werden, sowohl sie als andere Ruhestörer im Schach und den Frieden der Kolonie aufrecht zu halten, die ohnedieß nach einiger Zeit nur von Einem Volke, nämlich von den Nachkommen der jetzigen Bevölkerung, bewohnt seyn wird.

„Eine große Anzahl von Männern und Frauen der Umgegend schlagen ihren Wohnsiz in der Vorstadt von Freetown auf; die meisten derselben selbst ohne Bewilligung ihrer eigenen Oberhäupter, sind zum Theil Verbrecher, welche der Gerechtigkeit ihres Landes entflohen, und die jetzt den Freigelassenen durch manche schlechte Handlung, die sie unter ihren Augen begehen, ein böses Beispiel geben, oft nach kurzem Aufenthalte die Nachbarschaft zum Kriege reizen und die Kolonie in denselben verwickeln, wodurch die Kaufleute in ihrem Holz- und sonstigem Handel gestört werden. Diese Leute tanzen und singen nach der Weise ihres Landes; die in der Kolonie gebornen Maruns tanzen nach der Gumbia (Trommel), zu der sie singen und nach dem Takt in die Hände schlagen; diese Weise wurde von den eigentlichen Maruns aus Jamaika eingeführt. Diejenigen, welche von diesen noch übrig sind, sprechen mit großer Liebe von ihrem frühern Aufenthalte und sehnen sich dahin zurück. Noch gibt es in Sierra Leone eine Anzahl von Krumännern, welche vom Kap Palmas kommen, um theils in der Kolonie, theils auf den Kriegs- und Kauffahrteischiffen Dienste zu suchen. Da sie sehr betriebsam, mäßig und arbeitsam sind, so nimmt man sie lieber in Dienst als die übrigen Eingebornen; sie bewohnen eine kleine Anzahl von Hütten in der Nähe von Freetown."

Major Richetts ist der festen Meinung, daß die Bananas die gesundesten der englischen Besitzungen in Afrika sind, und hätte man die Hauptstadt dort gegründet, so würde manches werthvolle Leben gerettet worden seyn. Die Regierung ist damit einverstanden und im Begriffe, den gemischten Kommissionshof nach Fernando Po zu verlegen. Sie mag ihre guten Gründe haben. Dieß zu thun; allein der einzige Zweck, den man bei Gründung einer Kolonie, die so vielen Aufwand von englischem Blute und Gelde erforderte, im Auge hatte — die Zerstörung des Sklavenhandels — scheint mehr verfehlt als jemals. Major Richetts, dem man hierin Glauben beimessen muß, sagt:

„Der Sklavenhandel wird auf den benachbarten Flüssen jetzt weit ausgedehnter als früher betrieben; die Schiffe, welche zu diesem Zwecke auslaufen, haben spanische Thaler und Dublonen an Bord, welche später ihren Weg im Handel nach Sierra Leone finden. Durch die bereits erwähnten Landstreicher, welche in der Vorstadt von Freetown wohnen, werden viele von den Freigelassenen durch Versprechungen aus der Kolonie gelockt oder geraubt und wieder als Sklaven verkauft. Nach einigen Monaten wurden viele von ihnen, auf Sklavenschiffen gefunden, nach der Kolonie zurückgebracht und so zum zweiten Male befreit."

Major Richetts fügt noch hinzu: „Sollte die Kolonie je aufgegeben werden, so würde eben auf Sierra Leone der Sklavenhandel aufs Neue aufleben, und von einigen der Schwarzen eben so wie bisher im Geheimen fortgeführt werden."

Vermischte Nachrichten.

Die Reformversammlung zu Birmingham.

Fast in allen größern Städten Englands wurden im Anfange Oktobers Volksversammlungen gehalten und Petitionen an das Oberhaus zu Gunsten der Reformbill unterzeichnet; keines aber dieser sogenannten „Meetings" bot einen so imposanten Anblick als das am 5 Oktober zu Birmingham gehaltene. Seit der Revolution von 1688 sah man keine so zahlreiche, und von solcher Einmüthigkeit und Entschlossenheit beseelte Versammlung mehr. Die Bevölkerung der Stadt und Umgegend von Birmingham war dazu von dem Rathe der Birminghamer politischen Union eingeladen worden. Die Werkstätten und Manufakturen in der Stadt waren um zehn Uhr des Morgens geschlossen worden, und um eilf Uhr strömte der größte Theil der manufaktur- und handeltreibenden Bevölkerung ins freie Feld hinaus, wo Tribunen für die Redner errichtet und Wagen für den Unionsrath aufgefahren waren. Um halb ein Uhr machte sich der Zug der Union, mit ihrem Rathe und Herrn Thomas Attwood an der Spize, unter Vorantritt der Musik, in die Unionsfarbe gekleidet, nach dem Versammlungsorte auf den Weg. Sobald die Union mit fliegenden Fahnen und Musik angekommen war, wurden die Rednerbühnen und Wagen sogleich besetzt und Herr Attwood durch allgemeinen Zuruf zum Sprechen aufgefordert. Herr Attwood ermahnte die Versammlung, Festigkeit und Ordnung zu beobachten, und kündigte zugleich an, er hoffe, es würden auch noch mehrere andere politische Unionen aus Staffordshire den Verhandlungen beizuwohnen kommen. Diese langten auch wirklich bald darauf mit Fahnen und Musik an, und wurden mit lautem Freudengeschrei empfangen. Die Versammlung mochte sich nun auf hunderttausend Köpfe belaufen; zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend waren aus Staffordshire angekommen. Die Beschlüsse und besonders die Petition an das Oberhaus wurden mit furchtbar donnerndem Zurufe angenommen. Unter den Beschlüssen lautete einer: „Wenn die Lords die Reformbill verwerfen, so werden wir keine Taxen mehr bezahlen." Derselbe wurde durch Aufhebung der Hände und mit Geschrei angenommen. Dawider erhob sich nicht eine einzige Hand. Sobald die Rednerbühne von Herrn Attwood bestiegen war, gab man ein Zeichen mit einer Rakete, worauf alle Glocken in der Stadt zu läuten anfingen. Eben so wurde die Annahme der Petition durch Raketen und durch Glockenschall verkündigt. Auf ein gegebenes Zeichen spielten die Musikbanden das God save the King! wozu die unermeßliche Volksmasse die Schlußverse im Chorus sang. Nicht ein einziger Polizeimann oder Soldat war zu sehen; die schönste Ordnung und Eintracht herrschte. Der Enthusiasmus für den König war unbeschreiblich. — Es läßt sich denken, daß eine so gewaltige und mit solcher Energie auftretende Versammlung keinen geringen Eindruck auf das Haus der Lords machen mußte. Wirklich wies auch Lord Warncliffe im Oberhause auf den kühnen Geist dieser Versammlung hin, indem er behauptete, die Revolution habe nicht allein schon begonnen, sondern sey sogar bis zu einer gewissen Höhe gestiegen. Unverzeihlich sey es daher, meinte er, daß die Regierung eine Maßregel vorschlage, die so voll von Gefahr für das Land sey.

*

In London ist ein englischer Advokat aus Ostindien angekommen, um bei dem geheimen Rathe gegen das von Lord William Bentink im Jahre 1827 erlassene Suttiverbot eine Appellation einiger Braminen von Bengalen einzureichen. Ohne Zweifel wird ein so unvernünftiges Gesuch zurückgewiesen werden, wenn man sich anders erinnert, daß seit dem Jahre 1756, wo zuerst die britische Macht in Indien festen Fuß faßte, mehr als siebenzigtausend Witwen den Feuertod erlitten. Man ist sehr begierig zu erfahren, wie es der würdige Advokat angreifen wird, um diese scheußlichen Menschenopfer zu vertheidigen.

Berichtigung.

In No. 284. S. 1135. Sp. 2. Z. 40 ist zu lesen Lavallette statt Lafayette.
Z. 54 ist zu lesen Bier statt Bier.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 293. 20 Oktober 1831.

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

Die Entstehung der Lotterie verliert sich bis in die Zeiten der Römer. Delamarre, in seinem traité de la police, belehrt uns, daß dieses Wort von dem gallischen „lot" abstamme, welches in den alten Glossarien bald durch eine Münze, bald durch ein kleines Gewicht erklärt wird. Sueton im zweiten Kapitel von Nero's und im vierten von Domitians Leben spricht von Lotterien, welche diese Fürsten erfanden, um die Dienste ihrer Soldaten auf eine Aufsehen erregende, aber zugleich wenig kostspielige Art zu belohnen. Diese Lotterien hießen congiaria, und bei Gelegenheit dieser neuen Feste war es, wo Münzen, congiaria genannt, geschlagen wurden, von denen noch viele Exemplare in öffentlichen und Privatmünzkabineten vorhanden sind. Bald wünschte auch das Volk an diesen, das Interesse und die Neugier reizenden, Vertheilungen Theil zu nehmen, wo das Vergnügen Derer, welche das Glück begünstigt, noch durch den Verdruß jener, welche sich in ihren Hoffnungen getäuscht sehen, erhöht wird; die Lotterien wurden daher in die Reihe der Spiele aufgenommen, welche Kaiser Otho dem römischen Volke gab, und da der Senat selbst für Hazardspiele Freiheiten erhalten mußte, so wurden für jeden Rang im Amphitheater, wo Senatoren und Ritter saßen, 50 Freilooſe bewilligt. Die Ziehungen geschahen anfänglich auf die einfache Weise, daß man die Looſe mitten unter die Menschenmenge warf, wo dann die Geschwindesten sich ihrer bemächtigten; später ließ man Numern ziehen, von denen nur einige die auf einer öffentlichen Liste verzeichneten Preise gewannen. Petronius, der die Lotterien pittacia, und die Looſe, deren man sich dabei bediente apophoreta nennt, erzählt uns, daß Heliogabalus bei den Festen, welche er für die Einigkeit des Reiches feierte, sich daran belustigte die Erwartung der geladenen Gäste zu täuschen und zu übertreffen, indem er ganz unverhältnißmäßige Looſe unter sie vertheilte, welche dem Einen z. B. den Gewinn eines Sandkorns oder einer Fliege, und dem Andern 20 Sklaven oder 1000 Goldthaler anwiesen.

Der Schleier der über einem Theile der Begebenheiten des Mittelalters liegt, hindert uns zu wissen, ob zu jener Zeit die Lotterien im Gebrauch waren, allein als die Franzosen unter Anführung Franz I und Bayards in Italien eindrangen, um die Mailänder zu bekriegen, fanden sie dieses Spiel im Gange und brachten es, da es dem abenteuerlichen Sinne jenes Zeitalters zusagte, nach Frankreich. Menage, in seinem Dictionnaire étymologique, sagt, daß die Lotterie im 16 Jahrhunderte unter dem Namen blanque, von dem italienischen Wort bianca (weiß) bekannt war, weil bei den ersten Lotterien die gewinnenden Looſe schwarz, die viel größere Menge Nieten aber, weiß waren, weßhalb man dieses Spiel giuoco di carta bianca, Spiel der weißen Karte, genannt habe, von welcher Benennung die Offiziere des französischen Heeres nur das letzte Wort beibehalten und es französirt hätten. Bald nachher errichteten die Schweiz, die Niederlande und Holland ebenfalls Lotterien welche das Gold der jungen Herren verschlangen, und man sagte sprüchwörtlich, „eine Reise nach Löwen machen," wenn man in die Lotterie setzte. Der ritterliche Stolz Franz I sträubte sich gegen den Gedanken aus dieser neumodischen Goldquelle, die er nur als ein Vergnügen mehr betrachtete, Nutzen zu ziehen; allein endlich kam es doch dahin, denn das Geld Frankreichs floß so schnell in die Säckel seiner Feinde, daß nichts übrig blieb, als dem Beispiele der benachbarten Völker zu folgen. Die Finanzmänner jener Zeit machten dem Könige begreiflich, daß er so auf eine sehr bequeme Art eine Steuer beziehen könne, welche ihm bei den dringenden Bedürfnissen, welche die langen Kriege, die er führte, erheischten, sehr von Nutzen seyn würde. So entstand in Frankreich die Lotterie. Sie wurde nicht nach bestimmmten Regeln gegründet, sondern nur auf gewisse Zeit einigen Privaten verliehen, welche das Monopol darauf hatten; so unterzeichnete Franz I im Jahre 1539 zu Chateau Regnard ein Edikt, welches einem gewissen Jean Laurent die Erlaubniß ertheilte, in Paris so viel Lotterien zu errichten, als er für nöthig erachten würde, wofür er an Se. Majestät die Summe von 2000 Livres tournois bezahlte. Die Ziehung mußte in Gegenwart des Erzbischofs und des ersten Präsidenten, als den Vorstehern der Moral und Gerechtigkeit, geschehen.

Es ist überflüssig zu bemerken, daß die Geistlichkeit bei diesem Gegenstande zu Rathe gezogen wurde, ohne deren Beistand dem Geiste jenes Zeitalters gemäß nichts Wichtiges unternommen ward. In einem Werke, welches im Jahre 1565 unter dem Titel „Dies canicularis" erschien, behauptete der Bischof Simon Majolus, daß die Lotterie eine erlaubte Sache sey, welche, wie alle Vergnügungen, nur durch Mißbrauch schlecht werde. Im Dictionnaire des cas de conscience, von Pontas, findet sich eine lange Abhandlung über die Lotterie, mit Citationen aus der heil. Schrift, dem heiligen Thomas und Augustin, wo die Wahl des heil. Matthias

Digitized by Google

durch die Versammlung der Apostel mit einer Lotterie verglichen wird. Nachdem er die ganze Weisheit der Kirchenväter zu Hülfe genommen, und gewissenhaft alle Nachtheile der Lotterie aufgezählt hat, schließt Pontas folgendermaßen:

„Wofern nue kein Betrug statt findet, glauben wir nicht, daß man sie als unerlaubt verdammen könnte, und wir theilen hierin die Ansicht des berühmten Jean Briaert, Doktoe und Kanzler der Universität Löwen, dessen Werke im Jahre 1527 zu Paris gedruckt wurden. Delrio und Sylvius sagen das Nämliche; sie glauben daß die Lotterien unter zwei Bedingungen erlaubt sind: 1) daß weder von Seite der Inhaber noch iheer Angestellten Ungerechtigkeit oder Betrug begangen werde, und 2) daß Niemand eine Lotterie errichte, der nicht von der höchsten Behörde dazu ermächtigt sey." Ein ministerieller Journalist, den man heutzutage über diese Angelegenheit zu Rathe zöge, könnte keine den königl. Lotterien günstigere Antwort ertheilen. Die Verwunderung übee die wenigen Hindernisse, welche die Geistlichkeit der Errichtung der Lotterien in den Weg legte, wird sich indeß vermindern, wenn man erfährt, daß sogar der Papst diese Spekulation nicht nur billigte, sondern auch selbst thätigen Antheil daran nahm; denn am 11 März 1709 gründete Clemens XI eine Lotterie, um die Kosten füe die Errichtung des Hospitals St. Hieronymus zu decken.

Zu Marseille, Rheims und Lyon wueden aus den Magistraten die Maires und Schöffen zu Verwaltung dee Lotterie gewählt, deren Führung ihnen auf Ehre und Gewissen übergeben wurde. Auch zu Genua und in einem Theile des Königreichs Neapel verfuhr man auf diese Weise, und noch gegenwärtig ist die Stelle eines Verwalters der königl. Lotterie in Frankreich, wegen des allgemeinen Zutrauens, das man in einen solchen Mann setzt, eine ehrenvolle in öffentlichee Achtung stehende Bedienstung.

Die Unruhen dee Ligue und der Fronde gestatteten den Geschichtschreibern keine Untersuchungen über die Vergnügungen und Spekulationen, denen die französische Nation zu jeuee Zeit sich überließ; ernsteee Fragen beschäftigten sie. Indeß wissen wir, daß gegen Ende der Regieeung Ludwigs XIII das Parlament sich vergebens bemühte, die täglich steigende Neigung, welche Alles zum Tempel des Glücks zog, zu hemmen, und daß vom Jahre 1598 bis 1660 fünf Beschlüsse gegen die Lotterie erlassen wurden. Indeß wae sie aber bald kein Spiel mehe, sondern, so zu sagen, das Finanzsystem dee Regieeungen Europa's und aller öffentlichen Unternehmungen. Venedig hatte zu Deckung der Kosten seines Kriegs gegen die Türken keine andere Quelle als die Lotterie; auch das englische Parlament bediente sich ihrer, um nach Vertreibung Jakob II seine Teuppen zu besolden. Auch dee Kurfürst von Köln, und die meisten der kleinern deutschen Reichsfürsten, bezogen von Ludwig's XIV Tod an, bis zur ersten deutschen Konföderation gegeu die französische Revolution, daraus Einkünfte. Es ist kein Zweifel, daß nicht in einem so egoistischen, habsüchtigen Zeitalter, wo man sich nicht leicht zu einem Opfer entschließt, wenn es nicht reichlichen Nutzen verspricht, durch die Lotterie unermeßliche Resultate zu erlangen wären, wenn man sie als Finanzsystem in Anwendung brächte, und duech größere Ausdehnung der Theilnahme allen Klassen zugänglicher machte.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Schluß.)

Die französische und belgische Revolution zuckten wie Sonnenblitze der Hoffnung durch die düstere Nacht die über Polen lag; der Morgen zu seinee Befreiung schien zu tagen. Jetzt oder nie war seine Rettung möglich. Das Prinzip der Nichtintervention, das von der eueopäischen Diplomatie ausgesprochen wurde, schien Bürgschaft gegen eine Invasion Preußens und Oesterreichs; vorzüglich aber beschleunigte den Aufstand des 29 Novembers die erlangte Gewißheit von den Entwürfen Rußlands gegen Frankreich, und das allgemein verbreitete Gerücht, daß man bereits angefangen habe, das Geld der Warschauer Bank nach Rußland zu schaffen, und daß die polnische Armee mit der russischen vereinigt im Frühjahre nach den Rhein aufbrechen sollte. Die vorgefundene offizielle Korrespondenz zwischen dem polnischen Finanzminister und dem russischen Ministerium hat bewiesen, daß dieser Verdacht nicht ungegründet war. Endlich, es kann nicht verschwiegen werden, zählten die Polen auf Frankreichs Unterstützung. Der Wechsel des französischen Ministeriums und die bekannten Gesinnungen Lafitte's beseitigten alle Zweifel.

Lelewel hatte richtig erkannt, daß die Mitglieder der großen patriotischen Gesellschaft, die sich über die Mittel der Ausführung nicht vereinigen konnten, und überdieß durch das Alter eekaltet, jede Berührung mit dem Volke scheuten, wenig geeignet waren, thätig zu einer Revolution mitzuwirken. Er wendete sich an die Jugend, aus der er eine ungeheure Association bildete, die bald die große patriotische Gesellschaft ersetzte. Der scheinbare Zweck dieser Verbindung war die Wiedervereinigung der großen slavischen Völkerfamilie, der eigentliche aber die Befreiung Polens.

Seit den Ereignissen des Julius bedeutend angewachsen, hielt sie sich bereit, die Revolution zu beginnen; sie wartete nur auf Lelewel's Beistimmung. Am 21 November sendete sie an ihn eine Deputation, die aus drei ihrer Häupter Zaliwski, Xaviee Bronikowski und Peter Wysocki bestand, um sich über die Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens zu berathschlagen. Lelewel gab iheer Ungeduld nach und erklärte, der günstige Augenblick sey gekommen. Der 29 November wuede zum Ausbruche der geoßen polnischen Revolution bestimmt.

Am 29 Novembee Abends sieben Uhr gab ein Offizieu in dee Fähndeichs-Kaserne das Signal, und die Mauern hallten wieder von dem ersten Geschrei dee Freiheit und dee Rache. „Zu den Waffen, Brüder! die Stunde der Befreiung hat geschlagen!" Die tapfeeen Jünglinge grüßten im Vorbeiziehen die Bildsäule Sobieski's und unter den Auspicien dieses geoßen Schattens eückten sie auf Belvedeee los; entwaffneten unterwegs die Posten, durchbohrten mit iheen Kugeln Alles, was sich ihnen entgegenstellte, bemächtigten sich dee russischen Pferde und zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten, um an allen Orten zugleich den Schrecken der bestürzten Gegner zu vergrößern. Ein Haufe dieser jungen Verschwornen stürzte in die Wohnung Lelewels und beschwor ihn, sich an ihee Spitze zu stellen. Sein Vater, ein Greis von achtzig Jaheen, lag auf dem Todbette. Lelewel konnte ihn nicht

Digitized by Google

verlassen. Seine kindliche Liebe rührte seine jungen Freunde, sie verließen stillen Schrittes das Haus, und eilten dorthin, wohin der Kampf sie rief.

Die in Veand gesteckte Kaserne der russischen Kavallerie war das Zeichen zum Aufstande für die übrige Stadt. Da aber das Feuer noch nicht genug um sich gegeiffen hatte, so begannen die Studenten ein Rottenfeuer auf die Russen, um ihren Brüdern im Innern der Stadt kund zu thun, daß die Insurrektion zur verabredeten Stunde begonnen worden sey. Achtzehn Verschworene hatten sich indeß Belvedere's bemächtigt. Während neun von ihnen die Zugänge besetzt hielten, drangen die andern in die Gemächer des Großfürsten ein. Die russischen Schildwachen wurden nieder gestoßen, der Vicepräsident Lukowidzki, Chef der Polizei, fiel unter den Bajonnetten.*) Nun stürzten die Verschworenen in das Schlafgemach des Cesarewitsch **) jedoch nur in der Absicht sich seiner zu bemächtigen; er war nicht mehr da, sein treuer Kammerdiener hatte ihn noch zu rechter Zeit geweckt. Konstantin hatte die Gewohnheit einige Stunden nach dem Mittagessen zu schlafen; er hatte kaum noch Zeit einen Schlafrock überzuwerfen, und durch eine geheime Thüre zu entfliehen. Unterwegs begegnete er dem preußischen Konsul Schmid, der ihn in die Hütte einer armen Frau zog, wo sie mit einander auf einem Papierfetzen, den die Frau ihnen gab, zwei Depeschen entwarfen, die noch in demselben Augenblicke, die eine nach Petersburg, die andere nach Berlin abgesendet wurden. Konstantin außer der Gefahr so gewaltthätig und furchtbar, war jetzt zahm und schmiegsam und schien vor Schrecken ganz umgewandelt; keinen Augenblick dachte er daran, dem Ungewitter die Stirn zu bieten.

Unterdessen über sein Entkommen, stürzten die Patrioten nach der Stadt, um dort ihren Brüdern, die bereits in einem entscheidenden Kampfe begriffen waren, Beistand zu leisten. Zweihundert Studenten schlugen sich dort mit dem größten Muthe gegen ein Regiment Kürassiere der Kaiserwache. Kaum hatten die Fähnriche die Stadt erreicht, als sie zu Pferde durch alle Straßen sprengten und zu den Waffen riefen.

Zur bestimmten Stunde rückten das vierte Linienregiment, eine Batterie der Garde zu Pferde mit zwölf Kanonen, ein Theil der Grenadiere der polnischen Garde, das Bataillon der Sapeurs und Grenadierkompagnien von allen zu Warschau in Garnison liegenden Regimentern aus ihren Kasernen; die einen nahmen ihre Richtung nach dem Arsenale, die andern beobachteten die Bewegungen der volhynischen und lithauischen Garderegimenter der Russen. Die Thüren der Nationalbank wurden eingesprengt und in dem Nowopolier-Quartier zwei Häuser in Brand gesteckt, jedoch ohne Gefahr für die Hauptstadt. Sogleich wurden kräftige Maßregeln zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit getroffen.

Eine Abtheilung Studenten und Fähnriche, die von Lazienki kamen, stießen in der Napoleonsstraße mit den Zöglingen der Rechtsschule und einem Theile der Fähnriche zu Pferde zusammen. Die Staatsgefangenen wurden befreit, das Arsenal erstürmt und vierzigtausend Gewehre und Säbel zur Bewaffnung des Volkes erbeutet. Von nun an war der Kampf entschieden, die Insurrektion wurde eine Revolution.

Bei den ersten Flintenschüssen waren die höhern Offiziere, die durch ihren blinden Gehorsam gegen Rußland bekannt waren, zu Pferde gestiegen, und bemühten sich, theils das Heer und Volk zu besänftigen, theils es durch Drohungen der strengsten Militärgesetze zurückzuschrecken. An einigen rächte das ergrimmte Volk die seit fünfzehn Jahren erduldete Bedrückung. Die Generale Hauke, *) Trembizki, Siemiontkowski, Blumer, Potozki, die Obristen Meciszewski und Saß wurden getödtet; die Generale Diakoff und Fenshave verwundet; die russischen Generale Essakoff, Lange, Richtee, Engelmann, Krifftzoff und die Obristen Fariszine, Ignatieff, Grescet und Butturline, Adjutant des Kaisers Nicolaus, wurden zu Gefangenen gemacht und in Gewahrsam gebracht.

Einzelne Flintenschüsse ließen sich noch während der ganzen Nacht vom 29 auf den 30 November hören; obgleich die Russen bereits den Rückzug angetreten hatten. Das Volk stolz auf seinen Sieg beging nicht die geringste Ausschweifung.

*) Seine Wunde erwies sich nicht tödtlich.

**) Die Namen derer, die den Angriff auf das Belvedere machten, waren: zwei Brüder Rupniewski, Eduard Trzcinski, Nasiorowski, Zenon Niemojowski, Jankowski, Rabietat, Godzimski, Orpiszewski, Rottermund, Kresniewski, Swientoslawski, Kosinski, Nettel, Pominski, Paszkiewicz, Trzaskowski, Korylanski.

Anm. des Verf.

*) Während der General Hauke, ein geborner Pole, in den Reihen der Russen fiel, kämpften seine beiden Söhne auf Seite des Volkes. Als sie den Tod ihres Vaters erfuhren, sagte der ältere mit stoischer Kaltblütigkeit: „Mein Vater ist den Tod der Verräther gestorben, möchte ich den Tod der Tapfern sterben!" — Der jüngere ließ einen Ausruf des Schmerzes hören: „Meine arme Mutter!" seufzte er. Dann aber rief er mit Festigkeit: „Vorwärts, Brüder, zum Kampfe!"

Anm. d. Verf.

Statistische Skizze der Provinz Eriwan.

(Auszug aus der Tiflifer Zeitung, Nr. 1 bis 5.)

Die Provinz Eriwan vereinigt auf kleinem Raume einen Reichthum von Produkten, die anderswo verschiedenen Himmelsstrichen zugetheilt sind, und nur in großen Entfernungen von einander gefunden werden. Diesen Ueberfluß von Geschenken der Natur verdankt sie ihrer glücklichen Lage. Die Provinz Eriwan, zwischen zwei riesigen Gebirgen, dem Ararat und Alages, gelegen, erstreckt sich von den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln derselben längs Küsten und Abhängen bis zu den glühenden Ufern des Araxes, und vereinigt gleichsam die Klimate Grönlands und des Senegals, und aller zwischen diesen gelegenen Länder. Auf einem Raume von nicht mehr als hundert Werften findet der Reisende norwegisches Moos und die Baumwollenstaude, sibirisches Sommerkorn und indischen Reis. Eben so verschieden ist der Boden; man findet Schwarzerde so gut wie sandigen, lehmigen, kalkigen, steinigen, sumpfigen, so wie auch salzigen Boden. Eine solche Mannichfaltigkeit erlaubt mit Sicherheit den Schluß, daß man mit vollkommenem Erfolge hier alle Erzeugnisse der Welt anbauen kann, wenn man den für jedes gehörigen Landstrich auszuwählen weiß.

Eine statistische Skizze der Produkte dieser Provinz wird eine Andeutung von dem unermeßlichen Reichthume Eriwans geben, das unter einer geordneten Verwaltung dem russischen Reiche große Hülfsquellen bieten muß.

Digitized by Google

1. Die Viehzucht.

Dieser Zweig der Landwirthschaft ist eine der vorzüglichsten Beschäftigungen der verschiedenen Stämme in Armenien und den angränzenden Ländern. Die Nomadenvölker, deren es in der Provinz Eriwan ungefähr 2500 Familien gibt, beschäftigen sich fast gar nicht mit dem Ackerbaue, sondern leben einzig von der Viehzucht. Büffel ziehen sie nur wenige, dagegen mehr Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen und Pferde. Im Durchschnitte kann man ihren Besitzstand auf 12,000 Ochsen, 1[illegible].000 Kühe, 140,000 Schafe und Ziegen und 5000 Pferde anschlagen. — Den ansässigen Einwohnern ist die Viehzucht noch nothwendiger. Vor ihren schweren Pflug spannen sie gegen acht Paar Büffel und Ochsen, erstere halten vorzugsweise die Armenier, letztere die Tataren. Von beiden Einwohnern gibt es in der Provinz Eriwan gegen 19,000 Höfe, welche überhaupt gegen 15,000 Büffel und eben so viel Büffelkühe, 42,000 Ochsen, 57,000 Kühe, gegen 150,000 Schafe besitzen. Man findet bei ihnen auch gegen 5000 zahme Esel, gegen 400 Kamele und zu großem Aergerniß der eifrigen Moslemin hin und wieder in den armenischen Dörfern auch Borstenthiere.

Die Viehzucht ist in diesen Gegenden aus zwei Ursachen unumgänglich nothwendig: Die hohen Berge, welche in allen Richtungen von häufigen und tiefen Schluchten durchschnitten und von einer Menge reißender Quellen ausgespült werden, machen die innern Wegverbindungen mit Ausnahme einiger tiefer gelegenen Magals (Bezirke; alle Dörfer, welche von einem Flusse ihr Wasser erhalten, heißen Magals), und einiger Hauptwege sehr schwierig, und zugleich auch den Transport aller Lasten. Der Lastochs geht langsamen, aber sichern Schrittes über die unwegsamsten Stellen mit sechs bis acht Pud beladen, womit er fünfzig bis sechzig Werste an einem Tage zurücklegt. Obgleich man auch, besonders bei den Armeniern, sehr ungestaltete Arben (zweirädrige Wagen) findet, so geschieht doch der größte Theil der Versendung auf Lastochsen. — Der andere Nutzen des Hornviehs ist der Dünger. Derselbe wird hier nicht zur Verbesserung des Bodens angewendet, der durch Begießung allein schon so fruchtbar wird, daß er der Brache nicht bedarf. Der Dünger wird hier mit Sfaman (fein zerhacktes Stroh), gemischt, wie Teig geknetet, in platte Kuchen geformt, an der Sonne getrocknet und endlich in Pyramiden aufgestellt, die man bis zum Winter aufbewahrt. Dieß ist das Geschäft des dortigen schönen Geschlechts. Die Frau, die Töchter des angesehensten Melik's *) schämen sich nicht, ihre weißen Hände zu dieser eben nicht sehr saubern Arbeit zu gebrauchen, so daß man sich unwillkürlich freut, daß es hier zu Lande nicht Sitte ist, den Damen die Hand zu küssen. In den Dörfern kann man sogleich die wohlhabendsten Einwohner nach der Zahl der Pyramiden auffinden, deren Gipfel die Ankömmlinge aus Bajazet gewöhnlich mit einem Büschel trockener Kräuter verzieren. Der auf diese Weise bereitete Dünger heißt Tisak und ist in diesen holzarmen Gegenden eine unentbehrliche Sache. Man heizt damit die Tondürs — dasselbe, was in Grusien die Purni, Gruben, in denen die Einwohner Brod backen — um Tschureki (flache Kuchen) und Lawaschen (gleichfalls Kuchen, so dünn wie ein Bogen Papier und recht schmackhaft) zu bereiten, und allerlei Speisen zu kochen, denen der Tisak nicht den mindesten unangenehmen Geschmack oder Geruch mittheilt. Man brennt damit auch alles Thongeschirr. Der Tisak gibt zwar keine Flamme, glüht aber sehr stark, wie Kohlen; man kann an ihm sogar Metalle schmelzen.

Der Preis für einen Ochsen ist in der Provinz Eriwan zehn, für eine Kuh sechs, für ein Paar Büffel fünfzig Rubel Silber; eine milchgebende Büffelkuh kostet fünfzehn bis zwanzig Rubel, ein Schaf einen Rubel zwanzig Kop., ein Esel vier bis fünf Rubel, ein Kamel sechzig bis hundert und zwanzig Silberrubel. Früher waren diese Preise weit geringer, erhöhten sich aber, theils weil unter der Bevölkerung das Gefühl des Eigenthumsrechtes unter den russischen Gesetzen aufzuleben anfängt, und daher das Vermögen in ihren Augen höhern Werth erhält; theils durch die Ansiedlung von ungefähr zwölftausend christlichen Familien aus Aderbidschan und der Türkei; diese Einwanderer hatten auf der langen Reise oder durch Kriegsumstände viel von ihrem Viehe eingebüßt, und verwendeten den größten Theil der von der russischen Regierung erhaltenen Geldunterstützungen zum Ankaufe neuer Hausthiere, wodurch natürlich die Preise stiegen.

Es befindet sich in der Provinz Eriwan eben so viel, wo nicht mehr unbrauchbares Land als brauchbares. Das unbrauchbare Land befindet sich theils auf den hohen Bergen, welche des rauhen Klima's wegen zwei Drittheile des Jahres unbewohnbar sind, theils an den salzigen und sumpfigen Ufern des Araxes. Diese Stellen nehmen die Nomadenvölker ein, welche im Winter, diejenigen ausgenommen, welche ihre eigenen Niederlassungen haben, für eine gewisse Bezahlung in den Dörfern der seßhaften Einwohner leben und ihre Herden am Araxes weiden lassen; im Mai, sobald der erste Frühlingsstrahl wieder die Natur belebt, kriechen sie aus ihren unterirdischen Wohnungen hervor, packen ihre ganze Habe und ihre Reise-Alatschuggen auf Kamele, Ochsen und selbst Kühe, und ziehen aus, indem sie sich allmählich dem ewigen Schnee des Hauptgebirges nähern, wo stets eine wahre paradiesische Kühle herrscht. In den üppigen Schluchten bringen sie die heiße Sommerzeit zu, im Herbste aber legen sie ihre Zelte zusammen und kehren allmählich wieder in ihre Winterwohnungen zurück. — Diese Lebensart, die angenehmste in den dortigen heißen Gegenden, läßt kein Land unbenutzt, befördert die Wohlfeilheit des Viehs und vieler anderer Lebensmittel, und erhält zugleich die Gesundheit der Nomadenstämme, die das Klima in den Umgebungen des Araxes noch weniger ertragen können als die Russen, diese Söhne des kalten Nordens. *) Wenn diese Völker seßhaft werden wollten, so würden sie die übrigen Einwohner bei dem entschiedenen Mangel an Land belästigen, während jene höhern Gegenden völlig leer und unbenutzt bleiben würden.

2. Der Fischfang.

Die von einer Menge Flüsse bewässerte Provinz Eriwan ist reich an Fischen. Im Araxes findet sich hauptsächlich der grätige Lachs, in den beiden Kara-ßu eine fette Karpfenart; in allen übrigen Flüssen und Kanälen der weiße Bartfisch. Die herrschende Gattung aber gehört zur Forellenart. In allen Gewässern wird sie in großer Anzahl gefangen; aber die Menge dieser Fische in den Flüssen, welche sich in den Gogtschai-See ergießen, läßt sich mit nichts vergleichen; dahin geht man auf sichern Fang aus und bekommt stets doppelt mehr als man zu fangen die Absicht hatte. — Der Hauptfang ist in den Flüssen: Kobor-Tschai, Adi-Jaman und Kisil-Wank-Tschai. Es ist bemerkenswerth, daß sich dort in jedem Monate eine besondere Fischart zeigt, von denen jede einen eigenen Namen hat. Im Frühjahre fängt man den sogenannten Agindschan und Kasak, im Sommer den Ischchan, im Herbste den Bodschag und im Winter den Kegarkuni. **) Bachtak und Krimetuz. Die beste Gattung ist der Ischchan; er ist von dunkelgrauer Farbe mit großen schwarzen Flecken, gegen zehn Werschok lang, und hat rothes äußerst schmackhaftes Fleisch.

Die Fische des Gogtschai-Sees sind in den transkaukasischen Provinzen berühmt; Karawanen von zwei- bis dreihundert Lastthieren kommen aus Grusien und andern Orten dahin. Des Fangs wegen leitet man den Fluß ab und der Fisch bleibt auf dem Bette zurück. Selten hat man Zeit, alle Fische einzusammeln; zuweilen geht die Hälfte unbenutzt zu Grunde und füllt die Luft mit einem unerträglichen Gestanke. Die Einführung eines regelmäßigen Fangs würde großen Nutzen bringen und den streng an ihren Fasten hängenden Bewohnern der transkaukasischen Gegenden eine willkommene Speise verschaffen. Außer diesen Fischen gibt es auch eine Art großer grüner Frösche, welche eßbar sind. Schildkröten zu fünfzehn Pfund, und Wasserspinnen, die den Mangel an Krebsen vollkommen ersetzen.

*) Melik kommt von dem arabischen Worte Malek, d. h. König. Die ursprünglichen Meliks stammen fast alle von den alten Herrscherfamilien ab; jetzt ist das Wort Melik gleichbedeutend mit Dannder (Dorfältester).

*) Da ich zwei Jahre nacheinander die Monate Julius und August, d. h. die heißeste Sommerzeit, unter den Nomaden zubrachte, stellte ich tägliche Beobachtungen über die Temperatur nach dem Thermometer an. In diesen hohen Gegenden erreichte die Hitze sehr selten um Mittag und in der Sonne 27 Grade Reaumur. Morgens und Abends war die mittlere Temperatur bei heiterm Wetter nur 10 bis 16 Grade, bei trübem 5 bis 10. Zu Ende Augusts fingen die Bäche schon an zuzufrieren.

**) Kegarkuni ist auch der allgemeine Name des südlichen und südwestlichen Ufers des Gogtschai-Sees.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 294. 21 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln. *)

Die Bevölkerung der Südseeinseln zeichnete sich durch einen außerordentlichen Hang zu Vergnügungen aus, und fast eben so viele Zeit wurde auf Musik, Tänze und andere Unterhaltungen verwendet als auf die gewöhnlichen Geschäfte. An ihrer Musik vermißte ein an Harmonie gewöhntes Ohr Alles, womit unsere Instrumente einen so unwiderstehlichen Zauber auf die Seele ausüben; sie war im Ganzen nur lärmend und wild, und mit Ausnahme der sanften und klagenden Wirbeltöne der einheimischen Flöte bloß durch Dissonanzen und betäubenden Schall merkwürdig.

Das vorzüglichste musikalische Instrument der Südseeinsulaner bestand in der Pahu oder der Trommel, die, je nach dem Zwecke, zu dem sie diente, von größerem oder kleinerem Umfange war. Diese Trommeln waren aus einem einzigen Stücke Holz verfertigt, das an einem Ende ausgehöhlt und am andern undurchbrochen gelassen wurde. Die obere Oeffnung war mit einem Stücke Haifischhaut überzogen, und das ganze Instrument hatte gewöhnlich Aehnlichkeit mit unsrer Heerpauke. Die größeren Trommeln dieser Art hießen Pahu, die kleineren Toere. Die Pahura, heilige Trommel, wurde rutu (geschlagen) bei jedem außerordentlichen Feste in den Götzentempeln; sie war besonders groß, und maß oft acht Fuß in der Höhe. Gewöhnlich hatte sie nur einen Fuß im Durchmesser, zuweilen aber war sie weit größer. Auf einigen Inseln versah man diese Instrumente mit sehr fleißig gearbeitetem Schnitzwerk.

Die Trommeln, deren sie sich bei den Heivas (Volksfesten) und Tänzen bedienten, waren sehr kunstreich verfertigt; sie glichen denen in den Tempeln, und das darüber gespannte Fell war an den Rändern mit Fäden aus Kokosnußfasern befestigt. Auch zur Kriegsmusik gebrauchten die Taheiter Trommeln, um den Muth der Krieger anzufeuern, wenn sie ins Treffen gingen. Die Trommeln, mit deren Schall sie ihre Gesänge begleiteten, waren von gleicher Gestalt, nur etwas kleiner; sie waren sehr zierlich gearbeitet und schön polirt. Die großen Trommeln wurden mit zwei schweren Stöcken gerührt, die kleineren nur mit bloßer Hand. Die Töne der großen Trommel in den Tempeln, die oft um Mitternacht geschlagen wurde, waren geeignet, bei den Gedanken, die sich daran knüpften, eine schreckhafte Wirkung hervorzubringen. Die Bewohner von Maeva, wo meine Wohnung nahe bei den Trümmern des Tempels stand, erzählten mir oft, daß sie häufig in der Stunde der Mitternacht, wenn am folgenden Tage ein Opfer gebracht werden sollte, durch die tiefen wirbelnden Töne der heiligen Trommel aus dem Schlummer aufgeschreckt wurden: ihr schauerlicher Klang hallte dann an den Felsen des Thales wieder, und alle Bewohner der Umgegend zitterten von Furcht vor den Göttern oder von ängstlicher Besorgniß, am andern Tage selbst als Schlachtopfer ausersehen zu werden.

Der Schall der Trompete oder Muschel, eine Art Murex, deren man sich im Kriege zur Anfeuerung der Kämpfenden bediente, und die auch von den Priestern, Herolden und am Bord ihrer Flotten geblasen wurde, ertönte noch schreckhafter als die Trommeln. Man wählte dazu die größten Seemuscheln aus, die manchmal einen Fuß in der Länge und sieben oder acht Zoll an der Mündung im Durchmesser hatten. Um das Blasen darauf zu erleichtern, war an der Seite zunächst der Spitze der Muschel eine Oeffnung eingebohrt, in die ein drei Fuß langes Bambusrohr eingepaßt, und mit schönem Flechtwerk an der Muschel befestigt wurde. Die Fugen dieser Oeffnung wurden mit einem harzigen Gummi von dem Brodfruchtbaum luftdicht verschlossen. Diese Muscheln wurden geblasen, wenn sich eine Prozession dem Tempel näherte, oder wenn die Krieger zur Schlacht auszogen, oder während der Weihe des Königs, so lange die Feierlichkeit dabei im Tempel währte, oder wenn ein Tabu *) im Namen der Götter über das Land verkündigt wurden. Oft hörten wir (die Missionäre) sie blasen, ihr Schall ist ungemein laut, aber höchst monoton und so schrecklich, als man sich etwas denken kann.

Die Ihara war ein anderes lärmendes Instrument, das aus einem Stück großem Bambusrohr verfertigt wurde. Man schnitt ein solches dicht an den beiden entgegengesetzten Knoten ab, in der Mitte wurde eine weite Oeffnung von einem Ende des Knotens bis zum andern gemacht. Man legte es der Länge nach auf den Bo-

*) Aus den Polynesian Researches during a residence of nearly eigth years in the Society and Sandwich Islands. By William Ellis III Vol. London 1831. — Aus diesem interessanten Werke, das einen vollständigen Bericht über die Fortschritte der Civilisation auf den Südseeinseln enthält, werden wir demnächst umfassende Auszüge geben. Anm. d. R.

*) Von dieser Art Bann war in den Berichten des Auslandes über Neuseeland mehrmals die Rede. Anm. d. R.

Digitized by Google

den, und schlug es mit Stäben. Es wurde nicht bei gottesdienstlichen Verrichtungen angewendet, sondern bloß bei Vergnügungen. Die Ihara hat in ihrer Gestalt Aehnlichkeit mit den Topomaztli der Mexikaner; auch scheint der Huehuetl der letztern dieselbe Trommel zu seyn, deren sich die Taheiter bedienen.

Die Vivo oder Flöte war das angenehmste der bei den Insulanern gebräuchlichen Instrumente. Es bestand gewöhnlich aus einem Bambusrohr von einem Zoll im Durchmesser und zwölf oder achtzehn Zoll Länge. Der Knoten des Rohres bildete das eine Ende der Flöte, an dem das Mundstück, durch das es geblasen wurde, sich befand. Es hatte selten mehr als vier andere Löcher: drei an der obern Seite, die mit den Fingern bedeckt wurden, und eines unten, auf das der Spieler den Daumen setzte. Manchmal waren aber auch alle vier Löcher an der obern Seite. Es war außen größtentheils geglättet, aber häufig auch mit Verzierungen versehen, die mit einem heißen Stein eingebrannt waren; aber auch zierlich geflochtene Schnüre aus Menschenhaaren, mit Ringen von Kokosfaserngeflecht wechselnd, wanden sich um dieses Instrument, das übrigens nicht mit dem Munde, sondern dem Nasenloche geblasen wurde. Der Künstler setzte gewöhnlich den Daumen der rechten Hand an das rechte Nasloch, hielt dann die Oeffnung der Flöte, die er mit den Fingern der rechten Hand faßte, an das linke Nasloch, und indem er dann die Finger auf den andern Oeffnungen bewegte, ließ er seine Melodien vernehmen. Der Ton war sanft und nicht unangenehm, obgleich er nur wenige Noten enthielt. Es war eine klagende Weise, die man darauf spielte und mit der gewöhnlich die Pehes oder Gesänge begleitet wurden. Letztere waren überhaupt innig mit der Musik und den Tänzen verwoben. Die Ihara, die Trommel und die Flöte waren gewöhnlich von Gesang begleitet, eben so die einheimischen Tänze.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ludwig XIV, der es nach dem Beispiel Franz I seiner Würde zuwider fand, sich den Gewinn, den die Lotterie abwarf, zuzueignen und der sich damit begnügte, bei den Festen, die er der Lavallière gab, das Vergnügen durch dieses Spiel zu erhöhen, verläugnete auf einen Augenblick sein stolzes Finanzsystem, indem er sich von den Vorschlägen eines Italieners, Namens Tonti, verführen ließ. Dieser Mensch, welcher gehört hatte, daß der König eine steinerne Brücke bauen lassen wolle, um die Gallerien des Louvre mit der Vorstadt St. Germain zu verbinden, machte dem Könige den Vorschlag diesen Plan auszuführen, ohne daß es dem Schatze einen Pfenning koste. Das Mittel um Dieß zu bewerkstelligen, war eine Lotterie von 50,000 Loosen jedes zu 48 Livres tournois.

Der König bewilligte die nöthigen Patentbriefe, welche am 30 Dezember 1656 vom Parlament beglaubigt, und im folgenden Jahre in Chatelet registrirt wurden. Es ist nicht bekannt geworden, warum der Beichtvater des Königs, ein Jesuit, diesem Unternehmen gram wurde, da doch mehrere Doktoren seines Ordens zu Gunsten der Lotterie geschrieben hatten, kurz, nach langen Bedenklichkeiten nahm Ludwig plötzlich sein Wort zurück, und der Polizeilieutenant Lareynie erließ eine Ordonnanz, welche die Errichtung jeder Lotterie unter was immer für einem Vorwand, als „dem Willen des Königs zuwider" verbot. Erst nach dem Feldzug am Rhein, wo der Schatz des Königs eben so sehr durch lange Kriege, als durch lange Feste erschöpft war, nahm man das Projekt wieder auf; die Lotterie wurde öffentlich in Gegenwart des Vorstehers der Kaufleute, des Civillieutenants und einer Deputation von Kirchenvorstehern aus jedem Kirchspiel gezogen, worüber in Paris große Freude herrschte. Diejenigen, welche Treffer erhielten, wurden im Triumph nach Hause begleitet; man brachte ihnen drei Tage hinter einander Nachtmusiken, und ihre Häuser wurden mit Blumen und Bändern geziert. Nach dieser Lotterie, deren Ertrag zu Erbauung des Pont royal verwendet wurde, errichtete man eine zweite, deren Ankündigung in allen Straßen von Paris angeschlagen war, und für welche ein Herr Boulanger den Patentbrief vom König erhalten hatte. Die Ankündigung bestand in folgenden Worten: „Königliche Lotterie, oder neuer Geldhandel mit dem Schicksal, der in Frankreich noch niemals weder gesehen wurde, noch je stattgefunden hat, und durch welchen man für einen Louisdor und in einem einzigen Tage reich werden kann." Der Ertrag sollte zwischen dem Banquier und den Armen des allgemeinen Spitals getheilt werden. Der König, die Königin und die Königin Mutter ließen sich die Listen in's Louvre bringen und setzten jedes 100 Nummern. In einem Brief, den der Parlamentsadvokat, Heinrich Sauval, an den Akademiker Racan schrieb, befinden sich folgende interessante Details über diese Lotterie:

„Die königliche Lotterie wird in der Straße Bertin-Poirée gehalten. Man eröffnete sie am 8 Julius, und eine solche Menge von Menschen schmeichelte sich mit süßen Hoffnungen, daß 9200 Louisd'or dorthin getragen wurden. Ungeachtet der Eigenthümer versprochen hatte, die Ziehung unfehlbar am 4 Dezember zu eröffnen, so wurde sie doch zuerst auf den 9, dann auf den 13, später auf den 19, und von da auf den 29, endlich auf den 8 Januar verlegt, an welchem Tage sie denn in dem Saale des großen Gebäudes in der Straße St. Martin, welches unsre Liebe Frau zum Schilde hat, in Gegenwart des Civillieutenants, des königlichen Prokurators, deren Greffiers, einiger angesehener Bürger und aller derer statt hatte, welche zeitig genug kamen. Vorher war durch öffentliche Anschläge der Aufschub der Ziehung bald dem König, bald dem Herzog von Guise Schuld gegeben worden; ob Dieß nun gleich vielleicht wahr seyn mochte, so unterließ man doch nicht darüber zu spotten, und Dieß Verfahren mit dem der Schauspieler zu vergleichen, die ein neues Stück auch öfter ankündigen, ehe sie es geben und ihre Zuschauer durch die Ausflüchte und Vorspiegelungen, mit denen sie den Verzug beschönigen, nur ermüden. Der König, die Königin und der Herzog von Guise wollten gegenwärtig seyn. Sie können also denken, daß dieses Beispiel eine Menge von Hof- und andern angesehenen Leuten herbeizog, und daß die Hoffnung, das einzige Gut derer, die nichts haben, eine Menge von Handwerkern, Dienstboten und Lakaien angelockt hatte, ihren Louisdor, den Mancher von ihnen sauer verdient haben mochte, hinzugeben, wozu sie einen von den glücklichen Tagen wählten, welchen der Engel dem guten gerechten Joseph offenbart hatte. Die Geizigen kamen ganz im

Digitized by Google

Geheim, die Spieler haufenweise, die Damen in Gesellschaft, von ihren Hausfreunden und Verwandten begleitet; Wenige nur ließen sich jedoch unter ihrem wahren Namen einschreiben. Die Theilnehmer an der Sonnabendgesellschaft der Sappho (der Fräulein Scuderi) nahmen die Namen der Hauptpersonen ihres Cyrus und Clelia an, und weil einer der kleinsten Gewinne auf Madame Celinte fiel (dieß ist der Titel einer Novelle, welche sie damals drucken ließ) und diesen Namen hatte sie angenommen, so glaubt man, daß Dieß eine Vorbedeutung des Glückes sey, das ihr Buch machen werde; ich habe indeß sagen hören, daß Celinte in der königlichen Lotterie und vor dem Druck mehr Glück hatte als später. Die Sonderlinge ließen sich unter sonderbaren, die Liederlichen unter frivolen, die Lustigen unter Namen von Bedienten und Possenreißern einschreiben, und recht als ob das Schicksal an solchen Launen Gefallen fände, gewannen Herr Parisot, Rentmeister, unter dem Namen: Petit-Jean und Herr Gilbert, Parlamentsrath unter dem Namen Marquis Mascarilla, den Molière in seinen précieuses ridicules so berühmt gemacht hat, die beiden größten Loose."

Der größte Theil des Ertrags der unter Ludwig XIV gestatteten Lotterien wurde zu Erbauung des Hospitals la Pitié verwendet, und da die Provinzen dem Beispiel der Hauptstadt zu folgen sich bemühten, so gründeten auch die Städte Lyon, Rheims, Tours, Rouen, Beauvais, Angers, Orleans und Marseille Hospitäler und Armenhäuser mit diesen Mitteln, denn jene Steuern, welche dem Volk Vergnügen und das Bewußtseyn einer guten Handlung zugleich gewähren, sind am leichtesten zu erheben. Die schönsten Kirchen von Paris, St. Louis, St. Roch und St. Nicolas wurden vom Ertrag der Lotterien erbaut, und das Hotel-Dieu wurde im Jahre 1709 durch das nämliche Mittel unterstützt.

Allein endlich kam es so weit, daß d asUnglück des Staats, die Last der Jahre, und ohne Zweifel auch die Gesellschaft seiner alten Maitresse den hellen Geist Ludwig XIV umdüsterten, und mit Gewissensskrupeln und mürrischer Scheinheiligkeit erfüllten, deren verderblichen Einfluß der Hof und ganz Frankreich nur zu sehr erfuhren. Ein Edikt des Königs vom Jahre 1700, gezeichnet vom Polizeilieutenant d'Argenson, verbot die Lotterien aufs Neue unter schwerer Strafe; und da das Edikt von Nantes mit seinen Dragonaden in die nämliche Zeit fiel, so verpflanzten die flüchtigen Protestanten den französischen Geschmack an die Lotterie nach Holland. Von hier aus verschickten sie Listen und Plane, welche ihre alten Landsleute um Beistand anriefen, und gründeten von den zahlreichen Beiträgen Wohlthätigkeitsanstalten, in denen diejenigen ihrer Glaubensgenossen, welche die grausame Ehrsucht der Mde. Maintenon ihres Vermögens beraubt hatte, einen sichern Zufluchtsort fanden. Dieser Zustand der Dinge dauerte vom Tode Ludwigs XIV bis zum Jahre 1776; da es in Frankreich keine Lotterien gab, so wußte die Geschicklichkeit der Holländer die Wachsamkeit der Douaniers zu täuschen, und die Ziehungen von Brüssel, Löwen und Maestricht die zu ersetzen, die man in Paris verboten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf den gegenwärtigen Stand der französischen Literatur.

(Mittheilung aus Paris.)

Barnave von Jules Janin ist ein Buch, das viel Aufsehen hier macht, und dessen ganze Erscheinung und deren Umstände eines der deutlichsten Zeichen der Zeit ist. Janin ist ein junger Mensch von einigem Talent, dessen öffentliches Leben darin bestanden hat, daß er zu gleicher Zeit im Figaro und in der Quotidienne schrieb, und am Ende zum Journal des Debats überging, welches die drei Organe der extremsten Meinungen in Frankreich sind. Bei der Revolution verlangte er, wie alle Zeitungsschreiber, Stellen und Orden; aber der König, der selbst ein Mann von untadelhaften Sitten ist, fand, daß der Verfasser der femme guillotinée kein Subjekt für die Ehrenlegion sey, und strich ihn aus der Liste. Janin schwor ihm Rache und schrieb Barnave, wo er seinem Vater, seine Familie und zum Theil ihn selbst mit Koth bewirft, und ein Journal, das er und seine Freunde redigiren, hat die Schamlosigkeit es anzukündigen, als eine Rache des Verfassers gegen den König, der ihm habe keine Stelle geben wollen; „er hat sich mit der Feder gegen das Scepter geschlagen," sagt das Journal, „und Niemand sagt, daß er den Streit verloren habe." Es ist unnöthig, Bemerkungen darüber zu machen, man braucht sich nur der Bücher zu erinnern, die gegen Ende der Regierung von Louis XV und unter Louis XVI erschienen sind, und sie mit der heutigen Literatur zu vergleichen, um zu sehen, daß die Auflösung der Gesellschaft noch weit größer ist, als sie damals war. Der ganze Charakter, den die Literatur seit einigen Jahren angenommen hat, ist ein furchtbares Symptom des Zustandes der Geister in Frankreich; man werfe nur die Augen auf die Revue de Paris, das eigentliche Journal der Pariser Salons; zu keiner Zeit sind solche Dinge gedruckt, oder wären von Leuten von Erziehung gelesen worden. Hier erregt es kaum einige Aufmerksamkeit, und Dinge, die weniger scheußlich wären, würden gar nicht gelesen. Um Leser zu finden, muß ein Buch in Champagnerrausch geschrieben seyn, und es ist keine leere Redensart zu sagen, daß es so ist, und die erste Bedingung für einen populären Schriftsteller scheint zu seyn, daß er in der verworfensten Liederlichkeit lebt, um mit Treue und Wahrheit Scenen aus schlechten Häusern zu beschreiben; die literarische Kritik hat völlig aufgehört; die Journale sind in der Hand einiger kleinen Koterien, die einander ohne Maas und Scham loben, und die Wahrheit ist das Einzige, was bei dieser Preßfreiheit nicht öffentlich erscheinen darf. Niemand, der etwas vom Publikum oder vielmehr von den Journalen zu hoffen oder zu fürchten hat, darf es wagen, dieses Wespennest anzutasten, sogar große Schriftsteller wie Chateaubriand sind genöthigt, sich vor dem Gözen des Tages zu neigen; man lese nur seine Einleitung in die Studien der französischen Geschichte, wo man finden wird, wie er Leute, die seine Achtung nicht haben können, mit höflichen Worten sich geneigt zu machen sucht, weil sie bei Journalen Einfluß haben, und an der öffentlichen Meinung mitarbeiten. Ein Schriftsteller, der sein Metier versteht, verwendet hier mehr Zeit auf die Bearbeitung der Journale, als auf seine Studien, und mehr Mühe auf die Zeitungsartikel, die er über sich selbst macht und machen läßt, als auf das Buch, das sie angreifen sollen. Es kommt wohl seit dem Aufhören des Universel, nie mehr vor, daß ein Artikel über ein Buch erscheint, an dem der Verfasser des Buchs nicht mehr oder minder Theil hat, direkt oder indirekt, unmittelbar oder durch Freunde. Auch gibt die Schamlosigkeit dieser Anpreisungen über Alles; bei jedem neuen Buche sollte man glauben sange eine neue Epoche in der Menschheit an; aber wenn der Zweck erreicht ist, und die Lesekabinette durch die Neugierde ihrer Kunden gezwungen worden sind, das Buch zu kaufen, so ist nie mehr davon die Rede. Man hat kürzlich vor Gericht gesehen, welche Mittel selbst Schriftsteller wie Victor Hugo gebrauchen, um sich rühmen zu lassen, und man kann sich leicht denken, was sich gewöhnliche Büchermacher erlauben, die keinen Namen zu verlieren haben, und die nichts als den unmittelbaren Gewinn berechnen. Uebrigens kann man es ihnen nicht allzuhoch anschlagen; das Publikum will es nicht anders, denn sonst könnten die Journale dieses System nicht fortsetzen, da sie nur vom Beifall des Publikums leben; das Publikum aber hat alle literarische Moralität verloren. Niemand will ein gutes oder ein belehrendes Buch, man will für den Moment unterhalten seyn, man

Digitized by Google

will keine Bücher besitzen, sondern sie miethen und durchlaufen. Die Coterien, Salons, Intriken und das Journallesen haben den Sinn für das Einfache und Wahre getödtet, man will etwas Entsetzliches, einen moralischen oder physischen Gräuel, einen fieberhaften Styl, eine berauschte Einbildungskraft, um die Langweile des Augenblicks zu tödten, und seinen entnervten Geist für einen Augenblick zu reizen. Gegen Einen Leser eines Meisterstücks, wie die Memoiren des Herzogs von St. Simon, gibt es hunderte, die die schimpflichen Romane von Balzac und Janin lesen; jenes hat Alles für sich, Neuheit, einen meisterhaften Styl, ein großes Talent, einen Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit, und dem nationalsten Interesse, kurz es ist eines der Werke, die der französischen Literatur am meisten Ehre machen; diese haben nichts für sich als die Ausgelassenheit und den schlechten Geschmack ihrer Verfasser; allein je unbedeutender sie an sich sind, um so unwidersprechlicher ist es, daß ihr Beifall nur darin seinen Grund haben kann, daß sie der Ausdruck der Gesellschaft sind.

Schwedens Handel,

Folgende Notizen über den schwedischen Handel entnehmen wir aus dem Berichte des schwedischen Handelskollegiums.

Die Zahl der in allen Städten des Königreiches befindlichen Schiffe belief sich im Jahre 1827 auf 1178, die ein Tonnengeld von 61,200⁶⁄₁₀₀ Tonnen entrichteten. Von diesen Schiffen rechnete man 389, die einzig mit der innern Schifffahrt beschäftigt waren. Außerdem besitzen auch Landeigenthümer größere oder kleinere Schiffe für den innern Handel, die man auf 486 in der Zahl anschlug und die ein Tonnengeld von 9000 Tonnen entrichteten. Die meisten derselben schiffen auf den großen Seen und Kanälen, welche die Verbindungswege unter den verschiedenen Theilen des Königreichs bilden; vorzüglich beschäftigten sich diese Fahrzeuge Bergwerksprodukte und Holz in die Seehäfen zu führen oder Handelswaaren und Getreide von einer Provinz in die andere zu bringen. 701 Schiffe mit einem Tonnengelde von 45,251⁴⁄₁₀₀ Tonnen und mit 4797 Schiffsleuten besetzt, trieben den äußern Handel. Von diesen verführten 157 nach Rußland Salz, Häringe, Alaun und Stückgut; 17 nach Finnland Salz, Sardellen, Eisen und Leinwand; 99 nach Preußen Eisen, Theer, Kalk, rothen Ocker, Planken, Pech, Messing, Holz und Steine; 127 nach Mecklenburg Papier, Eisenocker und Kupfer; 681 nach Dänemark Eisen, Stahl, Pflastersteine, Theer, Holz, Gußeisen, Tabaksblätter, Ocker, Eichenborke, Messingdraht, Kupfer, Papier, Getreide, Dauben, Pech, Alaun, Kalk, Schleifsteine, Nägel u. s. w.; nach Norwegen 558 Getreide, Theer, Holz, Kupfer, Seife; nach Hamburg und Lübeck 209 Eisen, Nägel, Getreide, Dauben u. s. w. Mit gleichen Produkten handelten 84 Schiffe nach den Niederlanden, 126 nach England, 153 nach Frankreich, 111 nach Spanien, 119 nach Portugal, 29 nach Gibraltar, 15 nach Sardinien, 26 nach Toskana, 34 nach beiden Sizilien, 27 nach Oesterreich, 1 in den Kirchenstaat, 14 nach der Türkei, 17 in die Vereinigten Staaten, 59 nach Brasilien.

Eingeführt wurden aus Rußland Unschlitt, Häute, Leindl, Hanf, Flachs und Leinsamen, aus Finnland Pech, Theer, Potasche und Bauholz, aus Preußen rohe und gesponnene Wolle, Gyps, Hammel, Nüsse und Stückwaaren, aus Mecklenburg Wolle, Gerste, Leinsamen, Roßhäute, Stückwaaren, aus Dänemark Zucker, Wolle, Häute, Häringe, Fischthran, Hopfen, getrocknete Fische, Ziegel, Rindvieh, Käse, Früchte, Lein, Heu, Speck, Bijouterie- und Nürnberger Spielwaaren; aus Norwegen Häringe und andere Fische; aus Hamburg und Lübeck Häute, Vieh, Lein, Heu, Citronen und Stückwaaren; aus den Niederlanden Hopfen, Häute, Oel, Horn, Töpferthon und Stückwaaren; aus England Salz, Bouteillen und Stückwaaren; aus Frankreich Wein, Branntwein, Früchte und Salz; aus Spanien Salz und Früchte; aus Portugal Wein, Salz, Früchte, Leder und Korkholz; aus Italien Salz; aus den Vereinigten Staaten Tabak, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Branntwein, Reis, Häute, Acajouholz und Fartwaaren; aus Brasilien Zucker, Tabak, gebrannte Wasser, Häute, Cochenille u. s. w.

Der Werth der Ein- und Ausfuhr stellt sich in folgender Tabelle dar:

Einfuhr.	Reichsthlr. banco.	Ausfuhr.	Reichsthlr. banco.
Aus Norwegen . . .	1,551,002	Nach Norwegen .	467,572
— Finnland	1,493,744	— Finnland . .	649,172
— Rußland	1,086,569	— Rußland . .	201,460
— Preußen	59,514	— Preußen . .	514,055
— Mecklenburg . . .	149,571	— Mecklenburg .	400,527
— Dänemark . . .	207,880	— Dänemark .	759,656
— Niederlanden . .	44,507	— Niederland .	781,548
— England	1,788,265	— England . .	4,228,266
— Frankreich mit Ausnahme von Havre	528,447	. . . . .	994,106
— Spanien	150,854	. . . . .	202,059
— Portugal	245,488	. . . . .	610,102
— Gibraltar	— —	. . . . .	60,522
— Sardinien	— —	. . . . .	51,079
— Sizilien	15,146	. . . . .	25,775
— Vereinigten Staaten	625,000	. . . . .	2,700,000
— Brasilien	495,900	. . . . .	477,840
Totalsumme .	8,199,244	. . . . .	12,883,596

Genaue Nachweisungen über den Handel mit Kopenhagen, Havre und Lübeck fehlen. Schweden hält zwar Konsuln in den Barbareskten, aber während des Jahres 1829 ist kein schwedisches Schiff dahin gegangen. Der Vergleich der Schifffahrt Schwedens im Jahre 1829 mit der der vorhergegangenen Jahre gibt kein vortheilhaftes Resultat. Es zeigt sich, daß früher 52 Schiffe mehr im äußern Handel beschäftigt waren. Unter den Ländern, mit welchen die Handelsverbindungen Schwedens sich vermindert haben, befindet sich Frankreich. Man schreibt dieß hauptsächlich den hohen Eingangszöllen zu, die auf das Eisen gelegt sind, das schon in Schweden im Ankaufe hoch kommt und bei der fortschreitenden Eisenfabrikation in Frankreich mit wenig Vortheil abgesetzt wird. Auch das schwedische Holz ist dort nicht mehr so sehr gesucht als sonst.

Vermischte Nachrichten.

Zu Paris ist unter dem Titel: „Memoiren des Herzogs der Normandie, des Sohnes Ludwigs XVI, von ihm selbst geschrieben und herausgegeben," ein Werk erschienen, worin der angebliche Prinz behauptet, er sey von dem Schuhmacher, dem er übergeben worden, eben so entflohen wie die Griechen sich in Troja eingeschlichen, nämlich in dem Bauche eines hölzernen Pferdes; einen Bettelbuben habe man an seiner Stelle eingeschwärzt. Nach seiner Flucht habe er den Prinzen von Condé aufgesucht, der ihn dem General Kleber anvertraut habe, von welchem er zuletzt den Händen Dessaix übergeben worden sey. Allein von Napoleons Eifersucht verfolgt, sey er nach Südamerika geflohen, den Amazonenstrom hinaufgesegelt und unter Menschenfresser gerathen. Diese zeigten nicht übel Lust nach dem königlichen Fleische, allein der tapfere Prinz schlug sie in die Flucht. Später wurde er Kazik der Mameluken, die unter seiner Anführung einen blutigen Tomahawk-Krieg gegen die Arnas, Haunares und Galibis führten, die er in einer hitzigen Schlacht besiegte. Sein Arzt, Dussault, sein Beichtvater Tourzel und das Weib des verstorbenen Schuhmachers Simons, die alle betheuerten, Ludwig XVII sey nicht gestorben, verschwanden alle kurz darauf aus der Reihe der Lebendigen. Kleber endlich wurde bei den Pyramiden getödtet, Pichegru erdrosselt, Josephine verstoßen, Fualdes die Kehle abgeschnitten — Alles, weil sie versucht hatten, dem wunderbaren Kinde wieder zu seinem väterlichen Throne zu verhelfen.

•

Der zu Venedig und Parma am 11 September Abends ein Viertel nach sieben Uhr verspürte Erdstoß wurde an demselben Tage und zur selben Stunde auch an verschiedenen andern Punkten Mittelitaliens vernommen. Zu Reggio wurden davon zweihundert Rauchfänge eingestürzt, der Palast Benizzi ist größtentheils zerstört; auch zu Modena und Castelnuovo wurden Erschütterungen wahrgenommen. Die Bevölkerung wurde hiedurch in große Bestürzung versetzt. An den folgenden Tagen wiederholte sich dasselbe Phänomen, jedoch mit geringerer Heftigkeit.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 295. 22 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Das Leben der Menschen und Völker beginnt mit Poesie und läuft in Prosa aus; unbedenklich darf man die Balladen der Eingebornen der Südseeinseln dem höchsten Alterthume zuschreiben. Vieles von ihrer Mythologie stammt wahrscheinlich aus dieser Quelle, und viele ihrer Sagen waren ursprünglich nur elegische Gedichte oder Leichengesänge zu Ehren eines hingeschiedenen Königs oder Helden. Oft hörte ich solche Lieder und wurde tief ergriffen von ihrer einfachen Erhabenheit und Schönheit; zwei Zeilen, die ich einer Mutter, die ihren einzigen Sohn verloren hatte, zum Troste singen hörte, schienen mir unvergleichlich schön. Der Schmerz überhaupt war darin rührend beschrieben, und als wollte der Dichter tröstend auf eine höhere Ordnung der Dinge hinweisen, schloß das Lied mit den Worten:

„To rii rii te ua tie iriatae:
Ere ra te ua, e roimata ia no Oro."

die wörtlich übersetzt so lauten:

„Dicht fällt der dünne Regen auf das Antlitz des Sees.
Es sind nicht Regentropfen, es sind die Thränen des Oro."
(eines Gottes)

Die Gesänge der polynesischen Bevölkerung waren größtentheils historische Balladen, die nach der Natur des Gegenstandes, den sie zum Stoffe haben, verschieden sind. Es gab deren unzählig viele und für alle Begebenheiten und Geschäfte des Lebens. Die Kinder wurden schon frühzeitig diese Lieder gelehrt und fanden großes Vergnügen daran, sie zu wiederholen. Manche ihrer Lieder enthielten Legenden oder Thaten der Götter, einige den Preis ihrer Helden und Häuptlinge; während andere sich mit geringfügigeren Gegenständen beschäftigten. Bei öffentlichen Gelegenheiten wurden sie mit mimischen Bewegungen vorgetragen, die dem Inhalte des Gedichtes entsprachen; wodurch eine Art von pantomimischer Darstellung entstand. Auch für jedes einzelne Geschäft hatten sie einzelne Gesänge, für den Fischer, für den Kanoebauer, einen Gesang, wenn man Bäume fällte, oder ein Kanoe vom Stapel ließ. Mit wenigen Ausnahmen waren sie aber alle mit heidnischen und unzüchtigen Anspielungen verwebt, und kamen deßhalb, als sich die Einwohner zum Christenthum bekehrten, außer Brauch. Gelegenheitlich hörten wir aber dennoch Bruchstücke von diesen Gesängen, wenn sich Begebenheiten ereigneten, bei denen man früher dergleichen Lieder zu singen pflegte. Das Folgende ist die wörtliche Uebersetzung eines Gesanges, der bei der Vorbereitung zu einem Kriege gesungen wurde:

„Auf die erhobene Keule von Tane, großer Freund, stütze ich mich.
Sie schirmt vor dem Sturme, der das Schiff des Friedens (das Reich) bedroht.
Sie besänftigt die wüthende Tiefe, daß sie ruht,
Ruhig sey sie vor dem Könige,
Vor dem Könige der purpurschwarzen Tiefe,
Vor dem Könige der unbekannten Tiefen,
Dem Könige, der mit Bestürzung erfüllt.
Hiro ist dieser Kriegsheld,
Breit ist der Rücken Hiro's *)
Von ungeheurer Breite ist sein Rücken,
Seine Augen liegen tief und dunkel,
Sein Ohr hängt nicht vor Furcht,
Gleich dem Stachelfisch ist das Haar auf seinem Leibe,
Laßt die Schleudersteine fliegen,
Sprecht die Weihe über den Rath der Krieger,
Ueber die versammelten Keulen des Hauses der Krieger,
Bald will ich die Versammlung der Krieger enthüllen,
Die heiligen und scharlachrothen Federn und Blut,
Die Schleuderer, die stehen,
Die geliebten und begünstigten des Königs, welche sitzen,
Das Kriegsgewand Tu's, des Kriegers in den Wolken.
O Hiro, gegen Wen soll ich den Kriegsgesang erheben!
Soll ich ihn erheben gegen Marama, den Krieger, der von Hiro stammt,
Der hervortrat mit Klugheit, die Schlacht zu ordnen
Mit der Wildheit des Hundes, mit der Stärke des Haifisches,
Der den Kopf trennen wird, wo der Schädel mit dem Nacken sich einigt,
Der lebendige Leiber hauptlos hinstürzen läßt,
Und Leichen aufhäuft hoch wie die Mauern des Tempels.
In dem Kokoswalde von Tauman **) laßt uns lagern!
Daß Uura, König von Tarapati, es sehe!
O Hiro, gegen Wen soll ich den Kriegsgesang erheben.
Ich erhebe ihn gegen die Schaar des Kieles,
Gegen die Schaar der tapfern Streiter, die nie flohen.
Der Kiel stützt das Schiff, ein Krieger den andern,
Ich erhebe ihn gegen die zwei Augäpfel, für die das Leben der steinernen Streitart geschaffen wurde,
Gegen den Wolkenerschaffer, gegen die anwachsende Wolke,
Gegen die glänzende Wolke, die weitverbreitete Wolke,
Gegen die Wolke oben, die aneinander gethürmte Wolke,
Gegen den in milchgesäugten Vertrag
Vor dem Antlitze der Kriegerschaaren Rai's und Ru's. ***)

*) Der Name Eines ihrer Götter. A. d. engl. Uebers.
**) Ein kleines Eiland, von woher die Flotte von Huahine segelte.
***) Der Sinn dieser dunklen Stelle, die der englische Uebersetzer mit keiner Erklärung begleitet, scheint zu seyn: „Ich rufe den Kriegsgesang gegen

Digitized by Google

Unser Angriff soll seyn wie die rollende See,
Unser Zusammentreffen gleich der Angst der Geburtswehn,
Es sey wie die stürmende See.
Wie die See, die das Ungewitter plötzlich empört,
Ru, der erstgeborne Gott, soll zerstörend walten,
Die Köpfe der Männer sollen eingesammelt werden, wie Fische in Netzen.
Ruft aus den Namen Ru's zur Rechten und Linken.
So werden wir die Köpfe der Männer verwirren.
Klimm hinauf halbwegs zu dem Gipfel des Felsen und komm zurück,
Klimme hinauf den Felsen Fatanfatau,
Klimme hinauf die enge Schlucht, wo es hoch oben ist und tief hinunter,
Und weine, wie die Mutter Tafai's
Die dahinfloh in das lange Gebirg Romaroma,
Umgarnt vom Kriege floh sie und ihr Sohn.
Der jüngere Bruder mag erklimmen den Brodfruchtbaum
Oder fliehen zu seinem ältern Bruder.
Der Speer Tuborotua's war hier:
Glänzend sein Gewand.
Wie der Ostwind die Sprache der Furchtsamen ist.
Die auf lange heitere Tage zu erlangen strebt.
Kurz sey die Dunkelheit, eine einzige Nacht.
Weg mit der Biegsamkeit der Pia und Teve *)
Die auserlesene Schaar der Krieger zeige sich.
An der Wurzel des Kokosnußbaumes will ich harren,
Bis ein Zweig hervorspringt, **)
Der zum Schmause werde den Anbetern des göttlichen Tunnataroa in Aitupo ***)
Ein kleiner Schlag soll seyn, wie die Springfluth der See,
Ein Schlag von Dir auf die Hinterhut des Heeres
Soll vor meinen Augen gesehen werden!
O Gott der Erde, o Gott des Meeres,
Lasset die Bewaffnung fest und treu seyn.
Nur der Schlechte flieht;
Wir aber wollen stehen wie der Korallenriff.
Und dahin fahren furchtbar wie der Seeigel.
Fett und kurzathmig ist unser Feind.
Den Engpaß werden wir gewinnen;
Sey wie der große wilde Hund, wanke vor keinem Streich zurück.
Fest aneinander geschlossen laßt uns in der Schlacht seyn, wie der Zug der Vögel.
Wir schlafen auf der See mitten im Sturme.
Erhebe den Schlachtgesang!
Sey muthig, wachsam und stark.
Lasse die Todten unter den Todten liegen.
Vorwärts dränge die dichten Lanzen der kühnen Krieger."

Das folgende Bruchstück ist aus einem beschreibenden Gesang, der auf einer kleinen Insel nahe bei Maupiti, der westlichsten der Gesellschaftsinseln, gehört wurde.

„Gesang Tanatua's."

„Eine einsame Wohnung ist das Eiland Tlapa †)
Ein Land, von wo aus in seiner Schönheit Maupiti gesehen wird.
Unter den Tausenden von Ländern keines ihm gleich,
Leicht ist die Landung an den Ufern von Tuanai *)
Hoch ist der Felsen Tauraura.
Der Ort, wo Ousuore sein Mahl hält;
Wo die Landspitze und der Korallenriff sich vereinen.
Höre auf zu weinen, großer Ipo,
Hier ist Maupiti schön.
O die Wasser von Atimo
Sind eben so wie zu Maupiti.

(Fortsetzung folgt.)

---

alle Himmelsgegenden aus, und kündige den Frieden (den milchgesäugten Vertrag) auf" Anm. d. A.

*) Zwei einheimische Pflanzen. — Den Sinn dieser Stelle verstehen wir so: Wie der Ostwind lange heitere Tage bringt, so möchten die Feigen sich durch schöne Worte Frieden erhalten. Doch die Ruhe (die Dunkelheit) dauere nicht länger, keine Nachgiebigkeit, die Tapferkeit laßt uns zeigen." Man wird das Poetische in dieser Diktion nicht verkennen. A. d. A.

**) Bis eine gute Beute sich zeigt. Anm. d. engl. Uebers.

***) Ein Tempel zu Raiatea, wohin die zuerst in der Schlacht Gefangenen oder Erschlagenen gebracht wurden. Anm. d. engl. Ueb

†) Die obenerwähnte kleine Insel.

*) Ein anderes Eiland.

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Da auf diese Weise große Summen über die Gränze gingen, der Reiz eines verbotenen Vergnügens das Verlangen darnach nur immer heftiger machte und die Unternehmungen der Spieler sich täglich vergrößerten, so hielt Ludwig XV für nöthig über diesen Gegenstand ein Konseil zu halten. Der Berichterstatter desselben erklärte, daß, da der Ausfluß des Geldes aus dem Lande nach fremden Lotterien, aus welchen dem Staate großer Nachtheil erwachse, durch nichts zu hemmen sey, so gäbe es kein andres Mittel als selbst eine Lotterie anzulegen. Dieses Spiel wurde also in Frankreich wieder eingeführt und machte binnen wenigen Jahren so reißende Fortschritte, daß die Hauptstadt bald mit jenen majestätischen Gebäuden geziert werden konnte, welche wir noch jetzt bewundern; denn nur die Lotterie gab dem Genie Soufflets die Mittel die Kuppel des Pantheons in den Lüften zu wölben, die kühn von vier luftigen Säulen getragen, kaum mit der Erde in Verbindung zu stehen scheint und die durch die Unwissenheit eines neuen Architekten auf eine so schwerfällige Weise verdorben wurde; der Lotterie verdanken auch jene schöne Kaserne, welche anfänglich nur ein Erziehungshaus für Kinder mittelloser Offiziere war, die Militairschule und das weite Marsfeld, wo die Föderation ihr Amphitheater errichtet hat, ihre Entstehung. Ein Mann dessen Name allein hinreicht, um seine Tugenden zu bezeichnen, der ehrwürdige Abbé Langnet, Geistlicher zu St. Sulpiz, scheute sich nicht seine Zuflucht zu einer Lotterie zu nehmen, und die herrliche Kirche jenes Namens bauen zu lassen; schon hatte man 960,000 Livres ausgegeben, und noch war sie bei Weitem nicht vollendet, ungeachtet man bereits 35 Jahre daran arbeitete. Bald riß ein Baumeister die Arbeit seines Vorgängers wieder ein, bald war die Kasse erschöpft oder die Kirchenvorsteher verwarfen die ausgeführte Arbeit. Vom Talent Servadoni's unterstützt unternahm der Abbé Langnet es endlich, den Bau eines der schönsten Denkmäler in Paris schnell zu vollenden, ohne andere Mittel als den guten Willen eines Jeden.

Ich kann die Geschichte dieser Epoche nicht schließen, ohne einer Anekdo e zu gedenken, welche beweist, welch eine gefürchtete Waffe der Witz in Frankreich ist. Als der Abbé de Rancé die Abtei la Trappe gründen wollte, suchte er sich die nöthigen Fonds ebenfalls durch eine Lotterie zu verschaffen, zu welcher er die Bewilligung nur nach vielen Bittgängen vom König erhielt. Voller Freude

Digitized by Google

über den endlichen Erfolg rannte er sogleich zum Erzbischof von Paris, dem er die gnädige Bewilligung des Hofes mittheilte. „Wie, mein lieber Abbé," sagte der Erzbischof, „Sie können hoffen in Frankreich auch nur zwei Menschen zu finden, die Loose in eine Lotterie de l'attrape nehmen würden?" — Ganz betroffen über dieses Wortspiel, wagte Hr. von Rancé nicht von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und suchte auf anderen Wegen Unterstützung zu Gründung seines Klosters.

Die verschiedenen Gebäude, von denen so eben die Rede war, waren noch nicht vollendet, als Ludwig XVI den Thron bestieg. Ludwig war der ehrlichste Mann seines Reichs, aber er hatte durchaus keine politische Ader; vor Allem mangelte ihm jener richtige Blick in Beurtheilung der Menschen, eine glückliche Gabe, welche Ludwig XIV und Napoleon in so hohem Grade besaßen. Die Sekte der Sparer mit ihrer emphatischen Scheinheiligkeit bemächtigte sich des arglosen Monarchen, der sich durch die Worte Moral, Menschlichkeit und Wohlthun, mit denen die Schriften jener „Volksfreunde" durchspickt waren täuschen ließ. Ein Redner im Konvent hat gesagt, daß England Frankreich weit weniger Nachtheile verursacht habe, als jene Coterie anspruchsvoller und unfähiger Menschen, die wie bekannt die ihrer Sorgfalt vertrauten Finanzen ihren Nachfolgern in der fürchterlichsten Zerrüttung übergaben. Auf ihren Rath wurden durch ein Edikt vom 30 Junius 1776 alle Lotterien verboten, mit Ausnahme der königlichen, mit welcher man die Lotterien zum Besten der Findlinge und der Unterstützung der Armuth vereinigte, nicht etwa weil man fühlte, wie unvernünftig es seyn würde, im Namen der Menschheit und Menschenliebe Hospitäler aufzuheben, welche man bei den erschöpften Finanzen auf keine Weise unterhalten konnte, nein, man bediente sich ohne alles Hehl eines heuchlerischen Mittels, um sich des Ertrags der beiden letzten Lotterien für den Schatz zu bemächtigen. Sie bestanden dessen ungeachtet noch 13 Jahre lang; allein in Verfall gerathen durch die antiliberalen Privilegien und Institutionen einer geschwächten Monarchie, hörten sie noch vor der großen Wiedergeburt des Jahres 1789 auf.

Zu jener Zeit machte Jeder sich ein Verdienst daraus, irgend eine Einrichtung der alten Regierung der jungen Freiheit, von der ganz Frankreich beraucht war, als Brandopfer darzubringen, und so glaubte auch der Bischof von Autun (Talleyrand) in einem Angriff auf die Lotterie, einen seiner Rolle der Opposition, welche damals Jedermann für verdienstlich hielt, günstigen Gegenstand zu finden, weßhalb er eine Broschüre über diesen Gegenstand herausgab. In diesem Werke vergleicht er die königliche Lotterie mit der Belle und dem Biribi, welche er als weit weniger unmoralisch und verderblich darstellt, und nachdem er ein mathematisches Verhältniß aller Spiele aufgestellt hat, schließt er mit der Versicherung, daß das durch die Polizei verbotene, und von der öffentlichen Meinung gebrandmarkte Biribi „siebenundzwanzigmal weniger betrüglich sey, als die Lotterie." „Eine eitle Entschuldigung" sagte er, „hat man für dieses Spiel darin finden wollen, daß man einen Theil seines Ertrags für das öffentliche Wohl verwendete; seit wann aber heiligt denn der Zweck die Mittel? Welch ein ungerechter Trugschluß ist Dieß, der gleichsam ein ganzes großmüthiges und gefühlvolles Volk der Unempfindlichkeit und des Geizes beschuldigt!" Dieß war die scheinheilige Sprache jenes Zeitalters, die man nicht allein aus dem Munde geistreicher und verschlagener Männer, sondern selbst auch von den frechsten Sanskulotten hörte.

Im November des Jahres 1793 bestieg der Generalprokureator der Gemeinde von Paris, Chaumettes, die Tribüne des Konvents und schlug die gänzliche Abschaffung der Lotterie vor. „Finchwürdige Erfindung des Despotismus," sagte er, „um das Elend des Volks zu beschwichtigen." Die Nationallotterie wurde abgeschafft, und nach Chaumettes Tod fand man unter seinen Papieren geheime Plane zu einer großen Lotterie, die er für seinen Nutzen errichten, und an die Stelle der öffentlichen und nationalen Einrichtungen dieser Art setzen wollte.

Glaubt man wohl, daß während der vier Jahre, welche diese Aufhebung dauerte, der Geschmack des Volkes an diesem Spiel sich verloren habe? Ganz das Gegentheil. Zweitausend geheime Bureaux waren in Paris geöffnet, wo der Arme seine Hoffnungen in die Hände eines Gauners oder einer gierigen Sibylle legte. Diese Höhlen waren von mehrern Gittern verschlossen, damit man Zeit gewann alle Spuren des Verbrechens zu beseitigen, während die Polizei die erste Umzäunung durchbrach. In der Straße St. Antoine, im Hotel de Beauvais gab es Lotterien, welche alle zwei Tage gezogen wurden; ganz Frankreich wußte Dieß, und doch gelang es der Polizei nie, sich ihrer zu bemächtigen. Die Reichen spielten in den Lotterien zu Genua, Neufchatel, Lüttich, Düsseldorf und Brüssel. Ein einziger Kommissär dieser Lotterien, Herr Thierry, unterhielt auf der Straße nach Köln 17 unterlegte englische Pferde. Es ist bewiesen, daß zur Zeit der Republik jedes Jahr 75 bis 80 Millionen Franken ohne allen Gewinn für die Moral, in deren Namen man doch die Aufhebung der Lotterie verlangte, außer Land gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuigkeiten.

Naturgeschichte des östlichen Asiens von Abel-Remusat.

Ausgedehnte Landstriche von Ostasien sind bisher für die Naturgeschichte unbenützt geblieben. Wenige Reisende haben bis jetzt ins Innere von China, Japan, Corea und die Tartarei. Tübet und Indien jenseits des Ganges dringen können, und die französischen Missionäre, denen wir so wichtige Arbeiten über die Alterthümer und die Geschichte jener Gegenden verdanken, haben uns die Pflanzen, Thiere und Mineralien derselben nur höchst unvollständig bekannt machen können, da keiner dieser Männer, die vom Bekehrungseifer in jene Gegenden getrieben wurden, sich besonders mit Naturgeschichte beschäftigt hatte. Einige der Reisenden, denen diplomatische Sendungen bisweilen den Eintritt in jene Länder erlaubt hatten, waren allerdings besser vorbereitet, ihre Produkte zu studiren; allein sie hatten fast nie Zeit noch Freiheit sich damit zu beschäftigen, und mit Ausnahme von Kämpfer, Thunberg, und in der letzten Zeit von Siebold hat keiner von ihnen einen vollständigen Begriff der Naturgeschichte von Ostasien nach Europa gebracht. Diese Lücke in unseren Kenntnissen ist in Allem sichtbar, was sich auf Geologie, Pflanzengeographie, Verbreitung der Thiergeschlechter und besonders auf Medicin, Landwirthschaft und Handel bezieht. Die Abhandlungen, welche man im letzten Jahrhundert aus Peking über diese Gegenstände erhalten hat, können eigentlich zu nichts dienen, da die Thiere oder Substanzen, von denen darin geredet wird, unter ihren chinesischen Namen unbekannt waren, und

Digitized by Google

nur mit vagen Namen, wie ein Baum, eine Pflanze, ein Stein, ein Vogel u. s. w. bezeichnet waren.

Abel-Remusat unternahm es, diese Lücke auszufüllen, und nahm bei der Unmöglichkeit einer vollständigen Untersuchung dieser Gegenden, die Bücher und Bilder jener Völker zur Basis seiner Darstellung der natürlichen Produkte von Ostasien. Die Chinesen und Japanesen haben ausführliche Werke über Naturgeschichte, in denen man die Beschreibung und oft die Figur aller Produkte findet, welche die Aufmerksamkeit ihrer Gelehrten auf sich gezogen haben, und mit Hülfe dieser beiden Mittel, der Beschreibung und der Zeichnung, kann man sehr oft eine genaue, oder wenigstens eine annähernde Bestimmung des Geschlechts, und selbst der Art der naturgeschichtlichen Gegenstände aufstellen, und die Uebersetzung dieser Bücher gibt eine bedeutende Menge Materialien für Therapeutik, Industrie, für die Kenntniß der Manufakturen, den Ackerbau und Gartenbau, indem sie die Früchte der vielhunderijährigen Erfahrungen und Versuche mehrerer gebildeter Völker enthalten, welche in den verschiedensten Klimaten angestellt wurden. Er hat sich in der Hoffnung, ein der Wissenschaft nützliches Resultat zu erhalten, seit 20 Jahren damit beschäftigt, den Theil jener chinesischen und japanischen Bücher über Naturgeschichte, welcher Beschreibungen enthält, zu übersetzen, und aus andern Werken daher gehörige Bemerkungen zu sammeln. Er hat sorgfältig alle wissenschaftlichen und gemeinen chinesischen, japanischen, tartarischen, siamesischen, tübetanischen und indischen Namen gesammelt, um die Synonymie zwischen ihnen und den europäischen Namen zu bestimmen; ebenso hat er alle gestochenen und gezeichneten und gemalten Figuren von naturgeschichtlichen Gegenständen, die er sich verschaffen konnte, gesammelt, um sich damit die Bestimmung der Geschlechter und Arten zu erleichtern, und Resultate, die er auf andere Art erhalten hatte, zu kontrolliren. Und da seine eigenen Kenntnisse und Studien in diesem Theile sich nicht auf das Ganze der Wissenschaft erstreckten, so hat er sich der Hülfe und des Raths mehrerer Naturforscher ersten Ranges bedient, wie R. Brown, der beiden Cuviers, Correa de Serra, Jussieu, Petit Thouars, Valenciennes, Waltenaer ꝛc.

Mit diesen Hülfsmitteln hat er ein Werk verfaßt, das unter folgendem Titel erscheinen soll: „Naturgeschichte von Ostasien, oder Darstellung der drei Naturreiche nach der Beschreibung der chinesischen, japanischen und tartarischen Naturforscher, mit der Angabe ihrer Anwendung in der Medicin, der Industrie, der Hauswirthschaft, so wie sie in den chinesischen und japanischen Werken über Medicin und Technologie dargestellt werden." Es wird bestehen:

1) In der Darstellung aller Klassifikationen, die in Ostasien gebräuchlich sind, in Botanik, Zoologie und Mineralogie, mit einer Einleitung über den Ursprung, den Fortschritt und den Zustand der Naturwissenschaften in diesen Ländern.

2) Die Beschreibung aller Pflanzen, Thiere und Mineralien, die den Naturforschern jener Gegenden bekannt sind, und die sich in China, Japan und den umliegenden Ländern finden. Diese Beschreibung ist zum ersten Male aus den Originalwerken übersetzt.

3) Die Synonymie der orientalischen und europäischen Namen durch Hülfe von Originalbeschreibungen, Zeichnungen und Bemerkungen der Reisenden.

4) Angabe der Anwendung auf Medicin, Nahrung, Industrie u. s. w., wobei besonders in der Botanik eine große Menge nützlicher, und in Europa noch unbekannter Pflanzen, die in Asien längst in der Medicin, zur Nahrung und zu Stoffen verwendet wurden, bekannt gemacht werden sollen.

5) Beschreibung verschiedener pharmaceutischer, industrieller, und der vorzüglichsten Methoden, welche die Chinesen und Japaner in Ackerbau und Gartenbau anwenden.

6) Einen Index der chinesischen, japanischen, tartarischen, siamesischen, tunkinesischen, mongolischen, tübetanischen und indischen Namen von naturgeschichtlichen Gegenständen, etwa 20.000 an der Zahl.

Das folgende Verzeichniß, das nach der chinesischen Klassifikation geordnet ist, gibt den Abriß des Werkes, und zeigt die Art von Interesse, die es für Naturgeschichte, Künste und Handel haben mag.

Botanik. Klasse I. Ordnung 1) Gebirgspflanzen 89 Arten; 2) wohlriechende Pflanzen 74 Artzn; 3) Pflanzen, die Wässerung bedürfen 166; 4) Giftpflanzen 62; 5) bewegliche 122; 6) Wasserpflanzen 29; 7) auf Steinen wachsende 25; 8) Moose 21; 9) gemischte Pflanzen 219. — Klasse II. Ordnung 1) Cerealien 45; 2) Gemüse 17; 3) Zwiebel 39; 4) Kraut 54; 5) Kürbisse 14; 6) Wasserkraut 8; 7) Schwämme 20 Arten. — Klasse III. Ordnung 1) Gartenfrüchte 15; 2) Gebirgsfrüchte 45; 3) fremde Früchte 41; 4) scharfe Früchte 14; 5) Früchte in Form von Kürbissen; 6) Wasserfrüchte; 7) verschiedene Arten 28. — Klasse IV. Ordnung 1) Wohlriechende Bäume 46 Arten; 2) hochstämmige Bäume 68; 3) Zwergbäume 66; 4) Schmarotzerpflanzen 16; 5) Bambus 20; 6) verschiedene Arten 34.

Zoologie. Klasse I. Ordnung 1) Hausthiere 12 Arten; 2) vierfüßige Thiere 58; 3) Nagthiere 22; 4) Affen 8 Arten. — Klasse II. Ordnung 1) Wasservögel 23; 2) Vögel aus Ebenen 48; 3) Waldvögel 17 Arten. — Klasse III. Ordnung 1) Fische mit Schuppen 59; 2) ohne Schuppen 55; 3) Eidechsen 13; 4) Schlangen 25 Arten. — Klasse IV. Ordnung 1) Schildkröten 17; 2) Schalthiere 166 Arten. — Klasse V. 1) Insekten, die aus Eiern kommen 59 Arten; 2) Insekten aus Metamorphosen 37; 3) Insekten, die aus Feuchtigkeit entstehen, 39 Arten.

Mineralogie. Klasse I. Ordnung 1) Regenwasser 13 Arten; 2) Quellwasser 30 Arten. — Klasse II. Feuer 11 Arten. — Klasse III. Erdarten 61. — Klasse IV. Ordnung 1) Metalle 28 Arten; 2) Edelsteine 14; 3) Steine 71; 4) Salze 47 Arten. Im Ganzen also 2440 Pflanzen, 658 Thierarten und 255 mineralische Substanzen.

Das Werk wird zwei Bände 4° bilden, jeden von etwa 65 Bogen, und in Lieferungen erscheinen, deren jede 6 Bogen Text und mehrere Steintafeln enthalten wird, welche die merkwürdigsten und unbekanntesten Gegenstände nach den Originalzeichnungen darstellen sollen. Die erste Lieferung wird erscheinen, sobald die Subscriptionen die Kosten einigermaßen decken werden.

Gute Bücher in Frankreich.

Die Gesellschaft für Verbreitung guter Bücher in Frankreich hat bei den Preisvertheilungen in den Schulen Gelegenheit genommen, ihre erbaulichen Schriften den Kindern in die Hände zu spielen, unter andern eines, das den Titel führt: „Die katholische Familie oder Unterhaltung eines Pfarrers mit seinen Pfarrkindern, um ihren Glauben zu erleuchten und zu stärken." — „Was ist die liberale Partei?" fragt darin Geneviève, ein junger einfältiger Bauer, und sein Bruder René antwortet: „Die Liberalen, siehst Du, sind die Partei der Freiheit; die Partei der Freiheit besteht aus Solchen, die die Freiheit aufrecht halten wollen; die Freiheit, Du verstehst mich schon, die Freiheit, alles Böse thun zu dürfen, Alles umzustürzen und von Grund aus umzukehren." — Hier kommt der Herr Pfarrer dazu, der im katechisirenden Style und mit großer Salbung über den Liberalismus sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Es ist gut für Euch zu wissen, meine Kinder, daß man drei Ordnungen oder Klassen der Liberalen unterscheidet, je nach dem Grade ihrer Macht oder ihrer Bosheit. Die Liberalen der ersten Klasse sind: die Vornehmen, die Häupter der Partei. Vormals nannte man sie Philosophen, was so viel heißt als Gottlose, Gotteslängner, Gotteslästerer; später nannte man sie Jakobiner, was so viel ist als Revolutionäre und Blutsäufer. Deßhalb ist ein Gotteslängner, Jakobiner, Revolutionär und Liberaler erster Klasse Eins. — Die Liberalen der zweiten Klasse bestehen aus den gewöhnlichen gottlosen Menschen und solchen, die sich den Schein davon geben wollen und aus allen nach revolutionären Zeitungsblättern hungernden Lesern. — Die Liberalen der dritten Klasse sind die Arbeitsleute und das gemeine Volk, welche die Diener der andern sind, und je mehr ich darüber nachdenke, desto unbegreiflicher wird es mir, daß es Gottlose und Liberale unter der arbeitenden Klasse der Bevölkerung geben kann. Bemüht Euch, diesen armen Leuten ihren Irrthum zu benehmen, indem Ihr ihnen zeigt, daß sie nichts als die Hände sind, deren man sich bedient, um verbrecherische Plane auszuführen. Erinnert sie an Das, was sie Alle schon so oft mit eigenen Augen gesehen haben. Das Volk hat schon einmal eine Revolution bewirkt, und das Volk ist Volk geblieben; aller Vortheil davon fiel an einige Schurken."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 296. 23 Oktober 1831.

Briefe in die Heimath.

Von Dr. Fried. Zuccarini.

Konstantinopel den 7 August 1831.

Die Nachrichten von den herrschenden Krankheiten in der Moldau und Walachei haben uns bisher hier zurückgehalten und uns bestimmt, den ganzen Reiseplan zu ändern. Schon waren Tatarensättel gekauft, die Koffee mit ungeheuren Reittaschen vertauscht und alle sonstigen Anstalten zur Reise zu Pferd getroffen, als die sichern Nachrichten von der großen Ausbreitung der Cholera in der Wallachei, besonders in Giurgewo und Bucharest, und die unendlichen Unannehmlichkeiten der Quarantainen und Lazarethe uns die Landreise aufgeben, und den Weg durchs schwarze Meer wählen ließen. Noch einmal muß ich also das hölzerne Seeroß besteigen, und darauf bis an die Mündungen der Donau und stromaufwärts bis Gallacz galloppiren, wo die Krankheit, gegen die Regeln ihrer klimatischen Verbreitung, abgenommen oder aufgehört haben soll. Doch jetzt noch einige Worte über meinen hiesigen Aufenthalt.

Konstantinopel hat, mit all seinen Gräßlichkeiten, unendliche Zauber, und einmal sich als Biene auf diese verdächtige Prachtblume zu setzen, den Honig zu genießen, und sich um ihr Gift nicht zu kümmern, ist sehr angenehm. Wer nur türkisch kann, lebt dort vergnügt und mit Befriedigung für Herz und Geist unter den Türken, nur muß er sich so wenig als möglich mit den christlichen Glaubensgenossen abgeben! Leider habe ich es im Türkischen nicht weiter als auf einige 20 Worte gebracht, und dennoch habe ich mit Türken und Türkinnen manche vergnügte Stunden zugebracht. Letztere, wenn sie nur ein bischen Luft bekommen, sind gar nicht so scheu, als man sie gewöhnlich sich denkt, und wenn man erst vertraulich werden könnte mit dem Volke, und mit der fremden Pracht der üppigen Gärten, der marmornen und vergoldeten Gebäude, mit den behaglichen Genüssen, die der rüstige Deutsche als schändliche Weichlichkeit von sich stößt, so könnte man ganz gut dort leben, und für manche Fälle wäre gewiß eine Reise nach Konstantinopel ein wunderkräftiges physisches Heilmittel. Unmöglich kann ich Dir alle Merkwürdigkeiten erzählen; Abenteuer habe ich keine erlebt, ich war meistens passiv, nur schauend und beobachtend, und trat selten aus diesen bescheidnen Schranken. Nur einige Male mußte ich einigen Aerzten sagen, daß sie Esel, und einigen Griechen, daß sie Spitzbuben seyen, und einmal einem schnöden Muselmann, der sich nicht entblödete, mit mir, dem Deutschen, sub firma Scherbet, um die Wette Wein trinken zu wollen, Moees lehren. Er sah auch den Halbmond für eine Ofengabel an, und berührte beim Nachhausegehen mehrere Male mit seinem Bart das Pflaster, während ich den aufrecht gebliebenen Söhnen Mohammeds eine Vorlesung über den rechten Gebrauch des Rebensaftes hielt. Von den Wundern der Stadt sage ich Dir nichts, Du kannst sie überall lesen, aber alle heidnischen, türkischen und christlichen Musen möchte ich anrufen, um Dir die Zauber des Bosporus zu beschreiben; bis sie mich erhören, nur so viel, daß mich das Leben an diesen herrlichen Ufern unendlich mehr anzog, als die bunte Pracht der wunderlichen Stadt selbst! —

Der siebente August war zu unsrer Abreise festgesetzt. Einen Theil von Konstantinopel ließ ich wie Sodom und Gomorrha in Rauch und Gluth hinter mir zurück. Längst schon wirst Du durch die Zeitungen von der großen Feuersbrunst gehört haben, die den 2 August die ganze Frankenstadt Pera, durch den Hafen vom eigentlichen Konstantinopel getrennt, verzehrt hat. Obwohl in Konstantinopel eine Feuersbrunst eine ganz gewöhnliche Begebenheit ist, und fast alle Tage in einem oder dem andern Quartier der Stadt Feuerlärm entsteht, so war doch dießmal der Brand so ungeheuer und weit um sich greifend, daß Niemand sich eines ähnlichen erinnert. Man weiß nicht, wie das Feuer entstand, und die Schnelligkeit mit der es sich ausbreitete, war unbeschreiblich. In der Mittagshitze brachen die Flammen aus, und sogleich sah man, nicht Häuser, sondern ganze Straßen und Quartiere brennen. Mit der Schnelligkeit eines wildentbrannten Stroms schossen die Flammen fort, und in wenig Minuten war eine Straße unversehrt, in Flammen und in Asche. Heftiger Wind trieb das Feuer nach allen Seiten auseinander, sturmempörte Gluthmeere schienen sich von der Höhe, auf der das eigentliche Frankenquartier liegt, herabzustürzen, und sich um den Fuß des Hügels herum auszugießen. Bekanntlich sind in Konstantinopel fast alle Häuser von Holz, auch in der Vorstadt Pera war der größte Theil der fränkischen und armenischen Häuser hölzern, doch standen in den Hauptstraßen, dem sogenannten Stavrodrom, meist steinerne Häuser reicher Franken und öffentliche Gebäude. Rechts und links an der aufwärts führenden Hauptstraße dieses Stavrodrom's standen die massiven Gebäude der fremden Gesandten, Paläste an Pracht, Festungen an Gediegenheit der Bauart. Dort standen Kirchen, dem katholischen, armenischen und griechischen

Digitized by Google

Gottesdienste geweiht, standen eine Menge festgebauter Privathäuser, Gewölbe und Magazine. In wenigen Stunden lag auch diese stolze Reihe, wenige Gebäude ausgenommen, die gerettet wurden, in Asche, und mit ihr die Habe vieler tausend Menschen, die Alles, was sie aus den Flammen des eignen Hauses gerettet hatten, der Festigkeit dieser Gebäude trauend, dahin geflüchtet hatten. Mehrere tausend Menschen verloren das Leben, und besonders Viele kamen in der sogenannten Hauptstraße, wo sie sich sicher glaubten, sowohl durch die Flammen, als durch die stürzenden Mauern um. In den englischen und französischen Gesandtschaftspalästen wurden besonders viele Matrosen, die aus den Schiffen vergebens zur Rettung heraufgeeilt waren, verbrannt und zermalmt. Glücklicher und erfolgreicher waren die Anstrengungen der russischen und griechischen Matrosen am Gebäude der russischen Kanzlei, und die der Oesterreicher und Italiener am weitläuftigen Palaste der österreichischen Gesandtschaft. Beide wurden, letzterer fast durch ein Wunder, gerettet. Alle übrigen Gesandtschaftsgebäude liegen in Asche!

Kaum zu berechnen ist der Verlust der Kostbarkeiten, die diese Gebäude enthielten, unersetzlich die Vernichtung der Archive. Viele Tausende wurden durch den Verlust dort deponirter Papiere oder Geldsummen unglücklich. Da, so wie die Zahl der Einwohner und der täglich Gestorbenen, so auch die Zahl der Häuser in Konstantinopel nie gezählt oder berechnet wird, so ist es auch unmöglich, die Totalsumme der in Asche verwandelten Gebäude anzugeben. Eine beiläufige, allgemein angenommene Berechnung gibt die Gesammtzahl der verbrannten Häuser auf 29,000, sage neunundzwanzig tausend, an. Da der Reichthum vieler fränkischen Familien fast allein in Häusern bestand, so war das Gesammtvermögen vieler Hunderten in wenigen Augenblicken vernichtet. Die Zahl der Unbemittelten, nun gänzlich mit Weib und Kind zu Bettlern gewordenen, ist gar nicht zu bestimmen. An Löschen war kaum zu denken. Wohl fuhren öffentliche Spritzen, sehr ungelenke und unvollkommene Maschinen, herum, konnten aber sich mit Gewalt durch das dichte Gedränge der flüchtenden Menge Bahn brechend, kaum mehr thun, als die Unordnung und die Unfälle vermehren; denn überall fehlte es an Wasser, und der heftige Wind hätte auch gute, mit Wasser hinlänglich versehene Rettungsanstalten vergeblich gemacht. Die Türken sahen dabei ruhig zu, ohne Hand anzulegen, und äußerten, daß dieß eine über die Franken verhängte, obwohl verspätete Vergeltung für die Verbrennung der Flotte bei Navarin sey. Vergebens wäre es, das Gewühl der geängstigten Menge beschreiben zu wollen. Es war das Bild eines jüngsten Tages, eines letzten Gerichts! —

Den folgenden Tag war über die Stelle der Stadt ein Feuermeer glühenden Schuttes, Steine und Metalles ausgegossen. Noch stürzten die Reste der stehengebliebenen Mauern, noch war das Gedränge und der laute Jammer der Menge derselbe. Durch das Gewühl der Unglücklichen trug man die Leichen der an der Cholera Gestorbenen, die in diesen Tagen viele Opfer hinraffte. Man wühlte in der Gluth, nicht nach Habe, sondern nach den letzten Resten der Verbrannten und Erschlagenen. Das Feld auf der Höhe hinter der Stadt, und die dortgelegenen baumbesetzten Kirchhöfe waren mit geflüchteten Familien im jammervollsten Zustande bedeckt. Bis zum kommenden Winter wird wohl dieses Feld und der Cypressenwald, der den großen türkischen Begräbnißplatz enthält, der Wohnort vieler tausend Unglücklichen bleiben. Als ich, den sechsten Tag nach dem Brande, die Stadt verließ, dampften noch die Trümmer und zitterten noch die Rauchwolken über der Brandstätte in der Mittagssonne. Außer diesem Unglück ist noch zu befürchten, daß noch unter den vielen tausend gänzlich Verarmten durch Mangel an gehöriger Nahrung und Obdach, durch Kummer und die erlittenen Mühseligkeiten und Anstrengungen, die Cholera, die gerade zu dieser Zeit in Konstantinopel im Steigen war, sich schneller und bösartiger verbreite. —

Brougham über Polens Theilung und den Wiener Kongreß.

(Schluß.)

Die zu Wien versammelten Souveräne und Minister hatten eine Gelegenheit, dem menschlichen Geschlechte die wichtigsten Dienste zu erweisen, wie sich wenigen Menschen kaum wieder eine anbieten wird; man brauchte bloß unumwunden sich zu Prinzipien zu bekennen, deren Entwicklung man gerade in's Leben gerufen hatte, man brauchte sie bloß zu verwirklichen, wo es möglich war, und man hatte die Nationen durch das unauflöslichste Band verbunden, man hatte ihre Unabhängigkeit durch die festesten Bollwerke gesichert. Durch ihr Beispiel würden die Völker an ihre Oberhäupter gefesselt worden seyn, indem man sie darauf angewiesen hätte, von der Entwicklung der bestehenden Institutionen die Verbesserung ihres gesellschaftlichen Zustandes zu erwarten. Die Monarchie würde, auf die Gerechtigkeit und Freiheit gegründet, die unerschütterlichsten Grundlagen erhalten, und den Augen der civilisirten Welt sich eine weite Aussicht auf Frieden, Glück und Wohlfahrt geöffnet haben. Die Ueberwältiger der französischen Universalherrschaft würden für alle Zeiten nicht bloß als die Befreier, sondern auch als die Reformatoren Europa's verehrt worden seyn.

Allein die Mächte, die in Polens Theilung verflochten waren, hatten auch in dieser Versammlung überwiegenden Einfluß. Die unheilvollen Maximen, die zu jenem beklagenswerthen Schritte geführt hatten, übten noch ihre alte Macht auf sie aus. Wie im Jahre 1772 konnte man auch dießmal Preußen am wenigsten eine Schuld beimessen. Diese Monarchie verlangte eine Gebietsvergrößerung; man hatte Mittel in der Hand, sie zufrieden zu stellen, ohne sich Vorwürfe aufzuladen; man durfte bloß Friedrich Wilhelm mit der Konstitution von 1791, und so viel Land als den übrigen Mächten noch zu entreißen war, zum Könige von Polen ernennen.

Allein Alexander, der Beherrscher des größten Reiches, das die Welt noch gesehen hat, würde sich nicht zufrieden gegeben haben, wenn er damit nicht auch noch Polen — dieses ewige Denkmal von dem grausamen Ehrgeiz seiner Vorfahren — vereinigt hätte. Er konfiszirte Sachsen als eine Entschädigung, die er Preußen anzunehmen zwingen wollte. Seine Minister folgten den Fußtapfen ihrer Vorgeher zu Warschau und Grodno und gaben Europa einen Vorgeschmack von der russischen Anmaßung und Herrschsucht. Der Friedenskongreß war erst zwei Monate versammelt, als sich Frankreich, England und Oesterreich bereits genöthigt sahen, eine Ver-

Digitized by Google

theidigungsallianz gegen die bedrohlichen Vorbereitungen eines neuen Diktators zu schließen. Man glich die strittigen Punkte endlich aus, indem man Sachsen und Polen zugleich theilte.

Oesterreich, die dritte theilende Macht zeigte sich zwar weniger dringend und gebieterisch; allein es folgte im Grund doch dem Beispiele Rußlands, indem es die unglückseligen Theilungsmaximen wieder in's Leben rief; nicht zufrieden mit der Lombardie, die ohne schützende Institutionen seiner absoluten Macht unterworfen wurde, forderte und erhielt es auch Venedig. —

Frankreich hatte wenig Einfluß auf dem Kongresse; es erhielt nur so viel, als die Geschicklichkeit Talleyrands mitten im Zank, der sich über die Vertheilung erhob, entreißen konnte; es bot Alles auf, Sachsen zu erhalten und Murat zu stürzen. England, das nun nicht mehr bloß unthätiger Zuschauer blieb, wie bei der Theilung Polens, opferte die letzten Hoffnungen Italiens, indem es die Republik Genua ihren ältesten Feinden überlieferte, nachdem die Genuesen, im Vertrauen auf Englands Proklamation die Waffen ergriffen und die Franzosen vertrieben hatten.

Derselbe Geist leitete alle Schritte der Alliirten vor und nach dem Wiener Kongresse, und während der ganzen Dauer seiner Unterhandlungen, von Norwegen im Jahre 1813 angefangen bis auf Parga im Jahre 1819 fand nicht Eine Ausnahme ein. Die erlauchten Häuser Dänemarks und Sachsens, der alte Glanz Venedigs und Genua's, die unschuldige Schwäche der Republiken Lucca und Ragusa erfuhren ein und dasselbe Schicksal, nicht die Meinungen der Völker, nicht ihre Gefühle, weder ihre Vorurtheile noch Rechte, noch das Alter ihres Besitzthums wurden dabei berücksichtigt. Der Kongreß hatte Nichts im Auge, als die Zahl der Quadratmeilen und Seelen, die jedem Fürsten zufallen sollten; dieser rücksichtslose Kalkul, mit dem man den ersten Versuch bei Polens Theilung gemacht hatte, wurde jetzt auf eine große Länderstrecke Europa's angewendet. Die Symmetrie einer Karte, die Stärke einer Gränzlinie, eine Bergkette, der Lauf eines Flusses, bildeten den einzigen Maßstab, den man bei der Vertheilung der Menschen und Staaten zu Rathe zog; alle moralischen Bande, die sonst die Völker einigten, wurden ohne Mitleid zerrissen; das Prinzip, ein Gebiet zu arrondiren, den natürlichen Gränzen zu folgen oder mit andern Worten: das Wohlgelegene statt des rechtlich begründeten Besitzes, die Gewalt statt des Rechtes, Dieß waren die Grundsätze, zu denen man sich öffentlich bekannte, die man in Vollzug setzte. Statt die Nationen wieder herzustellen, wie sie vorher existirten, versuchte der Kongreß, der sich den Anschein geben wollte, alle Ungerechtigkeiten auszugleichen, ein neues System einzuführen, in das nur die mächtigsten Staaten aufgenommen wurden, deren Stabilität ganz und gar auf Festungen, Bergen und Flüssen beruhte; die Gefühle und Prinzipien der menschlichen Natur kamen dabei nicht auf die Wagschale. So verfiel man in denselben Fehler, dessen sich die Revolution schuldig gemacht hatte, von deren zerstörender Wirkung die vereinten Mächte Europa befreien wollten. —

Dieses neue System, durchaus auf eine völlig materielle und militärische Politik gegründet, oder um es deutlicher zu sagen: auf den Eigennutz und die Macht der theilenden Parteien, muß häufig gegen die politischen Prinzipien verstoßen, die auf der Anerkennung und Achtung der moralischen Natur des Menschen als ihrer Grundlage beruhen; der Gegensatz zwischen diesen beiden Systemen tritt nie so schreiend hervor, als dort wo es gilt, das Schicksal einer Gränzbevölkerung oder eines vereinzelten Gebiets zu bestimmen; das neue System opfert sie unbarmherzig dem Richtscheite seiner Linien und Quadraten, und wirft sie unbedenklich Nachbarn zu, gegen die sie aus alter Zeit her schon eine Abneigung getragen und beständige Kriege geführt haben. *) Das alte System im Gegentheil schonte die Vorurtheile und zog sogar ihre Neigungen und Antipathien zu Rath; man betrachtete es einst in der Politik als ein großes Prinzip der Nationalehre, sich keinem Volke zu verbinden, das nicht durch einen fortgesetzten Kampf gegen einen gemeinschaftlichen Feind seine Liebe für sein Vaterland bewiesen hatte.

Einige andere Akte des Wiener Kongresses bieten nicht minder Stoff zu interessanten Betrachtungen dar; der König von Sachsen war einer der ältesten und populärsten Fürsten Europas; selbst der aufgeklärte Theil seiner Unterthanen, die er übrigens durch seine Weigerung, Modifikationen in der Nationalrepräsentation vorzunehmen, verletzt hatte, hing ihm mit Liebe an; und dennoch wurde auf diesen Umstand von dem Kongreß nicht die geringste Rücksicht genommen. Da man einmal im Sinne hatte, Sachsen zu einer preußischen Provinz zu machen, so sah man nur noch die einzige Schwierigkeit vor sich, eine gehörige Anzahl Seelen und Quadratmeilen ausfindig zu machen, die hinreichten, für den hier abgesetzten König dort ein neues Königreich zu bilden. Man ließ ihm die Wahl zwischen siebenmal hunderttausend Seelen, auf dem linken Rheinufer oder in Westphalen; als ob es sich darum gehandelt hätte, eine Pflanzung von anständigem Umfang und Ertrag samt den entsprechenden Sklaven als Entschädigung anzuweisen.

So waren die Rücksichten beschaffen, die der Kongreß auf die Anhänglichkeit eines Volkes an seinen Souverän nahm. Das alte System paßte das Gebiet den Nationen an, die neue Politik zerstückelte die Nationen, um sie den Gebieten anzupassen. Die Verachtung, die hiedurch gegen das menschliche Geschlecht offen an den Tag gelegt wurde, ist vielleicht etwas unerträglicheres, als die schreiendsten Mißbräuche in der inneren Verwaltung eines Landes. Wenn die Wahl gelassen würde zwischen den wildesten Chimären der Gleichheit und einer solchen Erniedrigung der menschlichen Gesellschaft, welches Gemüth würde sich nicht lieber für erstere entscheiden! **)

Zweihundert Jahre sind es, daß der gelehrte Grotius aller seiner gemäßigten Gesinnung und Klugheit ungeachtet, eine noch

*) Die Anwendung dieser Bemerkung auf Norwegen, Genua und Sachsen ist ohne nähere Erklärung zu finden.

**) Und Wen sollte es Wunder nehmen, möchte man hinzufügen, wenn aus dieser verkehrten Politik, die Brougham mit so starken aber wahren Zügen schildert, über Europa eine Zerrüttung der Staatenverhältnisse gekommen ist, unter welcher das Vertrauen und die Liebe zwischen Völkern und Fürsten so sehr gelitten hat? Es ist bemerkenswerth, daß alle Staaten, die bei ihren alten Regentenfamilien geblieben sind und nicht antinationalen Beherrschern unterworfen wurden, wie Oesterreich, Bayern u. s. w. am wenigsten von dem Sturme der jetzigen Zeit bewegt wurden, während Frankreich dem man ein ihm bereits fremd gewordenes Herrscherhaus aufzwang, während Belgien und Polen in ihren Grundfesten erschüttert wurden

kräftigere Sprache führte, um gegen den Nationalhandel eine Strafpredigt zu halten. Mit folgenden Worten äußerte er sich über die Abtretung der Niederlande durch Philipp II an Albert und Isabella:

„Erant, qui pravum morem arguerent quod libera hominum capita, seu privatum servitium in censu et commercio haberentur. Barbaris certe usurpatum, ut imperia donarent legarentque, quippe ignaris domino princeps quid intersit, et quibus aliud fas ac nefas, minime his ambiguum rem esse populi, indeque dici Rempublicam.“ Grot. Hist. de Reb. Belg. lib 7.

Statistische Skizze der Provinz Eriwan.

3. Jagdbare Thiere.

Den Vogelfang treiben die Einwohner größtentheils durch abgerichtete Raubvögel. Die beste Art derselben heißt Tarlan und findet sich am häufigsten in Daratschitschag und Sludagan. Mittelst derselben fängt man wilde Hühner (perdrix du Caucase), welche die Felsschluchten in Menge bewohnen, aus denen ihr lärmendes Geschrei schon von fern vernommen wird; Zwergtrappen, Rebhühner und Wachteln, die sich schaarenweise auf die leeren Aecker niederlassen; Schnepfen und Doppelschnepfen, welche an den Flüssen und Seen leben; Staare, welche in unermeßlichen Zügen in der Nähe der weidenden Herden umherfliegen. — Von den Zugvögeln bedecken zu bestimmten Zeiten Legionen von Tauchern, Trappen, Pelikanen, Schwänen, wilden Gänsen und Enten die Ufer aller Flüsse und Seen in der Provinz. In den sumpfigen Gegenden findet man den Reiher, und die ungeheuern Nester der Kraniche und Störche bemerkt man aus der Ferne auf hundertjährigen Weidenbäumen und auf alten Thürmen halbzerfallener Festungen. Von den Raubvögeln findet man große Adler, Habichte, die man Turumtai nennt, und noch mehrere andere Vögelarten mit eigenthümlichen Namen; Kirga, Tilga u. s. w.

An beiden Karaßu, von denen die nördliche aus dem Alages, die südliche aus dem Ararat entspringt, besonders an ihren Mündungen im Araxes, haben sich unzugängliche mit dichtem Schilfrohre bedeckte Sümpfe gebildet; hier halten sich ganze Heerden von wilden Schweinen in solcher Menge auf, daß sie auf den Feldern der benachbarten Dorfschaften ungeheure Verwüstungen anrichten, und die Einwohner es deßhalb aufgegeben haben, ihren Reißbau, der hier vortrefflich gedeiht, weiter auszudehnen. Am Gogtschai, besonders im Sodscher Kreise, in Daratschitschag, auf dem Abaran, in den Ebenen des Alages und in den Schluchten des agrüdagschen Gebirges gibt es so viele Hirsche, daß die Felder mit ihren Geweihen, die unbeachtet liegen bleiben, bedeckt sind. Eben dort findet man ganze Heerden wilder Schafe, Ziegen und Ochsen, und am Alages eine ganz besondere Art, die man Dschiwir nennt. Man erzählt, daß dieses Thier mit einem besondern Vogel Freundschaft halte, der ihm im Sommer trockenes Gras zum Vorrathe für den Winter sammle und sich selbst von dessen Unrath nähre. — Im Herbste nach dem ersten Schnee füllen sich alle Felder mit einer ungewöhnlichen Menge Hasen; die Jagd derselben ist eine der angenehmsten Vergnügungen in dieser Gegend, die Felle der Thiere aber gehen unbenutzt verloren. An den tiefen, schlammigen Ufern des Araxes, in dem östlichen Arpatschai und in Daratschitschag findet man auch Biberansiedlungen, und in den weniger bewohnten Gegenden der Provinz Eriwan viele schwarze und braune Bären, Hyänen, Wölfe von ungewöhnlicher Größe, Füchse u. s. w. Im Winter werden die Raubthiere so dreist, daß sie in den Dörfern, ja sogar in der Stadt erscheinen. Die Nomaden bringen zuweilen die Felle der von ihnen getödteten Thiere nach Eriwan. Ein Fuchsfell verkaufen sie für drei oder vier Abasen (ein Abas gilt zwanzig Kopeken Silber), ein Marderfell um anderthalb, die übrigen noch wohlfeiler.

4. Andere nutzbare Thiere.

Die Cochenille, dieser kostbare Wurm, ist in der ganzen Provinz in großer Menge, insbesondere um den großen Ararat und um die beiden Karaßu, zu finden. Obgleich die Bewohner und die Mönche des Klosters Etschmiadsin aus demselben eine recht grelle Farbe bereiten, so ist doch die eigentliche Art, die Cochenille zu sammeln und aufzubewahren, hier noch ein Geheimniß. — Zugleich ist an Maulbeerbäumen Ueberfluß, doch beschäftigen sich die Bewohner von Eriwan sehr wenig oder fast gar nicht mit dem Seidenbaue. Einige Proben der von eriwanschen Kokons abgewickelten Seide beweisen, daß nicht die Gegend, sondern die gränzenlose Trägheit der Einwohner an diesem Mangel Schuld ist. — Wundern aber wird man sich, wenn man hört, daß in einer Gegend, welche mit den blühendsten Wiesen bedeckt ist, wo in freier Luft üppige Blumen gedeihen, die wir in unsern nördlichen Treibhäusern pflegen; in einer Gegend, wo ein Thal ist, das Daratschitschag (Blumenthal) genannt wird, nur etwas mehr als 550 Bienenstöcke sind? Der Honig ist vorzüglich weiß und aromatisch. — Auch spanische Fliegen findet man hauptsächlich auf dem Abaran, in Daratschitschag und andern Orten.

Neben diesen nützlichen Thieren gibt es auch schädliche, so z. B. Schlangen von der Länge eines Fadens und darüber, von dunkelblutrother Farbe, deren Biß tödtlich ist: ferner Taranteln von der Größe einer Wallnuß, und Skorpionen. Die kleinen Insekten sind hier besonders unerträglich. Im Sommer bewirkt das Begießen der Felder und das Trocknen des Mistes zum Tisak unter Einwirkung der brennenden Sonne eine Atmosphäre von der Höhe eines Fadens, welche nur aus Fliegen und Mücken besteht, die der stärkste Sturmwind nicht auseinander zu jagen vermag. Die Mosquitos stechen in der Nacht sehr empfindlich und erzeugen schmerzhafte Geschwüre; aber alles Dieß ist nur im Sommer in den niedriggelegenen Gegenden der Fall; die höheren aber sind ein wahres irdisches Paradies.

Vermischte Nachrichten.

Die Neigung, die man unter den europäischen Völkern, namentlich unter den germanischen Stämmen, wahrnimmt, sich gegenseitig zu necken und Lächerlichkeiten aufzubürden — diese humoristische Bosheit, die alle die tausend Schwabenstreiche, Schildburger, Hirschauer und Weilheimer Stücke erfunden hat, findet sich auch unter den Bewohnern der Südseeinseln, die überhaupt zu Scherz und Kurzweil sehr aufgelegt sind. Eine der Leewardsinseln Tahaa insbesondere muß zu allerlei Neckereien herhalten und die Bewohner der umliegenden Eilande wissen sich mit manchem munteren Schwank über sie lustig zu machen. Man erzählt von ihr, einer ihrer Einwohner habe, als er zum erstenmal einen Fremden in Stiefeln sah, diese für eiserne Beine gehalten. Auf gleiche Weise gibt man den Huahinern Schuld, sie hätten die ersten Scheeren, die sie erhalten und abgenützt, in der Rathlosigkeit, wie sie dieselben wieder schärfen sollten, in einem einheimischen Ofen gebacken. Die Tahaiter nennen daher scherzweise die Huahiner „Feia en paoti,“ das Volk, das die Scheeren bäckt. Hingegen wirft man den Tahaitern vor, einige ihrer Landsleute hätten am Seeufer eine Schildkröte gefunden, und da sie sich nicht Raths wußten, ihr an's Leben zu kommen, den Versuch gemacht, sie zu erbrosseln. Allein das Thier war schlauer als die grausamen Tahaiter, und zog den Kopf in seine Schaale, wodurch die letzteren nicht wenig in Verlegenheit gekommen seyen, was sie mit dem gepanzerten Thiere anfangen sollten. Die Huahiner trätzen und fenzeln, wie wir in Süddeutschland sagen würden, nun die Tahaiter damit, daß sie dieselben „Feia nunui homu“ Schildkrötenerdrosler heißen.

*

Die Abtei der Trappisten zu Melleraye, vor der die Regierung fürchtete sie möchte bei der in Frankreich herrschenden Gährung ein Herd karlistischer Umtriebe werden, ist kraft eines Dekretes aus dem Kaiserreiche, wodurch alle Mannsklöster in Frankreich verboten wurden, aufgelöst worden. Lächerlich genug klingt es, wenn die französischen Blätter mit großem Ernste erzählen, die zur Auflösung des Klosters abgesendeten Behörden seyen an der Spitze von sechshundert Mann Linientruppen und Gendarmen vor das Kloster gerückt, um ein Paar arme Mönche auseinander zu jagen. Die Brüder, hundert und fünfzig an der Zahl, werden sich nach St. Malo einschiffen; dem Abt wurde jedoch erlaubt, mit seiner Bedienung im Kloster zu bleiben — weil er sich ausweisen konnte, daß es mit aller Zubehör sein Eigenthum sey. — Diese Erstürmung des Trappistenklosters darf doch wohl auch zu den glorreichen Waffenthaten des Juste-Milieu gerechnet werden?

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 297.

24 Oktober 1831.

Briefe in die Heimath.

Auf der Donau, Dultscha gegenüber den 17 August 1831.

Meine Abreise von Konstantinopel begann gleich mit einem ziemlich ärgerlichen Abenteuer. Ich hatte noch einige Geschäfte am Lande, während das Schiff schon die Anker lichtete. Als ich selbe beendigt hatte, war das Schiff fortgefahren, und ich fuhr in einer kleinen Barke, mit 6 Matrosen nach, es zu suchen. Es war Nacht, und wir ruderten den ganzen Bosporus hinaus, und fanden es nicht. Ich befürchtete eine Robinsonade oder einen Räuberbesuch. Ich hatte die gutgespickte Reisekasse und Waffen genug, aber kein Stückchen Brod, und außer meinem Rock nichts, mich zu bedecken. Wir suchten kreuz und quer, in Asien und Europa unser Schiff, wurden oft von den Wachen der Schlösser angehalten, bemerkten endlich weit außen im Meere ein Licht, und fuhren darauf los. Es war mir gar nicht heimlich zu Muth, in finsterer Nacht in einer kleinen Barke auf dem offnen schwarzen Meere. Gegen drei Uhr Morgens erreichten wir das Licht; es war das Signal unseres Schiffes; zufrieden, daß nichts Schlimmeres daraus entstanden war als ein langer Zank, ob wir Zurückgebliebenen oder die davon Gefahrnen eigentlich Unrecht hätten, legte ich mich schlafen, als schon die Morgenröthe heraufzog. Die nächsten zwei Tage, der 8 und 9 August, boten nichts Besonderes. Unser Schiff, ein griechischer Kauffahrer, war gut und bequem, und wir waren froh, nicht das Geringste des lästigen Zwangs beobachten zu müssen, der die Reisen auf Kriegsschiffen, trotz ihrer sonstigen Vorzüge vor den Kaufmannsschiffen manchmal unangenehm macht. Sanfter, günstiger Wind trieb uns fort, das Land war verschwunden, doch der oft gerühmte Anblick, im offnen Meere Nichts als Himmel und Wasser zu sehen, machte auch dießmal keinen besonders erhabenen Eindruck auf mich. Bei weitem anziehender ist es, eine schöngeformte Küste im Auge zu haben, oder, wie in der Mitte des Archipels, in einem rundum den Horizont umgebenden Inselkranz zu schweben. In der Nacht vom 9 auf den 10 brach ein Sturm los, so toll als er nur je die immer unfreundlichen und mürrischen Wogen des schwarzen Meeres gepeitscht haben mag. Den ganzen 10, die Nacht und den ganzen 11 bis zum Abend dauerte die beständige Gefahr des Umstürzens des Schiffes, Zerbrechen der Masten oder des Steuers, u. s. w. Den 11 kam noch die beständige Furcht hinzu, ans Land getrieben zu werden und zu scheitern. Ich schlief natürlich nicht sanft in dieser Teufelswieg', ließ mir's aber halt gefallen, ging, stürzte, rollte, stieß mich, wurde naß, trocken und wieder naß, dachte an Poseidon und den Meergreis, studirte eine Anrede an die Ungeheuer der Tiefe, und trank, wenn es anging, ein Glas Wein. Im größten Sturme mußten wir Segel aufziehen, um dem Wind zu widerstehen, der uns an's Land zu treiben drohte; doch hatten wir ein neues gutes Schiff und treffliche Leute. Die Seekrankheit war mir immer fremd geblieben und befiel mich auch dießmal nicht, wo alles um mich her sich nicht regen konnte, doch gab es Püffe und blaue Flecken genug, von dem beständigen Anstoßen und Fallen, da ich immer geschäftig herumlief, so gut es ging, und für die Seekranken sorgte. In der Nacht vom 11 auf den 12 legte sich endlich der Höllenspektakel; wir hatten nichts gelitten, nichts zerbrochen und den 12 ebneten sich nach und nach die kurz vorher scheußlichen Berge und Abgründe zu sanften, anmuthigen Wellen. Nach wenigen Stunden wurde das Meer gelb, ein Zeichen, daß unser heimischer Donaustrom da sey, und die väterländischen Wogen alle mitgebracht habe, mich zu grüßen. Die Donau theilt bei ihren Mündungen viele Meilen weit dem Meere ihre Farbe und ihre Strömung mit. Wir hatten wenig Wind, und genug zu thun, damit uns der Strom nicht wieder zurückriß. Das Ufer ist so flach, daß es nur auf geringe Entfernung zu sehen ist, dazu fielen die, auf dem schwarzen Meere fast nie fehlenden Nebel, und wenn uns auch günstiger Wind dem Lande näherte, mußten wir doch alle Vorsicht anwenden, um den Eingang in die Donau zu finden, und nicht auf die dort so häufigen Sandbänke zu gerathen. Wir sahen nun das Ufer mit einzelnen großen Bäumen, Donauflöße begegneten uns, die aus der Moldau herab, auf dem schwarzen Meere von Schiffen gezogen, nach Konstantinopel mit Bauholz gehen, endlich erreichten wir den hölzernen Leuchtthurm am Haupteingange des Stroms und traten den 13 in denselben ein. Alle Gefahr war vorüber, aber eine mühselige Fahrt stromaufwärts begann. Die Ufer sind traurig und wüst. Mannshoher und höherer Schilf ist alles, was rechts und links zu sehen ist, keine Menschenspur, als manchmal Kosakenpikets, Kerls die kaum den Namen Mensch verdienen, und wie die langschnäbligen Ufervögel zwischen dem Schilf sich Nester davon zusammentragen, und wie die einsamen Reiher ihre Lanzen aufrecken. Vom Mast aus siehst Du unübersehbare Schilfflächen, von einzelnen Armen des Stromes durchschnitten und von stehenden, seeartigen Gewässern unterbrochen.

Digitized by Google

Das Meer hinter uns war verschwunden, kein Berg, kein Baum weit in der Runde; das rings nur durch den Horizont begränzte Schilfmeer gibt einen viel ödern und traurigeren Anblick als die offene See. Der Arm des Stromes, der befahren wird, ist schmal, und es ist wunderlich genug, ein großes Meerschiff sich durch die enge Straße winden, und am Uferschilfe hinstreichen zu sehen. Zwischen dem Schilfe am Ufer sollen manchmal Räuber hausen, die die Schiffe Nachts anfallen. Wir waren aber gut versehen, und es zeigte sich keiner, wohl aber eine andere Plage, lästiger als Land- und Seeräuber, weil man sich ihrer nicht erwehren kann, nämlich die Schnacken. Man kann sich keinen Begriff machen von dieser schrecklichen Qual, wenn man an die einzelnen derlei Insekten bei uns denkt. Hier fallen sie, so wie die Sonne untergeht, wirklich wolkendicht auf die Menschen; es nützt kein Abwehren, kein Todtschlagen, sie sitzen, Du magst dich gebärden, wie Du willst, zu Hunderten auf Dir, stechen durch Kleider und Hemd, Du issest, Du trinkst, Du athmest sie, kurz, sie können Dich toll machen. Die Plage dauert, Du magst Dich flüchten, wohin Du willst, die ganze Nacht und bis nach Sonnenaufgang fort, und jede einzelne detto Bestie sticht empfindlich.

Es ist dieß wahrlich eine der größten Reisemühseligkeiten, die Einem begegnen kann. Sie dauern die Monate Junius, Julius und August die ganze Donau hinauf, bis ins Oesterreichische, sind aber in den Sümpfen am Ausgang am furchtbarsten und nehmen aufwärts immer mehr ab. Am übelsten wurden die Matrosen zugerichtet bei der mühseligen Arbeit des Ziehens des Schiffes am Ufer. Das Schiff vermag nämlich nur mit sehr günstigem Winde im Rücken stromaufwärts zu segeln. So wie es diesen Wind nicht hat, werden sämmtliche Matrosen (wir hatten 17) ausgeschifft, und ziehen das Schiff an einem langen, oben am vordern Maste befestigten Seile aufwärts. Kein Weg ist am Ufer, das Schilf fast undurchdringlich, wenige Schiffe waren in diesem Jahre, der Krankheiten wegen, vor uns hinaufgegangen, die Bahn gemacht hätten, und so war diese Arbeit unbeschreiblich mühselig für die armen Kerls, insbesondere noch der Schnacken wegen, die im Uferschilf noch wüthender und auch bei Tage thätig sind. Blutriesend, mit geschwollenen Gesichtern und Beulen kommen jedesmal die Leute auf's Schiff zurück. Dabei ist die Fahrt höchst langweilig. Nachts muß, wenn der Wind nicht sehr günstig ist, angehalten werden; an manchen Stellen, wo das Ufer unzugänglich ist, so daß die Leute nicht gehen und ziehen können, muß schlechterdings gewartet werden, bis günstiger Wind den Gebrauch der Segel erlaubt. Auf diese Weise zogen und segelten wir volle acht Tage fort, so nahe wir auch immer dem Lande waren, einsam wie auf dem offenen Meere. Die Fahrt war bei weitem mehr merkwürdig als reizend. Die letzten Tage wurde die Gegend etwas menschlicher; es waren wenigstens Weiden am Ufer, und nach und nach kamen schöne Uferhöhen, ferne Berge und Dörfer. So den 17 Dultscha, wo ich den Brief fortsetzte, den ich nun in Ibrailow in der Quarantäne weiter schreibe. Wir kamen den 20 nach Gallacz, wo wir Quarantäne machen wollten; da aber dort 28, und hier in Ibrailow nur 16 Tage zu machen sind (Handelsverhältnisse machen diesen Unterschied, Gallacz ist moldauisch, Ibrailow wallachisch), so fuhren wir gleich wieder ab, und sitzen nun hier, um 16 Tage lang zu beweisen, daß wir täglich so gut essen, trinken und schlafen, als es die dürftigen Umstände einer schlecht eingerichteten Quarantäneanstalt erlauben. Diese Art Carcer ist mir unangenehm genug, um so mehr, da die Anstalt so ärmlich ist, daß nur ein aus Griechenland kommender Reisender, der dort Entbehrungen aller Art gelernt hat, es sich hier gefallen lassen kann. Steile Lehmberge am Ufer, Wald, ferne flach sich hinziehende Gebirgsketten, und die gelbe Fluth mahnen mich an das Vaterland, und heimische Ufer. Es ist ganz das Donauufer bei uns, und der Gedanken, die sich mir daran knüpfen, sind mancherlei. Von den starren griechischen Gebirgen, vom Meere, von der Küste und den Inseln habe ich Abschied genommen.

In Jassy erwarte ich Nachricht von Euch, dort bin ich einstweilen gut aufgehoben. Die Cholera hat unter den Aerzten daselbst so gut aufgeräumt, als unter den übrigen Bewohnern; an Empfehlungen fehlt es mir nicht, und gäbe es für mich ein Glück ohne Euch, so könnte ich es dort vielleicht finden. Von Jassy aus wird der Brief abgeschickt, die Quarantäne ist den 3 September zu Ende, ich habe hier noch viele andere wichtigere Geschäfte als Briefschreiben, z. B. Kochen, Hosenflicken, bittern Schnaps machen, Schnacken vertreiben u. s. w., also eile ich zu Ende.

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

Der Kapitan Ispravnik.

Die Schilderung eines russischen Kapitan-Ispravnik, Distriktspolizeikommissärs und seines ehrenwerthen Gehülfen, gibt eben nicht den besten Begriff von diesem Zweige der innern Verwaltung.

„Sawa-Sawitsch ward für einen der gewandtesten Kapitan-Ispravnik's angesehn. Er war von riesenhafter Größe, und da er früher in der Reitergarde gedient hatte, besaß er noch ganz die militärische Haltung. Er war steif wie ein Pflock und drehte sich mit der ganzen Figur mit außerordentlicher Gelenkigkeit herum. Das Alter und der Wein hatten seine Haare so locker gemacht, daß er fast keine mehr besaß, außer im Genick und an den Schläfen, wo sich noch einige lange Spieße vorfanden. Seine unermeßliche Nase und seine Pausbacken waren von einer leuchtenden Röthe bedeckt und unter seinen buschigen Brauen funkelten zwei kleine graue Katzenäugelchen. Er hatte immer seinen Ueberrock, die Uniform des Gouvernements, an, der in der Taille von einem Kosaken gürtel fest zusammengeschnürt war; seinen Säbel schnallte er nur um, wenn er reiste, um seine Amtspflicht im Distrikte auszuüben; seine Lieblingswaffe war aber ein Kosaken-Nagaika, eine sehr kurze und sehr starke Peitsche, an deren Ende eine Bleikugel eingeflochten ist. Er hatte die Sonderbarkeit, sich den Kopf stets mit einer Art ledernen Helmes bedeckt zu halten, über dem ein Haarbusch wehte, der sich ziemlich steif hielt und der Personnage ein desto auffallenderes militärisches Ansehn gab. Seine Stimme glich, wenn er nicht eben brüllte, dem dumpfen Gebrumme des Bärs.

„Die Geschäfte seines Büreau's besorgte ein alter Commis, ein sehr pretiöser Mensch, der drei Viertheile seiner Lebenszeit, an sein

Digitized by Google

Pult gebannt, hingebracht hatte. Sawa-Sawitsch bannte ihn nicht bloß dahin, er ließ seinem Schreiber sogar die Stiefeln wegnehmen, damit es ihm unmöglich wäre, alle Augenblicke in die Schenke zu gehen. Aber der gewitzigte Patron machte es möglich, sich zu betrinken, ohne vom Stuhle aufzustehen; gefällige Leute trugen ihm Wina*) in Apothekerbüchsen zu, und das Ding wiederholte sich zuweilen in der Stunde drei bis viermal. Dieses Auskunftmittel hatte er sich ausgedacht, seitdem Sawa-Sawitsch auf den Einfall gerathen war, alle Flaschen und Fläschchen aus den Oefen, aus den Papierkasten und Aktenschränken und selbst hinter der Tapete wegzunehmen. An Festtagen, wo es ihm erlaubt war sich zu besaufen, brachte man ihn gewöhnlich des Nachts wie ein todtes Vieh auf die Wache geschleppt, und konnte ihn gewöhnlich erst wieder in's Leben zurückrufen, nachdem man viele Töpfe eiskaltes Wasser über ihn weggegossen hatte. Während der Ausflüge, die der Jöpravnik in den Distrikt machen mußte, hatte Fomof, so nannte sich der Schreiber, Brief und Siegel so lange zu trinken, bis er auf dem Platze liegen blieb, und das zwar Tage lang hinter einander, nur mit dem Vorbehalt, daß er seine Libationen erst nach beendigten Geschäften anfing, denn fehlte zwischen der Trunkenheit und der Arbeit eine Nacht, so empfand Fomof ein so starkes Zittern in der Hand, daß nicht daran zu denken war, ihn zum Schreiben zu bringen. Sawa-Sawitsch nannte ihn einen Goldmann, und legte seine Neigung zum Saufen überwiegenden Talenten zur Last, die sich, wie unsere guten alten Russen zu sagen gewohnt sind, nimmermehr entwickeln werden, begießt man sie nicht häufig mit Branntwein. Hieraus könnte man wohl schließen, daß Sawa-Sawitsch selbst ein Genie gewesen sey. Die Wahrheit zu sagen, verstand sich dieser Kapitan-Jöpravnik vortrefflich auf sein Geschäft; er galt für unübertrefflich, wenn es eine gerichtliche Ausspürung oder ein Verhör, und überhaupt jede Art von Verfolgung gab. Ein Talent fehlte ihm, nämlich das, seine Gedanken mit eben der Leichtigkeit auf Papier zu bringen, mit der er Zug für Zug starke Getränke in seine Kehle goß; er hatte in unsern beiden Hauptstädten leider zufälligerweise keine Brille gefunden, mit der er hätte, wenn auch nur buchstabirend, eine ziemlich deutliche Handschrift lesen können; auch auf Gedrucktes verstand sich sein Auge nicht recht gut; und bei den meisten Geschäften war es ihm schlechterdings unmöglich, sich des Datums der Ukasen zu entsinnen, von denen die Rede war. Hier half Fomof aus. Die Bewohner der Gegend nannten Sawa-Sawitsch nur den grauen Wolf, und Fomof, seinen getreuen Henkersknecht, nur den Paßgänger des grauen Wolfs."

*) Die Russen nennen Kornbranntwein Wino oder Wina.

(Schluß folgt.)

Statistische Skizze der Provinz Eriwan.

5. Das Pflanzenreich.

Das ergiebigste Erzeugniß des Ackerbaues in der Provinz Eriwan ist die Baumwolle. Da sie ein heißes Klima erfordert, so wächst sie ausschließlich in den niedergelegenen Magais, besonders in denen von Sangibasar, Sfardar-Abad und Sfurmalin. Auf einem Chalwar Land (von vier bis fünf Pflugtagen) werden fünfzig Batmans Baumwollensamen ausgesäet, um die Hälfte minder dicht als Weizen, und hievon berechnet man eben so viel gereinigte Baumwolle zu erhalten. Mit dem Einsammeln der Baumwolle, was Ende Oktobers oder Anfang Novembers geschieht, endigen die Feldarbeit der dortigen Landleute. Der Preis eines Batmans ist 1 Rubel bis 1 R. 80 K. — Aus der Baumwolle weben die Einwohner, insbesondere die Armenier, ein grobes Zeug, das man Bjas nennt; auf einige dieser Zeuge werden eben nicht sehr zierliche Muster eingewoben, andere blau und roth gefärbt. Alle Handwerke der Einwohner sind noch in der Kindheit, und erinnern an jene Zeit, wo der Mensch, eben erst den Nutzen des gesellschaftlichen Lebens einsehend, nur furchtsame und mißlungene Versuche in den für ihn nothwendigsten Künsten machte.

Zwischen die Baumwolle säen die Einwohner am Rande der Felder den Gene Gerrschak, einen Samen, aus dem das in der Medizin bekannte Kastorbl gewonnen, und hier zur Erleuchtung der Nachtlampen und in Krankheitsfällen als Abführungsmittel benutzt wird. Das Oel gewinnt man auf folgende Art: Die Samen werden etwas geröstet und dann zwischen zwei Steinen zerrieben; dadurch bildet sich eine Art Teig, der in großen Kesseln mit Wasser gekocht wird: das Oel steigt auf die Oberfläche des Wassers, wo man es mit Löffeln abschöpft.

Nach der Baumwolle folgt der Tschaltük oder Reiß, der ausschließlich an niedern Orten, am meisten in den Magais Scharur und Sangibasar wegen des Ueberflusses an Wasser angepflanzt wird. Der Anbau desselben ist das Meisterwerk der Einwohner; das große obere Feld theilen sie in kleine Vierecke von zwei Faden, in dem obern Theile jedes Vierecks wird eine Oeffnung zum Aufgießen und in dem untern eine zum Abflusse des Wassers gelassen. Ist der Reiß gesäet, was in der Mitte Aprils geschieht, so wird das Wasser auf das Feld gelassen, welches von einem Viereck auf das nächste so überfließt, daß das ganze Feld bis zur Zeit der Ernte 1 bis 2 Werschok hoch mit fließendem Wasser bedeckt ist. Für den Reiß ist nämlich stehendes Wasser eben so nachtheilig als Wassermangel. Die Ernte, die Mitte Septembers beginnt, gibt das fünfzehnte, auch wohl das dreißigste Korn. Der Reiß wird in besonders dazu eingerichteten Mühlen zu Grütze vermahlen. Zuerst nehmen leichte Mühlsteine die äußere Hülse weg, welche in freier Luft durchgeweht wird. Dann schüttet man den Reiß in steinerne Mörser, wo derselbe durch schwere hölzerne Stößel gestampft wird, die durch einen horizontalen Balken, und dieser wieder durch Wasser, gehoben werden. Durch diese unvollkommene Maschine geht die Hälfte der Frucht verloren, so daß aus einem Chalwar selten 60 Batmans Reißgrütze gewonnen wird. Ein Batman derselben kostet 25, auch wohl 35 Kopeken Silber.

Weizen und Gerste werden in Menge und in der ganzen Provinz ausgesäet; in den niedern Magais geschieht die Aussaat im Herbste; in den höhern, wo bloß Sommerkorn gedeiht, im Frühlinge. Auf dem Ararata, in Daratschitschag und am Gogtschai ist die Ernte außerordentlich ergiebig und trägt das 20ste, 30ste und sogar das 40ste Korn. Weizen kostet in der Provinz Eriwan 8 bis 12, und Gerste 5 bis 7 Rubel Silber der Chalwar. Von den Einwohnern werden diese Feldfrüchte mehr zum Verkaufe als zu eigenem Gebrauche ausgesäet; hiezu dient ihnen die Hirse, welche zuweilen das hundertste Korn gibt und zu 4 bis 6 Rubel Silber der Chalwar verkauft wird. Reiß, Weizen, Gerste und Hirse lassen die Einwohner durch Hornvieh ausdreschen, das die losgebundenen Garben mit den Füßen tritt und die Körner aus den Aehren sondert. Das Stroh bewahrt man für den Winter als Viehfutter auf.

Auf großen Beeten, Bostans genannt, bauen die Einwohner von Eriwan auch verschiedene Arten von Melonen und Wassermelonen; es wäre jedoch zu wünschen, daß man sich weniger mit diesen Erzeugnissen beschäftigte, welche zu verderblichen Fiedern Anlaß geben. — Tabak wird wenig gebaut; als der beste gilt der von Sfurmalin; der Batman desselben wird bis zu 2 Rubel verkauft.

Die Leinsaat bedarf keines Begießens und wird größtentheils in hochgelegenen Magais ziemlich viel gesäet, und zwar ausschließlich des Oels wegen; die Stängel werden verbrannt oder weggeworfen, ohne zu ahnen, daß dieselben noch zu etwas dienen können. Welche neue Quelle des Reichthums müßte sich für diese Gegend eröffnen, wenn die Einwohner lernen würden, die Stängel des Leinsamens in Zwirn und Leinwand umzuwandeln. — Der Sesam, der ein heißes Klima und häufiges Begießen erfordert, wird ausschließlich in den niedrigen Magais angebaut. Aus diesem Samen, einem

Digitized by Google

der besten Erzeugnisse der Provinz, wird ein vorzügliches Oel durch ziemlich schlecht eingerichtete Oelpressen, gewonnen. Ein ungeheurer runder Stein, welcher von einem Paar Büffeln oder Ochsen in Bewegung gesetzt wird, zerquetscht die Samen, und die Presse wird durch eine hölzerne Schraube zusammengedrückt. Eine solche Fabrik liefert in einem Jahre nicht mehr als tausend Batmans dickes, schmutziges Oel. Man verkauft es zu Speisen und Beleuchtung zu einem Rubel Silber den Batman.

Bedeutend ist die Aussaat des Grases Jonscha, dessen Anpflanzung auch außer Eriwan zu wünschen wäre. In einem Pflugtage säet man gewöhnlich vier Batmans aus, und das Gras wird bei guter Aufsicht nie erschöpft: erst nach acht, zehn oder gar nach zwanzig Jahren wird es wieder gesäet. Die Jonscha wird im Sommer dreimal gemäht. Ein Tag-Pflugstück gibt in diesen drei Ernten tausend Bündel vorzüglichen Heus. Jedes Bündel wiegt im Durchschnitte einen Batman. Hundert Bündel werden um einen bis zwei Silberrubel verkauft. Merkwürdig ist, daß dieses Gras getrocknet und nach der Blüthe für das Vieh ganz vorzüglich ist, im Frühjahre aber, wenn es eben aus der Erde wächst, zum tödtenden Gifte wird; das Vieh schwillt davon auf und stirbt unvermeidlich in vier und zwanzig Stunden. — Auch anderes Heu bietet die Provinz in Ueberfluß. Alle Berge und Schluchten, wo die Heerden der Nomaden nicht weiden, geben reiche Ernten. Am Araxes, an der Sangwa, an den Karaßu breiten sich große Wiesen aus, wo man selten im Stande ist, alles Heu abzumähen.

Der Weinstock wird in allen Dörfern der Provinz gebaut. Die meisten Weingärten befinden sich jedoch in der Stadt Eriwan, wo man ihrer vierzehnhundert zählt. Trotz der Unwissenheit im Keltern sind die Weine doch ziemlich gut. Die besten sind aus der Stadt, aus Etschmiadsin und aus Pariker. Manche Weine, die ich kostete, gaben dem Madeira, Malaga und Portwein sehr wenig nach. Der dortige Wein ist größtentheils dunkelgelb und sehr stark. Nach den Erzählungen der Einwohner sollen sich in Eriwan, bei dem Stadttheile Darabag, Gärten befinden, die so spirituöse Trauben hervorbringen, daß deren Saft einige Tage nach dem Keltern am Feuer brennt. Die Reben werden im Winter mit Erde bedeckt, im Sommer ohne Stäbe oder Geländer nur über tiefe Gräben geworfen, die sich zwischen den Beeten befinden.

Von andern genießbaren Früchten findet man: Pfirsiche, Aprikosen, Datteln, die man Pschat nennt, Birnen, Bergamotten, Guliabi, eine Art großer und runder gelber Birnen, von denen fünf Stück einen Batman wiegen, Aepfel, Quitten, Feigen u. s. w., Nuß- und Maulbeerbäume füllen alle Gärten. Von nicht fruchttragenden Bäumen zeichnen sich riesige Ahornbäume, Pappeln und Weidenpalmen aus. Vergessen darf hier nicht die Geliebte der leidenschaftlichen Nachtigall, die verschämte Rose, werden, mit deren Gesträuchen alle Gärten angefüllt sind, und die mit ihrem Wohlgeruche weit und breit die Luft durchdüften. Die Einwohner bereiten aus den Rosenblättern ein gutes Wasser.

Von Küchengewächsen findet man alle europäischen, nur Kartoffeln, Rüben, Braunkohl, Kohlrabi und Mais sind hier völlig unbekannt. Von Kräutern gibt es viele Arten, wie Pfeffermünze, Astragon, Praßa, Magdanos, Dill, spanischer Pfeffer u. s. w. Alle diese Erzeugnisse werden äußerst billig verkauft.

An Waldungen ist die Provinz Eriwan nicht sehr reich, indessen Abaran, Sudagan, Daratschitschag, die Nordseite des Gogtschai, die obern Theile der Schluchten Garni und Wadi-Tschaisk, endlich der westliche Theil des großen Ararat sind holzreich genug für die Bedürfnisse der Einwohner mit Hülfe des Tsaks. Fichten gibt es gar nicht, dagegen Linden, Birken, Eichen, Nußbäume, wilde Aepfel- und Birnbäume u. s. w. Mit Gesträuchen aber sind beide Ufer des Araxes und alle unangebauten Gegenden bedeckt; die höher gelegenen mit Schlehdorn, Hagebutten und Jasmin, aus denen man schöne Pfeifenrohre macht; auf den Niederungen sieht man Weinreben und das Potaschgras, unter dem Namen Tschelgan bekannt, in welchem die Armen, statt die Seife zu gebrauchen, ihre baumwollene Wäsche auskochen. In der unfruchtbaren salzigen Steppe, die sich von dem nördlichen Fuße der beiden Ararat und von der Quelle der Karaßu bis Ach-Gel und Burolan, zwischen dem Araxes und den makinskischen Magals erstreckt, wächst ein Gesträuch, das ich sonst nirgends noch bemerkt habe. Seine Blätter gleichen denen des Weinstockes. Die Einwohner erzählten, diese Gesträuche hätten früher Weintrauben getragen, aus denen Noah den Wein gepreßt, von dem er sich berauschte. Am andern Tage habe er heftiges Kopfweh empfunden und den Weinstock verflucht, der seitdem unfruchtbar geworden sey. Das Gesträuch brennt sehr hell.

Noch muß ich eines Gewächses erwähnen, welches dem Süßholze sehr ähnlich ist, und in heißen und steinigen Gegenden häufig gefunden wird. Es erhebt sich nur Zoll hoch über die Erde und schlängelt sich auf derselben in dichten Kreisen fort, die mit langen Dornen bedeckt sind. Um die Hauptzweige dieses Krautes sammeln sich harzige Auswüchse von der Größe eines Hühnereies, welche an Weiße dem Gummi arabicum nicht nachstehen, und folglich daßelbe in den Seidenfabriken ersetzen könnten.

Vermischte Nachrichten.

Durch eine jener launigen Fügungen des Zufalls, die oft wie ein humoristisches Lächeln um das ernste Antlitz der Geschichte spielen, begab es sich jüngst, daß der König der Belgier an dem nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde in Antwerpen war, als die holländischen Prinzen sich in der dortigen Citadelle befanden. Um vier Uhr Nachmittags bestiegen der Prinz von Oranien und Prinz Friedrich ein Dampfschiff und fuhren an der Stadt vorbei; begrüßt von dem lauten Hurrah der Matrosen des holländischen Geschwaders in der Scheldе. In demselben Augenblicke erschien auch König Leopold, der das Nordfort besuchen wollte, mit seinem Gefolge auf dem Quai, und so standen sich auf einmal ganz nahe zwei Menschen gegenüber, die vom Schicksale bestimmt scheinen, im Privat- wie im öffentlichen Leben Nebenbuhler zu seyn, um eine Gemahlin und eine Krone. Das Geschrei der beiden feindlichen Völker, dort der Holländer, hier der Belgier, die ihre Fürsten begrüßten, hallte längs der Scheldе wieder, auf deren spiegelglatter Fläche das Dampfschiff majestätisch dahinzog, während die Quais von Menschen bedeckt waren, und die klare Sonne eines schönen Herbsttages die Scene eines so seltsamen Zusammentreffens beleuchtete.

•

Einige italienische Journale geben die Nachricht, im Innern von Afrika sey ein Thier gefunden worden, das, wenn es nicht anders in die Naturgeschichte der Chimären gehört, den Uebergang vom Pflanzen- zum Thierreiche bilden würde. Dieses seltsame Wesen soll einer gestreckten Schlange ähnlich sehen. Es windet sich auf der Erde fort und hat an der Stelle des Kopfes eine glockenförmige Blume, die einen klebrigen Saft enthält. Mücken und andere Insekten von der Süßigkeit desselben angelockt kriechen in die Blume und bleiben dort kleben, dann schließt sich der Kelch so lange, bis die gefangenen Thierchen zermalmt und in Milchsaft verwandelt sind. Die unverdauten Theile, wie die Köpfe und Flügel der Insekten, werden unten durch zwei spiralförmige Gänge ausgestoßen. Diese Pflanzenschlange hat eine Haut wie von Blättern, ein weißes und weiches Fleisch, und statt der Knochen mit gelblichem Marke ausgefüllte Knorpel. Die Eingebornen halten sie für das leckerste Gericht.

•

Die Verwerfung der Reformbill durch das Oberhaus brachte bekanntlich unter der Bevölkerung von London die größte Aufregung hervor; auf der Straße bildeten sich große Volkshaufen, die ihre Gefühle für die Reformfreunde und wider die Reformgegner auf sprechende Weise an den Tag legten. Der Marquis von Cleveland, der sich so bereitwillig gezeigt hatte, sein unermeßliches Borougeigenthum auf den Altar des Vaterlands zu legen, wurde von dem Volke erkannt und mit enthusiastischem Freudengeschrei begleitet. Man hob ihn mit Gewalt von seinem Pferde und trug ihn auf den Schultern in das Oberhaus. Ein würdiger geistlicher Lord, der zwar versprochen hatte, seine Stimme der Bill zu geben, aber bei der Abstimmung nicht allein selbst dagegen stimmte, sondern auch eine ihm übertragene Stimme dagegen gab, fuhr mit einem Lohnkutscher in das Oberhaus und wollte diesen dann mit dem gewöhnlichen Fuhrlohn von 1 Sch. 5 Pence abfertigen; allein der radikale Kutscher sah ihn scheel an und schwor bei Diesem und Jenem, er wolle verdammt seyn, wenn er einen Bischof, und dazu noch ein Antireformer, für weniger als drei Schilling fahre. Der fromme Seelenhirt sah sich bald umringt von einem Haufen Leute, die sehr geneigt schienen, noch etwas mehr als der patriotische Kutscher zu verlangen, zahlte die drei Schillinge und machte sich aus dem Staube.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 298. 25 Oktober 1831.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

II.

Allgemeiner Charakter der Parteien in Polen. — Die legale und nationale legitime Partei. — Ludezki Haupt der einen, Lelewel Haupt der andern. — Zusammenkunft Ludezki's, Czartoryski's, Lelewel's und Ostrowski's mit Konstantin zu Wirzba. — Die Fürstin Lowicz. — Der Verwaltungsrath. — Provisorische Regierung. — Chlopizki, sein Leben und sein Charakter. — Moriz Mochnacki. — Die Romantiker. — Erste Diktatur. Mißvergnügen der Generale über die Politik des Diktators.

In einem durch seine Institutionen freien, aber seiner Unabhängigkeit beraubten Lande vereint der Haß gegen den gemeinschaftlichen Feind alle Parteien und verschmelzt die verschiedenen Meinungen der Einzelnen zu einem einmüthigen Gefühl, da den Parteien der Kampfplatz der Oeffentlichkeit fehlt, um sich gegenseitig anzugreifen oder zu beleuchten. Ist der gemeinschaftliche Feind vertrieben, so brechen alle Meinungen mit einem Male hervor, und es beginnt Verwirrung und Uneinigkeit. Die Anwendung der Ideen auf die Wirklichkeit erzeugt, selbst bei dem besten Willen und Patriotismus Aller, nicht selten arge Mißgeschicke.

Dieß war auch der Fall in Polen nach dem 29 November. Die Einen, noch zitternd bei dem Anblick des Riesen, den man anzutasten gewagt hatte, sahen in dem gefallenen Schwertstreiche nur eine Thorheit der Jugend; die Andern voll Unwillen gegen die fremde Dienstbarkeit, und im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und ihrer eigenen Kraft, stürzten sich mit glühendem Muthe, ja sogar mit Fanatismus, in den Strom der Revolution.

Gleich nach dem Abzuge Konstantins erhoben sich zwei Parteien, die eine die legale oder konstitutionelle, die sich auf die 1815 oktroyirte Karte stützen wollte, die andere die legitime oder revolutionäre wollte als Grundlage für die neue Ordnung der Dinge die Nationallegitimität, oder wenn man so will: das göttliche Recht der Nation, das durch zehn Jahrhunderte der polnischen Unabhängigkeit geheiligt war. Beide Parteien standen sich Anfangs keineswegs feindlich gegenüber; denn da sie stets mit bestem Willen und Gewissen handelten, waren sie in den Hauptprinzipien vollkommen einverstanden. Keine von beiden wollte in der Theilung Polens ein legitimes Verfahren anerkennen; allein die legale Partei wollte dabei innerhalb der von dem Wiener Kongresse ausgegangenen Verfassung stehen bleiben. Diese legale Partei, die sich bis zum 29 November nur leidend verhalten hatte, gehorchte der Gewalt des Stärkeren, der die Charte zerriß und war bloß auf ihre eigene Erhaltung bedacht.

Als der Czarewitsch aus dem Belvedere vertrieben war, und die konstitutionelle Ordnung bedroht wurde, schloß sie sich, treu ihrem angenommenen Systeme dem Kampfe nur an, um ihre eigene Existenz zu retten, die sie auf das Spiel gesetzt sah. Das Haupt dieser Partei war der von Kaiser Nikolaus vorzüglich begünstigte Fürst Ludezki, Finanzminister, der fast sein ganzes Leben in Rußland unter dem Kaiserreich zugebracht hatte; ein Mann von Talent und großer Thätigkeit, aber wenig mit den innern Bedürfnissen Polens vertraut. An der Spitze der legitimen, nationalen und revolutionären Partei stand der Nuntius Lelewel, der Präsident der patriotischen Gesellschaft. *)

(Fortsetzung folgt.)

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Die Balladen der polynesischen Bevölkerung, die sich von Mund zu Mund forterbten, genossen ein gewisses klassisches Ansehen, wenn es Fragen über eine historische Begebenheit zu entscheiden galt. Die Zuverlässigkeit dieser öffentlichen Urkunden wurde dann zuweilen von kritischen Köpfen in Zweifel gestellt, und die angefochtenen Stellen auf der andern Seite mit großer Hitze verfochten, so daß

*) Die russische Partei übergehen wir hier mit Stillschweigen, da sie nur aus Einzelnen bestand, über die die öffentliche Meinung längst gerichtet hatte, und die bei dem neuen Gang der Ereignisse völlig in den Hintergrund geworfen wurden. Die vorzüglichsten dieser Partei waren der Graf Stanislas Zamoyski, Präsident des Senates, der gesetzwidrig zu dieser Stelle ernannt worden war; der Palatin Czarnezki, der General Rozniezki, der Chef der Spionerie, der General Graf Vincent Krasinski, einst Napoleons Günstling, die Generale Rautenstrauch, Kossezki, und der Graf Stanislas Grabowski. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

sich daraus oft heftige Disputationen entspannen. Da sie keine andern Zeugnisse hatten, auf die sie sich berufen konnten, als mündliche Ueberlieferungen, so verwickelten sich die Parteien, die beiderseits einander Nichts als Traditionen entgegenstellen konnten, in weitläufige Streitigkeiten. Oft entschied dann eine Stelle aus einem ihrer Volkslieder oder geschichtlichen Gesänge. Noch vor unlängst stritten sich so zwei Parteien über einen Vorfall, der sich ereignete, während Kapitän Bligh in der Bai von Pepara im Jahre 1788 und 1789 verweilte. Die strittige Frage betraf den Verlust einer Ankerboye seines Schiffes; nachdem man darüber lange disputirt hatte, so brachte Derjenige, der die Sache behauptete, seinen Gegner durch folgende zwei Verse zum Schweigen, die in einer Ballade enthalten sind:

„O mea eia e Tareu eia
Eia te poito a Bligh."

d. h. „Solch ein Dieb und Tareu der Dieb,
Stahl die Boye des Bligh."

Das Lied, worauf man sich hier bezog, war ehedem wohl bekannt, und entschied den angefochtenen Punkt vollkommen wie es schien zur Zufriedenheit der Parteien. Viele historische Ereignisse finden sich auf diese Weise aufbewahrt, und die Gesänge davon waren unter dem Volke sehr beliebt. Die Thaten, die darin besungen wurden, kamen so zu Jedermanns Kenntniß und bildeten das wirksamste Mittel, geschichtliche Erinnerungen zu erhalten.

Von der freigebigen Hand der Natur reichlich mit Allem, was zu einem mühelosen Lebensgenusse gehört, ausgestattet, waren diese Inselvölker dem Vergnügen und den Belustigungen mit ganzer Seele ergeben. Ihre Feste überhaupt hießen Heiva; Reisende haben dieses Wort nur auf die Nationaltänze bezogen, die Eingebornen aber verstanden darunter alle ihre öffentlichen Ergötzlichkeiten und nannten so ihre Ringspiele heiva maona, ihre Vorerspiele heiva moto, ihre Flötenspiele heiva vivo, ihre Gesangspiele heiva ude, ihr Spiel mit fliegenden Drachen heiva haapee no, ihr Bogenschießen heiva tea. Krieg, heidnischer Gottesdienst und Belustigungen dieser Art scheinen ehedem den größten Theil ihrer Aufmerksamkeit und Lebenszeit ausgefüllt zu haben. Ihre Spiele waren mannichfaltig, und wurden oft zu einer wichtigen Nationalangelegenheit. Doch scheint es nicht, daß sie mit diesen Spielen Wetten verbanden und Eigenthum von Werth daran setzten, wie es bei den Bewohnern der Sandwichinseln seit undenklichen Zeiten üblich war, vielmehr spielten sie allem Anscheine nach bloß zum Vergnügen.

Die Taupiti oder Oroa waren Volksversammlungen, bei denen Tausende der Inselbewohner beiderlei Geschlechts in ihrem schönsten Putze sich einfanden, um den Spielen beizuwohnen. Diese öffentlichen Unterhaltungen waren gewöhnlich mit einer religiösen Feierlichkeit verbunden, oder durch ein freudiges Ereigniß für die Nation veranlaßt. Die Rückkehr des Königs von einem Zuge, die Ankunft eines geehrten Gastes gaben stets Gelegenheit zu solchen Spielen, von denen der Ringkampf das beliebteste und gewöhnlichste war. Deßhalb hieß das Taupiti oft Taupiti maona Ringkampfversammlung. Eine große Menge von Speisen wurde dazu bereit gehalten, und bei dem Beginne des Festes an die verschiedenen Parteien vertheilt; erst nach dem Schmause ging es an die Spiele. Die Ringer eines Bezirkes forderten oft die eines andern heraus doch am häufigsten fanden diese Proben der Körperkraft und Gewandtheit zwischen den Einwohnern der verschiedenen Inseln statt, das Gefolge des Königs des Eilandes bildete dann eine Schaar und das seines Gastes die andere.

Diese, wie fast alle andern öffentlichen Vorgänge wurden nur unter Anrufung der Götter begonnen. Bevor der Ringkampf anging, begaben sich die Parteien zu dem Tempel des Götzenbildes, das sie besonders verehrten. Hier opferten sie dann gewöhnlich statt einer werthvolleren Gabe einen jungen Pisangbaum, und nachdem sie ihre Schutzgottheit um Schirm und Beistand angerufen, erschienen sie an dem Orte, wo die Zuschauer sich versammelt hatten. Gewöhnlich war dazu eine mit Rasen oder Kies des Seeufers bekleidete Stelle ausgewählt. Hier wurde ein Kreis von ungefähr dreißig Fuß im Durchmesser gebildet, dessen eine Hälfte von den Aufenua, Einwohnern des Landes, die andere von den fremden Gästen eingenommen wurde. Die innerste Reihe saß auf dem Boden nieder, die übrigen standen hinter ihnen, jede Partei hatte ihre Musikanten bei sich, die aber so lange schwiegen, bis der Kampf begann. Sechs oder zehn Männer von jeder Seite traten auf einmal in den Ring, sie waren bloß mit dem Maro oder Leibgürtel bekleidet und hatten zuweilen ihre Glieder mit Oel gesalbt.

Der Ruf eines berühmten Ringers verbreitete sich gewöhnlich über alle Inseln, und wer sich als einen starken Ringer betrachtete und sich etwas auf seine Kraft und Gewandtheit zu Gute thun konnte, brannte vor Verlangen, sich mit einem würdigen Gegner zu messen. Wenn daher ein Häuptling erwartet wurde, in dessen Gefolge sich einige berühmte Ringer befanden, so schickten gewöhnlich die Leute des Oberhauptes, der das Fest gab, noch vor der Ankunft der Fremden Aufforderungen entgegen. War Dieß geschehen was man Tipaopao nannte, so ging der Kampf, sobald die Gegner in den Kreis getreten waren, ohne alle weitern Vorbereitungen vor sich. Hatte man aber nicht zum Voraus solche Einleitungen getroffen, so gingen die Ringer von der einen Partei rund im Kreise umher, den linken Arm gekrümmt, so daß die Hand auf die Brust zu liegen kam; dann gaben sie ihre Aufforderung zu erkennen, indem sie mit der rechten Hand mit aller Gewalt auf die linke und mit der linken an die Seite schlugen, was einen lauten Schall gab. Die Schläge auf den Arm fielen mit solcher Heftigkeit, daß nicht nur das Fleisch braun und blau geschlagen wurde, sondern oft auch das Blut hervorquoll.

Wurde die Aufforderung angenommen, so traten die Gegner einander nahe, und die höchste Spannung gab sich bei den Parteien kund, zu denen sie gehörten. Manchmal begannen einige zugleich den Kampf, häufiger nur ein Paar. Sie faßten sich bei den Schultern und boten nun alle Kraft und Geschicklichkeit auf, den Gegner zu Boden zu werfen; dieß war Alles, was man verlangte. Zwar balgten sie sich auch miteinander auf andere Weise, doch war Dieß den Spielregeln zufolge nicht nothwendig. Mape, ein starker, wiewohl mehr gewandter als großer Mann, der mich oft in meiner Wohnung zu Eimeo besuchte, war ein berühmter Ringer. Einst kämpfte er in der Volksversammlung mit einem großen und schwerfälligen Gegner; sie hatten sich um den Leib gefaßt, aber wieder losgelassen; als Mape ganz ruhig auf ihn losging, und statt, wie sein Gegner erwartete, den Arm auszustrecken, mit solcher Ge-

Digitized by Google

walt seinen Kopf gegen die Schläfe seines Antagonisten stieß, daß dieser der Länge nach auf den Boden stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Heerverfassung des sardinischen Reiches.

(Aus dem Bulletin der statistischen Gesellschaft in Frankreich.)

Das Militärsystem Piemonts, oder des Königreichs Sardinien, stimmt fast mit dem französischen überein. Durch seine Lage ist dieses Königreich vor jedem Ueberfalle geschützt; seine festen Plätze dienen ihm als Schildwachen und seine Gebirge als unübersteigliche Wälle. Das Festland desselben ist von der Schweiz, Frankreich und der Lombardei umgränzt; von Savoyen wird es durch eine Alpenkette getrennt, die sich gegen die Lombardie hin mit einer Kette der Apenninen vereinigt, wodurch es die Gestalt eines halbzirkelförmigen Bassins erhält. Piemont hat sechs Pässe, nach Savoyen hin den großen und kleinen St. Bernhard, und den Mont Cenis; nach der Schweiz den Simplon; nach Frankreich den Mont Genevre; und nach der Grafschaft Nizza und dem Meere den Col de Tende und die übrigen Pässe der Küsten von Genua und Corniche.

Die Bevölkerung des Festlandes von Sardinien kann man auf ungefähr 4.400.000 Seelen anschlagen; seine Einkünfte belaufen sich auf 66.284.000 Fr. und die Staatsschuld auf 156 Millionen Franken.

Das Militärgebiet der sardinischen Staaten ist in acht Militärdivisionen eingetheilt; die Hauptstädte derselben sind: Alexandrien, Coni, Genua, Nizza, Novara, Chamberry, Turin und Aosta. *)

Die Rekrutirung der Infanterie und Kavallerie geschieht durch freiwillige Stellungen und durch gezwungene Aushebungen aus den Altersklassen von 18 bis 30 Jahren, und die Dienstzeit ist auf acht Jahre ohne Unterbrechung festgesetzt. Die jährliche Stellung oder die Konscription beträgt 12.000 Mann.

Außer dieser Konscription findet noch eine jährliche Aushebung von Provinzialmilizen durch Ziehungen statt, an welcher die Altersklassen von 20 bis 32 Jahren Theil nehmen. Die Dienstzeit dieser Milizen ist 12 Jahre; sie sind dazu bestimmt, die Konscription und die Armee für den Kriegsfuß vollzählig zu machen; für diesen Fall finden doppelte Aushebungen statt, von denen bei der Infanterie die Rede seyn wird, und die Regimenter werden dann Brigaden genannt.

Die Kompagnien der Gardes du corps werden aus den wohlhabenderen Klassen rekrutirt und erhalten von ihren Eltern oder Verwandten einen jährlichen Zuschuß von 500 Fr.; die Schweizergarden werden in ihren Kantons, die Gardegrenadiere und Jäger aus der Linie und die königlichen Karabiniers mittelst freiwilliger Stellungen angeworben.

Die Artillerie wird durch Aushebungen und freiwillige Stellungen rekrutirt.

Das Bataillon der freien Jäger hat die Bestimmung die Mannschaft der verschiedenen Armeekorps, welche wegen Dienstvergehen verurtheilt ist, die Deserteurs und Widerspänstigen aufzunehmen. Gebesserte Soldaten und diejenigen, welche durch gute Aufführung sich empfehlen, bilden die Elitekompagnie dieses Bataillons.

Das Avancement geht nach folgenden Bestimmungen vor sich. Die Gardes du corps müssen vier Jahre dienen, ehe sie das Patent als Unterlieutenants erhalten; nach vier Dienstjahren im ersten Grade können sie Lieutenants werden. In der Linie hängt das Avancement des Unteroffiziers von der Bestimmung der Korpskommandanten ab. Die Unterlieutenantsstellen werden durch die Zöglinge der Militärakademie, Kadetten, Gardes du corps und Unteroffiziere der Armee besetzt. Die Beförderung der Unterlieutenants zu Kapitäns geschieht nach dem Dienstalter, die zu den übrigen Graden aber nach Auswahl.

Die Beförderung der Unteroffiziers zu Unterlieutenants, welche von den Korpskommandanten abhängt, geschieht auch nach Willkür. Jeder ältere Unteroffizier, der sich durch Aufführung und lange Dienstzeit auszeichnet, hat, wenn er beim Avancement übergangen wurde, Anspruch auf den Posten eines Platzadjutanten, oder eines Junkers bei der Artillerie, oder beim Geniekorps.

*) Drei dieser Divisionen sind vom jetzigen König aufgelöst worden.

Der Sold der privilegirten Korps oder der Garden ist stärker als der der Linientruppen und zwar für die Offiziere um ein Viertheil, und für die Unteroffiziere und Gemeinen um ein Sechstheil.

Bei den königlichen Haustruppen haben die Offiziere der Kompagnien Staboffiziers- und Generalsrang und der gemeine Gardist den Rang eines Unteroffiziers. Diese Auszeichnung erstreckt sich nicht auf die Korps der königlichen Garde, welche in gleichem Rangverhältnisse mit den Linientruppen stehen.

Das Königreich Sardinien unterhält auf seinem Festlande, auf dem Friedensfuß, eine Armee von ungefähr 30.000 Mann; den Kriegsstand kann man auf ungefähr 60.000 Mann unter Waffen anschlagen, die Milizen ungerechnet.

Die stehende Armee wird in folgende drei Klassen getheilt: 1) Die Haustruppen des Königs, aus Infanterie und Kavallerie bestehend; 2) die königliche Garde, aus Infanterie allein bestehend; 3) die Linientruppen, aus Infanterie, Kavallerie, Artillerie und dem Geniekorps bestehend; hiezu kommt noch ein Generalstab, die Platzkommandos, ein Generalquartiermeisterstab und das Verwaltungspersonal; dieß sind die Bestandtheile, aus denen das Ganze der Armee zusammengesetzt ist.

(Schluß folgt.)

Statistische Skizze der Provinz Eriwan.

6. Das Mineralreich.

Unstreitig enthalten die riesigen Gebirge und deren mannichfaltige Zweige, welche die Provinz Eriwan umgürten, in ihrem unbekannten Schoße Schätze, die nur darauf harren, zu Tage gefördert zu werden. Ich erwähne hier nur diejenigen Mineralien, die mir auf meiner flüchtigen Reise durch diese Provinz aufstießen, deren chemischen Werth ich aber größtentheils nicht Zeit hatte zu untersuchen.

Unter den Mineralien von Eriwan ist das kulpinskische Steinsalz das wichtigste und bildet die Hauptsteinsalzne der Provinz. An dem nordöstlichen Fuße des hohen Berges Tafalin, zwischen demselben und dem Araxes, erhebt sich ein kreisförmiger unfruchtbarer Hügel, von aschgrauer Farbe und von tiefen Rissen durchschnitten, dessen Grundlage ungefähr zwölf Werste im Umfange hat. In demselben befindet sich eine unerschöpfliche Ader von Steinsalz, welches in der ganzen transkaukasischen Gegend unter dem Namen des kulpinskischen bekannt ist. An der Westseite dieses Hügels liegt das armenische Dorf Kulp, Gogp oder Kogp, *) dessen Einwohner sich ausschließlich mit dem Salzbrechen beschäftigen. Die Gruben öffnen sich alle nach dem Dorfe zu und gehen nicht in das Innere des Berges, sondern sind alle an dessen Außenseite als offene Galerien, von Säulen unterstützt, ausgehauen. Die Arbeit geschieht durch Maurerhämmer, mit denen man von den Salzmassen Tafeln absondert, welche gewöhnlich drei Viertelsarschinen lang, sechs Werschok breit, vier Werschok dick sind, und ungefähr sechs Batmans (11 Pud 32 Pfund) wiegen. Wenn die Tafel sich ringsum hinlänglich von der Salzmasse abgelöst hat, so schlägt der Arbeiter mit der Rückseite des Hammers in verschiedenen Richtungen auf die Tafel, die dann von selbst abfällt; ein gewandter Arbeiter kann in einem Tage 25 bis 32 solcher Tafeln abhauen; vier bilden das Gepäck für einen Ochsen und zwei und dreißig für eine Arbe (zweirädriger Karren). Zur Zeit des Sardors betrug die Einnahme jährlich vierzehntausend Rubel Silber. Eine Arbe Salz kostete an Ort Stelle 4 R. 15 K. Daß diese Salzgruben einen bedeutenden Ertrag abwerfen können, läßt sich aus folgenden Berechnungen schließen: Außer der Provinz Eriwan, deren Einwohnerzahl 22.000 Höfe beträgt, versorgt dieser Salzbruch noch die Distanzen Schuragel, Bombak, Bortschalin, Kasach und Schamsabil, einen Theil der Provinz Jelisawatpol und Karabag, Kartalinien, Kachetien und Kisich, einen Theil von Dagestan und Tscherschni, ganz Ossetien und die östlichen Kreise Imeretiens. In allen diesen Kreisen kann man 120.000 Höfe rechnen, wozu noch die russischen Truppen und Civilbeamten kommen. Für jeden Hof darf man zwei Tafeln jährlich annehmen.

*) Diese drei Worte bilden einen und denselben Namen nach einer besondern Eigenheit der armenischen Sprache. Die Armenier sprechen den Buchstaben L wie G aus, z. B. statt Alexander sagen sie Agesander, statt Paul Pozos, statt Elisabeth Eglsabet u. s. w

Digitized by Google

ein Verhältniß, das um so mäßiger ist, als man hier noch das Salz zur Bereitung von Butter und Käse, zum Einsalzen der Fische des Goktschai und zum Viehfutter nicht mit rechnet. Wenn man also eine halbe Ochsenlracht auf jede Familie jährlich rechnet, so gibt Dies jährlich sechzigtausend Ochsenlrachten Salz. — Ferner: In dem Dorfe Kulp sind 175 Gesinde oder Höfe mit 589 männlichen und 538 weiblichen, folglich mit 1127 Bewohnern. Die Zahl der Männer von 15 bis 60 Jahren, die sich mit dem Salzbruche beschäftigt, beträgt 550; rechnet man aber hievon auch nur den dritten Theil, und nimmt man an, daß jeder von ihnen sich nur sechs Monate mit dem Salzbruche beschäftigt, und im Durchschnitte täglich zehn Tafeln bricht, so gibt sich die mäßige Berechnung von 328,200 Ochsenlrachten.

Salz wird auch auf dem nordöstlichen Theile des großen Ararat gefunden. Dort findet sich bei dem Dorfe Tasch-Burun ein See, der ungefähr fünfhundert Schritte im Umfange hat, und dessen Oberfläche im Sommer auf zwei und mehr Finger dick mit weißem Salze bedeckt wird, das jedoch einen bittern Geschmack hat. Auch an Salpeter hat die Provinz Ueberfluß; die Ufer des Araxes und der Karaßu sind damit bedeckt. Am großen Ararat bei dem Dorfe Achura ist die Erde stark mit Alaun gesättigt.

Auf dem Gipfel des Alages, aus den höchsten, unzugänglichen, mit ewigem Schnee bedeckten Felsen, fließt Schwefel in der Form von Zapfen, welche die Einwohner dadurch erlangen, daß sie mit Kugeln darnach schießen. Dieser Schwefel ist zuweilen so durchsichtig wie Bernstein. Eine andere, aber schlechtere Art wird dort auch aus der Erde gegraben.

In dem Magal von Daratschitschag, in dem Schoße des Hauptzweiges der Berge Bombach, in der Nähe der Quellen des Flusses Mißchan, sind Kupferminen mit Spuren von Gold und Silber. Unter persischer Herrschaft wurden diese Bergwerke von Griechen bearbeitet; aber der Sarbar wagte es nicht, den Bergbau ganz einzurichten, aus Furcht, der Schach möge erfahren, daß er Goldminen besitze, und ihm deßhalb einen größern Tribut auflegen.

Auch Adern von Marmor und Alabaster findet man, und zehn Werste westlich von Alt-Talin, auf dem Wege nach Gabschi-Bairambin, ist eine Schlucht voll durchsichtiger verschiedenfarbiger Steine, die dem Topas sehr gleichen. Einen eben solchen Stein, jedoch dunkler, findet man ungefähr dreißig Werste von Eriwan, wenn man am linken Ufer des Flusses Sangi hinaufgeht; hier ist gleichsam ein ganzer Glasberg. — Am Goktschai ist der Berg Altun-Tocht mit Bimsstein und die Ufer des Sees mit guten Schleifsteinen bedeckt. Nach Aussage eines Anführers der Kacapapachzen, die im Daratschitschagthale wohnen, befindet sich dort unweit des Dorfes Nandamal (der alten armenischen Stadt Getsirora) eine Steinkohlengrube; ich hatte jedoch nicht Zeit, dieß zu untersuchen. — Endlich findet man hier Thon von allen Arten und Farben; die ganze Provinz ist davon erfüllt. Bei dem armenischen Dorfe Poroter findet sich ein sehr weißer, weicher und wahrscheinlich zum Porzellan tauglicher Thon.

* * *

Diese kurze Uebersicht enthält nur die bekanntesten Gegenstände für politische Oekonomie und Landwirthschaft. Aber welch ein großes Feld bietet die Provinz Eriwan den Wissenschaften dar, und welche kostbaren Entdeckungen erwarten hier die Botaniker, Mineralogen und Naturforscher! Auch in klassischer Beziehung ist dieses Land von hoher Wichtigkeit. Hier ist der alte Misis (der alte Name des Ararats, der Berg des alten Testaments, dessen Gipfel tief in den Wolken verborgen seit Vater Noah von keinem sterblichen Fuße betreten wurde. *) Hier finden sich viele Ortschaften mit Namen, die auf jene testamentarische Mythe Bezug haben, wie das Dorf Argsurü (wörtlich: er pflanzte den Weinstock), dessen kleiner Bezirk Arsnoi-jot (liegend bei Noah's Fuß) heißt. Unweit davon liegt Nachitschewan (das erste Herabsteigen) u. s. w. Wie viele Denkmäler der grauesten Vorzeit finden sich in der Provinz Eriwan und den angränzenden Bezirken. Dort sieht man die Ruinen der Städte Armawir, Karni, Karpi, Erowantaschad, Erowantagird, Talin, Duwin; Ardaschar, Gertschror, Awan, genannt Jog-Kagak, Kurgan u. s. w. Doch ist Etschmiadsin (das Herabsteigen des eingebornen Sohnes), wo die christliche Glaubenskirche auf die Stelle eines alten Dianentempels erbaut wurde, daher die ehemals hier gestandene Stadt Ardimet-Kagak (Dianens Stadt) hieß. Kostbare Entdeckungen zur Aufhellung der Geschichte können vielleicht gemacht werden in den Archiven des Klosters, in den Inschriften der Kirchen zu St. Jakob, Ssanaßar, Chor-Wirab, der Klöster zu Mogwin, Joannawan, Ssagmoßawan, Kegart, und an vielen anderu alten Kirchen und Grabmälern. Doch nicht lange mehr darf mit der Sammlung dieser letzten Spuren des Alterthums gezögert werden, bald werden sie völlig verlöschen, und der Unbild der Zeiten und Menschen erliegen.

*) Dem Verfasser scheint unbekannt geblieben zu seyn, daß Professor Parrot den Ararat erstiegen haben will.

Vermischte Nachrichten.

Die Missionsberichte aus den Südseeinseln sprechen sehr vortheilhaft von den Fortschritten der Civilisation der dortigen Eingebornen. Obgleich seit Jahrhunderten auf ihrem Archipel von jeder Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten und jedes Zuflusses von Kenntnissen beraubt, durch den die anderen Nationen sich gegenseitig in der Bildung fördern, stehen die Inselbewohner der Südsee doch keineswegs an geistigen Anlagen und Fähigkeiten hinter irgend einem Volke der Welt zurück. Als Beleg hiezu geben die „Polynesian Researches von Ellis" folgende Thatsache: Bei einer öffentlichen Gelegenheit besprach sich eine Anzahl Einwohner der Insel Raiatea im Jahre 1815 über die Weisheit Gottes, die ihnen zwar, wie sie sagten, so lange verborgen geblieben sey, aber doch in allen sichtbaren Dingen walte. Bei dieser Bemerkung streckte ein ehrwürdiger, grauhaariger Mann, der vor seiner Bekehrung ein Zauberer oder Priester des bösen Geistes gewesen war, seine Hand aus und sagte, indem er die Glieder seines Leibes betrachtete: „Hier ist die Weisheit Gottes deutlich genug ausgesprochen. Von den Zehen bis zu meinen Fingerspitzen ist Alles gelenkig. Dieser Finger hat seine Gelenke und beugt sich, wenn ich will; dieser Arm hat seine Gelenke, er streckt sich aus, wenn ich will; mit Hülfe dieser Gelenke tragen mich meine Beine, wohin ich will, und mein Mund zermalmt durch seine Gelenke meine Speise. Verkündigt nicht Alles dieß die Weisheit Gottes?" „Daß ihre Fähigkeiten," bemerkt hiezu Ellis, „nicht schwächer sind als die anderer Menschen, hat sich vorzüglich seit Einführung der Schulen und der Buchstaben erwiesen. Nicht allein die Kinder und jungen Leute lernten lesen, schreiben und rechnen (zu letzterem haben sie eine besondere Vorliebe und Geschicklichkeit, wie sie denn schon vor Ankunft der Europäer ein sehr ausgedehntes Zahlensystem besaßen), sondern auch der Unterricht der Erwachsenen, der in andern Ländern so schwierig und mühsam ist, ging hier ungemein leicht von Statten. Männer von dreißig und vierzig Jahren lernten in zwölf Monaten fertig im neuen Testamente lesen und manche derselben prägten große Stellen und sogar ganze Bücher mit unglaublicher Leichtigkeit ihrem Gedächtnisse ein. Man rechnet mehr als zehntausend Menschen, die die heilige Schrift zu lesen gelernt haben und fast eben so viele können schreiben oder besuchen noch die Schulen."

*

Während die Sache Polens die nächsten Nachbarvölker nicht rühren konnte, findet ihr rührendes Schicksal selbst jenseits des atlantischen Ozeans Theilnahme und Hülfleistung. In einer Bürgerversammlung zu Neu-York wurde eine Adresse vorgelesen, die von den zu Paris sich aufhaltenden Amerikanern in Betreff Polens an ihre dortigen Landsleute ergangen war. Es wurde sogleich ein Komité ernannt mit dem Auftrage, diese Angelegenheit in Berathung zu ziehen. Die erste Subscription ergab nicht weniger als zwanzigtausend Franken, die bereits dem General Lafayette übergeben worden sind. Das diese Summe begleitende Schreiben, so wie alle bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden sind voll der edelmüthigsten Sympathie für das tapfere und unglückliche Volk der Polen. Andere Komités zu Gunsten der Polen bildeten sich in allen Theilen der Vereinigten Staaten. In der an Lafayette gerichteten Zuschrift heißt es: „Wir haben das volle Vertrauen, daß die tapfern Polen in ihrem ungleichen Kampfe siegen und sich als selbstständiges Volk wieder erheben werden; wenn aber die Rathschlüsse der Vorsehung ihre Niederlage verhängen sollten, so möge das polnische Komité in einem solchen Falle (den jedoch Gott verhüten möge!) unsre Beisteuer zur Unterstützung der ausgewanderten und vertriebenen Polen verwenden."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 299. 26 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Tiefe Aufmerksamkeit und Stille herrschte, so lange der Kampf währte; so bald aber einer zu Boden geworfen wurde, veränderte sich augenblicklich die ganze Scene. Kaum lag der Besiegte in den Sand gestreckt, so erhoben die Freunde des Siegers ein jubelndes Geschrei; ihre Trommeln wurden gerührt, die Weiber erhoben sich und tanzten im Triumph um den Ueberwundenen und sangen Spott- und Trotzlieder auf die gegnerische Partei. Diese selbst blieb aber keineswegs schweigender Zuschauer, sondern erhob auf der Stelle das betäubendste Getümmel, das sich denken läßt, theils zu Ehren ihres Klans oder Stammes, hauptsächlich aber um den Triumph der Sieger zu übertäuben. Man kann sich vielleicht kaum einen Begriff von dem Schauspiele machen, das eines ihrer Taupiti oder großen Ringspiele dargeboten haben mußte; nicht weniger als vier bis fünftausend Personen waren in ihrem schönsten Putze versammelt, in aller erdenklichen Mannichfaltigkeit von Trachten und Farben schimmernd, und nun denke man sich diese ganze Volksmasse in höchster Aufregung und Bewegung; die eine Hälfte trommelnd, tanzend und singend zum Preise des Siegers und zur Verachtung des Ueberwundenen; während die andere Hälfte, um das Getümmel und die Verwirrung zu vermehren, gleichfalls aus voller Kehle die Vorzüge ihres gefallenen Gefährten herausstrich, oder dem Sieger ein baldiges Ende seiner Siegesfreude androhte.

Wie groß aber auch immer dieser babylonische Stimmenwirrwarr seyn mochte, so bald ein neues Paar den Kampf antrat, verstummten die Trommeln, die Gesänge wurden unterbrochen, und die Tänzer setzten sich wieder nieder. Das tiefste Schweigen trat wieder ein, und mit gespanntester Aufmerksamkeit blickte die ganze Versammlung auf den Ausgang des neuen Kampfes. Befand sich ein Taio oder Freund des Ueberwundenen in dem Kreise der Zuschauer, so erhob er sich gewöhnlich, die Schmach zu rächen, und forderte den Sieger heraus, der sogleich wieder in den Ring hervortrat, was für sehr ehrenvoll galt, oder an seinem Platze stehen blieb, und eine neue Ausforderung erwartete. Zog er sich zurück, so traten zwei frische Kämpfer ein, und jedesmal wiederholte sich derselbe Siegesjubel auf der einen, und dasselbe Getümmel auf der andern Seite beim Ausgang des Gefechtes. War das ganze Spiel vorüber, so zogen die Kämpfer abermals in die Tempel, und opferten den Göttern des Spieles als Zeichen ihrer Dankbarkeit junge Pisangbäume.

Es leben noch jetzt Männer, die in den Tagen des Heidenthumes als gefeierte Ringer auf allen Inseln bekannt waren; unter diesen ist Fennapeho, der kühne Häuptling von Tahaa, vielleicht der berühmteste. Er ist nicht von großer Gestalt, aber breit, kämmig und sehnig gebaut, und zu solchen Kampfspielen wie geschaffen.

Obgleich das Ringen gewöhnlich nur von Männern geübt wurde, so waren doch auch die Weiber nicht davon ausgeschlossen. Oft kämpften die Weiber, wenn der Männerkampf vorüber war, im Ringen miteinander, oft sogar Weiber mit Männern, die nicht als besondere Ringmeister bekannt waren. Personen von höchstem Range traten in diesen Wettkämpfen auf, und die Schwester der Königin der Sandwichinseln sah man einmal in der gewöhnlichen Ringertracht, ganz mit Sand überdeckt in der Mitte einer Versammlung von vielen tausend Menschen mit einem jungen Häuptling ringen.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Am Tage nach der Insurrektion hielt sich der Verwaltungsrath, eine konstitutionelle Autorität, die in Abwesenheit des Königs mit der obersten Leitung der Verwaltung beauftragt war, mitten in der allgemeinen Gefahr für stark genug, in einem höchst gebieterischen Tone eine Proklamation an das Volk zu erlassen. Allein da sich diese Behörde von allen Seiten verlassen sah, so entfernte sie auf Anrathen Lubezki's aus ihrer Mitte alle Personen, die bei dem Volke übel angeschrieben waren, und ersetzte dieselben durch Mitglieder des Senats und der Landbotenkammer, die durch ihren Patriotismus des öffentlichen Wohlwollens genossen; unter den Landboten befanden sich Lelewel und Wladislas Ostrowski. Dieß war der Erfolg des ersten Zusammenstoßes der legalen und legitimen Partei.

Die patriotische Gesellschaft verlangte hierauf von dem Administrationsrathe eine Absendung von Truppen, um die Russen zu ent-

Digitized by Google

waffnen, den Czarewitsch gefangen zu nehmen und mit Niemand als dem Könige selbst in Unterhandlung zu treten. Man sah sich genöthigt, zwei von derselben Gesellschaft vorgeschlagene Mitgliedee mit berathendee Stimme in den Verwaltungsrath aufzunehmen; es waeen Dieß zwei Männer von Herz und Kopf, die beide unter der Regierung des Czaeewitsch grausam gelitten hatten: dee eine der Advokat Xavee Bronikowski, der andere der Zeitungsschreiber Moeiz Mochnazki, ein Mann von überspannten Ansichten, auf den Lelewel allein durch sein Alter, seine Kaltblütigkeit und sein literarisches Ansehen einigen Einfluß auszuüben vermochte. Ein neues Opfer, das dem Peinzip der Legalität gebracht wurde, wae die Absendung einer Deputation des Rathes (am 2 Dezember) an den Czaeewitsch, dee sich damals mit siebentausend Mann russischer Garden im Dorfe Wiezba, zwei Meilen von der Hauptstadt befand. Die Abgeoedneten waren Lubezki, Czartorysli, Lelewel und Wladislas Ostrowski.

Zu Wirzba fanden sie den Czarewitsch gebeugt und freundlich, wie er noch deei Tage zuvoe grausam und hochfaheend gewesen war. Lubezki suchte die Beweggründe der Insurrektion und die Schritte des Verwaltungsrathes zu rechtfertigen, dessen eeste Pflicht es gewesen sey, über die Aufrechthaltung der Gesetze zu wachen. Ostrowski wiederholte die Worte, die ee auf dem letzten Reichstage freilich untee ganz andern Verhältnissen dem Czarewitsch zugerufen hatte: „Wehe den Fürsten, welche die Völker an die Verletzung dee Gesetze gewöhnen." Czartorysli sprach in gleichem Sinne mit Lubezki. Der Czarewitsch antwortete mit Ruhe; er beklagte sich über den gewaltthätigen Einbruch in sein Schloß Belvedere und erzählte einige rührende Anekdoten von der aufopfernden Treue seines russischen Gefolges, von dem Einer, um seinen Herrn zu retten, aus dem zweiten Stockwerke herabsprang, und auf der Stelle todt blieb.

Die Fürstin Lowicz, die Gemahlin des Czarewitsch, *) machte Lubezki die lebhaftesten Vorwürfe, indem sie ihn an die Wohlthaten erinnerte, deren er sich von dem Könige zu erfreuen hatte, und von iheem Schmerze fortgerissen rief sie aus, mit der Hand auf Lelewel deutend: „Ee, der euer ganzes Vertrauen besitzt, er ist die Ursache an allem diesem Unglück." Ein leichtes Lächeln auf dem Gesichte Lelewel's erinnerte sie, mit Wem sie sprach; sie nahm seine Hand und bat ihn um Vergebung wegen iheer Heftigkeit. „Ich beschwöee Sie, fuhr sie zu Ostrowski gewendet fort, leiten sie das Ungewitter von unserm Vaterlande ab; Sie allein besitzen das Vertrauen des Volkes." Die Deputation verlangte die Zurückgabe Lithauens und der übrigen Provinzen an das Königreich Polen, die auf allen Reichstagen vergebens gefordert worden war. „Gewalt," sagte Ostrowsl, „kann nur durch Gewalt zurückgewiesen werden."

Der Großfürst willigte ein, sich mit seinen Truppen auf das russische Gebiet zurück zu ziehen. „Was Lithauen betrifft," sagte er, „so bin ich von meinem Beuder mit keiner Vollmacht versehen, darübee zu unterhandeln." Uebrigens versprach er zuletzt noch sich für die Schuldigen zu veewenden. „Es gibt keine solchen mehe," erwiederte Ostrowski stolz. Diese Unterredung daueete fünf Stunden.

Lubezki entwickelte während der ersten deei Tage die größte Thätigkeit, ohne Zweifel in der Hoffnung, die legale Ordnung dee Dinge aufrecht erhalten, und die Revolution noch ersticken zu können. Seit der Zusammenkunft mit dem Czarewitsch schien zwar sein Eifer ziemlich eekaltet, allein er übte doch noch immer Einfluß auf die Beschlüsse der Regieeung aus. Dem Volke verdächtig, das in ihm nur den Günstling Nicolaus erblickte, und als Urheber dee Finanzgesetze, die der Charte so zuwider liefen, verdankte er sein noch übriges Ansehen nur den Bemühungen Lelewels. Letzterer, in der Absicht die ganze Bevölkerung füe die Revolution zu gewinnen, unteestützte mit all seinem Einflusse die Aufrechthaltung der legalen Ordnung, die seiner Ansicht nach allein im Stande wae, die Entwicklung des Nationalgeistes zu beschleunigen. Er vertheidigte Lubezki in den Journalen und in der patriotischen Gesellschaft, und seinerseits war Lubezki überzeugt, daß die Aufnahme Lelewels in den Administrationsrath allein der Regierung den Gehorsam des Volkes sichere. Beide reichten sich demnach die Hände, um den Strom der Revolution nicht gewaltsam die legale Bahn überschreiten zu lassen.

Die patriotische Gesellschaft bestand großentheils aus der Jugend Lithauens, des preußischen und österreichischen Polens. Die Klubs erhoben laut ihre Stimme für die Wiederherstellung und Unabhängigkeit des ganzen alten Polens. Lelewel erinnerte sie dagegen, daß der Reichstag allein die einzige und legitime Repräsentation der Nation bilde, und daß nur ihm das Recht zustehe, über diese Frage zu entscheiden. Er ermahnte seine Freunde, das Prinzip der Nichtintervention, das von der europäischen Diplomatie ausgesprochen worden sey, zu achten.

Mit einem nahen Stueze bedroht, legte inzwischen der Verwaltungsrath einen Augenblick seine Gewalt in die Hand des vollziehenden Comité's nieder, und erklärte sich selbst, als dieses am 4 Dezember gestürzt wuede, für aufgelöst, nachdem er zuvor eine provisorische Regierung ernannt hatte, die aus den Senatoren Czartorysli, Pac, Kochanowski, Dembowski und den Landboten Lelewel und Wladislas Ostrowski zusammengesetzt war. Allein nicht dee ganze Verwaltungsrath konnte sich entschließen, die Akte zu unteezeichnen, die das neue Gouvernement einsetzte; Lubezki, und besonders Mostowski verweigerten förmlich ihre Unterschrift. Die Mitglieder der neuen Regierung waren daher gezwungen, sich selbst zu konstituiren. So ging die Legalität von der konstitutionellen Gewalt auf Männer über, die von ihr selbst ernannt worden waren.

In diesem Augenblick trat der General Chlopizki auf die

*) Die Fürstin von Lowicz war eine herrliche Frau, voll Anmuth und Schönheit, und wußte selbst einem Manne von Konstantin's Charakter Milde und zärtliche Gefühle einzuflößen. An ihrer Seite war er nicht mehr derselbe Mensch; heiter und zutraulich ließ er vor ihr nie von seinem ungestümen Jähzorn andere Zeichen blicken, als die auf seinem Gesichte ausgedrückt lagen. „Konstantin," pflegte sie zu sagen, „beruhigen Sie sich; der Gedanke muß stets der That vorangehen, und bei ihnen geht die That stets dem Gedanken voran." Die Fürstin war eine geborene Pollin, und man tadelte sie, daß sie ihre hohe Stellung nicht besser benützt habe, um das Loos ihres Vaterlandes zu lindern; vielleicht stand es nicht in ihrer Macht das Gute zu thun wie sie es wünschte; jedenfalls ist es sicher, daß es nie eine gefühlvollere Seele gab als die ihre. Eine Gefangene in dem prachtvollen Schlosse von Belvedere, kam sie nur wenig mit ihren Landsleuten in Berührung, sie stand einsam da im Glanze ihrer Größe. Anm. des Verf.

Digitized by Google

politische Schaubühne. Berühmt durch seine Unerschrockenheit unter den Fahnen des französischen Kaiserreiches und von Marschall Soult mit Recht der Tapferste unter den Tapfern genannt, besaß er eben so sehr die Achtung des ganzen polnischen Heeres, als ihn der Haß des Czarewitsch verfolgte. Durch diesen gezwungen, seine Entlassung zu nehmen, *) hatte er bis jetzt mit einem bescheidenen Vermögen, das eben für seine Bedürfnisse hinreichte, in tiefer Zurückgezogenheit gelebt. Bei dem Ausbruche der Revolution beeilte sich das Volk, das die Charakterfestigkeit des Generals bewunderte, ihn noch mitten unter dem Kampfe zum Oberbefehlshaber des Heeres auszurufen, und der Verwaltungsrath zögerte nicht, ihn in dieser Eigenschaft zu bestätigen. Obgleich so der Name Chlopizki im Munde des Volkes und des Heeres wiederhallte, so war doch der General am ganzen 30 November unsichtbar gewesen, und der Verwaltungsrath sah sich genöthigt, an seiner Stelle einen alten General und Senator, den Woywoden Ludwig Pac zu ernennen, der in seiner Abwesenheit das Heer befehligen sollte. Dieses sonderbare Verhalten Chlopizki's erregte zwar Erstaunen, änderte aber nichts in den Gesinnungen gegen ihn. Erst am zweiten Tage nach der Insurrektion stellte sich der General an die Spitze des Heeres, und wurde mit einstimmigem Freudenruf als Oberfeldherr begrüßt. Chlopizki versäumte anfangs nicht in seiner neuen Stellung kräftig aufzutreten. Kaum hatte die provisorische Regierung sich zum Oberhaupte des Staates erklärt, als er in den Sitzungssaal derselben trat, und sich über die Zuchtlosigkeit des Heeres, und das Geschrei der Klubisten, vorzüglich der patriotischen Gesellschaft bitter beklagte; er legte seinen Oberbefehl nieder und sprach mit solcher Hitze, daß er von einem Schlaganfalle gerührt wurde. Man trug ihn in's Vorzimmer, und ließ ihm sogleich zur Ader.

Dieser Vorfall hatte das öffentliche Mitleid zu seinen Gunsten aufgeregt, und man fing an den Verlust eines so ausgezeichneten Feldherrn zu fürchten. Die Studenten der Universität, ein großer Theil des Heeres und überhaupt die öffentliche Meinung waren für ihn. Man verfolgte Alle, die gegen ihn ihre Stimme zu erheben wagten, vorzüglich den Moriz Mochnazki, der einen Augenblick in dem Verwaltungsrathe seinen Sitz genommen hatte. Man wollte ihn erschießen, und als er dennoch im Klub es wagte, Chlopizki mit dem Namen eines Verräthers zu belegen, glaubte er nicht anders, als im nächsten Augenblicke von der Versammlung in Stücke gehauen zu werden. Nur Lubezki dankte er sein Leben, der ihn in einem Gemache, das an den Sitzungssaal der provisorischen Regierung stieß, verbarg.

Hier blieb er die ersten Tage der Gefahr über eingeschlossen, und wurde mit den Schüsseln gespeist, die ihm der Günstling des Kaisers Nikolaus von seiner Tafel sendete. Als Oberhaupt der deutsch-philosophischen Schule, hatte Mochnazki einen heftigen Gegner an dem Professor Lach-Szyrma, dem Oberhaupte der schottischen Schule; letzterer führte in der Revolution die Studenten an, und wollte Mochnazki durch ein aus allen Studenten, die den Litentiatengrad des Rechts besaßen, gebildetes Kriegsgericht zum Tode verurtheilt wissen; er war in vollem Ernste überzeugt, daß ein Feind des eklektisch-schottischen Systems, der die Ideen seines Absolutismus in die Politik zu übertragen geneigt sey, ein sehr gefährlicher Bürger seyn müsse.

(Schluß folgt.)

*) Die Veranlassung hiezu wird folgendermaßen erzählt. Bekanntlich hatte die polnische Armee unter dem Großfürsten Konstantin alle Drangsale sklavisch pedantischer Paradespielerei zu erdulden, wodurch Männer, die den Krieg unter dem größten Feldherrn der neuern Zeit gelernt hatten, empört werden mußten. Die Infanterie war geschnürt, daß sie sich nicht regen konnte, die Kavallerie mußte ihre Pferde förmlich frisiren, und die Kronen sogar rasiren, wie geplagt die Truppen in Warschau mit Exerziren u. dgl. waren, ist aus dem Artikel: Polen unter russischer Herrschaft zur Genüge zu ersehen. Aus diesem sind uns auch die Paraden auf dem sächsischen Platze bekannt. Eines Tages wendete sich hier der Czarewitsch von seinen glänzenden Leibgarden gegen das Regiment Chlopizki's und rief voll Wuth: „General, Ihre Truppen sind eine Schande für die Armee. Offiziere, Soldaten, Pferde. Alles ist schlecht; sie sind nicht würdig unter meinem Heere zu stehen.“ — „Eure kaiserliche Hoheit haben Recht,“ erwiederte Chlopizki, indem er abstieg, und seinen Degen zu Konstantin's Füßen niederlegte: „Wir sind nicht gemacht, unter Ihren Truppen zu stehen; denn wir lernten den Krieg nicht auf dem sächsischen Platze.“

Anm. d. R.

Heerverfassung des sardinischen Reiches.

(Schluß.)

Diese verschiedenen Bestandtheile sind nach Landesverordnungen organisirt worden und bestehen aus folgenden Gliedern: der Generalstab aus 8 Generallieutenants und 21 Generalmajors; die Platzkommandos aus 3 Generalmajors, 40 Obristen, 24 Obristlieutenants, 34 Majors und 40 Kapitäns; der Generalquartiermeisterstab aus 1 Generalquartiermeister, 1 Obrist, 1 Obristlieutenant, 1 Major, 8 Kapitäns, 16 Lieutenants; die Verwaltung besteht aus dem Auditoriat und Kommissariat; das Auditoriat hat 12 General- und Divisionsauditeurs, 2 Fiskalabvokaten und Gehülfen, 9 Divisionsgreffiers; das Kommissariat besteht aus 2 Intendanten, 9 Ordonnateurs, 24 Kommissärs und 50 Unterkommissärs.

Von den 8 Generallieutenants sind 3 bei den Gardes du corps und 5 bei den Militärdivisionen angestellt; von den Generalmajors 4 bei den Gardes du Corps, 19 bei den Militärdivisionen, 2 bei den Schulen und 1 als Inspektor der Karabiniers.

Die bei den Platzkommandos angestellten Offiziere sind in 66 Festungen und Städten des Landes vertheilt; der Generalquartiermeisterstab beschäftigt sich in Friedenszeiten mit topographischen Arbeiten und Gränzberichtigungen.

Die königlichen Haustruppen bestehen aus 4 Kompagnien Garde du Corps, 4 Schweizer und 2 Kompagnien Thürhütern (garde de la porte), welche sämmtlich unter einem eigenen Stabe stehen. Der Stand dieser Kompagnien ist 485 Mann, die Offiziere eingerechnet; nämlich: 177 Gardes du Corps, den Stab einbegriffen; 100 Schweizergarden und 208 Thürhüter. Die Schweizergarde zu Fuß besteht aus Nationalschweizern und wird von 1 Kapitän, 1 Lieutenant und Fähndrich befehligt.

Die Infanterie der königlichen Garde besteht aus einer Brigade (oder Regiment) Grenadieren und einem Regiment Jägern zu Fuß. Die Organisation dieser Grenadiere ist dieselbe wie bei der übrigen Infanterie; das Jägerregiment besteht ebenfalls aus 2 Bataillonen, zu 7 Kompagnien jedes; die Elitekompagnie wird durch den Namen Carabiniers bezeichnet, und die Zusammensetzung des Stabs ist dieselbe wie bei der Linieninfanterie.

Die königliche Garde zählt, die Offiziers einbegriffen, einen Stand von 1450 Mann.

Die Infanterie besteht aus 9 Linienregimentern, 6 Bataillonen Jägern und 2 Garnisonsbataillonen. Die neue Zusammensetzung der Infanteriekorps wurde durch eine Ordonnanz vom 19 August 1825 festgesetzt.

Jedes der 9 Linienregimenter hat auf dem Friedensfuß 2, auf den

Digitized by Google

Kriegsfuß aber 4 Bataillons. Jedes Bataillon hat seinen besondern Stab und besteht aus 7 Kompagnien. Der Friedensstand jedes Bataillons ist 900 und 450 mobile Mannschaft, zusammen also 1350 Mann. In Kriegszeiten wird dieser Stand auf 1500 gebracht, was also, der erwähnten Verdopplung zufolge, für 2 Bataillons 2026 Mann ausmacht. Die Regimenter werden dann Brigaden genannt und alle überzähligen Dienstgrade treten in die Wirklichkeit.

Die Gesammtzahl der Infanterie, die Garnisonsbataillone eingerechnet, beträgt auf dem Friedensfuß 18,106 Mann, nämlich: 9 Linienregimenter mit 387 Offizieren und 12,014 Unteroffizieren und Gemeinen; 6 Jägerbataillone mit 129 Offizieren und 4008 Unteroffizieren und Gemeinen; 2 Garnisonsbataillone mit 56 Offizieren und 1652 Unteroffizieren und Gemeinen.

Die Kavallerie bleibt auch in Kriegszeiten auf dem Friedensstand, der dann nur vollzählig gemacht wird. Sie besteht aus 4 Regimentern, das Korps der königlichen Carabiniere nicht mitgerechnet, nämlich: 1 Linien-Kavallerie-, 1 Dragoner- und 2 Chevauxlegers-Regimenter. Jedes derselben hat 8 Eskadronen oder 4 Divisionen.

Den Verordnungen zufolge muß der Effektivstand jedes Kavallerieregiments, die Offiziere eingerechnet, 852 Mann betragen, folglich bestehen sämmtliche 4 Regimenter aus 3328 Mann, nämlich: 1 Linien-Kavallerieregiment mit 40 Offizieren und 792 Unteroffizieren und Gemeinen. 1 Regiment Dragoner mit 40 Offizieren und 792 Unteroffizieren und Gemeinen und 2 Chevauxlegers-Regimenter mit 80 Offizieren und 1584 Unteroffizieren und Gemeinen.

Das Korps der königlichen Carabiniers besteht aus 8 Divisionen, von denen 7 auf dem Festland und eine auf der Insel Sardinien liegen. Die 7 Divisionen des Festlandes haben 10 Kompagnien, 29 Lieutenantskommando's und 535 Brigaden zu Fuß und zu Pferd. Die Stärke der Kompagnien, der Lieutenantskommando's und der Brigaden richtet sich nach der Bevölkerung der Städte, Flecken oder Dörfer, wo diese Truppen vertheilt liegen. Dieses Korps verrichtet in den sardinischen Staaten die Dienste der Gendarmerie.

Die piemontesische Artillerie ist durch eine Ordonnanz vom 5 Januar 1825 neu organisirt worden. Sie besteht aus 4 Bataillonen, wovon 2 Linienbataillone sind, aus einem Bataillon leichter Artillerie, einer Kompagnie Garnisonsartillerie und 2 Trainkompagnien. Sie steht unter den Befehlen eines Großmeisters, der die Mannschaft, und eines kommandirenden Obristen, der das Material unter sich hat.

Jedes der beiden Linienbataillone besteht aus 7 Kompagnien Arbeiter oder Feuerwerker und 6 Kompagnien Kanoniers. *) Diese beiden Bataillone werden in Kriegszeiten verdoppelt und bilden dann eine Brigade (Regiment) von 4 Bataillonen, welchen zu diesem Zwecke 6 Kontingente, jedes von 300 Mann, beigegeben sind.

Das leichte Artillerie-Bataillon besteht aus 4 Kompagnien, jede zu 79 Mann.

Die Kompagnie Garnisonsartillerie zählt 5 Offiziere und ungefähr 100 Veteran-Unteroffiziere und Kanoniers.

Jede der Trainkompagnie besteht aus 1 Lieutenant, 50 Unteroffizieren und Soldaten mit 61 Pferden.

Außer diesem eben angegebenen, für die Artillerie festgesetzten Stand gehören zu dieser Waffengattung noch mehrere Vorgesetzte, denen die Verrechnung und Erhaltung des Materials in den verschiedenen Waffenplätzen übertragen ist, und Angestellte, welche die Beaufsichtigung der Arsenale und anderer auf die Artillerie und das Geniekorps bezügliche Anstalten zu besorgen haben. Der Effektivstand dieses ganzen Korps beträgt 2574 Mann, nämlich: Stab 20 Offiziere mit 17 Unteroffizieren; Verwaltung 6 Offiziere; 2 Linienbataillone mit 42 Offizieren und 1858 Unteroffizieren und Gemeinen; 1 Bataillon leichte Artillerie mit 12 Offizieren und 504 Unteroffizieren und Gemeinen; 1 Kompagnie Garnisonsartillerie mit 5 Offizieren und 100 Unteroffizieren und Gemeinen; 2 Trainkompagnien mit 2 Offizieren und 100 Unteroffizieren und Gemeinen; sonst noch zur Artillerie gehörige Angestellte 150.

Das königliche Geniekorps ist nicht zahlreich; es besteht aus einem mobilen und einem seßhaften Stab von 51 Offizieren und aus einer Kompagnie Mineurs von 82 Mann; zusammen also aus 133 Mann.

Der Stand der sardinischen Armee auf dem Friedensfuß beträgt also 29,649 Mann und auf dem Kriegsfuß 59,149 Mann.

Wir schließen diese Uebersicht mit dem Stand der Seemacht vom 4 Junius 1831; das Personal derselben bestand damals aus dem Stab von 13 Offizieren aller Grade; 1 Regiment Schiffsvolk von 807 Mann; 1 Bataillon Infanterie von 702 Mann und aus 2 Artilleriekompagnien von 202 Mann; zusammen also 1754 Mann, Offiziere eingerechnet.

Das Material bestand aus 5 Fregatten, wovon 2 noch nicht vollendet waren; 6 Briggs und 12 Kanonierschaluppen; zusammen also aus 23 Fahrzeugen.

*) In Friedenszeiten haben die vollständigen Kompagnien 1 und die unvollständigen 2 Unterlieutenants. Die Kanonier-Kompagnien bestehen aus 88 Mann sammt den Offizieren; in Kriegszeiten wird diese Anzahl um 35 Mann vermehrt.

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter erzählen von dem General Lafayette einen Zug, der sehr bezeichnend für den Mann ist, welcher drei Revolutionen in zwei Welttheilen erlebt hat, ohne seine Lieblingsidee, die sogenannte Vermittlung der Extreme, als ein politisches Unding erkennen zu lernen. Der General wohnte einer Vermählung bei, die der Erzbischof von Paris in der Kirche des heiligen Thomas von Aquin einsegnete. Alle Anwesenden erstaunten sich nicht wenig, hier den alten Republikaner dem Herrn von Quelen die größte Aufmerksamkeit erzeigen zu sehen, der seinerseits diese Beweise des freundlichsten Wohlwollens auf zuvorkommende Weise erwiederte. Man erkundigte sich nach der Ursache einer so unerklärlichen Freundschaft, und erfuhr, daß der General Lafayette während der Februartumulte dem Erzbischofe einen Zufluchtsort auf seinem Landsitze zu Lagrange angeboten habe. Die sogenannten Patrioten, die damals das erzbischöfliche Gebäude verwüsteten, würden freilich nicht daran gedacht haben, den Herrn von Quelen bei dem Deputirten zu suchen, dessen Namen sie auf ihrem Schilde trugen.

•

Der Orkan, von welchem Barbados heimgesucht wurde, hat nicht minder auf St. Vincent Verwüstungen angerichtet. Die wind- und steswärts gelegene Seite der Insel gegen Norden hat besonders viel gelitten. In manchen Pflanzungen wurden die Häuser von Grund aus aufgehoben, und mit ihren Einwohnern weite Strecken fortgeschleudert. Die stärksten Bäume wurden ausgerissen und wie Strohhalme durch die Luft geführt. Insbesondere verloren viele Sklaven, die in engen Hütten auf einander gedrängt lagen, ihr Leben. Man schätzt den angerichteten Schaden auf mehr als 500,000 Pf. St. Außerdem ist die Bevölkerung auch noch mit Hungersnoth bedroht. Die Feldfrüchte wurden aller Orten vernichtet, und die Yamserndten, die zum Graben bereits reif waren, von den heftigen Regengüssen fortgespühlt. Nicht ein einziger Baum irgend einer Art ist mehr zu sehen. Die Lebensmittel stiegen auf einmal zu den höchsten Preisen. Was die Noth vergrößert, ist der Umstand, daß keine Zufuhren aus Barbados zu hoffen sind, wo der Orkan gleichfalls alle Saaten zerstört hat.

•

Man rechnet, daß sich zu Paris fünftausend Verbrecher befinden, die von jeder Art des Diebstahls leben. Nimmt man nun im Durchschnitte an, daß sich Jeder, der diesem freien Gewerbe angehört, täglich zwei Franken erstiehlt, so würde sich daraus ergeben, daß Paris tagtäglich an diese Freibeuter eine unfreiwillige Abgabe von 10,000 Franken entrichtet, was im Jahre 3,600,000 Fr. betragen würde!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 300.

27 Oktober 1831.

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Der unermeßliche Verlust, den der Staat jedes Jahr durch Aufhebung der Nationallotterie erlitt, die Gefahren, ja selbst der Ruin, denen die Spieler durch jenes Verbot ausgesetzt waren, so wie das öffentliche Aergerniß, das es veranlaßte, überzeugten das Direktorium, wie thöricht es seyn würde einen solchen Zustand der Dinge noch länger bestehen zu lassen, und am 26 Brumaire des Jahres 5 beschäftigte sich der Rath der Fünfhundert mit dieser Frage, über welche die öffentliche Meinung längst schon entschieden hatte. Der unüberlegte Enthusiasmus des Jahres 1798 und die unter den Papieren Chaumette's, des Urhebers der Motion, gemachte Entdeckung wurden von der Tribüne herab verkündet, und, als wollte man den falschen Ansichten, die eine Zeit lang vorherrschend gewesen waren, gänzlich Hohn sprechen, ernannte die Finanzkommission denselben Mercier zu ihrem Berichterstatter, der einige Jahre früher in seinem Tableau de Paris die Lotterie angegriffen hatte. Nachdem der Bürger-Repräsentant den richtigen Verstand einer Regierung belobt hatte, welche endlich eine schädliche Pedanterie, der bereits so viele Nationalreichthümer geopfert worden, beseitige, stellte er die Frage aus einem ganz neuen Gesichtspunkt auf; er bemühte sich zu beweisen, daß die Republik, da sie gänzliche Freiheit verkündet habe, nicht mehr berechtigt sey, dem Volk ein Spiel, ein Vergnügen zu verbieten, an dem es so viel Geschmack fände. Nach mehreren ähnlichen Subtilitäten und Empfindeleien kam Mercier endlich auf wesentlichere Dinge und sagte, der Trieb, seine Lage zu verbessern, sey dem Menschen angeboren; die Lotterie werde als Mittel zu diesem Zweck betrachtet, es sey daher doch besser, gesetzliche Anstalten dieser Art zu begründen, als länger eine reiche Beute Gaunern zu überlassen, die jenen Trieb, durch welchen das arme Menschengeschlecht rastlos gequält werde, für ihre verbrecherischen Spekulationen benutzten. Er verlange daher, auf Erfahrung gestützt, eine neue Lotterie, auf scharfsinnige und redliche Berechnungen gegründet, welche dem Geschmacke des Volkes Genüge leiste, ohne seiner Betriebsamkeit zu schaden, und die jener Ausfuhr des baaren Geldes ein Ziel setze.

Was zu jener Zeit in andern Ländern vorging, trug nicht wenig dazu bei, die Meinung Merciers und das Vorhaben des Direktoriums zu bekräftigen. – Der König von Neapel, um den Vorstellungen der Doktrinäre seines Königreichs zu genügen, hatte die Staatslotterie abgeschafft. Die Folge davon war, daß Neapel, eben so wie Paris, bald in jeder Straße seine geheime Lotterie hatte, die mit der Gewandtheit, welche man an den Italienern kennt, dem Auge der Behörde entzogen wurden, und daß binnen wenigen Monaten eine Unordnung einriß, welche den König nöthigte, seinen Beschluß gegen die Lotterie zurückzunehmen. Die nämlichen Erfahrungen hatte man in andern Gegenden Italiens gemacht, der Rath der Fünfhundert war also über die seiner Erörterung unterliegende Frage hinlänglich aufgeklärt, um zu erkennen, daß man die Menschen behandeln müsse, wie sie sind, nicht wie sie seyn sollten, und stellte daher durch ein Gesetz vom 9 Vendemiaire des Jahres 6 (30 September 1797) die Lotterie wieder her.

Lucian Bonaparte beschäftigte sich während der kurzen Zeit, als er das Portefeuille des Innern hatte, mit der Einrichtung der Lotterie, der er sich mit jener Sorgfalt und Umsicht unterzog, die er sein ganzes politisches Leben hindurch bewährte. Die Archive bewahren noch mehrere Verordnungen und Bestimmungen, welche von dem Werth zeugen, den dieser große Staatsmann einer weisen Verwaltung jener großen Auflage beilegte. Daher fand auch sein Bruder, als er zur höchsten Gewalt gelangte, die Lotterie nach eben so gerechten als regelmäßigen Grundsätzen bestehen. Der Kaiser, der nichts auf leere Phrasen ohne haltbaren Grund gab, und dem eine bloß schwatzende Regierung ein Gräuel war, weit entfernt eine so nöthige Einrichtung anzutasten, dachte vielmehr darauf, ihr eine größere Ausdehnung zu geben. Er sagte, daß die Philosophie des Konvents durch eine verführerische, aber falsche Theorie mißleitet worden sey, und wendete Despréaux's Ausspruch: „Oft führt die Furcht vor einem Uebel uns zu einem größern" auf die Wiederherstellung der Lotterie an.

Napoleon vermehrte die Zahl der Bureaux in den Departements und errichtete deren in allen eroberten Provinzen. Die kaiserliche Lotterie hatte ihre Glücksräder in Hamburg, Turin, Florenz und Rom, und der Ertrag dieser Verwaltung, der sich unter dem Direktorium nur auf 7 Millionen belief, stieg unter dem Kaiserreiche auf 19 Millionen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der russische Gilblas.

Der Kapitan Jsprawnik.

(Schluß.)

„Eines Abends besuchte uns der Kapitän-Jsprawnik; man setzte den Theekocher vor uns hin, und da er sich die Kehle schon mit einigen Gläsern Punsch von Kislarbranntwein *) angefeuchtet hatte, war er aufgelegt, sich ganz ohne Rückhalt auszuplaudern, und fing nach seiner Gewohnheit mit einem Lieblingsausrufe an:

„Hm! wir leben doch in einer schönen Zeit! Civilisation.... Gerechtigkeit oder Justiz... und keinen Heller, keinen Pfennig...!

„Gut, gut! Sawa-Sawitsch, komm Du mir und sage, daß die Zeiten schlecht sind. Herzensbruder, wir wissen ja recht gut, daß man sich nach Jsprawnikstellen die Beine abläuft! Wer, zum Teufel! könnte Dich denn zwingen, hier zu bleiben, fändest Du nicht deine Rechnung dabei?"

„Was willst Du, daß ich machen soll?" sagte der Jsprawnik ein wenig aufgebracht. „Wir leben nur noch von unseren alten Sparpfennigen; mit den Einkünften, wie sie jetzt beschaffen sind, könnte ich in meiner Tasche nicht das kleinste Loch verstopfen. Bedenke doch, daß wir unsere Gouvernementstribunale erhalten müssen, wie Kinder ihren alten Papa. Zu was nützt es mir weiter, daß ich neuntausend zweihundert achtzehn Seelen habe, wenn diese Seelen in zerfetzten abgetragenen Körpern sind?"

„Was, Herr Kapitan-Jsprawnik," rief ich aus, „Sie haben neuntausend zweihundert achtzehn Seelen, und beklagen sich über Ihr Geschick!"

„Der Kapitan-Jsprawnik lächelte über meine Einfalt und antwortete mir: „Diese Seelen gehören nicht mir leibeigen an, Kamerad, sie gehören der Krone, siehst Du, und stehen nur unter meiner Gerichtsbarkeit; aber wer die Kuh melkt, kostet die Milch. Könnte man wohl auch verlangen, daß nicht ein wenig Abhub von den Kronsteuern uns verbleiben sollte? Ei, Bruder, das sind die Sporteln für unsereins. Aber, was thut's, es geht doch schlecht. Hm! die schönen Zeiten, da die unsrigen! Civilisation .... Justiz .... und keinen Heller, keinen Pfennig! Die Zahl der Schenken nimmt immer mehr ab. Unglücklicherweise zeigen sich wenig fortgelaufene Sklaven in unserem Distrikte, und man findet, wahrhaftigen Gott, keinen mehr, an den man sich halten kann. Das zeigt Alles ganz gewiß der Welt Ende an! Die Diebstähle sogar, ja die Diebstähle werden seltener; und was Mordthaten anbetrifft, so hört man kaum noch davon reden. Für uns brauchbare Leute ist die neue Ordnung der Dinge nur eine Pest, eine verdammte Geißel. Keine Geschäfte mehr, keinen Profit; das ist klar. Und doch wollen die Gouvernements-Tribunale nach wie vor leben; aller Augenblicke schreiben sie uns, mit Liedern füttere man keine Nachtigall, und sie lebten nicht von der Luft, man speise die Leute nicht mit glatten Worten ab, und wie sie da immer pfeifen aus demselben Loche. Erinnern Sie mich nicht mehr daran. Ach! die Hundezeiten die! Von allen Seiten hört man den Wind pfeifen, der uns Civilisation zuweht; sogar die lumpigsten Kopisten lesen jetzt und machen ihre Glossen über das, was man sie schreiben läßt; auch in den Hauptstädten verachtet man, wie es heißt, die vernünftigen Leute aus der alten Zeit, und nicht bloß in dem Theater, sogar auch in den Zeitungen lacht man sie aus; und warum alles das Geträtsch und den Teufelslärm? Weil wir uns unser tägliches Brod mit unserer Hände Arbeit verdienen. Die adeligen Herren Landbesitzer fangen auch an, auf die Hinterbeine zu treten; sie lesen nicht etwa, ach, nein! aber sie wollen in ihren Angelegenheiten bis auf den Grund hinein sehen, und treffen sie einmal auf einen Anstoß, so laufen sie gleich geradezu vor's Gericht der Gouvernementsstadt, oder gar nach Piter *) hin. Es ist besser, sagen sie, daß man den Wolf als die Wölfchen nährt. Auch muß ich wohl der Wahrheit zur Steuer gestehn, daß ich sie meinerseits wieder nach Herzenslust peinige. O, ich hatte sie in meinen Fäustlingen von Igel festgepackt. Kaum habe ich ausgekundschaftet, daß ein fortgelaufener Leibeigner im Distrikte erschienen ist, so zwing' ich ihn auszusagen, daß er bei den Reichsten in meiner Gerichtsbarkeit und sogar bei dem und jenem Bauer, um mich an seinem Herrn zu rächen, geschützt worden ist, und auf der Stelle zettele ich Verbalprozeß über Verbalprozeß an, und kehre das Unterste zu oberst im ganzen Distrikte. Will mir das Glück wohl, und ich finde einen Leichnam auf, so lasse ich ihn nach dreißig verschiedenen Orten bringen, und stelle eben so viele Untersuchungen an. Ist ein Pferd gestohlen worden, so hat man es nach meinem Rapport in einer Nacht in zwanzig verschiedenen Ställen gehegt. Aber das Alles ist nur ein sauereS Brod, das ist ein Schmerzen- und ein Hundegeld. Von einem Orte zum andern laufen, schreiben, verhören, sich in die Rippen stoßen wie ein Fisch unterm Eise im Januar, und das nur, um mit Kopf und Verstand hier ein hundert elende Rubel abzukneipen, dort nur fünfzig und manchmal wohl gar nur zehn, ja zehn Rubel nur .... Hm! Was ist das jetzt für eine Zeit! Civilisation .... Gerechtigkeit: (Sawa-Sawitsch soff ein großes Glas Punsch, um seinen Aerger hinterzuspülen, aus.) Hm! Bruder, und keinen Pfennig!" fuhr er fort, indem er sein Glas auf den Tisch stieß, und in tiefe Gedanken zu versinken schien. Worowatin erfreuete sich an seines Freundes Offenherzigkeit, und regte ihn mit folgenden Worten von Neuem auf, sein Herz auszuschütten.

„Und die Märkte, Sawa-Sawitsch, und die Päße, und die Eintreibung von Rückständen, theils von Steuern, theils anderer Schuld, und die Versteigerung von Gütern, und der Straßenbau und die Pferdelieferungen, und die Vormundschafe? .... und .... was weiß ich Alles noch? ...."

„Ich sage dir noch einmal, daß der Teufel Alles unter und über einander geworfen, und mit Allem sein Spiel getrieben hat;" antwortete Sawa-Sawitsch; „Spieler kommen jetzt seltener auf unsere Märkte, und die da kommen, sind wie die Kirchenmäuse arm; Sie können nicht einmal den Erlaubnißschein bezahlen, um unsern Gutsbesitzern das Geld aus dem Sacke zu ziehen, und die gehen dann in die großen Städte und kaufen sich in Modewaaren arm. Die Päße bringen nur noch Kleinigkeiten ein. In den

*) Der Kislarbranntwein wird im Kaukasus gemacht, in einer kleinen Stadt dieses Namens. Die Mittelklasse gebraucht ihn anstatt des Rums und des Cognaks.

*) In den russischen Provinzen wird Petersburg fast nicht anders als Piter genannt.

Digitized by Google

Hauptstädten ist kaum noch etwas zu thun; der Handel geht schlecht und nur wenige Bauern verlassen noch den Distrikt und werden Arbeiter und Fuhrleute. Es ist wohl wahr, wir machten unsern Schnitt, wenn die Zeit kam, die Steuern einzutreiben oder sonst eine andere Schuld, und wir mußten durch die Finger sehen; aber heutzutage sind die Befehle und Instruktionen, die wir erhalten, zu geschärft, und die Gouverneure und Bevollmächtigten haben ein Auge auf uns, wenn wir das Interesse der Krone nicht berücksichtigen. Was Privatsachen anbelangt, so ist nichts dawider zu sagen, denke ich. Wenn man auch bis an den Hals in Schulden steckt, sich aber recht ruhig verhält und uns gut bezahlt, ist Alles gut. Man kann dann getrosten Muthes seyn, daß wir Niemanden drücken werden, es mag der Schulden oder der Kanzleigebühren halber seyn, oder wegen sonst etwas. Die Gerichte des Hauptorts und der Distrikte halten nur noch eine freundschaftliche Privatkorrespondenz unter sich; die Gläubiger haben gut die Befehle lesen, die gegeben sind, ihnen zu dem zu verhelfen, was das Ihrige ist; aber sie müssen sich begnügen, Bruderherz, mit den schönen Buchstaben aus der Gerichtsschreiberei, denn die haben sie an Zahlungsstatt. Die Sache hat man, Gott sey Dank, noch nicht zur Sprache gebracht, und die geht noch, ja, die geht. Die Straßen, sagtest du, die Pferderequisition .... ach .... Lumperei! Wir haben nur zu sorgen, Bruder, siehst du wohl, für die Unterhaltung der Poststraßen, und das nur, wenn einmal ein vornehmer Herr darüber fahren soll. Was die andern Wege betrifft, so mag der Teufel selbst den Hals da brechen, das ist dann Sache des Chirurgen und geht uns nichts an. Die Regimenter kantonniren längs den Gränzen hin und deßhalb fallen Pferderequisitionen nicht oft vor. Was das Vormundschaftswesen über adeliche Kinder betrifft, so glaube nur nicht etwa, daß wir dabei das Fett abschöpfen. Der Waisen nimmt sich zwar in der ganzen Welt Niemand an, aber die Adlichen ziehen ihre jungen Mündel gewöhnlich so aus, wie man die jungen Birken abschält. Fällt es einmal vor, daß ein Erwachsener unter Vormundschaft gestellt wird, weil er selbst nicht hauszuhalten versteht, so müßten wohl die Ratten selbst in seinem Korne zu Grunde gehen, und einem geschickten Verwalter rupft man wenig Haare los. Hm! Bruder, nein, ... die Zeiten sind schlecht, sehr schlecht! ... Civilisation! Gerechtigkeit! und keinen Pfennig im Sacke!"

Polen unter russischer Herrschaft.

(Schluß.)

Nachdem wir mit der nächsten Umgebung des Großfürsten bekannt gemacht worden sind, lassen wir uns von dem Verfasser auf den Paradeplatz führen, wo Konstantin recht eigentlich in seiner ganzen Glorie unter Donner und Blitz erscheint.

„Das Merkwürdigste in Warschau," sagt der Verfasser, „außer dem Leibaffen des Großfürsten auf Belvedere, ist unbedingt die Parade auf dem sogenannten sächsischen Platze vor dem Brühlschen Palais. Links vom Palais aus ist eine Hauptwache, deren es in Warschau so viele gibt, daß mit Bequemlichkeit täglich ein Paar Dutzend Offiziere wegen Formvergehen arretirt seyn können, ohne einander in ihren philosophischen Betrachtungen zu stören." — Der Verfasser zählt in Warschau sechzehn Hauptwachen, auf denen gewöhnlich Offiziere das geringste Dienstvergehen abbüßen mußten. — Auf dem sächsischen Platze also denke man sich ein unabsehbares Quarré von Infanterie formirt, Zuschauer jeder Art, Juden, Kupplerinnen, Polizeispione, Ammen, Bedienten umschwärmen die funkelnde Soldatenmasse. —

„Endlich erscheint der Allgewaltige; Aller Augen wenden sich auf ihn und folgen seinen Bewegungen. Er schreitet die Fronte hinab — am litthauischen Regimente hinunter, und die alten Grenadiere, die gemeinschaftlich, im Namen Seiner kaiserlichen Hoheit Summa Summarum, Millionen und abermal Millionen Ruthen bekommen ihr Lebelang — fühlen gleichsam magnetisch berührt die Nähe des Vorüberschreitenden und wähnen sich im Paradiese, denn der Großfürst hat sie angeschaut. — Die einzelnen Bataillone und Kompagnien haben gleiche Ehre genossen, und der Allmächtige stellt sich mit dem Rücken gegen das Palais, und das Kommando der Generale und Obersten verhallt. Die Janitscharenmusik ertönt. Das neu aufziehende Regiment muß defiliren in gedehnten Kolonnen. Der Falkenblick des Großfürsten überschaut im Nu jeden einzelnen Mann, indem die Kolonne vorübertanzt — und das Ohr vernimmt beim Marsch des ganzen Bataillons nur einen einzigen Tritt.

„Der Großfürst ist zufrieden — seine Seele erheitert sich — er bedankt sich beim General, und dieser Dank geht selbigen Tags durch den Precas ans Regiment. Die Wonne der alten Grenadiere reift zur Glückseligkeit; mancher besäuft sich en Canaille im Taumel der großfürstlichen Gunst, kommt spät Abends ins Loch und bekommt früh Morgens die allerkräftigsten Ruthen; seines Daseyns Bedürfniß, wie die Kapusta, ohne die er nicht leben kann.

„Eine polnische Kompagnie kommt zum Vorscheine und an der Kravatte eines unglückseligen Fähnrichs erblickt das Falkenauge des Gefürchteten die Spur eines sogenannten Vatermörders; die Wäsche des jungen Gentlemans hat sich zufällig um ein strohbreit über die Halsbinde emporgeschoben. Ein donnerndes Halt unterbricht den Marsch. „Fanfaron!" wüthet der Erbitterte dem flaumbärtigen Jünglinge entgegen — „Stutzer in drei Teufels Namen! Wüßt Du hier neue Form einführen? — Marsch auf die Hauptwache!" — Nun hat alle Freude ein Ende, und wehe Dem, der jetzt sträflich befunden würde; er würde dreifach bestraft werden. Die Generale zittern, und gleich elektrischen Schlägen erstreckt sich dieses Zittern der Angst und Besorgniß durch alle Chargen hinab bis auf den Tambourjungen, der zitternd desto bessere Wirbel schlägt."

Die Infanterieparade ist vorüber; es werden Strafen ausgesprochen und die Sträflinge vorgeführt u. s. w. „Die Ordonnanzen der Gardekavallerie reiten vor. Von jedem Regiment ein Subalternoffizier, ein Unteroffizier und ein Gemeiner. Sie melden sich, und die Kunstreiterei beginnt. Ein russischer Gardekavallerist muß nicht nur reiten — das Pferd muß unter ihm tanzen können; es muß jeder Bewegung des Handgelenkes, jedem Schenkeldrucke im Moment gehorchen, oder die Schuld fällt dem Reiter anheim und wird an ihm bestraft. Der Großfürst kommandirt, und Roß und Mann thun ihr Bestes. Die Zuschauer haben die „Heye" (so heißt das hölzerne Amphitheater für Kunstreiter in Warschau) ohne Entrée, und manchem Reiter ist zu Muthe, als würde er in der That gehetzt. Ein falscher Ausschlag des Pferds im Galopp kann Menschenheit zerstören." Als Beleg hiezu gibt der Verfasser aus dem Munde glaubwürdiger Augenzeugen folgende Geschichte, die sich zu Petersburg begeben haben soll; wir müssen aber gestehen, daß wir zur Ehre der Menschheit ihre Glaubwürdigkeit zu bezweifeln uns erlauben.

„Ein Gardelanzieroffizier ritt einst dem Großfürsten als Ordonnanz vor und vollzog die üblichen Kunststücke zu dessen Zufriedenheit, bis das Pferd im Galopp auf Kommando plötzlich changiren sollte, und unerachtet des Schenkeldruckes und des Sporens des meisterhaft geübten Reiters nicht gehorchte. Der Kommandirende gewahrt, daß das Pferd mit falschem Ausschlage galloppire, und wiederholt donnernd das Kommando. Der Offizier erneut seinen Druck; aber das stolze Roß, durch den Sporn um so unbändiger geworden, behauptet seinen Trotz und galoppirt fort mit früherem Ausschlage. Die Wuth des Großfürsten steigt mit jedem Satze des Pferdes, und seine Flüche gegen den Offizier machen die umstehende Menge zittern. Er kommandirt „halt" und befiehlt, eine breite Pyramide von zwölf Musketen mit Bajonnetten aufzurichten, welches sofort vollzogen wird. Im schnaubenden Grimme läßt er nun den Offizier, der in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, sein wieherndes Roß zu besänftigen sucht, zum Galopp anschlagen und in gerader Richtung auf die Bajonnette zureiten, worauf er „Marsch, Marsch" brüllt — und glücklich trägt das wilde Roß den russischen Kavalier über die Pyramide. Ohne Halt läßt er nun umkehren und im Marsch Marsch den gefährlichen Satz

Digitized by Google

wiederholen, der eben so wohl gelingt, und das Volk wie die Kameraden des braven Offiziers stehen lautlos betroffen umher."

Kurz, dreimal wird der Offizier mit seinem ermatteten Thiere über die Bajonnette gejagt, und erst das vierte Mal stürzt jenseits derselben Roß und Mann in den Staub zusammen. Der Kavalier windet sich unter dem Pferde hervor, das mit gebrochenem Fesselgelenke beider Vorderbeine liegen bleibt. Er schreitet nun auf den Großfürsten zu, legt seinen Säbel ihm zu Füßen und dankt mit matter Stimme für die Ehre, die er seither in des Kaisers Dienst getragen. „Den Säbel hätte ich Dir schon abnehmen lassen," entgegnet finster der Großfürst. „Weißt Du denn nicht, wohin solch empörendes Benehmen gegen mich Dich führen wird?"

Gern wenden wir uns ab von diesen und andern Zügen roher Willkür, und entnehmen aus der vorliegenden Schrift nur noch einiges über die Militärschule in Warschau, die gleich der polytechnischen Schule zu Paris in der Geschichte der letzten Revolution einen glänzenden Namen erworben hat.

„Die sogenannte Militärschule hatte drei Kasernen: die Schule der Infanterie ein Palais in Lazienka, die der Kavallerie unter Kommando des Obristen Czernowski, ein Palais in der Königsstraße unweit des sächsischen Platzes, und ein Gebäude in der Ulica-Miodowa (Methstraße, sonst Napoleonsstraße genannt), wo die Artillerie eingesperrt war, deren Eleven wenigstens Feder und Dinte brauchten, was in den beiden andern (in der That!) unbekannte Gegenstände.

„Vielleicht gelingt es uns, dem Leser eine deutliche Vorstellung der Militärschule in Warschau zu bieten, wenn wir das Wort Schule ganz wegwerfen und die sämmtlichen Zöglinge „Adelgarde" nennen, deren Einzelne mit dem Rechte, in aller Beziehung als Kavaliere (als Menschen von Erziehung und Bildung) betrachtet zu werden, der gemeinsten Unterdrückung als Gemeine ausgesetzt waren — ohne sich je beschweren zu dürfen.

„Die Anzahl dieser Kavaliere in den drei Kasernen kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, da sie durch neuen Zuwachs aus den Linienregimentern oder durch Abfertigung zu denselben bald stieg, bald fiel. In der Kavalleriekaserne standen im Julius 1830 ungefähr zweihundert Mann, in der Infanteriekaserne etwa fünf- bis sechshundert (jedoch weiß ich es nicht mit Gewißheit), so wie mir auch die Zahl der Artilleriejunker entfallen ist.

„Zum Eintritte als Junker in russische oder polnische Dienste ist unbedingt der Adel nothwendig. Die Stelle des Adels und der gesetzmäßige Junkerdienst dauert (in russischer Garde) um ein Jahr länger als bei den Eingebornen. Unter den Polen muß jeder Kavalier zehn Jahre als Junker dienen, und tritt dann erst als Offizier in facto hervor.

„Es gab übrigens in jener Schule polnische Kavaliere, die schon fünfzehn Jahre und noch länger hoffnungslos dienten. Es war allerdings wohl überlegt, die Blüthe des Adels eines ganzen Königreichs in die Kaserne der Gemeinheit einzupacken, wo die Jugend ohne alle geistige Beschäftigung, der schauderhaftesten Langweile zum Opfer — zur Zerstreuung sich dem Laster in die Arme wirft, die männliche Kraft unbenutzt und ungestärkt in Erschlaffung und Abspannung dahin sinkt." Der ganze Unterricht in dieser sogenannten Schule ging nicht über das gewöhnliche Exerziren hinaus.

„Die Junker waren außerdem auf ihre Säle, auf ihre Pritsche beschränkt, und mancher sogenannte Saal war ein Hundeloch, in welches unter andern Verhältnissen der Kavalier seinen Reitknecht oder Bedienten einquartiert haben würde. Er durfte höchstens einen ganz kleinen Tisch, unter keiner Bedingung einen Stuhl haben, und war gezwungen, auf der Hälfte der Pritsche zu sitzen, indem der faule Strohsack doppelt zurückgelegt, nebst Strohkissen und Kommißdecken während des Tages die obere Hälfte der Pritsche füllte.

„Höchstens des Sonntags und auch dann nicht immer bekam er auf Ansuchen beim Obristen der Schulen schriftlichen Urlaub, auf einige Stunden in die Stadt zu gehen, durfte aber kein Kaffeehaus, keine Restauration, viel weniger Bälle und Konzerte — einen öffentlichen Spaziergang oder das Theater besuchen. Im Uebertretungsfalle wurde er degradirt.

„Aus einer fernen Woiewodschaft oder aus entlegenem Gouvernement, ohne allen Familienumgang in Warschau, blieb dem verlassenen Junker nur ein Ort der Unterhaltung offen — das Bordel oder die Visite bei einer Privatschönen, und er durfte solche Gänge um so sicherer machen, da noch keiner seiner Kameraden in Folge eines ähnlichen Amüsements degradirt, ja nicht einmal arretirt worden, obwohl die Spione der geheimen Polizei ihn überall zu finden wußten. Der Besuch ähnlicher Häuser von Seite der Adelsgarde geschah keineswegs verstohlen. Die Junker der Kavallerie schritten geräuschvoll mit Schleppsäbeln und Sporen am lichten Sonntage durch die verdächtigen Gassen der Altstadt auf irgend eines der Institute zu, mit denen Warschau zur Genüge versehen.

„Geistödtung und Zerstörung der Sittlichkeit war die Tendenz der Militärschule und ging hervor aus der schroffen Ansicht des Absolutismus, dem jede geistige Regung gefährlich und dem das sittliche Gefühl verhaßt, da es sich mit dem System der Gewaltherrschaft nicht verträgt. Diesem Zwecke gemäß war die Gefangenschaft der Adelgarde in Warschau meisterhaft gegründet. — —

„Als Lehrer wurden in der Regel solche Offiziere gewählt, die als Formmenschen das Höchste geleistet, und die nach dem Plane des hohen Herrn für das Institut um so brauchbarer, da ihre geistige Beschränktheit keine Aufregung durch Grundsätze und Lehren veranlassen konnte. — —

„In jener Militärschule lebten auf solche Weise Männer von dreißig bis fünf und dreißig Jahren, so wie auch Jünglinge von achtzehn und gleicher Stellung, unter gleichem Drucke, in gleicher Langweile und in gleicher Verzweiflung. Zufall und Willkür, die Gunst des Großfürsten oder irgend eines Großen bestimmte das Avancement der Einzelnen, die vielleicht erst ein oder zwei Jahre dienten, während die Uebrigen in Hoffnungslosigkeit zurückblieben, ohne Aussicht auf mildere Lage.

„Im Uebrigen führten die Junker (oder Unterfähnriche) die Frontwache ihres Regiments, in derselben geübt, wie die ältesten Soldaten, und — es läßt sich denken, wie sie am 29 November ihre Waffen gebraucht haben mögen.

„Sonntags mußten sie zur Parade ausrücken und bildeten die oben genannte Adelgarde zur Lust der Zuschauer, die ihre Erscheinung ungemein ergötzte, — und das mit Recht, denn ihre Fronte bot einen überraschenden Anblick. Schärfer aber als jede andere Abtheilung faßte sie auch der Blick des Großfürsten, und die geringste Kleinigkeit war hinlänglich, das ewig wiedertönende Wort: „auf die Hauptwache," zu veranlassen; wie es (aus hundert Beispielen Eins) einst bei einem Ordonnanzjunker der Fall war, indem der Großfürst dem Obristen Czernowski zurief: „Ich glaube sein Haar ist zu lang! Schauen Sie nach." Der Obrist aber schaute nicht erst lange nach, sondern verließ sich auf den großfürstlichen Glauben und sandte den Junker zum Arrest in den Pferdestall, das übliche Quartier nach jedem Formvergehen." Noch übler erging es einst den Junkern der Gardekavallerie, die zu Fuße vor dem Großfürsten defiliren mußten; ein Einziger kam aus dem Schritte, und sämmtliche Junker der drei Garderegimenter wurden auf der Stelle in das vierte polnische Infanterieregiment gesendet, wo sie gleich polnischen Musketiren täglich sechs Stunden exerziren mußten, so daß manchem bei zwanzig bis dreißig Graden Kälte der Handschuh am Kolben festfror."

Orkan auf Haiti.

Der Orkan, der im August d. J. mehrere der kleinen Antillen so verwüstend heimsuchte, verbreitete seine zerstörenden Wirkungen auch über St. Domingo, wo er am 14 August in einigen Theilen der Insel großen Schaden anrichtete, namentlich zu Jeremie, Cayes und Jacmel. Die Stadt Jeremie wurde völlig zerstört und viele ihrer Einwohner unter den Trümmern begraben. Alle Küstenfahrer, die auf der Rhede lagen, und ein amerikanischer Schooner, der gerade mit einer Ladung angekommen war, wurden in die Hauptstraße der Stadt geschleudert. Auch die Stadt Cayes ist fast gänzlich vernichtet. Der Orkan, der zu gleicher Zeit von Norden und Süden kam, trieb das Meer in die Wohnungen und Waarenlager, und Menschen und Güter wurden verschlungen. Dreihundert Personen verloren ihr Leben. Zwei amerikanische Schiffe, die auf der Rhede lagen, und einige Küstenfahrer sind verschwunden. Kein Haus, kein Baum ist auf dem freien Felde mehr zu sehen. Jacmel hat im Vergleiche weniger gelitten, aber zwei amerikanische Schiffe, die vor Anker lagen, und unter Segel gehen wollten, gingen mit ihrer ganzen Ladung zu Grunde. Alle Häfen längs der Küsten haben auf gleiche Weise gelitten. Man rechnet im Ganzen vier- bis fünfhundert Menschen, die verunglückt sind. Die nördliche Küste der Insel spürte gar nichts von diesem Sturme; zu Port au Prince richtete er nur geringen Schaden an.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 301. 28 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Bei allen großen Feierlichkeiten folgte auf den Ringkampf der Moto raa, Faust- oder Boxerkampf. Dieser scheint jedoch bei den Taheitern kein so beliebtes Spiel gewesen zu seyn als das Ringen: auch scheint er mehr nur unter dem gemeineren Volke und den Dienern der Areois *) üblich gewesen zu seyn, wie denn der Faustkampf überall roher Natur ist. Man forderte sich dazu wie bei dem Ringkampfe heraus; aber der Kampf einmal begonnen, war bald zu Ende, da man sich nicht viel damit abgab, die Schläge zu pariren oder kunstgerecht anzubringen. Man ließ diese gewöhnlich gerade vorwärts, mit aller Gewalt nach dem Kopfe gerichtet fallen, und ob man gleich nur mit bloßer Faust focht, so hatte man doch Beispiele, daß ein einziger Streich die Stirne des einen Kämpfers zerschmetterte. Niemand legte sich darein, so lang der Kampf dauerte; sobald aber Einer fiel, oder sich bückte oder vor seinem Gegner zurückwich, wurde er als besiegt betrachtet, das Gefecht hatte ein Ende, und das Siegesgeschrei und die Tänze begannen.

Obgleich, wie gesagt, nur das gemeine Volk diese Kämpfe übte, so sah man doch auch selbst Priester und Häuptlinge, die als Faust- oder Ringkämpfer berühmt waren. Diese Spiele waren nicht allein grausam und roh, sondern übten auch einen verwildernden Einfluß auf das Volk aus, das in Jubel ausbrach, wenn es Blut fließen oder den Ueberwundenen besinnungslos in den Sand gestreckt sah. Unglücksfälle waren dabei gleichfalls nicht selten. Matia, ein Taura oder Priester des Oro, der zu Matavai wohnte, war berühmt wegen seiner Körperkraft, und erschlug zwei seiner Gegner, Vater und Sohn, bei einem dieser Volksfeste in Taiarapu. Die Einführung des Christenthums hat diese blutigen Spiele größtentheils in Abnahme gebracht.

Mit diesen athletischen Spielen waren noch andere minder gefährliche verbunden, so das Faatitiaihe-mo-raa, der Wettlauf, zu welchen sich die jungen Leute von zwei Parteien vereinigten. Zu dieser Probe der Kraft und Schnelligkeit wurden viele Vorbereitungen gemacht. Die Wettläufer salbten ihre Leiber mit Oel und zogen den Maro oder Leibgürtel, das einzige Kleidungsstück, das sie trügen, fester um die Lenden. Ein Blumenkranz schmückte die Schläfe, manchmal wurde auch ein schneeweißer oder buntgefärbter Streif des einheimischen Tuches wie ein Turban um den Kopf gewunden. Gewöhnlich wählte man zum Wettlauf ein ebenes Sandufer. Zuweilen kehrten sie in weitem Kreise zu dem Orte zurück, wo sie ausgelaufen waren, meistens aber liefen sie in ganz gerader Linie nach einem ausgesteckten Ziele. Auch Wettrennen mit den Kanoe's auf dem Meere innerhalb der Riffe wurden bisweilen angestellt.

Mannichfaltig waren auch ihre kriegerischen Spiele, die eigentlich Vorübungen zum Kriege waren, und von den jungen Leuten eifrig getrieben wurden. Hieher gehört das Veropatia, Speerwerfen und Schleudern: in letzterem waren die Taheiter unter allen Südseeinsulanern am berühmtesten, auch verwendeten sie große Uebung darauf, und konnten Steine mit äußerster Genauigkeit werfen. Als Ziel diente ihnen beim Speerwerfen meist ein Pfahl oder Baumstamm; beim Schleudern nahmen die Knaben, um nicht von ungefähr Jemanden zu beschädigen, statt der Steine die Frucht des Nono (morinda citrifolia), das Ziel war ein dünnes Rohr oder ein weißer Stab, der in den Boden gesteckt wurde, und man erstaunte mit Recht über die Sicherheit, mit der sie ihn wiederholt zu treffen wußten.

Außer diesen Spielen hatten sie auch Versammlungen, die man eine Heerschau der Land- und Seemacht nennen könnte. Bei dieser Gelegenheit wurde Alles, was zu einem Treffen auf dem Lande gehört, ausgeführt, während die Flotte wie zu einem Kampfe auf der See ausgerüstet war. Die dabei thätige Mannschaft trug Kleidung und Waffen wie bei einer wirklichen Schlacht, zugleich führten sie ihre Bewegungen im Angriffe und bei der Vertheidigung, im Vorrücken und Rückzuge aus. Hiemit waren Scheingefechte verbunden: sie schleuderten die Wurfspieße, stießen mit den Lanzen aufeinander, parirten die Kolbenschläge und geriethen zuletzt unter betäubendem Geschrei in's Handgemenge. Einige der Kämpfer wurden zu Boden geworfen, andere gefangen genommen und die zum Schein geschlagenen zogen sich zurück, um den Kampf zu erneuen. Ihre Heerschau zur See mußte für sie ein imposanter Anblick seyn. Neunzig bis hundert Kanoes lagen bei solcher Gelegenheit in einer Reihe am Seegestade, bereit im nächsten Augenblicke abzustoßen. Die hohen und oft mit wunderlichem Schnitzwerke versehenen Schiffsschnäbel, die hohe Plattform, auf der die fechtende Mannschaft stand, die jetzt in bunten Gruppen darauf versammelt war, angethan mit den eigenthümlichen und oft seltsam phantastischen Waffenstücken, in ihren hohen Turbanen und in dem schwerfälligen Kleiderumwurf

*) Von dieser furchtbaren Gesellschaft werden unsre nächsten Blätter Bericht geben. A. d. R.

Digitized by Google

von heimischem Tuche, während die breiten Wimpeln in der Luft flatterten — Alles Dieß zusammen genommen, mußte ihnen einen hohen Begriff von ihrer Seemacht geben. Die hiedurch hervorgebrachte Wirkung wurde noch erhöht durch die heiligen Kanoes, auf denen die Bildnisse der Götter gefahren wurden, umgeben von ihren Fahnen und Priestern. Oft, wenn so die Schiffe längs dem Gestade lagen, bestieg der König ein kleines Kanoe, das von einigen Männern in die See gezogen wurde; dann fuhr er von Boot zu Boot, richtete einige Worte an die Krieger, und fügte ein Udu oder Anrufung der Götter bei. Wenn Dieß geschehen war, so wurde auf ein gegebenes Zeichen die ganze Flotte in einem Augenblicke in's Meer gebracht und mit Schnelligkeit und Geschick auf eine beträchtliche Entfernung vom Ufer in die See gerudert, wo dann verschiedene Schwenkungen ausgeführt wurden, nach welchen man in strenggehaltener Ordnung an das Land zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

(Schluß.)

Als das Unglück des Jahres 1814 die Familie der Bourbons wieder auf den Thron führte, wurden die Lotterien zu Bordeaux und Lyon aufgehoben. Einige Reden auf der Tribüne und mehrere auf den Rath der religiösen Partei erlassene Ordonnanzen erweckten den Verdacht, daß die Lotterie dasselbe Schicksal haben werde, wie das Gesetz über Ehescheidung. Kaum hatte dieses Gerücht sich in die Nachbarländer verbreitet, als ein Schwarm von fremden Lotteriekollekteurs in Frankreich einfiel, um es mit Loosen, blendenden Ankündigungen und Einladungsschreiben zu überschwemmen. Ein bei dieser Gelegenheit anhängig gemachter Prozeß hat bewiesen, daß diese Agenten aus Deutschland die meisten Beamten der Unterpräfekturen bestachen, um von ihnen die Adressen der wohlhabenden Personen jeder Stadt Frankreichs zu erhalten. Ein Beamter der Mairie zu Soissons hatte 245 Fr. für eine Gefälligkeit dieser Art erhalten; mehrere ähnliche Thatsachen wurden dem Hof angezeigt, und bei dem erwähnten Prozeß wurde der Brief eines Kaufmanns vorgelegt, der die Hülfleistungen der Beamten außer Zweifel setzte. In Lyon wählten die Kollekteurs der fremden Lotterien ihre Agenten unter denjenigen Personen die im Ruf exemplarischer Frömmigkeit standen, und mit Magistratspersonen oder höheren Geistlichen verwandt waren, weßhalb das Ministerium auch nicht mit Strenge einzuschreiten wagte, obgleich es wußte, daß durch diese verderblichen Spekulationen, jeden Monat bei 200,000 Fr. aus Lyon gezogen wurden.

Hatten die auswärtigen Lotterien einmal Adressen erhalten, so beeilten sie sich ihnen Briefe und Loose zu senden, und es gibt wohl nicht leicht einen, den wohlhabenden Klassen Angehörigen in Frankreich, der deren nicht erhalten, oder bei seinen Verwandten und Freunden gesehen hätte. Die Douanen zu Paris nahmen 17 Ballen solcher Briefe und Loose weg, welche an ein Handlungshaus gesendet waren, um sie nach ihren Adressen an die Einwohner von 60 französischen Städten zu vertheilen. Einige dieser Ballen wogen über einen Zentner, und man muß erstaunen, wenn man bedenkt, daß diese Sendung, welche zwanzigmal im Jahr wiederholt wurde, an ein einziges Haus ging, und daß wohl noch ein Dutzend andere fremde Banquiers jeder im Geheim eine ähnliche Zahl von Loosen ausgaben.

Die erste auf diese Art angekündigte Lotterie, war die Güterlotterie des österreichischen Wechselhauses Schramm; dann kam die Ausspielung des Theaters an der Wien, mit dem reichen Schmuck und Tausenden von Gulden. Später erschien die Ziehung der Stadt Buck mit 29 Dörfern, einem königlichen Palast, 30,000 Morgen Waldung, zwei Manufakturen und 4000 Morgen Ackerland. Man ging so weit, sogar die Frohndienste namhaft zu machen, welche die Einwohner dem neuen Herrn, den ihnen das Glück zuwarf, zu leisten hatten, und schloß mit dem Ausruf: Für 20 Franken kann man ein König werden!

Die Ungewißheit, welche damals über das Schicksal der königlichen Lotterie herrschte, und fremde Kollekteurs angelockt hatte, verleitete auch viele Spieler, den verführerischen Anerbietungen aus Deutschland Gehör zu geben, und so geschah es, daß eine Unternehmung, welche bisher für Frankreich die Quelle einer sichern Einnahme von mehreren Millionen gewesen war, während der ersten Monate der Restauration dem öffentlichen Schatze einen Verlust von 376,000 Fr. brachte. Nachdem man endlich eingesehen hatte, auf welchem Wege sich das baare Geld Frankreichs (die der heiligen Allianz bezahlte Kontribution ungerechnet) in's Ausland verlor, dachte die Regierung daran, den Spielern die Wiederherstellung der königlichen Lotterie zuzusichern. Von diesem Augenblicke an, konnte man leichter gegen den Unterschleif auftreten, und die Gerichte, von den Klagen, zu denen die Umtriebe und die Betrügereien der ausländischen Lotterien Anlaß gegeben hatten, unterrichtet, verfolgten nun die von diesen abgesandten Kollekteurs. Das gerichtliche Verfahren gegen diese klärte nun die Regierung über ihre wahren Interessen, und über den einzig richtigen Weg, den sie hier einzuschlagen habe, auf; sie fühlte, daß man, einige nöthige und nützliche Aenderungen ausgenommen, alles beim Alten lassen müsse. Man verbot den Kollekteurs, nur jede Anreizung zum Spiel durch Transparente bei Nacht, durch mit Bändern eingefaßte Nummern oder Beleuchtung der Bureaux, welche das Glück begünstigt hatte, und nahm ihnen das Recht ihre Loose an öffentlichen Orten ausbieten zu lassen.

Die französische Lotterie, der auch die deutschen nachgebildet sind, ist auf eine Folge von Kombinationen gegründet, welche die sogenannte binomische Formel Newton's darstellt. Alle Treffer sind in den Numern von 1 bis 90 enthalten, und bestehen aus dem „einfachen und bestimmten Auszug," aus „der einfachen und bestimmten Ambe aus der „Terne" und „Quaterne." Der Auszug wird einfach genannt und gewinnt seinen Einsatz 15mal, wenn die Numern ohne Bestimmung der Reihenfolge, in der sie gezogen werden, gesetzt sind. Bestimmt ist der Auszug, und gewinnt seinen Einsatz 70mal, wenn der Spieler die Reihenfolge der Numern angibt. Dasselbe Verhältniß findet bei der einfachen und bestimmten Ambe statt, wovon die erstere den Einsatz 270mal, die zweite aber 5100mal gewinnt. Bei Ternen und Quaternen, deren Bedeutung hinlänglich bekannt ist, gilt keine Bestimmung der Reihenfolge; die erstere gewinnt den Einsatz 5500mal, die zweite 75000mal.

Digitized by Google

Die Art des Satzes und der Ziehung ist in Frankreich ganz die nämliche, wie sie in Deutschland üblich und allzu bekannt ist, als daß hier eine Schilderung derselben nöthig wäre.

Die bei Wiederherstellung der Lotterie für Paris bestimmte Zahl von 150 Bureaux ist bis jetzt nicht vermehrt worden; in den Provinzen aber, für welche man nur 400 errichtet hatte, gab es im Jahre 1810 schon mehr als 900. Durch die Zerstückelung des französischen Gebietes und die Regierung der Restauration wurde diese Zahl in einem Zeitraum von 5 Jahren bis auf weniger als 600 vermindert. Von diesen hob das Ministerium auf Aufforderungen von der Tribüne ungefähr noch 30 untergeordnete Bureaux auf, so daß sich jetzt ihre Anzahl auf 528 beläuft. Trotz dieser Beschränkung beträgt dennoch die Summe der gesammten Kautionen, welche die Kollekteurs in den Kassen des öffentlichen Schatzes liegen haben, 4 Millionen, die im Fall, daß die Lotterie aufgehoben würde, zurückbezahlt werden müßten, was dann, nebst den 9 Millionen, die man am Ertrag verlöre, im ersten Jahre ein Defizit von 13 Millionen ausmachte, die Pensionen ungerechnet, die man den brodlos werdenden Beamten bewilligen müßte.

Die Verwaltung der Lotterie beschäftigt ungefähr 400 Beamte, und rechnet man zu diesen noch die Geranten der bestehenden Bureaux, so findet sich, daß 1100 Familien ihren Unterhalt von der Lotterie beziehen. Es ist rühmlich für die Verwaltung, daß diese Bureaux, eben so gerecht als billig, größtentheils Wittwen mit zahlreicher Familie, und durch Unglück herabgekommenen Frauen verliehen sind, so daß man, wenn man das Verzeichniß der Inhaber der Bureaux von Paris liest, ganz vergißt, daß hier nur von armen Lotteriebeamten die Rede ist, und einen alten Hof- und Staatskalender vor sich zu haben glaubt, denn man stößt hier auf die Namen d'Estrées, de l'Espinasse, d'Ogny, Vicomtesse Dary, Damas, d'Estain, Verac, Raymond St. Jean, Dubois de la Verne, de Poncharra, de Lanzac, Gräfin Ferté Meun und anderer angesehener Familien.

Wer sollte es wohl glauben, daß zu Paris sogar dreimal monatlich ein Journal unter dem Titel Tableau romain oder Panorama de la Fortune erscheint, dessen einziger Zweck es ist, nebst dem Resultat der Ziehungen, Kombinationen und Zusammenstellungen von Zahlen zu liefern, mittelst deren man, wenn man diesem Blatte glauben darf, fast gewiß seyn kann, sein Glück in der Lotterie zu machen. Der Herausgeber dieses Journals, der nicht nur, wie es das Gesetz fordert, unter jedes Blatt seinen Namen setzt, sondern auch seine vollständige Adresse beifügt, ist ein gewisser Mennet de Saint-Mesmin, der in seinem Blatt bereits eine Menge kabalistischer Schriften, deren Verfasser er ist, unter den abenteuerlichsten Titeln angekündigt hat. *)

Ein anderes dieser Werke, l'Almanach Romain, ist mit dem Bild des Verfassers in ganzer Figur geziert; man sieht ihn da in kurzen Beinkleidern, die Feder in der Hand an einem Tische sitzen, auf welchem ein Glücksrad und ein Himmelsglobus stehen. Am Himmel gerade über dem Haupte des Autors leuchtet ein Stern, mit der Inschrift: Menut de Saint-Mesmin!!

Diese Schriften finden zahlreiche Käufer und Leser; und es gibt Spieler, Schwachköpfe und verbrannte Gehirne genug, die sich mit solchen Kombinationen und kabalistischen Untersuchungen beschäftigen. So glaubte die Polizei vor einigen Jahren am Eingange von Saint-Mandé eine geheime Lotterie zu entdecken; Agenten der Verwaltung wurden abgeschickt, fanden aber statt einem Lotteriebureau nur einen achtbaren Greis, der mit Hülfe zweier Sekretaire sein Leben damit zubrachte, günstige Kombinationen für das Lotteriespiel zu entdecken. Seit 24 Jahren arbeitete er schon daran, und man fand in seinem Kabinet acht ungeheure Folianten, welche die rein geschriebenen Berechnungen enthielten.

Schlüßlich nur noch eine auf genaueste Nachforschungen gegründete Berechnung der Einnahmen der Lotterien in Frankreich von den Jahren 1797 und 1798 (Jahr 6 der Republik) bis zum Jahre 1827. Diese waren in gedachtem Zeitraume jährlich im Durchschnitte folgende:

	Brutto-Einnahme	Reiner Ertrag
vom Jahre 6 bis 1814 exclusive .	63,961,256 Fr. 15 C.	12,306,251 Fr. 73 C.
vom J. 1815 bis 1827 exclusive	50,541,936 — 56 —	9,519,602 — 67 —
vom J. 6 bis 1827 das J. 1814 eingeschlossen . . .	57,123,773 — 68 —	10,675,938 — 84 —
vom J. 6 bis 1827 das J. 1814 ungerechnet . . .	75,945,699 — 9 —	11,057,064 — 32 —

Pest, Cholera und Aerzte in Konstantinopel.

Von Dr. Fried. Zuccarini.

Wirklich drei schlimme Uebel für die geängstigte Stadt. Pestzufälle gehören so wie Feuersbrünste zu den Ereignissen des Tages, und sind so gewöhnlich, daß man gar nicht viel davon spricht. Denn obgleich in den letzten Jahren der Regierung des jetzigen Sultans manche nicht so fast für das Reich als besonders für die Hauptstadt wesentliche Einrichtungen den Anstrich europäischer Civilisation und Zweckmäßigkeit bekommen haben, so ist doch, trotz aller übrigen Reformen und Neuerungen, in Hinsicht auf medicinische Polizei, die nirgends nöthiger wäre als hier, noch gar Nichts geschehen. So wie in Smyrna, so auch in Konstantinopel, weiß Niemand je die Zahl der täglich gestorbenen Türken, Griechen, Armenier oder Juden. Nur bei den Franken unter dem Schutze und der Aufsicht der europäischen Gesandtschaften läßt sich die Zahl der Gestorbenen annäherungsweise bestimmen, und daraus, wenn man das Verhältniß für Smyrna um's Drei- und Vierfache, nach Umständen wohl auch um's Zehnfache, für Konstantinopel noch viel höher steigert, kann man beiläufig auf eine Gesammtzahl der Opfer der Epidemien schließen. Es bestehen in Konstantinopel eine Art Spitäler, wohin die Pestkranken gebracht werden müssen, und in welchen sie von Priestern oder alten Leuten, die lange dieß Handwerk treiben, nothdürftige Pflege erhalten. Aerztliche Hülfe genießen sie nicht; denn allgemein herrscht die Ueberzeugung, daß gegen die Pest alles ärztliche Eingreifen vergeblich sey. Sollten auch fremde Aerzte vorhanden seyn, die diese Ueberzeugung nicht theilen, so machen es doch die bestehenden Verhältnisse, und besonders die Vorurtheile der Einwohner fast unmöglich, darüber reine und unmittelbare Erfahrungen zu sammeln, es sey denn man hätte bedeutende Summen zu diesem Studium zu verwen-

*) So findet man darin angezeigt: Les Tables d'argent; le Livre d'or; les Trésors du Mamoluck et leurs quintes égyptiennes; le Lyon des jeux; le gros et le vrai Cagliostro; les Mystères de la Loterie dévoilés en faveur des actionnaires; le Repertoir cabalistique; le Livre de l'Etoile du bonheur; Nouveau Traité des rêves de l'Oracle.

Digitized by Google

den, und wolle und könne sich lange Zeit ganz ausschließlich damit beschäftigen. Nebst diesen Schwierigkeiten machen der Wechsel des Charakters der Krankheit, der in keiner Epidemie derselbe ist, und der Mangel an Mitteln, diese Verschiedenheit des Charakters in seinen Ursachen verfolgen zu können, es unmöglich, zu einem allgemein geltenden Resultate zu gelangen, so daß fast alle bisherigen Beschreibungen und Beobachtungen über Pest mehr wissenschaftlich merkwürdig als praktisch brauchbar, wenigstens für Konstantinopel, sind.

Die dießjährige Epidemie war zu der Zeit, in der ich sie beobachtete, sehr gutartig. Trotz aller Vernachlässigung eines prophylaktischen und therapeutischen Verfahrens stieg nur wenige Opfer im Verhältniß zur Volksmenge, und die Krankheit wüthete nicht anhaltend fort, sondern zeigt sich, steigt und nimmt wieder ab in wochenweisen Perioden. Während meiner Anwesenheit in Smyrna, Monat Junius, starben nach beiläufiger Angabe den ersten Tag 6 bis 8, den letzten 20 Franken. Man kann also die Gesammtzahl der täglich Gestorbenen ungefähr auf 60 bis 80 angeben. Wenige Tage nach meiner Abreise soll die Epidemie schon wieder verschwunden seyn. Bei meiner Ankunft in Konstantinopel, Anfangs Julius, starben unter den Franken täglich 12 bis 20, eine Woche später 30 bis 40, in der dritten Woche nahm die Krankheit so ab, daß man nur von einzelnen Sterbefällen, manchen Tag von gar keinem hörte. Das Verhältniß zwischen den sterbenden Franken und den übrigen Bewohnern ist jedoch, wie schon erwähnt, in Konstantinopel ein ganz anderes als in Smyrna. Erstere, fast abgesondert in der (freilich nun, den 2 August vom Grund aus abgebrannten) Frankenstadt Pera wohnend, waren durch bessere Lebensweise, Reinlichkeit, gesündere Nahrung und sorgfältigere Vorsichtsmaßregeln mehr vor der Krankheit geschützt als die Bewohner des eigentlichen Konstantinopels und der übrigen, von Griechen, Juden und Armeniern bewohnten Vorstädte, so daß, wenn auch durch unvermeidliche Berührung mit letzteren die Krankheit ausgebrochen ist, der Verbreitung derselben leichter Einhalt gethan werden kann. Man konnte in Konstantinopel im Monat Julius das Verhältniß der Sterblichkeit zwischen Franken und übrigen Bewohnern wenigstens wie 1 zu 10, nach Umständen auch 20 und mehr annehmen. Die Gesammtzahl der täglich Gestorbenen lieferte im Vergleich mit früheren, bei Weitem verheerenderen Epidemien, ein günstiges Resultat für die dießmalige. Auch herrscht, so lange die Krankheit in solchen Gränzen bleibt, durchaus keine Bestürzung darüber weder in der Stadt noch den Vorstädten. Das bürgerliche Leben geht seinen gewöhnlichen, geräuschvollen Gang fort, der Hafen wimmelt wie zu allen Zeiten von Menschen und Schiffen, im Bazar wogt und drängt sich wie immer die Menge, Handel und Gewerbe werden ungestört getrieben, Schenken und Kaffeebuden sind von Morgen bis Abend gefüllt, und auf den Spaziergängen, sonderbar genug meistens in den Kirchhöfen, wandelt unbesorgt die belebte Menge auf den Todten herum. Nur ein höfliches, sorgfältiges Ausweichen der einander Begegnenden, ein durch Konvention eingeführter Gebrauch zur Vermeidung der Berührung, den alle Stände befolgen, zeigt, daß man von der Pest wisse und daran denke. Warum aber die dießmalige Epidemie besonders gutartig verlief, da doch alle die Krankheit begünstigenden Einflüsse wie sonst vorhanden waren, ist eine Frage, die nur eben so ungenügend beantwortet werden kann, als die über das Entstehen und die Verbreitung der Epidemien und der herrschenden Krankheitscharaktere überhaupt. Die Kommunikation der Stadt mit den verpesteten Gegenden blieb wie immer auf alle Weise offen, in der Stadt selbst wurde nicht die geringste Vorbauungsmaßregel getroffen, die außerordentliche Unreinlichkeit der Straßen, schlechte Nahrung und alle sonstigen deprimirenden Einflüsse blieben dieselben, klimatische Einflüsse, Wärme Mittags im Schatten 25 bis 28, in der Sonne einige 40° Reaum., abwechselnd mit heftigen Regengüssen und häufigen Abendnebeln, waren der Entwicklung der Krankheit günstig — und dennoch war die dießjährige Epidemie weder von anhaltender Dauer und Verbreitung noch von besonderer Bösartigkeit. Ohne das Heer der darüber gemachten Hypothesen bereichern, eine der mannichfaltigen Meinungen über die Natur der Pest wiederholen, oder mit neuen Worten uralte Erfahrungen und Behauptungen neu machen zu wollen, wie es so Mancher der modernen Pestinquisitoren gethan hat, bemerke ich nur, was mir über die Ursachen der dießmaligen geringen Verbreitung und Bösartigkeit als wesentlich auffiel.

Die Pest kam dießmal aus Aegypten oder den nahen Inseln nach Konstantinopel. Die uralte Erfahrung, daß die ägyptische Pest wesentlich von der asiatischen, im engsten Sinne sogenannten orientalischen Pest verschieden sey, gutartiger verlaufe und insbesondere sich leichter topisch beschränke, wurde neuerdings wieder mit mehr wissenschaftlicher Breite als bisher ans Licht gestellt. Das Warum? haben die Neueren trotz aller Anstrengung eben so wenig genügend dargethan als die Alten, die sich nicht viel um diese Frage bekümmerten. Die Erscheinungen dieses Jahres in Konstantinopel bestätigen diese Erfahrung. Kurz nach dem Ausbruch der Pest traten in Konstantinopel anhaltende Nordwinde ein. Es herrschen nämlich in den Dardanellen und im Bosporus zur Sommer- und Herbstzeit anhaltende Winde, Meltem, und die Türken nennen sie nach der Periode, in welcher während der Sommerwinde die Kirschen, während der Herbstwinde die Kürbisse reifen, den Kirschen- und Kürbiß-Meltem. Beide nun, der Kirschen- so wie der Kürbiswind sind in verschiedenen Jahren entweder Süd- oder Nordwinde. Manchmal sind in demselben Jahre beide Winde Süd oder Nord, manchmal ist der Kirschenwind Süd und der Kürbiswind Nord, und umgekehrt, stets aber sind beide anhaltend entweder Süd oder Nord, und einzelne inzwischen eintretende Wechselwinde sind nur ephemer und vorübergehend. Diese durch die Schifffahrt längst bekannte Erfahrung wurde bis jetzt in den Beobachtungen über die Verbreitung und den Charakter der Pest zu wenig berücksichtigt. Die dießjährige Vergleichung des herrschenden Windes mit dem Hang und dem Charakter der Krankheit bestätigt uns, wie unentschieden noch die Frage bleiben müsse, ob der Ansteckungsstoff der Pest fixer oder flüchtiger Natur sey. Die Krankheit stieg dießmal gegen den Strom des Windes aufwärts; Beweis daß ihr Fortpflanzungsstoff, statt flüchtig von der Atmosphäre verbreitet zu werden, fix und palpabel genug ist, um sich gar nicht um Luft und Wind zu kümmern, und nur da, da aber überall, zu haften, wo er durch unmittelbare Berührung hingebracht wird. Die Krankheit blieb aber doch bei den herrschenden Nordwinden trotz der günstigsten Umstände für ihre Entwicklung, gutartig und wenig verbreitet; Beweis vom mächtigen Einfluß des Windes auf ihre Verbreitung und dessen Vermögen sie zu beschränken, um so mehr, da bei der stets ununterbrochenen Kommunikation mit den früher angesteckten Gegenden der fixe Stoff, wenn dieser allein die Krankheit weiter zu pflanzen vermöchte, vollkommene Freiheit gehabt hätte, sie weiter zu verbreiten.

Wahrscheinlich liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte, und mit dem unbedingten Behaupten oder Läugnen eines oder des andern Extrems können zwar Theorien unterstützt, schwerlich aber praktische Vortheile errungen werden.

Mag nun aber der genannte Kirschen-Nordwind von unmittelbarem Einfluß auf die Krankheit gewesen seyn oder nicht, mag er einen flüchtigen Ansteckungsstoff aufgehalten und zurückgedrängt, oder einen fixen modifizirt und umgestimmt haben, so ist doch auf keinen Fall der Einfluß zu läugnen, den er auf den herrschenden Krankheitscharakter dadurch hatte, daß er einen anderen, flüchtigen Krankheitsstoff aus Norden herabbrachte, wenigstens ihm sein Herabsteigen erleichterte, nämlich die Cholera, die gerade um diese Zeit zuerst in Konstantinopel sich zeigte und zu verbreiten anfing. Gewiß ist dieser seltsame Gast nicht abgesondert stehen geblieben, ohne sich mit dem alten, einheimischen Uebel zu vermischen, und ohne Zweifel veränderte sich durch diese Vermischung der ursprüngliche Charakter nicht nur der einen, sondern beider Krankheiten, und verlor von seiner Eigenthümlichkeit. Die Geschichte der Medicin liefert ähnliche Beispiele, und es steht zu erwarten, welche Veränderung die Pest ferner erleide, wen die Cholera ihren jetzt erworbenen Rang dauernd behauptet. Doch ist leider kaum zu hoffen, daß der manchmal auch auf die Medicin angewandte Satz: duobus litigantibus tertius gaudet, sich hier bewähre, und hier wie in der Weltgeschichte mag wohl wenig Heil für die bedrängte Menge aus dem Streite der Unterdrücker entstehen.

Kaum nachdem sich Ende Junius und Anfang Julius die ersten Pestzufälle ereignet hatten, trat auch die Cholera in Konstantinopel auf. In Bessarabien, der Moldau und Wallachei war damals diese Krankheit aufs Höchste gestiegen. Jassy war fast ausgestorben; in Odessa starben täglich einige hundert Menschen, und gleich groß war die Verwüstung in Bukarest und der ganzen Wallachei.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 302. 29 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Noch viele andere Spiele kannten die Bewohner des stillen Meeres: eines derselben, das sie Politan nannten, hatte Aehnlichkeit mit einem unter den Urtingebornen von Südamerika, und selbst unter den Bewohnern des nördlichen Kontinentes bis nach Canada hin, üblichen Spiele. Ein Ball wird von den Spielern mit drei bis vier Fuß langen Stöcken geschlagen, wobei man sucht, denselben über die ausgemachte Grenze der Gegenpartei hinauszutreiben. Der Ball ist von starken Abfällen des einheimischen Tuchs gemacht, die sehr fest in einander verknotet sind. Die Stöcke, deren sich die Taheiter hiezu bedienten, waren roh, wie sie vom Baum geschnitten wurden; bei den Einwohnern der südlichen Inseln hingegen, waren sie aus Aito oder Eisenholz, und der Griff mit schönem sorgfältig gearbeitetem Schnitzwerk verziert, während sie am untern Ende löffelartig ausliefen, wodurch die Stärke des Schlages vermehrt wurde. Auch das Tuiraa oder Schlagen des Balles mit dem Fuß wird geübt, doch mehr von Weibern als Männern. Ganze Bezirke sieht man mit diesem Zeitvertreib beschäftigt. Das beliebteste Spiel dieser Art blieb aber der Fangball, Haru raa puu, wozu man sich bloß der Hände bediente. Hiezu, wie zu allen andern Spielen, von denen hier die Rede ist, war ein freier Platz nöthig, den man gewöhnlich am Seegestade wählte. Für jede Partei wurde mit einem Stein am Ufer eine Gränze bezeichnet, so daß ungefähr zwischen beiden ein Raum von fünfzig oder hundert Ruthen Landes lag.

Der Ball bestand aus einer großen Kugel von den zähen Blättern des gemeinen Pisang, die sehr fest in einander verschlungen waren. Das Spiel begann in der Mitte des Raumes. Die eine Partie ergriff den Ball, und suchte ihn über die Gränzlinie der andern hinauszustoßen. Sobald die Kugel im Rollen war, stürzten beide Spielparteien hinter ihr her, die einen um den Ball aufzuhalten, die andern um dieß zu verhindern, wodurch schon unter den ersten, die ihn erreichten, ein tolles Stoßen und Drängen anhob; kamen nun auch die übrigen noch hinzu, so wurde das Getümmel vollends arg, man stieß sich und fiel in der größten Verwirrung unter und über einander, wobei es nicht an dem wildesten Geschrei fehlte. In dem Gedränge brachen Manche Arme und Beine, bevor es einer Partei gelang, des Balles Herr zu werden. Da dieß Spiel gewöhnlich am Seegestade vorgenommen ward, so geschah es nicht selten, daß der Ball in's Meer hinabrollte, allein auch dahin stürzte ihm die lärmende Menge mit ungestümem Geschrei nach, und man sah oft vierzig und fünfzig Weiber bis an die Knie und über den Gürtel mitten im Schaume des Uferwassers nach ihrer Beute haschen.

Dieß waren einige der Spiele, die bei den Nationalfeierlichkeiten begangen wurden, und nur Erwachsene nahmen daran Theil. Mit ihnen und mit Schmaus und Tanz wurden die Stunden des Tages hingebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Schluß)

Am 5 Dezember begaben sich Czartorysti und Niemcewicz (Sekretär des Senats) zu Chlopizki, um ihn einzuladen, den Oberbefehl des Heeres wieder zu übernehmen. Czartoriski überbrachte der Regierung als Antwort die Weigerung des Generals; aber zwei Stunden nach Mittag erschien Niemcewicz, der bei Chlopizki zurückgeblieben war, mit einer Art Urkunde, in der man Chlopizki unter dem Namen eines Diktators als mit der höchsten Staatsgewalt bekleidet erklärte. Die provisorische Regierung war vor Erstaunen außer sich, allein um aller Spaltung vorzubeugen, beeilte sie sich ein legales Dokument auszufertigen, das Chlopizki zum Generalissimus des Heeres mit einer fast diktatorischen Gewalt ernannte, in der Hoffnung, der General werde sich aller willkürlichen Schritte enthalten.

Chlopizki begab sich in Begleitung eines hohen Offiziers in den Sitzungssaal der provisorischen Regierung, während er eine Menge anderer Offiziere im Vorgemache zurückließ. „Man hat die Kühnheit gehabt," sagte er, indem er sein Ernennungsdekret auf den Tisch warf, „mir dieß Papier zu schicken, ich brauche es nicht, und ich erkläre, daß ich von diesem Augenblicke an aus eigener Macht die Diktatur antrete bis zur Eröffnung des Reichstages, die in vierzehn Tagen erfolgen wird." Nach diesen Worten begab er sich, ohne irgend eine Erwiederung anzuhören, hinweg, um das Heer zu mustern und ihm dieselbe Neuig-

Digitized by Google

keit kund zu thun. Das Volk, welches nichts von dem Hergang der Sache wußte, und der Meinung war, die Diktatur sey Chlopizki von der provisorischen Regierung übertragen worden, gab dazu laut seine Beistimmung.

Am folgenden Tage kündigte der Diktator der provisorischen Regierung an, daß er ihr ihren Titel bestätige; hierauf ernannte er die Minister und beschäftigte sich eifrig mit den öffentlichen Angelegenheiten.

Die Triebfedern dieses usurpatorischen Betragens Chlopizki's müssen in seinen politischen Ansichten gesucht werden. Er hatte den größten Theil seines Lebens unter den Franzosen zugebracht und durch ihre Revolution gewitzigt, so wie für das Andenken Napoleons mit der tiefsten Verehrung erfüllt, hegte er einen unüberwindlichen Haß gegen die Anarchie revolutionärer Regierungen, und glaubte den ersten Keim dazu in der Bildung des provisorischen Gouvernements zu erblicken. Der ehrwürdige Niemcewicz, der alte Ruhmesgenosse Kosciusko's und fast Alle, welche Stellen oder Vermögen zu verlieren hatten, schlossen sich in demselben Abscheu vor Anarchie dem Diktator an. So entstand eine sehr starke Partei, der man den Namen der doktrinären beilegen kann. Chlopizki stand an ihrer Spitze, wie Lelewel das Haupt der nationalen Partei blieb.

Letzterer ließ allen Gründen seiner Gegner Gerechtigkeit widerfahren; behauptete aber das Frankreich von 1793 sey nicht das Polen von 1830; die Priester,*) der Adel und die Könige seyen in diesen beiden Ländern ganz verschiedener Art; weit entfernt die Geißeln der polnischen Nation zu seyn, seyen sie vielmehr stets ihre Wohlthäter gewesen, und hierauf gründete er seine Behauptung, daß in Polen der Jakobinismus eine Unmöglichkeit sey. Dagegen berief sich die doktrinäre Partei ihrerseits auf die in den Klubs gehaltenen Reden, namentlich auf die Moriz Mochnacki's, Adam Gurowski's, Xaver Bronikowski's, Boleslaus Ostrowski's und Ludwig Zukowski's, die unumwunden sich zu jakobinischen Grundsätzen bekannt, und die Leidenschaften des Volkes und des Heeres aufzuwecken gesucht haben sollten. Das Wahre an der Sache ist, daß alle die genannten politische Romantiker waren und sich selbst diesen Namen beilegten. Der überspanntste von ihnen war Mochnacki, der Verfasser einer Menge herrlicher Schriften über die deutsche Philosophie und den Romantismus; allein man konnte ihn nicht als Jakobiner betrachten, denn er war Katholik und in seinen Ansichten sogar Papist. Einer der Helden des 29 Novembers übte er im Beginne der Revolution großen Einfluß auf den Geist der Massen aus. Lelewel wiederholte den Doktrinären unausgesetzt: „Lasset Allen die Freiheit zu sprechen, aber hindert sie Böses zu thun. Diese Freiheit ist unter den von einer Revolution unzertrennbaren Schwierigkeiten von unberechenbarem Nutzen; die Aufregung, die sie hervorbringt, braucht oft nur das Lächeln eines verständigen Mannes, um in Schranken gehalten zu werden. Sie setzt die Massen in Bewegung in einem Augenblick, wo die aufgestandene Nation nur in den Massen ihre Kraft findet, endlich sprudeln Menschen, wie die politischen Romantiker,*) die nur nach ihrem Gefühl urtheilen, tausend lichtvolle Ideen hervor, die der kalte Verstand niemals finden würde."

Die Diktatur war anfangs eine wahre Wohlthat für das Land, Chlopizki vereinigte um sich das ganze Volk; der Ruf seines Muthes und seiner Rechtschaffenheit, die Verfolgungen, die er ausgestanden hatte, gewannen ihm die öffentliche Meinung. Indeß ließ er in allen offiziellen Akten und in den Gebeten der Geistlichen den Namen Nikolaus beibehalten, und traf nur zu einem Vertheidigungskriege Vorkehrungen. Aus Haß gegen die Anarchie erklärte er sich als den ersten Verfechter der königlichen Würde, obgleich seine Gegner Dieß an ihm als eine unbegreifliche Anmaßung rügten. Da er in einem Lande, wo es nie eine eigentliche Aristokratie gab, keine solche schaffen konnte, so umgab er sich vorzugsweise mit Männern, die sich zu aristokratischen Ideen bekannten, und die deßhalb in den Klubs dem bittersten Spotte zur Scheibe dienten; endlich um der Welt zu beweisen, daß die Revolution durchaus nicht feindlich gegen die Religion gesinnt sey, ermunterte er die polnische Geistlichkeit sich an die Spitze des Volkes zu stellen, und erfand jene patriotischen Prozessionen, über welche die Ausländer nicht genug erstaunen konnten.

Die nationale Partei blieb den Doktrinären untergeordnet, und schloß selbst ihren patriotischen Klub. Der hochherzige Lelewel, Mitglied der provisorischen Regierung und Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes, unterstützte in dieser doppelten Eigenschaft alle Entwürfe seines Gegners.

Das Volk selbst machte in seiner Neigung für diesen und jenen keinen Unterschied; man sah ihre Abbildungen an den öffentlichen Orten stets neben einander, und die Dichter sangen ihre Lieder zum Lob beider. Jede Partei zog zwar ihr Oberhaupt dem ihrer Gegner vor; allein das Volk hatte für keinen eine Vorliebe, und als eines Tags im Theater ein Schauspieler die Worte sprach: „Lelewel allein wird uns nicht verrathen," erhob sich mißfälliges Gemurmel; man wollte ihn nicht auf Kosten des Diktators erhoben sehen.

Allein bereits fingen die Verräther an, unter dem Scheine des Patriotismus ihre Fallstricke zu legen. Moriz Mochnacki und Adam Gurowski fuhren fort ihren politischen Romantismus zu pre-

*) Als die Revolution als national erklärt worden war, bot die Geistlichkeit ihre Kirchenglocken an, um daraus Geschütz zu gießen; die Bischöfe verzichteten freiwillig auf einen Theil ihres Gehaltes; Hirtenbriefe und Prediger auf den Kanzeln riefen die Bürger zu den Waffen, Pfarrer stellten sich an die Spitze der Rekruten und die Mönche arbeiteten in Masse an der Befestigung von Warschau. Die Mönche der Abtei von Czenstochau, die schon im Jahre 1806 Polen ein Geschenk von 400,000 Gulden in Silberwaaren gemacht hatten, gaben bei dieser Gelegenheit die Hälfte ihres Kirchenschatzes her.

*) Ueber den Namen politische Romantiker mögt hier folgende Bemerkung dienen. Die Censur des Czarewitsch hatte keine andere Polemik geduldet, als die der Klassiker und Romantiker. Letztere, die sich gegen die willkürlichen Gesetze der klassischen Litteratur auflehnten, predigten eine unbeschränkte Freiheit für Geisteswerke. Von dem literarischen zum politischen Liberalismus ist nur ein Schritt; deßhalb waren sie auch fast alle Liberale und als solche Verfolgungen ausgesetzt; ihre Gegner aber genossen großentheils der Gunst der Machthaber. Seit der Revolution wurde die Benennung Romantiker auf den politischen Liberalismus im weitesten Sinne des Wortes angewendet.

Anm. d. Verf.

Digitized by Google

digen, und da sie zur Partei Lelewels gehörten, so nahm man davon Gelegenheit zu sagen, Lelewel sey ein Jakobiner, und sinne auf nichts als Galgen und Guillotine. Diese Gerüchte fanden allein in den Provinzen Gehör, wo Lelewel weniger bekannt war; übrigens blieb sein Ruf unangetastet.

Das Mißvergnügen machte sich aber auch gegen Chlopizki Luft, man beschuldigte ihn der Langsamkeit. Dem Beispiele Napoleons folgend, ohne dessen Beweggründe zu fassen, zählte er nur auf disziplinirte Soldaten; er verachtete die moralische Kraft der Nation, und zählte die Sensenmänner und die neuausgehobenen Truppen für nichts. Mit diesen Ansichten konnte er unmöglich an einen dauerhaften Kampf zwischen dem Königreiche Polen und dem russischen Reiche glauben; er hoffte nur auf dem Wege der Unterhandlungen etwas zu erlangen, und ging sogar soweit den Aufstand des 29 November als eine jugendliche Verirrung zu bezeichnen. „Wäre es eine Nationalrevolution," sagte er, „würde sich dann nicht auch Lithauen, Wolhynien, Podolien und die Ukraine erhoben haben?" Er schickte den Fürsten Lubezki und den Nuntius Johann Jezierski als Gesandte nach Petersburg mit dem Auftrage, von dem Kaiser Garantien für die Aufrechthaltung der Charte zu verlangen.

Die Sendung diplomatischer Agenten in das Ausland, vorzüglich nach Paris und London, war das Werk Lubezki's. Lelewel unterstützte ihn hierin mit aller Kraft, indem er zu beweisen suchte, daß dieser Schritt kein feindlicher gegen den König sey. So wurde Wolizki nach Paris und Wielopolski nach London geschickt. Man hielt sogar mit den preußischen und österreichischen Konsuln Konferenzen.

Nun trat die lithauische Frage dazwischen, und die beiden Parteien trennten sich. Lelewel wollte, daß man dahin Truppen absende. „Eine Revolution," sagte er, „vertheidigt sich nicht, sie muß angreifend zu Werke gehen; im Gegentheil hat sie weder Kraft noch Leben. Die Absendung Lubezki's und Jezierski's kann dem Einmarsch unserer Truppen in Lithauen und Wolhynien nicht im Wege stehen, denn Lubezki selbst gestand, daß die Ueberschreitung der Gränzen des Niemen und des Bug, so wie die Verbreitung des Aufstandes in die polnischen Provinzen des Kaiserreiches ein kräftiges Argument zu Gunsten der lithauischen Sache bilden würden." — „Laßt uns die Antwort des Kaisers abwarten, erwiederten seine Gegner." — „Laßt uns nicht auf die fremden Mächte zählen," fuhr Lelewel fort, „sie begreifen ihre wahre Politik nicht, und wir müssen alle Kraft aus uns selbst schöpfen." — Allein diese Kraft reicht nicht hin, entgegnete man, und ohne fremde Unterstützung werden wir nichts ausrichten.

Inzwischen wurde die Partei des Diktators, die anfangs sehr mächtig war, mit jedem Tage schwächer: seine Unentschiedenheit in Betreff Lithauens stürzte ihn. Die alten Generale selbst tadelten seine Politik und verweigerten ihm laut den Gehorsam. „Die Diktatur," sagten sie, „ist für Polen durchaus unnöthig; die Furcht vor innerer Anarchie ist ein leeres Hirngespinnst; man muß ein Civiloberhaupt an die Spitze der Regierung stellen; was uns Generale betrifft, so sind wir bereit, unsre Stellen niederzulegen und unter den Befehlen jüngerer Offiziere von Talent zu dienen. Es ist nicht einmal nothwendig, den Oberbefehl einem erfahrenen General anzuvertrauen; denn dieser Krieg muß ein Parteigängerkrieg werden, und jeder gute Soldat kann da befehligen."

So war die Stimmung der Gemüther, als die Landboten und Deputirten *) zum Reichstage eintrafen. Es war gegen Ende Dezembers.

*) Es gibt in Polen zwei Repräsentativsysteme, die in eines verschmolzen sind, das der Gemeinden und das der Städte. In den acht Wojewodschaften oder Distrikten, die das Königreich bilden, gibt es 77 Gemeindedistrikte und 59 Stadtbezirke. Jeder Distrikt schickt seinen Landboten, jeder Bezirk einen Deputirten, die Hauptstädte mehrere. Zwischen den Landboten und Deputirten besteht kein anderer Unterschied als der des Namens. Anm. d. W.

Das blinde Kuhspiel bei Hofe.

(Aus den ungedruckten Memoiren eines Gefangenen im Hofjournal.)

Als Jérome, der jüngste Sohn der unsterblichen Kaiserfamilie, den Thron von Westphalen bestieg, war bei ihm der Entschluß gefaßt, ein ganz anderes Leben zu führen als seine Brüder. Der älteste, Lucian, war noch immer Republikaner im Herzen, ein Mann von wissenschaftlicher Gründlichkeit, und fast im Zweifel, wie es schien, ob er sich nicht in die Einsamkeit eines Waldbruders hinwegflüchten sollte. Napoleons Sinn und Meinungen sind bekannt; hervorstechend unter denselben war seine Liebe zu Eroberungen, und das große Vergnügen, das er empfand, wenn sich Gelegenheit gab, seine friedfertigern Brüder auszuschelten. Josephs Thron war mit Dornen gepolstert, und der arme Ludwig, der liebenswürdige König von Holland, würde lieber ein Pachtgut gebaut oder Romane geschrieben als das Scepter über seine amphibischen Unterthanen geführt haben, die entschlossen schienen, ihm nicht einen Augenblick Ruhe zu gönnen, so lange ihre Butter, ihre Käse, ihre Stockfische und ihr Schiedamm *) als todtes Kapital in ihrer Hand blieben. Jérome war der eigentliche Philosoph der Familie, und er sagte oft zu einem meiner Freunde, seinem Bibliothekar, da ihm die Vorsehung eine Krone geschenkt habe, so wolle er dafür sorgen, daß sie so leicht als möglich auf seinem Kopfe zu sitzen käme. „Kurz und gut" (courte et bonne) war sein beliebtester Wahlspruch, und das einzige Lied, das man ihn singen hörte, bestand in folgenden Zeilen:

„On ne saurait trop émaillir
Le court espace de la vie;
Pour moi, je veux le parcourir
Avec l'Amour et la Follie."

Der Hof von Kassel gehörte unbestritten zu den lustigsten der Christenheit. In der That, zu der Zeit, von der ich spreche, wo die ganze Welt vom Kriegsgetümmel eingehüllt war, war dieß der einzige Ort, wo noch Liebe und Lachen den Herrscherstab trugen. Bei einer andern Gelegenheit will ich einige Liebesabenteuer zum Besten geben, die mir auf demselben Wege mitgetheilt wurden, wie folgende Anekdote:

Die Hofleute führten gewöhnlich Sprüchwörter auf, und Jérome selbst war der erste, der die lebendigen Tableaux und historischen Maskeraden aufbrachte. Er fand große Freude daran, Franz I von Frankreich und Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, vorzustellen, und kurz bevor sein Reich ein Ende nahm, waren von ihm thätige Vorbereitungen gemacht worden zu einem großen Turnier und Feste, wodurch die Zusammenkunft Heinrichs von England und Franz von Frankreich auf dem sogenannten goldenen Felde nachgeahmt werden sollte. Selbst als Napoleon schon auf seinem Throne wankte, war „kurz und gut" noch immer Jérome's Motto, und da Tschernitscheff bereits nur noch fünfzig Stunden weit von Westphalens Hauptstadt entfernt stand, schien man darüber an dem Hofe von Kassel nicht sonderlich bestürzt, obgleich nicht mehr als zweihundert und fünfzig Mann von der königlichen Leibwache in der Stadt lagen. Graf S. wurde endlich von einem der französischen Generale an den Hof von Kassel gesendet, um dem Könige von Westphalen anzudeuten, daß man aus sehr

*) Ein Ort, der dem dort gebrannten Wachholderbeerschnaps den Namen gibt.

Digitized by Google

guter Quelle in Erfahrung gebracht habe, Tschernitscheff sey gesonnen, mit forcirten Märschen auf Kassel loszugehen und mit seinen Kosaken eine Ueberrumpelung zu versuchen. Es sey daher kein Augenblick zu verlieren, den König und die Kronschätze in Sicherheit zu bringen. Der Graf kam um Mitternacht in Kassel an, warf sich in ein Hofkleid und erschien im Palaste. Die Wache hielt ihn in seinem Anzuge für Einen, der zum Hofe gehöre und ließ ihn ungehindert ziehen. In mehreren Gemächern, durch die der Graf ging, sah er Personen an kleinen Tischen sitzen, die sich bei Speise und Trank köstlich wohl seyn ließen. Sie waren zu angenehm beschäftigt, als daß sie den Fremden hätten beachten sollen. Da er den König persönlich kannte, so fragte er keinen von ihnen, indem er hoffte, Seine Majestät selbst herausfinden und sich seines Auftrags so geheim als möglich entledigen zu können. Als er sich dem letzten Gemache näherte, hörte er ein schallendes Gelächter und eine lärmende Fröhlichkeit von vielen Personen. Als er die Thüre öffnete, bot sich dem Grafen, der in dieser Hinsicht streng wie ein Karthäuser war, ein Anblick von Verwirrung und Getümmel dar, der ihn mit einem Schlagflusse bedrohte. Stühle, Tische und Sophas waren alle unter und über einander aus eine Ende des Gemaches gebracht. Ungefähr dreißig Personen, meist Damen, in einem Anzuge aus Karls des Großen Zeit, hüpften schnellfüßig hin und her, und hatten zusammengeflochtene Taschentücher in den Händen, womit sie häufige Schläge auf ein in der Mitte des Zimmers befindliches Individuum regnen ließen. Dieß war Carolus Magnus selbst. So oft ein tüchtiger Plumpsack auf seine Schultern niederfiel, rief es von schönen Lippen: „Wer ists, Bellsar?“ Die Augen und ein Theil des Gesichts des großen Frankenkönigs waren mit einem dicken Tuche verbunden, und Carolus Magnus spielte eine Art blinder Kuh. „Wer ist Dieß?“ fragte der Graf einen jungen weinerhitzten Franzosen, der lauter lärmte als alle andern. „Dieß,“ sagte der Schächer, „ist der blinde General Bellsar, der Bruder des Carolus Magnus, der Date Obolum Mann. Geben Sie Acht,“ setzte er hinzu, jetzt muß er an uns vorbei kommen, und ich werde ihm, wie er mir gethan hat, auch Eins anhängen.“ Und bei diesen Worten machte er einen doppelten Knoten in sein Taschentuch. „Pint“ schrie der Offizier, und ließ seinen Plumpsack unbarmherzig niederfallen. Bellsar rieb sich die Schultern, riß das Tuch von den Augen und schrie gewaltig: „Teufel, das war ein verdammter Hieb!“ Allein da er den Offizier bemerkte, dem er es eben so gemacht hatte, so brach er in ein herzliches Gelächter aus und sagte: „Allons! nous voilà égaux!“

Der Graf trat nun hinzu und erkannte in dem blinden Bellsar — den König von Westphalen.

Einen Augenblick darnach, als Graf S. seine Botschaft ausgerichtet hatte, wurde die Gesellschaft entlassen. Der Kronschmuck und einige andere leichte Sachen von Werth wurden eingepackt, Pferde gesattelt; der lustige Monarch theilte seine Neuigkeit nur Wenigen mit, die gleichfalls über Hals und Kopf ihre Sachen in Ordnung brachten und hinter ihrem Gebieter her galoppirten, der sich bald darauf auf dem Wege nach der französischen Gränze befand. Noch vor Tagesanbruch traf der russische General mit seinen Kosaken ein, nahm die meisten Minister gefangen, die noch in ihren Betten lagen, eben so die ganze Mannschaft, erhob eine tüchtige Brandschatzung, und machte sich eben so schnell auf und davon, als er gekommen war.

Eine Prinzessin der Sandwichinseln.

Der „amerikanische Missionsbereib“ enthält eine Schilderung der jungen Prinzessin Nahienána, der Schwester des verstorbenen und jetzigen Königs der Sandwichinseln — eine Schilderung, die um so interessanter erscheint, als sie aus der Feder eines Eingebornen von Taheiti geflossen ist, der gegenwärtig als Missionär auf den Sandwichinseln lebt.

„Nahienána,“ so schreibt der Missionär, dessen taheitischer Bericht hier wörtlich übersetzt wird, „ist in Kenntniß und Worten ein Weib von reifem Verstande. Alle Väter und Mütter dieses Landes sind unwissend und linkisch; in der Nähe Nahienána's werden sie zu Kindern und sie ist ihre Muter und Lehrerin. Ihre eigenen Männer, Frauen und Kinder, die ihren Haushalt bilden, horchen auf die guten Worte von Gott aus ihren Lippen. Auch unterrichtet sie die Weiber in guten Dingen. Sie lehrt sie Tag und Nacht. Sie spricht stets zu ihrem Schaffner und ihren Dienern. Sehr zahlreich sind die Worte, die sie spricht, um ihre Leute zu ermuthigen und auf dem guten Wege zu bestärken. Die junge Fürstin ist in der Unterhaltung immer gütig gewesen. Ihre Worte sind gute Worte. Sie findet Freude an Unterredung wie ein Weib von reifern Jahren. Sie ordnet ihre Rede mit großer Weisheit und Bescheidenheit, und macht stets den rechten Unterschied zwischen Gut und Bös. Sie beweist viel Verstand, wenn sie zu andern vom Worte Gottes und vom Worte der Liebe redet. Es geschah durch die Bosheit des Volkes, alt und jung, daß sie ehemals vom rechten Wege abgeführt wurde. Sie kannte damals noch nicht die Argtist der Schlechten. Sie ließen ihr keine Ruhe und stellten ihr jeden Beweis vor, den diese Welt nur darbieten kann, um sie auf ihre Seite herüber zu ziehen. Nahienána wünscht jetzt nichts so sehr als sich zu demüthigen. Sie wünscht nicht, von Jemand erhoben zu werden. Sie verlangt, daß man alle leeren Namen und Titel an sie weglasse: denn sie habe keine Freude mehr daran. Nur das Eine, was sie verlangt und hören will, ist — Jesus. „Ihn laßt uns erheben, ihn laßt uns preisen, in ihm uns freuen und unsre Herzen sein Lob singen!“ Dieß ist die Sprache ihrer innersten Seele.“

Vermischte Nachrichten.

Ludwig XIV, dessen königliche Freigebigkeit oder vielmehr Verschwendung zum Sprichworte geworden ist, ließ für seine Jagdhunde zu Versailles das Gebäude, das man jetzt l'ancienne Vénerie heißt, bauen. Karl X schien dieser Hundepalast nicht geräumig oder vornehm genug für seine vierfüßigen Lieblinge, und er erweiterte das Gebäude mit einem Kostenaufwande, der sich jährlich auf mehrere hunderttausend Franken belief. Dieses Gebäude ist nun zu einer Primärschule eingerichtet worden. Gottlob, die Hundstage wenigstens sind vorüber!

•

Die Petition, welche von der Grafschaft Renfrew (Schottland) bei dem Oberhause zu Gunsten der Reformbill eingereicht wurde, maß 188 Fuß und war von mehr als zwanzigtausend Namen unterzeichnet. Man zählte neuntausend Unterschriften mehr als je eine Petition der Grafschaft an das Parlament gehabt hatte. Ein Gleiches war bei den meisten übrigen Grafschaften der Fall.

•

Der „Courier“ gibt folgende vergleichende Uebersicht des reinen Einkommens von Großbritannien in den Jahren 1850 und 1851, bei dem jedesmaligen Schlusse derselben am 10 Oktober:

	1850. Pf. St.	1851. Pf. St.	Zuwachs.	Abnahme. Pf. St.
Zölle . . .	16,425,742	15,577,687		848,055
Accise . . .	16,935,577	13,896,521		2,057,056
Stempel . .	6,578,181	6,484,580		93,601
Posten . . .	1,549,006	1,593,011	44,005	— —
Taxen . . .	4,968,450	4,945,110		23,340
Verschiedene Gefälle . .	555,633	459,479		114,154
Zusammen .	46,808,589	43,736,588	44,005	3,116,206

Es ergibt sich also für das Jahr 1851 eine Mindereinnahme von 3,072,201 Pf. St.

•

In der Provinz Estremadura sind die Gerichte mit dem Prozesse gegen ein Weib beschäftigt, welches vorgibt, von dem Christusbilde ihres Dorfes schwanger zu seyn, und bei dem Pöbel sich einen Ruf der Heiligkeit zu erwerben gewußt, zugleich aber auch gerichtliche Verfolgung angezogen hat. Und wie denn das Sprüchwort: „ein Narr macht zehn,“ immer eintrifft, so gelang es ihr, dreizehn andere Weiber zu gewinnen, die ihr folgten und sich als die Apostein dieser Auserwählten erklärten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 303. 30 Oktober 1831.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

III.

Vorbereitende Versammlungen zum Reichstage. — Unterhandlungen Chlopizki's mit dem Czar. — Seine Politik gegen Lithauen. — Sein Glaubensbekenntniß. — Eröffnung des Reichstages. — Abdankung des Diktators. — Paradoxen der Doktrinäre. — Auflösung der provisorischen Regierung. — Ungnade Lelewels. — Intriken geheimer Verräther und Aristokraten. — Regierung der Doktrinäre. — Unruhen in der Hauptstadt. — Verschwörung der russischen Spione gegen Lelewel. — Manifest des polnischen Volkes.

Der Reichstag legte in seinen vorbereitenden Versammlungen den Wunsch an den Tag, sich dem Diktator gegenüber unabhängig zu erhalten. Lelewel wohnte denselben als Landbote von Zelechow bei, und theilte zwar die Unruhe, die des Diktators Forderungen den übrigen Landboten einflößten, allein er sprach sich darüber nicht aus. „Denn," sagte er, „spreche ich zu Gunsten des Diktators, so wird man sagen, ich spreche als Minister, greife ich ihn an, wird man mir dann nicht den Vorwurf machen, daß ich nicht aufrichtig zu Werke gehe?"

In dieser Ungewißheit schickten die Landboten und Deputirten ihre Abgeordneten an den Diktator, um seine Absichten kennen zu lernen; ein Gleiches that auch der Senat. Hier erst brach Lelewel sein Schweigen. „Ihr behandelt Chlopizki," sagte er, „wie eine Macht im Staate, da seine Gewalt doch nur individuell und illegal ist; ich sehe von einem solchen Benehmen die traurigsten Erfolge voraus." Indeß arbeitete er als Minister und in der Eigenschaft eines Mitgliedes der provisorischen Regierung fast täglich mit dem Diktator; er bewies ihm die Nothwendigkeit, den Reichstag zu eröffnen; er versicherte ihm zugleich, man werde ihm die Gewalt, die er verlange, übertragen, nur müsse er den Reichstag diesen Gegenstand in Berathung ziehen lassen.

Die Gewalt, welche Chlopizki verlangte, war ungeheuer; er wollte ungehindert seyn in allen seinen Schritten, er verlangte die Ertheilung einer unbeschränkten Civil-, Militär- und legislativen Gewalt, selbst in soweit, daß es ihm freistehe, an der Konstitution des Landes Veränderungen vorzunehmen. Endlich wollte er auch ohne Mitwirkung irgend einer nationalen Autorität mit Rußland, und den übrigen Mächten unterhandeln; jedoch gab er dazu seine Einwilligung, daß der Reichstag über die Dauer seiner Diktatur zu bestimmen haben sollte.

Am 16 Dezember kam der Obrist Hauke aus Petersburg an. Der Diktator legte der provisorischen Regierung die Briefe vor, die er erhalten hatte, und verlangte zu erfahren, in welchem Sinne er darauf antworten sollte. „Handle ganz nach Deinem Willen," erwiederte man, „und stelle dem Czar die Verhältnisse unter ihrem wahren Lichte dar." Lelewel fügte noch hinzu, man müsse dem Kaiser Nikolaus vorstellen, er könne fernerem Blutvergießen nur dadurch steuern, daß er sich zu Gunsten der Wiedervereinigung mit den russisch-polnischen Provinzen ausspreche. Dieser Vorschlag wurde Anfangs angenommen, aber eines der Mitglieder machte bemerklich, daß hierüber weder der Diktator noch die provisorische Regierung zu bestimmen habe. Chlopizki fuhr heftig gegen Lelewel auf, verstummte aber, als der Senator Dembowski die Motion unterstützte und es dahin brachte, daß sie angenommen wurde. Indeß ging der Diktator völlig mißvergnügt hinweg, und faßte sein Schreiben an den Czar in einem völlig der Entscheidung der provisorischen Regierung und den Wünschen des Volkes widersprechenden Sinne ab.

Die Lithauer, die Wolhinier, die Podolier und Ukrainer, die sich damals zu Warschau befanden, verlangten, eine lithauische Legion bilden zu dürfen; der Diktator widersetzte sich nachdrücklich; und schon durch die Deputationen unwillig geworden, ließ er es nur mit dem größten Widerstreben geschehen.

Am 17 Dezember wohnten der Sitzung der provisorischen Regierung auf seinen Befehl, Abgeordnete des Senats und der Landbotenkammer bei. Ohne seinen gewöhnlichen Platz einzunehmen, ließ sich hier der Diktator mit folgenden Worten vernehmen: „Mein Gewissen gebietet mir, Euch zu erklären, daß ich keine andere Absicht habe, als die Integrität des Königreiches von 1815 zu erhalten; denn ich bin fest überzeugt, daß es eine Unmöglichkeit ist mehr zu fordern, ohne unser kleines Heer auf die Schlachtbank zu liefern. Ich habe dem Kaiser Nikolaus Treue geschworen und werde meinem Eide treu bleiben; man glaube also nicht, daß ich gesinnt sey, unsre Rußland angehörigen Provinzen zurückzufordern. Ich mache mich zu weiter Nichts verbindlich; ich verspreche weiter

Digitized by Google

Nichts; Dieß ist mein Glaubensbekenntniß, es ist unumwunden und unerschütterlich."

Die Bestürzung über diese seltsamen Worte war allgemein. Czartorysti sprach im entgegengesetzten Sinne, allein statt aller Erwiederung wiederholte der Diktator sein furchtbares Glaubensbekenntniß. Auch Zwiecklowski, der Deputirte von Warschau, wollte das Wort nehmen; aber Chlopizki unterbrach ihn auffahrend, indem er sagte: „Ich bin hieher gekommen, zu sagen, Was ich denke, nicht darüber streiten zu lassen." Und mit diesen Worten entfernte er sich ungestüm.

„Es ist nichts Neues mehr für mich," rief hierauf Lelewel der aufgebrachten Versammlung zu, „allein ich muß auch gestehen, daß ich den Diktator wiederholt sagen hörte, daß im Falle uns der Vertheidigungskrieg günstig seyn würde, so werde er seinen Sieg zu benützen wissen, und unbeschränkte Forderungen stellen." Diese Worte gaben die Hoffnung, der Diktator werde endlich, sobald der Krieg begonnen habe, aus seiner Apathie erwachen, und sich zu den Prinzipien der Revolution bekennen. Man traf die Uebereinkunft, einen Schleier über Chlopizki's sogenanntes Glaubensbekenntniß zu werfen, um das Vertrauen der Nation auf ihn nicht zu schwächen.

So blieb diese Sitzung verschwiegen bis zum Ende der zweiten Diktatur.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsetzung.)

Von den kleineren Landsitzen aus dieser und der früheren Zeit sind noch eine Menge interessante Gebäude über die Insel zerstreut; manchmal wurden sie zwar nur als Lustschlösser benützt, größtentheils aber mehr als Pachtwohnungen und geriethen oft ganz in Verfall. Außer einem zufälligen Graben, dem befestigten Eingang und einer starken Mauer, die den Hofraum auf der Seite einschloß, wo keine Gebäude standen, sah man daran wenig mehr, was zu einer Vertheidigung dienen konnte. Aubrey, der im siebzehnten Jahrhundert schrieb, gibt in seiner naiven und malerischen Art, von den alten Landhäusern und Schlössern (Manoriales und Hall-houses) zu den Zeiten der Plantagenets und Tudors folgende Beschreibung:

„Das Gebäude eines alten englischen Edelmannshauses (vorzüglich in Wiltshire und dort herum) war eine gute hohe starke Mauer, ein Thorhaus, eine große Halle und ein Sprachzimmer (parlour) und innerhalb des kleinen grünen Hofes, wo man hinein kommt, stand an einer Seite die Scheune (the barne). Damals hielt man den Lärm der Dreschflegel noch für keine unerträgliche Musik. Dieß kann man noch an vielen alten Häusern und Sitzen sehn, wie zu Bradfield, Alderton, Stanton St. Quentin u. s. w. *)

*) Aubrey's Werk befindet sich als Handschrift in dem Ashmolean Museum zu Oxford und enthält eine Sammlung von Materialien zu einer Geschichte seiner Heimath Wilts. Das Manuscript beginnt mit einer Chronologia Architectonica, einem geschichtlichen Versuch über die englische Baukunst. Die Naivität seiner Darstellung und Klagen über die „gute alte Zeit" werden daraus hier eine Stelle nicht unangenehm machen. Aubrey starb im Jahre 1680. „Die Sachsen," sagt er, „die den Römern in diesem Lande folgten, verstanden so wenig von der Kunst, daß sie nicht einmal mit Stein zu bauen wußten. Die Kirche von Glaston war mit Stroh gedeckt. Sie lebten unreinlich in elenden Hütten, wo sie häufig Rindfleisch und Hammelskeulen aßen und gutes Bier (ale) aus braunen Ahornbechern tranken, und ihre Könige waren eigentlich so eine Art von Pächtern. Dann kamen die Normannen und lehrten sie Bildung und Bauen. Was die Regierung anbelangt, so waren sie bis auf die Zeit Heinrichs VIII. wie in einander geschachtelte Büchsen, eines stak im andern; denn die Erbpächter (copyholders), die damals noch leibeigen waren, standen unter dem Gutsherrn (lord of the manour), dieser unter einem höhern Herrn, der wieder einem Lord oder Herzoge untergeordnet war, wie diese dem König. Bei irgend einem Landgeschrei in jenen Tagen stieß ein großer Lord in seine Trompete (alle Lords hielten sich Trompeter selbst bis zu König Jakobs Zeit noch) und bot diejenigen auf, die unter ihm standen, auch diese bliesen in ihre Trompeten, und so fort abwärts, bis zu den Copyholders und Leibeigenen. Kein jüngerer Sohn durfte sich damals nach der Gewohnheit und Verfassung des Königreiches dem Handel widmen, sondern sie wurden Geistliche oder Dienstmänner größerer Herren, ritten gute Pferde, nahmen hie und da eine Börse, und ihr Blut, das sie an den guten Tafeln ihrer Herren nährten, vergossen sie willig in deren Kämpfen. Es war damals gewöhnlich, daß ihre Herren mit einander Fehden hatten und ihre Dienstleute, wenn sie einander auf den Jahrmärkten oder sonst wo begegneten, gerbten einander weidlich das Fell. Damals war ein Ritter (esquier), wenn er in die Stadt ritt, von acht oder zehn Mann in blauen Schauben mit Wappenschilden begleitet. Die Lords (denn sie waren Herren nicht blos dem Namen nach) lebten auf ihren Gütern wie kleine Könige (roytelets) und hatten jura regalia, die zu ihren Herrlichkeiten gehörten; sie hatten ihre Kastelle und Burgflecken (burroughs) und sendeten Bürger ins Unterhaus (sent burgesses to the Lower House); sie hatten Galgen in ihren Freiungen, wo sie untersuchen, verurtheilen, hängen und foltern konnten; niemals gingen sie nach London, als höchstens zur Parlamentszeit, oder um dem König Eid und Pflicht zu leisten. Die Lehnsherren bewohnten gute Häuser in ihrer Grafschaft, aßen in ihren großen gothischen Hallen an der hohen Tafel oder dreile, ihre Dienstleute auf Nebentischen. Jeder Baron oder Edelmann hielt große Pferde für einen gepanzerten Mann (a man at armes), die Lords hatten Rüstkammern, aus denen sie einige hundert Mann bewaffnen konnten. Damals waren Fideikommisse im Schwung, (eine gute Stütze für die Monarchie) die Aufhebung der Gerichtsherrlichkeit begann unter Heinrich VII, aber jetzt ist sie was ganz Gewöhnliches geworden; deßhalb liegt jetzt das gemeine Volk ohne Gesetze, ohne alle Herren, fürchtet Niemand, hängt von Niemand ab. Dadurch und durch den Verkauf der Kirchengüter ist das Gleichgewicht in der Regierung aufgehoben und in die Hände des gemeinen Volks gekommen. Bierhäuser und Gasthöfe gab es damals nur an den großen Heerstraßen; hatten sie Lust zu trinken, so gingen sie in die Klöster, und reisten sie, so hatten sie bei den Mönchen drei Tage Zehrung, wenn es die Gelegenheit so lange gab. Die Edelleute kamen damals nicht in Zechstuben zusammen, sondern auf freiem Feld und im Forst mit ihren Falken und Hunden, mit ihren Hüfthörnern in seidenen Bandelieren ꝛc." —

Die Ursachen des Verfalles dieser Edelsitze, die in früheren Zeiten so zahlreich über das Land ausgestreut waren, daß es kaum ein Kirchspiel gab, das nicht einen oder mehrere derselben aufzuweisen hatte, liegen in der Vereinigung des Grundbesitzes zu großen Landgütern in den Händen von Wenigen, was vorzüglich

Digitized by Google

im Verlaufe des letzten Jahrhunderts statt fand, dann aber auch in der zunehmenden Vorliebe der Reichen für die geräuschvollen Genüsse der Hauptstadt und die Vergnügungen der Badeorte, wodurch der Sinn für die stillen und einfachen Erheiterungen des Landaufenthaltes verdrängt wurde. Zwar sind die sogenannten alten Land- oder Strohjunker in England wie allerwärts längst schon außer Mode gekommen; allein wenn man auch den Fortschritt in Bildung, Sitten und Luxus durch den längeren Aufenthalt in größern Städten anerkennen muß, so bleibt es dennoch immer sehr in Frage gestellt, ob bei diesem höheren Aufschwung des bürgerlichen Lebens nicht auch viele häuslichen Tugenden des altenglischen Adels verschwunden sind. Jedenfalls läßt sich nicht läugnen, daß diese Vortheile durch wesentliche Nachtheile aufgewogen werden, die dem Landvolke dadurch zugewachsen sind, daß die Edelleute stolz von ihm sich abwendeten, und den Verschwendungen der Hauptstadt zueilten. Vormals verzehrten diese Herren einen Theil ihres Einkommens auf dem Lande, waren bei allen Streitigkeiten des Landvolkes die Schiedsrichter, erhöhten durch ihre Gegenwart die Fröhlichkeit ländlicher Feste, gaben väterliche Zurechtweisungen bei Fehltritten und hielten den Frieden in der Nachbarschaft aufrecht. Der jetzige Glanz von Brighton und Cheltenham verliert im Auge des Denkers, wenn er an manch altem Landedelsitze vorübergeht, der, einst die Wohnung großen Wohlstandes und heiterer Gastlichkeit, jetzt düster und zerfallen daliegt — der reichgetäfelte Trinksaal ist in eine Käserei verwandelt — die steinerne Halle mit ihrem Stukkaturgewölbe und riesenmäßigen Kamin in einen Keller — die hohen Fenster und Erker mit rohen Steinen und Brettern vermacht — die Schloßkapelle mit Stroh oder Reisig ausgefüllt — den kleinen grasbewachsenen Burghof durchwandern Kühe, und in den dumpfigen Baumgängen und auf den fast unkenntlich gewordenen Terrassen liegen zerbrochene Steinbilder, Vasen und Balustraden umher, die an die vergangene Herrlichkeit früherer Zeiten erinnern.

In einigen Gebäuden aus den Tagen der letzten Heinriche bemerkt man bereits leise Spuren des italienischen Styles, der unter den folgenden Regierungen noch herrschender wurde, und mit dem Geschmack aus den Zeiten der Tudors sich zu einer zwar unregelmäßigen, aber äußerst reichen und wirkungsvollen Komposition vermischte.

(Fortsetzung folgt.)

Pest, Cholera und Aerzte in Konstantinopel.

(Schluß.)

In Konstantinopel starben mehrere Menschen nach kurzer Krankheit ohne Pestsymptome, aber auch ohne die in die Augen fallendsten Symptome der Cholera, heftiges Brechen und Durchfall. Anfangs wurden diese Zufälle auf Rechnung der Pest geschrieben; als sie aber immer häufiger wurden, auch manchmal die Cholerasymptome bestimmter ausgesprochen waren, überzeugte man sich nach und nach von der Anwesenheit dieser Krankheit, an die die einheimischen Aerzte lange nicht glauben wollten. Es fielen in der Stadt, den Vorstädten und Dörfern umher viele Opfer; anfangs einzeln in weit von einander entfernten Quartieren, nach und nach stossen die einzelnen Punkte zusammen, und die Krankheit verbreitete sich im Frankenquartier Pera, in den Vorstädten Galata und Top-Hana, überzog Konstantinopel selbst und Scutari auf der asiatischen Seite. Nicht zu Gunsten meiner Hypothese, daß der Nordwind den Krankheitsstoff aus den angesteckten Provinzen gebracht habe, sondern nach den zuverlässigen Mittheilungen europäischer Aerzte und eigenen Beobachtungen bemerke ich, daß, ehe die Krankheit sich in der Stadt verbreitete, einzelne Fälle derselben sich in der drei Stunden aufwärts am Bosporus gelegenen kleinen Stadt Bujukdere, der Sommerresidenz der meisten europäischen Gesandten, gezeigt hatten, die jedoch gutartig verliefen, den gewöhnlichen Behandlungsweisen wichen, ja selbst homöopatische Behandlung mit einer Gabe von einem Sechsbillion Theil Chamillenpulver, welche Gabe nur in schweren Fällen wiederholt wurde, vertrugen!!! Es starb zu dieser Zeit in Bujukdere kein Cholerakranker.

In der Stadt und den Vorstädten wurde inzwischen, Ende Julius und Anfangs August, die Krankheit weiter verbreitet und bösartig. In Pera und Galata starben täglich 20 bis 50 Franken, was auf eine Gesammtzahl von 60 bis 90 Todten, vielleicht mehr, schließen läßt. Die wesentlichsten Symptome waren: Aeußerst heftiges Kopfweh, Diarrhöe, seltener Erbrechen, Steifheit der Glieder, Kälte der Extremitäten, zuerst der Füße, dann der Hände. Mit Einwärtsschreiten der Kälte trat gewöhnlich Sprachlosigkeit als Vorbote des nahen Todes ein. In den tödtlichen Fällen folgten diese Symptome rasch aufeinander, und der Tod erfolgte in einem Zeitraum von 9 Stunden bis zu drei Tagen. Wer den fünften Tag überlebte, war meistens gerettet, wenn die Krankheit nicht in typhöses Fieber überging, wovon später. In einem selbst beobachteten Fall, in dessen Behandlung ich mich nicht mischen konnte, weil ein englischer Arzt sich für die Rettung des Kranken verbürgt hatte, sah ich die beschriebenen Symptome an einem bis zur Stunde des Erkrankens blühend gesunden jungen Mann schnell aufeinander folgen, und den Tod in der 9ten Stunde eintreten. Der Engländer hatte den Kranken mit Aderlässen und Sinapismen behandelt; was er innerlich gab, weiß ich nicht. Ich konnte meine Beobachtungen in Konstantinopel nur kurze Zeit ununterbrochen fortsetzen, da meine Verhältnisse mich größtentheils in Bujukdere hielten und mir den häufigen Umgang mit epidemisch Kranken verboten. Autoptische Beobachtungen und Krankengeschichten in Konstantinopel konnte ich ununterbrochen nur während 10 Tagen, und zu einer Zeit, 19 bis 29 Julius, machen, als die Krankheit noch im Steigen war. Wissenschaftliche Aufschlüsse von andern Aerzten, leider auch von den gebildeteren, waren schwer zu bekommen. Eine sonderbare Eifersucht macht die dortigen Aerzte gegeneinander und selbst gegen fremde Aerzte verschlossen, und kaum konnte ich den einen oder den anderen bereden, mir seine Kranken zu zeigen, oder nur mir genau die Symptome und sein Heilverfahren zu beschreiben. Manche Fälle drangen sich mir jedoch von selbst auf, wovon später. Als die Krankheit zur genannten Zeit in Konstantinopel im Steigen war, war die Temperatur im Durchschnitt im Schatten Morgens 7 Uhr 21 bis 22, Mittags 26 bis 27 (in der Sonne 40 bis 42) Abends und Nachts 23 bis 24° Reaum.

Die Aerzte des Landes lassen ihren Cholerakranken fleißig zur Ader und geben dann oleum menthae, aromatische Kataplasmen auf die Magengegend, Derivantia und Bäder. Engländer und Franzosen lassen noch mehr zur Ader und setzen Blutigel. Die Italiener schwören zum Theil zur Blutsahne, zum Theil rufen sie Calomel, Rheum und abführende Salze zu Hülfe, oder wenden innerlich Diaphoretica, äußerlich Frictionen von flüchtigen oder leicht kaustischen Mitteln an. Alle diese Methoden werden mannichfaltig mit einander verbunden, was auf die Verschiedenheit der Symptome schließen läßt, mit welchen die Krankheit auftritt. Wismuth war meines Wissens zu dieser Zeit in Konstantinopel noch nicht versucht worden, und als ich ihn selbst anwenden wollte, konnte ich keinen bekommen. Mit Opium ist man im Allgemeinen sehr sparsam, vielleicht zu sehr, obgleich dessen unzeitiger und unverhältnißmäßiger Gebrauch den Uebergang der Krankheit ins Adynamische zu begünstigen scheint. Hartnäckige Verstopfungen treten nach der Diarrhöe auch ohne Opium ein, und sind nicht bedenklich. Auch ein paar Homöopathiker heilen auf ihre Weise mit Glück. Hofrath B. rühmt gegen Nichtärzte sein homöopathisches Verfahren als unfehlbar, theilt dieß aber den nicht in die Homöopathie eingeweihten Aerzten nicht mit, noch läßt er sie seine Kranken sehen.

Ueberhaupt wurden die leichten Fälle nach allen Methoden geheilt, und die schweren starben unter jeder Behandlung. Immer ist strenge Diät

Digitized by Google

eine Hauptsache und muß auch während der Rekonvalescenz nebst dem übrigen passenden Verhalten lang und genau fortgesetzt werden.

Häufig verschwanden in den ersten Tagen unter einer oder der anderen Behandlungsweise die Cholerasymptome, der Kranke fühlte sich vollkommen gesund und besonders großen Appetit; doch dauerte das Fieber mit kleinem, schnellen, harten Puls fort, und nach einigen Tagen trat adynamisch-gastrisches Fieber, febris nervosa gastrica, typhus abdominalis, ein, welches manchmal schnell tödtlichen Verlauf nahm. Manche solche Fälle mußte ich vor ihrer Krise verlassen, deren Prognose ich nach ihrer Individualität nicht gerade ungünstig, aber des herrschenden Charakters wegen immer höchst zweifelhaft stellen mußte. Ich selbst verlor auf diese Weise einen Kranken, bei dem am 5ten Tag die intensiven Symptome der Cholera verschwunden waren, und der am 9ten Tag, dem 6ten meiner Behandlung starb. Seine Krankheitsgeschichte an einem anderen Orte. Diätfehler und Verkältung, denen sich die Kranken gern aussetzen, wenn sie die dringende Gefahr der ersten Tage verschwunden sehen, geben häufig Anlaß zu diesem Uebergang ins Adynamische. Gewiß aber noch mehr die häufig unpassenden Behandlungen. So Blutentziehungen, die weder zu den individuellen noch den klimatischen Verhältnissen passen, in Verbindung mit gleichzeitig oder unmittelbar darauf angewandten Reizmitteln. Blutentziehung den Aromaticis und dem Opium gegenüber sind gewiß die Scilla und Charybdis an welchen so Viele scheitern. Auch kamen, und mehr vielleicht als beobachtet wurde, da man jeder Krankheit mit gastrischen Symptomen im panischen Schrecken oder im Triumphe glücklicher Behandlung sogleich den Namen Cholera zu geben geneigt war, viele anfangs einfache gastrische Fieber vor, die später ins Adynamische übergingen. Hierin sprach sich wohl der Character regnans der Jahreszeit aus und theilte der Cholera seine Bösartigkeit mit.

Auf diese Weise wurde behandelt, geheilt und begraben. Die Krankheit war bei meiner Abreise von Konstantinopel den 7 August stark im Zunehmen, und hatte mehr Bestürzung erregt als die Pest, die neben der Cholera einen langsamen, gemessenen Schritt fortging. Die Cholera raffte besonders eine Menge Menschen aus der niederen Volksklasse weg. Spitäler für Cholera existiren nicht; die Pestspitäler nahmen die Cholerakranken nicht auf, und sie waren auf diese Weise hülfloser als die Pestkranken ihrem Schicksal überlassen.

Vorsichts- oder Absonderungsmaßregeln wurden gegen die Cholera ebenfalls so wenig als gegen die Pest getroffen.

Ich weiß nicht, wie die Krankheit im Verlaufe des Monats August zu- oder abgenommen hat. An den Donaumündungen und stromanwärts bis Ibraitow, wo ich mich gegenwärtig den 28 August befinde, fand ich sie verschwunden. In allen Uferstädten herrscht vollkommene Gesundheit, und alle Nachrichten aus den früher angesteckten Provinzen lauten durchaus günstig. Doch soll in Bucharest die Krankheit sich neuerdings wieder gezeigt haben. Der Wind hat gewechselt, es herrscht anhaltender Südwind, und begierig sehe ich Nachrichten aus Konstantinopel entgegen. Ich hoffe fernere Beobachtungen mittheilen zu können; für jetzt nur noch einen Blick auf die Aerzte in Konstantinopel.

Die eigentlichen einheimischen Aerzte sind Türken oder Juden, bei denen natürlich von systematischer oder überhaupt nur wissenschaftlicher Bildung keine Rede ist. Sie haben sich hier und in anderen orientalischen Städten Routine erworben, und in der Zeitlänge ihrer Praxis besteht ihre Erfahrung, wie in der Maßlänge ihres Bartes ihr Ansehen. Sie lassen zur Ader, geben Drastica und heilen viel mit wunderlichen Manipulationen, Streichen und Kneten der Glieder mit den Händen, welche Manipulationen manchmal auf offener Straße gemacht werden, (wären unsere Magnetiseurs doch alle eben so wenig lichtscheu!) und treiben, je gelehrter sie sind, desto mehr von dem wunderlichen und abenteuerlichen Zeug der alten arabischen Aerzte, von dem uns die Geschichte berichtet. Die Kinder- zum Theil auch Weiber-Praxis ist in den Händen der Hebammen, die ihre Kunst beiläufig auf dieselbe Weise treiben. Auf jüdische Aerzte haben die Türken im Ganzen mehr Vertrauen als auf ihre Glaubensgenossen. An fremden Aerzten, fast aller Nationen, ist kein Mangel. Am zahlreichsten sind die Italiener; diese haben meistens ihre Studien in hiesigen oder italienischen Apotheken absolvirt, waren oder sind noch selbst Apotheker, und ahmen in ihrem Heilverfahren die Aerzte nach, die die meisten Rezepte in ihre Apotheke schicken. Sie stehen bei den Türken, die die Apotheke für die alleinige Quelle des Heils halten, trotz ihrer Unwissenheit oft in großem Ansehen. Die gebildeten Aerzte sind Engländer, Franzosen und Deutsche. Drei oder vier englische Aerzte stehen in großem Ruf, besonders bei den Franken, und sollen am meisten zu thun haben. Sie lassen auf englisch zur Ader, geben englische Dosen von Calomel oder Opium und richten viel Unheil dadurch an, daß sie die Grundsätze ihrer Schule nicht nach der klimatischen Verschiedenheit und anderen verändernden Umständen modifiziren. Die Franzosen scheinen lauter Missionäre Broussais zu seyn, und haben in ihrer Behandlungsweise mehr oder weniger Glück oder Unglück, je nachdem die Jahreszeit und der herrschende Krankheitscharakter den Antigastroenterikismus verträgt oder nicht. Sie richten um so mehr Unheil an, als sie den unwissenden Italienern gewöhnlich zum Muster dienen. Einige Deutsche sitzen auf dem altehrwürdigen Stuhle des Antigastricismus, dessen Lehne jedoch etwas zerbrochen ist. Zwei deutsche Aerzte, Meister und Lehrling, haben die Homöopathie unarmt. Diese Lehre wird jedoch mit dem besten Willen und den ausgebreitetsten Kenntnissen ihrer Verehrer, in der Türkei wenigere Fortschritte machen als in Deutschland, und die hiesigen homöopathischen Aerzte bringen gewiß eher ihre Kranken zum Schweigen als ihre Gegner, besonders die Apotheker. Die Militär-Aerzte sind meistens Italiener von der obenbeschriebenen Art, und ihre Spitäler im erbärmlichsten Zustande. Fremden Aerzten, die sich hier niederlassen wollen, sollen die Intriken der Italiener und Franzosen die Praxis sehr erschweren, wenn sie nicht durch besondere Empfehlungen gleich in großen, türkischen Häusern Eingang finden, wo sie dann, wenn ihnen Anfangs einige Fälle glücken, schnell steigen können. Militär- sowohl als Civil-Spitäler verdienen kaum diesen Namen. Der Sultan sieht dieß Uebel ein, und sucht unter ziemlich vortheilhaften Bedingungen fremde Aerzte zur Verbesserung und Einrichtung der Spitäler zu gewinnen. Wer ungestört und mit Erfolg in Spitälern beobachten und Erfahrungen sammeln will, muß sich schlechterdings zu kaiserlich-türkischen Diensten bequemen. Der Fremde, selbst mit den besten Empfehlungen versehen, kann kaum sehen, vielweniger mehr, und findet von Seite der einheimischen Aerzte eben soviel Verschlossenheit und Zurückhaltung, als in civilisirten Ländern Offenheit und freundliche Mittheilung.

Diese Umstände erschwerten auch mir die Beobachtungen. Nur wenig konnte ich sehen und erfahren, dessen Mittheilung um so mehr der Nachsicht bedarf, als kurzer Aufenthalt in Konstantinopel, Unkenntniß der türkischen Sprache und Verhältnisse, durch die ich mich mit den ansteckenden Krankheiten nicht zu vertraut machen durfte, drei wesentliche Hindernisse waren, etwas Genaueres und Ausführlicheres liefern zu können.

Vermischte Nachrichten.

Die neuesten Nachrichten über das vulkanische Eiland im mittelländischen Meere enthält „der Semaphore," dem zufolge die Ausbrüche nachgelassen haben. Der Krater ist jetzt mit siedendem Wasser gefüllt, aus welchem Schwefeldämpfe aufsteigen. Die Insel besteht größtentheils aus löcherigter Lava und Puzzolan. Der Rand des Kraters mißt an den niedrigsten Seiten dreißig Fuß in der Höhe, an andern achtzig und in der Mitte zweihundert Fuß. Man kann ganz bequem und gefahrlos an der südwestlichen Seite landen. An verschiedenen Stellen des Meeres um die Insel steigen Rauchwolken auf.

*

In der Regentstreet erblickte man in Bezug auf die Verwerfung der Reformbill im Oberhause eine mit schwarzem Rande eingefaßte Inschrift am Hause eines Handwerkers, die nichts als folgende Zahlen enthielt:

„21,000,000"

„199"

eine Anspielung auf die Bevölkerung Englands und die 199 Torry-Pairs.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 304. 31 Oktober 1831.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Chlopizki wollte nach seinem Systeme der Legalität den Reichstag selbst eröffnen, den Reichsmarschall (Präsidenten) ernennen und dann seine Gewalt niederlegen, aber in dem Ausschreiben, worin der Reichstag zusammenberufen wurde, gab er sein Vorhaben mit keinem Worte zu erkennen. Die provisorische Regierung rieth ihm den 21 Dezember als den Tag der Eröffnung anzusetzen, dessenungeachtet überließ er es den in der Hauptstadt versammelten Repräsentanten den Tag selbst zu bestimmen. Man wird später sehen, welche Verwirrung aus dieser einfachen Erwähnung des 21 Dezembers entstand.

Am 18 Dezember, gegen fünf Uhr Abends, versammelten sich die beiden Kammern in ihren gewöhnlichen Sitzungssälen; das Volk drängte sich auf den Tribünen und der Alterspräsident Walchnowski, der den Vorsitz eingenommen hatte, wurde durch Wladislas Ostrowski ersetzt, der einstimmig zum Reichstagsmarschall ausgerufen wurde. Dieser ernannte den Sekretär, und der Reichstag, auf solche Weise unter dem Zurufe des Volkes konstituirt, begann seine Arbeiten mit der Erklärung, daß er die Revolution des 29 und 30 November als das Werk der Nation annehme und anerkenne; daß er Polens Freiheit und Unabhängigkeit wolle, und daß er mit Ungeduld dem Augenblicke entgegenharre, wo er die Abgeordneten Lithauens in seiner Mitte ihre Plätze einnehmen und gemeinschaftlich die Bedürfnisse des gemeinschaftlichen Vaterlandes in Berathung ziehen sehen werde. Die beiden Kammern legten an demselben Tage vereint noch einmal diese Erklärung ab, und die Sitzung wurde geschlossen.

Da sich der Präsident des Senats Czartorysli erinnerte, daß die Rede davon gewesen war, den Reichstag am 21 Dezember zu eröffnen, so nahm er den damals gemachten Vorschlag als eine definitive Entscheidung an, und erklärte wiederholt, die Eröffnung des Reichstages werde erst am 21 stattfinden, obgleich derselbe bereits am 18 durch die Ernennung eines Marschalles und durch seine Erklärung sich faktisch konstituirt hatte. Obgleich diese Worte an sich keinen Sinn hatten, so verbreiteten sie doch Verwirrung in die Gemüther. Lelewel und Chlopizki allein theilten diesen Irrthum nicht.

Einige Stunden darnach sendete Chlopizki seine Abdankung ein, indem er dabei laut erklärte, der Reichstag habe eine Gegenrevolution begonnen. Der Marschall Ostrowski und der Präsident Czartorysli schrieben, in der Ueberzeugung, daß der Reichstag noch nicht eröffnet sey, an den General und baten ihn, die Diktatur bis zum 21 Dezember zu behalten. Chlopizki weigerte sich, ihre Schreiben zu öffnen, und bewilligte ihnen nur ungern eine Audienz, der zwei Mitglieder der provisorischen Regierung, der Senator Dembowski und Lelewel, beiwohnten. Der General wiederholte in ihrer Gegenwart, daß die Schritte des Reichstages auf eine Gegenrevolution losgingen; allein die beiden Häupter des Reichstages beharrten auf ihrer Behauptung, daß der Reichstag noch nicht eröffnet sey, was erst am 21 Dezember geschehen werde. „Ich muß offenherzig gestehen," sagte bei dieser Gelegenheit Lelewel, „daß ich nicht begreife, was unter Eröffnung des Reichstages verstanden wird." — „Du hast Recht;" rief Chlopizki voll Freude, beurlaubte alle Anwesenden und blieb mit Lelewel allein. Indeß blieben beide doch über einen Punkt verschiedener Meinung: Chlopizki blieb der Meinung, der Gang des Reichstages sey gegenrevolutionär, und Lelewel behauptete, er sey legal, und wenn es irgend ein kontrerevolutionäres Prinzip gebe, so sey Dieß mehr in der usurpirten Diktatur zu suchen. Uebrigens zeigte Chlopizki kein Verlangen, die diktatorische Gewalt wieder zu erlangen, und da er zu vergessen schien, daß die Diktatur und der Oberbefehl des Heeres zwei verschiedene Gewalten seyen, so sagte er auch, seine Funktionen als General hätten somit ihr Ende erreicht; er drang darauf, daß ein Kriegsrath ernannt würde, wozu er die fähigsten Offiziere des Heeres, wie Klizki, Koß und Prondzynski vorschlug. Er entwickelte hiebei seinen Plan eines Vertheidigungskrieges, indem er sich mit der gewissen Zuversicht schmeichelte, die Russen würden geschlagen werden, wozu er alle seine Talente und militärischen Erfahrungen dem Vaterlande zu widmen versprach. Die Ansicht Lelewels war damals gleichfalls für die Diktatur, jedoch verlangte er, man müsse es den Nationalrepräsentanten überlassen, diese wichtige Maßregel vor den Augen des Volkes gut zu heißen.

Indeß wurde die Unruhe allgemein, und die Bestürzung bemächtigte sich sogar der Romantiker. Auch die provisorische Regierung ließ sich überreden, daß der Reichstag noch nicht eröffnet sey, und nachdem sie den von Chlopizki vorgeschlagenen Kriegsrath ernannt hatte, entwarf sie das Programm zur vermeintlichen

Digitized by Google

eigentlichen Eröffnung des Reichstages. Allein der Marschall Ostrowski veränderte es, im Einverständniße mit Chlopizki, ganz eigenmächtig, und unterdrückte darin namentlich den Artikel, der sich auf die Dauer der Diktatur bezog. Am folgenden Tage, den 20 Dezember, ließ er das auf diese Art von ihm allein entworfene Peogramm, das von dem dee provisorischen Regierung völlig verschieden war, in der Landbotenkamer vertheilen. Ee schlug vor, den Reichstag sogleich zu eröffnen, und mit der Ernennung des Diktators zu beginnen, anstatt damit zu schließen, wie es das Progeamm der Regierung ausgesprochen hatte.

(Fortsezung folgt.)

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsezung.)

Ihre Tänze waren zahleeich und mannichfaltig. Es tanzten Weiber und Männer mit einander, in einigen Gegenden jedoch die Geschlechter von einander abgesondert. Ihre Bewegungen dabei waren langsam, aber genau und regelmäßig, und es kamen dabei eben sowohl die Arme als Beine ins Spiel. Trommel und Flöte spielten dazu auf, auch wueden die Tänze gewöhnlich von Gesängen und Balladen begleitet. Der Name für Tanz überhaupt ist Ori, doch hatte jede Art desselben ihre eigene Benennung. Einer der unschuldigsten war der Hura, welches der nämliche zu seyn scheint, den Kapitän Cook auf Huaheine sah. Der Hura war manchmal eine pantomimische Vorstellung, deren Zwischeneäume durch Tanz ausgefüllt wurden; doch bei weitem am züchtigsten ging es bei jedem Huea her, wobei nur getanzt wurde. Er wurde aus einem Beweggrunde angestellt, den man vielleicht unter Wilden nicht suchen wüede. Es wurden nämlich stäts die angesehensten Häuptlinge aus der Nachbarschaft eingeladen, dem Hura beizuwohnen. Diese erschienen denn auch meist in ihrem besten Putze, und von zahlreichem Gefolge umgeben, und brachten ihre Töchter mit, in der Absicht, dieselben jungen Männern von gleichem Ansehen und Vermögen sehen zu lassen, die dann bezaubeet durch ihre im Tanz entwickelten Reize eine oder die andere zur Gemahlin erkiesen konnten.

Die Töchter der Häuptlinge, die bei diesen Gelegenheiten als Tänzerinnen auftraten, erscheinen in seltsamen, aber eeizendem Putze. Der Kopf war mit einem Tamau, mit schönen und kunstreich geflochtenen Zöpfen aus Menschenhaaren umwunden, die wie ein Turban anzusehen waeen. Ein deeifaches Geflecht von scharlachrothen, weißen und gelden Blumen, die von der Auta odee brenneudeothen Gardenia, dem Capjasmin, und der Beslaeia laurifolia genommen waren, schlang sich geschmackvoll duech den wunderlichen Haarputz. Die Tahema, ein weites Jäckchen von gefäebtem Tuch umhüllte den untern Theil der Brust, die Tihi, von feinem weißen Tuch, manchmal mit einem scharlachrothen Streifen eingefaßt und wie eine Halskrause gefältelt, fing unter den Armen an und reichte bis auf die Hüfte; während die Araitihi, gleichfalls von schönem feinen Tuch, mit einem Band oder einer Schärpe um die Lenden befestigt, bis zu den Füßen hinabeeichte. Ihre Beüste waren mit Regenbogenfarbenschillernder Perlenmutter geschmückt oder mit einem Pii, einem sehr kunstreich aus Federn geflochtenen Netzwerke bedekt.

Die Musik des Hura wurde von der geoßen und kleinen Trommel aufgespielt, wozu disweilen auch die Flöte kam. Außer den Musikanten wae bei diesem Tanze die wichtigste Person dee Haapii, Tanzmeister odee Aufseher, der mit deei oder vier schön gekrausten Matten bekleidet, nahe bei der Matte stand oder saß, auf welchee der Tanz aufgeführt wurde. Sein Geschäft bestand darin, durch Winke seines Gesichtes oder durch Bewegung seiner Hände den Tanz zu leiten, der nicht beledt und leichtfüßig, aber von natüelicher Grazie begleitet war. Die Tänzerinnen versäumten hiebei natürlich nicht, ihre Reize in das günstigste Licht zu stellen. Außer diesen Mädchen von höherem Range tanzten bei dem Huea auch noch Männer, Fuata genannt, vier an der Zahl, die mit gekrausten Matten um die Hüfte bekleidet waren, und die lustige Person vorstellten. Sie tanzten in den Zwischenräumen des Hura zur Ergötzlichkeit der Zuschauer unter den grotteskesten Sprüngen und Gliederverrenkungen. Man nannte sie deßhalb auch Ataraa na te mataital — die Uesache des Gelächtees der Zuschauee. Ein anderer Tanz Tiaraau genannt, war gleichfalls noch anständig; die meisten übrigen aber so unsittlicher und obscöner Aet, daß sich davon keine Beschreibung geben läßt. Diese Tänze wurden zwae manchmal unter feiem Himmel gehalten, geößtentheils aber in Gebäuden, die in den meisten Bezirken eigens für öffentliche Vergnügungen dieser Art errichtet waren. Solche Gebäude waren sehr geräumig und bestanden aus einem Dache, das von Säulen getragen wurde und keine Seitenwände hatte. Nur ein niederes Geländer schloß diesen Tanzsaal ein, dessen Boden mit Matten belegt wae, auf denen die Zuschauer saßen und die Tänzer tanzten. Gewöhnlich folgten diese Bälle am Abende, wenn die athletischen Spiele vorüber waren, und dauerten oft bis zue Moegendämmerung des folgenden Tages. Es gab eigene Götter des Tanzes, denen die unzüchtigen Gebärden desselben galten.

Ein anderes und besonders heiliges Festspiel war das Bogenschießen, Heiva te-a genannt. Bogen, Pfeile, Köcher und selbst die Kleidung, welche die Schützen trugen, waren geweiht und standen unter der Obhut gewisser Personen, die sie aufzubewahren hatten. Man betrachtete diese Uebung als eine Ergötzlichkeit, die sehr eheenvoll füe den Gast war, dem zu Liebe man sie anstellte. Der Ort hiezu wae gewöhnlich am Fuß eines Berges oder am Seegestade. Bevor die Uebung begann, erschienen die Schützen in dem Maeae, wo sie verschiedene Ceremonien zu begehen hatten, dann legten sie die heiligen Gewänder an, und begaben sich auf den Schießplatz. Man schoß nicht nach dem Ziele, sondern es war eine bloße Kraftübung. Bloß in der Richtung, wohin man die Pfeile sendete, waren zwei kleine weiße Fahnen in einiger Entfernung von einander aufgesteckt, zwischen die man hinschoß.

Die Bogen waren von dem leichten zähen Holz des Purau, und waeen unangezogen vollkommen gerade, und ungefähr fünf Fuß lang, in der Mitte ein und einen Viertel Zoll dick, gegen das Ende aber dünnee. Man polirte sie äußerst sauber und verzierte sie disweilen mit schön geflochtenem Menschenhaae, oder umwand in von einander abstehenden Ringen die Enden des Bogens mit Fasern der Kokusnußschaale. Die Sehne war von Romaha oder ein-

Digitized by Google

heimischem Flachs; die Pfeile bestanden aus sehr dünnen, ungemein leichten und dauerhaften Bambusrohren und waren an der Spitze mit einem Stück Eisenholz versehen, aber unbefiedert. Um sie auf der angezogenen Bogensehne fest zu halten, waren sie am Hintertheil mit Harz von dem Brodfruchtbaum versehen. Die Länge dieser Pfeile war von zwei einem halben Fuß bis zu drei Fuß. Der Ort, von wo aus man schoß, wurde als heilig betrachtet, und bestand aus einem steinernen Pfeiler von drei oder vier Fuß Höhe, der dreiseitig behauen war. Wenn die Vorbereitungen getroffen waren, stieg der Schütze auf diese Plattform, kniete auf einem Knie nieder und zog die Sehne mit der rechten Hand so lange an, bis die Enden des Bogens im Mittelpunkte sich berührten, wozu eine ungemeine Kraftanstrengung nöthig war. Oft riß die Sehne, und der Bogen fiel, wenn der Pfeil entsendet war, dem Schützen aus der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Holyrood.

(Aus dem Hofjournal.)

Das erste Mal sah ich Karl X in der Kathedrale zu Rheims, die Krone Frankreichs auf seinem Haupt, an seiner Seite den glanzvollen Adel dieses Reiches. Ich war damals noch jung und befand mich im Gefolge des Herzogs von Northumberland, dessen prächtige Auffahrt die französischen Augen blendete, während der Diamantenschmuck der Herzogin den Neid des ganzen schönen Geschlechtes der Hofwelt auf sich zog. Die katholische Priesterschaft in ihren reichen Gewändern umgab den Thron, der Kardinal Erzbischof von Paris, Latile, stand am Altare, während ein Prinz von Geblüt das Schwert von Frankreich hielt. Wer hätte damals an jetzt gedacht?

Dann sah ich Karl X an Fronleichnamsfeste zu Paris. Der Priesterkönig ging in der Prozession durch die Straßen, die geweihte Kerze in der Hand. Ich belächelte den Umschwung der Zeiten und dachte an Heinrich IV. Das gute Volk von Paris ergötzte sich an dem glänzenden Schauspiel; nur wenige jener politischen Cyniker, wie Talleyrand, zuckten die Achseln. Aber der Thron Karls X schien fest zu stehen.

Endlich sah ich ihn das letzte Mal zu Holyrood. Die Gemäldegallerie daselbst ist zu einer Hauskapelle eingerichtet. Durch die Güte des Herzogs von Hamilton, des erblichen Besitzers von Holyrood, erhielt ich die Erlaubniß, die Gemächer der unglücklichen Maria von Schottland zu besuchen, die durch einen Gang mit der Gallerie in Verbindung stehen. Der Hausaltar war nahe bei dem Bildnisse des Regenten Murray aufgerichtet. Der Kardinal Latile, der Gefährte des verbannten Königs, stand davor, er hob eben die Hostie auf. Der entthronte Monarch, umgeben von seiner Familie, lag auf den Knien, der junge Herzog von Bordeaux dicht neben seinem Großvater.

Die Scene hatte eine düstere Feierlichkeit. Viele, viele Jahre schon ist es her, seit nicht mehr katholischer Gottesdienst in diesen Mauern gehalten worden. John Knox (der schottische Reformator) war hier und seine unbarmherzige Hand hat alle Spuren des katholischen Kultus verwischt in der jetzt verfallenen Kapelle. In dem Gemache, wo der wilde Ruthven und der blöde Darnley den Rizzio ermordeten, steht noch ein Heiligenschrein mit einem Gemälde Parmegiano's auf Marmor, allein auch verstümmelt von den bilderstürmerischen Händen der Reformatoren.

Bei unserer Abreise hörten wir, die Halskette und der Ring, welche der Kardinal von York aus Dankbarkeit für seine Pension Georg IV hinterlassen hatte, sollten mit dem übrigen königlichen Geschmeide der unglücklichen Stuarts auf dem Schlosse zu Edinburg niedergelegt werden. Wir verschafften uns die Erlaubniß, dieser Feierlichkeit beiwohnen zu dürfen. Der eiserne Schrein, der gleich einer Glasglocke die Tafel einfaßt, auf welcher Krone und Szepter liegen, wurde geöffnet; es mußte aber der Vorschrift zufolge hiebei ein Baron der schottischen Schatzkammer zugegen seyn. Hier lag der alte Goldreif vor uns, der einst die Schläfe Bruce's, des tapferen Jakob V, seiner liebreizenden Tochter und ihres pedantischen Sohnes schmückte. Einer von unserer Gesellschaft, ein junger schottischer Herr, nahm die Krone in die Hand; sie wog schwer. Der mißtrauische Wächter konnte sich kaum halten bei einer solchen Entweihung, wie ihm Dieß vorkam. Als aber der junge Lord die Krone auf sein Haupt setzte, da brach der ganze Unwille des hitzigen Schotten los. Kirchenraub würde in seinen Augen als ein größeres Verbrechen gegolten haben. „Herunter mit der Krone, Mylord," schrie er in seiner scharfen schottischen Mundart, ich bin nicht hier, um der unabhängigen Krone von Schottland eine Schmach anthun zu lassen. Sie kennen wohl die Zeit, wo ein Kopf nicht mehr sicher gestanden hätte, der so etwas sich angemaßt."

Der goldene Reif wurde mit schuldiger Verehrung wieder auf die Tafel gelegt. Das Gitter wurde geschlossen und die gewaltigen Riegel vorgeschoben.

Hochzeitsgebräuche der Georgier.

(Aus dem Journal asiatique, Augustheft.)

Die Ceremonien, unter denen die Georgier vormals ihre Heirathen vollzogen, waren, wie dieß bei den Russen der Fall ist, eine Mischung verschiedener, von fremden Nationen entlehnter Gebräuche.

Einer in Georgien seit undenklichen Zeiten bestehenden Gewohnheit gemäß verloben die Eltern ihre Kinder mit einander, ohne ihre Neigungen zu Rathe zu ziehen, und es geschieht häufig, daß die mit einander Versprochenen sich nie gesehen haben. Noch jetzt kommen, so wie früher, Beispiele vor, daß Eltern, theils um gewisse Plane zu verfolgen, theils um die verschiedenen Familienverbindungen noch fester zu knüpfen, gegenseitig ihre noch nicht einmal gebornen Kinder mit einander verloben. *) Solche Verbindlichkeiten wurden als heilig betrachtet; Niemand wagte sie, ohne höchst wichtige Gründe, zu brechen, und dann unterlag der Wortbrüchige einer Geldbuße, welche das Blutgeld **) genannt wurde.

Häufig genug kommt indeß der Fall vor, daß die Eltern des Mädchens selbst, nach gegebener Einwilligung zur Heirath die Hochzeit wegen der Unterhandlungen über die Mitgabe, welche von Seite des Bräutigams von Priestern und andern angesehenen Personen betrieben werden, noch einige Zeit verzögern, bei welcher Gelegenheit sich beide Parteien sehr oft gegenseitig ihr Wort zurückgeben, wenn sie sich über die Bedingungen des Heirathskontraktes nicht vereinigen können. Ist hingegen Alles in Ordnung, so folgt die Verlobung sogleich, nach derselben erhält die Braut vom Bräutigam Geschenke, die seinem Vermögen angemessen sind, und Leckereien; an der Stelle der letztern oft auch nur ein Zuckerbrod, welches ihr auf einem Teller überreicht wird; wahrscheinlich als Sinnbild des Ehestandes. Zu gleicher Zeit laden die Eltern des Bräutigams ihre Familie zu sich, und bewirthen sie mit Früchten und Konfituren. Am Abende des Verlobungstages begibt sich der Bräutigam, von seinen vertrautesten Freunden oder nächsten Verwandten begleitet, zur Braut, um sie anzusehen; diese Sitte nennen die Georgier Piris nakhua, was sich ungefähr durch Beautschau ***) übersetzen läßt.

Sobald der Bräutigam die Wohnung seiner Zukünftigen betreten hat, geht er, in Begleitung ihrer nächsten Verwandten, nach dem Zimmer, das sie bewohnt, und setzt sich ihr gegenüber, um die Schönheit seiner

*) Diese Gewohnheit besteht noch heutigen Tags bei mehreren Völkern des Kaukasus, besonders bei den Inguschen.

**) Zweierlei Geldstrafen wurden in Georgien ehemals mit diesem Namen belegt, erstens: diejenige, welche ein Mörder den Verwandten des Erschlagenen bezahlen mußte, wenn der Letztere von höherm Range war als der Erstere, und zweitens nannte man die Geldsumme so, welche der Bräutigam an die Braut bezahlen mußte, wenn er nach vollzogener Verlobung sein Wort ohne triftige Gründe zurücknahm.

***) Derselbe Gebrauch war auch bei den Russen üblich, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Liebhaber seine Zukünftige in Begleitung der Unterhändlerin, welche die Heirath geschlossen hatte, oder eines ihrer Verwandten besuchte, sobald beide Parteien einig waren; der Verlobungstag wurde erst bestimmt, wenn die beiden jungen Leute bei dieser Zusammenkunft gegenseitig Gefallen an einander gefunden hatten.

Digitized by Google

künftigen Lebensgefährten zu betrachten; sodann nähert er sich ihr, überreicht ihr einen Türkisring nebst einem vergoldeten Apfel,*) und bleibt zum Nachtessen. Nach der Mahlzeit wickelt er seine Zukünftige in ein Stück neue Leinwand ein und kehrt nach Hause zurück. Am andern Morgen übersendet ihm seine Schwiegermutter ein Geschenk, wofür er seinen Dank auf der Stelle persönlich abstatten muß, und nun wird von den beiderseitigen Eltern der Hochzeittag bestimmt.

Am Abende vor dem Hochzeittage begibt sich in Tiflis die Braut, von ihren Gefährtinnen begleitet, nach den für die Frauen bestimmten Mineralbädern; in den Provinzen aber, wo es in der Regel keine öffentlichen Bäder gibt, badet sie in ihrer Behausung. **)

Die Hochzeit wird gewöhnlich des Abends oder in der Nacht vollzogen. Vor der Ceremonie begibt sich der Bräutigam im Staate und von allen seinen Verwandten, Freunden und Gästen begleitet, welche sämmtlich brennende Wachskerzen tragen, nach dem Hause der Braut, um sie abzuholen. ***) Musikanten eröffnen den Zug, und nachdem man die Hälfte des Wegs zurückgelegt hat oder einige Minuten, bevor man am Hause der Braut anlangt, wird ein Bote abgefertigt, den der Vater oder Bruder der Zukünftigen empfängt und ihn mit Wein in einem silbernen Becher bewirthet, der ihm dann als Erkenntlichkeit für die gute Nachricht, deren Ueberbringer er ist, überlassen wird, und wozu man noch einen Shawl oder ein Stück Stoff fügt, je nachdem es das Vermögen der Braut erlaubt. Diese hat sich indeß gekleidet und gleicht nun den ganzen Tag hindurch mehr einer Puppe als einem lebenden Wesen. Es ist fast unglaublich, bis zu welchem Grade man durch weiße und rothe Schminke und einen durchsichtigen Firniß, den man künstlich unterlegt, ein jugendliches Gesicht jedes Ausdrucks von Leben beraubt. Schon vom Morgen an von ihren Freundinnen geschmückt, setzt sie sich nun auf einen erhabenen, reich in orientalischem Geschmack verzierten Sessel; ihr Kopf ist von einem drei bis vier Finger breiten, mit mehreren Reihen Perlen, Smaragden und Rubinen besetzten und einem kleinen diademähnlichen †) Bande umschlossen. Ein sehr feiner Gazeschleier bedeckt ihr Gesicht, und ihren blendend weißen Hals umgibt ein Halsband, von welchem Dukaten und andere Goldstücke herabhängen. Die Kaba oder die an der Brust weit ausgeschnittene Robe mit langer Taille ist gewöhnlich von Atlas oder einem andern Stoffe aus weißer Seide ganz einfach verfertigt, und wird um die Mitte mit einem reichen Gürtel oder kostbaren Shawl befestigt. Der Busen ist mit einem rothen oder rosenfarbenen, mit Perlen oder Granaten gezierten Halbhemdchen (ulispire) bedeckt; ein hellrother Kotibo (Halbpelz) wird über die Hochzeitrobe geworfen, und die Füße sind mit kleinen hellrothen mit Gold und Perlen gestickten Sammtpantoffeln ††) bekleidet.

Sobald der Bräutigam das Haus seines künftigen Schwiegervaters betreten hat, verschleiert man ihn und führt ihn nach dem Versammlungssaal, wo er sich schweigend zur Rechten seiner Braut niederläßt. Einer der ältern Verwandten derselben nähert sich einige Minuten später dem Brautpaare, legt die rechte Hand des Mädchens in die des Jünglings und hält diesem eine Rede, in welcher er ihm mit den übertriebensten Ausdrücken alle die herrlichen Eigenschaften schildert, welche seine künftige Gefährtin besitzt und nicht besitzt; hier ein Pröbchen dieser Art Lobreden; „Ich übergebe Dir hiemit für immer meine theure Verwandte, welche die herrlichsten Eigenschaften zieren; sie ist rein und unbefleckt an Leib und Seele, klug, gut, sanft wie ein Lamm, eine treffliche Wirthin und wohl erfahren in allen Arbeiten ihres Geschlechts; ich hoffe, daß die heißeste, bis an das Ende Eurer Tage dauernde Liebe Eure Herzen entzünden wird. Ich bitte zugleich den Allmächtigen, daß er Euch viele Jahre hindurch erhalten und durch seine unaussprechliche Gnade segnen möge, wie er Isaak und Jakob gesegnet hat, und daß Eure Familie wachsen und sich ausbreiten möge, gleichwie Gott den Stamm jener Erzväter vermehrte, zur Ehre seines heiligen Namens. Amen."

(Schluß folgt.)

*) Der Gebrauch, der Braut einen Ring zu geben, stammt von den Griechen und ist ein Beweis der freien Einwilligung. Was den vergoldeten Apfel betrifft, so ist dieß eine uralte Sitte. Die mehr gegen Osten wohnenden türkischen Stämme geben ihren Verlobten einen ähnlichen Apfel als Beweis des Vorzugs, den sie ihren Verdiensten zugestehen.

**) Bei den Russen begab sich ehemals die Braut am Abende vor dem Hochzeittage ebenfalls ins Bad; dort wurde sie von ihren Freundinnen entkleidet, wodurch diese den feierlichen Abschied, den sie nunmehr von ihr nehmen, bezeichneten. Später wurde diese Ceremonie Dievitchnik, Braut- oder Polterabend, genannt.

***) Auch in Rußland bestand früher derselbe Gebrauch.

†) Dieses Band, welches ein unentbehrliches Schmuckstück für eine Georgierin ist, besteht gewöhnlich aus einer eigenen Kattunleinwand, oder aus Sammt mit Gold und Silber gestickt.

††) Es versteht sich, daß hier nur die Rede von der Heirath einer reichen Georgierin ist.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Witterung in dem verflossenen Sommer wird aus Moskau geschrieben: „Es scheint, daß die Bewohner Moskaus verurtheilt waren, dieses Jahr keinen Sommer zu haben. Größtentheils war der Himmel am Morgen heiter, aber bald darauf bedeckte er sich stets mit Wolken; ein heftiger Wind erhob sich und wurde gegen Abend immer kälter, so daß die Nacht über ein empfindlicher Frost herrschte. Diese Witterung dauerte gewöhnlich zwei, drei Tage, worauf eben so viele, ja sogar ganze Wochen hindurch ein mit empfindlicher Kälte verbundener Regen folgte; dann stellten sich wieder die heitern Morgen, die Wolken, der Wind und der Frost ein. Dieser Witterungswechsel hielt sich fortwährend gleich in den Monaten Mai, Junius und Julius. Der August, der dort schon den Herbst beginnt, bot gleichfalls nur wenige schöne Tage. Man hatte nicht zehn wirklich schöne Sommertage. Auch ist zu bemerken, daß man in dieser ganzen Jahrszeit nur zwei Gewitter hatte, und daß, wenn der Himmel nicht umwölkt war, die Sonne sich hinter Nebel verbarg, die ihr allen Strahlenglanz entzogen und sie mit bloßem Auge anblicken ließen. Ueberhaupt war den ganzen Sommer hindurch die Atmosphäre mit neblichen Dünsten erfüllt."

*

Zu Paris sind gegenwärtig eine Menge Blutegelprozesse anhängig. Bekanntlich machen die französischen Aerzte seit dem therapeutischen System Broussais einen sehr häufigen Gebrauch von Blutegeln, die man wagenweise aus Ungern bezog. Dieser seltsame aber sehr einträgliche Handel ist durch den Ausbruch der Cholera in Oesterreich und die deßhalb angeordneten Gränzsperren ungemein erschwert worden, so daß jetzt in Paris das Tausend Blutegel von dem gewöhnlichen Preise von 25 Fr. auf 125 und 150 Fr. gestiegen ist. Die Blutegellieferanten können nun ihre Versprechungen nicht halten, und es sind deßhalb gegen mehrere derselben Prozesse eingeleitet worden; so bringt ein Arzt gegen den Blutegelhändler Laurence auf eine Entschädigung von 160,000 Fr., da dieser 1,500,000 Blutegel, die er ihm verkauft hat, nicht liefern kann; ein anderer fordert von einem andern 85,000 Blutegel u. s. w. Man kann sich die Angst und Noth der armen Leute denken, die solche Legionen von Blutsaugern auftreiben sollen, und dazu keine andern nehmen dürfen — als ungerische.

*

Chantrey's kolossale Statue Georgs IV, die zum Gedächtnisse des Besuchs dieses Königs in Edinburg dort aufgerichtet werden soll, ist vollendet und wird demnächst nach Schottland geführt werden. Diese Bildsäule mißt 12 Fuß in der Höhe und stellt den König mit dem königlichen Mantel angethan vor; an welchem die schottische Distel nicht vergessen ist. In der Hand hält er das schottische Szepter. Das Piedestal ist von einem einzigen Granitblocke. — Eine Reuterstatue von Bronze, die zu Ehren Georgs III in London errichtet werden soll, ist Herrn Wyatt zur Ausführung übertragen worden.

*

Sir Robert Peel hat wegen seines zweideutigen Benehmens bei der Abstimmung über die Reformfrage im Oberhause von seinen Gegnern den Spottnamen Sir Robert Halfway (Halbweg) erhalten, was ungefähr gleichbedeutend ist mit Justemilieu.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 305. 1 November 1831.

Die neue Briseis.

(Erzählung aus Smyrna im New Monthly Magazine, Septemberheft.)

Schon oft hat man zwischen den alten Hellenen und den neuen Griechen Vergleichungen angestellt, und ungeachtet des tiefen Abgrundes von Jahrhunderten und Ereignissen, der sich zwischen ihnen aufgethan, in ihren guten wie in ihren bösen Eigenschaften sprechende Aehnlichkeiten gefunden, so daß es wohl keinen stärkern Beweis für die Unverwüstlichkeit der moralischen Natur des Menschen geben kann als dieses Volk, das in die tiefste Entartung versunken, mißhandelt, zertreten und als politisch todt in der Geschichte eingetragen, mit Einemmale wieder auferstehet, und durch seine Thaten wie durch seine innere Zwietracht, durch seine geistige und körperliche Schönheit wie durch seine wilden Leidenschaften, durch seinen Wankelmuth wie durch seine Arglist die schönsten und schlimmsten Zeiten des alten Griechenlands zu wiederholen scheint. Die folgende Geschichte, die sich zu Smyrna im Monat Mai dieses Jahres zutrug, ruft lebhaft das Andenken an Begebenheiten ins Gedächtniß, die vor fünf und zwanzig hundert Jahren sich ereigneten, und der Kampf um eine griechische Dienerin mag wohl an den Zorn des Peliden um die entführte Briseis erinnern.

Lady S**, eine Katholikin aus Konstantinopel und an einen englischen Kaufmann von Smyrna vermählt, hatte ein griechisches Mädchen, eine Eingeborne von der Insel Cerigo, in Dienst genommen. Das Mädchen war jung und schön und besaß all die natürliche Anmuth, die dem griechischen Volke selbst bis zu den untersten Ständen hinab eigen ist; überdieß war sie voll Verstand, gehorsam und ehrerbietig und hatte sich durch einen mehrmonatlichen Dienst die volle Neigung ihrer Gebieterin zu erwerben gewußt, einer der liebenswürdigsten Frauen von der Welt.

Geschäfte riefen ihren Gemahl nach Konstantinopel zurück, und er hatte bereits Anstalten getroffen, mit seiner Familie sich einzuschiffen, als eines Tages die schöne Cerigotin, die bereits schon früher ihre Gebieterin von den Verfolgungen ihrer Verwandten in Kenntniß gesetzt hatte, die ihr einen Mann aufdringen wollten, den sie nicht liebte, sich vor ihr auf die Knie warf und mit Thränen und in der wildesten Aufregung sie beschwor, sie möchte sie mit nach Konstantinopel nehmen, und nicht hier zu einer Heirath zwingen lassen, die sie verabscheue. Als Lady S** Dieß verweigern zu wollen schien, gab sich die junge Griechin der rasendsten Verzweiflung hin; sie zerschlug sich ihr schönes Gesicht, raufte sich die Haare aus und vermaß sich hoch und theuer, sie werde sich hinter dem Schiffe, das ihre Herrschaft aus dem Hafen von Smyrna führe, in die See stürzen; denn Dieß sey der einzige Weg, auf dem sie dem verhaßten Zwange entgehen könne.

Lady S** that endlich, was jede gefühlvolle Frau an ihrer Stelle gethan haben würde, und versprach mit Einwilligung ihres Gemahles der schönen Katinko — so hieß das Mädchen — sie nach der Hauptstadt des türkischen Reiches mitzunehmen. Die Freude und Dankbarkeit der jungen Griechin äußerte sich nun in eben so heftigem Ungestüm, als vorher ihr Gram; sie küßte ihrer Gebieterin Hände und Füße, und schwur, ihr bis zum letzten Hauche ihres Lebens mit Liebe und Gehorsam zugethan zu bleiben.

Ein englisches oder deutsches Mädchen von etwas heißem Blute würde bei ähnlicher Gelegenheit nun freilich wohl auch dieselben Worte gebraucht, und sich eben so gebärdet haben, allein sicherlich hinter der schönen Cerigotin in der stürmischen Heftigkeit und wenn ich so sagen darf, in der Anmuth der Leidenschaft weit zurückgeblieben seyn. Während meines langen Aufenthaltes in der Levante hatte ich mehr als Einmal Gelegenheit, die leidenschaftliche Gluth in den Seelen der Griechinnen zu beobachten. Ich sah den Ungestüm ihres Schmerzens, die Raserei ihrer Verzweiflung und im schnellem Absprunge den Uebergang zur Extase der Freude und Hoffnung; und in allen diesen Abstufungen der Gefühle ward ich in Erstaunen gesetzt über die Lebendigkeit, in der die griechische Seele auflodern kann, obgleich ich auch das Volk des südlichen Italiens und Siziliens kennen gelernt hatte, dem Niemand Phlegma vorwerfen wird. Bei allen Aeußerungen ihrer Leidenschaft war es indeß vorzüglich die plastische, oder um mich eines andern Wortes zu bedienen, die klassische Schönheit in jeder Bewegung und Stellung, was mich bezauberte. Eine der gewöhnlichsten Bewegungen ihres Schmerzes war, die in einander geschlungenen Hände über dem Kopfe zu erheben und in dieser Stellung zu bleiben, gerade so wie wir auf alten Basreliefs und Vasen die Frauen bei Leichenbegängnissen und dergleichen abgebildet sehen. Ich sah in dem griechischen Quartier von Smyrna eine Gruppe Weiber über den Tod eines Kindes Klage erheben, mit Gebärden und Worten, die, obgleich diese Weiber dem gemeinsten Volke angehörten, mich mächtig an Homee und die griechischen Trauerspieldichter erinnerten; und auf dem kleinen Eilande Milo wohnte ich einmal einem Leichende-

Digitized by Google

gängnisse bei, das nicht nur von allen Ceremonien begleitet war, wie sie uns die Alterthumskunde berichtet, sondern die wehklagenden Gestalten des Zuges bildeten wahrhaft Gruppen, die ein klassischer Meißel geschaffen, und dann durch den prometheischen Funken mit Leben und Bewegung beseelt zu haben schien. Nichts wird den Eindruck verlöschen, den insbesondere die gedungenen Klageweiber auf meine Seele machten, die der mit Blumen bekränzten Leiche voranschritten, indem sie auf ihre Brüste schlugen und das Haar zerrauften und den Namen des Verstorbenen riefen; über alle Beschreibung erhaben und rührend aber waren jene letzten Augenblicke, bevor die Leiche dem Schoße der mütterlichen Erde zurückgegeben wurde: da faßten die Verwandten noch einmal die theure Hülle des Entseelten, schlossen sie in ihre Arme und weinten und schwelgten gleich Andromache in dem Uebermaße des Schmerzes — ich sah das homerische „Ἵμερος γοοιο" — Aber selbst im leidenschaftslosen Zustande ist die Haltung und das Wort der griechischen Frauen voll Leben und Beredsamkeit, man kann auf sie anwenden, was Gibbon von Petrarca sagte: „in ihrer Brust wird jedes Gefühl zur Leidenschaft," und unbedingt darf man die folgende Stelle eines Engländers unterschreiben, der mehr als je eine brittische Seele, die das Land der Myrthen und Cypressen betrat, von klassischem Geiste durchdrungen war: „Der Ausdruck der Lebhaftigkeit verläßt nie die griechischen Mädchen. Das Feuer des Genius und der Natur ersetzt bei ihnen die Erziehung. Die Spuren der Eloquenz in der Unterredung, durch welche die Alten so berühmt waren, finden sich noch am meisten bei den Weibern, und die zärtlichen Liebkosungen ihrer Worte, die stets auf ihren Lippen schweben, geben selbst ihren trivialsten Unterhaltungen Leben und Interesse. „Meine Augen," „mein Herz," „meine Seele," sind bei ihnen nichts weiter als die gewöhnlichen Ausdrücke eines warmen und gefühlvollen Herzens." *)

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Zwanzig Redner bewiesen in langen Reden die Nothwendigkeit der Diktatur. Der Landbote von Kalisz, Theophil Morawski, allein wagte es einen andern Vorschlag zu machen, indem er behauptete, die Gewalt des Staatsoberhauptes dürfe nicht die von der Charte dem Könige zugestandene Macht überschreiten. Allein dieser Antrag wurde nur von Wisniewski unterstützt, da der Marschall alle Diskussion niederschlug.

„Wem steht die Initiative des Gesetzes zu," sagte bei dieser Verhandlung Wisniewski, „der Regierung oder dem Reichstage? Wenn dem Reichstage, so muß der Vorschlag Sr. Excellenz *) von Kalisz der Diskussion unterworfen werden; und wenn uns die Regierung einen andern Antrag zu Gunsten der Diktatur macht, warum beweisen die Minister uns nicht erst ihre Nothwendigkeit?" Allein der Marschall vergaß so sehr seine Pflicht und den erhabenen Charakter einer Nationalrepräsentation, daß er einem einzelnen Bürger den Einfluß einer Staatsgewalt zugestand, und die unbedingte Annahme oder Verwerfung des Vorschlages forderte; „denn," fügte er hinzu, „so ist es Chłopicki's Wille." Swidzinski und Biernacki drangen darauf, daß man wenigstens über jeden einzelnen Artikel abstimme; allein sie wurden nicht gehört.

Die Stellung Lelewels war ungemein schwierig, er wollte als Minister reden, hatte aber als solcher nur das Recht Erwiederungen zu geben; er nahm deßhalb seinen Platz als Landbote von Zelechow ein, konnte aber nur als der dreißigste auf der Rednerliste eingetragen werden. Endlich auf Verlangen des Landboten von Sandomir, Swidzinski, forderte der Marschall den Dembowski auf, über die Lage des Landes Vortrag zu erstatten. Der lakonische Bericht desselben stellte die Frage, statt die Kammer aufzuklären, noch mehr in's Dunkel. In diesem Augenblicke war es, wo Lelewel zu großer Ueberraschung Aller seinen Platz als Landbote verließ, und die Rednerbühne bestieg, um zu erklären, daß die Verhandlung der Würde einer Nationalrepräsentation entbehre. Was den Marschall Ostrowski betrifft, so ließ er sich zu weit von seinem patriotischen Enthusiasmus hinreißen, und er erniedrigte die Kammer durch seine Uebereilung, indem er auf den Antrag eines Deputirten Chłopicki durch eigens dazu ernannte Abgeordnete demüthig ersuchen ließ, er möge erlauben, daß die Macht der Kommission, die ernannt war, die Schritte der Diktatur zu bewachen, vermehrt werde. Diese Maßregel war an sich nicht übel, da die ernannte Kommission das Recht hatte, dem General Chłopicki die Diktatur abzunehmen; allein immer doch muß an dem Marschall sein eigenmächtiges Verfahren getadelt werden, denn es gibt keinen Gesetzesvorschlag, der sich nicht durchsetzen ließe, wenn auf diese Weise die Diskussion beschränkt wird. Endlich nach sehr weitläufigen und oft bizarren Reden kam es zur Abstimmung; die in Polen mit lauter Stimme durch die zwei lateinischen Worte; „affirmative" und „negative" vor sich geht. Eine einzige Stimme, die des Landboten Morawski, war negativ. Hundert stimmten unbedingt, und vierzehn, unter denen sich der Marschall befand, mit

---

*) Fred. Sylv. North Douglas in seinem Werke: Essay on certain Points of Resemblance between the Ancient and Modern Greeks." Der Verfasser setzt obiger Stelle noch bei: „Auch die Heftigkeit ihrer Liebe ist von dieser Art. Man erzählte mir von einem schönen Mädchen in Athen, das seine Haare, die lange Zeit der Neid und die Bewunderung der Stadt waren, abschnitt, und dieselben ihrem Geliebten in dem Augenblicke zuschickte, wo ihn ein Schiff aus dem Hafen Piräeus forttragen sollte. Der Vorwurf, der hierin lag, traf ihn so tief, daß er zurückkehrte. Da er etwas später in schon vorgerückter Jahreszeit seine Reise wieder antrat, scheiterte sein Schiff an den Felsen von San Giorgio, und er kam fast vor den Augen seiner Geliebten um."

*) In Polen führt einem alten Gebrauch zufolge jeder Landbote und jeder Deputirte den Titel Excellenz, und statt ein Mitglied bei Namen zu nennen, sagt man Excellence von Kalisz, von Warschau u. s. w. Es begibt sich daher oft, daß ein Kaufmann oder Weinhändler in seiner Eigenschaft als Deputirter den Titel Excellenz führt. Denselben Titel haben die Marschälle der Diätinen (Präsidenten der Wahlkollegien), die Mitglieder der Wojewodschaftsräthe, die Friedensrichter, kurz alle Beamten, deren Autorität vom Volke ausgeht und wählbar ist. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

dem Zusatze: „in Betracht der Nothwendigkeit.“ Lelewel selbst erklärte zwar, daß diese Diskussion eine von jenen sey, bei denen er nicht gern seine Ansicht gebe, stimmte aber affirmativ. So hatte also die doktrinäre Partei einen neuen Triumph errungen. „Ohne Diktator,“ sagten sie, „ist die Anarchie zu fürchten, und Chlopizki allein ist fähig Diktator zu seyn.“

Wie wenig Grund diese Meinung hatte, bewies der Verlauf der Revolution. Länger als sechs Monate blieb sie später ohne Diktatur, und weder im Heere noch unter dem Volke zeigte sich eine Spur von Anarchie, und die Schlachten im Monate Februar, wo Fürst Radzywil den Oberbefehl in Chlopizki's Hände niederlegte, bewiesen, daß der vormalige Diktator bei all seiner heldenmüthigen Unerschrockenheit doch eben so wenig fähig sey, den Oberbefehl eines Heeres, als allein die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu führen.

Noch an demselben Tage nahm man die üblen Folgen der begangenen Uebereilung wahr; es handelte sich davon das Manifest des polnischen Volkes zu entwerfen. „Hiezu ist jetzt nicht mehr Zeit,“ bemerkte Lelewel, „mit der Ernennung des Diktators hat die Macht des Reichstages aufgehört.“ Diese unerwarteten Worte fielen wie ein Blitzstrahl in die Versammlung; glücklicherweise fand man noch eine Auskunft, den Schaden wieder gut zu machen. Es wurde beschlossen, daß sich die Kammer der Landboten nicht eher mit der Kammer des Senates vereinigen sollte, um gemeinschaftlich zur Ernennung des Diktators zu schreiten, bis zuerst zwei Komissionen des Reichstags ernannt seyen, die eine zur Beaufsichtigung der Diktatur, die andere, um gemäß der in den Verhandlungen ausgesprochenen Prinzipien, das Manifest des polnischen Volkes zu entwerfen und sogleich der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Am Tage nach seiner Ernennung löste Chlopizki die provisorische Regierung auf, und setzte dafür einen obersten Staatsrath ein, in welchem die Minister nur eine berathende Stimme hatten. Dieß war der Anfang von Lelewels Ungnade, dessen Namen, eben so populär wie der Chlopizki's, nun auf Einmal durch schmachvolle Intriken verdunkelt wurde.

Die absolute Gewalt des Diktators vereinigte um ihn alle Personen, die während der fünfzehnjährigen grausamen Herrschaft Konstantins allein von einer Macht gelebt hatten, der die ganze Nation zum Opfer diente. Allerdings bestand der größte Theil derselben aus ehrlichen Männern, aber ihre gesellschaftliche Stellung mußte sie schon allein unter einer Bevölkerung, die sich erhoben hatte, ihre Rechte wieder zu erringen, passiv und furchtsam machen. Da sie unter russischer Herrschaft ihre politische Laufbahn betreten hatten, und dieser Alles verdankten; da sie ferne dem Mittelpunkte standen, von dem alle Ungerechtigkeiten ausgingen, und nur als blinde Werkzeuge zur Verletzung der Charte dienten, so muß man sie mit Nachsicht und Mitleid beurtheilen. Uebrigens blieben sie mit den Agenten und Spionen der russischen Administration in Verbindung, und hatten für sie dieselbe Nachsicht, die sie bei der revolutionären Regierung fanden, die ihre Verbrechen rechtfertigten; und sich dadurch auf den Fall einer Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge ihre Erkenntlichkeit erkaufen wollte. Alle diese Menschen hatten ihren Vereinigungspunkt in den aristokratischen Koterien, die in der letzten Revolution eine zu wichtige Rolle gespielt haben, als daß sie hier mit Stillschweigen übergangen werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Liberia, or the early history signal preservation of the American Colony of free Negroes on the Coast of Africa. By W. Innes 12. pp. 152. Edinburgh 1831.

Ueber die Gründung dieser Kolonie von freien Negern an der Küste von Afrika im Jahre 1821, die Schwierigkeiten, die ihr Anfangs die Feindseligkeiten der Eingebornen und des Klima's entgegenstellten, ist bereits in dem zweiten Jahrgange des Auslandes (1829 S. 1084. 1089. 1257. 1261) berichtet worden. Es bleiben uns somit aus dem oben angeführten Werke nur die Berichte über den Zustand und das Aufblühen der Kolonie in der jüngsten Zeit zu entheben übrig.

Von dem Jahre 1827 an hatte die Kolonie, Hrn. Innes zufolge, mit den umliegenden Volksstämmen zu kämpfen, wodurch sie mit ihrem Unterhalte bloß auf die Zufuhr europäischer Schiffe angewiesen blieb und deßhalb nicht selten mit dem größten Mangel, ja sogar mit völliger Auflösung bedroht war. Endlich aber wurde durch die Dazwischenkunft amerikanischer Schiffe der Frieden vermittelt, und von dieser Zeit an genoß die Kolonie eines von Jahr zu Jahr zunehmenden Gedeihens. Der amerikanische Schiffslieutenant Norris, der die Kolonie im Jahre 1827 besuchte, bot Alles auf, das gute Vernehmen zwischen den Kolonisten und Häuptlingen der benachbarten Stämme zu befestigen. In seinem Berichte schildert er den Zustand der Kolonie als sehr blühend, ihre Einwohner gesund, zufrieden und unter sich im besten Einverständnisse lebend.

In demselben Jahre landete die Doris von Virginia mit 93 Auswanderern, denen man Cabwell am St. Paul anwies. Im August kam der Norfolk und brachte 142 den Sklavenhändlern abgenommene Neger, welche unter den Kolonisten eingetheilt wurden. Zu dieser Zeit belief sich die Bevölkerung der Kolonie, die eben erwähnten Auswanderer einbegriffen auf 1200 Seelen, von denen 555 im Jahre 1827 angekommen waren.

Im Januar 1828 landeten 3 Fahrzeuge mit 209 Passagiers und 88 von ihren Herren freigegebenen Negern. Während der Ueberfahrt war nur Eine ältliche Person gestorben, allein bald nach der Ankunft wurden 24 von Krankheiten hingerafft. *)

Spätere, mit dem vorhergehenden übereinstimmende Berichte sagen, daß Boden und Klima sich sehr für die Erzeugung von Mais, Sorgo oder indianischer Hirse, Reiß, Baumwolle, Zucker und Kaffee eigne und hinreiche, um eine Bevölkerung von mehreren Tausenden zu unterhalten. Der Handel der Kolonie sowohl nach dem Innern des Landes als nach den Vereinigten Staaten und fremden Ländern ist bedeutend und steigt fortwährend. Die Ausfuhr beträgt nicht weniger als 50,000 Dollars jährlich, und die Kolonisten, die sich mit dem Handel beschäftigen, sind unternehmend, erfahren und glücklich in ihren Geschäften; mehrere unter ihnen haben durch ihre Betriebsamkeit bereits ein bedeutendes Vermögen erworben. Alle, die ihre Arbeit und Erfahrung irgend einer regelmäßigen Beschäftigung widmen, finden ein reichliches Auskommen; denn gemeine Arbeiter verdienen täglich 90 Cents und Handwerker zwei Dollars.

Das Land enthält große Strecken fruchtbaren Bodens, fähig alle die mannichfaltigen und reichen Erzeugnisse der tropischen Länder hervorzubringen; es besitzt nebst anderen Vortheilen für den Handel eine aus-

*) „In den Sklaven enthaltenden Staaten von Amerika,“ bemerkt dabei Hr. Innes, „ist den Sklavenbesitzern vom Gesetz verboten, irgend einen Sklaven freizugeben, wenn er ihn nicht unmittelbar nach seiner Freilassung in die Kolonien sendet. Die Ursache hievon ist, daß solche freie Neger für die Gemeinden häufig eine große Last werden, indem sie sich meist von Räubereien ernähren. Dieser Umstand hat sich für die Kolonisations-Gesellschaft so weit günstig erwiesen, daß sich jetzt Mehrere finden, welche einige ihrer Neger freigeben, wenn die Gesellschaft nur die Transportkosten nach Afrika übernimmt.“

Digitized by Google

gedehnte Küste von 150 bis 200 Meilen und erfreut sich eines Klima's, welches der Konstitution der Neger sehr gut zusagt, und der der Weißen nicht nachtheiliger ist als manche stark bevölkerte Gegenden der Vereinigten Staaten.

Gegenwärtig befinden sich eine Baptisten- und Methodisten-Gesellschaft daselbst, die jede einen Prediger haben; die Missionsgesellschaft von Basel unterhält fünf Missionäre in der Kolonie. Die Gesellschaft für einheimische und fremde Missionen der protestantischen bischöflichen Kirche in den Vereinigten Staaten steht ebenfalls im Begriffe, eine Mission zu errichten.

„Die Kolonie hat bereits ein periodisches Blatt, der Herald of Liberia betitelt, was die schnellen Fortschritte beweist, welche die Civilisation macht. Aus der Marineliste (heißt es in den Notizen des Herald) kann man sehen, daß unser Hafen während der letzten Regenzeit stärker besucht war als gewöhnlich, und wir hatten 5 große ausgerüstete Schiffe zu gleicher Zeit im Hafen, drei englische, ein französisches und ein amerikanisches."

Der jüngste Bericht über diese interessante Kolonie ist in einer amerikanischen Zeitung enthalten und lautet wie folgt: „Das Schiff Carolinian, die Brigg Balador und der Schooner Zembuca, welche von Liberia zurückkamen, haben von der Kolonie Depeschen bis zum 1 Februar mitgebracht. Der Kolonialagent schreibt, daß er bei seiner Rückkehr nach Afrika die Angelegenheiten der Kolonie in einem weit günstigern Zustand gefunden habe, als er es zu hoffen wagte; daß mehr als 25 dauerhafte steinerne oder Fachgebäude während seiner Abwesenheit in Monrovia bereits vollendet worden und mehrere andere noch im Bau wären, daß ein Streben nach Vervollkommnung alle Klassen belebe, daß der Ackerbau mit mehr Aufmerksamkeit betrieben werde, und daß die Kolonisten entschlossen seyen, alle Hülfsquellen des Landes zu kultiviren. Zwei der Kolonisten, die Herren Franz Taylor und Friedrich James, waren eben im Begriff, eine Entdeckungsreise nach dem Innern des Landes zu unternehmen, und werden wahrscheinlich 6 bis 8 Monate abwesend seyn. Einer der eingebornen Häuptlinge hatte sich und seine Untergebenen unter den Schutz der Kolonie gestellt; zwei andere suchten um die nämliche Bewilligung nach und waren bereit, sich den Gesetzen der Kolonie zu unterwerfen; sie achten die Erlaubniß, sich Amerikaner nennen zu dürfen, für eine große Begünstigung. Vorkehrungen sind bereits getroffen, um in allen Niederlassungen Schulen zu errichten, und die Kolonisten scheinen sehr eifrig und bereitwillig mit ihren Beiträgen zu seyn. Eintracht und Friede herrschen unter den Ansiedlern, und der feste Wille durch ihren Gewerbsfleiß, ihren Unternehmungs- und Gemeingeist die Hoffnungen und Erwartungen ihrer Freunde in Amerika zu erfüllen."

Zum Schlusse noch einige, den Berichten der französischen geographischen Gesellschaft entnommene, allgemeine Bemerkungen.

„Durch die Errichtung einer Kolonie zu Kap Palmas, welches der Quai der ganzen südlichen afrikanischen Küste und des angränzenden Landes ist, das sich östlich nach dem Eingang von Biafra erstreckt, gewinnt man binnen wenigen Jahren durch den Handel mit den östlich wohnenden Völkerschaften einen bedeutenden Stapelplatz. Von Kap Palmas aus, oder nördlich von demselben ist es zu allen Jahreszeiten leicht nach dem grünen Kap und von da nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren; südlich hingegen ist die Fahrt höchst gefährlich. Eine Niederlassung an diesem Kap würde, so wie Monrovia, ein Markt für die benachbarten Völkerschaften werden, den die Kaufleute, selbst mit Aussicht auf größern Nutzen, jedem mehr östlich gelegenen Platz vorziehen möchten. Außer diesen kommerziellen Vortheilen bietet Kap Palmas auch noch den sichersten Ankerplatz auf der Straße zwischen Montserado und Voltu. Das Land aufwärts ist hügelig, fruchtbar und von zahllosen Strömen durchschnitten, an denen man Mühlen anlegen könnte. Die äußerste südliche Spitze der südwestlichen Küste würde dem Reiche, das wir in Afrika entstehen zu sehen hoffen, eine natürliche Schutzwehr gewähren."

„Ein anderer vortheilhafter Punkt ist die Insel Bulama, 17 Meilen lang und 9 breit. Sie steigt vom Ufer aus allmählich aufwärts und bildet im Mittelpunkt eine beträchtliche Höhe. Ihre Straße ist eine der besten an der ganzen Küste und die Höhe der Ebbe ist der Anlage von Mühlen äußerst günstig. Die Nebel sind nicht so dicht als auf dem niederen Land, und die Regenzeit hält nicht so lange an als zu Montserado.

„Im Jahre 1795 ward diese Insel von einer Gesellschaft englischer Kaufleute in Besitz genommen; allein Krankheiten, welche sie sich durch eigene Schuld zuzogen, nöthigten sie bald die Insel wieder zu verlassen, und seit dieser Zeit blieb sie herrenlos. Sie liegt an der Mündung des Rio Grande, dessen Gewässer die reichsten, fruchtbarsten Theile von Afrika und auch die von Mungo Park besuchten und beschriebenen Gegenden durchströmen. Seine Quellen sind nur wenige Tagereisen von denen des Senegal, Gambia und St. Paul entfernt, und es ist nunmehr außer Zweifel, daß der Ursprung des mysteriösen Flusses von Afrika sich innerhalb einer kleinen Entfernung von dem des Rio Grande befindet. Schiffe, welche aus Amerika kommen, berühren auf ihrer Reise nach Liberia das grüne Kap und Kap Roxo. Die Reise von den vereinigten Staaten nach den afrikanischen Kolonien würde durch eine Niederlassung auf Bulama kürzer und weniger gefährlich werden, und das Klima, welches dem der Vereinigten Staaten ähnlich ist, würde für diejenigen, welche aus den nördlichen Gegenden von Potomac auswandern, viel zuträglicher seyn."

„Zwischen Bulama und Liberia liegt die Kolonie Sierra Leone, welche die Engländer nur mit großen Opfern von Menschenleben erhalten können, und die sich daher, wenn jene Pflanzungen an Ausdehnung gewinnen, nothwendig mit ihnen vereinigen müßte. Hat einmal eine Niederlassung an den Ufern des Rio Grande festen Fuß gefaßt, so würde die Gesellschaft bald im Besitz der Kolonien am Senegal und Gambia seyn; die Stämme, welche nächst den Quellen des Niger wohnen, würden mit ihnen Handel treiben, und ist der Lauf des St. Paul, so wie man ihn vermuthet, so wäre eine bequeme Kommunikation zwischen dem Innern des Landes und der Hauptstadt der Kolonie offen. Auf diese Art würden dann ihre Gränzen die Quellen des Gambia, des Rio Grande, Nunes, Pongos, Sierra Leone, Kap Mount, Liberia und die Stämme der Krus umfassen."

Vermischte Nachrichten.

Die „Revue encyclopédique" gibt in ihrem neuesten Hefte eine Abhandlung über die finanzielle Lage der europäischen Staaten, der eine tabellarische Uebersicht des Einkommens und der Schulden aller Länder beigefügt ist. Dieser zufolge hat

	Fr. Einkünfte.	Fr. Schulden.
Frankreich . bei	987,620,000	5,900,000,000
Oesterreich . —	446,000,000	1,700,000,000
Rußland . . —	454,000,000	1,575,000,000
Polen . . . —	34,000,000	135,000,000
England . . —	1,585,000,000	20,345,000,000
Spanien . . —	178,600,000	4,000,000,000
Portugal . . —	54,096,000	160,000,000
Belgien . . —	90,000,000	849,000,000
Holland . . —	85,000,000	2,838,000,000
Sizilien . . —	84,000,000	500,000,000
Sardinien . —	70,000,000	400,000,000 ?
Kirchenstaat . —	45,000,000	550,000,000
Dänemark . —	55,000,000	150,000,000
Schweden . . —	41,000,000	84,000,000
Norwegen . .	8,500,000	27,000,000
Griechenland . —	6,000,000 ?	70,000,000

Es gibt in England einen Mann, der gewöhnlich zwanzig bis vier und zwanzig Stunden an einem Tage arbeitet, in den Sitzungen des Oberhauses und des obersten Gerichtshofes den Vorsitz führt, dem Staatsrathe beiwohnt, die Anfragen der Advokaten der beiden Königreiche beantwortet, und doch noch Zeit übrig behält, um vollständige Abhandlungen über staatsrechtliche und juridische Gegenstände für die Edinburger Revue, und Werke für den Elementarunterricht zu schreiben, während er zugleich über zehn Assoziationen, welche die Aufklärung und den Unterricht der arbeitenden Klassen zum Ziele haben, die Leitung führt. Dieser Mann ist Brougham.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 306. 2 November 1831.

Bilder aus Südamerika.*)

Südamerika ist von dem Tage an, wo der kühne Seefahrer zum ersten Male seine Küsten erblickte, für die alte Welt stets ein Wunderland geblieben, zu dem sich ihre Bewohner wie durch einen geheimen Zauber unwiderstehlich hingezogen fühlten. Was nur irgend Abenteuerliches und Wunderbares von der glühendsten Phantasie ersonnen werden konnte, wurde dorthin versetzt; und jedes kühne Herz, und jeder unternehmende Geist fühlte sich getrieben, die Eroberung des Eldorado's zu versuchen, von Westen in riesenhaftem Maßstabe verwirklicht schienen. Aber alle diese glänzenden Gebilde einer romantischen Phantasie sind verstoben, sind dahin mit den Tagen eines poetischen Zeitalters, und dennoch steht es noch immer den Geist des Abendländers nach jenem Lande der unermeßlichen Savannen, der Riesenwälder und gigantischen Gebirge und der endlosen Ströme, fernlich nicht mehr in der dichterischen Jugendlust nach kühnen Abenteuern, sondern im männlichen Ernste des Forschens und der Untersuchungen, dem hier noch ein weites unbetretenes Feld vorliegt. In dieser Beziehung bieten uns die vorliegenden „Feldzüge und Kreuzerfahrten in Venezuela und Neu Granada" eine Fülle köstlicher Bilder von der Natur, den Menschen, und insbesondere von den geschichtlichen Begebenheiten und Männern der neuesten Zeit, auf die das Gepräge der wilden Abenteuerlichkeit von der Natur übergegangen zu sein scheint. Ein dreijähriger Aufenthalt in jenen Ländern gab dem Verfasser dieses Werkes einen unermeßlichen Stoff, den er zu einem Buche verarbeitete, von dem Umfange einen richtigen Begriff geben als alle Bemerkungen. Wir beginnen daher vorerst mit einigen Landschaftsgemälden aus jener großartigen Natur, deren gigantische Schönheit kaum von einer Beschreibung erreicht werden dürfte.

1. Die Ufer des Orinoco.

Die Szenerie der Ufer dieses Flusses ist von bezaubernder Wirkung und von dem Verdecke eines Schiffes aus betrachtet, das langsam über das sanfte Gewässer hingleitet, bietet sie ein stets wechselndes Panorama von höchster Pracht. Die Ufer zu beiden Seiten sind mit undurchdringlichen Waldungen majestätischer Bäume bedeckt, die mit einander durch den „Bejuco," die gigantische Schlingpflanze Südamerika's, verflettet sind. Diese uralten Bäume, wenn sie durch die Länge der Jahre abgestorben sind (denn die Art des Menschen hat nie in diesen Wildnissen widerhall), werden von jenen riesenhaften Pflanzen noch aufrecht erhalten, die mit ihren ungeheuern Windungen die gigantischen Seefchlangen überbieten zu wollen scheinen, die in den Tiefen des Abgrundes hausen sollen. Man erblickt hier aber auch noch andere Schmarotzerpflanzen, welche mit Blumen von mannichfaltig schimmernden Farben Guirlanden von Baum zu Baum bilden. Zwischen den Aesten gaukeln Affen jeder Art und folgen dem Schiffe, sich von Ast zu Ast, mittelst jener Bejuco schwingend, die deßhalb von den Indianern den Namen „Affenleitern" erhalten haben. Die am meisten bemerkenswerthe Art dieser Baumbevölkerung ist der Araguato, ein großer rother Affe, den man meistens heerdenweise erblickt, wobei die Jungen auf den Schultern ihrer Mütter hängen. Diese Araguatos sind für die Pflanzungen, die sie heimsuchen, äußerst verderblich, da sie mehr Wurzeln und Früchte zerstören, als sie verzehren. Ihr Geheul während der Nachtzeit ist weit lauter, als man in Betracht der Größe des Thieres glauben sollte; so zwar, daß man sich genetzter fühlt, dieses furchtbare Geschrei Panthern oder andern großen reißenden Thieren zuzuschreiben. Drei englische Soldaten, die mit dem Heere Angostura verlassen hatten, und in der Nacht, während die Truppen gelandet waren, um zu kochen, desertirten, in der Absicht, zu Lande nach der Stadt zurückzukehren, wurden durch das Geheul dieser Affen so in Schrecken gesetzt, daß sie den Booten, die im Flusse Anker geworfen zu werden, da sie nicht anders glaubten, als von tausend Tigern umringt zu seyn.

Papagaien, Maccanos, Tucans und andere Vögel von prachtvollem Gefieder vollenden dieses schimmernde Gemälde und erfüllen die Luft mit ihrem mißtönigen Geschrei, das in gemessenen Zwischenräumen von dem Metallitone des Darra oder Glockenvogels erwidert wird, den man bald dicht am Ohre zu vernehmen glaubt, und dann im nächsten Augenblicke fernhin ersterben hört. In den kleinen Buchten, die meist mit prachtvollem Immergrün ganz überlaubt sind, erblickt man Pelikane, Löffelgänse und Garzons oder riesenhafte Kraniche die emsig mit dem Fischfange

*) Aus dem in diesem Jahre zu London in drei Bänden erschienenen Werke: Campaignes and Cruises in Venezuela and New Grenada and in the Pacific Ocean from 1817 to 1830 etc. Also Tales of Venezuela, illustrations of revolutionary Men, Manners and Incidents.

Digitized by Google

fang beschäftigt sind. Denkt man sich hiezu noch den Tyrannen des Stromes, den Alligator, der plötzlich hier und dort auftaucht und im Bewußtseyn seiner Uebermacht sich dahin treiben läßt zwischen den klumpigen Manatis und den beweglichern Tonios, die unaufhörlich haufenweise auf- und untertauchen, so kann man sich ungefähr ein Bild dieser Gegenden machen, das aber weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt.

2. Die Andes.

Die Schneegipfel der Andes kamen nun häufig zum Vorschein, je nachdem sich die niederern Berge, die zu ihnen führen, öffneten; sie schienen als eine unübersteigliche Mauer Neu-Granada zu verbollwerken. Je mehr ein Fremder sie betrachtet, desto weniger kann er die Möglichkeit denken, sie zu übersteigen. Die schmalen Pfade, die zu den Paramos geleiten, winden sich zwischen wilden Bergen hin, die völlig unbewohnt und mit unermeßlichen Waldungen bedeckt sind, die über den Weg herabhängen, und kaum einen Strahl des Tageslichtes durchbrechen lassen. Die Bäume sind von ungeheurer Größe, und werden unaufhörlich von den Wolken bewässert, die auf ihrem Zuge angehalten, stets über ihnen schweben, und fortwährend einen feinen Regen verursachen. Hiedurch werden die Wege schlüpferig, was den Uebergang außerordentlich gefahrvoll macht, und noch mehr für die wenigen auf den Tod ermüdeten Maulthiere und Büffel, welche die Beschwerlichkeiten des Weges und den gänzlichen Mangel des Futters überlebten, denn in der ewigen Nacht dieser Waldungen wächst nichts als Epheu, Flechten und Moos. An manchen Stellen rauschten die Waldströme, die von Fels zu Fels toben, in fast senkrechter Tiefe neben unserem schmalen Pfade hin und zwar in Abgründen, aus denen kaum ihr Gebrülle heraustönte, und wenn die erschöpften Thiere hinabstürzten konnte man ihrem Falle nachhorchen an den unter ihnen brechenden Gebüschen, die aus den Klüften dieser furchtbaren Abgründe hervorwachsen, bis man sie endlich in dem schäumenden Strom dahin treiben sah.

Der Anblick der Andes von den höhern Gebirgszügen aus ist von einer wilden Pracht. Obgleich sie, von den tiefergelegenen Bergen aus gesehen, völlig mit Schnee bedeckt scheinen, so ist doch in den Paramos außer dem unter Felsenvorsprüngen gesammelten, wenig davon zu sehen; denn die unaufhörlichen Windstöße, die durch diese traurigen Gegenden streichen, lassen ihn nicht anlagern. Auch sind an den Seiten einiger der höchsten Spitzen senkrecht abfallende Felswände, an denen kein Schnee haften kann; im Ganzen erscheint das Gebirge auf dieser Höhe wie mit Eis überzogen, das an manchen Stellen sich gespalten hat, und fortwährende Kaskaden herabstürzen läßt. Hier hört jede Spur eines gebahnten Weges auf, denn der Boden ist nackter Fels ohne die geringste Vegetation, einige dunkelfarbige Moose ausgenommen, nur hier und dort ist er mit gefrornen Strecken von Schnee bedeckt. Dessenungeachtet ist der Weg leicht zu finden, da er mit Knochen von Menschen und Thieren bezeichnet ist, die hier in dem Versuche, bei ungünstigem Wetter die Paramos zu übersteigen, zu Grunde gingen. In den Felsen erblickt man eine Menge Kreuze, die daran von frommen Händen zur Erinnerung an Wanderer, die hier verunglückten, befestigt wurden, und längs des Weges findet man Stücke von Sattelzeug, Koffern und andern Dingen, die zurückgelassen wurden, so daß man glaubt, der Spur eines geschlagenen Heeres zu folgen.

Ueber vielen Stellen des Weges hängen ungeheure Granitfelsen die zu wanken scheinen und jeden Augenblick auf den kühnen Wanderer herabzustürzen drohen, während ihm zur Seite Abgründe gähnen, in denen der Blick sich schwindelnd verliert. Ein Gefühl der entsetzlichsten Verlassenheit und Hülflosigkeit, das noch durch die Grabesstille umher verstärkt wird, bemächtigt sich der Seele; kein Laut ist zu vernehmen, nur bisweilen läßt der Condor sein heiseres Gekreische vernehmen, oder ein ferner Wasserfall sein eintöniges Gemurmel. Fortwährend ziehen Wolken vorüber, die so dicht sind, daß die tiefer gelegenen Wälder und Bergspitzen gänzlich davon verhüllt werden, und oft verdunkeln sie den Pfad an Stellen, wo man nur mit Schaudern daran denken kann, ihn zu verlieren, oder einen Fehltritt zu thun. Oft muß man sich auf den platten Leib niederwerfen, um den heftigen Windstößen zu entgehen, die hier mit unbeschreiblichem Ungestüm daherfahren. Das Himmelsgewölbe ist ein ununterbrochenes Tiefblau, und scheint dem Auge wirklich näher, als unten im Thale, aber obgleich der Sonnenball in völlig wolkenlosem Himmel schwimmt, so scheinen doch seine Strahlen alle wärmende Kraft verloren zu haben, und geben nur ein kränklich blasses Licht, das dem Vollmondschimmer gleicht.

In der Nacht scheint der Himmel tief dunkelblau; die Zahl der Sterne ist entweder wirklich vermehrt, oder scheint wenigstens so, jedenfalls aber funkeln sie mit weit stärkerem Glanze. Auch der Mond erscheint viel erhabener und kugelförmiger, und leuchtet in einem metallischen Glanze; die dunkeln Flecken hatten für das bloße Auge nicht die Tiefe, wie weiter unten betrachtet. Auf unserem Zuge erblickten wir große Sternschnuppen, an denen sich jedoch keine besondere Verschiedenheit von den gewöhnlichen bemerken ließ, nur viel länger schien ihr Lauf zu dauern und ihre Schnelligkeit weit größer zu seyn.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Die Entfernung, in welcher man schoß, war verschieden, doch gewöhnlich dreihundert Ellen (engl. zu 3 Fuß.) Eine Anzahl Männer mit kleinen weißen Fahnen in der Hand, war aufgestellt, um den Fall der Pfeile zu beobachten. Wenn die Geschosse der einen Partie weiter flogen, als die andern, so wehten sie mit den Fahnen, um davon die übertroffene Partie in Kenntniß zu setzen. Fielen die Pfeile zu kurz, so senkten sie ihre Fahnen, streckten aber das Bein aus, und riefen nau pau, d. h. geschlagen.

Dieses Spiel stand im höchsten Ansehen, und gewöhnlich wohnten der König und die Häuptlinge dieser Uebung als Zuschauer bei. Sobald es zu Ende war, wurde der Bogen und Köcher samt den Pfeilen einer eigens dazu bestellten Person in Verwahrung gegeben; die Schützen begaben sich wieder in den Marae, wo sie ihre Kleidung ablegen und baden mußten, bevor sie eine Speise anrühren und sich in ihre Wohnungen begeben durften. Wie Kriege,

Digitized by Google

Arbeit und Vergnügungen jeder Art unter dem Schutz einer besondern Gottheit standen, so hatten auch die Bogenschützen ihren Gott, Parnaiteapae genannt.

Auf den Gesellschaftsinseln bedient man sich der Bogen und Pfeile nur zu Vergnügungen, deßhalb sind ihre Pfeile, obwohl mit einer Spitze versehen, doch unbefiedert und deßhalb schießen sie vielleicht auch nicht nach einem Ziele, was sie im Speerwerfen und Schleudern thun, da sie letztere Waffen im Kampfe gebrauchen. Auch auf den Sandwichinseln bedient man sich ihrer nur zur Unterhaltung, vorzüglich bei Rattenjagden, keineswegs aber im Kriege was jedoch auf den Freundschaftsinseln der Fall ist. Auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln sind mit dem Heidenthume diese einst so hoch verehrten Spiele außer Uebung gekommen.

Eines der ältesten Spiele unter den Taheitern war das Faatito naa moa, wörtlich: Kampferregung unter Vögeln, oder das Hahnengefecht. Die Sagen des Volkes erzählten, die Vögel seyen auf den Inseln einheimisch, seit es dort Menschen gebe; bei der Einwanderung der ersten Ansiedler, die diese Inseln bevölkerten, seyen die Vögel mitgekommen. Nach andern mythischen Ueberlieferungen sind die Vögel zu gleicher Zeit mit den Menschen von Taaroa geschaffen worden.

Lange bevor noch fremde Schiffe an den Ufern dieser Eilande gesehen wurden, war bei ihnen schon der Gebrauch, Vögel zum Kampfe zu erziehen, einheimisch. Die zu dergleichen Gefechten bestimmten Thiere, wurden mit großer Sorgfalt gefüttert; ein mit schönem Schnitzwerk versehener Stand war im Hause für sie aufgerichtet. Der Vogel war daran mit einem breiten Bande befestigt, um sich nicht am Beine wehe zu thun. Sein Futter war gestoßene Brodfrucht, die in der Hand zu einem Teige geknetet, und in kleinen Stücken gegeben wurde. Der Vogel war abgerichtet, den Schnabel aufzusperren und Futter und Trank aus der Hand seines Herrn zu empfangen. Von Zeit zu Zeit besprengte man ihn auch zur Erfrischung mit Wasser.

Die Eingebornen waren fast überall diesem Spiel leidenschaftlich zugethan. Die Bewohner einzelner Bezirke stellten oft Kämpfe zwischen ihren Hähnen an. Ohne einen besondern Werth auf eine bestimmte Farbe zu legen, hielten sie es für sehr schön, wenn die Kampfhähne starke Schwingen, befiederte Hälse und lange Schweife aufzuweisen hatten. Denselben Sporen oder andere künstliche Waffen anzulegen war nicht im Brauche. Die Kämpfe wurden bei frühem Morgen angestellt, gleich nach Tagesanbruch, wo die Luft noch kühl, und der Hahn noch frisch und nicht von der Sonnenhitze abgemattet war.

Selten ließ man mehr als ein Paar den Kampf zugleich beginnen; sobald einer wich, wurde er für besiegt erklärt und ein neues Paar auf den Kampfplatz gebracht. Diese Unterhaltung wurde oft mehrere Tage hintereinander fortgesetzt, und hatte gleichfalls ihre Schutzgottheit. Rualfaaroa, der Gott der Hahnengefechte, erscheint unter den ältesten ihrer untern Gottheiten.

(Schluß folgt.)

Napoleon auf einem Balle.

(Aus den noch ungedruckten Memoiren eines Gefangenen.)

Napoleon war mit Marie Louise in Brüssel angekommen. Einige Tage darauf wurde er von den Einwohnern zu einem großen Balle eingeladen. Das Stadthaus von Brüssel, dieses prachtvolle gothische Gebäude, war der Ort, wo das Fest gegeben wurde. Die Treppe, die zu dem herrlichen Saale führt, ist wenigstens sechzehn Fuß breit; allein der Kaiser wollte dem Feste nicht beiwohnen, wenn nicht noch eine Stiege erbaut würde. Da die Einrichtung des Gebäudes kaum eine solche Veränderung zuließ, so waren der Maire und die Stadtbehörden in nicht geringer Verlegenheit. Endlich entschloß man sich zwei Fenster der Vorderseite des Hauses in einen Eingang zu verwandeln. Ein hölzernes Stiegenhaus wurde sofort in acht und vierzig Stunden verfertigt; es war mit Tapeten ausgeschlagen, die Balustraden waren prächtig mit künstlichen Blumen und Musselinbehängen geschmückt und das Ganze ungemein glanzvoll beleuchtet. Dieser hölzerne Palast strahlte als eine blendende Lichtmasse. Der Kaiser und die Kaiserin kamen um acht Uhr mit zahlreichem Gefolge von dem Palaste Lacken an. Gegen fünfhundert Personen wohnten dem Feste bei, und ich hatte das Glück, unter ihrer Anzahl zu seyn. Die Kaiserin trat an die Spitze der Kolonne eines Contretanzes und tanzte so mit wenigstens hundert Personen, deren jeder sie mit größter Anmuth die Hand reichte. Sie stand damals in voller Jugendblüthe, und obgleich ihr Gesicht nicht schön genannt werden konnte, so bezauberte sie doch das Auge durch ihr majestätische Miene und ihre schöne Gestalt. Sie schien am Tanze so viel Freude zu finden, als irgend Jemand, der zugegen war. Der Kaiser schien keinen Theil an der Unterhaltung zu nehmen; ich bemerkte, daß er die ganze Zeit über mit nicht mehr als etwa sechs Personen sich unterhielt und den Damen wenig Aufmerksamkeit schenkte. Zu einer derselben hörte ich ihn mit eigenen Ohren in seiner gewohnten Kürze sagen: „Sie sind verheirathet?" — „Ja, Ew. Maj." — „Ist Ihr Gemahl beim Heere?" — „Nein, Sire, er ist ein Kaufmann." — Der Kaiser that keine Frage mehr, sondern kehrte sich kurzweg um und ging nach einer andern Seite des Saales. Er nahm auch keine Erfrischungen an.

Kaum war der zweite Contretanz zu Ende, als ungefähr zwanzig Grenadiere der französischen Garde mit aufgepflanztem Bajonette in den Saal stürzten und im Doppelschritt mitten durch die Tänzer bis zum anderen Ende des Saales eilten, wo sich der Kaiser und die Kaiserin zunächst der Thüre befanden, vor welcher man, als sie geöffnet wurde, eine zweite Kompagnie Grenadiere gewahr wurde, die den Ausgang besetzt hielten. Im ersten Augenblicke glaubte die Gesellschaft, eine Militärverschwörung sey ausgebrochen; aber noch ehe man Zeit hatte, darüber nachzudenken, hörte man von allen Seiten das Geschrei: Feuer! Feuer! Unsere Bestürzung war furchtbar; beide Ausgänge des Saales waren mit Soldaten verstopft, die Niemand, was immer auch sein Rang seyn mochte, wenigstens drei Minuten lang durchließen. Erst nachdem der Kaiser und die Kaiserin ihren Wagen erreicht hatten, wurden die beiden Treppen von den Soldaten geräumt, und die Gesellschaft stieg etwas eilfertiger hinab, als sie wenige Stunden zuvor heraufgekommen war. Es war ein Glück, daß von dem diensthabenden Personale so gute Vorkehrungen getroffen worden waren, ohne welche Unglücksfälle unvermeidlich geworden seyn würden. Man hörte nicht von einem Einzigen. Bald war man überzeugt, daß der Feuerlärm nur entstanden sey, weil einige Musselinvorhänge und künstliche Blumen mit den Lampen in zu nahe Berührung gekommen seyen. Die Flamme verbreitete sich nicht weiter; eine große Menge Personen kehrte nach dem Saale zurück, und der Tanz dauerte bis zum Anbruch des Morgens.

Hochzeitgebräuche der Georgier.

(Schluß.)

Nach geendigter Anrede erheben sich Braut und Bräutigam, der Hochzeitvater *) tritt zu ihnen, überreicht ihnen zwei brennende Wachskerzen,

*) In Georgien haben Braut und Bräutigam nur Einen Hochzeitvater (Natiqa), dem sie unbegränztes Vertrauen und Achtung beweisen, und der in der Folge der Pathe ihrer Kinder ist

stellt sich hierauf hinter das Brautpaar und gibt mit einem Säbel das Zeichen zum Aufbruche nach der Kirche.

Auf dieses Zeichen setzt sich die ganze Gesellschaft unter Gesang, Musik und dem Donner von Gewehrsalven *) in Bewegung.

Während Jeder in der Kirche seinen Platz einnimmt, verfertigen der Priester und der Hochzeitvater zwei dünne Schnüre aus weißen Seidenfaden, welche der erstere auf dem Altare niederlegt, und zu gleicher Zeit wird ein prächtiger persischer Teppich auf die Erde gebreitet. Sobald das Brautpaar diesen Teppich betritt, um den Segen zu empfangen, legt der Hochzeitvater seinen Säbel **) vor ihnen nieder, nimmt hierauf ein Kreuz, welches ihm der Priester überreicht, und hält es während der ganzen Ceremonie über das junge Paar. Hat man diesem die Kränze ***) aufgesetzt, so schlingt der Priester eine der beiden Schnüre um den Hals des Bräutigams, vereinigt die beiden auf die Brust herabhängenden Enden mit Wachs, und hängt statt eines Siegels das vom Hochzeitvater gehaltene Kreuz daran; auf dieselbe Weise befestigt er die zweite Schnur um den Hals der Braut.

Gewöhnlich erst nach dem dritten oder vierten Tage erfolgt die Erlaubniß, diese Schnüre zu lösen, und bis dahin muß das junge Paar auch Enthaltsamkeit beobachten. Diese Gewohnheit stammt von den Griechen, bei denen sie, besonders bei gemeinern Leuten, noch im Gebrauch ist, und wie ein Glaubensartikel gehalten wird.

Die Ceremonie des Ablösens jener bedeutungsvollen Schnüre ist der letzte Akt der Hochzeitfeier; ist dieser vorüber, so überreicht der junge Mann seiner Gattin ein seidenes Schnupftuch, das diese in die rechte Hand nimmt, worauf sie ihrem Gatten mit langsamen Schritten nach seiner Behausung folgt, wohin sich auch unter Gesang und Musik alle Gäste begeben. Sobald die jungen Eheleute eintreten, gibt die Mutter des Mannes Jedem ein Stück Zucker als Symbol eines zufriedenen und von allen Bitterkeiten freien Lebens, worauf man sie nach dem prächtig geschmückten und beleuchteten Dorbas †) begleitet, wo sie sich auf einen eigens für sie bereiteten erhabenen Sitz, ohne Baldachin, niederlassen. Hier empfangen sie nun die Glückwünsche der Gäste, von denen jeder ein seinem Vermögen angemessenes Geschenk überreicht, welches zuweilen aus mancherlei modischen Kleinigkeiten besteht. Jede Gabe wird von dem Priester oder dem Hochzeitvater auf einer silbernen Schüssel in Empfang genommen, und dabei von diesem Namen und Stand des Gebers, so wie des Geschenks, laut genannt.

Dieser Gebrauch schreibt sich, zufolge der Tradition, von den alten georgischen Königen her, welche bei ihrer Thronbesteigung die Glückwünsche ihrer Unterthanen auf ähnliche Weise empfingen. Eine ähnliche Gewohnheit findet man auch bei den asiatischen Muselmännern.

Sobald Namen und Geschenke aller Gäste verkündet sind, beginnt der Tanz, an welchem vorzugsweise die Frauen allein Theil nehmen. Die Männer begnügen sich theils am Zuschauen, wobei sie die jungen Mädchen mit Gold- und Silbermünzen beschenken, die von diesen zwischen die Lippen genommen werden; theils spielen sie in den anstoßenden Gemächern Schach oder unterhalten sich auf andere Weise. Spiel und Tanz dauern bis zum Nachtessen, bei welchem der Hochzeitvater die Honneurs macht. Die Männer speisen abgesondert von den Weibern in verschiedenen Sälen, wobei häufig auf die Gesundheit des neuen Paares getrunken wird. Die junge Frau hält sich während des Mahles zu den Frauen oder bleibt bei ihrem Gatten auf dem erhabenen Sitze, wo sie vom Hochzeitvater mit Speisen und Früchten auf Silber bedient werden. Nach einer alten unveränderlichen Sitte darf die junge Frau kein Gericht berühren.

Die Gäste werden drei Tage hindurch im Hause der jungen Eheleute, die man während dieser Zeit König und Königin nennt, bewirthet. Am dritten Tage, nach dem Nachtessen oder wenige Augenblicke vor dessen Ende, löst der Priester feierlich das erwähnte Siegel, bei welcher Gelegenheit der beste Redner unter den Verwandten dem jungen Paar eine Lobrede hält. Hierauf tritt der Hochzeitvater vor, hebt mit seinem Säbel den Schleier der jungen Frau und liest die lange Liste der Hochzeitgeschenke ab, womit sich der letzte Hochzeitstag schließt.

Diese Gebräuche werden gegenwärtig nur noch von den ältern Georgiern befolgt; mit der Zeit und durch Annahme der weit einfachern europäischen Sitten wird bald jede Spur dieser alten Ceremonien verschwinden.

*) Zur Zeit der Könige ward in Georgien bei Vermählung angesehener Personen auch mit Kanonen gefeuert.

**) Bei jeder Thüre, an welcher das Brautpaar, auf dem Zuge nach der Kirche und wieder zurück, vorübergeht, hält der Hochzeitvater seinen Säbel über dasselbe; dieser Gebrauch sowohl als das Niederlegen des Säbels zu dessen Füßen während des Segens soll andeuten, daß diese Waffe stets zu seinen Diensten sey, und daß der Besitzer derselben sich verpflichte, das Brautpaar sein ganzes Leben hindurch zu schützen wie seine eigenen Kinder.

***) Die Hochzeitkränze sind von Goldpapier und sehr leicht; eine Quantität Goldflittern hängt von denselben an Schnüren bis auf die Schultern herab. Das ganze Hochzeitfest hindurch, welches zwei bis drei Tage dauert, darf das junge Paar diese Kränze nicht ablegen.

†) Der Dorbas ist ein großer sehr hoher Sommersaal, dessen rundes, kegelförmig gewölbtes Dach über das des Hauses emporragt. Die Bauart dieser Säle gleicht ganz den Filzhütten oder Jurten der Kalmucken; ihre bedeutende Höhe eignet sie während des Sommers besonders zu Speisesälen.

Vermischte Nachrichten.

Bei den letzten Hinrichtungen zu Lissabon am 24 September, wo der Legitimität Don Miguels abermals ein und zwanzig Opfer fielen, war jeder von den Verurtheilten, als man sie zum Richtplatz führte, von zwei Mönchen begleitet, um ihnen ein seliges Sterbstündlein zu bereiten und sie von Herzensgrund bereuen zu lassen, daß sie gegen den Gesalbten des Herrn, den guten König Miguel, so schwer sich vergehen konnten. Einer dieser abscheulichen Verbrecher, ein Tambour seines Zeichens, der trotz allen trostlichen und salbungsreichen Reden seines Beichtvaters keine rechte Lust daran finden konnte, das Zeitliche mit dem Ewigen zu verwechseln, ging in seiner ruchlosen Verstocktheit so weit, daß er wiederholt ausrief, man möge ihm, da nun doch einmal gestorben seyn müsse, nicht mit unnöthigen Redensarten seine letzten Augenblicke verbittern; ja als ihn der fromme Vater mit Gott und dem ewigen Feuer drohte, erwiederte der verzweifelte Trommelschläger, wenn es einen Gott gäbe, so würde er nicht so ungerechter Weise sterben müssen. Der eine Mönch gab nun alle Hoffnung auf, den grundverstockten Böswicht bekehren zu können; der andere aber ließ nicht ab, zu bitten und beschwören, der Trommelschläger möge doch um seines eigenen Seelenheiles willen seinen Verrath gegen Don Miguel bereuen, und sich so Verzeihung seines Verbrechens und die ewige Glückseligkeit in der andern Welt zu erkaufen. Allein er predigte tauben Ohren. So langte der Zug auf dem verhängnißvollen Platze seiner Bestimmung an. Auch jetzt noch blieb der Trommler ungerührt, und der Mönch ließ nicht ab, ihm die Hölle so heiß als möglich zu machen. Schon waren die Verurtheilten in eine Reihe gestellt und die Mannschaft bereit das tödtliche Feuer zu geben; schon hatten sich alle Mönche zurückgezogen, nur der des gottlosen Trommlers fuhr fort, an der Bekehrung des armen Sünders zu arbeiten. Da erfaßte diesen auf einmal die äußerste Verzweiflung. „Da Du mir denn so große Glückseligkeit verheißest," rief er, und umfaßte dabei den Mönch mit beiden Armen, „so komm und genieße sie mit mir." Der Mönch fiel vor Schrecken um und riß den Tambour mit sich zu Boden. In demselben Augenblicke krachten die Flinten und streckten ihre Scheiben zu Boden. Nur der Mönch und der Trommler blieben unversehrt. Indeß zog man diesen unter der Kutte hervor und that ihm sein Recht an. Aber auch der Mönch wurde halbtodt von Schreck in sein Kloster getragen und starb am folgenden Tage.

Die Times berechnen: „Der Klerus von England und Ireland hat gegen 6,400,000 Seelen unter seiner geistlichen Obhut, und bezieht davon ein jährliches Einkommen von 8,852,000 Pf. St. Die Dissentirs in England und Ireland belaufen sich auf 14,600,000 Seelen und zahlen dafür ihren geistlichen Hirten jährlich nur 1,024,600 Pf. St. Der Klerus der ganzen Christenheit, England und Ireland ausgenommen, verwaltet die Seelsorge über ungefähr 188,728,000 Seelen und hat ein Einkommen von nicht mehr als 8,852,000 Pf.; so daß also die gesammte Geistlichkeit von allen Sekten in England und Ireland bei einer Bevölkerung von nur 21,000,000 Menschen mehr bezieht als die Geistlichkeit der ganzen christlichen Welt."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 307. 3 November 1831.

Der russische Gilblas.

Petersburg und Moskau.

Eine Reihe von Abenteuern hat Wischnigin in den kirgisischen Steppen, unter Schauspielerinnen im Gefängnisse, mit falschen Spielern, verrätherischen Freunden, und der Verdorbenheit der höchsten und niedrigsten Klassen der Gesellschaft bestanden, als ihn endlich sein Schicksal nach Petersburg führt, von dem er folgende interessante Schilderung entwirft:

„Ich kam des Nachts in Petersburg an, und stieg in einem Gasthause ab, welches im Mittelpunkte der Stadt und dicht an der ungeheuern Straße lag, welche die Newsky-Perspektive heißt, weil sie sich von der Newa und Admiralität, bis zur Brücke des Palastes Anitschkof, ja bis zum Kloster des heiligen Alexander Newsky erstreckt.

„Den Tag darauf machte ich eine Spazierfahrt in der Stadt, um mich in den Straßen zu orientiren, die ich bloß aus einem Plane der Stadt kannte. Die allgemeine Sauberkeit, die Ordnung, ich weiß nicht, welche anmuthige Einfachheit, selbst im Prächtigen, machten auf mich einen angenehmen Eindruck, und brachten mir eine hohe Idee von der Bildung einer solchen Stadt bei. Ich sah hier nicht die antiken Equipagen, nicht die Hanswurstlivreen Moskaus; ich fand keine kleinen schmutzigen Straßen, keine buntscheckigen Häuser, geziert, oder besser verunstaltet, mit abscheulichen Bildhauerarbeiten; keine kleinen garstigen Boutiquen, verpesteten Kellern ähnlich, und keine halbeingefallenen Hütten neben prächtigen und öden Palästen. Ich hatte bisher noch nicht gewußt, was eine europäische Stadt war, und sah bald ein, warum die Einwohner von Petersburg Moskau das große Dorf nannten. Indessen wird Moskau wegen seiner Lage, seiner Alterthümer, seiner geschichtlichen Denkwürdigkeiten immer den Vorrang vor der neuen Hauptstadt behalten. Wenn Petersburg das Haupt Rußlands ist, bleibt Moskau sein Herz. Moskau ist für die Russen das, was Rom für die Abkömmlinge der Besieger der Welt war, als Konstantin der Große den Sitz des Kaiserthums an das prächtige Ufer des Bosporus verpflanzte. Moskau ist die Wiege der ältesten russischen Familien, und der Stützpunkt der Macht des Reichs. Welche Reize auch Petersburg, dieses Denkmal der Größe Peters des Ersten und seiner Nachfolger, einem Russen darbieten kann, das Herz wird ihm stets beim bloßen Gedanken an Moskau stärker schlagen. Gleich wie dem Mahomedaner der Islamismus zum Gesetze macht, wenigstens einmal in seinem Leben Mekka zu besuchen, macht sich's der Russe zur heiligen Pflicht, Moskau mindestens einmal zu sehen. Der Anblick des Kremi's und der heiligen Tempel, wo sich die Wünsche, die Hoffnungen, die Freuden und Besorgnisse unsrer Vorfahren vereinigten, erhebt die Seele und nährt die Vaterlandsliebe."

(Schluß folgt.)

Die neue Briseis.

(Fortsetzung.)

Die schöne Cerigotin verbarg ihr Vorhaben, Smyrna zu verlassen, sorgfältig vor ihrer Familie, die auch nichts davon erfuhr, bis einige Hausgenossen ausplauderten, Lady S. werde nach Konstantinopel gehen, und Katinko mit sich nehmen. Die Mutter des armen Mädchens rannte auf diese Nachricht in die Wohnung der Lady S. und verlangte unter Worten und Drohungen einer Furie ihr ungehorsames Kind. Die gutherzige Lady würde gern eingewilligt, und Katinko entlassen haben, wenn ihre Mutter das feierliche Versprechen gegeben hätte, ihre Tochter nicht mehr mit der Heirath zu verfolgen; allein die grimmige Alte bestand darauf ihre Tochter zu haben, und vermaß sich hoch und theuer, sie müsse den ihr von der Familie zugedachten Mann heirathen. Dieß bestärkte natürlich Lady S. in ihrem Entschlusse, das in Thränen aufgelöste und verzweiflungsvolle Mädchen nicht zu verlassen; man gebot der Alten das Haus zu verlassen. Sie ging, aber ehe sie die Wohnung verließ, wendete sie sich mit ihrem bleichen, hagern Gesichte gegen die Frau des Hauses und ihre Tochter, erhob ihre krallenartigen Hände und stieß, wie eine wahnsinnige Cassandra anzuschauen, die gräulichsten Flüche über sie aus, so daß die übrigen griechischen Diener des Hauses mit Speichel sich die Brust benetzten, damit nichts von den schrecklichen Verwünschungen an ihnen haften bleibe.

Von diesem Augenblicke an durfte Katinko nicht mehr das Haus verlassen, wo sie sich wie in einem Asyle sicher halten konnte; denn die Wohnungen der reichen Franken werden in der ganzen Levante von Türken und Jedermann mit einer gewissen heiligen Achtung betrachtet. Endlich kam der Tag der Abreise; Alles Reisegeräthe war bereits eingeschifft; Lady S. befand sich mit ihren

Digitized by Google

Kindern bei einem Besuche in der Nachbaeschaft; ihr Gemahl und drei französische Herren waren in dem ausgeräumten Hause in einem Gespräche begriffen, und Katinko und die übrige Dienerschaft harrten nur des Winkes, um an Bord des englischen Schiffes zu gehen, das ganz nahe in der Bay vor Anker lag. Plötzlich wurde die Unterredung durch ein langes schellendes Geschrei unterbrochen, sie sahen Katinko an ihnen mit den Worten vorüberstürzen: „Mein Bruder! Meine Verwandten! Sie besetzen das Haus!" Dann flog sie die Stiege hinab, und schloß die Thüre, worauf sie unter Händeringen und Thränen flehte, sie in Schutz zu nehmen.

Die fränkischen Häuser in Smyrna sind fast alle auf dieselbe Weise gebaut; ein Doppelthor, das bei Tage stets offen bleibt, führt von der Straße in einen Hof, längs welchem sich die Wohnung hinzieht, eine zweite Thüre, die bei Tage gleichfalls offen steht — denn so fremdartig gemischt auch die dortige Bevölkerung ist, so hört man doch selten von Einbrüchen — führet zu einer Stiege, auf der man in einen Corridor gelangt, in welchem die Zimmer neben einander liegen, mit der Thüre auf den Gang heraus wie die Zellen in einem Kloster. Ein Blick duech das Gitterwerk des Corridors zeigte Herrn S. und seinen Feeunden den Hof mit Cerigoten gefüllt, die alle wohl bewaffnet waeen, und Einlaß oder die Auslieferung der Katinko verlangten. Ohne viel Redens zu machen, gingen die wüthenden Insulaner darau, die Hausthüee einzubeechen, abee da sich diese nach Außen öffnete, und zufällig stäeker wae, als es in Smyrna gewöhnlich ist, so kamen sie damit nicht so leicht zu Stande. Plötzlich aber tritt ein griechisches Mädchen, die Tochter von Lady S. Amme, die nichts von dem ganzen Vorgange wußte, mit einem Kinde, iheer Schwester, auf dem Arme in den Hof. Sogleich stürzt sich auf sie einer der Cerigoten wie ein Tiger auf seine Beute, entreißt ihr das Kind, hebt es mit der einen Hand in die Höhe, zuckt mit dee andeen einen breiten Doich und schwört, das Kind augenblicklich zu durchbohren, wenn nicht geöffnet werde. Dieß wae ein Anblick, den ein Mutterherz nicht zu eetragen vermochte, und die Muttee dee beiden Kinder, die Dieß vom Hause aus ansah, stürzte nach der Thüre und öffnete sie.

Gegen dreißig Männer mit wilden Gesichtern drängten sich hereiu, jedee bewaffnet mit einem Dolch oder Yataghan; die Arme nackt, die Köpfe unbedeckt von dem Kalpak oder Feß, ihr schwaeges Haar wie Mähnen schüttelnd voe Wuth, auf dem Munde Schaum stürzten sie in den Korridoe, wo der Engländer und seine Freunde sich befanden. Kein Stuhl, kein Tisch war mehr im Hause, so völlig war es aufgeräumt, nicht einmal ein Stock war zur Hand, um sich zu vertheidigen, so erwarteten sie die eingedrungenen Griechen, eben nicht mit dem erfreulichsten Gefühie.

Im nächsten Augenblicke befanden sie sich unter den Fäusten dieser verzweifelten Gesellen, die ihnen den Dolch auf die Brust setzten, und schwoeen, sie auf der Stelle niederzustechen, wenn sie nicht Katinko herausgäben. Es war nicht Zeit, sich zu besinnen, oder zu weheen, die Zimmer standen offen, und Heer S. hieß sie gehen und das Mädchen suchen, drohte ihnen aber zugleich auch mit den Folgen, die füe sie eine so unerhörte Verletzung des Hausfriedens haben würde. Ohne seine letzten Worte abzuwarten, ließen die Cerigoten die Franken los, und vertheilten sich durch das Haus, um das aeme Mädchen zu suchen, das sich versteckt hatte, wobei sie ihre Waffen schwangen und die furchtbarsten Verwünschungen ausstießen.

Während sie so nach ihrem Opfer umher schnaubten, eilten die beiden Freunde des Herrn S. die Stiege hinab, in der Absicht, auf der Straße Hülfe zu suchen; als sie dem Hofthore sich näherten, sahen sie eben so funkelnde und breite Dolche ihnen entgegen blitzen, als erst vor einem Augenblick auf ihre Brust gezückt waeen, und ein Haufe Cerigoten, der den Eingang besetzt hielt, wies sie unter einem Strome von Drohungen und Flüchen zurück, woran das romaische Wöeterbuch an sich schon reich genug ist, aber noch durch die „Kiopeks" — „Pezavinks" und „Karatas" ihrer guten Feeunde der Türken Zuwachs erhielt, die den Griechen — wenn irgendworin — in obscönen Flüchen bei weitem überlegen sind.

Inzwischen hatten die Cerigoten, die das ganze Haus duechstöberten, die verzweifelnde Katinko in einem Winkel gefunden, und ihr Wuth schnaubender Bruder wollte sie im ersten Augenblicke niederstechen, woran ihn aber seine Gefährten hinderten. Als die beiden Franzosen von ihrem unfreundlichen Empfang an der Hofthüre wieder heranflamen, begegneten sie dem unglücklichen Mädchen, das von den Cerigoten hinweggeschleppt wuede. Der Anblick war herzzereißend, die rohen Insulaner hatten ihre zarte Gestalt gepackt, als wäre sie gefühlloses Eisen, und höhnten sie mit allen gehässigen Vorwürfen, die ihnen ihre beeedte Wuth eingab; das Mädchen selbst wand sich unter ihren ehernen Griffen mit konvulsivischen Anstrengungen, während ihr langes schwarzes Haar über ihr Gesicht und die sehnigen Arme ihrer Landsleute aufgelöst herabfiel; ihre schrillende Stimme ließ die schneidendsten Töne und Klagen hören, und ihre Augen schossen durch ihre Thränen Blicke, die Blitzen hinter Strömen von Regen zu vergleichen waren.

Als sie den beiden Franzosen begegnete, flehte sie mit den rührendsten Worten, sie aus den Händen dieser rohen Männer, ihrer geausamen Verwandten, zu retten, und mit der Keaft der Verzweiflung sich losreißend, stürzte sie sich zwischen beide; umklammerte mit krampfhaften Händen den Arm des Einen und beschwor sie um Gottes Baemherzigkeit willen, bei den Panagia und allen Heiligen im Himmel, sie nicht ihrem verhaßten Liebhaber zuführen zu lassen. Allein so ritterlich auch das Herz der beiden Franken schlagen mochte für das unglückliche Mädchen, ihr zu helfen mußten sie Waffen, mußten sie vor Allem die Kraft der ritterlichen Riesenbändiger und Baumauswurzler der alten Zeit besitzen. Da sie weder Eines noch das Andere hatten, so mußten sie die Entführung geschehen lassen.

Die kühnen Cerigoten schleppten das Mädchen ohne Widerstand hinweg und führten sie zu dem griechischen Erzbischof von Smyrna, dessen geistlichen Beistand sie gegen die widerspenstige Jungfrau aueufen wollten. Die Familie und dee von ihr erkorene Bräutigam der Katinko betheuerten, es sey die Absicht von Lady S. gewesen, nicht bloß das verblendete Mädchen ihren natürlichen und rechtgläubigen Beschützern zu entführeen, sondern auch sie mit einem Manne von ihrem Glauben zu verbinden. An wenig Orten herrscht ein so tiefeingewurzeltee Haß als zwischen den katholischen und griechischen Gemeinden in Smyrna; die falsche Angabe von Lady S. Absichten hatte viele Cerigoten bewaffnet und bewirkte, daß

Digitized by Google

jetzt auch viele andere Griechen sich den Verwandten der Katinko und ihrem Bräutigam anschlossen.

Wenn wir vorhin die Cerigoten kühn nannten, so mag vielleicht Manchen das Unternehmen, ein Mädchen zu entführen, eine Amme zu schrecken und vier waffenlose Franken zu überwältigen, keine Heldenthat scheinen, die den Namen kühn verdient; allein es ist zu bemerken, daß Alles dieß bei hellem Tage, in der Frankenstraße zu Smyrna vorging, wo sie leicht einen zahlreichen Widerstand finden konnten; daß die Wohnung der Lady S. dicht am Bazar und am türkischen Quartiere lag, wo zwei oder dreihundert Türken, die sich nur allzunglücklich fühlen, ihre Yataghans gegen Griechen ziehen zu können, bis an die Zähne bewaffnet herbeieilen konnten, und endlich daß die Cerigoten zwar wohl mit Dolchen versehen waren, aber keine Pistolen oder Flinten mit sich führten, wie sie den Türken nicht gefehlt haben würden.

(Schluß folgt.)

Religiöse Statistik der Vereinigten Staaten im Jahre 1830.

Da über den Stand der verschiedenen Kulte in den Vereinigten Staaten bis jetzt noch nichts zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist, so dürften die nachstehenden Notizen, die man einem jungen französischen Missionär in Neu-Orleans verdankt, um so willkommener seyn.

Die amerikanische Union bestand anfänglich nur aus englischen Kolonien; erst im Jahre 1803 wurde Luisiana, welches bis dahin Frankreich gehörte, damit vereinigt und Florida, welches abwechselnd die Franzosen, Engländer und Spanier im Besitz hatten, wurde erst im Jahre 1820 der Union einverleibt. Die Bewohner beider Länder waren Katholiken, die der übrigen Vereinigten Staaten Protestanten.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Vereinigten Staaten beträgt mehr als 12 Millionen, die wilden Völkerschaften ungerechnet, deren Zahl sich auf 300,000 Seelen beläuft, von denen der Freistaat Michigan allein 30,000 enthält. Die Bevölkerung der englischen Kolonien, welche das Joch des Mutterlandes abgeschüttelt hatten, betrug im Jahre 1785 nur 3 Millionen.

Zuvörderst hier einige Bemerkungen über die Zeit der Gründung einiger dieser Kolonien und der damals bestehenden Gesetze, denen dann eine kurze Andeutung über den Katholizismus und die verschiedenen protestantischen Sekten in den Vereinigten Staaten folgen soll.

Virginien wurde von Engländern bevölkert, welche sich im Jahre 1610 unter Leitung des Lord Delaware und unter Befolgung der bürgerlichen und religiösen Gesetze ihres Vaterlandes daselbst niederließen. — Neu-York und Neu-Jersey waren im Jahre 1614 von Holländern bewohnt, welche im Jahre 1664 von den Engländern unterjocht wurden. — Im Jahre 1625 ließen sich die Engländer in Neu-Hampshire und im Jahre 1628 im Massachussets nieder; im Jahre 1627 nahmen sie Delaware den Holländern ab und führten ihre Gesetze und Religion daselbst ein. — Im Jahre 1632 führte Lord Baltimore eine Kolonie nach dem Gebiete von Maryland, welches ihm Karl I überlassen hatte; er bewilligte dort Glaubensfreiheit, allein im Jahre 1654 ließ Cromwel die Katholiken vertreiben. — Connecticut wurde im Jahre 1635 dem Grafen Warwick überlassen; Puritaner ließen sich dort nieder und setzten die Verordnungen gegen die Katholiken in Kraft. — Im nämlichen Jahre ließ William Roger, ein puritanischer Geistlicher, sich auf Rhode-Island nieder. Carolina fiel Karl II zu, der es im Jahre 1662 dem Lord Clarendon überließ, dem er zwei Jahre später auch noch Georgien gab; Engländer waren die ersten Bewohner dieser Kolonien. — Im Jahre 1681 verlieh Karl II dem Wilhelm Penn Pennsylvanien, der sich mit einer Gesellschaft von Quäkern, deren Haupt er war, daselbst niederließ und Glaubensfreiheit gestattete. — Die Staaten im Innern, als: Kentucky, Tennessee und Ohio, wurden erst seit der Unabhängigkeitserklärung, also unter dem Einflusse der Glaubensfreiheit, bevölkert. Die katholische Religion wurde nur in Pennsylvanien und Maryland geduldet. Die Kolonien hatten das Recht ihre Verwaltung unter Aufsicht der Regierung selbst zu besorgen, die Katholiken waren jedoch von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen.

Wir sagen nichts von Florida; denn als es im Jahre 1820 den Vereinigten Staaten einverleibt wurde, wanderte mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung nach der Insel Cuba aus, und es behielt kaum 4 bis 5000 Einwohner. Da Luisiana Spanien und Frankreich gehört hatte, so waren alle seine Bewohner Katholiken; allein sobald es den Vereinigten Staaten einverleibt war, wurde es von einer Menge Auswanderer aus den übrigen Provinzen der Union überschwemmt.

In den Vereinigten Staaten leben etwas mehr als 500,000 Katholiken; indeß kann keine der dort bestehenden Religionssekten sich einer so großen Anzahl von Proselyten rühmen. Seit zwanzig Jahren sind bereits eilf Diöcesen errichtet worden, und ihre Anzahl steigt, wie nachstehende Uebersicht beweist, fortwährend.

1) Das Bisthum Baltimore wurde im Jahre 1789 durch ein Breve Pius VI errichtet und von Pius VII im Jahre 1808 zum Erzbisthum erhoben; es begreift Maryland und den Distrikt von Columbien, wo die Stadt Washington liegt, und hat 80,000 Katholiken mit 52 Priestern. 2) Das Bisthum Neu-Orleans, unter Pius VII errichtet, umfaßt die Staaten von Luisiana und am Mississipi, und das Bisthum St. Louis, welches davon getrennt wurde; es zählt 100,000 Katholiken mit 80 Priestern. 3) Das Bisthum Neu-York, errichtet im Jahre 1808; es besteht aus Neu-York und der Hälfte von Neu-Jersey, und zählt ungefähr 150,000 Katholiken mit 20 Priestern. 4) Das Bisthum Boston, im Jahre 1808 errichtet, begreift die Staaten von Massachussets, Connecticut, Rhode-Island, Vermont, Neu-Hampshire und Maine; es hat 15,000 Katholiken mit 8 Priestern.

In Massachussets hat die Regierung eine eigene Auflage ausgeschrieben, wovon die Geistlichen aller Kulte nach dem Verhältnisse der Zahl ihrer Anhänger bezahlt werden.

5) Die Diöcese Philadelphia, im Jahre 1808 errichtet, begreift Pennsylvanien, Delaware und die Hälfte von Neu-Jersey; sie zählt 55,000 Katholiken mit 18 Priestern. 6) Das Bisthum Bardstown, errichtet im Jahre 1808, besteht aus den Staaten von Kentucky, Tennessee, Indiana und Illinois; es zählt 30,000 Katholiken mit 21 Priestern. 7) Das Bisthum Charlestown, im Jahre 1820 errichtet und aus den beiden Karolinen und Georgien bestehend, mit 110,000 Katholiken und 10 Priestern. 8) Die Diöcese Cincinnati, im Jahre 1821 errichtet, besteht aus dem Staat Ohio, aus Michigan und dem Nordwesten mit 50,000 Katholiken und 18 Priestern. 9) Die Diöcese Mobile unter Leo XII, im Jahre 1829 errichtet, besteht aus Alabama und Florida; sie zählt 8000 Katholiken mit 10 Priestern. Die beiden noch übrigen Bisthümer sind St. Louis und Michigan, welche von den Bischöfen von Neu-Orleans und Cincinnati mit verwaltet werden. Die Zahl sämmtlicher Katholiken beträgt also: 508,000 und die der Priester 257.

Die Protestanten der Vereinigten Staaten theilen sich nach dem Prinzip der absoluten Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft in eine Menge von Sekten, von denen sich in Folge jener Doctrinen täglich viele Unterabtheilungen bilden. Die bedeutendsten derselben sind: die eigentlichen und die bischöflichen Lutheraner, Quäker, Presbyterianer, Unitarier, Universalisten, Sakramentalisten, Adamiten, Präadamiten, Methodisten, Swedenborgianer, Wiedertäufer, Schaters, Generationisten, mährische Brüder, Irvaner, Jumper, Junker, Calvinisten, Antipresbyterianer, Antiprädestinatisten, Wiedertäufer des Sabbaths und des Sonntags, mährische Ikonoklasten oder Bilderstürmer und mährische Brüder, welche Bilder verehren ꝛc.

In Neu-York gibt es für mehr als 50,000 Katholiken nur vier Kirchen und für 160,000 Protestanten oder Sektirer 80 Tempel; denn eine Zahl von 1000 Personen einer Sekte ist hinreichend, um die Erlaubniß zu erhalten, einen Kirchenbau zu erhalten.

Die Amerikaner betrachten die Religion als einen Gegenstand der Mode und der Konvenienz, so daß es eigene Sekten für die höheren Klassen, für die Bürger, für das Volk und selbst für die gemeinste Klasse gibt; die Neger und Mulatten z. B. sind alle Methodisten. Von jedem Wohlhabenden, jedem Manne von Erziehung, oder der ein angesehenes Amt bekleidet, kann man voraussetzen, daß er der bischöflichen Kirche angehört.

Digitized by Google

oder daß er wenigstens Presbyterianer, Quäker oder Unitarier ist. Es würde ein Armer eben so wenig Equipage und Bedienten halten können, als einer der den höheren Ständen vorbehaltenen Sekten angehören; der hohe Preis, zu welchem die Stühle in den bischöflichen, presbyterianischen und anderen solchen Kirchen vermiethet werden, hält ohnehin die Aermeren aus ihnen fern; die sich überdieß nicht unter Leute von Stand wagen würden. Die Sekte der Methodisten ist die populärste und zahlreichste.

Vermischte Nachrichten.

Elementarschulwesen in Frankreich.

Die Zahl der Elementarschulen von 58,156 Gemeinden in Frankreich beläuft sich, einem im Moniteur enthaltenen Berichte an den König zufolge, auf 50,796, von welchen 19,618 den Katholiken, 904 den Protestanten und 62 den Israeliten angehören; 804 derselben haben den wechselseitigen Unterricht eingeführt. Man zählt in diesen Schulen den Winter über 1,572,206, im Sommer 684,005 Schüler. Die Zahl der Kinder männlichen Geschlechts, von fünf bis zwölf Jahren, beläuft sich hiebei auf 2,401,178; junge Leute von zwanzig bis ein und zwanzig Jahren zählt man nach den vorhergängigen Schulllisten 282,985; von diesen können lesen 13,159; lesen und schreiben 112,865; weder lesen noch schreiben 149,824; von 7659 konnte der Grad ihrer Schulbildung nicht ermittelt werden. — Unter den einzelnen Schulbezirken (Académies) hat der von Paris mit 5407 Gemeinden 3471 Schulen; ihm zunächst kommt die Akademie von Amiens mit 2451 Gemeinden und 2557 Schulen; Caën mit 2089 Gemeinden, aber nur 1014 Schulen; Dijon 1899 Gemeinden mit 1510 Schulen; Nancy mit 1850 Gemeinden und 1842 Schulen; Besançon mit 1788 Gemeinden, 1384 Schulen; Bordeaux mit 1617 Gemeinden und 1156 Schulen, Rouen mit 1585 Gemeinden und 1524 Schulen; Montpellier mit 1575 Gemeinden und 1274 Schulen; Douai mit 1569 Gemeinden und 1985 Schulen; Toulouse dagegen bei 1499 Gemeinden nur 922 Schulen, und Poitiers bei 1491 Gemeinden 1100 Schulen; Pau bei 1488 Gemeinden 1512 Schulen; Rennes 1475 Gemeinden und 832 Schulen; Clermont mit 1318 Gemeinden und 465 Schulen; Cahors 1184 Gemeinden und 845 Schulen; Grenoble 1114 Gemeinden und 815 Schulen; Angers 1060 Gemeinden und 610 Schulen; Straßburg 1052 Gemeinden und 1501 Schulen, darunter 587 protestantische, die meisten von ganz Frankreich und Metz 1095 Gemeinden mit 1296 Schulen; Lyon mit 1009 Gemeinden und 798 Schulen; Orleans 959 Gemeinden und 510 Schulen; Aix 944 Gemeinden und 916 Schulen; Bourges 872 Gemeinden und 256 Schulen; Limoges mit 785 Gemeinden und 266 Schulen. — Außer den Straßburger Schulbezirken bestehen auch noch protestantische Schulen 168 in denen von Nimes, 89 Besançon, 72 Poitiers, 50 Toulouse, 32 Bordeaux, 23 Grenoble, 16 Montpellier, 15 Nancy, Cahors, Pau, Rouen, überall 8, u. s. w.

•

Dem Kongreß von Mexiko wurden über den gegenwärtigen Stand des Bergbaues offizielle Berichte vorgelegt, aus denen wir Folgendes entheben: Unter den seit einigen Jahren gebildeten Bergbaugesellschaften zahlen einige gegenwärtig schon ansehnliche Dividenden; bei andern sind einstweilen die Kosten der Bearbeitung gedeckt, und man sieht bedeutenden Verbesserungen entgegen. Alles zeigt an, daß die Ausbeute von Gold und Silber in Kurzem eben so ergiebig ausfallen wird als in den ergiebigsten frühern Jahren. Zu Guanajuato erhielt man im Jahre 1828 875 Mark 5 Unzen Gold und 176,075 Mark 5 Unzen Silber; im Jahre 1829 hingegen schon 1177 M. 5 U. Gold und 265,574 M. 4 U. Silber. Man hofft den Ertrag im Jahre 1850 noch gesteigert zu sehen. — Auch im Staate Zacatecas stehen die Minen sehr blühend und man bemerkt sowohl in den Privatbergbauen als in denen der europäischen Gesellschaften erfreuliche Fortschritte. — Die vereinigte Bergbaukompagnie hat in der Nähe von Durango Eisenhämmer angelegt, deren erste Produkte in England geprüft und vorzüglicher als das englische Eisen befunden wurden. Aehnliche Versuche hat man in den Eisenminen des Staates Michoacan gemacht.

•

Im Messager des Chambres findet man folgende Berechnung, aus der hervorgeht, daß die Restauration der bourbonischen Familie im Verlaufe von sechzehn Jahren Frankreich mehr als fünf Milliarden gekostet hat! Hierunter werden freilich in die Rechnung aufgenommen 500,000,000 Franken für zwei und zwanzig Linienschiffe, 11,000 Kanonen, eine Menge Arsenale, feste Plätze, Kriegsmunition jeder Art, die im Jahre 1814 den Alliirten durch einen einzigen Federzug des Grafen von Artois ohne Zustimmung des Königs und der Kammern abgetreten wurden, um die Wiedereinsetzung der bourbonischen Familie zu erlangen. Indeß bleiben noch immer ungeheure Summen, die das Haus Bourbon in einer so kurzen Zeit verschlang. Dahin gehören die Schulden Ludwigs XVIII und der Prinzen, die Frankreich zu bezahlen übernahm, mit 30,000,000 Fr.

Für die ersten neun Monate 1814	19,510,000 —
Für 1815	30,700,000 —
Für 1816	25,000,000 —
Für 1817	29,000,000 —
Für 1818	31,800,000 —
Für die folgenden Jahre bis 1824, und dieses mit einbegriffen, für jedes 34 Millionen gerechnet .	204,000,000 —
Von 1824 bis 1829, jedes Jahr 32 Millionen .	180,000,000 —
Für sieben Monate des Jahres 1830	18,870,000 —
Ertrag der Titelverleihungen von 1814 bis 1828, wo wiederholte Klagen die Civilliste zwangen, diese Einkünfte aufzugeben	4,200,000 —
Verlust, den die Münze erlitt durch den auf königliche Ordonnanz vom August 1815 geschehenen Aufkauf der zu Gent während der hundert Tage geprägten falschen Louisd'or	250,000 —
Vergütungen der Emigrirten im Jahre 1814 . .	800,000,000 —
Unterstützungen derselben im Jahre 1816 und 1817	1,800,000 —
Verschleuderung der außerordentlichen Domänen, deren Ertrag sich aus Grundeigenthum und Waldungen auf zehn Millionen belief. Die Bourbons hatten sich ihrer ohne legislative Einwilligung bemächtigt, und als sie im Jahre 1817 gezwungen wurden, diese Domänen wieder herauszugeben, war ihr Ertrag auf 1,100,000 Fr. herabgesunken. Das übrige Kapital war in zwei Jahren aufgezehrt worden, was ein Defizit gibt von	265,585,554 —
Kriegskontribution bis zur Befreiung des französischen Gebietes	700,000,000 —
Okkupationskosten für drei Jahre, für jedes 150 Millionen gerechnet	450,000,000 —
Gezwungenes Anlehn im Jahre 1815	100,000,000 —
Einkünfte von den Krongütern während 16 Jahren	655,980,000 —
Der spanische Krieg	400,000,000 —
Entschädigung der Emigrirten durch das deplorable Ministerium und die deplorable Kammer bewilligt	1,000,000,000 —
Sold für die königlichen Garden, die eigentlich von der Civilliste hätten unterhalten werden sollen .	48,870,000 —
Vermählung des Herzogs von Berry	1,500,000 —
Erbauung eines neuen Opernhauses zur einen Hälfte auf Kosten des Staates, zur andern auf Kosten von Paris, in Folge der Ermordung des Herzogs von Berry	6,000,000 —
Leichengängniß Ludwigs XVIII	6,000,000 —
Krönung Karls X	10,000,000 —
Reise des Königs von Neapel	554,118 —
Geld, das unter die Schweizer und königlichen Truppen vertheilt wurde während der Julustage . .	571,051 —
Abreise Karls X von Cherbourg, wo man dem Exkönige 600,000 Fr. in Gold mitgab	600,000 —
Verschiedene Ausgaben für Posten, Unterhalt, Truppensold auf dem Wege nach Cherbourg . . .	687,209 —
Im Ganzen also	5,467,725,722 Fr.

Diese ungeheure Summe, die nicht einmal hinreichte, alle Bedürfnisse einiger Individuen zu befriedigen, da dieselben bei ihrer Vertreibung aus Frankreich noch Schulden hinterließen, beträgt gerade so viel als die Einkünfte Frankreichs in fünf Jahren zusammengenommen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 308. 4 November 1831.

Die Areoi oder Kindermördergesellschaft auf den Südseeinseln.

Die Göttlichkeit des Christenthums tritt vielleicht am glorreichsten hervor dem furchtbaren Gräuel und Elend gegenüber, in die das Heidenthum in seiner äußersten Entartung das menschliche Geschlecht zu stürzen vermochte. In keinem Theile der Welt aber hat der Götzendienst das Ebenbild Gottes so verfälscht und herabgewürdigt, als in dem Südseearchipel, dessen paradiesische Inseln geschaffen schienen, von den glücklichsten Völkern der Erde bewohnt zu werden. Die verabscheuungswürdigsten Laster, deren Namen die Sittlichkeit nur zu nennen verbietet, der gröbste Fetischdienst, die tiefste Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes, Menschenfraß und Menschenopfer, hatten die Bevölkerung dieser herrlichen Eilande in einer Jahrhunderte langen Abgeschiedenheit von der übrigen civilisirten Welt in einen Abgrund von Verwilderung gestürzt, die kurz vor Entdeckung des Südseearchipels durch die Europäer die tiefste Stufe erreicht zu haben schien. Keines aber von allen unnatürlichen Lastern, die dort einheimisch geworden waren, ist so unerhörter und furchtbarer Art, als der zu einer Art von Volkssitte gewordene Kindermord, der der obenerwähnten Areoi oder Kindermördergesellschaft sogar eine religiöse Bedeutung gegeben hatte. Es möge daher erlaubt seyn, bevor wir auf diese Gesellschaft selbst übergehen, hier einige Worte über den auf den Südseeinseln allgemein herrschenden unmenschlichen Gebrauch des Kindermordes vorauszusenden.

Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Heidenthums ist die von ihm in allen seinen Formen ausgesprochene Geringschätzung, ja Verachtung des einzelnen Menschen, der das Christenthum die Idee der Nächstenliebe siegreich entgegengestellt hat. Heidenthum und Despotismus sind daher innig verwebt, und selbst die freiesten Staaten des heidnischen Alterthums gründeten sich auf die verabscheuungswürdigste Erniedrigung der Menschenwürde, auf Sklaverei; auch muß wohl der Kampf der Civilisation in unserem Jahrhundert gegen den Despotismus mehr aus dem Grundgedanken des Christenthums abgeleitet werden, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Menschenopfer und Kindermord finden sich als der eigentliche Ausfluß des Heidenthums oder der Verachtung des menschlichen Wesens unter allen heidnischen Völkern der alten und neuen Welt, unter civilisirten wie barbarischen Nationen; nirgends aber wurde er wohl in solcher Ausdehnung und mit so unmenschlicher Barbarei ausgeübt als auf den Südseeinseln. Doch hat es allen Anschein, daß diese gräuelvolle Sitte erst in der äußersten Entartung des Heidenthums und in den letzten fünfzig Jahren vor dessen Sturz durch das Christenthum ihr höchstes Maß der Unmenschlichkeit erfüllt habe; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Bevölkerung so zahlreich geblieben seyn würde, als die Europäer sie fanden, wäre der Kindermord schon früher in so zerstörendem Umfange geübt worden, als einige Generationen vor Entdeckung der Inseln des stillen Ozeans.

Schon Cook wurde durch die häufig vorgekommenen Kindermorde auf diese Barbarei aufmerksam gemacht und versuchte bei den Königen und Häuptlingen durch Vorstellungen dagegen zu wirken. Als die ersten Missionäre in Taheiti landeten (1797), empörte gleich Anfangs nichts so sehr ihr Gefühl als diese blutigen Verbrechen. Oft wurden Erwachsene gemordet, Viele im Kriege erschlagen, und während ihres Aufenthaltes in den ersten Jahren zahlreiche Menschenopfer in den Tempeln geschlachtet. Doch Alles dieß raffte nicht so viele Menschenleben hinweg als der Kindermord allein. Kein Funke von einem Gefühl der Unschlüssigkeit oder des Abscheues schien in der Brust der Eltern aufzuglimmen, die mit der größten Kaltblütigkeit vor der Geburt eines Kindes zu Rathe gingen, ob sie es umbringen oder leben lassen wollten.

Oft kamen sie in die Wohnungen der Missionäre, wo sie mit völliger Gemüthsruhe von ihrem grausamen Vorhaben sprachen. Vergebens suchte man sie davon abwendig zu machen, vergebens die elterliche Liebe für das dem Verderben geweihte unschuldige Opfer anzuregen, vergebens bot man sich an, die Sorge für Erziehung und Unterhalt des Kindes zu übernehmen. Die einzige Antwort, die man erhalten konnte, war, es sey nun einmal so Landessitte. Oft kamen die mörderischen Eltern, nachdem sie kaum noch das Blut der Neugebornen von den Händen gewischt, und sprachen mit mehr als viehischer Gleichgültigkeit von der vollbrachten That, oder äußerten sich selbstzufrieden über den Triumph, den ihre Sitten über die Ueberredung ihrer neuen Lehrer gewonnen hatten.

Das Zahlenverhältniß zwischen den umgebrachten und bei Leben erhaltenen Kindern war wirklich schaudererregend. Zwar konnte es nicht genau ermittelt werden, aber nach der Meinung der ersten Missionäre waren es zwei Drittheile der Kinder, die von ihren

Digitized by Google

unbarmherzigen Eltern ermordet wurden. Die drei erstgebornen Kinder brachte man gewöhnlich um; von Zwillingen ließ man selten beide leben. Die zahlreichsten Familien hatten selten mehr als zwei oder drei Kinder, während die Zahl der ermordeten unglaublich war. Gerade diese Sitte, ihre Kinder zu tödten, machte ihre Fruchtbarkeit größer, als es ohne sie der Fall gewesen seyn würde. Es gab Eltern, die sechs, acht, zehn und oft noch mehr dieser hülflosen Geschöpfe vernichtet hatten. Im Jahre 1829 noch unterredete sich der Missionär Williams in seiner Wohnung auf der Insel Raiatea mit einigen Freunden über diesen Gegenstand. Drei Weiber von Eingebornen saßen dabei im Zimmer; die älteste derselben war nicht über vierzig Jahre alt. Im Laufe des Gespräches bemerkte er: „Vielleicht haben sich auch einige von diesen Weibern des Verbrechens schuldig gemacht." Man befragte sie und zu nicht geringem Entsetzen der Gesellschaft erfuhr man, daß keine einzige derselben unbefleckt vom Blute ihrer Kinder war, und alle drei zusammen nicht weniger als ein und zwanzig Kinder umgebracht hatten. Eine hatte neun, die andere sieben und eine fünf ermordet.

Die verschiedenen Arten, wie man bei diesem furchtbaren Geschäft zu Werke ging, lassen sich nicht wohl alle mittheilen, so gräuelhafter Art sind sie. Auf den Gesellschaftsinseln scheint man die Kinder nicht lebendig begraben zu haben, wie es auf den Sandwichinseln der Fall war. Hier grub man gewöhnlich ein Loch in dem Vorplatz des Hauses, verstopfte dem Kinde mit einem Stücke Tuch den Mund und trat dann mit den Füßen die Erde auf dem unglücklichen Geschöpfe fest. Doch tödtete man die Kinder unmittelbar nach der Geburt; hatten sie nur eine Zeit lang gelebt, so blieben sie fürder verschont. Die Kinder, die dem Tode geweiht wurden, hießen Tamarii huisia und unumihea — Kinder, die man mit einem gespitzten Bambusrohre durchstochen, oder mit dem Daumen auf der Kehle erwürgt hatte, oder Tamarii tahihia, Kinder, die man eingestampft hatte.

Wenn die schreckliche That nicht, wie gesagt, im Augenblicke der Geburt vorgenommen wurde, und der Neugeborne durch Aufschub irgend einer Art nur zehn Minuten am Leben blieb, so war er gerettet; sey es nun, daß die Gesetze des Volkes es so bestimmten, oder daß das Muttergefühl Zeit hatte zu erwachen, und der kleine Fremdling statt des mörderischen Tigergriffes ein Mutterliebkosen und Mutterlächeln fand. Fortan wurde dem Säugling alle Liebe und Sorgfalt zugewendet und er mit Zärtlichkeit gepflegt und erzogen.

Die Ursachen eines so unmenschlichen Verfahrens sind mannichfaltig, alle aber schändlich und verbrecherisch. Die Gesellschaft der Areoi, von der gleich die Rede seyn wird, trug nicht wenig dazu bei, diesen barbarischen Gebrauch zu erhalten. Eine andere Ursache war die leichte Auflösbarkeit der ehelichen Bande. So oft es einem der Eheleute höheren Ranges gefiel, sich zu trennen, nahm der Mann andere Weiber, und das Weib andere Männer. Eheliche Treue war äußerst selten, gewöhnlich wählten sich solche Männer und Weiber ihre Liebhaber aus den niederem Volke. Die Sprößlinge solcher Verbindungen waren ohne Ausnahme der Vernichtung bestimmt; denn entweder mordeten die Eltern selbst die Kinder, oder es thaten Dieß die Verwandten von höherem Range, um nicht ihre Familie durch Nachkommen von gemeinerem Blute besiecken zu lassen.

Die Raatiras oder Häuptlinge von untergeordnetem Range ließen sich theils durch das Beispiel der Vornehmern, theils durch eine schmähliche Liebe zur Trägheit bestimmen, ihre Kinder zu ermorden, obgleich der Reichthum des Bodens so unerschöpflich ist, daß nur die geringste Arbeit ausreicht, die Lebensbedürfnisse zu gewinnen. Das Klima ist so warm, daß man Kleidung und Nahrung ohne die mindeste Anstrengung finden konnte, und doch hielt man die Mühe, mehrere Kinder zu erziehen, für eine schwere Bürde. Einen Mann mit drei oder vier Kindern, was ein seltener Fall war, nannte man einen Taata taubuu buu, einen Mann mit einer schweren Last. Zuweilen hörte man auch die Gründe eines Malthus aus dem Munde dieser Barbaren: wenn man alle Kinder, die geboren würden, am Leben ließe, meinten sie, so würden die Inseln bald nicht mehr im Stande seyn, die übermäßige Bevölkerung zu ernähren. Die Weiber überhaupt waren ihr ganzes Leben hindurch zu einer solchen Erniedrigung herabgewürdigt, daß ihr Geschlecht allein oft Grund genug schien, sie bei der Geburt zu vernichten. Wenn man die Eingebornen befragte, warum sie einen so ungerechten Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Geburten walten ließen, so erwiederten sie: die Fischerei, der Dienst in den Tempeln und besonders der Krieg sey es allein, derenthalben man sich eine Nachkommenschaft wünschen könne; zu diesen Zwecken seyen Weiber nutzlos, und deßhalb wurden sie auch größtentheils gleich nach der Geburt ermordet. Das Mißverhältniß in der Zahl beider Geschlechter war daher auch auffallend. Die ersten Missionäre fanden, das vier oder fünf Männer auf ein Weib kamen. Dasselbe Mißverhältniß zeigte sich auch bei der ersten Annahme des Christenthums in allen Schulen, die seitdem eingeführt wurden. Außer diesen Ursachen wirkten auch noch andere gleich unnatürliche Gewohnheiten mit, die durch die Lehren ihrer Priester und durch das Beispiel ihrer Götter selbst geheiligt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Gilblas.

Petersburg und Moskau.

(Schluß)

„Im Allgemeinen ist der Ton in St. Petersburg bei Weitem zurückhaltender als in Moskau, es giebt kein Haus, in dem man sich nicht den Gebräuchen und der Etiquette des Hofes zu nähern suchte. Die Gegenwart der fremden Gesandten theilt den gesellschaftlichen Kreisen den Charakter diplomatischer Wichtigkeit und ein gewisses zurückhaltendes Wesen mit, welches dem Betragen der Männer große Fesseln anlegt. Man liebt weder die Schwätzer noch die Spaßmacher, noch alle diejenigen, welche durch ihre Talente in der Gesellschaft den Ton angeben, und die in Moskau viel Beifall und Ehre finden würden. In Petersburg soll jeder abgemessen sprechen, planmäßig kommen und gehen, und in jedem Hause nur zur bestimmten Zeit erscheinen, wie in der Komödie. Jede Bekanntschaft ist ein Gegenstand der Berechnung, und man wägt Ei-

Digitized by Google

genschaften, Geburt des Individuums und dessen anderweitige Bekanntschaften dabei ob. Jeder sieht in den ihm befreundeten Personen Stufen, die er vereinigt, um eine bequeme Treppe zu bilden, und er nimmt wo möglich nichts dazu, was ihm nicht zur Erreichung seiner Wünsche und Hoffnungen dienen kann. Man empfängt die Einen, weil man ihrer bedarf, die Andern, weil sie denen angenehm sind, die man nöthig hat. Das vornehmste Vergnügen ist das Kartenspiel; daraus folgt, daß der, welcher im Stande ist, hoch zu spielen, zur vornehmen Gesellschaft gezogen wird, um hohen Personen die Partie voll zu machen. Petersburg gilt für eine Stadt, welche die Musik leidenschaftlich liebt; in der That singt man dort viel und spielt eine Menge Instrumente; hieraus aber darf man nicht schließen, daß diese Stadt eine große Zahl wahrer Dilettanten enthalte. Man spielt Karte, um weniger zu sprechen, und aus demselben Grunde wirft man sich zum Liebhaber der Musik auf. Beim Mittagsmahle wird fast nur über Wetter und Regen geplaudert; man liebt die Unterhaltung nicht, weil jede Person immer etwas hofft und zu erlangen sucht, und daher fürchtet sich in Gegenwart der Uebrigen zu weit darüber auszulassen. Das natürliche Betragen, das Ungezwungene, die altrussische Gastfreundschaft die sich noch in Moskau findet, gelten hier für ungeschliffenes Wesen der alten Zeit.

„Man ladet hier nicht wie in Moskau, gleich anfangs auf jeden Tag zum Mittagsessen und zur Abendgesellschaft ein, sondern eine Einladung ist eine Art von Gunstbezeugung, denn in dieser Hauptstadt, wo alle Menschen mit wichtigen, oder unwichtigen Dingen beschäftigt sind, kann man seine Bekannten nur an gewissen Tagen, zur bestimmten Stunde und Minute sehen. In Moskau hat sich in den Salons eine seltsame, halb französische, halb russische Mundart gebildet; in Petersburg hört man kaum ein russisches Wort, und man muß so rein französisch sprechen wie in Paris selbst. Gegen die Regeln der französischen Sprache fehlen, wird als ein Zeichen von Unwissenheit betrachtet. In Moskau unterhält man sich manchmal über die russische Literatur, über Zeitungen und russische Schriftsteller, was in Petersburg für schlechten Ton gelten würde. Hier zeigt sich die gute Erziehung in Gesprächen über französische Literatur nach la Harpe und dem Journal des Débats und im Lesen englischer Romane im Originale. In keine vornehme Gesellschaft nimmt man einen achtungswerthen Schriftsteller, einen schon berühmten russischen Künstler auf, wofern er nicht der besondern Gunst einer ausgezeichneten Person genießt. Von dieser Regel gibt es nur eine einzige Ausnahme, die von der Achtung herrührt, welche man vor den in Moskau geknüpften Verbindungen hat; der Herr oder die Dame vom Hause stellen einen unbedeutenden noch unbekannten Menschen ihrer Gesellschaft mit der Entschuldigung vor, er sey ihnen von Moskau her bekannt. Die Jugend von Petersburg gewöhnt sich von Kindesbeinen an ein frostiges Wesen, welches öfters langweilig und manchmal unerträglich wird. Die jungen Leute berücksichtigen bei ihren Verbindungen weder Neigung, noch Charakter, sondern die Verwandtschaft und den Standpunkt, welchen die Väter in der Welt einnehmen. Jeder, der nichts für sie thun kann, der nicht im Stande ist, sie durch sein persönliches Ansehn, oder durch seine Verbindungen vorwärts zu bringen, ist in ihren Augen eine Null für die Gesellschaft; man spricht mit ihm, aber in einem kalten Tone, und man gibt sich keine Mühe, ihn für sich zu gewinnen. Die Frauen sind in Petersburg liebenswürdig, wie überall, wenn sie gut und anmuthig sind; allein sie stehen hier wie die Männer unter dem Einflusse eines allgemeinen Geistes der Kabale und Berechnung. Sie sind höflich und kalt, bescheiden und gefallsüchtig, wenigstens dem Scheine nach. Gut und mitleidig zu scheinen ist eine beständigere Mode als die der Hüte. Die Damen in Moskau zanken sich, zürnen; aber sie sind zu helfen bereit, und das mit Herz und Seele; hier seufzt man, spricht über Moral und Gefühl mit vieler Beredsamkeit, und nimmt zu der Lotterie seine Zuflucht, um sich in die Gunst der Armen zu setzen, wenn die Wohlthätigkeit nicht etwa gar nur ein bloßer Vorwand ist. Ein Ball in Petersburg scheint von einem Konseil geleitet zu werden, das aus einem französischen Balletmeister, einem chinesischen Ceremonienmeister, einem deutschen Ritter von der traurigen Gestalt, und einem italienischen Dekorateur zusammengesetzt seyn muß. Alles ist an seinem bestimmten Orte; von Allem ist genug, sogar von einer Sache zu viel da, nämlich von der Langweile. Zu Moskau im Gegentheil, tanzt man manchmal gegen den Takt, manchmal sind die Instrumente nicht gestimmt, manchmal Talglichter unter den Wachslichtern zu bemerken; die Dielen knarren unter den Füßen der Tänzer; manchmal fließt bei einem reichen Souper der Champagner unnützerweise in Strömen, und es ist auf einem Balle zuweilen mehr Lärm, als auf dem Rothen-Platze; aber man vergnügt sich doch dabei, nicht aus Konvenienz, sondern in Wahrheit; man hält sich einzig darum in der Stadt auf, um zu tanzen und sich lustig zu machen."

Der Herzog von Aremberg.

(Aus den noch ungedruckten Memoiren eines Gefangenen.)

Als ich im Jahre 1816 in Brüssel war, wurde ich zu einem Mittagsmahle bei dem verstorbenen Herzog von Aremberg eingeladen. Der Herzog, vor der Revolution souveräner Fürst, war von Napoleon gezwungen worden, zu Gunsten seines ältesten Sohnes abzudanken, damit dieser mit Mademoiselle Tascher, der Nichte Josephinens, vermählt werden konnte. Als diese Vermählung statt fand, befand ich mich gerade in Belgien und konnte das seltsame Gefühl bemerken, das unter der Bevölkerung darüber laut wurde. Der alte Herzog wurde zum Senator und Grafen ernannt, und sein Sohn in das Herzogthum eingesetzt. Es kam mir ein Brief zu Gesichte, der an den ersteren boshafter Weise überschrieben war: „A Monsieur le Comte et Sénateur, ci-devant Duc d'Aremberg." Doch zur Zeit, von der ich rede, hatte Napoleons Herrschaft schon ein Ende und Vater und Sohn waren wieder Herzoge.

Bekanntlich war dieser ehrwürdige und geachtete Greis völlig blind und zwar länger als vierzig Jahre her. Lord Georg Gordon hatte das Unglück, die Schuld davon zu tragen. Von dem Herzoge eingeladen, auf dem Schlosse Enghien eine Zeit lang zu verweilen, schoß er bei einer Jagdpartie, in der Meinung ein Wild bemerkt zu haben, dem Herzog ins Gesicht und in die Augen. Völlige Erblindung war die Folge davon. Vielleicht liest man folgende Anekdoten von dem liebenswürdigen Manne nicht ohne Interesse. Obgleich in einem Zustande gänzlicher Blindheit, was aller Welt sehr gut bekannt war, schien der alte Herzog doch ein Vergnügen daran zu haben, Fremde glauben zu machen, daß er nicht blind sey. Einmal besuchte er Herrn Vandervelde, einen reichen Bankier, mit dem er nicht bekannt war; da aber der Herzog hörte, daß er sich ein Wohnhaus von ungewöhnlicher Pracht hatte bauen lassen, so ließ er ihn um die Erlaubniß bitten, es ansehen zu dürfen. Ich war zugegen, als er durch die Gemächer wanderte, deren innere Einrichtung, Tapeten, Teppiche und Fenstervorhänge er lobte und bewunderte; sogar Gemälde kritisirte er, unter

Digitized by Google

andern eines von David, dessen Character er verabscheute. Ein anderes Mal machte ich bei ihm meine Aufwartung, als eben ein Bedienter wie aus Versehen eine Wachskerze auslöschte und den Befehl erhielt, sie wieder anzuzünden. Einige Augenblicke darnach rief der Herzog in ärgerlichem Tone: „John, warum wird das Wachslicht auf dem Kamin nicht angezündet?“ Das Mittagmahl, dem ich beiwohnte, war prachtvoll, was jedoch alle Tage der Fall war. Da der Herzog wußte, wie viele Speisen auf die Tafel kamen, und genau davon unterrichtet war, wo sie aufgestellt waren, so pflegt er zuweilen einem seiner Gäste zuzurufen: „bedienen sie sich doch von dieser oder jener Speise,“ wie sie gerade vor ihm stand. Nach dem Mahle wurden die Spieltische gebracht, und ich hatte die Ehre einer von den Vieren zu seyn, die des Herzogs Partie machten. Obgleich blind, war er dennoch ein vortrefflicher Whistspieler; aber höchst reizbar, wenn ein Fehler gemacht wurde, den seine Gegner nicht begingen. Bei dieser Gelegenheit verlor ich nicht allein mein Geld, sondern gab auch dem Herzog Gelegenheit genug, über meine Böcke zu lachen. Es wurde ihm auf folgende Art möglich, zu spielen. Wenn die Karten ausgegeben waren, so ordnete sie der Sekretär des Herzogs, der ihm zur Seite saß, nach einem verabredeten Plane, worauf ein Mahagonitäfelchen mit zwei und fünfzig Stiften besteckt, welche die 52 Karten vorstellten, unter dem Spieltische angeschraubt wurde; dreizehn Stifte, welche die erhaltenen Karten andeuteten, wurden nun von dem Sekretär weggenommen, so daß der Herzog, indem er mit den Fingern die leeren Löcher der Stifte betastete, in wenig Augenblicken wußte, was für Karten er erhalten hatte. Abbé Maldeghem sein Spielfreund erhielt wegen schlechten Spieles zwei oder drei derbe Lektionen, und vielleicht that ich ihm unrecht, wenn ich glaubte, daß er absichtlich einigemal leichte Fehler beging, um dem Herzog Gelegenheit zu geben, seine größere Geschicklichkeit und Kenntniß des Spieles an den Tag zu legen. — Als ich dem Herzog von Aremberg zum ersten Male vorgestellt wurde, war er noch ein Mann von ungewöhnlicher Schönheit; er hatte etwas sehr Anziehendes und Majestätisches und einige Züge, die stark an die königliche Familie von Frankreich erinnerten. Er war auch stets bei Damen sehr beliebt, denen er seinerseits die zartesten Aufmerksamkeiten erwies. Oft beneidete ich ihn um das Vergnügen, das er genießen mußte, wenn ihm eine schöne Frau vorgestellt wurde. Gewöhnlich bat er dann um die Erlaubniß, mit seiner Hand ihr Gesicht berühren zu dürfen, um sich zu überzeugen, ob die Bewunderer ihrer Schönheit ihm die Wahrheit berichtet hätten. Manch schönes Gesicht sah ich mit Schamröthe übergossen so die Fingerprobe bestehen. Keine würde es gewagt haben, dem Herzog seine Bitte abzuschlagen. Wenn ihm eine Dame besonders wohlgefiel, so bat er sie um die Erlaubniß, ihr ein Andenken verehren zu dürfen: dieß bestand gewöhnlich in einem werthvollen Buche, einer Uhr, einem Ringe, manchmal auch aus seinem in Brillanten gefaßten Portrait. Miß P., die dem Herzoge auf dem Schlosse Enghien vorgestellt wurde, hatte das Glück dem Herzog ungemein zu gefallen. Als sie das Schloß verließ, bat er sie, ein Andenken von ihm anzunehmen, und drückte ihr ein Fünffrankenstück mit den Worten in die Hand: „Nehmen Sie dieß, meine liebenswürdige Miß, zum Andenken an einen Freund.“ Das anmuthige Mädchen erröthete, als sie ein so ungewöhnliches Geschenk, wie ein Geldstück empfing; allein die Etikette würde nicht erlaubt haben, es zurückzuweisen.

„Ach, rief der Herzog, ihre süßen aufgeworfenen Lippen verrathen mir, daß Sie verdrießlich sind; aber ich schmeichle mir, daß manche holde Dame hier Sie um Ihr kleines Geschenk beneiden wird.“ Hiebei sang er folgende Zeilen aus einer Lieblingsarie Gretry's:

Ne jugez pas sur l'apparence,
Tout est ici illusion;
Les bonnes ou mauvaises actions
Ont partout leur récompense.“

Als Miß P. ihr Fünffrankenstück genauer besichtigte, bemerkte sie, daß am Rand ein kleiner Diamant befestigt war, sie berührte ihn und siehe da, die Münze theilte sich in zwei Hälften und enthielt innen ein sehr schönes Porträt des Herzogs, als er ein und zwanzig Jahre alt war, von Isabey gemalt.

Die Familie des Herzogs schlug seinem Vaterherzen manche tiefe Wunde. Sein ältester Sohn, von Napoleon gezwungen, eine Gemahlin zu nehmen, die er haßte, übernahm den Befehl eines Regiments, das in Spanien von dem Marquis von Anglesea gefangen genommen wurde. Sein anderer Sohn, Prinz Paul, war blödsinnig; der jüngste, Philipp, kam durch einen Sturz vom Pferde um, und seine Tochter, die Fürstin von Schwarzenberg, büßte ihr Leben in den Flammen ein.

Neue Erziehungsanstalt zu Brüssel.

Seit zwei Jahren besteht zu Brüssel eine Erziehungsanstalt, die wegen ihres vorzüglichen Unterrichts und der ausgezeichneten Resultate, die sie ungeachtet der einem solchen Unternehmen höchst ungünstigen, politischen Ereignisse lieferte, eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Um allen Unordnungen vorzubeugen, welche aus einer Vereinigung von jungen Leuten verschiedenen Alters zu entstehen pflegen, sind diese, nach ihrem Alter und ihren Kenntnissen, in vier verschiedenen, jedoch mit dem Hauptgebäude zusammenhängenden Lokalen vertheilt. Hier erhalten sie den angemessenen Unterricht, und erlernen nach und nach durch den Gebrauch die nöthigsten der lebenden Sprachen. Der junge Mensch, der seine Studien im Innern der Anstalt vollendet, kommt zuerst in das holländische und deutsche Haus; die belgischen Zöglinge treten in die erste Abtheilung, wo ihnen nur Holländisch zu sprechen erlaubt ist; der Hofmeister und die Dienstleute sind von dieser Nation. In die zweite Abtheilung kommen die fremden Zöglinge, welche das Holländische nicht lernen wollen, und hier wird nur Deutsch gesprochen; der Hofmeister und die Dienstleute sind Deutsche. Der Unterricht in Sprachen, im Rechnen, Schreiben, Zeichnen und der Vokalmusik wird nach der Pestalozzischen Methode ertheilt; die übrige Zeit wird durch gymnastische Uebungen, Tanzen, Wettlaufen und Spazierengehen ausgefüllt; die gewöhnlichen Erholungen der übrigen Anstalten sind hier verbannt. Nach Verlauf von höchstens einem und einem halben Jahre tritt der Zögling in das französische Haus über, wo er einen ungefähr gleichen Zeitraum damit zubringt, den bereits erhaltenen Unterricht fortzusetzen und zu erweitern, und die Anfangsgründe der alten Sprachen, der Geometrie und Himmelskunde zu erlernen. Der Zögling bleibt hierauf noch drei Jahre im „englischen Haus,“ wo während des ersten Jahres Englisch gelehrt und gesprochen wird; während der beiden übrigen Jahre spricht der Zögling abwechselnd jede Woche eine der Sprachen, welche er bereits gelernt hat, und seine Hauptstudien sind dann die lateinische und griechische Sprache, Geographie und Geschichte. Unter den Leibesübungen erhält er hier, statt dem Tanzen, Unterricht im Fechten; die Spaziergänge, die gymnastischen Uebungen und Wettläufe werden fortgesetzt. Im Hause „der schönen Wissenschaften“ beschließt endlich der Zögling die acht Jahre, welche er in der Anstalt zubringt; hier fährt er fort, seine Sprachstudien zu erweitern, zu denen noch die Anfangsgründe der italienischen und spanischen Sprache, der Logik, der höhern Mathematik, der Physik, der Chemie und der Naturgeschichte kommen. Der Leibesübungen, unter denen hier die Reitkunst gelehrt wird, sind in dieser Abtheilung weniger. Dieser umfassende Plan, den wir hier nur summarisch andeuten können, fordert den Verein einer großen Anzahl von unterrichteten Männern; auch hat Herr Gaggia, der ihn entwarf und in allen seinen Abstufungen mit lobenswürdiger Uneigennützigkeit auszuführen sucht, nichts gescheut, um sich mit Männern von allgemein anerkanntem Verdienste zu verbinden. So wird der Kursus der französischen Literatur und der Logik von Herrn Raoul vorgetragen, der sich durch seine Uebersetzungen des Horaz, Persius und Juvenal einen ausgezeichneten Ruf erworben hat, und der vor der Zerrüttung des Unterrichts, in den Niederlanden, an der Universität Gent die nämlichen Gegenstände vortrug. Unterricht in der Physik, Chemie und Mathematik ertheilt Herr Plateau, dem man interessante Untersuchungen über den Farbenwechsel und die Dauer der Empfindung des Sehens verdankt.

Von drei und zwanzig Professoren, unter die sich der Unterricht in den Sprachen, Wissenschaften und Künsten der geselligen Unterhaltung vertheilt, wohnen zwölf in dem Gebäude der Anstalt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 309. 5 November 1831.

Die neue Briseis.

(Schluß.)

Sobald sich die unwillkommenen Gäste entfernt hatten, eilten Herr S. und seine Freunde zu dem brittischen Konsul, um sich über die erfahrene Verletzung des Hausfriedens zu beschweren. Bevor jedoch dieser etwas unternahm, was die Griechen in unangenehme Berührung mit den Türken bringen mußte, sendete er einen Unterdragoman des Konsulats an den Erzbischof, um die Zurückgabe des Mädchens zu verlangen. Allein dieser Abgesandte, der sich in seinem Auftrage und in seiner Würde als brittischer Botschafter nicht wenig wußte, (obgleich ihn die Engländer wegen einer gewissen schwärzlichen Gesichtsfarbe „schwarzer Hans" — Black John zu nennen pflegten) kam bald darauf nicht blaß, sondern gelb vor Wuth zurück, und berichtete, der griechische Erzbischof habe sich nicht allein geweigert, Katinko wieder herauszugeben, sondern sich sogar so weit vergessen, seine geweihte rechte Hand zu einer Faust geballt, ihm — dem sogenannten Schwarzhans — Impiegato di sua Maestà Britannica — ins Gesicht zu schleudern. Nun legte der Konsul sein Staatskleid an, umgab sich mit seinen Dragomans, und alle zusammen machten sich auf den Weg, Klage zu erheben vor Tahir-Bey, dem Mutsellim oder Gouverneur von Smyrna.

Der Türke empfing sie mit würdiger Höflichkeit, Pfeifen und Kaffee, als ihm aber durch den Dragoman der böse Handel auseinander gesetzt wurde, entgegnete er mit einem Lächeln, das aus Spott und Vorwurf zusammengesetzt schien; „Maschallah, was habe ich mit dieser Geschichte zu thun? Sind nicht die Cerigoten eure Unterthanen und brittische Unterthanen von meiner Gerichtsbarkeit befreit? Wahrhaftig, es ist bedauerlich, daß ihr sie nicht besser in Zucht halten könnt!"

Nun beruhten die Worte Tahir-Bey's allerdings auf gutem Fug und Grund, denn die Malteser und die zahlreich in der Türkei und namentlich in Smyrna sich aufhaltenden Griechen der jonischen Inseln, zu denen Cerigo gehört, genießen alle Rechte brittischer Unterthanen und sind als solche dem furchtbaren Drucke und dem summarischen Verfahren der türkischen Gesetze entzogen und stehen unmittelbar unter dem brittischen Konsul. Dieser konnte nun im vorliegenden Falle freilich nichts anderes thun, als gestehen, daß er unter den obwaltenden Umständen, da kein englisches Schiff im Hafen liege, nicht im Stande sey, die Widerspenstigen im Zaume zu halten. Auf dieses hin gebot denn endlich der Mutsellim seinem kleinen Hadschi-Bey sich aufzumachen, um die Sache in Ordnung zu bringen, vor allen Dingen aber das Mädchen herbeizuschaffen, die wie eine neue Helena ein neues Troja in Feuer und Flammen zu setzen drohte.

Hadschi-Bey — oder Hatchet Bey (Hackenbey), wie ihn die Engländer wegen seiner hermaphroditischen Waffe von Hammer und Art, die er stets in der Hand führt, mit einem Wortspiele zu nennen pflegten — war Polizeichef von Smyrna; er ist ein verständiger würdiger Mann, obgleich seine Breite seine Höhe eher übersteigen, als hinter ihr zurückbleiben mag; er ist in seiner Art ein Ausbund von Stutzer; stets erblickt man ihn zu Pferde, und sein Pferd ist von den Ohren bis zum Schweife, und von der Kruppe bis zum Kniebug herab, stets aufgeputzt wie ein Schlittenroß, und wenn er (Hadschi) in seinem Berufe dahinzieht, so summt aus seinem Munde stets eine türkische Weise, sey es nun, Jemand die Fußsohlen mit der Bastonade aufschlitzen und mit Salz einreiben zu lassen, oder daß er einigen Schurken die Köpfe abhauen läßt. Man hält ihn für einen großen Witzbold, und allerlei artige Schnurren und Schwänke weiß man von ihm zu erzählen, wenn ein Paar Fußsohlen in der Luft mit der Peitsche geklitzelt, oder ein Hals mit einer Bogensehne geriffelt, oder ein Kopf seinem Eigenthümer unter den Arm gegeben wurde als Klapphut. Gegen fränkische und griechische Damen legt er die höchste Courtoisie an den Tag, obgleich er sich nicht genug über ihre Männer wundern kann, die ihre Weiber so mit unbedecktem Gesicht herumlaufen, und mit andern Männern tanzen lassen können, gerade als ob bei diesem Händefassen und Händedrücken — oder „bei diesem Tätschelwerk" — wie sich Hadschi auszudrücken pflegte, nichts herauskomme. Für das Geld hat er eine so innige Zuneigung wie alle Türken, und man hat noch nie gehört, daß er es einem übel genommen, der ihn mit einem vollen Beutel in die Rippen gestoßen, obgleich ein Mann, der auf diese Weise zu seinem guten Rechte zu kommen gedachte, nicht immer sicher darauf bauen konnte, es zu erlangen, wenn die Piaster einmal in Hadschi's Beutel klangen. Die wahren Eigenschaften aber, die ihm in der Verwaltung der Osmanlis eine so hohe Stellung verschafft haben, sind seine feste und prompte Entschlossenheit, seine kühne und unermüdliche Thätigkeit. Kein Geschäft kommt ihm quer über den Weg, jedes findet ihn zu jeder Stunde bereit, und deßhalb machte er sich denn auch auf

Digitized by Google

des Mutsellims Befehl unverzüglich auf den Weg; zweihundert Türken, Taktiker, Albanesen und andere nackthemdige Irreguläre folgten ihm auf der Ferse, entschlossen sich des strittig gewordenen Mädchens um jeden Preis zu bemächtigen.

Die griechische Hauptkirche und des Erzbischofs Wohngebäude liegen beide in der Frankenstraße von Smyrna, und sind samt einem weiten gepflasterten Hofraum, der zum Theil als Kirchhof dient, von hohen Mauern umschlossen. Als Hadschi und sein Gefolge an dem Thor ankamen, fand er es verrammelt, und sah durch eine Spalte, daß der Hof mit einem Haufen von Griechen erfüllt war, die höchst toll und bereit schienen Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

„Wir müssen den Pezavinks," murmelte Hadschi, „gute Worte geben, oder sie lassen uns eine harte Speise kosten, die manchem von uns unverdaut im Magen liegen bleibt, bevor wir dieses Kätzchen von einem Mädchen heraus kriegen." Von dieser Ansicht ausgehend, näherte er sich mit freundlichem Gesichte dem Thore, um mit den Griechen zu unterhandeln. Es ist zu bedauern, daß ich hier nicht eine Probe von des Bey's Beredsamkeit geben kann; nur so viel diene zu wissen, daß er bewies, die Franken hätten entschieden Unrecht — sie wären eine verfluchte Race unruhiger Köpfe von Caratag, die Smyrna stets wegen einer oder der andern Grille in kochendes Wasser stürzten — die Griechen hätten ganz Recht, zu nehmen was ihnen gehöre; aber es sey der Ordnung und des Friedens wegen besser, wenn die Palikaren die Ursache von all dem Teufelslärm in seine, ihres Freundes Hadschi, Hände übergeben, er werde sie dann zu dem Mutsellim führen, der bloß allen Recht gethan wissen wolle, und somit Ende gut Alles gut.

Die Griechen, die freilich nicht den guten Worten Hadschi's hätten trauen sollen, da sie schon manches Pröbchen davon erfahren hatten, gingen an den Köder, und die schöne Katinko wurde in allem Frieden dem würdigen Polizeirichter ausgeliefert, der den Kopf seines Rosses wieder nach dem Konak des Gouverneurs wendete, während ihm das Mädchen mit aufgelösten Haaren folgte und ihre Verwandten und Landsleute neben den trotzigen Türken hergingen. Als sich der Zug dem Konak näherte, sendete Hadschi das weinende Subjekt all des Haders und Zankes voraus, und nicht sobald war er innerhalb der starken Pallisaden, die den Palast des Gouverneurs umgeben, als er den Griechen die Zähne wies, diejenigen, die mit ihm hineingedrungen waren, hinausjagte, und das schwere Thor verriegeln ließ. Dann grinsete er sie mit höhnischem Lächeln durch die Gitter an, that auf ihre Mütter und Großmütter einen kernhaften Fluch, stieg von seinem Pferde, und ging mit Katinko in das Haus.

Die Bestürzung des armen Kindes mitten unter diesen wildblickenden, bewaffneten Türken war unbeschreiblich; sie wußte nicht, was mit ihr geschehen sollte; aber ungemessen war auch ihre Freude, als sie die Freunde ihrer gütigen Gebieterin vor dem Richterstuhle des Mutsellims traf, der den Ausspruch that, daß sie ihrem Herrn zurückgegeben werden solle, der bereits nach Konstantinopel abgesegelt war, sobald er gesehen hatte, daß die Sache in gutem Gange war. Der Konsul zeigte sich bereitwillig, der schönen Cerigotin unter seinem eigenen Dache Schutz zu verleihen, bis ein anderes Schiff nach der Hauptstadt unter Segel gehe, und es wurde beschlossen, daß die Zurückgabe mit aller Feierlichkeit vor sich gehen solle, theils um die beleidigten Franken zu versöhnen, theils die geärgerten Griechen noch mehr zu ärgern.

Bei Annäherung des lieblichen Abends an demselben Tage, zur Zeit, wo die ganze Bevölkerung Smyrna's auf den Spaziergängen wogt, oder die Gazedos der christlichen Wohnungen mit schwarzäugigen Mädchen angefüllt sind, die mit den Vorübergehenden kokettiren oder von den lärmenden Auftritten des Morgens plaudern — ritt Hadschi in seinem karmoisinrothen Sammtkleide, seinen prächtigsten Turban auf dem Kopf und im schönsten und überladensten Sattel, die kleine schöne Griechin Katinko hinter sich auf der Kruppe und eine Schaar Taktiker, Albanesen und Straßengesindel im Gefolge, aus dem türkischen ins fränkische Quartier, langsam und feierlichen Schrittes die enge Straße hinab, bis er vor der Thüre des brittischen Konsuls anlangte, wo er seine etwas erröthende Last absetzte.

Einige Tage darauf nahm ein englischer Kaufmann die schöne Katinko an Bord seines Schiffes und führte sie nach Konstantinopel zu ihrer theuren Gebieterin, wo aller ihrer Noth ein Ende war. Nicht so gut wurde es den Griechen in Smyrna; der Bruder der Cerigotin erhielt die Bastonade, eine Menge Griechen wurden ins Gefängniß geworfen und der Erzbischof und seine Kirche wegen Unterstützung eines so gefährlichen Auflaufes zu fünfzigtausend türkischen Piastern verurtheilt. Der Handel in Smyrna ging um diese Zeit schlecht, die Einkünfte von den Douanen waren dem Mutsellim viel zu gering, und ärgerlich darüber kam ihm eine Gelegenheit den Griechen eine tüchtige Avaniah aufzulegen, nicht unerwünscht.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Schluß.)

Gleich den Einwohnern der meisten Inseln des stillen Ozeans sind die Taheiter große Freunde des Badens und verlieren alle Furcht davor, noch ehe sie alt genug sind die Gefahr zu bemessen, der sie sich auszusetzen scheinen. Sie gehören zu den besten Tauchern in der Welt und bringen einen großen Theil ihrer Zeit im Wasser zu, nicht allein während des Fischfanges und anderer Beschäftigungen, sondern auch bloß zum Vergnügen. Eines ihrer beliebtesten Wasserspiele ist das Horue oder Faahee, das Schwimmen in der Brandung, wenn die Wogen besonders hoch gehen und die Wasser zu Schaum gepeitscht über die Riffe wegstürzen. Menschen von allen Ständen und Altern und von beiden Geschlechtern sieht man dann mit wahrer Leidenschaft diesem Zeitvertreibe folgen. Gewöhnlich wählen sie dazu die Oeffnungen in den Riffen oder den Eingang einer Bucht, wo die langen schwarzen Wogen des Ozeans in ununterbrochenen majestätischen Massen gegen die Klippen oder das Ufer heranrollen. Sie bedienen sich eines kleinen Bretes, mittelst dem sie auf beträchtliche Entfernungen, oft meilenweit, in die offene See hinausschwimmen und dort das Anschwellen der Wogen abwarten; wenn diese sie erreichen, so legen sie sich mit der Brust auf das kleine flache Bret, und lassen sich auf den Spitzen der Wellen unter Schaum und Flugwasser nach dem Gestade zurücktragen. Kommen sie diesem nahe, so gleiten sie von dem Brete

Digitized by Google

herab, das sie mit den Händen festhalten, und rutschen entweder hinter der Woge herab oder stürzen sich vor ihr weg in die Tiefe und lassen den Wasserschwall über sich weggehen. Oft ereignet es sich hiebei, daß sie mit Riesengewalt auf das Ufer oder an die Riffe geschleudert werden, obgleich sie so auf dem Wasser einheimisch sind, daß nur selten ein Unglücksfall sich ereignet. Oft sah ich längs dem Saume der Riffe, die sich vor dem Hafen von Huaheine hinziehen, fünfzig bis hundert Menschen von jedem Alter, die wie eben so viele Delphine in der Brandung spielten, manchmal sich auf die Spitze der Wogen erhoben und stets von Schaum umhüllt dann wieder unter die Fluthen tauchten, die sich wie Berge über sie hinwegwälzten; dabei scherzten und jauchzten und ermunterten sie sich gegenseitig, und machten einen Lärm, der das Brüllen der See und das Klatschen der Brandung beinahe zum Schweigen brachte. In diesen Unterhaltungen werden sie nur durch einen Störenfried unterbrochen, und dieß ist der Haifisch. Das Geschrei: „ein Mano," ist das schrecklichste Wort, das es für sie gibt, und der Lärm, den sie während des Schwimmens erheben, ist meistentheils darauf berechnet dieses Ungeheuer aus der Nähe zu verscheuchen. Manches Unglück wurde schon von diesem gefräßigen Raubthiere angerichtet. Wir schließen hier mit der Erzählung eines solchen, das erst vor einigen Jahren auf den Sandwichinseln sich ereignete, wie es der Missionär Richards in dem „amerikanischen Missions Herold" mittheilt:

„Es war am 14 Junius 1826 Morgens neun Uhr, als ich am Schreibtische sitzend, von hundert Stimmen zugleich das kreischende Geschrei: Pau i ka mano! Pau i ka mano! — Vom Haifisch zerrissen! vom Haifisch zerrissen! — hörte. Das Ufer war sogleich von Hunderten der Einwohnern besetzt, von denen einige der entschlossensten ein großes Kanoe ins Wasser brachten, und ohne Furcht vor dem Haifisch oder der Brandung, ihrem Gefährten zu Hülfe eilten. Es war zu spät. Der Haifisch hatte sich bereits seiner Beute bemächtigt. Das schreckliche Schauspiel ereignete sich nur wenige Ruthen weit von meiner Thüre, und als ich angstvoll den Ausgang abwartete, füllte eine große Woge fast das Boot, und zu gleicher Zeit erblickte man ein Stück des verstümmelten Leibes neben dem Kanoe schwimmen, hinter dem der Haifisch gierig herschwamm. Allein da der Wogenschwall sich verlief, so wurde das Wasser für den Haifisch zu seicht, um zu schwimmen, und die Ueberbleibsel des Verunglückten wurden in das Kanoe gebracht und ans Ufer geführt. Das Wasser war so mit Blut gefärbt, daß wir an allen schäumenden Wogen, die ans Gestade schlugen, eine röthliche Färbung bemerkten. Der Unglückliche war ein munterer Knabe von vierzehn Jahren, der kaum eine halbe Stunde vor dem traurigen Vorfalle bei mir gewesen war. Ich sah seine Mutter in der Verzweiflung ihres Jammers ins Meer stürzen und nach der Stelle schwimmen, wo sich das schreckliche Ereigniß zugetragen hatte. Mehr als hundert Menschen schwammen gerade zu dieser Zeit in der Brandung, die damals höher ging als gewöhnlich. Die dem verunglückten Knaben zunächst waren, hörten seinen Schrei, und sahen, wie er mit dem rechten Arme um sich schlug, den gleich darauf der Haifisch packte. Dann folgte das Geschrei, welches ich gehört hatte, und das von einem Ende Lahaina's bis zum andern widerhallte. Alle die im Wasser spielten, flüchteten sich so eilig als möglich ans Ufer, von wo aus sie das Schwimmbrett des Verunglückten allein auf den Wogen treiben sahen. Als die Leute im Boote die Stelle erreicht hatten, sahen sie nichts mehr als einen großen Blutfleck, der das Wasser röthete, und der ihnen die Spur zu den Ueberbleibseln des Leichnams zeigte. Der Leib war von dem Haifische gerade oder der Hüfte mitten entzwei gebissen worden, den untern Theil samt dem rechten Arme hatte er verschlungen. Manche von dem Volke glauben noch immer an einen Zusammenhang dieser Todesfälle mit ihrem früheren Aberglauben, und hegen noch immer eine abgöttische Verehrung gegen den Haifisch, die durch solche Ereignisse mehr bestärkt als vermindert wird. Erst einige Monate vorher kam auch ein Mann zu Manihi an der östlichen Seite der Insel auf gleiche Art ums Leben. Indeß behauptet man, es ereigneten sich seit neuerer Zeit weniger solche Unglücksfälle; wahrscheinlich weil das Volk die Haifische nicht mehr so fleißig füttert, und diese deßhalb nicht mehr so häufig das Ufer besuchen."

Der Hobart-Town-Almanach für das Jahr 1831. *)

Ein ordentlicher deutscher Leser mag sich hart genug arbeiten, wenn er in zwölf spannenlangen Tagsstunden, die wie besessen davon rennen, als ein Mann, der mit seiner Zeit fortschreitet, bestehen will, und doch auch für seines armen Leibes Nothdurft sorgen soll. Jeder weiß, wie viel ihm übrig bleibt, wenn er neun Stunden auf der Amtsstube zugebracht, zwei oder drei Freunde oder Verwandte besucht, seinen Bart geschoren, mit seiner Frau um das Stadtthor gegangen, einige Pfeifen Tabak geraucht und dreimal des Tags seine vorgeschriebenen Mahlzeiten eingenommen hat. Und nun soll er noch zwei oder drei Lesezirkel besuchen, mehrere Dutzend politische Zeitungen in allen Sprachen, das endlose Papier der Landtagsverhandlungen, sechs oder sieben gelehrte Journale und zuletzt die für jede Tags- und Jahrszeit geschriebenen Almanache lesen. Aber der arme, gehetzte Mann tröste sich mit seinen Leidensbrüdern jenseits des Kanals. Müssen diese nicht wahre Folianten der Tagsliteratur durcharbeiten, während er es verhältnißmäßig doch nur mit Duodezausgaben zu thun hat? Kann er mit seinem Blättchen in der Hand klagen, während ein englischer Leser, seine Riesenzeitungen mit ausgespannten Armen haltend, wie ein Schiff mit vollen Segeln, den Zeitstrom hinabgerissen wird? Es ist wahr, unsre Almanachsliteratur ist eine dreimähtige Wiese, deren Heu ein Heuboden, der nicht größer ist als ein Menschenkopf, unmöglich fassen kann. Allein was soll erst der Engländer machen, den nicht blos seine Forget me not und Winter's Wreath auf allen Wegen und Stegen anhalten, mit der bescheidenen Bitte, gekauft und gelesen zu werden, sondern dem bereits auch seine Kolonien ihre Almanache schicken? Wie lange wird es dauern, und er wird ein hottentottisches Vergißmeinnicht, eine kalkuttische Urania, ein Taschenbuch zum geselligen Vergnügen am Schwanenflusse, afrikanischen Scherz und Ernst, ein neuseeländisches Frauentaschenbuch lesen müssen, wie er bereits seinen neuholländischen Almanach vor sich liegen hat. Doch Scherz bei Seite, wir müssen gestehen, daß wir den Hobart-Town-Almanach mit nicht geringer Neugier geöffnet und fast mit eben so großem Vergnügen gelesen haben als irgend eines unsrer in Goldschnitt prangenden Taschenbücher. Wie wunderlich wird Einem nur zu Muthe, wenn man darin liest: „Gestern" — am 24 September nämlich — „ist die Sonne in das Sternbild der Wage getreten: Frühlingsäquinoktium." oder wo bei unsern Kalendern zu lesen ist: „Gut Heu machen," in dem Anniversary von Van Diemens Land: „Expedition gegen die Schwarzen" u. s. w.

An einem solchen Taschenbuche ist Alles Kern und Saft für uns Leser auf der andern Hemisphäre wenigstens, während unsre einheimischen Gewächse dieser Art größtentheils für uns nichts haben als Titelblatt und

*) The Van Diemen's Land Anniversary and Hobart-Town Almanach for the Year 1831. J. Ross.

Digitized by Google

Einband. Selbst die Vorrede — und Wer würde diese an irgend einem unserer Almanache lesen — ist merkwürdig.

„Wenn man bedenkt," sagt der Herausgeber darin, „daß das Manuscript geschrieben, gesetzt, unter die Presse gelegt, gedruckt, die Platten gravirt und geätzt, abgezogen, und endlich das Ganze geheftet und eingebunden wurde — nicht nur unter demselben Dache, sondern fast innerhalb der Wände einer und derselben Stube; so dürfte man wohl so kühn seyn, zu glauben, daß die Palme der Verlagsmühseligkeit den Antipoden zuerkannt werden müsse. Das schriftstellerische Miettpferd zu London hat bloß das Verlangen seines Buchhändlers zu befriedigen, und kümmert sich um Anderes nicht das mindeste; aber der Hobart-Town-Verfasser, der zugleich Buchdrucker und Eigenthümer — kurz ein vielgestaltiges Proteuswesen in jedem Betrachte ist — muß nicht allein die Feder, sondern auch den Preßbengel führen, nicht bloß denken, sondern auch setzen. Gleich dem zur Tretmühle Verurtheilten setzt er in Bewegung und wird zu gleicher Zeit selbst in Bewegung gesetzt."

Man sieht wohl, daß der letzt gewählte Vergleich ein klein wenig nach Landessitte und Brauch riecht. Wie natürlich gibt sich dieß Bild in der Hobart-Towner Spitzbubenkolonie an die Hand! —

Unser würdiger Herausgeber ist aber keineswegs wie ein Mann in der Treetmühle, sondern im Gegentheile ein sehr fleißiger, geschickter und unermüdlicher Schriftsteller, Verleger und Drucker, der unter hundert Schwierigkeiten ein ganz stattliches Taschenbuch für das Antipodenvolk zu Stande gebracht; auch verspricht er nebenbei für künftige Zeiten neue Lettern, besseres Papier und tausenderlei Verbesserungen gerade so, wie wir, seine Gegenfüßler, es auch machen.

Als Probe von neuholländischer Almanachs-Literatur hier einige Stellen:

„Die Krankheiten, denen in Van Diemens Land die Kinder unterworfen sind, sind im Allgemeinen weder so zahlreich noch so gefährlich als in England. Keuchhusten wurde vor ungefähr drei Jahren durch ein Weib von einem Gefangenenschiffe in die Kolonie gebracht; aber obgleich er fast die ganze Bevölkerung ergriff, so erschien er doch durchaus unter milder Form, und wir wissen kein einziges Beispiel, wo er tödtlich geworden wäre. Erwachsene zwar und ältliche Leute, die davon nicht in ihren frühern Jahren heimgesucht worden waren, litten heftiger darunter. Blattern und Masern sind zum Glücke unter uns noch unbekannt. Gegen dieses günstige Verhältniß des Gesundheitszustandes, das man hauptsächlich dem Klima und andern Einflüssen der Kolonie verdankt, müssen wir zu unserm Bedauern ein furchtbares Gewicht in die andere Wagschale legen; wir meinen die beklagenswerthen Verwüstungen, die in der Kolonie durch Trunkliebe angerichtet werden. Die Quantität der geistigen Getränke und gebrannten Wasser, die jährlich in der Kolonie verzehrt wird, kann in mäßigem Anschlage auf hunderttausend Gallonen berechnet werden, was im Verhältnisse zur Bevölkerung auf jede Person, jung und alt, männliche und weibliche, die ungeheure Masse von fünf Gallonen gibt. Eine so erstaunliche Thatsache läßt auf den ersten Blick erkennen, in welchem furchtbaren Zustande Einige der Gemeinde versunken seyn müssen. Allein so schrecklich Dieß auch ist, so muß man doch das trübliche Zeugniß geben, daß das Laster der Trunkliebe im Vergleiche mit der frühern Zeit bedeutend in Abnahme ist. Eine große Menge von jenen Aufrührern, die zuerst ihren Fuß an das Ufer des Derwent setzten, waren, obgleich sie zu den angesehenern und ehrwürdigern Klassen der Bevölkerung gehörten, ausgemachte Trunkenbolde, und starben in der Blüthe ihres Alters. Ihrem schlechten Beispiele darf man größtentheils die Ausschweifungen zuschreiben, die so lange der Kolonie zur Schmach und zum Schaden gereichten."

An einer andern Stelle sagt das Taschenbuch:

„Die Pflichten eines Geistlichen in Hobart-Town sind in der That höchst beschwerlich. Gestellt wie er ist in den wahren Strudel der Sünde, mitten in das Aufnahmsbehältniß aller menschlichen Verworfenheit, muß er nothwendig „den Büffel recht eigentlich bei den Hörnern fassen" und an der untersten Höllenpforte anpochen, will er anders Seelen retten, die kopfüber ihrem Verderben entgegen stürzen. Die Pflichten eines Seelenhirten sind in allen Theilen der Welt von höchster Wichtigkeit und so schwer als sie nur irgend ein Mensch übernehmen kann; aber in dieser Strafkolonie ist es um das Tausendfache mehr als irgendwo anders der Fall. Hier befindet er sich mit dem Feinde im Handgemenge, Gesicht an Gesicht, Fuß an Fuß, und muß sich zur höchsten Anstrengung gürten. Fruchtet eine Art der Ermahnung nicht, so muß er eine andere versuchen, und seine Seele muß unaufhörlich sich abmühen, die besten Mittel zu finden, um wenigstens einen Theil seines großen Berufes zu erfüllen. Vor Allem aber muß er die starke Lehre des Beispiels anwenden, und obgleich seine eigenen Arbeiten von so in sich selbst gekehrter und tief ergründender Natur sind, daß er sich von einem häufigen Umgange mit seiner Heerde zurückzuziehen genöthigt ist, so darf er doch nicht allein von der Kanzel aus auf seine Gemeinde wirken, sondern auch an andern Orten und bei andern Gelegenheiten durch persönlichen Verkehr. Das große Werk der Besserung muß er in sich selbst beginnen" u. s. w.

Wenn so, meint das Taschenbuch, „der Seelenhirt den Stier recht bei den Hörnern packt," so wird eine aufklärende Presse das Uebrige thun. Wer möchte noch an dem Werthe und endlichen Siege der Presse zweifeln, wenn selbst sie bis zu den Hottentoten hinüber Anerkennung findet?

„Wenn," fährt der Verfasser fort, „auf dem Felde der Religion, wo der ungeheuern Menge des Unkrautes wegen die Arbeit verhältnißmäßig am größten ist, noch wenig geschehen konnte, so muß jeder Freund der Kolonie mit inniger Freude sehen, was die Dienerin der Religion, die Presse, bereits geleistet hat, und nichts beweist vielleicht so handgreiflich die Zunahme der moralischen Bildung unter dem Volke als die Aufmunterung, welche die Presse bei ihm gefunden hat. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint der Zustand der Kolonie in einem glänzenden Lichte; denn selbst der mächtige Strom der gewaltigen amerikanischen Presse konnte bis jetzt nicht den Geschmack an literarischen Erzeugnissen und die Nachfrage darnach befriedigen. In Van Diemens Land haben wir bis auf diesen Tag nicht weniger als vier Druckereien, nämlich drei in Hobart-Town, und eine in Launceston; jede derselben liefert wöchentlich regelmäßig ein periodisches Journal, das hinsichtlich der Größe mit jeder Londoner Zeitung vor ungefähr zwanzig Jahren sich würde messen können."

So erwartet Ihr denn dort hinten im äußersten Winkel der Welt Euer Heil von der Presse, arme Neuholländer, und wißt nicht, daß es bei Euern civilisirten Brüdern Leute die Menge gibt, die aus ihr nichts als Unglück und Zerrüttung prophezeyen!

Schließlich gibt der Verfasser noch den Gesammtwerth des Eigenthums auf der Insel auf 2,289,845 Pf. St. an, wovon 500,000 Pf. ungefähr in Handelswaaren bestehen, 40,000 in umlaufendem Gelde, 25,000 in Schiffen, das Uebrige in Ländereien, Häusern u. s. w. Die Bevölkerung beläuft sich auf 21,125 Seelen; im Korrektionshause von Hobart-Town befinden sich 761 männliche und 245 weibliche Verbrecher; in Georg-Town 19 weibliche; auf den Herzogs York Hulk 79 männliche, Kettensträflinge in verschiedenen Orten 185, im Ganzen 1287; freilich ein sehr trauriges Verhältniß der Bevölkerung. Das Militär der Kolonie zählt 998 Köpfe; Eingeborne, die sich ansässig gemacht, 400 Seelen.

Der Dey von Algier und Herr Sebastiani.

Der Dey von Algier hat Paris verlassen und wird sich nach Nizza begeben, wo er mit seiner Familie den Winter zubringen will. Er verließ Paris sehr unzufrieden, wie es heißt, mit den Ministern, bei denen er auf Erfüllung des mit ihm bei der Uebergabe von Algier geschlossenen Vertrags gedrungen haben soll, ohne auch nur eine Antwort erhalten zu können. Vorzüglich soll eine Unart Sebastiani's die Abreise des Devs beschleunigt haben. Der Pascha war von dem Könige der Franzosen eingeladen worden, einen Abend in den Tuilerien zuzubringen. Hussein, der Herrn Sebastiani eintreten sah, erhob sich, ohne jedoch dem Minister entgegen zu gehen, der sich stellte, als ob er ihn nicht sähe. Ein anderes Mal ging Herr Sebastiani an ihm vorbei und wendete sein Gesicht zur Seite, wenigstens glaubte der Pascha Dieß zu bemerken, der bei dieser Gelegenheit sagte: „Nun fühle ich zum ersten Male, seit ich von meinem Throne gestürzt wurde, daß ich nicht mehr Dey bin. Der König von Frankreich und Jedermann zu Paris ließen mich durch ihre zarte und unendliche Güte mein Unglück vergessen; Herr Sebastiani aber läßt mich grausam fühlen, daß ich ein armer Greis ohne Macht und ohne Vermögen bin."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 310. 6 November 1831.

Die Missionsreise um die Welt. *)

Die Missionsgesellschaft in London, die zwar aus Christen von verschiedenen Kulten besteht, welche aber nur Einen Zweck im Auge haben: die Verbreitung der christlichen Lehre unter den heidnischen Völkern, sendete im Jahre 1821 zwei ihrer Mitglieder, die Herrn Daniel Tyermann und Georg Bennet ab, um die verschiedenen Missionen im großen Ozean und im Oriente zu besuchen. Es war ihr Auftrag, sorgfältig den Zustand der Missionsanstalten und Inseln zu erforschen, Pläne zu überbringen und wo möglich in Ausführung zu setzen, durch welche die Verbreitung des Evangeliums gefördert und unter den Eingebornen civilisirte Lebensart und Beschäftigung eingeführt werden möchte. Die beiden Abgeordneten traten ihre schwierige, interessante und gefahrvolle Reise im Mai des Jahres 1821 an, besuchten die verschiedenen Inseln des großen Ozeans, Neuholland, Java, Sincapur, China das Innere von Bengalen, die Ost- und Westküste Hindustans, die Mauritiusinsel und Madagaskar, wo Herr Tyermann starb; Herr Bennet kam im Monate Junius 1829 glücklich wieder in England an, und hatte also als Missionär die erste Reise um die Welt vollendet. Abgesehen davon, daß diese Reise einen authentischen Bericht über den gegenwärtigen Zustand der verschiedenen Missionen gibt, enthält er auch interessante Beschreibungen von Ländern und Völkern, Sitten und Gebräuchen, naturhistorischen Gegenständen u. s. w. Die Form eines Tagebuches allein, welche der Herausgeber dieser Reiseberichte beibehalten zu müssen glaubte, erschwert dem Leser die Uebersicht, die bei weitem das Interesse erhöht haben würde, wenn das ganze Werk bei den nöthigen und wünschenswerthen Abkürzungen nicht in einen Band zusammengedrängt worden wäre. Vieles, was die Maraes, Menschenopfer und andere alte Aberglauben der Südseeinsulaner betrifft, hätte auf diese Weise bedeutend verkürzt werden können. Bei weitem am interessantesten sind die Berichte über die in jenem entlegenen Theile der Welt aufblühende Civilisation, die um so eigenthümlicher und merkwürdiger sich entwickeln wird, als sie unmittelbar von dem Christenthum ausgeht, während die übrige civilisirte Welt ihre Bildung nicht blos aus dem Christenthum schöpfte, sondern auch auf den Trümmern mehrerer untergegangener Civilisationen des Heidenthums gründete.

Der beträchtlichste Theil der zwei Bände, aus denen das Tagebuch der Missionäre besteht, ist den Inseln der Südsee gewidmet. Mit Freuden ersieht daraus der Menschenfreund die Fortschritte, welche dort die Bevölkerung im Christenthume sowohl, als in der übrigen Bildung des civilisirten Lebens gemacht hat. „Nicht bloß ihre Tempel (Maraes) haben die Eingebornen niedergerissen und dafür christliche Kirchen erbaut," sagt das Journal der Missionäre, „sondern das Evangelium hat auch durchaus ihre Herzen verändert, ihre Gemüthsart gemildert und ihren Geist erleuchtet. Nachdem sie einmal zur Einsicht gekommen waren, daß ihre Religion falsch war, argwöhnten sie auch, daß Alles, was sie bis dahin auszuüben gewohnt waren, ihre Sitten, Gebräuche und Gesetze schlecht gewesen seyen. Je mehr wir diese Veränderung betrachten, desto wunderbarer kommt sie uns vor. Wild, grausam, unmenschlich und von den häßlichsten Lastern befleckt, wie sie einst waren, sind sie jetzt mild, edelmüthig und zu Vergebung geneigt. Ein Mann wurde an uns gesendet, um uns einige Geschenke zu bringen. In der Unterredung mit ihm, gerieth wir in das höchste Erstaunen über seine Demuth, Güte und Frömmigkeit, von der er ganz durchdrungen schien. Bei näherer Erkundigung erfuhren wir, daß er einer der wildesten und unbarmherzigsten Menschen seines Volkes als Heide und Krieger war. Als er einst von König Pomare abgeschickt wurde, einen seiner Feinde zu tödten, überfiel er denselben, schnitt ihm lebendig den Leib auf und ließ ihn mit herausgerissenen Eingeweiden liegen, ohne die Barmherzigkeit auszuüben, ihm den letzten Todesstreich zu versetzen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Journal of voyages and travels by the Rev. Daniel Tyerman and George Bennet Esq. deputed from the London missionary society to visit their various stations in the South Sea-Islands, China, India etc.; between the years 1821 and 1829. Compiled from original documents by James Montgomery. London 1831 2 vol. in 8vo.

Bilder aus Südamerika.

3. Eine Flucht nach der Niederlage von La Puerta.

Mein Pferd war an seinen Wunden verblutet und ich setzte die Flucht zu Fuße so lange fort, als meine Kräfte es erlaubten, obgleich ich einsah, daß es eine Unmöglichkeit sey, in einer so hügeligen Gegend, mit schweren Reiterstiefeln und einem Säbel be-

Digitized by Google

lastet wie ich war, der Verfolgung zu entkommen. Ganz erschöpft durch die Anstrengungen des Tages und durch einen seit einigen Tagen in Eilmärschen fortgesetzten Rückzug, wobei keine Lebensmittel mehr unter die Truppen vertheilt worden waren, warf ich mich endlich in einem Gebüsche nieder, jeden Augenblick gewärtig von den Bajonnetten des Feindes gefunden zu werden. Erst als mehrere Soldaten vorübergegangen waren, ohne mich zu bemerken, fing ich an die Hoffnung zu schöpfen, wieder zu unserm Heere stoßen zu können. Ich kroch daher tiefer in das Gebüsch und erreichte den Gipfel eines Felsen, von wo aus ich das ganze Gefilde überschauen konnte. Es war weithin mit Leichen besäet, vorzüglich in dem Defilée, das nach Los Morros führt, wo Männer und Pferde haufenweise durcheinander lagen.

Unser Heer war gänzlich verschwunden, nur einige Nachzügler erblickte man noch, die wegen Unebenheit des Bodens nicht fortkommen konnten, und vom Feinde umringt und niedergeschossen wurden, da dieser nicht Lust zu haben schien, sich mit Gefangenen zu beladen. Ein spanischer General, der mir Morillo zu seyn schien, und sein Stab hielten auf einer Anhöhe, die zuvor das Heer der Patrioten besetzt hatte. Einige Gefangene, Offiziere wie es schien, wurden herbeigebracht; ich sah, wie er ihnen Vorwürfe machte und drohte, dann wurden sie bei Seite geführt und erschossen. Die Nacht brach herein, und nach der langen Feuerlinie zu schließen, hatte sich der größere Theil des spanischen Heeres auf dem Schlachtfelde gelagert. Gegen Mitternacht verließ ich mein Versteck und erreichte den kleinen Fluß, an welchem der Kampf am hitzigsten getobt hatte. Die Ufer waren mit Leichen bedeckt, manche derselben lagen in dem seichten Wasser; und die Geier und wilden Hunde hatten bereits ihre Mahlzeit begonnen.

Indeß blieb mir nicht viel Zeit übrig, mich umzusehen. Nachdem ich nach Herzenslust meinen Durst aus dem Flußwasser gestillt hatte, setzte ich mit größter Vorsicht meinen Weg das Ufer aufwärts fort, da ich von dem Buschwerke verdeckt wurde, und nach dieser Seite hin am wenigsten spanischen Runden zu begegnen fürchten durfte. Gegen Tagesanbruch war ich eine gute Strecke das Thal entlang gekommen, und da ich Hahnengeschrei vernahm, so wagte ich es auf gut Glück hin, mich einer Bauernhütte zu nähern, die ich von Zuckerrohr- und Pisangpflanzungen umgeben, unfern von mir liegen sah. Die Einwohner, ein alter ehrwürdiger Indianer, sein Weib und seine vier Töchter, kamen heraus, und hießen mich mit großer Förmlichkeit willkommen, da sie aus meiner Farbe und Kleidung schlossen, daß ich ein Spanier sey. Aus meiner gebrochenen Sprache erriethen sie bald ihren Irrthum, und da sie hörten, daß ich einer der Engländer sey, die sich, wie bekannt war, im Gefolge Bolivars befanden; so versicherten sie mir, ich hätte durchaus nicht zu befürchten, daß sie mich verrathen würden, denn auch sie seyen Patrioten, wie es denn auch wirklich bei den meisten Indianern dieser Gegend der Fall war. Der alte Mann deutete mir mit wenigen Worten an, wie gefährlich es sey, wenn ich von spanischen Nachzügiern, die aller Wahrscheinlichkeit nach das Thal heraufkommen würden, um Pisang oder andere Früchte zu suchen und zu plündern, was nicht niet- und nagelfest sey, in seiner Hütte gefunden würde. Er gab mir daher eine seiner Töchter mit, um mir ein Versteck in einem dichten Strauchwerk hinter seiner Pflanzung anzuweisen. Sie breitete hier für mich eine Binsenmatte aus, um darauf zu ruhen, und nachdem sie mir Wasser meine Füße zu waschen gebracht hatte, setzte sie mir auf hölzernem Teller ein köstliches Frühstück von gebratenem Geflügel, Eiern, geröstetem Pisang und andern Früchten vor. Am Abende kam eines der jüngsten Kinder und brachte mir in einem Korbe gleichfalls Lebensmittel; es sagte mir, einige spanische Soldaten seyen in der Hütte und harrten auf eine Mahlzeit, die ihnen seine Mutter bereite. Einige Tage blieb ich in diesem Verstecke, während denen mich der alte Mann nur selten besuchte, aus Furcht beobachtet zu werden, was meine Entdeckung zur Folge haben konnte. Auch würde das Wagstück, einen Offizier der Insurgenten bei sich verborgen gehalten zu haben, ihm unfehlbar das Leben gekostet haben. Indeß wurde ich fortwährend reichlich mit Lebensmitteln versehn und zwar durch die Töchter, deren Abwesenheit nicht so sehr auffiel. Allein es beängstigte mich, diese guten Leute wegen meiner so großer Gefahr ausgesetzt zu sehen; zumal ich jeden Augenblick fürchten mußte entdeckt zu werden, da den Tag über, wie ich sehr gut von meinem Verstecke aus sehen konnte, zahlreiche Soldatenabtheilungen in der Nähe umherstreiften, um Flüchtlinge aufzuspüren, wie sie denn auch wirklich in der Nachbarschaft mehrere fanden und erschossen. Ich entschloß mich daher, in die Waldungen oberhalb des Thales zu entfliehen; vielleicht gelang es mir dort einen oder den andern meiner Unglücksgefährten zu treffen, und in seiner Gesellschaft den Weg zu Bolivars Lager zu finden. Mein edler Wirth suchte mir dieses Vorhaben auszureden, indem er versicherte, es sey durchaus keine Entdeckung zu fürchten. Da er mich aber entschlossen fand, ihn nicht länger der Gefahr bloßzustellen, so sagte er und seine Familie mir unter manchen herzlichen Umarmungen und Glückwünschen Lebewohl. Sie versahen mich noch mit einem Korb voll gerösteter Pisangfrüchte und gedörrtem Fleische. Der alte Mann gab mir beim Abschiede noch Stahl und Stein und ein Rohr, das Yesca (eine Art Zunder aus getrocknetem Schwamm bereitet) enthielt, und eine indianische Churumbela mit Tabak, den ich in den dumpfigen Wäldern, wo ich mich eine Zeit lang verborgen halten mußte, höchst werthvoll fand. Die Bäume in diesen Gebirgsforsten bestehen größtentheils aus Caoba oder Mahogani, die eine majestätische Größe erreichen und köstlichen Schatten bieten. Es gibt hier auch viele verschiedene Arten von wilden Fruchtbäumen, welche die Araguatos unter sich vertheilt haben. Auch Panther bewohnen diese wilden Einöden; oft zwar hörte ich ihr Geheul, doch kamen sie mir nie so nahe, um von ihnen ernstliche Gefahr befürchten zu müssen. Als meine Lebensmittel aufgezehrt waren, schlich ich nach der Abenddämmerung vorsichtig an den äußersten Saum der Pflanzungen herab, um Zuckerrohr abzuschneiden, was bekanntlich nahrhaft genug ist, das Leben eine geraume Zeit ohne andere Speise zu erhalten. Gelegentlich wagte ich mich auch bei Pflanzungen, wo ich keine Hunde hörte, so weit hinan, um reife Pisangfrüchte holen zu können. Es kostete mir nicht geringe Mühe, meine auf diese Weise gesammelten und in meinen Korb gepackten Vorräthe vor den räuberischen Affen zu verwahren, die sie mir weghaschten, sobald ich nur das Auge verwendete. Die Berge sind voll von Schlangen und Insekten, die ich oft unter dem dürren Laub entdeckte, auf welchem ich geschlafen

Digitized by Google

hatte. Erstere waren meist harmlos, wenn man sie nicht neckte, und ich mußte daher beim Aufstehen alle Vorsicht anwenden, um sie nicht zu berühren, wodurch sie zum Bisse gereizt worden seyn würden. Die Wälder sind des Nachts prachtvoll von den Cucuis oder Laternkäfern beleuchtet, die von Baum zu Baum fliegen und wie Feuerbrände anzusehen sind. Dieses Insekt ist ein kleines schwarzes Thier, das sein grünliches Phosphorlicht am Hintertheile trägt, was nur im Fliegen sichtbar ist, da es außerdem von den Flügeln bedeckt wird. In die Länge fand ich aber dieses einsame Leben so unausstehlich, daß ich schon alles Ernstes daran dachte, mich auf jede Gefahr hin lieber den Spaniern zu überliefern, als so geächtet in diesen wilden Bergen herum zu schweifen, als mich mein guter Stern einen Leidensgefährten finden ließ, der mir auf jede Weise abrieth, Dieß zu thun, und mir die Mittel zeigte, durch die wir Bolivars Lager erreichten konnten. In einer Nacht, da ich wie gewöhnlich Zuckerrohr einsammelte, gewahrte ich im Mondscheine dicht neben mir einen Eingebornen, der sehr emsig in demselben Geschäfte begriffen war. Anfangs wagten wir nicht, uns zu nähern, als er aber bald merkte, daß er es mit einem Engländer zu thun habe, sagte er mir, er sey ein Alfarez, der zu Zaraza's Reitern gehöre, und nach der Niederlage von Puerto in diese Wälder geflüchtet sey. Wir freuten uns wie sich denken läßt nicht wenig über unsere zufällige Begegnung, und beschlossen unter gegenseitigem Beistande unsere Wanderung fortzusetzen. Diese Gesellschaft war für mich ein wahres Glück, da mein neuer Gefährte, Namens Vicente Artaona das Land gut kannte und ein kräftiger junger Kreole war, dessen Beistand ich im Sammeln der Lebensmittel und wenn wir, wie nachher geschah, über Flüsse setzen mußten, von großem Nutzen fand. Auch verstrichen mir die Tage weit angenehmer als in meiner frühern Einsamkeit, da Vicente mehrere sichere Verstecke in den Bergen bekannt waren. So erreichten wir endlich Bolivars Lager.

Statistik von Norwegen.

(Aus dem neuesten Hefte der Revue encyclopédique.)

1. Konstitution.

Norwegen, obgleich mit Schweden vereinigt und von dem nämlichen Regenten beherrscht, ist frei und unabhängig. Seine schon vor der Vereinigung mit Schweden verfaßte Konstitution wurde in der zu Eidswold am 17 Mai 1814 gehaltenen Nationalversammlung proklamirt; sie hat zwar einige leichte Veränderungen erfahren, jedoch nichts von jenem liberalen Charakter verloren, welcher sie zu einer der besten Charten erhebt, deren die europäischen Nationen sich rühmen können. Eine von dem Storthing Norwegens und den schwedischen Staaten am 6 August gemeinschaftlich entworfene Akte stellt die Grundsätze fest, nach welchen die Vereinigung beider Länder besteht, bestätigt aber zugleich deren Trennung in Hinsicht auf Gesetze und Einrichtungen.

Norwegen ist eine gemäßigte oder konstitutionelle Monarchie, deren Thron in der männlichen Linie erblich ist. Die herrschende Religion ist die lutherische; der König wird mit dem achtzehnten Jahre majorenn, muß jedoch, ehe er den Thron besteigt, den Eid leisten, das Land der Charte und den Gesetzen gemäß zu regieren.

Die ausübende Gewalt besitzt der König, allein die Verantwortlichkeit ruht auf dem aus einem Minister und sieben Räthen bestehenden Staatsrathe. Der Minister und zwei Räthe, welche jedes Jahr durch andere ersetzt werden, haben ihren Aufenthalt in Stockholm bei dem Könige; der Vicekönig, wenn er in Christiania residirt, oder der Gouverneur des Königreichs und die übrigen Räthe, verwalten in Abwesenheit des Königs die Regierung; indeß müssen alle Angelegenheiten, nachdem sie von der Regentschaft eingeleitet worden sind, dem Könige vorgelegt werden, welcher in Gegenwart des in seiner Nähe befindlichen Ministers und der beiden Räthe darüber entscheidet.

Der König hat das Recht, Krieg zu erklären, Frieden und Allianzen zu schließen und wieder aufzuheben; er versammelt und befehligt die Land- und Seemacht, darf sie jedoch nur zu einem Vertheidigungskriege verwenden, wofern der Storthing nicht seine vorläufige Einwilligung gegeben hat, und kann nur die Linientruppen über die Gränze führen. Er ernennt alle Civil- und Militärbeamte, welche geborne Norweger oder solche seyn müssen, die vom Storthing das Indigenat erhalten haben, mit Ausnahme der Professoren, der Aerzte und der Konsuln. Die Beamten bei den Departementen der Regierung sind entsetzbar; höhere Civil- und Militärbeamte hingegen unentsetzbar.

2. Verwaltung und Rechtspflege.

Von den in Norwegen residirenden fünf Räthen, unter welche sämmtliche Regierungsgeschäfte vertheilt sind, steht jeder einem Departement vor; sie bilden die Regierung, deren Kanzlei von einem Staatssekretär geleitet wird. Die fünf Departemente des Königreichs sind: 1) Das des öffentlichen Unterrichts und der kirchlichen Angelegenheiten; 2) der Rechtspflege und der Polizei; 3) der Finanzen, des Handels und der Douanen; 4) des Kriegs oder der Landtruppen; 5) der Marine.

Die gesetzgebende Macht ist zwischen dem Könige und dem Volke getheilt; sie wird von ungefähr achtzig durch die Bürger und Landeigenthümer gewählten Deputirten repräsentirt. Diese Wahlen finden alle drei Jahre statt; die Provinzen ernennen zwei und die Städte ein Drittel der Deputirten; die Versammlung derselben wird Storthing genannt, kommt alle drei Jahre zusammen und theilt sich in zwei Sektionen. Die erste derselben, Lagthing genannt, besteht aus einem Viertheile, und die zweite, Odelsthing genannt, aus den übrigen drei Viertheilen der Deputirten.

Jeder Gesetzesentwurf wird dem Odelsthing vorgelegt, der ihn billigt oder verwirft; im erstern Falle stellt er ihn dem Lagthing zur Prüfung zu, und wird er angenommen, so legt man ihn dem Könige vor, der ihn bestätigt oder zurückweist. Nach diesen Prüfungen wird der Entwurf zum Gesetze erhoben und promulgirt; jedes Gesetz, welches der Vorschrift gemäß von zwei nacheinander folgenden Storthings angenommen wurde, erhält wenn es dem Könige von einem dritten Storthing vorgelegt wird, ungeachtet der Verweigerung der königlichen Bestätigung, Rechtskraft.

Der Storthing stimmt über Auflagen und Anleihen; bewilligt das Budget, beaufsichtigt die Verwaltung der Bank und der Finanzen, revidirt alle Rechnungen der öffentlichen Beamten und ertheilt den Fremden, die sich im Königreiche niederlassen wollen, das Bürgerrecht.

Während der Zeit zwischen jedem Storthing schlichtet der König durch provisorische Ordonnanzen alle Handels-, Zoll-, Polizei-, kirchlichen und Zunftangelegenheiten. Er verleiht Orden, aber er kann nicht, wie in Schweden, irgend Jemand einen Titel verleihen, der kein diesem Titel entsprechendes Amt bekleidet. *) In Norwegen gibt es keinen Adel.

Die richterliche Gewalt wird ausgeübt: 1) Vom königlichen Gerichtshofe (Rigsretten); dieser besteht aus Mitgliedern des Lagthing und zur Hälfte aus Mitgliedern des obersten Gerichtshofes, und entscheidet über Amtsverbrechen der Glieder des Staatsraths und des obersten Gerichtshofes, wie über die Angelegenheiten, welche ihm vom Storthing zugewiesen werden. 2) Vom obersten Gerichtshofe (Höjeste Retten), der über alle öffentlichen und Privatangelegenheiten in letzter Instanz entscheidet; gegen seine Entscheidungen findet keine Appellation mehr statt. Der König hat das Begnadigungsrecht; es steht aber dem Angeklagten frei, diese Gnade zu benutzen oder sich dem Urtheile des obersten Gerichtshofs zu unterwerfen. 3) Von den Provinzialgerichtshöfen (Stifts-Overretten). Es gibt deren vier; für jede Abtheilung des Königreichs, die im Norwegischen Stift genannt wird, einen. Sie haben ihren Sitz in den Hauptstädten der Stifts und sind Appellationsgerichtshöfe zweiter Instanz. 4) Von untergeordneten

*) In Schweden kann der König einem Kapitän den Titel Major, einem Major den Titel eines Odristlieutenants, einem Assessor den Titel eines Raths u. s. w. als bloße Ehrentitel geben, allein in Norwegen nicht.

Digitized by Google

Gerichtshöfen (Underretten); sie bestehen in den Städten unter dem Vorsitze der Schultheiße (Byfogde) und in den Dörfern unter dem der Unterrichter (Soren Skrivere). Jedes dieser Tribunale hat acht Beisitzer (Langrettesmend), welche aus dem Volke gewählt werden.

Kirchliche Angelegenheiten gehören vor ein eigenes Tribunal, welches in erster Instanz über dieselben entscheidet. Dieses Tribunal, das Prosteretten genannt wird, besteht aus einem Propste, welcher den Vorsitz führt, und aus einer gewissen Anzahl von Geistlichen. Alle von diesem Tribunal geschöpften Erkenntnisse gehen in zweiter Instanz an das in jeder Provinzhauptstadt befindliche Konsistorium, und von da in letzter Instanz an den obersten Gerichtshof.

Ueber Militärangelegenheiten wird in erster Instanz von einem Militärgerichtshofe (Krigsretten) entschieden; zur Appellation gehen sie an den Overkrigsretten und zur Entscheidung in letzter Instanz an den obersten Gerichtshof. Für Verwaltungsangelegenheiten gibt es nur zwei Behörden: die Regierungspräfekten (Stifts-Amtmend oder Amtmend) und für geistliche Angelegenheiten die Bischöfe. Die Appellation geht an die Regentschaft.

Die übrigen Verwaltungsbeamten sind: 1) Der Kongensfoged oder Oberrichter des Königs, Einnehmer aller Auflagen und Abgaben in jedem Distrikt, zugleich öffentlicher Ankläger und mit der Vollziehung der Beschlüsse u. s. w. beauftragt. 2) Der Sorenskrivere oder Richter erster Instanz; dieser ordnet die Erbschaftsangelegenheiten, leitet die öffentlichen Verkäufe und versieht die Verrichtungen eines Notars in seinem Distrikt (Sorenskriverie). Diese Distrikte sind wieder in Finglangs unterabgetheilt, welche in den Gouvernements Stavanger und Bergenhuus Stiftbreder genannt werden. Bei diesen Unterabtheilungen sind untergeordnete Beamte (Lensmand) angestellt, welche von den Präfekten ernannt werden, die Sorenskriveres in ihren Berufsarbeiten zu unterstützen haben, und zugleich die Stelle der Polizeiagenten vertreten. 3) Der Byfogde oder Schultheiß, welcher in der Stadt dieselben Verrichtungen zu versehen hat, wie die Sorenskriveres in ihren Distrikten.

Zur Geschichte der nordamerikanischen Indianer-Stämme.

Zu Washington befindet sich im Departement der indianischen Angelegenheiten eine höchst sonderbare Sammlung von Porträten rother Männer, welche im Jahre 1821 gegründet und seitdem unter Aufsicht der Staatsbehörden sorgfältig fortgesetzt worden ist. Diese interessante Galerie, deren Wichtigkeit für die physische Geschichte des Menschengeschlechts nicht zu bezweifeln ist, hat stets eine große Menge einheimischer und fremder Besuche angezogen. Jetzt geht man damit um, diese Sammlung in treuen Abbildungen herauszugeben; die Größe der Originale, die man fast alle dem Talent des Herrn King zu Washington verdankt, wird bei den Kopien genau beibehalten werden, und die Namen der mit dieser Arbeit beauftragten Zeichner sind sichere Bürgen für die genaue Aehnlichkeit des Stichs. Diese Sammlung, der man noch einige in andern Häusern zerstreute Porträte beifügen wird, umfaßt achtzehn Stämme. Um diesen authentischen Dokumenten von einem Volke, das wahrscheinlich nicht gar zu lange mehr bestehen dürfte, noch höhern Werth zu geben, hat der Oberst M'Kenney, der vermöge seiner Anstellung bei der amerikanischen Regierung lange Zeit hindurch mit den letzten Resten der rothen Völkerstämme in Verbindung stand, die Redaktion eines historischen und biographischen Textes übernommen, der nebst einem allgemeinen Versuche über die Geschichte und Sitten dieser interessanten Nation, auch noch ein Wörterverzeichniß ihrer verschiedenen Mundarten, besondere Notizen über die vorzüglichsten Originale zu diesen Porträten, nebst einigen auf sie bezüglichen Anekdoten enthalten wird. Außerdem wird noch eine Karte beigefügt, welche die von jedem der achtzehn Stämme bewohnten Gegenden angibt. Diese Sammlung, welche bereits den Beifall und die Aufmunterung der aufgeklärtesten und ausgezeichnetsten Männer der Vereinigten Staaten erhalten hat, wird aus zwanzig Lieferungen, jede zum Preise von sechs Dollars (dreißig Franken ungefähr) bestehen. Man hat vor, eine gleichzeitige Ausgabe in Europa zu veranstalten, wo die Erwartung wegen der Unbekanntschaft, in welcher man bis jetzt über Alles, was die alte Bevölkerung von Nordamerika betrifft, geblieben war, doppelt gespannt seyn wird.

Der Volksstamm der Kru's.

Das Schiff „Aetna," unter Kapitän Belcher, ist unlängst von der Küste von Afrika in Portsmouth angelangt und hat einige Kru's mit sich nach England gebracht. Diese Kru's oder Krumen, wie sie die Engländer nennen, sind eine zahlreiche am Meere wohnende Nation nahe dem Kap Palmas; sie selbst nennen ihr Land Seitra Kru, und unterscheiden sich von den übrigen zahlreichen afrikanischen Stämmen, von denen sie umgeben sind, eben sowohl durch Sprache als Charakter. Die Kru's sind ein dauerhafter, an Abhärtung gewöhnter und thätiger Schlag Menschen, und unterziehen sich den Strapazen der Matrosen mit einer Ausdauer, die kein europäischer Körper ertragen könnte. Gleich allen andern afrikanischen Stämmen haben auch sie ihre eigenthümlichen Gewohnheiten; so zerstreuen sie sich in kleinen Gruppen längs der Küste, wo immer nur ein Ankerplatz oder eine Rhede ist, an welchen Schiffe des Handels wegen ankommen. Ihre vornehmsten Häuptlinge und die Aeltesten allein ausgenommen, haben alle diese Gewohnheit, wodurch sie insgesammt eine Nation von Küstenpiloten geworden sind; meist werden sie auch als solche von den englischen Schiffen benützt, die an der afrikanischen Küste ihre Station haben. Im Falle eines Kriegs werden sie aufgefordert, in ihre Heimath zurückzukehren; ist Dieß aber nicht der Fall, so bleiben sie oft acht bis zehn Jahre in ihren kleinen Kolonien an der Küste, bis sie sich durch ihren Fleiß ein kleines Vermögen erworben haben, worauf sie nach Hause zurückkehren, während Andere ihrer Landsleute ihre Stelle einnehmen. Es sind verständige und unternehmende Leute, und was Muskelkraft und Körperverhältnisse anbelangt, so gibt es kein Volk in der Welt, das sie übertröfe. Ihr Kriegstanz, mit welchem sie zuweilen in den langweiligen Stunden einer Windstille, was an der afrikanischen Küste so häufig ist, das Schiffsvolk unterhalten, soll ein sehr imposantes Schauspiel bieten.

Vermischte Nachrichten.

Die französische Armee hat abermals einen ihrer alten Generale verloren. Der Generallieutenant Graf Charpentier, Großoffizier der Ehrenlegion, ist am 14 Oktober auf seinem Landgute Digny im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens verschieden. Der General Charpentier nahm im Jahre 1791 als Kapitän des ersten Bataillons der Aisne die Waffen. In den ersten Feldzügen der Revolution zeichnete er sich durch seinen Muth und seine Fähigkeiten aus, und stieg in kurzer Zeit bis zum Brigadegeneral. Als solcher wurde er im Jahre 1799 durch einen Schuß in den Unterleib verwundet und verzichtete schon auf sein Leben. Im Jahre 1804 zum Divisionsgeneral und Chef des Generalstabs der italienischen Armee ernannt, bekleidete er diese wichtigen Funktionen acht Jahre und erwarb sich nicht bloß die Achtung, sondern auch die Freundschaft des Prinzen Eugen, des damaligen Vizekönigs von Italien. Noch im Anfange des russischen Feldzugs 1812 befand sich der General Charpentier in der Eigenschaft als Chef des Generalstabs im Gefolge des Prinzen Eugen. Erst nach der Einnahme von Witepsk und Smolensk ließ Napoleon, der die eroberten russischen Provinzen organisiren wollte, den General Charpentier mit dem Titel eines Generalgouverneurs dort zurück. Der unglückliche Rückzug erfolgte. Charpentier machte ihn mit als Chef des Generalstabs des Fürsten von Eckmühl und übernahm später das Kommando einer Infanterie-Division des eilften Korps, die sich rühmlich in den Schlachten von Lützen, Bautzen und Hanau auszeichnete. Im Feldzuge von 1814 übergab Napoleon dem General den Befehl über eine Division der jungen Garde, an deren Spitze Charpentier unter den Mauern von Paris noch einen ruhmvollen Widerstand leistete. Charpentier lebte seitdem in Zurückgezogenheit; seine Freunde rühmen seine Rechtschaffenheit, seinen freimüthigen Charakter, seine Herzensgüte und freundliche Gesprächigkeit.

Der berühmte Nadir Schah sagte, als man ihm die Nachricht brachte, die Türken seyen an der Gränze seines Landes: „Laßt uns darüber unbesorgt seyn; die Osmanlis haben dieß zwei Hände, die eine brauchen sie, um ihren Turban, die andere, um ihre Hosen zu halten; hätten sie noch eine dritte, so würden sie damit ihre Pfeife halten."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 311. 7 November 1831.

Die Ruinen von Palenque.*)

Diese Ruinen, welche den dem alten Amerika gemachten Vorwurf der Barbarei entkräften, nehmen eine Strecke von mehr als zwanzig (engl.) Meilen längs dem Gipfel des Gebirgsgrates ein, welcher das in dem Distrikt Peten gelegene Land der wilden Maya-Indianer von dem Staate Chiapas trennt, und müssen vor Alters eine Stadt sammt Vorstädten gewesen seyn. Die vorzüglichsten Gebäude befinden sich an den hervorragendsten Punkten, und an mehreren derselben, wo nicht an allen, waren Treppen angebracht. Die untern Räume, die Treppen, so wie Alles, was die Unbild der Zeit noch verschont hat, bestehen aus Stein und Gyps.

Das vorzüglichste Gebäude, welches ich entdeckt und Palast genannt habe, besteht aus mehreren Quadraten, und seine Hauptsalen oder Galerien laufen von NNO nach SSW. Der Abweichung des Kompasses gemäß, welche hier 9° östl. beträgt, ist diese Richtung und ihre Perpendikularlinie bei allen Gebäuden, die ich untersuchte, ihre Lage mochte auch seyn, welche sie wollte, genau beobachtet worden, was um so merkwürdiger ist, da dieser Umstand seinen Grund nicht in der Anlage der Straßen hat, denn es gibt hier keine solchen regelmäßigen Verbindungen zwischen den Häusern. Diese bestehen aus acht Fuß breiten Galerien, welche durch Mauern von drei Fuß Dicke getrennt sind, und zwei Reihen solcher Galerien bilden ein vollständiges Haus. Die Höhe der Mauern bis zur Dachrinne beträgt 9 Fuß und von da bis zur Spitze, auf welcher das mit Fußbreiten horizontalen Steinen bedeckte Dach ruht, abermals 9 Fuß. Der Raum zwischen den innern Dächern der beiden Galerien war ursprünglich ausgefüllt, enthielt jedoch breite Nischen, welche jetzt meist mit Gebüsch und Bäumen überwachsen sind.

Die Steine, aus denen alle Gebäude bestehen, sind ungefähr 18 Zoll lang, 9 breit und 2 dick, und mit Mörtel zusammengefügt; sie laufen schräg, wenn sie ein Dach bilden, außerdem aber liegen sie horizontal. Die äußern Dachrinnen werden von großen, ungefähr zwei Fuß weit hervorragenden Steinen getragen; in den Hallen befinden sich eine Menge Thüren, und die Stellen, wo die Balken des Dachstuhls ruhten, sind noch zu sehen, das Holzwerk aber gänzlich verschwunden. Wenn die Thüren von Holz und geschlossen waren, so müssen alle diese Wohnungen sehr dunkel gewesen seyn, denn die, obschon zahlreichen Fenster bestehen nur aus kleinen, ohne besondere Ordnung angebrachten, runden und viereckigen Oeffnungen; überhaupt scheinen die Architekten nicht aus Unwissenheit, sondern vorsätzlich jede Symmetrie vermieden zu haben. Außer jenen Nischen in den Dächern und den Fenstern sieht man in den Mauern noch viele Oeffnungen von zwei Fuß Breite, ungefähr von der Gestalt eines römischen T, die aber, obgleich sie ganz durch die Mauern gehen, doch in der Mitte durch eine Scheidewand von Stuck getrennt sind; ihren Zweck kann ich mir nicht erklären.

In mehreren Höhlungen in den Mauern findet man steinerne Pfeiler von 6 Zoll bis zu einem Fuß Höhe; einige sind so stark, daß man das stärkste Thier an sie fesseln könnte, andere dagegen wieder außerordentlich zart; man findet sie hoch und niedrig angebracht, und nicht immer stehen sie einander gegenüber.

Die Fronte des Palastes hat fünf hohe und breite Thüren, wie man sie an allen Gebäuden sieht; an jedem der Pfeiler, welcher sie von einander trennt, befindet sich eine aufrechtstehende menschliche Figur in erhobener Arbeit, von denen es aber fast überall schwer zu bestimmen ist, ob sie Männer oder Frauen vorstellen sollen, da ihre Kleidung fast dieselbe zu seyn scheint. Das Haupt ist mit hohen Federn, die bloße Brust mit einem Halsbande, zuweilen auch mit einem Palatin und die nackten Arme mit Armbändern geziert; die Hüften sind von einem mit Zierrathen besäten Tuch umgürtet, dessen fein gearbeitete Enden zwischen den Schenkeln herabhängen, die, so wie die Füße, ebenfalls nackt sind. Einige dieser Figuren zeichnen sich durch die unverhältnißmäßige Höhe ihres Hauptschmuckes und das unnatürliche horizontale Hervorragen der Schleifen und Enden der Schärpe aus, welche das Tuch festhält; alle Köpfe sind im Profil, und viele von den Figuren halten lange Stäbe in den Händen, welche statt der Knöpfe mit Gegenständen geziert sind, deren Bedeutung nicht zu entziffern ist. Waffen bemerkt man auf diesen Basreliefs nicht; auch hat man nie andere gefunden als Pfeil und Lanzenspitzen von Feuerstein, denen ähnlich und größer, welcher sich die wilden Indianer noch jetzt bedienen. Auch findet man Figuren, welche auf den Fersen sitzend dargestellt sind,

*) Die obenstehende Notiz über die Ruinen von Palenque, von denen bis jetzt noch die Geographie und Alterthumskunde von Mittelamerika eine genaue Beschreibung vermißte, rührt von dem Obristlieutenant Galindo, dem Kommandanten der Provinz Peten her, der von seinem Besuche dieser merkwürdigen Ruinen in der Literary Gazette vom 15 Oktober d. J. Nachricht gab. A. d. R.

Digitized by Google

und die der gemeinen Volksklasse anzugehören scheinen; sie haben Tücher ohne Zierrathen und tragen keinen Hauptschmuck. Die Schärpen u. dergl., so wie auch viele der Schriftzüge, waren allem Anscheine nach gemalt.

Der große, zirkelförmig gewölbte Haupteingang des Palastes, der die beiden Frontgalerien mit einander verbindet, und unter welchem ich übernachtete, hatte nie eine Thüre; hinter der zweiten Galerie führen Stufen nach einem innern Hofraume hinab, an denen sich auf jeder Seite auf eingemauerten Steinen drei kolossale Büsten in erhobener Arbeit befinden. In einem andern Hofraume sieht man die Ruinen eines viereckigen Thurmes, die noch jetzt, nachdem ihre Spitze eingefallen ist, 160 Fuß Höhe haben; die Stufen, welche im Innern des Thurmes aufwärts führen, sind rechtwinkelig, und eine Reihe von Thüren und Fenstern sind regelrecht angebracht. In einer der Galerien des Palastes befindet sich eine Art Gemälde auf einem eirunden Steine von ungefähr 6 Fuß Durchmesser; die Figuren sind in erhobener Arbeit, und tragen noch Spuren, daß sie einst bemalt waren. Eine Frau, so gekleidet wie die oben beschriebenen Bilder, sitzt mit gekreuzten Füßen auf einem Sessel oder Sopha, eben groß genug für sie, das auf jeder Seite mit einem Thierkopf, der ein Halsband trägt, geziert ist; eine andere Figur, dem Anscheine nach ein altes Weib, bekleidet mit Schärpe und Tuch, das einem Plaid oder schottischen Mantel von gestreiftem Zeug ähnlich ist, überreicht der sitzenden Frau kniend ein menschliches Haupt mit einem dicken Federstraus geschmückt. Die Rückseite des Hauptes ist gegen die Frau gekehrt, die es ernst betrachtet, Trauer und Schrecken sind auf ihrem Gesichte sehr gut ausgedrückt; ihre rechte Hand hat sie auf das Herz gelegt, und die linke ruht auf dem Schenkel.

Im obern Theile des Gemäldes befinden sich einige viereckige beschriebene Täfelchen; die Wand umher ist von verschiedener Farbe, und in dem Karnieß oberhalb sieht man eine Inschrift, welche auf zwei horizontalen Reihen kleiner, viereckiger Täfelchen gemalt ist. Hier befindet sich der Haupteingang zu den Gewölben, welche unter dem Palaste hinlaufen; ich untersuchte sie bei Fackelschein, wurde aber dabei von den großen Fledermäusen, die diese Ruinen bewohnen, sehr beunruhigt. Ueber diesem Haupteingang sieht man, ebenfalls in erhobener Arbeit, auf einer Seite ein Kaninchen und auf der andern eine mißgestaltete menschliche Figur, beide mit Filigranverzierungen, welche wahrscheinlich Zweige und Federn vorstellen, umgeben. Die Bauart dieser unterirdischen Gewölbe gleicht der der Gebäude über der Erde. Ein weiblicher Kopf über einem der Eingänge, aus dessen Nase ein Schmuck herabhängt, scheint den Schmerz oder den Schlaf vorzustellen; dieser Umstand, und daß jene Gewölbe eine Anzahl von Steinen in Gestalt von Ruhebetten enthalten, läßt vermuthen, daß sie zu Schlafgemächern dienten.

(Schluß folgt.)

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Kindermord, Polygamie und andere dergleichen barbarische Sitten sind seit der Einführung des Christenthums verschwunden, obgleich die von den Neubekehrten von Zeit zu Zeit erhobenen Bedenklichkeiten und Anfragen, noch die Neigung ihres Geistes zum Aberglauben beurkunden. Diese Anfragen sind manchmal von einer Art, die „von Seite der Kasuisten große Behutsamkeit und Kenntniß des Denk- und Gefühlvermögens der Eingebornen erfordern, um ihnen befriedigende Antworten zu geben.“ Solche Anfragen waren z. B. folgende: Darf man von einem Fische essen, der mit einem Netze gefangen worden ist, das ein das Gesetz übertretender Mann verfertigt hat? Entheiligt man den Sabbath, wenn man einige Steine ins Wasser trägt, um die Fische nicht entkommen zu lassen? u. dgl. mehr.

Besonders interessant ist die neue Gesetzgebung, und die auf den Inseln, wie in Raiatea eingeführten Geschwornengerichte und Gerichtsverhandlungen.*) Bei allen diesen Tribunalen ist die Gerechtigkeit schnell, die Strafe gewiß. Die meisten Verbrechen, die hier zur Entscheidung kommen, sind Rückfälle in den alten heidnischen Aberglauben; doch kommen häufig auch andere Fälle vor. Einen solchen Gerichtshof beschreibt das Tagebuch der Missionäre, wie folgt:

„So eben wohnten wir hier einer gerichtlichen Sitzung bei. Dicht an der Kapelle steht ein prächtiger Purau-Baum; um ihn herum und unter seinem weit verbreiteten Schatten sind Bänke als Sitze aufgeschlagen, die ungefähr fünf und zwanzig Fuß in der Breite einnehmen. Man hat sich nicht die Mühe genommen, den Boden zu ebnen, der mit Gestein bestreut ist. Die Richter nahmen ihren Sitz auf den Bänken. Die meisten derselben waren einst Häuptlinge zweiten Ranges, die von höherem standen unter Pomare zu Taheiti. Sie waren hübsch in Purau-Matten und einheimisches Tuch gekleidet, trugen Strohhüte und hatten ein sehr würdiges Ansehn. Es waren ihrer dreißig, unter ihnen führte einer Namens Tapuni den Vorsitz, und war deßhalb durch ein Büschel schwarzer und rother Federn auf seinem Hute vor den übrigen ausgezeichnet. Hunderte von dem Volke umringten das Viereck, innerhalb dessen die Richter saßen. Nun wurden zwei junge Leute hereingeführt, die sich ruhig am Fuße des Baumes niedersetzten. Dieß waren die Angeklagten; man beschuldigte sie, einige Brodfrüchte gestohlen zu haben. Schweigen und Ernst herrschte unter der Versammlung. Tapuni erhob sich nun und befahl den Jünglingen aufzustehen, was sie auch unverzüglich thaten. Nachdem er ihnen ihr Verbrechen vorgehalten hatte, was nicht zu läugnen war, da sie auf frischer That ergriffen worden waren; so bemerkte er ihnen, daß sie sich einer Empörung schuldig gemacht, indem sie das Gesetz gebrochen, die Autorität des Königs verachtet und ihrem Vaterlande eine Schmach angethan. Einer der jungen Leute gestand hierauf aus freiem Antriebe, er habe den Diebstahl begangen und seinen Gefährten überredet, mit ihm die Beute zu theilen. Zeugen werden bei solchen Fällen selten vernommen, da die Angeklagten meist freiwillig ihre Schuld bekennen und der Gerechtigkeit des Gerichtshofes unbedingt vertrauen. Dieß ist ein merkwürdiger Umstand, und wir erhielten die Versicherung, daß diese Aufrichtigkeit einen Zug ihres Nationalcharakters bildet. Hier-

*) Das neue Gesetzbuch von Hwaheine wird das Ausland in einem spätern Artikel mittheilen. A. d. R.

Digitized by Google

auf erfolgte eine kurze Unterredung der Richter in Betreff des Utua oder der Strafe, da sie Faahapa oder schuldig befunden wurden. Der Richtspruch wurde durch den Mund des Vorsitzers ausgesprochen und die Angeklagten verurtheilt, daß jeder vier Faden an einer Mauer bauen sollte, die man gerade um ein Feld zog, das dem Könige gehörte. Die Verurtheilten haben in solchen Fällen die Erlaubniß, sich die gelegenste Zeit zur Erstehung ihrer Strafe auszuwählen, und gewöhnlich helfen ihnen ihre Freunde, die jedoch dazu um Erlaubniß nachsuchen müssen, bei ihrer Strafarbeit. Wir sahen einen alten Vater, der seinem Sohn auf diese Art bei einer Arbeit half, die jedoch zur Zufriedenheit eines dazu bestellten Aufsehers ausfallen muß. Bemerkenswerth ist auch bei diesem Rechtsverfahren, daß der Verurtheilte nach Ausspruch des Urtheils befragt wird, ob er damit einverstanden sey, worauf man meistens bejahend antwortet. Man wird nicht läugnen, daß in der einfachen Feierlichkeit dieser gerichtlichen Verhandlungen etwas sehr Patriarchalisches liegt."

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Fälle von Menschenfresserei auf Neuseeland.

Eine Zeitung von Van Diemens Land, „der Tasmanian" vom 28 Januar d. J. enthält die Erzählung von einer Reihe auf dem Südende des nördlichen Neuseelands vorgefallener Gräuelthaten, die nur allzusehr beweisen, daß die Einwohner dieser Insel noch fortwährend in der tiefsten Verwilderung leben. Auf der oben bezeichneten Seite der Insel beherrschen gegenwärtig zwei Häuptlinge, Hecho und Robolloh genannt, einen Landstrich, dessen Bevölkerung häufig mit andern Stämmen und den benachbarten Inseln in Krieg verwickelt ist. Die Veranlassung dazu theilte Kapitän Briggs der obenerwähnten Zeitung in folgendem Berichte mit.

Hecho wird von dem Kapitän als ein ausgezeichnet schöner junger Mann von kaum fünf und zwanzig Jahren beschrieben. Sein Vater, Namens Paie, war vor einigen Jahren in England gewesen, und hatte hier eine so gute Aufnahme gefunden, daß er bei seiner Rückkehr sich als einen Feind von allen Denen erklärte, die ein englisches Schiff angreifen oder einem Engländer Leides thun würden. Bald darauf hatte ein Häuptling an der südöstlichen Küste den Kapitän Downie und die Mannschaft der Brigg „Samuel," die hier gegen Flinten, Pulver und Eisenwerk Flachs und andere neuseeländische Produkte einhandeln wollten, zu Gefangenen gemacht und gefressen. Derselbe Volksstamm hatte auch einen Bootsmann und die Bemannung eines Boots des königlichen Schiffs „Warspite" erschlagen und gefressen. Um diese an Engländern verübten Gewaltthätigkeiten zu rächen, war Paie mit seinen Verbündeten und dem Klan des Häuptlings Robolloh im Jahre 1822 ausgezogen, hatte den feindlichen Stamm überfallen, Alles, was Widerstand leistete, niedergemacht und die Gefangenen gleichfalls aufgefressen. Nicht damit zufrieden, waren hierauf die Sieger von Blutdurst trunken auch auf Bank's Eiland in gleichfeindlicher Absicht gelandet, fanden aber den Häuptling desselben, Mareinewie, so gut zum Widerstande gerüstet, daß Paie völlig geschlagen, gefangen genommen und sammt einem Engländer, Namens Smith, der dem Streifzuge sich angeschlossen hatte, gleichfalls gefressen wurde. Robolloh entkam und dürstete nun mit dem Sohne des gefressenen Paie, dem obengenannten Hecho, nach Rache. So standen die Sachen, als Kapitän Briggs auf dem Schiffe „der Drache" an der Küste des Gebietes dieser Häuptlinge landete. Anfangs versuchten diese, den Kapitän zu bewegen, ihnen sein Schiff zu einem Zuge gegen Mareinewie zu leihen, und versprachen ihm dafür eine ganze Ladung Flachs zum Lohne. Bei den dabei entstandenen Unterhandlungen zeigten sie sich gar nicht als ungeschickte Diplomaten; sie stellten dem Kapitän vor, Paie sey in England und der Freund der Engländer gewesen; Mareinewie habe ihn getödtet und gefressen, und allein so vielen Weißen dasselbe Schicksal bereitet, als alle Neuseeländer insgesammt; es sey somit die Pflicht des Kapitäns, ihnen Beistand zu leisten. Indeß lehnte Kapitän Briggs die Zumuthung ab; nicht so der Kapitän eines andern Schiffes, den Briggs vor der Hand und bis zur eingeleiteten Untersuchung nicht öffentlich nennen zu dürfen glaubte. Es war Dieß eine schöne Brigg von zweihundert Tonnen, und die Häuptlinge kamen mit dem Kapitän derselben überein, daß er sie und ihre Mannschaft nach Mareinewie übersetzen sollte, wo sie einen Vertilgungskrieg zu führen vorhatten. Am 22 Oktober des vergangenen Jahres ging die Expedition wirklich auch unter Segel; die zwei Häuptlinge mit ungefähr hundert bewaffneten Kriegern waren am Bord des englischen Schiffes, das von einer ansehnlichen Flotte von Kriegskanoe's begleitet wurde. Kapitän Briggs blieb inzwischen an der Insel vor Anker und setzte seinen Tauschhandel mit den Eingebornen fort. Am 11 November sah er die Expedition siegreich zurückkehren. Mareinewie war überfallen und mit seinem Weibe und seiner Tochter, einem schönen Mädchen von fünfzehn Jahren, gefangen worden, während Alles, was von seinem Volke nicht durch die Flucht entging, niedergemacht wurde. Der Kapitän des englischen Fahrzeugs erzählte nun dem Kapitän Briggs, bei ihrer Ankunft in dem Hafen von Bank's Eiland habe Hecho und Robolloh ihre Mannschaft zwischen den Klippen der Insel verbergen lassen und sich selbst in dem Schiffsraume versteckt. Mareinewie habe sogleich an die Europäer, die seiner Meinung nach nur des Handels wegen gekommen schienen, gesendet, um Handelsverbindungen mit ihnen zu eröffnen. Für die Erlaubniß, mit seinem Volke Handel zu treiben, verlangte er von den Fremden ein Doppelgewehr als Tribut, was ihm auch bewilligt wurde. Der Handel begann und Mareinewie, ohne etwas von dem Schicksal zu ahnen, das seiner am Bord des englischen Schiffes harrte, war dahin zu einem Besuche gekommen. Kaum hatte er sich aber in der Kajüte niedergesetzt, als Hecho und Robolloh aus ihrem Verstecke sich auf ihn stürzten, während ihre Begleiter sein Gefolge angriffen. Mareinewie, der zu spät den Verrath einsah, wurde überwältigt und gefangen.

Nun gingen die Neuseeländer unter dem Schutze der Nacht ans Land, nahmen Mareinewie's Weib und Tochter gefangen und sendeten sie an Bord. Dann begann eine Scene von Blutbad, die sich nicht beschreiben läßt. Die ganze Bevölkerung des Ortes wurde niedergemacht, nur Wenigen gelang es, durch die Flucht zu entkommen. Fünfzig ungefähr ließ man nur deßhalb leben, um sie bei dem Feste, das der Sieger bei ihrer Rückkehr harrte, im Triumphe aufzuführen. Bei Tagesanbruch sah man vom Schiffe aus die Neuseeländer am Ufer beschäftigt, die Leichname der Erschlagenen förmlich auszuweiden, in Stücke zu hauen und in Körbe einzupacken. Das englische Schiffsvolk konnte nicht genug das Grauenvolle dieses Anblickes schildern. Der ganze Tag wurde mit Einsalzen und Einpacken der Köpfe und Körper zugebracht. Unter den Erschlagenen befand sich auch eine schöne junge Frau, die nahe ihrer Entbindung war; die Unmenschen schnitten ihr den Leib auf und warfen das Kind und den Leib den Schweinen vor; ihr Kopf wurde eingesalzen.

Am 11 November landete die Brigg mit ihrer Ladung von lebendigem und todtem Menschenfleisch an Neuseeland, und nun begannen die Vorbereitungen zum Siegsfeste. Die Gefangenen wurden ans Land gebracht und mußten sich in einer Reihe am Ufer niedersetzen. Dann wurden die Körbe mit dem eingesalzenen Menschenfleisch, die gerade groß genug waren, einen in Stücken gehauenen Leib zu fassen, ans Ufer gebracht. Kapitän Briggs zählte solcher Körbe ein Hundert. Dann begann der Kriegstanz, die furchtbarste Art, sich zu freuen, die ein Mensch sich denken kann. Die Krieger völlig nackt, ihr schwarzes Haar in der Luft flatternd, in der Linken einen Menschenkopf, in der Rechten eine Flinte mit Bajonnett, die sie in der Mitte des Laufes gefaßt hielten, sprangen unter einem Gesange, würdig ihrer wilden Bewegungen und Gliederverrenkungen um die Gefangenen her, die sie jeden Augenblick zu durchbohren drohten. Allein es geschah denselben weiter nichts zu Leide; kein Einziger wurde getödtet, und Alle als Gefangene unter die Häuptlinge vertheilt. Nur ein alter Mann und ein Knabe wurden ausgesucht, um ihrem Rachedämon geopfert zu werden. Nun machte man Anstalten zum Feste, bei welchem diese beiden Unglücklichen geopfert und gefressen werden sollten. Zum Schmause, der hiemit verbunden war, wurden gegen hundert Körbe mit Kartoffeln und einer Art grünem Kraute von vortrefflichem Geruche und eben so viele Körbe mit Menschenfleisch herbeigebracht. Nun führte man den alten Mann zur Hinrichtung vor, wobei ihm der Kopf seines Sohnes, dessen Leib sich unter den Gegenständen der höllischen Mahlzeit befand, um den Hals gebunden war. Hier

Digitized by Google

erschienen auch zum ersten Male einige Weiber, die diesen Scheußlichkeiten bis jetzt noch fern geblieben waren. Wahrscheinlich waren Söhne und Männer derselben vordem gleichfalls von dem feindlichen Stamme erschlagen und gefressen worden; sie rauften dem wehrlosen alten Manne Haupt- und Barthaar, stachen ihn mit einem Fischzahn und thaten ihm alle erdenkliche Martern an. Kapitän Briggs, der Zeuge dieser Szene war, bot Alles auf, dem alten Manne und dem Knaben das Leben zu retten. Schon hatte aber ein Wilder die Streitaxt erhoben, um dem Knaben den Kopf zu spalten, als Kapitän Briggs unwiderstehlich sich getrieben fühlte, den Arm des Unmenschen aufzufangen — ein Wagstück, vor dem ihm selbst nachher schauderte. Durch Bitten und Drohungen gelang es endlich, den Knaben gänzlich aus ihren Händen zu retten; den Greis schonte man noch vorläufig. Allein am andern Tage führten sie ihn nach einer anderen Gegend der Insel, wo sein schreckliches Loos entschieden wurde. Der Knabe lebt noch gegenwärtig zu Hobart Town voll Dankbarkeit gegen seinen Retter. Kapitän Briggs kaufte ihn durch Flinten und Schießpulver los. Die Scheußlichkeit des Mahles selbst übergehen wir billig mit Stillschweigen, nur soviel sey gesagt, daß Hecho, Robulloh und ihre Leute den ganzen Inhalt der Körbe verzehrten, obgleich er bei der heißesten Jahreszeit, die damals gerade herrschte, größtentheils schon in Fäulniß übergegangen war.

Während dieser grauenvollen Vorfälle war Mareinewie auf der englischen Brigg, die ihn so verrätherisch in die Hände seiner Feinde gelockt hatte, gefesselt zurückgeblieben. Während der Ueberfahrt von der Bank's Insel hatte dieser Häuptling und sein Weib, wohl wissend, welches Schicksal sie erwarte, ihre Tochter erwürgt, um ihr die Martern zu ersparen, denen sie entgegen sahen. Der Kapitän legte daher den Häuptling und sein Weib in Fesseln, um sie am Selbstmorde zu hindern. Am 12 November wurden sie von Robulloh an's Ufer gebracht und in's Innere des Landes geführt. Kapitän Briggs konnte nichts von ihrem endlichen Schicksale erfahren; aller Wahrscheinlichkeit nach aber wurden sie auf die bei diesen Wilden gebräuchliche Weise, unter allen mögl lichen Qualen umgebracht. Kapitän Briggs hörte nur noch, man werde Mareinewie's Herz der Mutter Hecho's, der Wittwe Paie's, zu essen schicken, da dieser von Mareinewie gefressen worden war; Robulloh sollte das Gehirn, Hecho die Augen, Hecho's Schwester die Zunge des Häuptlings erhalten und der übrige Leib als Geschenk an befreundete Häuptlinge im Innern des Landes vertheilt werden.

Nottingham-Schloß.

(Aus dem Hofjournal.)

Die Umgebung von Nottingham, wenn man sich dem Schlosse auf dem Wege von Oakham nähert, ist ungemein malerisch und schön. Die Brücke, auf der man über den Fluß geht, welcher sich wie eine silberne Schlange in grünemaillirtem Felde hinwindet, führt nach Mary's Hill, ein Dorf, dessen Häuser sich an Felsen anlehnen und zum Theile davon überhangen werden. Diese Felsen ziehen sich links um die Ortschaft hin und umgeben sie auf dieser einen Seite mit einem natürlichen Walle, und zuhöchst auf demselben, in gebieterischer Lage, stand Nottingham-Schloß, der Sitz des Herzogs von Newcastle. Wenige Burgen haben in der englischen Geschichte einen so berühmten Namen als dieses alte Gebäude, das jetzt durch die Hand des ergrimmten Volkes in einen Schutthaufen verwandelt liegt. Könige verweilten in seinen Mauern, hielten hier ihren Hof, ihre Feste und Turniere. Hier lebten der verbrecherische Mortimer, Earl von March, und die ausschweifende Gemahlin Königs Eduard II offen in ehebrecherischer Gemeinschaft, bis endlich ihr Sohn, unterstützt von den Lords Molens, Clifford, Sir John Neville, Sir Eduard Bohun und Andern, es unternahmen, England von dem Joche des übermüthigen und raubsüchtigen Ministers zu befreien. Die Art, wie sie ihr Vorhaben ausführten, klingt fast etwas romantisch. Das Schloß stand in guter Hut, und die Schlüssel des Thores wurden alle Nacht in das Schlafgemach der verwitweten Königin gebracht. Es mußte daher erst Jemand im Innern des Schlosses gewonnen werden. Der Kastellan Sir William Eland hatte einen unterirdischen halb verfallenen Gang entdeckt, durch den er den König und sein Gefolge einließ; der Verräther wurde sodann in einem an das Gemach der Königin stoßenden Zimmer ergriffen und nach kurzem Prozesse zu Elmes an den Galgen gehängt. Dieser unterirdische Gang besteht noch und wird bis auf diese Stunde noch „Mortimers Höhle" genannt. Das jüngst zerstörte Wohngebäude gehört einer spätern Zeit an; nur wenig von der alten Burg war davon noch zu sehen. Sein Eigenthümer, der Herzog von Newcastle, hielt sich hier nur selten auf, obgleich die Umgebungen höchst anmuthig sind. Die innere Einrichtung des Schlosses war noch aus dem vorigen Jahrhunderte, aber prachtvoll. Die Gemächer waren von edlen Dimensionen und mit Geräthe von halbmodernem Geschmacke versehen. Im Gesellschaftssaale, der eine weite Aussicht darbot, gab es schwere Sammtvorhänge und Kabinete aus der Zeit Ludwigs XIV. Der Speisesaal und die daran anstoßenden Zimmer waren vielleicht die ältesten des Hauses und mit einigen guten Familiengemälden ausgeschmückt, die in Rahmen von schwerem Schnitzwerke hingen. Im ganzen Schlosse herrschte Oede und Verlassenheit. Es bot noch den Anblick Dessen, was das Landhaus eines englischen Edelmannes in frühern Zeiten war.

Der Mortimers-Gang ist schon Jahrhunderte lang mehr als zu zwei Drittheilen verschüttet. Unsre Führerin erzählte uns, sie habe etwas von einem unterirdischen Gange gehört, allein was das Wahre an der Sache sey, wisse nur der Herzog und sein Haushofmeister. Später hörte ich, daß ein früherer Besitzer des Schlosses ein geheimes Gemach eingerichtet habe, zu dem aus des Herzogs Schlafgemach eine Thüre führte, um sich daraus im Falle einer Feuersgefahr oder eines Angriffs ins Freie flüchten zu können. Letztere Gefahr hatte man auch wirklich im Jahre 1745 zu fürchten, wo die Rebellen bereits bis Derby vorgerückt waren.

Die schönen Säle und Gemächer liegen jetzt in Trümmern, und werden fortan nur als Ruine dem Alterthumsforscher oder Künstler bezeichnen, wo Nottingham-Schloß stand.

Vermischte Nachrichten.

Die Bestienkomödie im Drury Lane Theater zu London verfehlt nicht, eine ungeheure Zuschauermenge anzuziehen. Heider Ali oder die Löwen von Meisur ist dort wiederholt mit großem Glanze gegeben worden. „Der Dialog dieses Spektakelstücks vom größten Maßstabe," sagt hierüber „der Courier," „ist so schlecht als sich nur denken läßt, und wenn nicht die darin auftretenden Schauspieler, die unerhörtesten, die wohl je eine Bühne betraten, wenn nicht die reißenden Thiere durch das Ungewöhnliche ihrer Erscheinung anzögen, so wäre es nicht auszuhalten. Herr Martin entwickelt eine große Geschicklichkeit, seine reißende Schauspielerbande zu dirigiren. In einer Scene sieht man ihn neben einer Löwin schlafen, und in einer andern wird er von einem Löwen und einer Löwin gegen einen Trupp feindlicher Soldaten vertheidigt. Er übt eine unbedingte Herrschaft über seine Bestien aus, die so zahm und gehorsam scheinen als nur irgend ein Hausthier. Auch ein Pelikan tritt auf, ohne jedoch die hochtragische Scene, wie er mit dem Blute seiner aufgerissenen Brust seine Kinder säugt, zum Besten zu geben. Zwei Boa Constrictors umwinden mit ihren riesenhaften Ringen die Kinder des Herrn Martin, der aber glücklicher als Laokoon sie alsbald aus dem Gewinde der Ungeheuer befreit. Endlich wird Herr Martin noch in einen Löwenzwinger geworfen, allein zum großen Erstaunen seiner Feinde schmiegt sich das brüllende Thier gehorsam zu seinen Füßen. Im Verlaufe des Stücks treten auch ein Lama und ein Tiger auf. Der Glanzpunkt des Ganzen aber ist in der letzten Scene Heider Ali's Einzug in Meisur, wobei zwei Elephanten von der größten Schönheit zu sehen sind."

Bei einer neuerlich gehaltenen Versammlung der Londoner „Litterary and scientific Institution" wurde über die Beschränkung der Presse in England verhandelt und dabei herausgestellt, daß in Nordamerika, wo die Zeitungen keiner Taxe unterworfen sind, acht Blätter zu New-York jährlich 1,555,416 Ankündigungen enthielten, während 600 englische und irländische Zeitungen in gleichem Zeitraume nur 1,105,000 Advertissements aufnehmen konnten; ferner, daß die Ankündigungen aller Blätter von Nordamerika jährlich sich auf 10,000 Piaster belaufen, während in Großbritannien kaum auf ein Zehntheil dieser Zahl. Ankündigungen, die in England mit 17 Dollars bezahlt werden müssen, betragen in Amerika nur 1 Dollar 50 Cent. Einrückungsgebühren. Ein Artikel, welcher in den Vereinigten Staaten jährlich 28 Dollars einzurücken kostet, muß in England mit 900 bezahlt werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 312. 8 November 1831.

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsetzung.)

Während in England und in dem nördlichen Europa überhaupt die verdorbene römische Baukunst des im Untergang begriffenen Kaiserreiches sich unter Sachsen, Normannen und Lombarden zu jenem prachtvollen und großartigen Style ausgebildet hatte, den man gewöhnlich mit dem Namen des gothischen bezeichnet; während Künstler von einem Genius beseelt, der jede Krone der Unsterblichkeit verdientr — wiewohl eine seltsame Laune des Geschickes fast alle ihre Namen verlöscht hat — in diesen Ländern die ganze unerschöpfliche Kraft ihrer Erfindungskraft walten ließen und Werke schufen von unendlicher Neuheit, von kühnen und prachtvollen Conceptionen — hatten sich die Baukünstler Italiens nicht aus der ihnen von dem Alterthume vorgezeichneten Bahn zu entfernen gewagt; vielmehr fuhren sie mit mühseliger Beharrlichkeit fort, die Ordnungen, die ihnen ihre Vorfahren als Muster hinterlassen hatten, nachzuahmen, durcheinander zu mischen und zu versetzen. Mit dem Sitze des Kaiserthums waren auch die Künste nach Konstantinopel gewandert, und als Padua und Venedig ihren neuerworbenen Reichthum in Erbauung großer Kathedralen glänzen lassen wollten, mußten sie in der Hauptstadt des morgenländischen Reiches, wo die Sophienkirche bereits für die östliche Welt Gegenstand der Bewunderung war, nach geschickten Baukünstlern suchen. Als aber die altrömische Baukunst wieder auflebte, als ihre Denkmale unter dem Schutte hervorgegraben, als die Handschriften des Vitruvius entziffert wurden, da fing man an die östliche, oder in Italien sogenannte lombardische Architektur nach den klassischen Originalen zu regeln. Brunelleschi, berühmt, zuerst die Kuppelwölbung am Dom von Florenz versucht zu haben — Bramante, der ursprünglich den Riß zur Peterskirche entwarf — Michel Angelo, der ihn vollendete, und alle Baukünstler jener Zeit hingen dem Vitruvischen Systeme an, obgleich sie es nach ihren eigenen Erfindungen und Phantasien gestalteten, bis endlich Palladio zur einfachen und korrekten Schönheit des Alterthumes zurückführte.

Um diese Zeit war der Verkehr zwischen den verschiedenen europäischen Staaten vielfältiger geworden, und der Ruf der italienischen Baukünstler erregte große Aufmerksamkeit in England, wo die Baulust nicht minder groß und allgemein war als in Italien selbst. Unter der glorreichen Herrschaft der Königin Elisabeth wetteiferte der englische Adel und die fürstlichen Eigenthümer mehr als je in der Pracht ihrer Wohnungen mit einander. Die mächtigen Häuser aus der Tudor Zeit mit ihren Mauerzinnen, Erkervorsprüngen laubwerkverzierten Fenstern, Tuffsteinskulpturen, Giebelzacken und gewundenen Kaminschäften genügten, so reich und kostbar sie an sich waren, nicht mehr. Viele, um die Bewunderung ihrer Landsleute zu erregen, gaben den einheimischen Baustyl auf und ließen aus der Fremde Zeichnungen und sogar Künstler kommen. Italienische Architektur wurde allmählich Mode, und selbst wenn man der vaterländischen Baukunst noch im Ganzen treu blieb, so wurden dennoch Verzierungen von der italienischen geborgt. Vor Allem wurde das Portal oder der Thorweg, als der am meisten ins Auge fallende Theil des Hauses, mit den erotischen Neuerungen zu beiden Seiten des Eingangs verziert, und manchmal ein zweites und drittes Stockwerk mit Pilastern, die den verschiedenen griechischen Ordnungen angehörten, errichtet; das niedrig gesprengte Tonnengewölbe aus der Tudor Zeit, der tiefe, zierliche und leichtschwebende gothische Bogen wich dem Vitruvianischen Architrav, der von den vorspringenden Tragebalgen ungeschickt durchschnitten wurde. Das Portal der Milton Abtei, das zu Heinrichs VIII Zeit erbaut wurde, ist eine der ersten Neuerungen dieser Art, Unter-Marneyhall in Esser eine zweite. Dieses Gebäude besteht aus einem regelmäßig angelegten Viereck von Backsteinen. Der Thorthurm ist zu beiden Seiten von hohen schlanken achteckigen Thürmchen mit eng aneinander stehenden Fenstern umgeben, oben aber statt der Zinnen mit Laubwerk von Lotusblättern und Rollen versehen, während die Gesimse der hohen Fenster oben in verfälschten jonischen Kapitälern enden; alle diese Verzierungen sind aus Backsteinen gearbeitet. Zunächst wurden die Kuppeln eingeführt, die in Italien so großen Lärm erregten. Die Land-Edelleute beeiferten sich um die Wette, Miniaturkuppeln an ihren Häusern anbringen zu lassen. Man bediente sich ihrer zur Bedachung der hohen Thürme, die den Eingang des Gebäudes bildeten oder an seinen Ecken standen, sie mochten nun rund, viereckig oder polygon seyn; darüber errichtete man vergoldete Wetterhähne. Die Brustwehren oder dem Portale und an den hervorspringenden Fenstererkern wurden zu gleicher Zeit gegen Gesimsverzierungen ausgetauscht, und Büsten der zwölf Cäsaren und ähnliche Sinnbilder traten an die Stelle der alten heraldischen Thiere und Schilde. Dann wurden alle gezackten Zinnen entfernt und die Parapete in

Digitized by Google

allerhand fantastische Kerben und Rollen ausgeschnitten, oder mit eiförmigen Oeffnungen durchbrochen, und mit Obelisken, Kugeln, Büsten, Statuen und andern seltsamen Verzierungen ausstaffirt. Dergleichen Zierrathen liefen nun auch oft an den Seiten der Giebeldächer hinauf, die manchmal ganz der horizontalen Balustrade weichen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Palenque.

(Schluß.)

In der Nachbarschaft des Palastes liegt auf einem höhern Hügel als dieser, zu dem ein sehr steiler Aufgang führt, ein Gebäude, welches ich die Schule genannt habe; es hat fünf Eingänge, an denen noch Spuren vorhanden, daß sie ehemals mit hölzernen Thüren versehen waren. An den Pfeilern oder Mauern, die sie von einander trennen, befinden sich ganze Figuren von ungefähr sechs Fuß Höhe, von denen eine mit einem, am Busen mit Franzen gezierten, und kaum bis an die Knöchel reichenden Weiberunterrock bekleidet ist; sie trägt eben so wie noch eine andere Figur ein nacktes Kind, aber nicht wie die neuern indianischen Frauen aufgehockt sondern auf dem rechten Arm. In den innern Mauern dieses Gebäudes stößt man auf drei große Quadrate von Stein, welche durch eingeschnittene Linien in 240 gleiche, ungefähr 6 Zoll in's Gevierte haltende Felder getheilt sind; zwölf laufen von Oben nach Unten und zwanzig von einer Seite nach der andern. Diese Felder enthalten verschiedene Charaktere in erhobener Arbeit z. B. ein gleichschenkeliges Kreuz von einer doppelten achteckigen Einfassung umgeben, eine Arabeske fast ganz von der Gestalt der Lilien in dem französischen Wappen u. s. w.; die nämlichen Charaktere findet man nur sehr selten wiederholt.

In der Nähe dieser eben erwähnten Gebäude, aber auf einem noch höhern Hügel, steht ein anderes, welches wahrscheinlich für religiöse Zwecke bestimmt war. Zwei Galerien bilden seinen Grund; die eine Fronte nimmt die ganze Länge desselben ein, die Rückseite ist in drei Gemächer getheilt. Das östliche gleicht einem Kerker, obschon der sehr schmale Eingang keine Spur einer Thür verräth, das westliche ist ein einfaches Zimmer und der mittlere Raum ist ebenfalls ohne Thüre, doch lassen die in den Wänden, bereits beschriebenen, eingemauerten Pfeiler vermuthen, daß hier Vorhänge waren. In diesem Raume steht eine kleine Kapelle mit flachem Dach; die Rückseite der Kapelle und die aus zwei Steinplatten bestehende Vorderseite, zwischen denen der Eingang sich befindet, sind mit schöner erhabener Arbeit bedeckt. Auf dem westlichen Stein stellt sich dem Beschauer ein Mann dar, der nach dem Eingang sieht; sein Kopf ist mit Federn und Zweigen geschmückt, auf deren einem ein kleiner Kranich mit einem Fisch im Schnabel sitzt. Er trägt einen Palatin, weite, bis über die halben Schenkel herabgehende Beinkleider, Bänder um die Waden, und eine Art Stiefel ohne Sohlen, welche nur den hintern Theil des Fußes bedecken, hinter dem Mann, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, kauert eine schreckliche Figur, deren Beine in einem Schweife auslaufen. Die zweite Steinplatte zeigt das Bild eines scheußlichen alten Mannes mit einem Aß im Munde.

Diesen beiden Figuren gegenüber, näher der Flur und mehr aufwärts, stehen einige der erwähnten steinernen Pfeiler, an denen wohl Opfer oder Verbrecher getödtet wurden. An der hintern Mauer innerhalb der Kapelle sind zwei kleine menschliche Figuren von denen die größere beschäftigt ist, den mit Federn geschmückten Kopf eines Mannes auf der Spitze eines Kreuzes völlig von der nämlichen Gestalt wie es bei den Christen üblich ist, zu befestigen. Die zweite Figur stellt ein Kind vor; beide sehen nach dem Kopfe, sind baarfuß und ihre Knöchel mit Zierrathen geschmückt; hinter jeder Figur befindet sich eine Reihe viereckiger Täfelchen, welche sehr nett ausgeführte Charaktere enthalten. Die Annahme, daß dieß kleine Gebäude eine Kapelle gewesen sey, in welcher Menschenopfer geschlachtet wurden, ist vielleicht ein Irrthum, denn solche Opfer wurden in Gegenwart großer Volksversammlungen verrichtet, welche diese Kapelle nicht fassen konnte, daher möchte sie eher eine Art Gerichtshof gewesen seyn, wo Magistratspersonen sich mit der Rechtspflege beschäftigten. Oberhalb dieser Abtheilungen laufen zwei parallele Mauern dicht neben einander vom Boden auf bis zu einer Höhe von 80 Fuß empor; sie sind mit viereckigen Oeffnungen versehen, und zwischen beiden steigt man auf hervorragenden Steinen bis zum Gipfel empor, von wo man einer weiten Aussicht auf die nördlichen Ebenen genießt.

Ungefähr 600 Fuß unterhalb des Palastes entspringt ein klarer Bach; er quillt aus den Felsen hervor, von denen er auf eine Strecke von mehr als 300 Fuß, von seiner Quelle aus, wie von einem bedeckten Gang überwölbt ist, der seinen Krümmungen folgt. Da wo dieser Gang endet, sind augenscheinliche Spuren einer Reihe von Gebäuden, welche noch ungefähr 150 Fuß stromabwärts laufen; das Ganze ist ein seltsames Bauwerk.

Nicht weit von hier am Rande eines ungeheuren Abgrundes befindet sich ein Gefängniß, legte man einen Stein auf die Oeffnung desselben, so war es dem Gefangenen unmöglich zu entkommen, obgleich sehr hohe, in der Wand des Abgrundes angebrachte Fenster, Licht und eine weite Aussicht zuließen.

Diese ganze Masse von Ruinen ist jetzt von dichten Waldungen umgeben, und Monate möchten leicht mit deren Durchsuchung verstreichen. Meine Zeit war unglücklicher Weise sehr beschränkt, allein ich habe genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß ihre frühern Bewohner nicht nur einen hohen Grad von Civilisation, sondern auch die Kunst besaßen, Worte durch Zeichen auszudrücken, deren ich bis jetzt die Amerikaner vor der Eroberung ihres Landes nicht fähig glaubte.

Das benachbarte Land enthält auf viele Meilen weit im Umkreise noch Ueberreste der Baukunst seiner Bewohner, als: Brücken, Wasserbehälter, Denkmäler mit Inschriften, unterirdische Gebäude u. s. w. allein jene Ruinen waren unstreitig die Hauptstadt, deren Lage man für ein civilisirtes, handeltreibendes, großes Volk nicht besser wählen konnte, da sie auf ihrer Höhe einer herrlichen Temperatur genoß, hinter sich eine Gegend hatte, deren kältere Lage solchen Produkten günstig war, die unter einer wärmeren Sonne nicht gedeihen, und im Vordergrunde die ausgedehnten heißen Flächen von Tabasco und Yucatan beherrschte, von denen ersteres als

Digitized by Google

nächstes Nachbarland von großen, tiefen und schiffbaren Flüssen durchschnitten war, deren unzählige Strömungen nach dem Meere alle Hülfsmittel zu dem ausgedehntesten Handel boten. Höchst merkwürdig ist die Aehnlichkeit in der Lage dieses Landes für die neue Welt mit der Situation, welche Aegypten in der alten einnahm, beide sind an Vereinigung nördlicher und südlicher Kontinente gelegen, beide haben ein Mittelmeer, ein Delta und einen Isthmus. Alles zeugt, daß dieß wunderbare Volk von den jetzigen Indianern nicht physisch verschieden war, daß aber ihre Civilisation die der Peruaner und Mexikaner bei Weitem überstieg. Sie müssen lange vor dem vierzehnten Jahrhundert existirt haben, denn sonst würden die erstern, welche ihre Nachbarn gewesen wären, und nicht ohne Talent und Unternehmungsgeist waren, gewiß die Schreibkunst von ihnen gelernt haben.

Ich möchte fast behaupten, daß diese Nation durch einen Einfall nordwestlicher Barbaren aufgerieben wurde, und dieß gäbe ihrem, weit über die Gründung von Mexiko hinausreichenden, Alter eine Wahrscheinlichkeit mehr, weil, wie bekannt, lange vor dieser Periode kein solcher Einfall statt hatte.

So vermutde ich auch, daß die Mayasprache von ihnen herstammt; sie wird noch jetzt von allen Indianern und selbst von den meisten Bewohnern Yucatas, des Distriktes Peten und des östlichen Theiles von Tabasco gesprochen. Das Puctunc, ein nur wenig abweichender Dialekt der erstern, ist die Sprache der unmittelbaren Nachbarschaft jener Länder und des Südwestens fast bis zum stillen Meere. Warum diese Ursprache in der Nähe der alten Hauptstadt des Reichs mehr ausgeartet seyn sollte, als in den entferntern Provinzen, ist eben so wenig zu erklären als die größere Aehnlichkeit, welche das Portugiesische mit dem Latein, als das Italienische hat. Die folgenden sind Worte der Maya und Puctuncsprache: King, Sonne; uh, Mond; ek, Sterne; ha, Wasser; Kak, Feuer. Zwischen diesen beiden Sprachen und denen, welche weiter nach dem Süden, durch ganz Guatemala, gesprochen werden, herrscht, besonders was die Zahlen betrifft, eine große Aehnlichkeit. Die Benennung derselben ist in dem Puctunc, von dem die Mayasprache hierin nur wenig abweicht, folgende: 1, humpel; 2, chapel; 3, uschpel; 4, chumpel; 5, hopel, 6, wokpel; 7, hukpel; 8, waschakpel; 9, bolompel; 10, lakumpel.

Was die gegenwärtigen Bewohner dieser Gegenden betrifft, so sind die wilden Indianer des Süden, welche einen unermeßlichen Strich Landes im Innern des Kontinents einnehmen, ein uncivilisirtes und feiges Volk; auch die unterjochten Indianer, welche die Staaten von Chiapas und Tabasco bewohnen, stehen noch auf einer niedern Stufe der Bildung. Fragt man sie wer jene Gebäude errichtet habe, so ist ihre Antwort: „Der Teufel." Einem artigen Dorf, Palenque genannt, welches vor ungefähr einem Jahrhundert 6 Meilen nordöstlich gebaut wurde, ward die Ehre zu Theil, seinen Namen mit jenen Ruinen zu theilen. Die ungewöhnliche Lebensdauer seiner Bewohner, und die Schönheit ihrer Frauen sind Beweise seines trefflichen Klima's. Ich fragte den Priester und Alkalden des Dorfs, welche die Orakel von Palenque sind, wer wohl ihrer Meinung nach jene alten Gebäude errichtet habe? Der Priester schüttelte den Kopf und meinte, sie seyen schon vor der Sündfluth erbaut worden! Der Alkalde aber behauptete steif und fest, sie müßten von einer spanischen Kolonie, noch vor Entdeckung des Landes errichtet worden seyn!!!

Statistik von Norwegen.

3. Budget.

Die jährlichen Staatsausgaben von Norwegen belaufen sich auf ungefähr 1,500,000 Speciesthaler; sie werden durch die von dem Storthing für die je drei Jahre zwischen jeder Sitzung bewilligten Zölle, Auflagen und Abgaben gedeckt.

Die hauptsächlichsten Ausgaben sind: Civilliste, 96,000 Speciesthaler; Storthing, 20,000; Civilverwaltung, 270,000; Justiz und Polizei, 50,000; Universität, 30,000; Schutz und Strafanstalten, 25,000; Bergwerke und Fabriken zu Kongsberg, 26,000; Pensions- und Quiescenz-Gehalte, 170,000; Staatsschuldinteressen, 40,000; auswärtige Angelegenheiten, 50,000; Landtruppen, 500,000; Marine, 150,000. Zusammen 1,456,000 Speciesthaler. Die vorzüglichsten Einnahmen sind: Zölle; ungefähr 700,000; städtische Abgaben, 100,000; Abgaben der Landleute, 440,000; Stempel, 70,000; Abgaben von Branntweinbrennereien, 50,000; Einkünfte von Staatsgütern und Grundsteuer, 50,000; Posten 50 000; Renten, 50,000; verschiedene Einkünfte, 20,000; Mahlsteuer, 15,000, wozu noch einige von geringerm Ertrage kommen; zusammen 1,505,000 Speciesthaler, wornach also die Einnahme die Ausgabe um 79,000 Speciesthaler übersteigt.

4. Die Bank.

Die Einrichtung der norwegischen Hauptbank ist musterhaft; sie zerfällt in drei Abtheilungen, nämlich: in die Leihbank, Girobank und Depot- und Konsignationsbank. Sie ward im Jahre 1816 mit einem Kapital von zwei Millionen Speciesthalern in Münze (ungefähr acht Millionen Franken) gegründet, welche die reichen Bürger des Landes zusammenschossen. Die Centralanstalt derselben ist zu Trondheim, und sie unterhält in den Hauptstädten der Stifte noch besondere Kassen; die Verwaltung wird von Mitgliedern besorgt, welche der Storthing ernennt. Die landüblichen Münzen bestehen aus ganzen, halben und Fünftelspecies in Silber zu 10⅔ Deniers, aus Silberstücken von 8 Schilling zu 6 Deniers und andern kleinen Münzen, welche nach dem Münzfuß von 9⅓ Species auf die Mark feinen Silbers ausgeprägt werden. Ueberdieß hat Norwegen auch noch Papiergeld, welches aus Banknoten von 100, 50, 10, 5 und 1 Speciesthaler besteht; diese Noten sind zur leichtern Unterscheidung von rothem, grünem, gelbem, blauem und weißem Papier, und man kann sich einen Begriff von dem Kredit machen, in dem sie stehen, wenn man erfährt, daß die Bank im Jahre 1850 zu ihrem Umsatze in Silber nur einer Summe von 3040 Speciesthalern 45 Schilling (12,162 Franken) bedurfte.

Die Dividende der Actionäre betrug im Jahre 1850 sieben Prozent.

5. Land- und Seemacht.

Die Militärmacht des Landes besteht aus einer Armee von 12,000 Mann Linientruppen, von denen 2000 Mann der rekrutirten und 10,000 Mann der Nationalarmee angehören; eine Anzahl von 500 Offizieren und 1796 Unteroffizieren, Musikpersonal und Arbeiter ungerechnet. Die Nationalarmee besteht aus: 1 Brigade Kavallerie oder Jäger zu Pferde von 1070 Mann, 1 Brigade Artillerie von 1288 Mann und 5 Brigaden Infanterie, zusammen aus 9642 Mann bestehend, worunter 2000 Schützen. Die Brigaden sind in Korps und diese wiederum in Kompagnien abgetheilt; im Nothfalle kann diese Armee bedeutend vergrößert werden.

Die Marine ist noch im Entstehen; sie zählt eine Fregatte, einige Brigantinen und kleinere Schiffe, nebst einer kleinen Anzahl von Schaluppen und Kanonierbooten. Die Hauptstation derselben ist zu Fredriksvaern. Die Seemacht besteht aus 25,602 Mann, worunter 555 Rekrutirte; die übrigen, welche einregistrirte Seeleute genannt werden, treten nur in Dienst, wenn sie einberufen werden. Der Offiziersstand dieser Marine, welche ungeachtet ihrer Unbedeutenheit zur Vertheidigung des Königreichs

Digitized by Google

hinreicht, zählt nur 5 Stabsoffiziere, 12 Kapitäns, 12 Kapitänlieutenants, 24 Ober- und 24 Unterlieutenants.

Stimmen über Capodistrias.

Die gegenwärtig in Paris lebenden Griechen haben in dem „Courrier français" Folgendes bekannt gemacht:

„Mit tiefem Schmerz haben die in Paris lebenden Griechen bemerkt, daß viele achtbare Männer das Benehmen des Präsidenten Capodistrias zu rechtfertigen und alle Schuld auf die Opposition zu legen geneigt sind. Sie können dieses ungerechte Vorurtheil nur zwei Umständen zuschreiben: 1) den wichtigen politischen Verhältnissen, die mit einem Male den Zustand von Europa umgestalteten, und den wahren Gesichtspunkt, aus dem die Schritte des Präsidenten zu beurtheilen waren, verrückten; 2) dem großen Rufe, dessen der Präsident genoß, bevor er die Leitung des griechischen Staates übernahm. Die Griechen selbst waren weit entfernt, in die allgemein anerkannten Eigenschaften des Grafen Capodistrias Mißtrauen zu setzen; als sie ihn zu ihrem Präsidenten ernannten, glaubten sie die Staatsgewalt in keine reineren und fähigeren Hände legen zu können. Wie sehr sie in ihren Hoffnungen getäuscht wurden, wie sehr die Zukunft ihres Vaterlandes gefährdet wurde, möge die Aufzählung nachstehender Thatsachen beweisen, die unläugbar sind, und von den Unterzeichneten gegen Jedermann vertreten werden sollen."

„Mehrere Städte Griechenlands des provisorischen Zustandes müde wollten Petitionen an den Prinzen Leopold schicken, um ihn zu bitten, seine Ankunft in Griechenland zu beschleunigen. Der Präsident bot Alles auf, dieß zu hindern, und Kolokotroni durchreiste den Peloponnes, und ließ — was kaum glaublich scheinen wird — mehrere hundert Menschen ins Gefängniß werfen, weil sie jene Adresse unterzeichnet hatten."

„Er hat eine Art schwarzes Kabinet eingerichtet, wo alle Briefe erbrochen wurden, und aus dieser unreinen Quelle schöpfte er oft die Mittel, Anklagen einzuleiten. Dieß war z. B. mit Pharmacides, einem griechischen Priester voll Patriotismus und Gelehrsamkeit, der Fall."

„Er verletzte die Unabhängigkeit der Tribunale, und ein Gerichtshof, der ein Urtheil zu Gunsten eines auf seine Veranlassung Angeklagten aussprach, durfte sicher seyn, seinen Ausspruch am folgenden Tage auf die gehässigste Weise umgewandelt zu sehen."

„Ein Mann von ausgezeichneter Bildung wollte ein Journal gründen. Im Vertrauen auf die von der Nationalversammlung ausgesprochene Freiheit der Presse unterzog er sich beträchtlichen Kosten: er kaufte eine Druckerei, und Alles, was dazu gehörte; kaum aber war die erste Numer seines Blattes erschienen, als auf Befehl des Präsidenten die bewaffnete Macht in seine Wohnung eindrang, die Pressen zerbrach und die Lettern vernichten ließ, ohne einen Grund angeben oder zuvor eine gerichtliche Untersuchung einleiten zu lassen. Es ist aber zu wissen, daß die erste Numer Nichts als Neuigkeiten und eine Art raisonnirenden Artikel enthielt. Dasselbe Journal erscheint jetzt auf der Insel Hydra, und wir, die wir regelmäßig den „Apollo" lesen, können beweisen, daß er weder Familienangelegenheiten verletzt, noch die Religion, wie man glauben machen wollte, sondern bloß die Mißbräuche in der Verwaltung des Präsidenten und seiner Brüder an's Licht zieht und zwar in so gemäßigten Ausdrücken, als etwa das Journal des Debats zur Zeit Karl X. Man hat gesagt, die größere Anzahl der Griechen könne nicht lesen, und ein Journal würde, statt sie aufzuklären, nur dazu beitragen, Unordnungen zu erregen. Ein seltsamer Widerspruch, da ein Journal in einem Lande, wo nur wenige Menschen lesen können, auch nur geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben kann. Allein zur Ehre unseres Vaterlandes können wir einer so irrigen Ansicht bestimmt widersprechen. Es gibt im Verhältnisse in Griechenland eben so viele Menschen, die lesen und schreiben können, als in den civilisirtesten Ländern. Nur die höhere Bildung ist noch selten."

„Um die Augen der europäischen Menschenfreunde zu blenden, die eine so lebhafte Theilnahme für die Wiedergeburt unseres Vaterlandes aussprachen, stellte sich der Präsident, als ob er den Elementarunterricht begünstige, während er doch die Philosophen und Redner des Alterthums in den Schulen zu lesen verbot, und Plato und Demosthenes in dem nämlichen Lande, dem sie ihre Ankunft verdankten, auf den Index der verbotenen Schriften setzten. Man muß bekennen, daß selbst unter dem Joche der Ottomanen die Unterdrückung nicht so weit getrieben wurde; auf der schönen Akademie der unglücklichen Insel Scio und an mehreren andern Orten bestand damals wenigstens doch völlige Lehrfreiheit."

„Auf der Insel Syra hatte sich eine Versicherungsanstalt gebildet. Die Theilnehmer waren übereingekommen, den zehnten Theil ihres Gewinnes zur Gründung eines Kollegiums zu verwenden, worin die klassischen Schriftsteller, Philosophie und andere Wissenschaften gelehrt werden sollten. Da die Gesellschaft in ihrem Unternehmen glücklich gewesen war; so legte sie ihren Plan dem Präsidenten vor, um seine Genehmigung einzuholen. Wer sollte es glauben, daß er diese unter dem Vorwande, der Plan sey zu ausgedehnt, verweigerte? Und doch hatte man nicht die mindeste Geldunterstützung hiezu von ihm verlangt."

„Der Präsident und seine Brüder schenkten unbekannten Menschen mehrere Morgen Landes, wozu sie kein Recht hatten, da dieses Land zu den Nationaldomänen gehörte, über die nur die Nationalversammlung zu verfügen hatte."

„Er führte unter den eingebornen Griechen und denen, die es nicht waren, Kategorien ein, dem alten Grundsatz zufolge divide et impera."

„Während der Graf Capodistrias an der Spitze der Regierung steht, d. h. seit drei Jahren, hat er mehr Geld verschwendet, als während des ganzen Krieges, also in sieben Jahren erforderlich war, wobei er die Summen, welche das edelmüthige Frankreich spendete, dazu anwendete, um sich Kreaturen zu schaffen."

„Er ließ Maurommichalis, einen der ausgezeichnetsten Männer Griechenlands, der sowohl wegen seiner Opfer, als seines Patriotismus die höchste Anerkennung sich erworben hatte und zwei seiner Söhne und mehrere Anverwandte im Kampfe für das Vaterland fallen sah, in Anklagstand setzen und ernannte zur Untersuchung eine Kommission, an deren Spitze sein eigener Bruder stand. Und so weit ging er in seiner Ungerechtigkeit, daß er als Kläger und Richter zugleich auftrat."

„Der tugendhafte, der tapfere Ypsilanti wurde halb sterbend aus seinem Bette gerissen und aus dem Lande verwiesen, nicht durch den Ausspruch eines Gerichtshofes, sondern bloß durch den Mund des Präsidenten."

„Die beiden Residenten Frankreichs und Englands boten Alles auf, um den Präsidenten zu bewegen, daß er den Kongreß in einer der von französischen Truppen besetzten Städte zusammenrufen möchte; wodurch jede Widersetzlichkeit gegen die Beschlüsse dieser souveränen Versammlung sowohl von Seite des Präsidenten, als von Seite der Opposition, so wie jede unheilvolle Kollision vermieden worden seyn würde. Der Präsident verwarf die weisen Rathschläge der Repräsentanten beider Mächte, und berief den Kongreß nach Argos."

„Da er das Resultat der Wahlen fürchtete, so wendete er überall die bewaffnete Macht an, um die sehr schwache Partei seiner Anhänger zu unterstützen, und Kolokotroni, der das Heer befehligte, scheute sich nicht, die größten Abscheulichkeiten zu begehen, indem er auf öffentlichen Plätzen Leute prügeln und peitschen ließ, die es gewagt hatten, anderer Meinung als er zu seyn."

„Wer kennt endlich nicht die finsteren Umtriebe, die der Präsident bei den Gesandten der fremden Mächte anwendete, um für Griechenland einen unmündigen Prinzen zum Könige ernennen zu lassen, wodurch er seine Gewalt noch länger behalten konnte. Allein wir haben die feste Ueberzeugung, daß die Mächte in Kurzem unsere Unabhängigkeit befestigen werden, indem sie uns aus dem provisorischen Zustande befreien und ihr Ohr den trenlosen Einflüsterungen der von dem Präsidenten besoldeten Agenten verschließen werden."

G. A. Maurokordatos, Negris.
Demetrius Duburi.
P. N. S. Delyiani, Georgos.
Nikolaus Maurokordatos,
Perikles Argyropulo,
Gerasimus, Alcibiades Argyropulo, Johann Argyropulo u.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 313. 9 November 1831.

Die Areoi oder Kindermördergesellschaft auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Um nicht weiter auf diese empörende Verwilderung des menschlichen Geschlechtes einzugehen, die jedes fühlende Herz zerreißen muß, kann man mit Einem Wort behaupten, daß die ganze Bevölkerung der Südseeinseln in einer Nation von Mördern bestand. Erfreulich aber muß es erscheinen, wenn man in der neuesten Zeit durch Einführung des Christenthums diesen entehrenden Flecken in der Geschichte der Menschheit verlöscht sieht, und nicht genug Preis verdienen jene Männer, die mit der größten Selbstverläugnung und heldenmüthiger Verachtung aller Gefahren das Licht der bessern Erkenntniß in jene gräuelvollen Stätten des Heidenthums trugen. Das edlere Menschengefühl ist überall, wohin die Lehre des Christenthums drang, wieder aufgelebt, und mit Abscheu wenden sich die jetzigen Generationen hinweg von den blutigen Erinnerungen ihrer Vorfahren. Nicht ohne Rührung kann man hierüber einzelne Berichte der Heidenbekehrer lesen. In einer Volksversammlung zu Raiatea im Jahre 1829 stand ein alter ehrwürdiger Häuptling auf, und sprach zu dem Volke: „Ich war ein mächtiger Häuptling; der Ort, an dem wir hier versammelt sind, war für mich und meine Familie geweiht. Groß war meine Familie, aber ich allein bin übrig geblieben: alle meine Kinder starben im Dienste des Teufels — sie kannten nicht das gute Wort, das ich zu sehen aufbehalten wurde; mein Herz verlangt nach ihnen, und oft sagt es in mir: daß sie nicht so frühzeitig dahingegangen wären! Groß sind meine Verbrechen, ich war der Vater von neunzehn Kindern, und alle wurden gemordet. Nun verlangt mein Herz nach ihnen. Wären sie am Leben erhalten worden, so würden sie Männer und Frauen geworden seyn, und gelernt und erkannt haben das Wort des wahren Gottes. Aber da ich sie mordete, hielt Niemand meine Hand zurück, nicht einmal mein eigener Vetter — hier zeigte er auf den König Tamatoa, der den Vorsitz in der Versammlung führte — oder sagte: Schone ihrer. Niemand sagte mir: das gute Wort, das wahre Wort ist gekommen, schone deiner Kinder; und nun jammert mein Herz um sie, weint um sie!“

Von der Lust an öffentlichen Vergnügungen und Zeitvertreiben der Bevölkerung der Südseeinseln ist jüngst in diesen Blättern die Rede gewesen. Eine wahre Nationalunterhaltung dieser Art bildete die Gesellschaft der Areoi, die den Inseln des stillen Ozeans insbesondere eigenthümlich angehört. Viele von den gesellschaftlichen Bestimmungen dieser Körperschaft, und von ihren Gebräuchen können ohne Verletzung aller Sittlichkeit nicht angeführt werden; indeß verdient, was darüber mitgetheilt werden kann, doch einer besondern Aufmerksamkeit. Es ist nicht wohl zu glauben, daß diese Gesellschaft auf die Gruppe der Gesellschaftsinseln beschränkt geblieben sey; indeß hat man doch auch keinen Nachweis, daß sie auf den Marquesas oder Sandwichinseln einheimisch gewesen. Jesuitische Missionäre fanden auf den Carolinen oder Ladronen-Inseln eine privilegirte Brüderschaft, die in manchem Betracht große Aehnlichkeit mit den Areoi der südlichen Inseln hat. Die Jesuiten nennen sie Uritoi, was mit Auslassung des t dem Areoi ganz ähnlich lautet.

Wie lange diese Gesellschaft auf den Südseeinseln bestand, konnte nicht mit Gewißheit ausgemittelt werden. Den Ueberlieferungen zufolge, die sich unter dem Volke erhalten haben, muß sie so alt seyn als das unsittliche und schändliche System obszöner Gebräuche, mit denen sie innig verflochten war; nach denselben Volkssagen bestanden die Areoi, seitdem es Menschen gibt. Es wird ihr ein mythischer Ursprung angewiesen, was an sich schon von ihrem hohen Alterthume zeugt. Oro, der Sohn Taaroas, *) so erzählt die Sage, verlangte nach einer der Töchter Taata's, des ersten Menschen und sendete seine zwei Brüder Tufarapatnun und Tufarapatrai, um unter den Menschentöchtern ihm eine würdige Genossin zu erkiesen; diese durchsuchten nun alle Inseln von Taheiti bis Borabora, fanden aber keine die sie Oro's würdig hielten, bis sie nach Borabora kamen. Hier am Fuß des Mouatahuhuura, des rothrückigen Berges, erblickten sie Vairaumati und sogleich sprachen sie zu einander: „Siehe, dieses herrliche Weib ist unsers Bruders würdig.“ Hierauf eilten sie in den Himmel zurück und verkündigten Oro, was sie gesehen

*) Taaroa war nach der taheitischen Mythologie der Vater der Götter, und ging aus der Nacht hervor, eben so sein Weib, die von den einen Hina, von andern Ofenuenmaiterai genannt wird. Oro war ihr Sohn, und das große Nationalidol von Taheiti, Raiatea, Eimeo und mehreren anderen Inseln, die um den Besitz seines Bildnisses oft blutige Fehden führten. Taaroa umarmte der Mythologie zufolge einen Fels, der dann Erde und Meer gebar. König Pomare wußte auch noch von einer Obergottheit, die er Rumia nannte, und die über Taaroa und alle andern Götter erhaben war. Die Missionäre konnten jedoch hierüber von den Priestern nichts Genaueres erfahren.

Digitized by Google

hatten. Dieser spannte nun den Regenbogen aus, dessen eines Ende im Thale des rothrückigen Berges aufstand, während das andere in den Wolken blieb, wodurch er sich einen Weg nach der Erde bahnte. Vairaumati wurde Oro's Weib und jeden Abend stieg er auf dem Regenbogen zu ihr herab, und am Morgen kehrte er nach seiner himmlischen Wohnung zurück. Sein Weib gebahr ihm endlich einen Sohn, den er Hoa tabu i te rai, Freund der dem Himmel geweiht, nannte und der ein mächtiger König unter den Menschen wurde. Die oftmalige Abwesenheit Oro's von seinen himmlischen Gefährten während der häufigen Besuche in dem Thale von Borabora, veranlaßte endlich zwei seiner jüngern Brüder Oroteteſa und Uruteteſa ihre Wohnung in den Wolken zu verlassen, und ihn aufzusuchen. Da sie auf dem Regenbogen herabstiegen, den Oro stehen gelassen hatte, so kamen sie bald in das Thal des rothrückigen Berges, wo sie ihren Bruder und sein Weib in der irdischen Wohnung fanden. Aus Scham, ihren Bruder und seine Braut ohne Geschenk begrüßen zu müssen, verwandelte sich der Eine in ein Schwein und ein Bund von Uru oder rothen Federn. Dieses Geschenk wurde nun den beiden Liebenden überreicht. Oro und sein Weib bezeigten dafür ihre Dankbarkeit, das Schwein und die Federn blieben, der Bruder des Gottes aber nahm seine vorige Gestalt wieder an. Oro, der über so viele Liebe gerührt war, erhob seine Brüder zu Göttern, und setzte die Areois ein, indem er sagte: „Ei Areoi Orua i te ao, ia noaa ta orua tuhaa" d. h. Seid zwei Areois in der Welt, auf daß ihr euern Theil Herrschaft daran habet. Zum Andenken an diese Fabel opferten die Areoi bei allen Taupiti's und öffentlichen Festen im Tempel ein junges Schwein, das sie erdrosselten, und einen Bund rother Federn, der den Namen „Uru maru no te Areo," — schattige Rothfedern der Areoi, führten.

Die Brüder Oro's, die so zu Göttern und Königen der Areois gemacht worden waren, lebten unbeweibt, und hatten daher keine Nachkommen, und deßhalb war es den Areoi, obgleich Ehelosigkeit nicht zu ihren Gelübden gehörte, verboten, Kinder zu haben. Daher war es nun auch eine stehende Vorschrift ihre Kinder zu ermorden. Die erste Gesellschaft solcher Art wurde auf Oro's Geheiß von seinen Brüdern ernannt, und bestand aus mehreren Männern der verschiedenen Inseln.

Die über sie von Oro gesetzten Götter gaben die Erlaubniß, alle aufzunehmen, die in die Ermordung ihrer Kinder willigen würden. Die Namen der ersten Begründer der Gesellschaft waren Huatua von Taheiti; Tauraatua von Murea oder Eimeo; Temaiatea von Sanders Eiland; Tetoa und Atae von Huaheine; Taramanini und Aeipa von Raiatea; Mutaha von Tahaa; Bunarun von Boraboea und Maeoee von Maurua. Die Namen dieser ersten Areoi übertrugen sich auf ihre Nachfolger in jeder Insel und wurden beibehalten bis das Christenthum dem Heidenthum sammt den Areois ein Ende machte. Viele der Häupter dieser Gesellschaft die noch diese Namen trugen, und früher zu allen Verbrechen und Lastern, die dieser Innung anklebten, ermunterten und anleiteten, haben sich in der neueren Zeit nach ihrer Bekehrung zum Christenthum durch thätige Nächstenliebe, sittliches und erbauliches Leben ausgezeichnet.

Anna, einer der ersten Diakone der Kirche zu Huaheine, einer der ersten Lehrer, die von hier aus zur Bekehrung der Heiden abgesendet wurden, und der endlich Prediger der Kirche auf der Sir Charles Sanders Insel wurde, ein unermüdlicher, biederer, verständiger und nützlicher Mann, wie sich nur irgend einer unter den Missionären der Südseeinseln befindet, war der vornehmste Areoi von Raiatea. Er war der Taramanini dieser Insel, bis er sich zum Christenthum bekehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Es ist bereits gesagt worden, daß der polnische Adel keine eigentliche Aristokratie wie in andern europäischen Ländern bildete; allein mit dem Sturze Polens wurde die ganze politische Ordnung umgekehrt. Preußen und vor Allem Oesterreich beeiferten sich, den reichen Familien die Feudaltitel von Grafen und Baronen zu ertheilen, mit und ohne Majorate, die an sich durch das polnische Staatsgesetz verboten waren. *) Diese Familien stürzten sich mit Begier auf die vorgeworfene Lockspeise, mehr als dreihundert derselben erhielten den Grafentitel. Aber es gab damals keine Starostien **) mehr, um sie zu unterhalten. Täglich mehr und mehr verarmend wurden sie zum Gespötte der Ausländer, und sie hatten daher neuen Grund, das Schicksal ihres Vaterlandes zu beklagen.

Die französische Revolution, und insbesondere die von den Jakobinern ausgesprochene Freiheit und Gleichheit, ließen den mächtigen polnischen Familien die Ungleichheit der englischen Aristokratie weit wünschenswerther erscheinen; durch die politischen Theorien fremder Länder irre geleitet, und ohne Kenntniß ihrer vaterländischen Geschichte, glaubten sie, die Anarchie Polens während der letzten zwei Jahrhunderte sey nicht das natürliche Resultat von dem Streben der Reichen gegen die aristokratischen Prinzipien, sondern die Wirkung eines entgegengesetzten Prinzipes. So blieb ihr Gewissen und ihr Patriotismus fleckenlos, während nur ihre Ansichten falsch waren. Die große patriotische Gesellschaft die nach dem Sturze Polens gebildet wurde, war größtentheils aus Männern zusammengesetzt, die sich zu diesen Ansichten bekannten, und deren hohe gesellschaftliche Stellung sie in den Stand setzte, an der Wiederherstellung des Vaterlandes mit mehr Erfolg zu arbeiten als arme und einflußlose Menschen.

Inzwischen kam Napoleon an die Ufer der Weichsel (1806) und errichtete das Herzogthum Warschau. Die ausgezeichnetsten und

*) Nur vier oder fünf Majorate waren zu Gunsten einiger Familien durch Ausnahmsgesetze eingeführt. Anm. d. V.

**) Eine Art lebenslänglicher Lehen, um die Bürger zu belohnen, die sich um das Vaterland verdient gemacht. Nur der König hatte das Recht, sie zu vertheilen, und nie durfte eines unbesetzt bleiben. Dieß war ein treffliches Mittel, den armen Adel zu bereichern, als ein unglücklicherweise wurden fast nur Reiche Starosten, und ein Radziwill oder Zamoyski besaßen oft zehn bis fünfzehn der schönsten Starostien. Anm. d. Vers.

Digitized by Google

durch ihren Patriotismus am meisten berühmten Männer des alten Polens, die zusammenberufen worden waren, um mit ihm die Verfassung des neuen Staates zu entwerfen, erschöpften alle ihre Beredsamkeit, um dem Sohne der französischen Republik zu beweisen, daß die polnischen Bauern Sklaven bleiben müßten, und daß die demagogischen Ideen Polen in die heilloseste Anarchie stürzen würden. Napoleon indeß legte ihnen Stillschweigen auf, und entwarf selbst folgenden Artikel der Charte des Herzogthums Warschau: „Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, alle Menschen sind gleich vor dem Gesetze." Nach dem Sturze von Polens Wohlthäter kam das Herzogthum Warschau, mit Ausnahme der Städte Bromberg, Thorn, Kulm und Krakau, unter die Herrschaft des Kaisers Alexander; es handelte sich davon, dem Lande eine neue Konstitution zu geben; die Koterie der Doktrinäre, an deren Spitze sich damals Czartorysli befand, der nämliche, der unter der gegenwärtigen Revolution Präsident der Nationalregierung war, und der Graf Ludwig Plater (während der letzten Zeit polnischer Bevollmächtigter zu Paris) legten einen durchaus aristokratischen Entwurf vor. Allein Alexander zerriß ihn, und gab eine Charte, die freisinniger war als selbst die französische von 1815. Dieselben Doktrinäre sahen wir in der letzten Bewegung bemüht, durch Unterhandlungen zum Ziele zu kommen; denn nur mittelst der Ausländer hofften sie die Erblichkeit des Senats und vielleicht die Vertheilung der Nationalgüter zu ihren Gunsten durchzusetzen.

Allein wir müssen Jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen: Czartorysli war nicht in die Intriken der Doktrinäre eingeweiht. Ein Abkömmling des jagellonischen Herrscherstammes, Eigenthümer unermeßlicher Besitzungen, und im Genusse aller Ehren, die seine Redlichkeit und sein Patriotismus verdienen, ist er nur aus irrigen Ansichten Aristokrat *) und hatte diese größtentheils aufgegeben. Was den Grafen Ludwig Plater betrifft, so gehört er einer Familie an, die durch ihren Patriotismus oftmals die Verfolgung der Russen auf sich gezogen hatte, deren Gunstbezeugungen sie stets zurückgewiesen. Da er aber selbst nur ein mittelmäßiges Vermögen besaß, so sah er sich gezwungen in russische Dienste zu treten, und mit den Russen kam er im Jahre 1815 nach Warschau zurück. Zum Staatsrathe und Direktor der Generalkontrole und des Forstwesens ernannt, während die polnische Nation unter russischer Botmäßigkeit seufzte, bezog er eine Vermehrung seines Gehaltes, und dreimal ungeheure Summen unter dem Titel Gratifikationen. Endlich erhielt er die Stelle eines Senatorkastellans, obgleich dadurch eine dreifache Verletzung der Charte begangen wurde; denn erstens zahlte er nicht die vorgeschriebene Steuer von 2000 Gulden, zweitens war er ein vom Staate besoldeter Beamter und endlich war die Zahl der Senatoren durch die Charte bestimmt; so daß er nur überzähliger Senator seyn konnte.

*) Die königliche Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau beauftragte ihn, eine Geschichte Polens unter der Herrschaft der Jagellonen zu schreiben. Man versicherte, er habe mehrere Male sein Manuskript verbrannt, da er immer fand, daß ihm Etwas fehlte; denn er suchte stets und vergeblich a priori zu beweisen, daß nach dem Beispiele Englands oder der französischen Republik dem polnischen Staate eine konstituirte Aristokratie nöthig sey.

Anm. d. Verf.

(Schluß folgt.)

Statistik von Norwegen.

6. Oeffentlicher Unterricht.

Die Kinder der Freiheit, Fortschritte und Aufklärung, haben auch in Norwegen kräftig gewirkt; betrachtet man dieses von ungefähr 950.000 Einwohnern bevölkerte Land, so muß man über die Anzahl Derer erstaunen, welche in den Anstalten für öffentlichen Unterricht, von denen hier ein kurzes Verzeichniß folgt, ihre Bildung empfangen.

Christiania, der Mittelpunkt des Unterrichts für das Land, hat eine im Jahre 1811 errichtete Universität, an welcher siebzehn Professoren und einige Lektoren in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und in den alten und neuen Sprachen Unterricht ertheilen. Unter diesen Professoren befinden sich mehrere berühmte Gelehrte, von denen der Astronom Hansteen und der Geolog Kielhau einen großen Ruf erworben haben. Diese Universität wird jedes Jahr von sechshundert bis sechshundert und fünfzig Studirenden besucht, welche in zwei Klassen getheilt werden, nämlich in die eigentlichen Studenten, ungefähr vierhundert an der Zahl, die, nachdem sie in den Kollegien oder sonst wo einen guten Grund in den Wissenschaften gelegt haben, sich nun den Brodstudien widmen, nach deren Vollendung sie ein lateinisches Examen bestehen und dann das Recht haben, sich um eine wissenschaftliche oder richterliche Anstellung zu bewerben, von wo aus ihnen der Uebertritt in die höhere Verwaltung offen steht; und in die Präliminaristen, ungefähr 250 an der Zahl, welche ohne Rücksicht auf ihre frühern Studien ein Examen über die norwegische Sprache zu bestehen haben, um als untergeordnete Beamte bei der Verwaltung angestellt zu werden. Die Universität besitzt eine aus ungefähr hundert und dreißigtausend Bänden bestehende Bibliothek, welche alle Jahre vermehrt wird, einen botanischen Garten und ein Museum, welches kostbare Exemplare aus dem Gebiete der Naturgeschichte, der Alterthums- und Münzkunde enthält.

Ferner bestehen in Christiania noch: 1) ein Kollegium (Loerd Stole), welches zwei Bibliotheken, eine von sieben- bis achttausend, die andere von fünfzehn- bis sechzehntausend Bänden, nebst einer Sammlung von Natur- und Kunstprodukten besitzt; es wird von ungefähr hundert und zwanzig Zöglingen besucht. Besonders in solchen Kollegien, welche in drei bis vier Klassen getheilt sind, erhalten die jungen Leute den nöthigen Unterricht, der sie für den Uebertritt auf die Universität befähigt. 2) Eine Bürgerschule; 3) eine Sonntagsschule für Handwerksgesellen und Kommis; 4) eine Zeichenschule, wo auch Architektur gelehrt wird, und 5) eine Handlungs- und Seeschule. Außer diesen gibt es in Christiania auch noch andere wissenschaftliche und industrielle Anstalten, wie z. B. die Militär- und geologische Gesellschaft; die Gesellschaft für das öffentliche Wohl Norwegens (Selskab for Norges vel), und eine Gesellschaft für Aufmunterung des Ackerbaues und der Industrie; auch erscheinen in Christiania eilf Journale, worunter sieben wissenschaftliche.

Kollegien oder Loerde Stoler gibt es auch in den Stiftshauptstädten Christiansond, Trondheim und Bergen, und zu Brammen, Fredrikstadt und Skien, auf welche man ungefähr vierhundert Zöglinge rechnen kann. In den drei ersten Städten findet man auch bedeutende Bibliotheken und Museen, unter denen die zu Bergen besonders beachtenswerth sind. Zu Trondheim ist noch die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu bemerken.

Die meisten der übrigen Städte haben Elementarschulen (Middelstoler), wo die Zöglinge die beiden ersten Unterrichtsgrade der Kollegien empfangen; die Zahl der Zöglinge mag sich auf hundert und fünfzig bis zweihundert belaufen.

Außer den erwähnten Schulen gibt es noch in den Städten: 11 Bürgerschulen; 55 Schulen für die Handwerker, zusammen 76. Auf dem Lande: 185 permanente und 1160 Wandelschulen; zusammen 1795.

Diese Schulen sind in folgender Anzahl besucht: Die Bürgerschulen von 1079 Zöglingen; die Schulen der Handwerker von 6602 Z.; die permanenten Landschulen von 15.695 Z., und die Wandelschulen von 132,362 Z.; zusammen also von 155,736 Zöglingen.

In den Landschulen wird Lesen, Religion, biblische Geschichte, Psalmengesang, Schreiben, Rechnen und in einigen der permanenten Schulen auch Geographie und Grammatik gelehrt. Die Zöglinge der Bürgerschulen erhalten außer diesen Gegenständen auch noch Unterricht in der Geschichte, Mathematik, in der französischen, englischen, deutschen und zuweilen auch in der dänischen Sprache. In Christiania, Drammen,

Digitized by Google

Kongsberg, Lauwig Fredrikstad, Christiansund, Osterrisoer, Bergen und Trondheim ist der gegenseitige Unterricht eingeführt. Fast in allen Kirchspielen auf dem Lande gibt es Gemeindebibliotheken, welche von den Bauern begründet wurden, und von der Gesellschaft für das öffentliche Wohl unterhalten werden.

Vermischte Nachrichten.

Die Hofchargen unter Karl X.

Unter dem Kaiserreiche war der Civilliste auf das große Buch eine Rente von 500,000 Franken zur Besoldung der höchsten Hofämter angewiesen. Von diesen 500,000 Franken erhielten ein Großalmosenier, ein Großhofmeister, ein Großkammerherr, ein Großstallmeister, jeder 100,000 Franken; vier erste Kammerherren 80,000 Fr., und ein Großmeister der Garderobe 20,000 Fr. Von der Civilliste erhielt außerdem der Großhofmeister noch eine Zulage von 40,000 und jeder erste Kammerherr noch 20,000 Fr. Die 500,000 Fr. zahlte der französische Staat bis zum Jahre 1824, wo diese Summe in den allgemeinen Schmelztiegel der Civilliste geworfen wurde. Nun wurden auch noch königliche Vorleser und ein Heer von Kämmerern angestellt, wodurch das Departement des Großkämmerers gebildet wurde und eine Ausgabe von 988,000 Fr. entstand. Man hatte einen Großkämmerer mit einer Besoldung von 100,000 Fr.; vier erste Kammerherren, jeder mit 40,000 Fr., zwei und dreißig Kammerherren, jeder mit 6000 Fr.; einen Requetenmeister und Kabinetssekretär mit 8000 Fr.; einen Direktor der Feste und Schauspiele mit 6000 Fr.; fünfzehn dienstthuende Kammerherren, jeder mit 5000 Fr.; zehn supernumeräre Kammerherren mit einer Besoldung von 1000 bis 5000 Fr.; vier Vorleser des Königs, jeder mit 5000 Fr.; einen Vorleser mit Wartgeld von 3000 Fr.; fünf erste Kammerdiener, jeder mit 12,000 Fr.; einen Kammersekretär mit 6000 Fr.; einen Sekretär, der dem Inspektor der Feste und Theater beigegeben war, mit 5000 Fr. Hiezu kam noch das Dienstpersonal zweiten Ranges, sechzehn Kammerdiener, mit Besoldungen von 4000 bis 6000 Fr., zusammen 72,000 Fr.; zwanzig Kammerhuissiers, die insgesammt eine Besoldung von 107,000 Fr. in Anspruch nahmen; ein Huissier mit Wartgeld von 3500 Fr. Das übrige Dienstpersonal bestand aus fünf Toilettendienern (garçons de toilette), jeder mit 3000 Fr.; zwei Barbierern, jeder mit 2500 Fr.; einem Coiffeur mit 2000 Fr.; vier Tapezierern mit 8000 Fr.; zwei Uhrmachern mit 5000 Fr., sechs Hofgeschirrmachern (Faïenciers) von 600 bis 1000 Fr., zusammen 5200 Fr.; einem Kabinets- und Hoftheatermaler mit 6000 Fr.; einem Hofballetmeister mit 2000 Fr.; drei Kammerkommis mit 7900 Fr. Bei Hof angestellt waren außerdem noch ein Schweizer für den ersten Kammerherrn mit 1500 Fr.; zwei Bureaudiener mit 2400 Fr.; ein Huissier des Hofballets mit 1200 Fr. u. s. w. Für das Material wurden verrechnet 7400 Fr. für Kosten des Bureau's des ersten Kammerherrn; 12,000 Fr. für die Hofschauspiele; 16000 Fr. für Werke der Kunst und Literatur; 50,000 Fr. für Geschenke, die auf Befehl des Königs gemacht wurden; 1200 Fr. für unvorhergesehene Ausgaben.

Es ist nun die Frage, wird der Bürgerkönig Ludwig Philipp seinen von republikanischen Institutionen umringten Thron auch mit einem solchen byzantischen Hofstaate umgeben bleiben lassen? Braucht er einen Großkämmerer, vier erste Kammerherren, zwei und dreißig Kammerherren zweiten Ranges, vier Vorleser, sechzehn erste Kammerdiener, zwanzig Kammerhuissiers, und so und so viel Toilettendiener, Barbiere u. s. w.?

Zu den oben angeführten Ausgaben für den Kammerdienst kamen noch die Besoldungen für Das, was man Service de l'hôtel nannte. Der Adel aus der Provinz drängte sich nach den Tuilerien, um den Glanz der Restauration feiern zu helfen. Man konnte nicht genug Stellen erdenken, und stellte daher eine Menge Edelleute mit Wartgeldern an. Gewöhnlich pflegt man die enormen Civillisten durch den gleißnerischen Vorwand in Schutz zu nehmen, daß eine Civilliste nicht allein dazu diene, den Glanz des Throns zu erhalten, sondern auch Künste und Wissenschaften zu ermuntern, der arbeitenden Bevölkerung Verdienst zu geben u. s. w. Nichts aber kann diese Scheingründe schlagender entkräften, als wenn man das nachstehende Verzeichniß dagegen hält, aus dem man ersieht, welche ungeheuern Summen von einigen Menschen verschlungen wurden, und wie das Mark des Landes vergeudet wurde, um den faulenzenden Adel zu mästen. Für den Palastdienst oder Service de l'hôtel, der unter dem alten Regime auch Service de la bouche genannt wurde, bestanden: ein Großmeister von Frankreich mit 140,000 Fr.; ein Maitre de l'Hôtel mit 40,000 Franken; vier Kammerherren des Hôtels, jeder mit 10,000 Franken; neun Maitres de l'Hôtel mit 72,000 Franken zusammen; ein Maitre de l'Hôtel mit Wartgeld 4000 Franken; ein dito mit 4000 Franken; ein dito mit 3000 Franken; ein dito mit 2000; vier Quartiers-Maitres de l'Hôtel zusammen mit 20,000 Fr.; ein Sekretär des Großmeisters mit 6000 Fr.; ein Kontrôleur, Oberstzahlmeister, mit 7000 Fr.; vier Kommis des Kontrolsbureau's mit 8400 Fr.; ein Bureaudiener mit 1000 Fr.; zwei Unterquartiermeister des Hôtels mit 8000 Fr.; fünf Huissiers mit 10,000; ein Kontrôleur mit 5000 Fr.; sechs dienstthuende Chefs, jeder mit 2700 Fr., zusammen mit 16,200 Fr.; zwei die Oberaufsicht führende Chefs, jeder mit 3000 Fr.; drei Unterchefs, die mit der Oberaufsicht beauftragt, mit 7200 Fr.; drei Gehülfen (Aides), jeder mit 1800 Fr., und drei Untergehülfen, jeder mit 1200 Fr.; zwei Eleven, jeder mit 500 Franken; zwei Eleven mit Wartgeldern, jeder mit 200 Franken; drei Diener (Garçons), jeder mit 1000 Franken; ein Wäscher mit 800 Fr.; ein Zimmerreiniger (Éplucheur) mit 800 Fr.; ein Aufseher des Porzellans 3000 Fr.; ein Diener desselben 1000 Fr.; ein Kellermeister 3000 Fr.; ein Kellermeistergehülfe 2000 Fr.; ein Kontrôleur des Kelleramtes 3000 Fr.; ein Unterkontrôleur desselben 4000 Fr.; vier arbeitende Chefs, jeder mit 3000 Fr.; ein Vorsteher des Fischkaufes mit 3000 Fr.; zehn Gehülfen desselben zusammen mit 10,000 Fr.; zwei Untergehülfen, jeder mit 1500 Fr.; drei Eleven, jeder mit 800 Fr.; vier kleine Laufburen (petits garçons), jeder mit 400 Fr; drei supernumeräre Eleven, jeder mit 200 Fr.; ein Haushaltungsdiener (Garçon de garde-menage) mit 1800 Fr.; sechs Arbeiter (hommes de force), jeder mit 1000 Fr.; ein Leinwandaufseher 1200 Fr.; ein Oberaufseher des Kupfergeschirres (Surveillant de la batterie) 1500 Fr.; ein Ofenheizer 1200 Fr.; ein Tafelgeschirraufseher 4000 Fr.; ein Gehülfe desselben 1800 Fr.; vier Untergehülfen, jeder mit 1200 Fr.; vier Wäscher, jeder mit 1000 Fr.; ein Stallmeister 4000 Fr.; vier Tafeldiener, jeder mit 2400 Fr.; vier Tafeldecker, jeder mit 1800 Fr.; sechs und zwanzig dienende Garçons, jeder mit 1000 Fr., thut 26,000 Fr.; Entschädigungen für Kost, Postgelder, Reisegelder u. s. w., 42,000 Fr.; Gratifikationen 6000 Fr.; für das Material wurden in Rechnung gebracht: 24,000 Fr. für Bureaukosten, 243,000 Fr. Hofbäckerei (office gobelet), 585,000 Fr. Hofküche (bouche), 172,000 Fr. Keller, 60,000 Fr. Kohlen, 42,000 Fr. unvorhergesehene Ausgaben. Der ganze Palastdienst erforderte sonach 1,697,700 Fr.!

Eine Kommission, die von der französischen Regierung zur Untersuchung der vulkanischen Insel im mittelländischen Meere abgeschickt wurde, hat jetzt über ihre angestellten Beobachtungen Bericht erstattet. „Die Insel," heißt es in demselben, „ist rund und besteht aus pulverartigen Stoffen, die sich gegen Norden zu einem Hügel angehäuft haben, der jedoch keine konische Gestalt hat, wie einige Zeichnungen angegeben haben. Von diesem Punkte aus senkt sich die Insel gegen Süden, wo ihr äußerstes Ende nur fünfzehn bis zwanzig Mètres über die Meeresfläche erhaben ist. Hier befindet sich der Krater, der von einem gelblichen, sehr heißen, schwefeligen und mit Salztheilen geschwängerten Wasser angefüllt ist und hundert und vierzig Fuß im Durchmesser hat. Ein sehr starker Geruch von schwefelsaurem Gas verbreitet sich aus dem Krater, und letzteres bildet einen steten weißen Dunst, der bisweilen mit einem dichten schwarzen Rauche vermischt ist und sich in einer dreihundert Fuß hohen Säule erhebt. Die Landung auf der Insel ist nicht durch Klippen gefährdet; dagegen ist die Meeresströmung immer sehr heftig und führt gerade auf die Stelle zu, wo der Krater mit dem Meere in Verbindung steht. Die Insel hat nur siebenhundert Mètres im Umfange; ihre höchste Spitze 69.860 Mètres. Der Boden ist so heiß wie das Wasser des Kraters. Dieses hatte auf seiner Oberfläche 85 Grade, einen Zoll tiefer 96. Die Hitze vermehrt sich, je weiter man von den ersten Anlagerungen sich entfernt; einen Fuß davon ist sie nur noch 75 Grade. Das Meer um die Insel hat seine gewöhnliche Temperatur. Die Kommission besuchte die Insel zweimal, am 26 und 29 September. Man hält dafür, daß die Insel in Kurzem wieder verschwinden und dann eine Bank unter dem Meeresspiegel bilden werde. Bereits sind an einigen Stellen der Insel die Ränder weggewaschen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 314. 10 November 1831.

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Eine betrübende Schilderung entwirft das Tagebuch der Missionäre von dem Betragen der in den Südseeinseln ankommenden Europäer.

„Nur allzu viele Seeleute, die diese Inseln berühren, in der Hoffnung, sich wie vormals allen Arten von Ausschweifungen ergeben zu können und sich in ihren lasterhaften Absichten getäuscht sehend, verbreiteten die abscheulichsten Verläumdungen gegen die Bevölkerung sowohl, als ihre christlichen Lehrer, die ihren ganzen Einfluß aufbieten, um die Frauen vom Besuch auf Schiffen abzuhalten. Ein gewisser Kapitän P* des Schiffes W*, das vor Huaheine vor Anker lag, wurde darüber so ergrimmt, daß er drohte bei seiner Abreise die Insel zu beschießen, weil ihre Einwohner tugendhafter waren als er, und er ging in seiner Unverschämtheit so weit, zu erklären, daß wenn bei dieser Gelegenheit Menschenleben geopfert würden, so seyen es die Missionäre allein, welchen die Schuld davon beizumessen sey . . . Der entehrende Handel, den die weiblichen Bewohner von Hawai öffentlich und ohne Scham auf den Schiffen und zu Lande mit den Seeleuten treiben, ist so sittenloser Art, daß wir nicht mitzutheilen wagen, was wir davon gesehen und gehört haben. Deßhalb muß die Abschaffung dieser Abscheulichkeiten auf den christlichen Inseln des stillen Ozeans als der höchste Triumph des Christenthums über menschliche Verkehrtheit betrachtet werden, von dem die Geschichte irgend eines Jahrhunderts und irgend eines Theils der Welt zu erzählen weiß."

Die Missionäre schildern auf der andern Seite mit erfreulichen Farben den Kontrast, den die Inselbewohner, wie sie gegenwärtig sind, ihrem frühern Zustande gegenüber bilden. „Ueberall," sagen sie, „haben Industrie, Civilisation und Moral in dem Charakter, den Sitten, Vergnügungen und Arbeiten des Volkes eine völlige Veränderung zuwege gebracht." Bei Gelegenheit eines öffentlichen Gastmahles, zu dem sie von einem taheitischen Häuptlinge eingeladen waren, machen die Missionäre folgende Bemerkung: „In den Zeiten der Unwissenheit waren die öffentlichen Feste häufig, allein nur die Männer durften dabei erscheinen; niemals hatten die Weiber, weder öffentlich noch zu Hause, die Erlaubniß neben ihren Männern zu sitzen oder an ihrer Seite zu speisen. Die Männer waren die eigentlichen Tyrannen des weiblichen Geschlechtes. Uebermaß in Speise und Trank, Zank, Mord und Todtschlag waren die Würze ihrer Gelage. Gegenwärtig hört man bei diesen Gelegenheiten nichts mehr von Streit, Trunkenheit und frechen Reden; statt dessen erblickt man Mäßigkeit, fröhliche Unterhaltung und allgemeine Harmonie."

Unter den Polynesiern, namentlich unter den Taheitern und den Bewohnern der Sandwichinseln, zeigt sich eine große Vorliebe für wissenschaftliche Beschäftigungen. Mit Hülfe der Missionäre erlangten sie eine Schriftsprache, in die schon mehrere Bücher übersetzt sind. Ihre Sprache, die nur mit geringen Abweichungen fast auf allen Inseln der Südsee gesprochen wird, ist ungemein sanft und wohlklingend. „Als wir das erste Mal," bemerkt hierüber das Tagebuch, „die Eingebornen mit einander sprechen hörten, war es uns kaum möglich zu glauben, daß dieß Töne einer Sprache seyen; die Worte waren so sanft, so voll von Vokalen, so gerundet daß sie uns wie ein unverständliches Gemurmel der Luft schienen, die uns umgab. Es schien uns, eben so leicht könne das Summen der Bienen an einem blühenden Lindenbaum in Worte aufgelöst werden, als das Geflüster, das wir von den Lippen ausgehen hörten, auf die wir unsere Augen gerichtet hielten, und doch war an den belebten Blicken, an den anmuthigen Bewegungen, die diesen verworrenen Wohllaut begleiteten, abzunehmen, daß jeder Ton seine Beugung und seinen Sinn hatte. Ueberhaupt ist die Sprache und besonders der Gesang der Bewohner dieser so weit gegen Osten entlegenen Inseln so weich und anmuthig für das Ohr, daß wir ihre Eigenthümlichkeit nicht anders bezeichnen konnten, als indem wir sie das Italienisch der Barbaren nannten."

„Obgleich ihnen früher Schriftsprache völlig unbekannt, und deßhalb ein geordneter Unterricht unmöglich war, so beweist doch die Fülle, Abwechslung, Bündigkeit und Reinheit ihrer Sprache, sammt einem ausgedehnten Zahlensysteme, daß sie auch vordem schon nicht geringe geistige Fähigkeiten besaßen. Obgleich unbekannt mit dem Kompaß hatten sie doch Namen für die vier Weltgegenden. Den Nord nannten sie Apatoa, den Süd Apatoeran, den Ost Te hitia o te ra, Aufgang der Sonne, und den West Tooa o te ra, das Fallen oder den Untergang der Sonne. Genealogie und chronologische Ueberlieferungen findet man mit der größten Genauigkeit bei den Bewohnern von Hawai aufbewahrt; einige dieser geschichtlichen Traditionen gehen bis auf dreißig, ja auf hundert Generationen zurück. Auch in Eintheilung der Zeit waren

Digitized by Google

sie so genau, als ihre nördlichen Nachbarn und vielleicht noch mehr als diese. Eine Art der Zeitberechnung geschah nach Ui oder Generationen; die gewöhnliche aber nach dem Jahre, das sie Matahiti nannten, und in zwölf oder dreizehn Mond-Monate eintheilten. Diese Monate zerfielen wieder in das Tau oder Matarii, Jahrszeit oder Halbjahr, und der Monat in dreißig Tage.

„Sie hatten für jeden Monat einzelne Benennungen, aber wenn sie gleich in der Länge des Jahres übereinstimmten, so war Dieß doch nicht der Fall in Rücksicht des Anfanges desselben oder der Monatsnamen. Jede Insel hatte darin ihre eigenen Jahresanfänge und Monatbenennungen. Folgende Jahreseintheilung ist aus einem kleinen arithmetischen Buche entlehnt, das im Jahre 1819 auf Huaheine gedruckt wurde. Dieser Berechnung bediente sich der König Pomare und die regierende Familie.

„1. Avarehu, der Neumond, der gegen das Sommersolstitium zu Taheiti erscheint, und den letzten zehn Tagen unseres Dezembers oder dem Anfange Januars entspricht. 2. Faaahu, Januar und ein Theil des Februars. Der Monat des Ueberflusses. 3. Pipiri, Februar und ein Theil des März. 4. Taaoa, März und ein Theil des Aprils. Der Monat der Dürftigkeit. 5. Aununu, April und ein Theil des Mais. 6. Apaapa, Mai und ein Theil des Junius. 7. Pororo mua, Junius und ein Theil des Julius. 8. Pororo muri, Julius und ein Theil des Augusts. 9. Muriaha, August und ein Theil des Septembers. 10. Hiaia, September und ein Theil des Oktobers. 11. Tama, Oktober und ein Theil des Novembers. 12. Te eri, der übrige November, wo die Uru oder junge Brodfrucht zu blühen beginnt. 13. Te tai, der Dezember, wo die Uru oder Brodfrucht fast reif ist. — Nach einer andern Rechnung beginnt das Jahr mit dem Monate Apaapa, in der Mitte Mais. Das Jahr zerfiel in zwei Hälften: Matarii, die Plejaden; die erste hieß Matarii i nia, die Plejaden oben; sie begann, wenn diese Sterne gleich nach Sonnenuntergang oder dem Horizont erschienen. Die andere Hälfte des Jahres, während welcher die Plejaden unsichtbar waren, hieß Matarii i raro, die Plejaden unten.

„Außerdem hatten die Insulaner noch drei Jahrszeiten. Die erste hieß Tetau, Herbst oder Jahrszeit der Fülle, wo die Brodfrucht geerntet wurde; sie begann mit dem Monat Tetai, Dezember und dauerte bis zum Faahu. Dieß ist aber nicht bloß der Herbst, sondern auch der Sommer der Südseeinseln. In dieser Zeit fällt auch der meisten Regen. Die andere Jahrszeit hieß Te tau miti rahi, die Zeit der hohen See: sie begann im November und dauerte bis Januar; die dritte und längste nannten sie Te tau Poai, der Winter, die Zeit der Trockenheit und Dürftigkeit; sie begann im Julius und dauerte bis Oktober.

„Auch dreißig Namen für die Tage des Monates kannten sie; indeß zählten sie nicht nach Tagen, sondern Nächten, und wenn sie fragen wollten; wie viele Tage sind es? — sagten sie: Rui hia aenei? wie viel Nächte? — Die siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Nächte, unmittelbar nach dem Vollmonde, wurden als die Zeit angesehen, wo die Geister mehr als in andern Tagen umherwandelten; auch waren diese dunkeln Nächte am meisten den Dieben günstig. Die Eintheilung der Tage in Stunden, oder der Tage in Wochen war ihnen unbekannt, obgleich sie für einzelne Zeittheile des Tages Benennungen hatten. Um ihren Handelsverkehr mit der civilisirten Welt zu erleichtern, haben die Missionäre die Monatsnamen und Wochentage, wie sie in England üblich sind, eingeführt. Das Wort Hebedoma wurde zur Bezeichnung der Woche in ihre Sprache aufgenommen; doch bedient sich das Volk hiezu lieber des Wortes Sabbath. Wenn ein Eingeborner sagen will, daß er eine Reise von sechs Wochen gemacht habe, so wird er gewöhnlich sechs Sabbathe oder einen Monat und zwei Sabbathe sagen.

„Wenn man den uncivilisirten Zustand dieser Völkerschaften und ihren Mangel an Schriftsprache erwägt; so muß man über diese Berechnungen billig in Erstaunen gerathen, und man kann nicht umhin anzunehmen, daß sie vor vielen Jahrhunderten als eine Nation bestanden haben mußten, um es zu einer solchen Vollkommenheit zu bringen. Noch mehr überrascht ihr ausgedehntes Zahlensystem. Die Taheiter rechneten nicht wie die Mexikaner oder Sandwichinsulaner nach vierzigen, sondern hatten eine Art von Dezimalsystem. Ihre Zahlen waren Atahi eins, Arua zwei, Atoru drei, Amaha vier, Arima fünf, Aono sechs, Ahitu sieben, Avaru acht, Aiva neun, Ahuru zehn. Elf war Ahuru matahi zehn und eins und so fort bis zwanzig, was ganz einfach Erua ahuru, zwei Zehner hieß; so zählten sie bis hundert, was sie Rau nannten, und so ging es wieder fort bis zehnhundert, was Mano oder Tausend hieß. Mit Hülfe der Grundzahlen zählten sie in den Manos zehntausend, die sie Manotini nannten, und auf gleiche Weise bis hunderttausend, Rehu genannt. Zehn Rehus oder eine Million nannten sie Ju. Weiter zählten sie nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Schluß.)

Der Graf Ludwig Plater war der Sekretär des Diktators gewesen. Man kann ihn daher als das eigentliche Oberhaupt der aristokratischen Koterie betrachten, die durch das Phantom der Anarchie die Alten und die Jugend, die in den Straßen von Warschau die Freiheit erkämpft hatte, in Schrecken setzte und durch dieses Mittel aller Civil- und Militärstellen sich bemächtigte. Der Fürst Czartoryski und der ehrwürdige Niemcewicz wurden durch diese Koterie nur hintergangen, ebenso viele andere gute Bürger, welche die Eitelkeit mit dem leeren Grafentitel vermummt hatte.

So wurden also die russischen Spione von der einen und die Aristokraten von der andern Seite die Stützen der Diktatur. Diese letztere Partei, vermehrt noch durch alle furchtsamen Menschen, bildete ein Justemilien zwischen Nikolaus und der polnischen Nation. Dieses Justemilieu in Polen aber bestand nur aus unwissenden oder flachköpfigen Menschen, während der gelehrte Lelewel, der erste Geschichtschreiber Polens, das Haupt der nationalen Partei blieb, deren Herz die aufgeklärte Jugend bildete. Gezwungen das ganze Personal des Kultus und des Unterrichtes umzuschmelzen, brachte Lelewel die moskowitische Partei gegen sich in Harnisch und

Digitized by Google

seine ausgesprochene Ansicht für einen Angriffskrieg und für die Unabhängigkeit Polens entfremdete ihn auch überdieß völlig dem Diktator. „Ich weiß zuverlässig," sagte dieser eines Tags zu Wladislas Ostrowski, „daß Lelewel nach der Diktatur strebt."

Die Grafen Lubienski dagegen hatten sich durch ihre Thätigkeit und ihren Haß der Anarchie das volle Vertrauen des Diktators erworben, sie waren es auch, die dem ehemaligen Vizepräsidenten der Polizei Lubowidzki zur Flucht behülflich waren, einem Manne, der eben so sehr bei Konstantin beliebt, als von der Nation verabscheut war. Der Unwille des Publikums sprach sich darüber laut aus, und die Ehrengarde des Diktators, die aus den Studenten der Universität bestand, ging so weit, in das Kloster der Nonnen vom h. Sakramente einzudringen, wo sich die Gemahlin und die Kinder des geflüchteten Lubowidzki befanden. Der Diktator sah sich genöthigt, den vier Brüdern Lubienski ihre Entlassung zu geben. Inzwischen verbreiteten gewisse Individuen unter dem Publikum, Lelewel sey es, der Lubowidzki zu seiner Flucht behülflich gewesen; man sah sogar Zusammenrottungen trunkenen Pöbels die Vorstädte zur Plünderung der Franziskaner Gasse, wo die reichen Juden wohnen, aufwiegeln und zwar im Namen Lelewels; andere Banden des gemeinsten Volkes durchrannten die Straßen mit dem Geschrei: „es lebe Lelewel! es lebe Ludwig Mochnazki!" während andere Geld und Waffen vertheilten. Mochnazki zog sich in die Provinz zurück, um diesen skandalösen Auftritten jeden Vorwand zu nehmen. Lelewel fuhr in seiner gewohnten Lebensweise fort; er ging nur aus, um sich in die Bureaus zu begeben, oder den Sitzungen des Staatsrathes beizuwohnen.

Der Kuryer Polski, ein Journal, das bis zum Monate Januar von den Romantikern redigirt wurde, und an die Spitze seiner Redakteurs den Namen Lelewel gesetzt hatte, fing um diese Zeit an, das Justemilieu und Chlopizki in Entrüstung zu versetzen. Dieß war die Stimmung der Gemüther nach dem Erscheinen des Manifestes des polnischen Volkes.

Dem Beschlusse des Reichstages zufolge, sollte es von den zwei Deputationen unterzeichnet werden. Lelewel befand sich unter jener, die mit dieser Arbeit beauftragt war, und von ihm wurde Alles redigirt, was darin Bezug auf Lithauen hat; die ganze Bearbeitung aber ist von dem Landboten Swidzinski. Es wurde am Abende des 2 Januars 1831 vollendet, und der Deputation, die mit der Beaufsichtigung der diktatorischen Gewalt beauftragt war, zugeschickt; diese genehmigte es mit einer tadelnswerthen Eilfertigkeit. Dieses Manifest beruhte auf den in der Sitzung vom 28 Dezember ausgesprochenen Prinzipien; es war darin nirgends davon die Rede, mit dem Kaiser Nikolaus zu brechen, und sein ganzer Inhalt hinderte nicht durch ein Wort den Diktator mit dem Czar in Korrespondenz zu treten. Dennoch beschwerte sich Chlopizki bitterlich, daß er nicht zu Rathe gezogen worden sey, und in seinem Zorne drohte er, durch ein Gegenmanifest die Bekanntmachung dieser gegenrevolutionären Urkunde zu hindern. Indeß that er Dieß nicht, und schwieg zuletzt ganz.

O'Connells Empfang in Dublin.

O'Connells Rückkehr nach Irland gab der Bevölkerung von Dublin das Schauspiel einer großen Feierlichkeit. O'Connell war mit seiner Familie zu Howth gelandet, wo er von einer zahlreichen Versammlung seiner Freunde aus Dublin und der Nachbarschaft empfangen wurde. Als er in der Nähe der Hauptstadt ankangte, wurde er von dem entgegenströmenden Volke erkannt, das nun mit enthusiastischem Geschrei hinter seinem Wagen hertief. Zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags versammelten sich die Mitglieder „der politischen Union der Gewerbe" und zogen in Prozession vor O'Connells Wohnung auf dem Merrion Square, um ihm eine Adresse und das Ehrenpatent der Union zu überreichen. Von jedem Gewerbe, deren neun und siebenzig sind, wurden drei Abgeordnete an ihn gesendet; jeder von ihnen trug eine blaue Schärpe vo irländischem Tabinet und eine O'Connells-Denkmünze um den Hals. An der Spitze dieser Deputation befand sich der Präsident der Union, Marcus Costelloe Esq., die Vizepräsidenten, Sekretäre und das Komité der Gesellschaft, das aus ein und zwanzig Personen bestand. Vor ihnen her wurde ein großes grünes Panier getragen mit der Aufschrift in goldenen Buchstaben: „Jura et leges equales," und: „Die politische Union der Gewerbe von Dublin." In dem Augenblicke, wo O'Connell auf dem Balcone erschien, empfing ihn der Jubelruf von mehr als zwanzigtausend Menschen, die vor seiner Wohnung versammelt waren. Herr Costelloe las hierauf die Adresse vor, der ein neues Freudengeschrei folgte. Zuletzt wurde O'Connell das blaue Band der Union angelegt, worauf er an die Versammlung eine Rede hielt, die allzusehr diesen Volksmann und die Gewandtheit seiner populären Beredsamkeit bezeichnet, als daß wir hier nicht einen Theil derselben wiedergeben sollten.

Zuerst küßte er die überreichte Adresse, und nachdem sich das Beifallsgeschrei allmählich gelegt hatte, begann er mit folgenden Worten:

„Keine Zunge vermag die Gefühle der Dankbarkeit und des Entzückens auszusprechen, die ich über diese Adresse empfinde. (Hört! Hört!) Ich bin jetzt gegen zwölf Monate aus meinem Heimathlande entfernt gewesen; denn an dem nämlichen Tage ging ich zu dem Parlamente ab, das seitdem fast jeden Tag unter einer oder der andern Form Sitzungen hielt. Vielleicht hat meine Zunge seitdem etwas von der reichen Anmuth des irischen Accentes verloren. (Gelächter.) Mag es seyn; aber ich kann Euch versichern, daß mein Herz nichts von der Wärme seiner Liebe für Irland verloren hat. (Hört! und Beifall.) Ich erkenne in dieser Adresse mehr die Liebe als die richtige Beurtheilung meiner Landsleute, und ich bin stolzer auf Eure Liebe, als ich es vielleicht auf die Billigung Eures Urtheiles seyn würde. Ihr beurtheilt mich viel zu gütig. Ich verdiene nicht das Lob, das Ihr mir spendet. (Geschrei: „Ja, Sie verdienen es!") Nein, sage ich, ich verdiene nicht das Lob, das Ihr mir spendet; aber ich besitze ein Herz, das der Gelegenheit entgegenpochte, es zu verdienen. (Beifall.) In der That, Ihr habt die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen für wirkliche Dienste genommen, und Ihr leget mir Verdienste und Leistungen bei, während an mir nur ein ewiges und unüberwindliches Streben für das Glück und die Freiheit Irlands zu erkennen war. (Lauter Beifall.) Ihr schriebet mir den glücklichen Erfolg in der Sache der religiösen Freiheit zu — einer Sache, in der ich nur mit schwachen Kräften kämpfte und ein bloßes Werkzeug war. Nicht ich war es, es war das biedere und tugendhafte Volk von Irland, das in dieser glorreichen Sache den Sieg davon trug; ich war nur ein Strohhalm auf der Oberfläche eines Stroms; ich hatte weder die Kraft, ihm entgegen zu schwimmen, noch seine Gewalt zu leiten; ich konnte bloß seinen Lauf andeuten, und ich wurde mit diesem unwiderstehlichen Strome fortgerissen, der in einem Augenblicke die Dämme niederriß, die von einem schändlichen Despotismus aufgeworfen worden waren. (Hört! und Beifall.) Es war das Volk von Irland — es waren die liberalen Protestanten und Katholiken — es war die vereinte Anstrengung beider, die den Dissenters ihre Emancipation gaben und den Katholiken Alles sicherten wornach sie strebten: Gleichheit der bürgerlichen Rechte. (Beifall.) Es war die vereinte Kraft der Freien, der Biedern, der Hochgesinnten und der Guten, die alles Dieß vollbrachte — es war der feste Entschluß des Volkes, dem Gesetze zu gehorchen; aber auch zugleich der Entschluß, ewig ungerechter Unterdrückung sich zu widersetzen. (Hört!) Eine solche vereinte Kraftanstrengung war es, die den Erfolg herbeiführte und der übrigen Welt eine Lehre gab, wenn sie lernen wollte,

Digitized by Google

wie die Freiheit zu erringen ist. Glaubt Ihr, daß Frankreich so glücklich Widerstand geleistet haben würde, wäre die katholische Assoziation nicht in Irland bestanden? Glaubt Ihr, daß in Belgien das blutige Feld für die Freiheit des Landes behauptet worden wäre, hätten nicht die Belgier einsehen gelernt, daß die vereinte Kraft des Volkes endlich unwiderstehlich werden müsse; und glaubt Ihr, daß die Sache der Parlamentsreform der Fortschritte, die sie machte, sich zu erfreuen gehabt haben würde, wenn wir nicht religiöse Gleichheit zur Basis der repräsentativen Basis gemacht hätten? (Beifall.) Zwölf Monate, sagte ich, war ich von meiner Heimath und meinen Geschäften entfernt; ich bereue es nicht. Ich kämpfte für Das, was dem biedersten Könige, den noch dieses Reich sah, den Thron sichern muß — ich kämpfte für einen König, dessen Liebe zur Freiheit keine so vorübergehende Aufwallung ist, um heute die Freiheit aufzumuntern und morgen im Stiche zu lassen. (Hört! und Beifall.) Nein — unsre nennen wir einen König, Gott segne ihn! der bei seinem Volke stehen wird, und sein Volk, Das kann ich ihm sicherlich verheißen, wird bei seinem Könige stehen. (Lauter Beifall.) Unser König ist ins Feld gerückt gegen die verächtliche Aristokratie, die seine Prärogative mißbraucht und die Privilegien des Volkes weggemaust hat (filched away). Ich stand in diesem Kampfe an seiner Seite, und freut Ihr Euch nicht, meine Landsleute, daß ich so that? (Hört, hört!) Wo, frage ich, sind die loyalen Männer? (Geschrei: „Hier sind wir.") Wo sind die, frage ich, die sich selbst die loyalen nannten? Ich finde hier nicht die elenden Wichte der Wucherer-Corporation — ich finde hier nicht die zertretende und unterdrückende Faktion, die sich „ausschließlich loyal" nannte. (Hört und Beifall.) Solchen Menschen läugne ich ihre Loyalität in's Gesicht ab. (Beifall.) Sie sind die Rebellen. (Hört und Beifall.) Ja, sie sind die Rebellen gegen ihren König jetzt, wie sie stets Rebellen gegen ihr Vaterland waren. (Lauter Beifall.) Sie waren stets Rebellen gegen Irland, sie sind es jetzt gegen ihren König und gegen England. Ihnen drückt das Brandmal der Rebellen auf — ihnen, die unter dem Begriffe von Loyalität stets nichts Anderes verstanden, als das Recht, ihre Finger in die Tasche ihrer Nachbarn zu stecken, da sie in der ihrigen blutwenig gefunden haben würden. (Beifall und Gelächter.)

Nachdem hierauf der Redner dem Eifer der gegenwärtigen Minister das gebührende Lob ertheilt und hervorgehoben hat, wie Irland zu allen Zeiten treu und kräftig England zur Seite gestanden in seinen Feldschlachten und Parlamentskämpfen, fährt er mit einer Lobrede auf sein Vaterland fort, die an Volksschmeichelei ihres Gleichen sucht:

„Ließ Gott je seine Sonne über ein lieblicheres Land scheinen, als Irland? Wo schuf er auf Erden ein Land, dessen Boden mehr mit großerer Fruchtbarkeit, mit reicherem Ueberflusse gesegnet ist? Ihr möget Schottland aus der Reihe der Länder streichen — Ihr möget die Schotten ihres Fleißes, ihrer Intelligenz und Industrie berauben und eine einzige Grafschaft in Irland würde sie insgesammt füttern und mästen können. Ihr möget auf England den Fluch der Unfruchtbarkeit legen, und zwei oder drei Grafschaften von Irland würden hinreichen, John Bull bis zum Halse vollzustopfen. (Hört und Beifall.) Und will man mir sagen, Irland solle nicht Gerechtigkeit widerfahren? Was ist aber dazu der erste Schritt? (Eine Stimme aus dem Volke ruft hier: „die Union.") Nun ich bin ein besserer Handwerksmann als dieser dort, denn er würde seine Arbeit mit dem Ende anfangen; ich aber will bei dem Beginne beginnen. Bei meinem Handwerk gehe ich allzeit Schritt für Schritt zu Werke. Zuerst richtete ich meinen Blick auf die katholische Emanzipation. Ich ließ damals die Parlamentsreform aus dem Spiele; ich hatte sie in meinem Aermel. Nun verlange ich aber Parlamentsreform; wollt ihr mir beistehen, sie durchzusetzen, und ist dies geschehen, braucht mein Vaterland noch andere Opfer und Anstrengungen, so schreibt, wenn sie nicht gemacht werden, auf mein Grab: Verräther. (Unermeßlicher Beifall.) Was soll zuerst vorgenommen werden, wenn die Reformbill durchgesetzt ist? Ich wünschte, Ihr sähet die Dubliner Corporation einen Tag nach der Durchsetzung der Reformbill. Nie sahet Ihr wohl ein Nest voll gedrückter Ratten, wenn sie mit heißem Wasser begossen den Hunden, die auf sie lauern, in den Rachen laufen, so elend und erbärmlich aussehen, als die armen Korporationsmänner dann aussehen werden. (Beifall und langes Gelächter.) Wir wollen einen Vertrag mit ihnen machen; wir wollen es machen wie jener Mann, der ein Mädchen reich zu machen versprach, indem er ihr die Hälfte dessen vermachen wolle, was sie auf der Welt besitze. Nach seiner Heirath mit ihr nämlich, meinte er. (Hört, Hört und Gelächter.) Wir müssen England ein Beispiel geben. Unsere politische Gewerbsunion, der anzugehören ich stolz bin, bildet eine große Grundlage, auf der wir eine Batterie errichten können, welche die ganze Gewalt der oligarchischen Faktion in Irland über den Haufen werfen wird. Das Volk bildet stets die große Grundlage jenes Dammes von politischer Gewalt, den keine Faktion je zu erschüttern vermag. Kein Name, als ein schlechter, keiner, der nicht wünscht, das Land zu plündern, und sich selbst zu bereichern, wird jetzt die Religion zum Feldgeschrei machen und kirchliche Spaltungen befördern wollen. Wir haben unsere politischen Rechte errungen und also von Seite der Religion nichts mehr zu verlangen. Also keine religiösen Streitigkeiten mehr; denn wir haben, was wir bedürfen. (Hört, hört.) Ich habe gesagt, daß es kein fruchtbareres Land gibt als Irland. Warum ist es nun die armseligste, verachtete Hütte geworden, in der jeder fremde Abenteurer nehmen kann, was ihm beliebt? Weil das Volk getheilt und durch Uneinigkeit geschwächt war. (Hört.) Was haben wir also zu thun? Hand und Herz zu vereinigen für Alt-Irland und zu kämpfen dafür, daß ihm Gerechtigkeit werde. (Hört und Beifall.) Ich will, daß der Arbeiter Taglohn finde, um seine Familie zu ernähren; ich will, daß der gewerbfleißige Mann nicht müßig stehe, daß er nicht länger auf Beschäftigung warte, und nicht wisse, wo er sie finden soll; ich will, daß sich der Webestuhl in Bewegung setze, und in der Schmiede der Hammer erklinge; daß des Manufakturisten Hand sich rühre und sein Herz fröhlich sey, wenn er auf seine Kinder blickt und sieht, daß sein Fleiß hinreicht, sie zu ernähren und glücklich zu machen. (Beifall.)... Was mich an das Daseyn bindet, was in meinem Herzen schlägt, ist das Verlangen, Gutes zu wirken für das Volk, seine Wohlfahrt zu fördern, und unsere bürgerlichen Rechte zu begründen, wie unsere religiöse Freiheit bereits gesichert ist. Deßhalb wünsche ich herzliches Zusammenwirken von Protestanten und Katholiken. (Hört.) Ich wünsche Aufhebung aller Parteiwuth. (Hört.) Nie gab es ein Volk, das so bereitwillig war, Unbilden zu verzeihen als das Volk von Irland. Wir haben jetzt eine neue Aera begonnen, und begierig sehe ich denen entgegen, die sich mit uns zu dem guten Werke der Reform vereinigen werden. (Hört.) Doch auch meinen Rath muß ich Euch geben. (Hört.) Das Volk von England hat sich zu Tumulten hinreißen lassen. Wir wollen dieß nicht thun; aber werden wir deßhalb minder stark vereinigt und entschlossen seyn? O nein. (Hört und Beifall.) Erinnert Euch, daß die Minister England viel Gutes gethan haben; sie haben versprochen Vieles auch für Irland zu thun. Der König ist dem Volke treu, so laßt auch das Volk dem Könige treu seyn. (Beifall.) Und nun, meine Freunde, sage ich Euch Lebewohl. Ich bin zu Euch zurückgekehrt. (Stimmen; „Und Sie sind willkommen.") Mein Betragen in dem Kampfe, der nun vorüber ist, liegt vor Euch; Ihr wißt, was ich gethan habe; und ich bin so frei zu sagen, daß keine Handlung, kein Wort von mir nicht im Einklange gestanden wäre mit der Liebe, die ich für Euch hege. (Hört, hört und lauter Beifall.) Nehmt meinen Rath und laßt ihn durch das Land bekannt werden: nie werden Euch gute Tage kommen, bis ihr im Parlamente vertreten seyd, und bis keine Personen mehr von Euch Steuern erheben können, die ihre Stelle gekauft und den Kaufschilling durch den Verkauf des Volkes wieder zu lösen trachten. (Hört und Beifall.) Vereint jetzt mit mir Herz und Hand — drei Monate laßt noch Reform das Losungswort und Feldgeschrei seyn. Zeigt der Welt abermals, daß Ihr die Freiheit verdient. Mit Füßen aber tretet den Mann, der einen Irländer von dem andern trennen will, den Mann, der Euch jetzt von religiösen Zwistigkeiten reden will, schlagt in die Zähne, und den, der Protestanten gegen Katholiken erbittern will, sagt, daß er kein Christ ist. (Hört, hört.) Stehet alle für Einen für die Reform, für den König und die Minister. Thut dieß und ihr handelt vereint für den Frieden, die Freiheit und die Wohlfahrt Irlands." (Hört, hört und lang andauernder Beifall.)

Bei dem Abschiede, den hierauf O'Connell nahm, zog die ganze Versammlung ihre Hüte vom Kopf und ließ ein dreimaliges Hoch! dem König und der Reform ertönen. Dreimaliges Hoch! wurde dann auch O'Connel gebracht, und in zehn Minuten hatte sich die unermeßliche Versammlung nach allen Richtungen hin friedlich zerstreut.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lantenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 315. 11 November 1831.

Der Bravo. *)

Coopers neuester Roman.

Wenn die europäische Welt mit immer neuem Interesse den Gemälden des nordamerikanischen Dichters entgegen sah, die mit so frischen und treuen Farben das Leben und die Natur des transatlantischen Kontinentes schilderten, so muß es nicht minder für sie anziehend seyn, von der Feder eines Republikaners, in welchem sich die Ideen der Freiheit und des Vernunftstaates in Saft und Blut verwandelt haben, ein Bild aus ihrer eigenen Mitte entworfen zu sehen. Neu zwar scheint der Boden, auf dem Cooper sich bewegt. Es sind nicht mehr die majestätischen Urwälder seiner Heimath, nicht mehr die unabsehbaren Steppen oder der abenteuervolle Ozean den er schildert; es sind nicht mehr die jugendkräftigen Söhne der Freiheit, wie sie mit tiefem Abscheu gegen den Gesetzwang in den Wildnissen umherirren, oder unter der Herrschaft der Vernunft in geordneten Staaten leben; es ist nicht mehr der Kampf der alten und neuen Bevölkerung Amerika's, der gesetzlosen und gesetzmäßigen Freiheit, die er uns vorführt. Allein bald mußte der Dichter sich heimisch fühlen, unter den neuen Umgebungen, in die er sich versetzte: es ist eine zweite Atlantis, die er betrat, das hesperische Italien, das Amerika Europa's, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Hier findet er eine Natur, die mit seiner heimathlichen in Pracht und Größe wetteifert; hier findet er Leidenschaften so wild und ungestüm, als bei seinen rothen Männern, die in den Urwäldern Amerika's umherirren; auch hier findet er eine Art Wilde im Kriege mit den Gesetzen der Gesellschaft; auch hier findet er Freistaaten, die zu ihrer Zeit eben so gewaltig auf das übrige Europa zurückwirkten, als in unsern Tagen das Vorbild Nordamerika's. Sonderbar genug mußte sich freilich der Sohn und Dichter der transatlantischen Freiheit angeregt fühlen durch den Widerspruch einen Freistaat zu sehen, der wie der venetianische jener Zeit, in die er sich zurückversetzt, unter der blutigen Herrschaft einer rücksichtslosen Aristokratie seufzt, und nicht Wunder kann es uns daher nehmen, wenn er in der Vorrede sagt, „daß er es versuchte, seinen Landsleuten in diesem Buche ein Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes von einer sogenannten Republik der andern Hemisphäre zu geben. Nicht historische Charaktere zu konterfeien, sey seine Aufgabe gewesen, die ohnedieß unter der Hand der Poesie stets etwas Hinzugedichtetes annehmen, sondern nur das innere Getriebe der venetianischen Politik habe er darlegen wollen; wenn er dabei zwar für Mängel um Entschuldigung bitten müsse, so könne er doch in Betreff ihrer Aehnlichkeit auf Daru's wohlbekanntes Werk verweisen."

Es scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen, daß die von dem Dichter in eben dieser Vorrede ausgesprochenen Ansichten über die Staatsverhältnisse der alten Welt, die ihm von vorn herein fehlerhaft begonnen scheinen, bei Denen großen Widerspruch finden werden, die alles Heil der Völker von materiellen Einrichtungen hoffen, und den Staat für nichts als einen Körper halten, der nichts mehr zu verlangen habe, wenn das Gleichgewicht seiner thierischen Funktionen in Ordnung sey.

Da wir uns hier nicht mit Coopers politischen Ansichten befassen wollen, was schon an einem andern Orte in diesen Blättern geschehen ist, so wollen wir hier bloß sein Gedicht in's Auge fassen, das wir unbedenklich den schönsten Werken an die Seite stellen, mit denen dieser fruchtbare Genius die Welt bereichert hat. Es liegt dabei aber nicht in unsrer Absicht dem Genusse des deutschen Lesers durch eine voreilige Entwicklung des Ganzen vorzugreifen, und das dramatische Interesse durch Auflösung des kunstreichen Gewebes in seine einzelnen Theile zu zerstören. Nur so viel sey erlaubt zu sagen, daß „der Bravo" eine Novelle ist, in der jedes Begebniß und jeder Charakter tief aus den eigenthümlichen Staatsverhältnissen Venedigs während des Verfalles dieser einst so hochgerühmten Republik hervorgegangen ist, wobei dem denkenden Kopfe nicht entgehen wird, wie stets Ursache und Wirkung in innigster Wechselverbindung stehen, und in Bildern von höchster Lebensfrische hervortreten.

Einige Stellen aus diesem Gedichte, das wie alle Werke Coopers so reizvoll ist durch die lebendigste Realität, mögen demnach hier die deutsche Lesewelt auf den Genuß vorbereiten, den ihr wahrscheinlich bald eine Uebersetzung bieten wird.

1. Ein Abend auf der Piazza San Marco.

Die Sonne war hinabgesunken hinter den Spitzen der Alpenkette von Tyrol und der Mond bereits heraufgestiegen über dem

*) The Bravo: a Venetian Story. By the Author of the „Pilot," the „Water Witch," the „Borderer" etc. 3 vol. 12mo. London 1831.

Digitized by Google

niedern Damm des Lido. Hunderte von Fußgängern strömten hervor aus den engen Gassen von Venedig auf den Platz des heiligen Markus, gleich Wassergüssen aus den Röhren eines Aquädukts, die in ein weites sprudelndes Becken fallen. Zierliche Cavallieri und ernsthafte Cittadini, Soldaten von Dalmatien und Matrosen der Galeeren, vornehme Damen und Mädchen von minder strengen Sitten, Juweliere des Rialto und Kaufleute aus der Levante, Juden, Türken und Christen, der Reisende, der Abenteurer, der Podesta, der Diener, der Avvocato wie der Gondoliere nahmen ihre Richtung nach dem Mittelpunkte der Unterhaltung. Der eilfertige Geschäftsgang und das keinen Seitenblick verlierende Auge, der gemessene Schritt und der eifersüchtige Blick, Scherz und Gelächter, der Gesang einer Cantatrice, und die Melodie einer Flöte, die Grimasse des Buffone und das tragische Stirnrunzeln des Improvisatoren, die Pyramide von Gratestänzern und das melancholische Lächeln des Harfenspielers, Geschrei von Wasserverkäufern, Mönchskutten, Federbüsche von Soldaten, Gesumme von Stimmen und die allgemeine Bewegung und das bunte Getümmel neben den übrigen schweigsam und ernst dastehenden Gegenständen der Piazza, machten diese Scene zu einer der merkwürdigsten in der Christenheit.

An der äußersten Linie, die das westliche von dem östlichen Europa scheidet, und mit letzterem in ununterbrochenem Verkehre, besaß Venedig eine buntere Mischung von Charakteren und Kostümen, als irgend ein anderer von den zahlreichen Seehäfen dieser Gegend. Noch bis auf diese Stunde nimmt man einen Nachglanz dieser Eigenthümlichkeit unter dem gesunkenen Reichthum dieser Stadt wahr; aber zur Zeit unsrer Erzählung war die Inselstadt, obgleich nicht mehr Beherrscherin des mittelländischen oder auch nur adriatischen Meeres, doch noch reich und mächtig. Ihr Einfluß machte sich noch geltend in dem hohen Rath der civilisirten Welt, und ihr Handel, zwar in Abnahme begriffen, war doch noch hinreichend, die unermeßlichen Besitzungen jener Familien aufrecht zu halten, deren Vorfahren reich geworden waren in den Tagen, wo Venedigs Macht noch blühte. Auf ihren Inseln lebte das Volk in jenem Zustande von beginnender Lethargie, der den Fortgang auf abwärtsführender Bahn bezeichnet, sowohl da, wo die moralische als wo die physische Kraft ihrer Auflösung sich nähert.

Zur Stunde, von der wir sprachen, war das ungeheure Parallelogramm der Piazza vollgedrängt von Menschen, die Kafferhäuser und Casinos innerhalb der Portikus, die drei Seiten der Piazza einfassen, waren bereits angefüllt mit Gesellschaft. Während unter den Bogengängen Alles in Luft und Licht sich bewegte unter den flackernden Lichtern der Fackeln und Lampen, schimmerten die mächtigen Reihen von Gebäuden, Prokuratorien genannt, der massive Block des herzoglichen Palastes, und die älteste christliche Kirche, die Granitsäulen der Piazzetta, die als Siegeszeichen aufgerichteten Mastbäume des großen Viereckes und die schwindelnde Höhe des Thurmes des Campanile in dem milderen Lichte des Mondes.

Mit der Vorderseite gegen die weite Fläche des großen Viereckes zugewendet, stand die zierliche und ehrwürdige Kathedrale von San Marco. Ein Tempel von Trophäen, der zugleich den Stolz und die Frömmigkeit seiner Gründer verkündet, erhebt sich dieser merkwürdige Bau über die andern Gebäudemassen des Platzes wie ein Denkmal von dem Alterthum und der Größe der Republik. Seine sarazenische Architektur, die Reihen herrlicher, aber nutzloser kleiner Säulen, mit denen seine Fronte überladen ist, die niedern asiatischen Dome, die auf seinen Mauern in tausendjähriger Ruhe lasten, die rohen und geschmacklos prächtigen Mosaiken, und vor Allem die eroberten Rosse von Korinth, die aus der düstern Masse — ein glorreiches Denkmal griechischer Kunst — hervorspringen, erhielten von dem feierlichen und ganz dazu stimmenden Lichte einen schwermüthigen und geheimnißvollen Anstrich, der ganz im Einklange stand mit den zahllosen Erinnerungen, die sich der Seele aufdringen, wenn das Auge hinschaut auf diese kostbare Hinterlassenschaft der Vergangenheit.

Als würdige Gefährten dieses Gebäudes standen die übrigen eigenthümlichen Zierden der Piazza umher. Der untere Theil des Campanile lag im Schatten, aber einige hundert Fuß seiner grauen Spitze empfingen den vollen Strahlenerguß des Mondes auf der Ostseite. Die Mastbäume, bestimmt die eroberten Fahnen von Kandia, Konstantinopel und Morea zu tragen, durchschnitten die Luft mit dunklen und zauberhaften Linien, während auf der äußersten Seite der Piazetta näher am Rande des Meeres die Formen des geflügelten Löwen und des Schutzheiligen der Stadt, jeder auf seiner Granitsäule, in scharfen Umrissen auf dem azurnen Gewölbe sich abzeichneten

Am Fuß der erstern dieser massiven Steinblöcke war es, wo ein Mann stand, der auf das lebensvolle und überraschende Bild dieser Szenerie mit der Achtlosigkeit und Gleichgültigkeit der Uebersättigung hinblickte. Ein Haufe Menschen, einige Masken und andere, die sich weniger daraus machten, erkannt zu werden, waren dem Damm entlang an ihm vorbei nach der Piazetta geströmt, ohne daß dieser Mann auch nur einen Blick auf sie geworfen, oder aus Ermüdung die Stellung eines Beines gewechselt hätte. Seine Stellung war die eines geduldigen und oft beschäftigten Menschen, der gewohnt ist, zu Anderer Dienst und Willen bereit, gehorsam zu warten. Mit übereinandergeschlagenen Armen, den Leib auf einem Beine ruhen lassend, mit gedankenleerem, aber gutmüthigem Auge vor sich hinblickend, schien er erst eines Winkes von Gebieterhand zu gewärtigen, bevor er seinen Ort verließ. Eine seidene Jacke, deren Stoff mit Blumen von den lebhaftesten Farben durchwoben war, das Scharlachkoller, das über seine Schultern fiel, die Sammetmütze, auf der vorn ein Wappen gestickt war, ließen in ihm einen Gondoliere im Privatdienste erkennen.

Endlich überdrüssig der Sprünge einer fernen Seiltänzergruppe auf deren Pyramide von Körpern sein Aug eine Zeit lang verweilt hatte, kehrte er sich um und wendete sein Angesicht nach dem schimmernden Wasserspiegel des Meeres hinaus. Aber in demselben Augenblicke überflog auch die Freude das Erwartete endlich zu sehen seine Züge, und alsbald befand er sich auch Arm in Arm geschlungen mit einem dunkelgebräunten Matrosen, dessen weiter Anzug und phrygische Mütze den Mann von seinem Berufe erkennen ließ. Der Gondoliere begann zuerst zu sprechen, wobei ihm die Worte in dem sanften Accente seiner heimathlichen Insel von den Lippen strömten.

Digitized by Google

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsetzung.)

So wurden die charakteristischen Züge des alten Styles, mit dessen steilen Giebeln und spitzigen Zinnen durch die einförmige Horizontallinie des neuen verdrängt. Zuletzt wurde das ganze Gebäude mit Säulen oder Pilastern von den vier Ordnungen, Reihe über Reihe, oft bis zum Uebermaße, umgeben — offene Arkaden bildeten den Eingang, und nichts blieb von dem alten Tudorstyle, als hohe Fensterbögen, die oft allein noch hinreichten, dem ganzen Gebäude einen malerischen und alterthümlichen Anstrich zu geben.

Indeß erhielt sich trotz alles Italienisirens immer noch etwas eigenthümlich Englisches, das nicht von dem korrekten Palladio verdrängt werden konnte, und auch in dem vorausgegangenen gothischen Style, den damals Frankreich und Deutschland mit England gemein hatten, nicht untergegangen war. Es ist uns kein Gebäude auf dem Kontinente bekannt, das eine Aehnlichkeit mit einem Landhause aus der Königin Elisabeth Zeiten trüge. Offenbar mußten sich die italienischen Zeichnungen dem Klima und Geschmack Englands fügen. Fast möchten wir die reiche Irregularität der Gebäude aus der elisabethischen Zeit, mit ihrer riesenhaften Pracht und ihren niedlichen und fantastischen Verzierungen, mit den glänzenden Gebilden vergleichen, die der Imagination des großen Dichters jener Zeit, dem göttlichen Shakespeare, vorschwebten. Gleich den Baukünstlern seiner Zeit — wenn es anders erlaubt ist, diesen Vergleich fortzusetzen — borgte auch er von dem Auslande, aber er verschmolz das Entnommene völlig in seine englische Eigenthümlichkeit. Sein Genie verschmähte eben so sehr die pedantische Treue, mit der die klassischen Dramatiker ihren Pegasus aufzäumten, als seine baukünstlerischen Zeitgenossen die reine Ordnung der antiken Architektur. Und gerade wie den klassischen Puristen des Kontinentes vor der Verletzung der dramatischen Einheit, seinen fantastischen Streiflichtern und anmuthigen Schnörkelwerk graute; so mochte es wohl auch der Fall seyn bei den orthodoxen Anhängern des Vitruv — den Männern, die der Schönheit das Maß mit der Elle nehmen, und unsere Gefühle nach dem Richtscheit stellen wollen, in dem festen Glauben, die menschliche Natur habe ein instinktartiges Bewußtseyn von dem Verhältniß des Diameters einer Säule zu ihrer Höhe und der Tiefe einer Sparre zu ihrem Kopfe; wobei sie in ihrer kleinlichen Aengstlichkeit über das genaue Maß der Einzelnheiten geringschätzig auf den großen Eindruck herabblicken, den die alten Bauwerke auf das Gemüth hervorbringen.

Symmetrie blieb allerdings in den elisabethischen Gebäuden ein wesentliches Element, obgleich sie im ganzen Umrisse große Unregelmäßigkeiten zuließ. Wo der italienische Styl vorherrschte, wie in Longleat und Audley End ist die Form regelmäßig, die Dachlinie horizontal, die Seiten flach und sich wiederholend. Allein trotz ihrer Größe und Schönheit haben diese herrlichen Gebäude doch eine gewisse Monotonie und stehen an Reichthum jenen nach, die gleich Burleigh, Charlton und Cobham, einen symmetrischen Plan mit einer Dachlinie verbinden, die durch zahlreiche und wunderlich verzierte Giebel und Kuppeln unterbrochen ist, während ihre vorspringenden Thürme und Seitenflügel Abwechslung in dem äußern Umriß, und eine große Mannichfaltigkeit von Licht und Schatten hervorbringen.

Die architektonischen Gärten, welche mit diesem Style von Gebäuden stets verbunden waren, trugen nicht wenig zu ihrer Schönheit bei. Noch ergötzt man sich an ihren breiten und hohen Terrassen, die mit reichen steinernen Ballustraden geschmückt waren, so wie diese wieder mit Vasen und Statuen untereinander durch breite steinerne Treppen in Verbindung standen; an ihren geschnittenen immergrünen Hecken, ihren Laubgewölben von Alleen, ihren steifen, aber doch kunstvoll verschlungenen Gartenbeeten voll von seltsamen Blumenknoten, an ihren anmuthigen und musikalischen Springbrunnen, an ihren steilen Abhängen von sammetweichen Rasen, und an den Irrgärten und Labyrinthen, die daran anstießen, den Garten schlossen und zu der äußeren unkultivirten Szenerie den Uebergang bildeten. Sehr zu bedauern sind die von den Gartenkünstlern, wie Kent, Brown und Repton, in dem letztvergangenen halben Jahrhundert unter den zierlichen und ehrwürdigen Lustgärten (Plaisances) angerichteten Verwüstungen; als man ärgerlich über die ausschweifende Steifheit und die grotesken Narrheiten der damals in Schwung gekommenen holländischen Gartenkunst zu dem entgegengesetzten Extrem übersprang, und etwas dareinsetzte, den Garten ganz zur Natur zu machen, wobei man jede Spur von Kunst verbannte, die wilde Szenerie eines Forstes vor die Fenster einer Wohnstube pflanzte, und das Haus so ohne allen Uebergang unmittelbar aus der grasigen Wiese aufsteigen ließ, als wäre es ein arabisches Zelt, bestimmt am andern Tage wieder abgebrochen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Satyre.

„Die Russen," bemerkt ein Reisender, „haben eine sinnreiche Art, ihre Staatsmänner zu kritisiren. Folgende Satyre, die vor ungefähr vierzig Jahren geschrieben wurde, und die militärischen Talente des Fürsten P. im Gegensatze zu denen des Grafen R. durch die kritische Hechel zieht, fiel mir in die Hände:

„„Der heilige Nikolaus machte im himmlischen Palaste ein Schläfchen, als ein großer Lärm im Himmel entstand. Der Heilige wachte darüber auf und rief dem Engel Gabriel: „Was gibt es denn, Gabriel?" — „Die Russen haben Krieg mit den Türken angefangen," erwiederte der Engel. — „Und Wer führt die Russen an?" fragte der Heilige weiter. — „Graf R.," war die Antwort des Engels. — „Nun dann ists gut," sagte der heilige Nikolaus, und legte sich wieder aufs Ohr. — Doch siehe da, ein noch größeres Getümmel erhob sich im Himmel, und der heilige Nikolaus wurde wieder aufgeweckt und rief laut: „Gabriel, Gabriel! was gibt es denn schon wieder?" — „Die Russen und die Türken haben abermals Krieg mit einander." — „Und Wer führt die Russen jetzt an?" fragte der Heilige. — „Fürst P." erwiederte der Engel. — „Fürst P.?" rief der Heilige. „Geschwind, Gabriel, meine Stiefeln her; da muß ich selbst gehen!"""

Vermischte Nachrichten.

Als ein Beispiel von der ausgezeichneten Disziplin, Entschlossenheit und dem Muthe und Gehorsam der britischen Seeleute erzählt der „Courier" folgenden Vorfall: „Gegen Mitte Augusts d. J. kreuzte „der Ma-

Digitized by Google

dagaskar" auf der Höhe von Hydra. Kapitän Lyons, dem außerordentlich daran gelegen war, einen von den kleinern englischen Kreuzern zu treffen, den er mit einigen Depeschen von höchster Wichtigkeit abfertigen könnte, entsendete ein getackeltes Boot mit zwölf Mann unter dem Befehle der Herren Otto und Elliot, um an der äußern Seite von Hydra zu kreuzen, während der Madagaskar zwischen der Insel und dem festen Lande blieb. Nach Sonnenuntergang wurde die Fregatte nach der Richtung zu getrieben, die das Boot genommen hatte, und deßhalb brannte sie gegen neun Uhr eine Rakete ab, um zu erfahren, wo das Boot sich befände. Ein Mann wurde von diesem auf den Mast geschickt, um das Signal zu erwiedern. Da die Funken der Rakete auf das Schiffsvolk unten fielen, so drängten sich alle nach einer Seite und das Boot schlug um. Herr Otto fragte nun, ob alle schwimmen könnten, und versicherte sie zu gleicher Zeit, daß er sie alle retten werde, wenn sie die Disziplin beobachten und seinen Befehlen gehorchen wollten. Einen Mann, der nicht schwimmen konnte, nahm Herr Otto unter den einen Arm, und hielt ihn so lange über dem Wasser, bis er sich am Boote anklammern konnte, das jetzt kieloben im Meere lag. Nun tauchte Herr Otto unter das Boot, hasvelte den Mast ab und befreite die Ketten des Tackelwerkes aus; da das Boot so entladen worden war, wurde es bald wieder aufgerichtet. Der Mann, der nicht schwimmen konnte, und ein anderer, der es nicht gut konnte, wurden in den Spiegel des Bootes gehoben. Man befand sich jetzt vier Meilen vom Ufer, und die Matrosen, genau den Befehlen ihres Vorgesetzten nachkommend, spannten sich jetzt an die Fangline und dugsirten das Boot nach dem Ufer zu, das sie erreichten, nachdem sie sechs und eine halbe Stunde im Wasser zugebracht hatten. Völlig nackt wie sie waren, kam ihnen eine Ruine sehr willkommen, die sie am Ufer fanden, und in der sie den Anbruch des Tages erwarteten. Dann schöpften sie das Boot aus, fanden aber, daß von Allem, was sich an Bord befand, nichts als ein einziges Ruder übrig geblieben war. Erfindung verläßt die Muthigen nicht; sie brachen die Dielen der innern Bootswand aus und verwandelten sie in Ruder; dann machten sie sich getrost auf den Weg, ihr Schiff aufzusuchen. Nach einigen Stunden wurden sie von einem griechischen Schooner aufgenommen und gütig behandelt; auf diesem segelten sie nach Spezzia, wo sie glücklich ihre Fregatte wieder fanden. Kapitän Lyons war entzückt von dem entschlossenen Benehmen dieser Leute; er dankte ihnen mit den ehrenvollsten Worten und sagte: „Nur britische Theerjacken könnten so etwas thun.""

•

Der Doktor Junod hat der medizinischen Gesellschaft zu Lausanne folgende Krankheitsgeschichte eingesendet: „Eine Bäuerin von Mezery, in der Nähe von Lausanne, Namens Louise Blanchard, ein und dreißig Jahre alt und von kräftigem Körperbau, glaubte vor ungefähr vier Jahren mit einem Trunke aus einem schlammigem Wasser ein Gewürm verschluckt zu haben; seit dieser Zeit nämlich schwoll ihr der Unterleib auf; sie bekam Uebelkeiten, und empfand heftige Schmerzen und gewaltsame Bewegungen in der Bauchgegend, so daß man Anfangs ihren Zustand für Schwangerschaft hielt. Wenn sie eine Tasse Milch trank, verschwanden diese Anfälle augenblicklich; konnte sie keine Milch haben, so bemerkte man sichtlich das Schwellen und die Bewegungen des Unterleibes; Bläße, Uebelkeit, Ohnmacht, Verschwinden des Pulses traten ein. Dieser Zustand, der gewöhnlich acht bis zehn Minuten dauerte, endigte mit Erbrechen von mehr oder minder Blut und großer Schwäche. Die Kranke, die schon auf verschiedene Weise behandelt worden war, nahm am 22 August 1851 meine Hülfe in Anspruch; sie hatte das Ansehen einer im neunten Monate der Schwangerschaft stehenden Person. Ich überzeugte mich bald, daß Dieß nicht der Fall war, und verordnete Mittel, die geeignet schienen, den fremden Körper zu entfernen, den sie in ihrem Leibe zu spüren vermeinte. Nach acht Tagen gab sie durch Erbrechen einen Wurm von der Art der Erdwürmer von sich. Von diesem Augenblicke an traten die oben erwähnten Symptome mit noch größerer Heftigkeit ein; ich glaubte noch wirksamere Mittel anwenden zu müssen. Erbrechungen traten ein, Ohnmachten erfolgten, und eine heftige Krisis schien sich des ganzen Organismus zu bemächtigen. Endlich am 5 September erbrach die Kranke in Gegenwart vieler Zeugen den Schweif eines Reptiles von beträchtlicher Länge und vier andere kleine Reptillen von drei bis vier Zoll Länge; letztere waren jedoch todt. Von diesem Augenblicke an verminderten sich die Symptome. Indeß blieb noch Beängstigung, und der üble Geruch des Athems und das ausgeworfene Schweifstück bewiesen, daß die Kranke noch nicht völlig von ihrem Uebel befreit war. Die bisher angewandten Mittel wurden fortgesetzt, und am folgenden Tage brach die Kranke noch einen Kopf und zwei andere Stücke einer Schlange, die zur Gattung der Blindschleiche zu gehören schien. Diese Stücke maßen mit dem zuerst ausgebrochenen Schweife zwölf bis vierzehn Zoll. Außerdem gab sie noch vier kleine Reptilien von zwei bis drei Zoll Länge von sich. Seitdem verschwanden die bisherigen Zufälle gänzlich, nur die Schwäche dauerte noch einige Tage; endlich stellte sich Appetit ein, und die Frau kehrte völlig wiederhergestellt nach Hause zurück."

•

Ueber den S. 1200 des Auslandes erwähnten Orkan auf Hayti gibt „der Telegraph," eine zu Porte au Prince erscheinende Zeitung, noch folgenden nähern Bericht: „Die Stadt Cayes ist in der Nacht vom 12 auf den 13 August durch einen furchtbaren Orkan, der von zwei bis halb sechs Uhr Morgens anhielt, fast völlig vernichtet worden. Von 2500 Häusern, welche diese Stadt vor dem über sie hereingebrochenen Unglücke zählte, stehen kaum zwanzig noch, und auch diese sind alle mehr oder minder beschädigt. Während der Wind mit fürchterlichem Getöse die Dächer der Häuser mit sich fortriß, stürzte das wüthende Meer die Mauern ein und wühlte bis auf den tiefen Grund ihre Fundamente aus. Es überdeckte mit seinen Wogen die ganze Stadt. In den am weitesten vom Ufer entlegenen Magazinen und Gebäuden stand das Wasser fünf bis sechs Fuß hoch. Die Erde bebte, die Luft war ununterbrochen von Blitzen entflammt; alle Elemente schienen verschworen zum Untergange der unglücklichen Stadt. Endlich gegen halb sechs Uhr des Morgens legte sich der Sturm, und man konnte nun die Größe des Elendes in ihrem ganzen Umfange sehen. Der Nationalpalast, das Theater, das Arsenal, das Gefängniß, die Donanengebäude, alle einheimischen und fremden Magazine lagen in Trümmern, und die wenigen Menschen, die mit dem Leben davon gekommen, sahen sich an den Bettelstab gebracht. Eine Menge Menschen wurde unter den Trümmern erschlagen gefunden. Auf den Feldern hat der Orkan alle Bäume entwurzelt, alle Saaten vernichtet. Die Schiffe, die sich auf der Rhede befanden, gingen mit Menschen und Gütern zu Grunde. Bis jetzt gelang es, gegen sechshundert Leichen unter den Trümmern hervorzuziehen, die umgekommenen Kinder ungerechnet. Auch die Bevölkerung des Flachlandes ist von Allem entblößt und ohne Lebensmittel. Allerorten sind in der Republik Subscriptionen eröffnet worden, um den unglücklichen Bewohnern Hülfe zu bringen. — Auch die Stadt Jeremine fühlte die Wuth des Orkans. Glücklicher Weise brach er jedoch bei Tage los, so daß die Einwohner Zeit hatten, die Flucht zu ergreifen. Man zählt dort nur zwei Todte und einige Verwundete; dagegen sind über zweihundert Häuser zerstört worden. Viele sind nicht mehr bewohnbar. Die Felder gleichen einer Wüste."

•

Auch aus der Kapstadt laufen traurige Berichte über dort statt gefundene Orkane ein. „Am 16 Junius," sagt „der südafrikanische Handelsanzeiger," wurde die Tafelbai von einem heftigen Sturmwinde aus Nordwest heimgesucht, der die Nacht und den folgenden Tag und die folgende Nacht mit gleicher Wuth fortdauerte und die furchtbar angeschwollene See vor sich her rollte, die gleich beim Beginnen des Sturms jede Kommunikation der vor Anker liegenden Schiffe mit dem Ufer durch Boote unmöglich machte. Mit Anbruch des 17 Junius bot die Bai einen höchst traurigen Anblick; ihre ganze Oberfläche war mit schäumenden Wogen bedeckt, und die Schiffe, zehn an der Zahl, sowohl am innern als äußern Ankerplatze, wurden mit solcher Gewalt umhergeworfen, daß man alle Hoffnung auf ihre Rettung verloren gab. Bald darauf sah man drei Briggs am Ufer stranden, und zwei andere Handelsschiffe gleichfalls von ihren Ankern gerissen und ans Gestade getrieben. Nachmittags scheiterte abermals ein Schiff, so daß der ganze Verlust, der hiedurch erlitten wurde, auf 40.000 Pf. St. angeschlagen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 316. 12 November 1831.

Abenteuer am Columbia-Strome. *)

Obgleich seit den Jahren 1811 bis 1817, wo diese Begebenheiten sich zutrugen, ein ziemlicher Zeitraum verstrichen ist, so sind sie doch, gering gesagt, so wunderbar, daß ihre Erzählung zu keiner Zeit unangenehm seyn kann. Der Verfasser kündigt sich als einen Handelsmann an, der mit der nordwestlichen oder Hudsonsbaykompagnie in Verbindung steht, der den Columbiafluß acht oder neunmal stromauf- und abwärts befahren, an dessen und den Ufern der sich in ihn ergießenden Flüsse mit den Eingebornen überwintert, den Kontinent durchkreuzt und die Lebensweise der Indianer beobachtet hat. Seine Erzählungen sind abenteuerlich genug, um es mit den wunderbarsten Historien alter und neuer Reisebeschreiber aufnehmen zu können; um dieß zu belegen, mag hier ein Auszug seines Berichtes über die Gefahren folgen, welche er durch 14 Tage zu bestehen hatte, als ihm einst geschah, daß er von seinen Gefährten getrennt wurde.

„Nachdem wir acht Stunden theils gegangen, theils geritten waren, nahmen wir ein tüchtiges Frühstück ein; als es verzehrt war, ging ich eine Strecke längs den Ufern eines Bachs, um Kirschen zu suchen, und kam zu einer angenehmen aus Sumach und Kirschbäumen geformten Laube. Ich pflückte von den Früchten und ließ mich in der Laube nieder, um die erquickende Kühle zu genießen; es war ein herrliches Plätzchen und am jenseitigen Ufer bot sich dem Auge eine köstliche Wildniß von Hagedorn, Geißblatt, wilden Rosen und Johannisbeeren dar. Ihre Aehnlichkeit mit dem Sommeraufenthalt eines Freundes, wo ich viele glückliche Tage verlebt hatte, versetzte mich in meine Heimath, rief mir theure Erinnerungen zurück, und meine zerstreuten Gedanken beschäftigten sich mit der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft. Diese angenehmen Träume, nebst der Ermüdung von den Beschwerden des Morgens schlossen nach und nach meine Augen, und meine Lage ganz vergessend, sank ich dem Schlaf in die Arme. Man stelle sich meine Ueberraschung vor, als ich, der sinkenden Sonne nach zu schließen, ungefähr Abends gegen 5 Uhr erwachte. Es war ruhig und still um mich her, wie ein Grab. Ich eilte nach dem Platze, wo wir gefrühstückt hatten, er war leer; ich lief dem Orte zu, wo die Männer Feuer gemacht hatten, Alle waren fort und im ganzen Thal war keine Spur von Menschen und Pferden zu sehen. Fast schwanden mir die Sinne; vergebens rief ich nach allen Himmelsgegenden, bis ich heiser wurde, ich konnte mir nicht länger die schreckliche Wahrheit verhehlen, ich war allein in einer unbewohnten Wildniß, ohne Pferd, Waffen und Obdach. Da mir jetzt nichts übrig blieb, als die Richtung zu erforschen, welche meine Gefährten genommen hatten, so untersuchte ich den Boden, und entdeckte endlich am nordöstlichen Ende des Thales eine Spur von Pferdehufen; ich verfolgte sie einige Zeit, aber sie führte mich nach einer kleinen Hügelkette mit feisigem, kiesigem Grunde, wo die Hufe keinen Eindruck mehr zurückgelassen hatten. Da ich nun jede Spur verloren sah, so erstieg ich den höchsten der Hügel, von dem ich eine weite Aussicht auf mehrere Meilen in die Runde hatte, erblickte aber weder meine Gefährten noch die geringste Spur von Menschen. Der Abend war jetzt fast hereingebrochen, und mit Eintritt der Nacht fiel ein starker Thau. Meine ganze Kleidung bestand in einem baumwollenen Hemd, Nankinbeinkleidern und einem Paar sehr abgetragener Moccassinen von leichtem Leder; meinen Rock hatte ich der Hitze wegen ungefähr eine Stunde vor dem Frühstück auf eines der Packpferde geworfen, um ihn erst in der Kühle des Abends wieder anzuziehen, und meine Vogelflinte hatte einer unsrer Leute getragen. Auch ohne Hut war ich, denn ich hatte ihn in meiner Aufregung beim Erwachen vergessen, und war jetzt zu weit entfernt, um ihn zu holen. In einiger Entfernung zu meiner Linken bemerkte ich eine mit hohem, starkem Gras bewachsene Stelle, und nachdem ich davon, soviel zu meinem Lager und meiner Bedeckung hinreichte, ausgerauft hatte, empfahl ich mich dem Schutz des Allmächtigen und schlief ein, die Nacht hindurch durch verwirrte Träume von warmen Häusern, Federbetten, vergifteten Pfeilen, stacheligem Kaktus und Klapperschlangen beunruhigt."

Wir folgen dem verirrten Wanderer nicht Tag für Tag in seinen Wanderungen und Abenteuern, sondern wir heben hier nur die außerordentlichsten Ereignisse aus.

„Am meisten litt ich durch den Mangel an Wasser; den ganzen Tag hindurch war ich nur zweimal auf warme, ekelhafte, stehende Pfühle gestoßen, die durch die Hitze fast aufgetrocknet waren. Gegen Sonnenuntergang kam ich an einen kleinen Strom, an dessen

*) The Columbia River; or Scenes and Adventures during a Residence of six years on the Western Side of the Rocky Mountains, among various Tribes of Indians hitherto unknown: together with a Journey across the American Continents. By Ross Cox. 2 Vol. 8vo. London 1831.

Digitized by Google

Ufer ich mein Nachtlager aufschlug. Es fiel ein starker Thau, allein ich war zu ermüdet, als daß ich hätte Rinde von den Bäumen abschälen können, um mich zu bedecken, und hätte ich es auch thun wollen, so würde mich das Heulen der Wölfe von dem gefährlichen Versuch zurückgeschreckt haben. Es mußte sich eine eigene Pflanzschule jener Thiere an diesem Orte befinden, denn umgeben von dem schrillenden Geschrei der Jungen und dem gräßlichen Geheul der Alten, hoffte ich nicht den Platz lebend zu verlassen. Ich konnte nicht schlafen; meine einzigen Waffen waren ein Haufe Steine und ein Stock, und alle Augenblicke näherten sich mir einige der kühnsten von diesen Raubthieren. Ich schlug mit dem Stock wie mit einer Flinte an, worauf sie sich zurückzogen, ein Geheul ausstießen, wieder etwas weiter vorwärts gingen, und nachdem sie mich einige Zeit mit ihren durchdringenden, feurigen Augen, denen der Mondsschimmer noch ein ganz besonderes unheimliches Ansehen gab, beobachtet hatten, verschwanden sie im Walde. In diesem aufgeregten Zustande brachte ich die Nacht hin, allein so bald der Tag anbrach, behauptete die Natur ihr Recht, und ich fiel in einen tiefen Schlaf, von dem ich, dem Stand der Sonne nach zu urtheilen erst zwischen 8 und 9 Uhr Morgens am 25 erwachte. Da meine Fußbekleidung abgenützt war, so sah ich mich genöthigt, die Beinkleider bis an die Knie abzureißen um die Füße zu umwickeln, und nachdem ich aus dem Fluß einen tüchtigen Trunk zum Frühstück gethan hatte, trat ich meine traurige Reise wieder an; ich nahm meine Richtung nach NNO und traf den ganzen Tag hindurch weder Wasser noch wilde Kirschen. Leichte Spuren menschlicher Fußtritte, und einige wenige ältere von Pferdehufen liefen über meinen Weg; dieß bewies zum mindesten, daß dieser Theil des Landes zuweilen von menschlichen Wesen besucht werde, und dieser Gedanke belebte meinen sinkenden Muth auf einige Augenblicke. Gegen die Abenddämmerung stürzte aus einem dichten Gebüsche nahe am Fußweg ein ungeheurer Wolf hervor, pflanzte sich in einer drohenden Stellung gerade vor mich hin, und schien entschlossen mir das Weitergehen streitig zu machen. Er stand nicht mehr als 20 Fuß entfernt mir gegenüber; meine Lage war entsetzlich, und da ich wohl wußte, daß die leiseste Aeußerung von Furcht das Zeichen zum Angriff seyn würde, so schlug ich den Stock an, und schoß mit dem Munde so laut, als meine schwache Stimme es zuließ. Der Wolf schien etwas erschrocken, und zog sich einige Schritte zurück, seine durchdringenden Augen starr auf mich geheftet. Ich ging nun etwas vorwärts, worauf er schrecklich zu heulen anfing; da ich glaubte, dieß sey ein Zeichen für seine Gefährten, die er auf meinen halbverhungerten Leichnam zum Nachmittagsschmause einladen wolle, so verdoppelte ich mein Geschrei und rief so lange alle nur möglichen Namen, die mir eben beifielen, bis ich nicht mehr schreien konnte, um so in meiner Angst dem Wolf glauben zu machen, ich sey nicht allein. Ein alter und ein junger Luchs rannten dicht an mir vorüber, hielten sich aber nicht auf; der Wolf behauptete seine Stellung ungefähr 15 Minuten; ob nun durch mein Geschrei verscheucht, weiß ich nicht, kurz seine Kameraden blieben aus, und da er mich entschlossen sah nicht zu weichen, so zog er sich endlich zurück, und verschwand im Dunkel des Waldes. Die Nacht war fast eingebrochen, als ich eine grüne, von kleinen Bäumen umschlossene, und ganz mit Binsen bedeckte Stelle fand; hier hoffte ich Wasser zu finden, sah mich aber nach angestellter Untersuchung bitter getäuscht. Ein seichter See oder Teich war früher hier gewesen, den die Hitze jetzt ausgetrocknet hatte. Ich begnügte mich also, eine Menge Binsen auszurupfen, und an einem Stein aufzubreiten, den ich zu meinem Kopfpolster ausersehen hatte; allein kaum war ich hiermit zu Ende und eben im Begriff mich auf das Lager zu werfen, so erblickte ich hinter dem Steine eine zusammengeringelte Klapperschlange, die mit aufgerichtetem Kopfe, die pfeilförmige Zunge in Schauder erregender oscillirender Bewegung, mich anstarrte. Ich prallte einige Schritte zurück, ermuthigte mich jedoch bald wieder, und verjagte sie mit meinem Stocke. Als ich den Ort, wo sie gelegen, genauer untersuchte entdeckte ich ein ganzes Nest, welches ich sogleich zerstörte. Kaum war dieß geschehen, so ließen sich aufwärts wohl ein Dutzend Schlangen von verschiedener Gattung sehen, meist dunkelbraun, blau und grün; sie waren in ihren Bewegungen weit schneller als ihre klappernden Schwestern, und ich konnte nur wenige von ihnen tödten. Das waren Augenblicke voll Seelenangst; seit dem vergangenen Tag hatte ich keinen Bissen gegessen; nach einer beschwerlichen Tagereise in brennender Sonnenhitze fand ich nicht einen Tropfen Wasser um meinen fieberhaften Durst zu löschen, war noch dazu von Schlangen und Raubthieren umgeben, und hatte nicht einmal den Trost zu wissen, wann dieses Elend enden werde. Ich konnte mit dem König David sagen: „Die Schlingen des Todes umstellen mich überall.“ Nachdem ich andere Binsen ausgerauft, die ich in einiger Entfernung von dem Ort ausbreitete, wo ich die Schlangen getödtet hatte, legte ich mich nieder und genoß die Nacht hindurch einer ungestörten Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Südamerika.

5. Bolivar und seine Offiziere.

Die Schicksale und Thaten Bolivars sind zu bekannt, als daß ich mich hier nicht darauf beschränken sollte, zu bemerken, daß der Libertador damals, wo ich ihn zum ersten Male sah, ungefähr fünf und dreißig Jahre zählte, aber einem Manne von tief in die Vierzig gleichsah. Er war von kleinem Körperbau, über fünf Fuß hoch, aber sehr proportionirt und voll Lebendigkeit. Sein Gesicht war mager und trug die Spuren schwerer Sorgenlast, sprach aber auch Ausdauer im Mißgeschicke aus, wovon er vorher und später so große Proben ablegte; nur sein feuriges Temperament mag manchmal damit in Widerspruch gekommen seyn. Seine Manieren verriethen den Mann von höherer Bildung, nicht bloß weil er von Männern umgeben war, die an Geburt und Erziehung tief unter ihm standen, sondern er war es wirklich; er hatte in seiner Jugend, während eines Aufenthaltes zu Madrid, und zu einer Zeit, wo in Spanien das größte Vorurtheil gegen die Kreolen der unruhigen Kolonien herrschte, das Glück, die Neigung der Tochter des Marquese von Ustaron zu erwerben und ihre Hand zu erhalten. Die Kleidung, die er und sein Gefolge trug, entsprach ganz den kärglichen Hülfsquellen des Patriotenheeres. Seine Kopfbedeckung bestand aus einem Helm, wie ihn damals gewöhnlich die gemeinen leichten Dragoner trugen:

Digitized by Google

er hatte ihn von einem Kaufmann aus Trinidad als Muster erhalten, der auf Spekulation einige Reiterequipirungen aus London bezogen, und dieselben nachher bei Eintritt des Friedens verkauft hatte. Ein einfaches rundes Koller von blauem Tuch mit rothen Aufschlägen und drei Reihen vergoldeter Zuckerhutknöpfe, Beinkleider von grobem blauem Tuch und Alpargates oder Sandalen (Sohlen aus Aloegeflecht) bildeten seinen übrigen Anzug. In seiner Hand führte er eine leichte Lanze mit einem schwarzen Fähnchen, worauf ein weißer Todtenkopf mit kreuzweise unterlegten Knochen und die Inschrift: „Muerte o Libertad" gestickt war.

Die eingebornen Offiziere, die ihn umgaben, waren meist farbige Männer von lichterer oder dunklerer Schattirung; nur seine beiden Generale Paez und Urdaneta waren Weiße. Nur wenige von ihnen hatten ein Wamms an. Ihr gewöhnlicher Anzug bestand aus einem Hemde, das aus verschiedenfarbigen Tüchern zusammengesetzt war, meist von gewürfelten Mustern; es hatte einen sehr geräumigen Schnitt und weite Aermel. Ueber demselben trugen sie weite weiße Hosen, die bis an die Kniee reichten, auf dem Kopf einen Hut von Cogollo oder Palmblätterbast, mit Federbüscheln von bunten Farben. Fast alle waren barfuß, jedweder aber hatte große Sporen von Silber oder Messing angeschnallt, mit Rädern von wenigstens vier Zoll im Durchmesser und darüber. Unter den Hüten trugen sie gewöhnlich seidene oder baumwollene Taschentücher, um ihr Gesicht gegen den Sonnenstich zu beschatten, obgleich allem Anscheine nach ihre aufgespannten Sombreros oder Sonnenschirme so dunklen Gesichtern einen bessern Schutz gewähren mochten. Indeß fanden wir später, daß sie Alle, so dunkel auch ihre Hautfarbe war (und einige waren ganz schwarz), die heiße Sonne weit weniger aushalten konnten als die meisten Engländer. Ein Reiteroffizier, Paez Liebling, der Obrist Juan Gomez trug einen Helm, der ihm von seinem General zum Geschenk gemacht worden war; der Kopf dieses Helmes bestand aus geschlagenem Gold, das rohe Werk eines inländischen Künstlers. Ein anderer, der die Leibgarde befehligte, der Obrist Jose Corbajal, hatte einen silbernen Helm, und viele Offiziere und ausgezeichnete Soldaten führten Säbel mit silbernen Griffen, silberne Steigbügel und schwere Verzierungen von demselben Metall an ihrem Pferdegeschirre.

6. Morillos Grausamkeit.

Bolivar's Herz war längst empört gegen die kaltblütigen Metzeleien, die von den Spaniern unter dem Namen „guerra à la muerte" begonnen, und von beiden Seiten zur Wiedervergeltung viele Jahre hindurch verübt wurden. Der Libertador bot Alles auf diesen Gräuelthaten ein Ende zu machen. Es ist unnöthig — und vielleicht auch unmöglich — mit Gewißheit herzustellen, ob er dazu aus Menschlichkeit getrieben wurde, oder ob er bloß von seiner Sache einen Schandfleck abwenden wollte, der sie, wie er wohl einsah, in den Augen der Engländer entwürdigen mußte, von deren hülfreicher Freundschaft oder Vermittlung er Alles zu hoffen hatte. So viel ist gewiß, daß er Alles versuchte, um Morillo zu einer Cange oder Auswechslung der Gefangenen zu bestimmen; allein der stolze Spanier verwarf unbeugsam alle Anträge als Beleidigungen; wie er denn überhaupt alle Unterhandlungen über diese und andere Gegenstände von sich wies, als befleckte sich ein Royalist, wenn er einem Insurgenten irgendwo die Hand böte. Er ließ auf alle Friedensfahnen feuern, und Priester und sogar Weiber wurden erschossen, die mit dem weißen Banner in der Hand sich sehen ließen. Dennoch ließ sich Bolivar, obgleich sichtlich entrüstet, nicht zu Unmenschlichkeiten hinreißen. Von der Stadt Calbozo aus entließ er in der letzten Zeit einen spanischen General sammt zwölf royalistischen Offizieren und einigen zwanzig Soldaten, welche die Patrioten so eben zu Gefangenen gemacht hatten, und gab ihnen ein Schreiben mit, worin er Morillo im Namen der civilisirten Welt, zu der er gehöre, beschwor, in die Auswechslung der Gefangenen zu willigen. Man wird kaum glauben, wie dieser Antrag erwidert wurde. Gegen Abend des folgenden Tages, als wir ungefähr eine Meile außerhalb Rastro angekommen waren, durch welche Stadt Morillo seinen Rückzug genommen hatte, machte die Vorhut plötzlich Halt. Bolivar ritt an die Fronte, um die Ursache dieser Verzögerung zu erfahren, und sah hier den traurigen Anblick von zwölf Offizieren und zwanzig Soldaten des Patriotenheeres, die Morillos Gefangene gewesen waren, und quer über die Straße lagen die wir zu ziehen hatten; alle waren von dem unmenschlichen Feind gemordet worden. Ein solches Verfahren braucht keine weitere Bemerkung. Sicherlich muß es alle Bolivar Schuld gegebene Strenge gegen Gefangene rechtfertigen. Seine eigenen Truppen würden ihn in Stücke gehauen haben, hätte er nicht eingewilligt, im vollsten Umfange Wiedervergeltung zu üben. Auch ließ er in Gegenwart aller Hauptleute der Kompagnien unverzüglich den gemessensten Befehl an Sherwood ergehn, alle spanischen Gefangenen in der Stadt, die wir so eben verlassen hatten, unverzüglich umzubringen. Und an derselben Stelle, wo wir die Leichen gefunden hatten, ließ er so lange Halt machen, bis ihm von seinem Adjutanten, dem jungen Tovar, die Meldung zurückgebracht wurde, daß der Befehl pünktlich vollzogen worden sey. — —

Borneo.

Das Singapore Chronicle enthält einen Aufsatz des Herrn Dalton unter dem Titel: „Bemerkungen über Coti" *), welchem wir die nachstehenden interessanten Bemerkungen über die Malayen von Coti, unter denen der Verfasser 11 Monate lebte, entheben.

„Am 30 Oktober 1827 verließ ich Singapore und ging an Bord eines kleinen, dem Sultan von Coti gehörigen, nach diesem Platz bestimmten Fahrzeuges. Coti liegt südöstlich von Borneo unter 1° 30' S. Breite und 123° O. Länge. Wenige Europäer hatten bis jetzt so weit nach dem Osten der Insel Handel getrieben; der letzte, Major Mullen, in holländischen Diensten, wurde vor ungefähr zwei Jahren von dem Eingebornen ermordet.

„Am Morgen des 15 Oktobers segelten wir an einer Menge kleiner Inseln vorüber, welche längs der südöstlichen Küste von Borneo liegen, und gegen Mittag hatten wir das Festland von Banjermassin im Gesicht. Die Ansicht der Küste ist wild und bergig, keine der Inseln ist bewohnt, auch werden sie, weil die Landung sehr gefährlich ist, selbst von Seeräubern nur selten besucht. Alle sind von scharfen, unter Wasser stehenden Klippen umgeben, zwischen denen Haifische der größten Gattung sich beständig umhertreiben. Noch giebt es hier mehrere andere Arten von Fischen, die augenscheinlich nicht zum Geschlecht der Haifische gehören, aber fast eben so gefräßig sind; wir fingen zwei, deren Köpfe fast wie Fuchsköpfe gestaltet, und deren Rachen mit ungewöhnlich langen Zähnen

*) Einer der Seeräuberstaaten von Borneo.

Digitized by Google

besetzt waren. Der größte maß 11 Fuß, und das Schiffsvolk versicherte, eine so ganz besondere Gattung von Fischen sey noch nirgend gefangen worden. Am 45 gingen wir am Festland vor Anker; hier waren die Bugis ganz heimisch, denn es gab keinen Punkt, keinen Pfad im Lande, den sie nicht genau kannten. Am Morgen wurde der d'Iragon oder Capitain ertappt, wie er eine Kiste mit Franzbranntwein erbrach und einige Bouteillen stahl; als er des Diebstahls überwiesen wurde, gerieth er in die fürchterlichste Wuth, und drohte mich sammt meinem Gefährten zu ermorden. Diese Drohung wurde indeß so verächtlich aufgenommen, daß das ganze Schiffsvolk in ein lautes Gelächter ausbrach; da ich aber den rachsüchtigen Charakter dieses Mannes kannte, so trug ich dem Schiffsvolke auf ihn zu beobachten, um während des Schlafs gegen seinen Anfall sicher zu seyn. Wachend fürchtete ich ihn nicht, da ich gut bewaffnet und mit den besten unter dem Schiffsvolk in gutem Einverständniß war; ich hätte im Fall eines Angriffs den d'Iragon nebst zwei oder drei der Verwegensten erschossen, wodurch die Ruhe bald wieder hergestellt worden wäre. Der Europäer, wenn er bei solchen Vorfällen zaudert, oder sich furchtsam benimmt, ist gewiß verloren; in sämmtlichen Staaten von Borneo bestehen für solche Fälle fast gar keine Gesetze; es bleibe daher nichts übrig als Selbsthülfe, und ist man so glücklich einen oder zwei zu tödten, so unterwerfen die Uebrigen sich sogleich. Man darf sich nicht damit begnügen einen Bugis bloß zu verwunden, denn auch die leichteste Wunde entflammt seine Rachsucht so sehr, daß er seinen Feind durch die ganze Welt verfolgt, und nicht eher abläßt, bis er ihn ermordet hat.

„Die Behandlung welche ich während meines Aufenthalts unter den Bewohnern von Coti erfuhr, ist fast nicht zu beschreiben. Kaum bedeckt von einem Bambusdach, in welchem giftige Schlangen nisteten, die gar oft, während ich schrieb auf das Papier herabfielen, keine andere Nahrung als Reiß und getrocknete Fische, schlammiges Wasser zum Getränk, durch den Sultan selbst ganz ausgeplündert, sogar meiner Jacke beraubt, ging selten eine Nacht vorüber, wo nicht ein Angriff auf mein Leben gemacht worden wäre. Hieraus schloß ich also, daß es um mich geschehen sey, wenn es mir nicht gelänge den Sultan zu überzeugen, daß er mehr Gewinn davon habe, wenn er mein Leben schone, als wenn er mich tödten würde; ich strengte also meinen Scharfsinn an und fand die Sache nicht so schwierig. Durch einige Kleinigkeiten, die mir noch geblieben waren, bestach ich einige der Favoritinnen des Sultans, nebst einem oder zwei seiner vertrautesten Sklaven, und erfuhr nun bald, welche Rolle ich zu spielen habe. Mehrere Berathungen waren bereits gehalten worden, in denen der Sultan nebst seinen Brüdern dafür stimmte, mich und meinen Gefährten aus dem Wege zu räumen. Einer der Volkshäuptlinge aber, Namens Inchi Gandel, gab ihnen zu bedenken, daß das Gouvernement von Singapore von meiner Anwesenheit im Lande gar wohl unterrichtet sey, und im Fall ich nicht zurückkehre, auf alle Schiffe von Coti Beschlag legen würde. Im Monat März kam noch der d'Iragon eines Fahrzeugs von Sambas an, der dem Sultan berichtete, daß ich, so viel ihm bekannt sey, sehr reich, einer der angesehensten Männer in Penang und mit dem Gouverneur daselbst verwandt sey. Ich konnte mich nicht erinnern jenen d'Iragon je gesehen zu haben, indeß ermangelte ich nicht seinen Bericht sammt allen Reichthümern, die er mir beilegte, zu bestätigen, und schlug nun dem Sultan vor, einen Kontrakt mit ihm zu schließen, durch den ich mich verbindlich machte, ihm von Singapore aus Geld und Waaren zu senden, so viel er verlangen würde, wofür ich zu einer andern Zeit Landesprodukte an Zahlungsstatt entgegen nehmen wollte. Dieß war es, was der Sultan schon oft gewünscht hatte, während ich wohl wußte, daß ich den Vertrag nicht würde halten können; doch jetzt war Alles möglich, denn es war mein einziger Wunsch das Land zu verlassen. Said Abdullah, der Bandarre, unternahm es, das Interesse des Sultans bei diesem Geschäft zu wahren. Dieser Mann, der schlechteste Mensch im ganzen Lande, hatte früher unter den Engländern zu Banjermassin gelebt, und wurde von seinem Herrn als ein Ungeheuer betrachtet; er war so wohl von diesem Ort als auch aus Java wegen Verbrechen entflohen, die ihn sicher an den Galgen gebracht hätten. Er war es, der den Mord des Majors Mullen, der unglücklicher Weise sein Vertrauen auf ihn setzte, vorbereitete, indem er ihn nach und nach seinem Untergang entgegenführte, und unter den verschiedensten Vorwänden aller Hülfsmittel beraubte. Said Abdullah ist der Agent der Waffen- und Pulverlieferungen für die Bugis zu Makassar und das Haupt der Opposition gegen die europäischen Mächte.

(Schluß folgt.)

Kolonieweſen in Rußland.

Folgenden Bericht über Kolonien und neue Ansiedlungen in Rußland finden wir in dem russischen Merkur: In Folge des am 2 September 1829 zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossenen Traktates zu Adrianopel wanderten im Jahre 1830 aus der Bulgarei und Rumelien nach Bessarabien fünfzigtausend Christen beiderlei Geschlechts ein, nebst ihrer ganzen Habe, bestehend in vielem Hausvieh, türkischem Geld und Waaren, welche zollfrei die Gränze passirten. Diese Ansiedler lassen sich auf eigene Kosten in Bessarabien unter den dort wohnenden Bulgaren nieder, von denen jede Familie freiwillig sich erboten hat, zehn Dessätinen Landes abzutreten. Außerdem sind diesen Kolonisten gegen hundert und neunzig Dessätinen freier Ländereien in den Umgegenden der bulgarischen Kolonien in Bessarabien eingeräumt worden. — In Bessarabien unweit Akjerman siedeln sich Weinbauer aus der Schweiz an. Da ihre Hauptbeschäftigung im Garten- und Weinbaue besteht, so erhalten sie Ländereien von den Weingärten der Krone, und außerdem sechzig Dessätinen Land für jede Familie. Bis jetzt haben sich in Bessarabien sechs und zwanzig solcher Familien, bestehend in acht und sechzig Personen männlichen und neun und fünfzig weiblichen Geschlechts, niedergelassen. Im Jahre 1829 bereiteten sie 5480 Eimer Wein, welchen sie nach Abzug ihres eigenen Hausbedarfs für 13,920 Rubel verkauften. — Im Jahre 1830 ist die Ansiedlung der in den Jahren 1822 und 1823 aus Weißrußland nach Neurußland eingewanderten Juden, um daselbst Ackerbauer zu werden, gänzlich beendigt worden. Es siedelten sich derselben dreihundert und vier Familien von zweitausend und zwei Personen beiderlei Geschlechts an. Sie sind größtentheils in den frühern Kolonien ihrer Glaubensgenossen vertheilt, welche seit dem Jahre 1807 im Gouvernement Cherson begannen; zwei und siebenzig Familien haben eine eigene Kolonie gegründet. Für die Kosten der Ansiedelung ist eine Summe vorgeschossen worden, welche nach einer Verordnung des Finanzministeriums von den in Weißrußland wohnenden Juden zurückgezahlt werden muß. Von der vorgeschossenen Summe sind etwas mehr als 84,000 Rubel so verwendet worden, daß die Einrichtung jeder Familie im Durchschnitte 269 R. 61¼ Kop. kostete. — Gegenwärtig befinden sich in Neurußland neun jüdische Kolonien mit 1023 Familien oder 6635 Personen beiderlei Geschlechts. — Die um Zarskoje-Sselo wohnenden, aus dem Herzogthum Berg eingewanderten Kolonisten bilden dreizehn Familien und sind sämmtlich Fabrikanten, welche Bänder und andere Arbeiten liefern. Im Jahre 1830 verfertigten sie 900,000 Arschinen Band, 1200 Arschinen Battist und 5000 Arschinen farbige Leinwand, ferner Taschentücher, Servietten u. s. w.; auch gerbten sie 400 Häute; aus diesen Fabrikaten erlösten sie 40,839 Rubel. — In Grusien haben die deutschen Kolonisten acht Ansiedelungen angelegt, deren zehnjährige Steuerfreiheit bereits abgelaufen ist.

Nachleſe aus dem Figaro.

Herr Sebastiani vertraute gestern einem Freunde, Belgien sey dem Untergange geweiht. — Der Constitutionnel berichtet, daß Herr von Bourmont sich als Unterthan des Königs von Spanien habe naturalisiren lassen. Was liegt daran, daß Herr von Bourmont zum Ueberflusse noch Spanier wird? Franzose war er schon nicht mehr seit 1815. — Der Exkönig Karl X will seinen Enkel den Herzog von Bordeaux zu dem Herzog von Modena schicken, um ihm Unterricht in der Amnestie geben zu lassen. — König Ferdinand VII hat eine Amnestie ergehen lassen. Spanien zittert vor seinem Glücke. — Man hat eine feierliche Sitzung der Pairskammer auf den 2 November angekündigt. Es ist der Festtag aller Verstorbenen. — Es erscheinen zu London Zeitungen auf Leinwand gedruckt, unter dem Titel: Politisches Taschentuch — Political Handkerchief. — Die Leser dieser Zeitung können sich jetzt mit den Londoner Konferenzprotokollen die Nase puyen. — Herr von Quelen ist zum Kardinal ernannt worden. Diesen Lohn verdiente er für seine Anhänglichkeit an Karl X.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 317. 13 November 1831.

Abenteuer am Columbia-Strome.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 26 stand ich ziemlich gestärkt wieder auf, und setzte meinen Weg in nördlicher Richtung fort, wobei ich mich zuweilen etwas östlich hielt. Oft ließ ich mich diesen Tag über durch den Anblick von Binsen, in deren Nachbarschaft ich Seen vermuthete, verleiten den Fußpfad zu verlassen, fand mich aber stets in meiner Hoffnung getäuscht; es gab kein Wasser, und ich marterte mich vergebens ab, einige Feuchtigkeit aus den Binsen zu saugen. Stechende Dornen und kleine scharfe Steine vermehrten die Qualen meiner wunden Füße, und nöthigten mich zu neuen Angriffen auf meine Beinkleider, um Bandagen zu verfertigen. Der Mangel an Wasser hatte mich in einen so fieberhaften Zustand versetzt, und so abgemattet, daß ich bereits jede Hoffnung gerettet zu werden aufgab, als mich ungefähr gegen halb vier oder fünf Uhr der Fußweg vom Wiesengrund nach einem in östlicher Richtung liegenden, mit dichtem Gehölz besetzten Landstrich führte. Noch war ich hier keine halbe Meile vorwärts geschritten als ich plötzlich ein Geräusch wie von einem Wasserfall hörte, dem ich mit wankenden Schritten so schnell als möglich zueilte, und zu meiner größten Freude nach wenig Minuten am Ufer eines tiefen schmalen Flusses stand, der sich hier über große Steine, welche seinen Lauf hemmten, einen Weg bahnte. Nach kurzem Dankgebet für diese Hülfe in der höchsten Noth stürzte ich mich, meinen erschöpften Zustand ganz vergessend, ins Wasser, was mir beinahe übel bekommen wäre, denn meine schwache Kraft konnte dem reißenden Strom nicht widerstehen, und ich wurde eine Strecke weit fortgerissen, als ich zum Glück über mir den Ast eines Baumes erblickte, mit dessen Hülfe ich das Ufer wieder gewann. Hier gab es Hagebutten und Kirschen die Fülle, von denen ich nebst dem Wasser eine herrliche Mahlzeit hielt. Indem ich mich nach einer Schlafstelle umsah, bemerkte ich den hohlen Stamm einer großen Fichte am Boden liegen, die der Blitz umgestürzt hatte; ich verkroch mich in diese Höhlung und nachdem ich mich mit losgerissener Rinde ganz bedeckt hatte, fiel ich in einen tiefen Schlaf. Meine Ruhe war nicht von langer Dauer denn nach ungefähr zwei Stunden wurde ich durch das Brummen eines Bären aufgeweckt, der bereits einen Theil der mich bedeckenden Rinde weggeräumt hatte, die Schnauze über mich gebeugt dalehnte, und eben über die Mittel mit sich zu Rathe zu gehen schien, wie er mich am besten herausziehen könnte, da die enge Gränze, welche der Fichtenstamm zwischen mir und ihm zog, ihn verhinderte einen Angriff zu machen. Ich sprang sogleich auf, ergriff meinen Stock, und stieß ein lautes Geschrei aus, worüber er erschrack, und einige Schritte zurückwich, bald aber wieder still stand und zu überlegen schien, ob er angreifen solle. Er entschloß sich zum Kampf; da ich nun zu diesem gegen einen so überlegenen Feind nicht Kräfte genug besaß, so hielt ich es für das Klügste auf den Rückzug zu denken und kletterte auf den nächsten Baum. Meine Flucht gab ihm neuen Muth, und er fing an hinter mir drein zu steigen. Ich war indeß so glücklich, einen Ast zu erreichen, der mir einen entschiedenen Vortheil über ihn gewährte, denn von hier aus konnte ich seine Schnauze und Klauen mit meinem Stock so tüchtig bearbeiten, daß er vom Verfolgen abstehen mußte. Nachdem er aus Zorn über sein Mißgeschick einige Zeit lang die Rinde des Baumes abgerissen hatte, gab er sein Unternehmen auf, und zog sich nach meiner Schlafstelle zurück, die er in Besitz nahm. Die Furcht, ich könnte, wenn der Schlaf mich übermannen sollte, vom Baum herabfallen, bewog mich zu mehreren Versuchen herabzusteigen; allein bei jedem solchen Versuch erhob sich meine zottige Schildwache und nach vielen vergeblichen Bemühungen sah ich mich genöthigt die Nacht über zu bleiben wo ich war. Ich setzte mich also in dem Theil des Stammes fest, von welchem aus sich die Hauptäste verzweigten, die mich während meines unruhigen Schlummers vor dem Herabfallen schützen konnten. Am Morgen des 27, bald nach Sonnenaufgang, verließ der Bär seinen Baumstamm, schüttelte sich, und nachdem er einen langen, verdrüßlichen Blick auf mich gerichtet hatte, verschwand er um sein Frühstück zu suchen. Ich wartete noch einige Zeit, aus Furcht, er möchte zurückkehren, dann stieg ich herab, und setzte meine Reise in nordnordöstlicher Richtung durch die Wälder fort."

Nach Verlauf von 14 Tagen, reich an ähnlichen Ereignissen, stieß der Verfasser auf einige Indianer, die ihn freundschaftlich behandelten, und zu seinen weißen Freunden brachten. Der nächste Winter wurde unter den Indianern zugebracht, welche „Flachköpfe" genannt werden.

„Eine große Anzahl von Kriegern der Flachköpfe," erzählt der Verfasser, „lagerten um das Fort. Sie waren kürzlich aus dem Büffelland zurückgekehrt, wo sie ihre Niederlage vom vergangenen Jahr durch einen vollständigen Sieg über ihre Feinde „die Schwarz-

Digitized by Google

füßler" gerächt hatten, von denen sie mehrere Krieger sammt deren Weibern zu Gefangenen gemacht hatten. M'Millan's Tabak und Vorrath von Handelsgegenständen war bereits vor meiner Ankunft gänzlich vergriffen worden, und die Indianer hatten Schießbedarf u. drgl. höchst nöthig. Meine Ankunft, oder vielmehr die Waaren, die ich mitbrachte, verursachten daher bei beiden Parteien große Freude. Die Eingebornen schmauchten das so beliebte Kraut mehrere Tage unausgesetzt; unsre Jäger schossen einige Gebirgsschafe und ich brachte einen Ballen Mehl, einen Ballen Reiß, Thee und Kaffee im Ueberfluß, einige Pfeilwurzeln und 15 Gallonen Rum von bester Sorte. In einem warmen Zimmer um ein prasselndes Feuer gelagert, brachten wir einen glücklichen Weihnachtstag zu, und vergaßen die Leiden, welche wir auf unsrer traurigen Wanderung durch die Wälder ausgestanden hatten. Unsere Freude wurde jedoch durch die unglücklichen Schwarzfüßler, welche von den Flachköpfen gefangen worden waren, gestört. Da ich erfahren hatte, daß einer der Gefangenen getödtet werden sollte, so ging ich nach dem Lager, um Zeuge des traurigen Schauspiels zu seyn. Der Mann wurde an einen Baum gebunden, und dann ein alter Flintenlauf rothglühend gemacht, mit dem sie ihn auf die Schienbeine, Schenkel, Hals, Wangen und auf den Bauch brannten. Dann lösten sie das Fleisch von den Nägeln, die sie ausrissen, und hierauf schnitten sie die Finger Glied um Glied von der Hand ab. Während dieser Martern gab der unglückliche Gefangene kein Zeichen des Schmerzens von sich, und statt um Erbarmen zu bitten, suchte er durch beleidigende Reden, die unser Dolmetscher uns zum Theil übersetzte, die Grausamkeit seiner Henker noch zu steigern. „Mein Herz ist stark," sagte der Unglückliche, „Ihr thut mir nicht weh; Ihr könnt mir gar nicht weh thun. Ihr seyd Thoren. Ihr versteht es nicht wie man martern muß. Versucht es besser, bis jetzt fühle ich nicht den geringsten Schmerz. Wir quälen Eure Freunde weit besser. Wir machen sie schreien wie kleine Kinder. Ihr seyd keine tapferen Männer; Ihr habt kleine Herzen, und bebt zurück vor dem Kampfe." Dann wandte er sich zu Einem besonders und sagte: „Durch meinen Pfeil verlorst du dein Auge," worauf der Flachkopf auf ihn losstürzte und ihm in einem Augenblick mit einem Messer ein Auge ausstach, und das Nasenbein quer durchschnitt. Auch Dieß brachte den Unglücklichen noch nicht zum Schweigen; mit dem noch übrigen Auge blickte er zornig auf einen Andern und sagte: „Ich war's, der deinen Bruder tödtete und den alten Narren, deinen Vater skalpirte." Der Krieger, zu dem er Dieß sagte, sprang sogleich auf ihn los und schund ihm die Kopfhaut ab; eben wollte er ihm auch sein Messer ins Herz stoßen, woran er aber vom Häuptling gehindert wurde. Mit der entblößten Hirnschale, der blutigen Augenhöhle und der verstümmelten Nase gewährte der Unglückliche nun einen gräßlichen Anblick, änderte aber seine Sprache nicht im geringsten. „Ich war es," sagte er zum Häuptling, „der beim letzten Einfalle dein Weib gefangen nahm; wir stachen ihr die Augen aus, rissen ihr die Zunge aus dem Halse und behandelten sie wie eine Hündin. Vierzig unsrer jungen Krieger" — Der Anführer, der beim Namen seines Weibes in die höchste Wuth gerieth, ergriff hier seine Flinte und ehe der Unglückliche noch ausgeredet hatte, fuhr die Kugel durch sein Herz und endete die schrecklichen Qualen dieses indianischen Scävola. So empörend auch dieß schreckliche Schauspiel war, so wurde es doch noch weit von den Gräueln übertroffen, die man an den weiblichen Gefangenen verübte, und bei Denen, es thut mir Leid es sagen zu müssen, die Frauen der Flachköpfe weit zügelloser sich bewiesen als die Männer. Nur zum Theil war ich Zeuge von Dem, was eine unglückliche junge Frau litt; eine nähere Beschreibung ihrer Martern würde den Leser zu sehr empören. Wir machten ihnen Vorstellungen wegen diesen unerhörten Grausamkeiten, allein sie erwiederten: die Schwarzfüßler behandelten ihre Angehörigen auf dieselbe Weise, es sey unter den rothen Kriegern einmal so üblich, und sie könnten wegen des thörichten und weibischen Mitleidens der Weißen den Genuß ihrer Rache nicht aufgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Südamerika.

7. Ein spanisches Hauptquartier.

Die Generale verließen so eben den Kriegsrath und zerstreuten sich nach ihren verschiedenen Quartieren, um ihren Divisionen die beschlossene Marschordre mitzutheilen. Der gefaßte Beschluß hatte sich wie ein Flugfeuer verbreitet; auf der „Plazza" und dem Paradefeld an den Ufern des Apurito hatten sich Gruppen von Offizieren zusammengedrängt, die mit der Freimüthigkeit des Lebens im Felde die Maßregeln durch die Hechel zogen. Der junge La Torre, der sehr wohl seines Vaters, des Generals Meinung kannte, daß man nämlich zu Achaguas überwintern solle und von ganzem Herzen damit einverstanden war, konnte sich nicht enthalten, seinem Unwillen Luft zu machen. „In der That, wir werden herrliche Geschichten von unserm glorreichen Feldzuge zu erzählen haben, wenn wir nach Caracas zurückkommen! Welchen neuen Glanz haben sich die Waffen Sr. Majestät durch diesen Besuch in den Llanos erworben! In mit Recht kann der spruchreiche Sancho Pansa sagen:

Do quieren los Reyes
Van las Leyes?

Wir haben also wohl nichts weiter zu thun, als aufzuräumen und uns davon zu machen. Doch — Voto a tal! Hätte ich ein Wort mitzureden gehabt, so wären wir hier wenigstens bis zum Frühlinge geblieben." Hier wurde La Torre von seinem Sergeanten unterbrochen, der ihm das Befehlbuch überreichte. „Schon gut, Rodriguez, nehmt es nur wieder mit, ich weiß schon so ungefähr seinen Inhalt. Wir brechen morgen nach Norden auf?" — Der Sergeant nickte mit dem Kopfe, bemerkte aber zugleich, daß die Ordre ausdrücklich an „Su mereed Don Pedro" gerichtet sey. — „So laßt mich denn sehen! da haben wir's! — Die erste Schwadron der Lanceros del Infante wird die Plazza von Achaguas zwei Stunden noch besetzt halten, nachdem die Arriergarde der Infanterie sie verlassen hat. Ha, gewiß man will mir noch zu guter Letzt Gelegenheit geben, mich auszuzeichnen, oder abermals die Hände müßig in den Schooß zu legen; doch ich fürchte, die Hoffnung kommt für mich zu spät, in diesem Feldzuge noch die Epauletten mit den „Galones" vertauschen zu können. Rodriguez, lies die Ordre der Schwadron vor und sage meinem Bedienten, daß er diese Nacht meine Pferde gut in Obacht nehme."

Digitized by Google

Der Sergeant fand seine Schwadron abgestiegen und längs der Mauer einer kleinen niedlichen Dorfkirche aufgestellt, die den Soldaten einstweilen als Barracke gedient hatte. Mit der pünktlichen Genauigkeit im spanischen Dienst rief er zuerst die übrigen Sergeanten und Korporale der Schwadron zusammen, um ihnen die Neuigkeit mitzutheilen, die sie bereits selbst schon gehört oder geahnet hatten. Dann erst wendete sich Rodriguez an die gemeinen Soldaten und las ihnen mit der starken Stimme, der sie schon so oft schweigend gehorcht hatten, den Tagsbefehl vor. Als er angekündigt hatte, was morgen der Dienst der Schwadron sey, brachen einige alte „Vigotones," nachdem sie den Sergeanten um Erlaubniß dazu ersucht hatten, in das Geschrei: „Viva Morillo! — Viva nuestro Capitan la Torre!" aus. Rodriguez ließ es eine Weile geschehen mit einem Lächeln mürrischer Zufriedenheit, das einen Augenblick seine strengen gallizischen Gesichtszüge aufheiterte, bald aber mischte sich in diese herablassende Freundlichkeit wieder der ernste Befehlshaberblick; er winkte mit der Hand zu schweigen, und auf der Stelle wurde das Zeichen befolgt. Nun ging er drei Schritte von der Fronte geradeaus vorwärts, machte dann kehrt euch und begann gegen die Soldaten zugewendet die „Oracion a la Virgen," dem löblichen spanischen Gebrauch zufolge, nach welchem der älteste Sergeant einer jeden Schwadron oder Kompagnie bei Sonnenuntergang mit dem Rosenkranz in der Hand zwischen den Reihen seiner Kameraden auf und abzugehen und vorzubeten gehalten ist: „Salud Maria! Reyna eres del ceilo etc." was die Soldaten in ihrer feierlichen hochtönenden kastilianischen Sprache nachbeteten.

Dann begann die „Retreta" unter Morillos Balkon und ging rund um die Stadt, während wie gewöhnlich die große Regimentslaterne, an eine Stange befestigt, vorausgetragen wurde. Trommler und Pfeifer wechselten mit einer vollständigen Musikbande, die jene lebhaften und doch zugleich klagenden spanischen Melodien aufspielte, die so geeignet scheinen zum Wiegenlied eines Lagers, und so genau stimmen zu den Wechselfällen des unsteten Soldatenlebens. Die Truppen drängten sich nun nach ihren Barraken, und zum Theil im Mondlicht unter den Corridors ausgestreckt, dachten sie bald nicht mehr an den Marsch, den sie am folgenden Morgen antreten sollten.

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quatre volumes in 8vo. Paris 1831.

Der politische Geschichtsforscher wird in den vorliegenden Memoiren wenig neue Ausbeute finden; um so reicher aber sind sie an Anekdoten und Charakterzügen aus dem Privatleben jener Männer, die auf der Weltbühne dieses Jahrhunderts auftraten und verschwanden. Wer die Macht von ihrem Strahlenglanze entkleidet, Wer den Jupiter tonans mit abgelegten Donnerkeilen im vertrauten Kreise zu sehen liebt, Wer nicht bloß die Thaten, sondern auch den Menschen kennen lernen will, wird die vier Bände dieser Memoiren nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Ohne uns hier in kritische Erörterungen einzulassen über die historische Basis, von der die Herzogin von Abrantes ausgeht; ohne von ihr die gründlichsten Nachweise zu verlangen über ihre Behauptung, daß die Familien der Komnene und Buonaparte nur zwei Aeste desselben Stammes seyen, lassen wir diese romantische Abkunft getrost auf ihrem Grund oder Ungrund bestehen. Es ist uns unverbesserlichen plebejischen Seelen einmal eigen, bei einem Manne mehr nach einem rühmlichen Leben und Tode als nach einer glanzvollen Geburt zu fragen, und Napoleon selbst war zu einer Zeit, die eben nicht seine schlechteste genannt werden kann, der sehr ungenealogischen Meinung, daß sein Geschlecht von Montenotte herstamme. Indeß mag hier nur so viel gesagt werden, daß die Herzogin von Abrantes mütterlicher Seite (ihr Vater war ein Franzose, Herr von Permon) von dem vertriebenen Kaiserhause der Komnene abzustammen behauptet, die unter der Herrschaft der Republik Genua mit einem griechischen Stamme auf Corsica sich niedergelassen, von wo aus ein Zweig dieser Familie, Kalomeros genannt, nach Italien ausgewandert, sich mit dem italienischen Namen Buonaparte (die wörtliche Uebersetzung des griechischen Kalomeros) umgetauft und von dort wieder nach Corsica zurückgekehrt sey. Zuverlässiger ist, daß die Familien Buonaparte und Permon in sehr vertrauten Verhältnissen standen, und daß die Verfasserin und der junge Napoleon gleichsam mit einander aufwuchsen. Manchen interessanten Zug bewahrt sie uns in dieser Beziehung aus ihrer Jugendzeit auf. Folgende Anekdote aus dem siebenten Jahre Napoleons scheint uns nicht unwichtig: Der Knabe wurde eines Tags von einer seiner Schwestern angeklagt, einen Korb voll Trauben und Feigen weggenascht zu haben. Nun ist in Corsica in allen Ständen noch die löbliche Sitte, jeden Fehltritt eines Kindes mittelst der Ruthe einem Theile entgelten zu lassen, der in seiner untergeordneten Stellung gewiß am unschuldigsten ist an Allem, was Hand und Mund oben verbrechen. Seine Frau zu schlagen, ist dort wie überall unter rohen Menschen Sitte; sein Kind zu peitschen aber gehört in Corsica zur guten Erziehung. So wurde denn auch der kleine Näscher einer strengen Züchtigung unterworfen. Man verlangte von ihm, er solle um schönes Wetter bitten, allein er betheuerte seine Unschuld und wollte nichts von Gnade wissen. Zur Strafe dieser Hartnäckigkeit bekam er drei Tage nichts als Brod und Käse zu essen. Keine Thräne kam aus dem Auge des Kindes; es war niedergeschlagen, klagte aber nicht. Endlich am vierten Tage gestand ein Mädchen, die Freundin von Mariane Buonaparte, daß sie mit dieser die Früchte gegessen. Man fragte Napoleon warum er seine Schwester nicht verrathen habe; er antwortete, er habe es nicht gewußt und zwar es geahnt, aber aus Schonung für die kleine Freundin, die an der Lüge seiner Schwester keinen Theil genommen, geschwiegen. — „Napoleon," so erzählt seine Amme an einer andern Stelle, „war nie ein schönes Kind, wie sein Bruder Joseph; sein Kopf war unverhältnißmäßig groß gegen seinen übrigen Körper; ein Fehler, der in der Buonaparte'schen Familie erblich war. Diese Art von Mißbildung," fügt die Verfasserin hinzu, „wird von Einigen für ein Zeichen großer geistiger Ueberlegenheit über Andere gehalten. Allein Wer hatte einen kleinern Kopf als Voltaire? Und ich selbst habe ein Heer von Wettern und Nichten mit wahren Goliathsköpfen auf Pygmäenleibern, allein es läßt sich davon nichts weiter abnehmen, als daß ein großer Kopf auf einem kleinen Rumpfe sitzt."

„Was an Napoleon, als jungem Menschen, eigentlich bezauberte, war sein Blick, und vorzüglich der sanfte Ausdruck, den er seinem Auge in einer Anwandlung von Wohlwollen zu geben vermochte. Ein Sturm dagegen auf diesem Gesichte war wirklich furchtbar; und so sehr ich an Soldatenköpfe gewohnt war, so konnte ich doch nicht diese wunderbare Physiognomie, wenn sie im Zorn war, ohne Schauder ansehen. Sein Lächeln war gleichfalls hinreißend, so wie eine verächtliche Bewegung dieses Mundes zittern machte. Aber von allem Dem, von dieser Stirne, welche die Kronen einer Welt zu tragen geschaffen war, von diesen Händen, mit denen sich das koketteste Weib gebrüstet haben würde, und deren weiße Haut Muskeln von Stahl und Knochen von Diamant bedeckte — von allem Dem war an dem Kinde Napoleon nichts zu sehen; erst an dem Manne gewahrte man es."

Aus Napoleons späterer Jugend hat die Verfasserin folgende Züge aufbewahrt: „Eines Tags befand er sich aus der Militärschule von Paris auf Besuch bei der Familie Permon, die sich damals in der Hauptstadt aufhielt. Im Laufe des Gesprächs äußerte er sich mit großer Bitterkeit über die schlechten Anstalten, wie die Militärschule zu Saint-Cyr und überhaupt. Der Oheim der Verfasserin, der Fürst Demetrius Komnene, der zugegen war, verwies ihm Dieß und gebot ihm zu schweigen. Allein

Digitized by Google

da Napoleon dennoch fortfuhr, sich darüber auszulassen, sagte der alte Mann im höchsten Zorne: „Schweig, es geziemt sich nicht für einen jungen Menschen, der von der Milde des Königs erzogen wird, in diesem Tone von seinen Anstalten zu sprechen.“ Napoleon schien bersten zu wollen; in einem Augenblicke wurde er blaß und blutroth; dann sagte er mit zitternder Stimme: „Ich bin nicht ein Zögling des Königs, ich bin ein Zögling des Staats.“ — „Ei, eine scharfsinnige Unterscheidung,“ erwiederte der Oheim. „Ob Du Zögling des Königs oder des Staats bist, gleichviel; und ist der König nicht der Staat? Kurz und gut, ich will nicht, daß Du in meiner Gegenwart so von Deinem Wohlthäter sprichst.“ — „Wenn es Ihnen mißfällt, Herr von Komnene,“ erwiederte der junge Mensch, „so werde ich nicht mehr davon sprechen; nur so viel erlauben Sie mir noch zu sagen, daß wenn ich der Herr wäre, die Statuten für diese Anstalten zu entwerfen, so würden sie ganz anders und zum Besten Aller seyn.“ — An dieses: „Wenn ich der Herr wäre,“ dachte wohl Napoleon, als er später eine völlige Umgestaltung der Militärschulen vornahm.

„Uebrigens war Napoleon in der Militärschule zu Paris nicht sonderlich beliebt. Einige Chefs der Anstalt, die mit meinem Vater bekannt waren, sagten ihm damals, der junge Napoleon Bonaparte habe einen Charakter, den man nicht einmal umgänglich machen könne. Er runzelte über Alles die Stirne, tadelte Alles laut und mit einem schneidenden Tone, der den alten Köpfen, die in ihm nichts als einen jungen Grillenfänger sahen, nicht behagen wollte. Die Folge seines Benehmens war, daß man seiner sobald als möglich los zu werden suchte; es war nur eine Stimme, durch die man seine Entfernung aus der Anstalt beschleunigte. Er wurde bald darauf Unterlieutenant in einem Artillerieregimente.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Herzogin von Saint-Leu zu Paris.

Ueber den jüngsten Aufenthalt der Herzogin von Saint-Leu und ihres Sohnes zu Paris hatten sich eine Menge Gerüchte verbreitet, die das Geheimnißvolle ihrer Ankunft in der französischen Hauptstadt nur noch bedeutsamer machten. Man sah darin schon wichtige politische Zwecke, sprach von einem Anleihen, das auf das Unterpfand eines reichen Schmuckes gemacht worden sey u. s. w. Man las unlängst in französischen Blättern ein Schreiben des Herrn Louis Belmontet, das die ganze Dunkelheit zerreißt, von welcher diese Geschichte umhüllt war. Folgendes ist der wesentliche Inhalt desselben: „Es ist nicht wahr, daß der Sohn der Herzogin von Saint-Leu, wie Herr Perier der Deputirtenkamer glauben machen wollte, nur ein Kind sey. Dieser junge Mann zählt drei und zwanzig Jahre, und wurde von einem der besten Professoren der Pariser Universität und von einem Artilleriobersten der alten Garde erzogen. Ein Neffe Napoleons und des Prinzen Eugen, ist er mehr als Jemand Franzose, Keiner ein größerer Patriot als er, und wie die ganze französische Jugend athmet auch er nur Enthusiasmus für die Sache der Völker. Ueberdieß hat er die Schule des Unglücks durchlaufen. In die italienischen Angelegenheiten verwickelt, wo er an der Seite seines Bruders für den Triumph der Freiheit kämpfte, und nachdem er eben diesem angebeteten Bruder auf dem Sterbebette die Augen geschlossen, nachdem er durch den Verrath der Diplomatie eine Sache zu Grunde gehen gesehen hatte, die des glücklichsten Erfolges gewiß schien; verfolgt endlich wie ein wildes Thier von der österreichischen und päpstlichen Polizei, die ihm mehr als jedem Andern nachstellten, entkam er allen Gefahren und Schlingen, die ihn umringten, nur unter einer Verkleidung, die er an der Gränze Frankreichs ablegte, dem einzigen Asyle, das seiner Flucht offen blieb, obgleich er hier durch ein unmenschliches Gesetz der Restauration geächtet war.

„Als Bedienter verkleidet entkam er aus Italien auf dem Kutschersitze des Wagens seiner unglücklichen Mutter, die zwischen der Bahre ihres ersten Sohnes und den Gefahren ihres zweiten mitten inne stand, und gezwungen war, ihre tiefe Verzweiflung zu bergen, um für die Rettung ihres einzigen übriggebliebenen Sohnes zu sorgen. Nun betreten sie Frankreich auf der Brücke des Var, durcheilen das südliche Gebiet mit möglichster Schnelligkeit, um sich nach England zu begeben; denn unter dem Schutze eines englischen Passes reisten sie. Nach so vielen ausgestandenen Beschwerden und Leiden, untröstlich über den Verlust seines Bruders und das Unglück der italienischen Freiheit, nach so vielen qualvollen Gemüthsbewegungen fällt der junge Fürst in eine gefährliche Krankheit. Genöthigt in Paris zu verweilen, um ihrem Sohne die nöthige Pflege zu widmen, schrieb die Herzogin von Saint-Leu unverzüglich an den König, um ihm ihre Ankunft anzuzeigen, die von der französischen Polizei noch bei weitem nicht geahnet wurde. Die Regierung schwebte darüber in so völliger Unwissenheit, daß Herr Sebastiani an demselben Tage, wo der König den Brief der Herzogin erhalten hatte, im versammelten Staatsrathe sagte: „Sire, ich habe bestimmte Nachrichten über die Herzogin von Saint-Leu; man meldet mir, daß sie sich nach Corfu eingeschifft hat.“ Herr Perier war das einzige Mitglied des Kabinettes, dem man das Geheimniß einer so unerwarteten Ankunft vertraute. Der Minister machte den erlauchten Verbannten im Namen des Königs seine Aufwartung, mit höchst wohlwollenden Instruktionen versehen. Die Herzogin sagte zu ihm: „Herr Minister, ich bin Mutter, ich hatte zur Rettung meines Sohnes nur Ein Mittel; ich ergriff es, ich kam nach Frankreich. Ich weiß, daß ein uns mit Tod bedrohendes Gesetz in Ihren Händen ist; Sie haben das Recht für sich, machen Sie davon Gebrauch.“ Der Minister erwiederte durch die freundschaftlichsten Versicherungen; er bezeugte die lebendigste und ehrfurchtsvollste Theilnahme für die Mutter und ihr Kind. Auch sein übriges Benehmen war voll zarter Aufmerksamkeiten. Ein Aufenthalt von einer Woche wurde zur Wiederherstellung der Gesundheit des Fürsten bewilligt, jedoch unter der Bedingung des strengsten Inkognito und des tiefsten Stillschweigens. Das Geheimniß wurde von der Herzogin von Saint-Leu und ihrem Sohne gewissenhaft bewahrt. Ihre ältesten Freunde, so wenige ihrer freilich sind, erhielten keine Nachricht von ihrem Aufenthalte, den sie erst durch die Journale erfuhren. Auch empfingen sie keinen andern Besuch als den des Herrn Perier, der nicht aufhörte, sie mit der ehrfurchtvollsten Rücksicht zu behandeln. Aber bald änderte sich die Scene. Der 5 Mai war erschienen. Die Vendomesäule wurde mit Blumen bekränzt. Das Volk sprach laut seine Sympathie mit den glorreichsten Erinnerungen seiner Geschichte aus. Die Regierung gerieth darüber in Schrecken. Die Vendomesäule wurde der Huldigungen beraubt, die ihr das Volk geweiht hatte; daher die Tumulte auf dem Vendomeplatze. Die Anwesenheit der erlauchten Verbannten schien Gefahr zu drohen. Das Geschrei, womit man den großen Feldherrn feierte, drang zu den Ohren des bettlägerigen Prinzen. Er wohnte nur fünfzig Schritte von der Säule. Die Erbitterung des Volks über die Beleidigungen, welche das Nationaldenkmal von Seite der Regierung erfuhr, stieg mehr und mehr. Man erinnerte sich an Napoleon.

„Der Minister, von lebhaften, aber jedenfalls übertriebenen Besorgnissen gedrängt, eilte zur Herzogin und beschwor sie, augenblicklich abzureisen. Allein ihr Sohn war mit Blutegeln bedeckt, und das Fieber hatte ihn noch nicht verlassen. Der Arzt wurde demnach gerufen, um anzugeben, ob eine schnelle Abreise möglich sey. Man fragte ihn, ob das Leben des Kranken durch eine augenblickliche Reise nicht gefährdet werde. Auf seine Antwort wurde die Abreise beschlossen. Der Kranke wurde so zu sagen eingewindelt in seinen Wagen gebracht. Am folgenden Tage begannen die Reiterangriffe auf das am Vendomeplatze versammelte Volk.

„So war also der junge Fürst gezwungen, in einem beklagenswerthen Leidenszustande, von dem er noch nicht völlig hergestellt ist, abzureisen, ungeachtet des loyalen Benehmens seiner Mutter, weil es einem Minister gefiel, sich in Schrecken setzen zu lassen.“

Anekdote.

Das englische Journal, „der Anzeiger von Pertshire,“ erzählt folgende Anekdote: „Vor einigen Tagen fand bei einer Jagdpartie eine Unterredung zwischen Karl X und Lord Eldon statt. „Die Pairskammer,“ sagte jener, „muß die Reformbill annehmen.“ — „Wie!“ rief Lord Eldon, „man sollte den Drohungen des Pöbels nachgeben! Nie und nimmermehr!“ — „Wenn Ihre Herrlichkeiten,“ erwiederte der alte König mit Ruhe, „ihren Rang und ihr Eigenthum behalten wollen, so werden sie nachgeben. Erinnern Sie sich, Mylord, daß ein Rath dieser Art aus meinem Munde der Rath einer unglücklichen Erfahrung ist.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 318. 14 November 1831.

Der Brand von Pera.

Von einem Augenzeugen.

Der Stadtbezirk Pera liegt auf einem halbinselartigen Vorgebirg, das sich an der Seite des Konstantinopel gegenüber liegenden Hafens erhebt und von den Griechen des morgenländischen Kaiserthums eben deßhalb *Ilépa* — jenseits — genannt wurde. Dieser Erdvorsprung wird von dem Bosporus und dem Hafen gebildet, die seinen Fuß bespülen, und über die er sich zu einem hohen Bergrücken erhebt. Auf dem Grate desselben lauft die große Hauptstraße hin, die man vorzugsweise „die Perastraße" heißt. An den Abhängen zu beiden Seiten derselben führen mehrere enge und steile Gäßchen hinab, die an manchen Stellen zu schmalen Treppen oder Stiegen gebildet sind, auf denen keine Art von Fuhrwerk hin und hergehen kann, wohl aber steigen daran häufig Pferde hinauf, und täglich Hummals oder Lastträger, die schwere Lasten aus den unten am Ufer gelandeten Schiffen oder Booten hinaufschleppen. Diese engen Treppengäßchen führen nach Top-Hana, Galata, Tersanha oder an das Arsenal, und an viele andere wichtige und volkreiche Plätze, die hier am Gewässer des Bosporus, dort am Hafen gelegen sind. An dem einen äußersten Ende der Halbinsel ist das Thal von Dolma Bakische, durch das die Türken bei der Belagerung von Konstantinopel ihre Schiffe zogen, und oberhalb demselben befinden sich die großen Begräbnißfelder verschiedener Nationen, wo Völker von allen Gegenden und Glaubensmeinungen friedlich neben einander ruhen; diese Begräbnisse nehmen den breiten Isthmus ein, der die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet. An andern Ende derselben liegt die Genuesenstadt Galata, die noch von einem alten Wall umfangen ist, der die enge halbkreisförmige Stadt einschließt. *)

Von den Begräbnißfeldern bis Galata erstreckt sich ununterbrochen eine Stadt von drei Meilen (engl.) in die Länge, durch deren Mittelpunkt die Perastraße mit geringen Abweichungen in gerader Linie hinläuft. Da die Aussicht von dieser hochgelegenen Straße sehr schön und ausgedehnt ist, so haben hier alle reichen Franken ihre Stadtwohnungen, und alle Gesandten ihre Paläste. Deßhalb prangt dieselbe auch mit größeren und besseren Gebäuden, als irgend eine Stadt des türkischen Reiches aufzuweisen hat. Der übrige Theil der Stadt hingegen ist eng und schmutzig, und besteht aus hölzernen Häusern, die in Gäßchen zusammengedrängt und mit Einwohnern überfüllt sind. Die ganze Bevölkerung von Pera wird auf 200,000 Seelen und die Zahl der Häuser auf 30,000 angeschlagen.

Von allen Gebäuden, mit denen Pera geschmückt ist, war bei Weitem das prachtvollste der britische Palast. Die erste Wohnung des englischen Gesandten zu Pera war ein kleines Haus nahe dem Serai von Galata. Als aber England durch die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten der Pforte einen so wesentlichen Dienst geleistet hatte, bewiesen die Türken ihre Erkenntlichkeit dadurch, daß sie dem Gesandten des brittischen Reiches den schönsten Palast einräumten. Derselbe stand auf dem höchsten Punkte der Stadt, auf einem freien Platze, über welchen nur einige kleine hölzerne Häuser zerstreut lagen. Auch diese räumten die Türken weg, umgaben den Platz mit einer massiven Mauer, und legten, während der Gesandtschaft des Lords Elgin, im Mittelpunkte den Grund zu einem weitläufigen Palaste, den sie einige Klafter aus behauenen Steinen aufführten, dann aber den Engländern nach ihrem eigenen Geschmack auszubauen überließen. Die vormalige levantische Kompagnie steuerte dazu 10,000 Pf., und die übrigen Kosten gab die britische Regierung her, so daß der Palast in würdiger Pracht ausgeführt werden konnte. Als er vollendet war, sendeten die Türken an dem Tage, wo ihn der englische Gesandte bezog, eine Anzahl Sklaven dahin, die zur Feier der Eröffnung ihre Freiheit erhielten. Das Gebäude stand wie gesagt in der Mitte des von den Straßen durch eine hohe und massive Mauer abgesonderten Raumes, der noch Alleen und einen Garten von ungefähr vier Morgen Landes einschloß. Es bildete ein längliches Viereck, über dessen Dach sich eine hohe Kiosk oder viereckige Kuppel erhob, die eine weite Aussicht auf den Bosporus, das Mare di Marmora Konstantinopel und die umliegende Gegend gewährte. Durch diese Kuppel fiel das Licht in einen großen Saal, an dessen einem Ende der brittische Thron aufgerichtet stand. An seinen Stufen sah man oft die unglückliche Königin Karoline, während ihres Aufenthalts in Konstantinopel, sitzen und Thränen vergießen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergleiche hiezu die im Auslande 1828 S. 868 beigefügte Karte der Umgegend von Konstantinopel.

Digitized by Google

Abenteuer am Columbia-Strome.

(Fortsetzung.)

„Während Uebermuth, Politik, Ehrgeiz, Selsterhaltung und Herrschsucht die civilisirte Welt so oft mit Strömen christlichen Blutes überschwemmten, ist die einzige Ursache, welche die Eingebornen, von denen ich hier erzähle, für ihre beständigen Kriege vorschützen, die Begierde nach Büffelfleisch. Im Osten der Gebirge gibt es ausgedehnte Flächen, welche während der Sommer- und Herbstmonate von zahllosen Büffelheerden besucht werden. Hierher begeben sich die eifersüchtigen Stämme, um diese Thiere zu jagen und sich für die folgende Jahreszeit mit Fleisch zu versehen. Bei diesen Ausflügen treffen sie oft aufeinander, und dann finden gewöhnlich blutige Gefechte statt. Die Schwarzfüßler sprechen alles Land an, das unmittelbar am Fuße der Gebirge liegt, und von den Büffeln am häufigsten besucht wird; kommen nun die Flachköpfe auch dorthin, um zu jagen, so werden sie von jenen als gewaltsam eingedrungene Feinde betrachtet, zu deren Vertreibung ihnen alles Recht zustehe. Die Flachköpfe dagegen behaupten, daß schon ihre Aelterväter das Jagdrecht auf diesem streitigen Revier besessen und ausgeübt, und daß sie es nie aufgeben würden, so lange noch ein Krieger am Leben sey. Die Folgen dieser ewigen Kriege sind für die Flachköpfe besonders traurig, da diese, als die Schwächern an Zahl, gewöhnlich unterliegen.

„Die Flachköpfe glauben an die Existenz eines guten und eines bösen Geistes, und folglich auch an künftigen Lohn und Strafe. Sie glauben, daß der gute Indianer nach seinem Tode in ein Land komme, wo ein ewiger Sommer herrscht, wo er sein Weib und seine Kinder wieder findet, wo die Flüsse voller Fische und die Ebenen voll von den so sehr geliebten Büffeln sind; wo er seine Zeit mit Jagen und Fischen hinbringen und von allen Schrecken des Krieges, des Hungers und der Kälte befreit seyn werde. Der schlechte Mensch, glauben sie, werde an einen Ort versetzt, mit ewigem Schnee bedeckt, dort werde er stets vor Kälte zittern, von Ferne werde er Feuer erblicken, welches er nicht erreichen, Wasser, welches er nicht schöpfen kann, um seinen Durst zu löschen, und Büffel und Wild, das er nicht zu erlegen im Stande sey, um seinen Hunger zu stillen. Ein unburchdringlicher Wald voll Wölfe, Panther und Schlangen trenne diese „bebenden Sklaven des Winters" von ihren glücklichen Brüdern auf „den Auen des Vergnügens." Ihre Strafen dauern indeß nicht ewig, sondern ihren Verbrechen angemessen, länger oder kürzer, und nach Verlauf der bestimmten Zeit dürfen sie sich zu ihren Freunden in die elysäischen Felder begeben. Ihr Moralgesetz, obgleich kurz, ist dennoch inhaltschwer, es sagt: daß Ehrlichkeit, Tapferkeit, Liebe und Treue, Achtung gegen die Eltern, Gehorsam gegen Vorgesetzte und Zuneigung gegen die Witwen und Kinder, die Haupttugenden seyen, welche Anspruch auf den Ort der Glückseligkeit gäben, da hingegen die entgegengesetzten Laster an den Ort des Elends führten. Rücksichtlich der Biber herrscht eine sonderbare Tradition unter ihnen; sie glauben nämlich fest, daß diese Thiere eine gefallene Klasse von Indianern seyen, die den guten Geist durch ihre Gottlosigkeit erzürnt, und von diesem zu ihrer jetzigen Gestalt verdammt worden seyen, daß sie aber nach einer gewissen Zeit ihre menschliche Gestalt wieder erhalten würden. Sie behaupten auch, daß die Biber sprechen können, und daß man sie oft untereinander schwatzen gehört und gesehen habe, wie sie über einen Schuldigen aus ihrer Mitte zu Gericht gesessen. Die Naturforscher sind bereits mit dem Scharfsinne dieser bewundernswürdigen Thiere, mit ihrer Geschicklichkeit im Fällen der Bäume, dem Bauen ihrer Häuser u. s. w. bekannt, aber ich glaube, nur Wenige werden von einer unter ihnen herrschenden merkwürdigen Gewohnheit unterrichtet seyn, welche die Indianer, mehr als alle übrigen in dem Glauben bestärkt, daß die Biber ein gefallenes Menschengeschlecht seyen. Gegen Ende des Herbstes versammelt sich nämlich eine Anzahl von 20 bis 30 Bibern, um die Winterwohnungen zu bauen. Sie machen sich sogleich an das Fällen der Bäume, und es kann nichts Bewundernswertheres geben, als die Klugheit und Geduld, welche sie bei dieser mühsamen Arbeit an den Tag legen; wie sie sorgsam aufwärts schauen wenn der Stamm schon fast durchschnitten ist und wie sie seine Neigung beobachten, wenn sein Krachen den nahen Fall verkündet, und wie sie endlich davon laufen um nicht zerschmettert zu werden. Ist der Baum gefällt, so entledigen sie ihn sogleich der Zweige und theilen ihn dann mit ihren scharfen Zähnen in verschiedene Stücke von gleicher Länge, welche sie nach dem Fluß hinrollen, wo sie ihre Wohnung aufzuschlagen gedenken. Zwei oder drei der ältern beaufsichtigen gewöhnlich das Uebrige, und nicht selten sieht man, wie sie die trägen Arbeiter durch Bisse zur Thätigkeit antreiben. Sollte einer, aller Züchtigungen ungeachtet, dennoch sich weigern zu arbeiten, so wird er einmüthig von der ganzen Gesellschaft davongejagt und muß sich anderswo Obdach und Nahrung suchen. Solche Verstoßene bringen dann ihren Winter elend hin; halb erstarrt liegen sie in den Höhlen am Ufer des Flusses, wo sie leicht gefangen werden. Die Indianer nennen diese „faule Biber," und ihr Pelz ist nicht halb so viel werth als der der übrigen, welche durch Fleiß und Klugheit sich Nahrung und Obdach gegen die Strenge des Winters zu verschaffen wußten.

„Noch haben die Indianer eine Tradition über den Ursprung des Menschengeschlechtes welche dem Wesentlichen nach in Folgendem besteht: Der Mensch ward zuerst von einer Gottheit, Etalapas genannt, erschaffen, aber er war ursprünglich unvollkommen. Sein Mund war nicht gespalten, seine Augen geschlossen, und Hände und Füße waren unbeweglich; kurz er war mehr eine Statue von Fleisch als ein menschliches Wesen. Eine zweite Gottheit, Namens Ecamum, weniger mächtig als Etalapas, aber wohlwollender, sah den Menschen in diesem unvollkommenen Zustand; sie hatte Mitleid mit ihm und öffnete seinen Mund mit einem scharfen Stein, that seine Augen auf und theilte seinen Händen und Füßen Beweglichkeit mit. Nicht zufrieden mit diesen Gaben, ertheilte die mitleidige Gottheit den Menschen auch noch Unterricht, Canoes, Ruder, Netze, und alles Hausgeräthe zu verfertigen. Auch stürzte sie die Felsen um, welche in den Flüssen dem Fischfang im Wege waren, und setzte den Menschen in den Stand, sich seinen Bedarf zu verschaffen. — Wir bemerkten keine Götzenbilder bei ihnen, einige kleine, aus Holz geschnitzte, grotesk aussehende Figuren abgerechnet, denen sie indeß keine Achtung bewiesen und die sie oft gegen Kleinigkeiten vertauschten. Selbst civilisirte Länder sind nicht frei von Aberglauben, es ist daher wohl nicht zu verwundern, wenn man ihn bei ununterrichteten Wilden findet. Sie glauben, daß wenn der Lachs kreuz-

Digitized by Google

weis gelegt werde, so sey die Fischerei unergiebig und eine Hungersnoth werde folgen. Im Sommer des Jahres 1811 brachten sie den Leuten, welche das Fort bauten, nur eine kleine Quantität dieser Fische, und als Herr M'Dougall, der wohl wußte daß es deren genug gab, ihnen deßhalb Vorwürfe machte, entschuldigten sie sich mit ihrer Furcht, das weiße Volk möchte sie auf eine für sie ungünstige Weise zerschneiden. Herr M'Dougall versprach ihrer Anweisung zu folgen, und nun lieferten sie eine große Menge, aber alle geröstet, die unsre Leute, um nicht ihr Mißfallen zu erregen, alle Tage vor Sonnenuntergang verzehren mußten."

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand an Beranger.

In Erwiederung des von Beranger an Chateaubriand gerichteten schmeichelhaften Gedichtes (Ausl. S. 1124) liest man von Letzterm in französischer Sprache folgendes Sendschreiben aus Genf vom 24 Sept. 1851:

„Mein Herr! Wenn Ihre Talente minder seltener Art wären, wenn Ihre Gemälde nicht mit Korrektheit der Zeichnung Glanz und Anmuth des Kolorites vereinigten, so würde ich mich, obgleich tief gerührt von Ihrem Wohlwollen, begnügen, Ihnen für die Ode zu danken, die Sie an mich zu richten die Güte hatten; mein gekitzelter Stolz würde in eben dieser Ode Grund genug finden, meinen Enthusiasmus aufs höchste zu steigern. Aber es ist nicht der Zoll eitler Dankbarkeit, den ich Ihnen entrichte, es ist der Tribut einer aufrichtigen Bewunderung. Ein großer Dichter, unter welcher Form er auch seine Ideen verhülle, ist stets ein Schriftsteller von Genie; Peter von Beranger beliebt es, sich den Namen „Chansonnier beizulegen, wie Johann de la Fontaine sich „Fabler" nannte, und hat dieser nicht unter unsern volksthümlichen Unsterblichkeiten eine Stelle errungen? Ich sage Ihnen voraus, mein Herr, daß Ihr Ruhm, der schon jetzt keinen Nebenbuhler hat, noch an Glanz gewinnen wird. Nur wenige Richter gibt es heut zu Tage, die fähig wären zu beurtheilen, welche Vollendung in Ihren Versen liegt; nur wenige Ohren werden fein genug seyn, ihren Wohlklang zu kosten. Die sorgfältigste Ausarbeitung verbirgt sich da unter der liebenswürdigsten Natürlichkeit.

„Uebrigens habe ich in der Vorrede zu meinen „Studien," indem ich Sie von meiner Stellung als Geschichtsforscher aus betrachtete, die Bemerkung gemacht, daß folgende Strophe eines Tacitus würdig sey, der auch dichtete:

„Un conquérant dans sa fortune altière
Se fit un jeu des sceptres et des lois,
Et de ses pieds on peut voir la poussière
Empreinte encore sur le bandeau des rois."

„Als Sie das Lob anstimmten des Königs von Yvetot oder die Hymne an den Dickbauch; als Sie den Marquis von Carabas und die Mirmidonen feierten; als Sie das prophetische Schreiben eines kleinen Königs an einen kleinen Herzog entwarfen; als Sie zu meinem großen Bedauern die Gerontokratie verlachten, waren Sie ein Politiker wie Catull, Horaz, Juvenal. Und verzeihen Sie einem der Widersprüche der menschlichen Natur in mir, wenn ich sage: obgleich stets ein Bewunderer und Lobredner der Jugend, bin ich doch noch immer sehr den Barbons anhänglich. Sie haben gegen dieselben vor dem Stuhle der Gerechtigkeit einen Prozeß verloren; möchte ich doch für sie einen gewinnen am hohen Gerichtshofe Ihrer Muse.

„Sie wollen in Ihrem Gedichte ein Gemälde meines literarischen und politischen Lebens auf; allein mein Schriftstellerdünkel muß gestehen, daß in den schönen Metaphern der ersten Strophe mehr Artigkeit als Wahrheit enthalten ist. *) Ich habe an dem Himmel nie meinen Stern gesehen — einen Nebelstern, der dem Auge entgeht — aber ich habe daran eine Lyra gesehen, wiewohl ich nicht weiß, ob sie eine von jenen Lyren ist, die wie Sie sagen, mein Vaterland mir verdankt. Sollte ich einigen Einfluß auf die Ihrige gehabt haben? Dann würde ich in der That den Trunk aus reiner Quelle **) verdienen, den mir der mitleidige Dichter bietet. Wie groß ist die Zauberkraft des Talentes! Sie wiederholen meine Reisen in Amerika, in Griechenland, in Jonien, nach Sion, und machen mir dadurch meine Wanderungen erst werthvoll; meine Eigenliebe, indem sie vergißt, daß nicht ich es bin, der reist, sondern Sie, der es für mich thut, blickt mit Entzücken auf meine Erzählungen davon. Vor Zeiten schlossen sich die Minnesänger den Wallfahrten der Pilgrime an, jene sangen, diese wanderten, und nur jene ließen eine Spur von sich zurück. Ich würde höchstens in den Augen des Volkes Ihr Orest seyn, jener ewige Jude, der keine Hoffnung Ruhe zu finden hat, als am Ende der Welt, der mit seinen ermüdeten Wünschen täglich die letzte Sonne verbeisiehen möchte und täglich wieder sie aufgehen sieht, der in der Mühseligkeit seiner ewigen Flucht ausruft:

Toujours, Tours
Tourne la terre où moi je cours. ***)

„Von dem Orte aus, wo ich Ihnen schreibe, erblicke ich das Landhaus, das einst Lord Byron bewohnte; ich erblicke das Dach des Schlosses der Frau von Staël: wo ist der Sänger des Child Harold? Wo ist die Dichterin der Corinna? Mein allzulanges Leben gleicht jenen römischen Heerstraßen, die mit Grabdenkmälern besäumt sind; ich habe fast alle Gestirne meines Jahrhunderts untergehen sehen; ich sah dahin wandeln die großen Begebenheiten und die großen Menschen: die Revolution schläft in ihrem ungeheuern Grabe, und die Wogen des Ozeans sind der Sargdeckel ihres riesenhaften Sohnes. Es ist nicht mehr die Zeit des großen Schwertes, wir tragen heutzutage so kurze Stoßdegen, daß wir damit nicht einmal das Haupt unsrer Freunde schirmen können. Wenn Sie in mich dringen, auf den heimathlichen Boden zurückzukehren, so frage ich mich: Wer bin ich, daß ich Ihre Theilnahme zu erregen vermag? Der Staub eines Napoleon kann durch sein Gewicht dort, wo er liegt, die Wagschale des Erdkreises niederziehen; aber die Asche eines Wesens meiner Art ist leicht, der Wind des Vaterlandes und der Wüste verstaubt sie bald.

„Ich komme nun, mein Herr, auf die politischen Stellen Ihres Chansons. Ich werde mich wohl hüten, den glänzenden Schwingen Ihrer Muse das Bleigewicht der Controverse anzuhängen. Meine Antwort wird in den Betrachtungen über Frankreichs Angelegenheiten, die ich in kurzem bekannt machen zu können hoffe, ****) enthalten seyn. Hier nur zwei Worte.

„Es ist wahr, daß die Freiheit mir die unentbehrliche Stütze der Legitimität schien: denn ich kenne keine legitime Gewalt ohne Freiheit. Aber wenn die Fackel, die ich den Bourbonen reichte, die der Treue war; so löschten sie dieselbe nicht aus, indem sie meinen Ruhm anhauchten, wie Sie in Ihrer herrlichen Sprache sagen. Wenn sie glaubten, es sey lichter Tag, ist die Nacht nicht wieder zurückgekehrt? Und würden Sie mir rathen, den Schiffbrüchigen in der Nacht zu verlassen? Doch ich erinnere mich, mein Herr: Sie waren damals schon von Rührung begeistert für den verbannten Ruhm, weil Sie für ihn geschaffen sind; ich, ich opfere auf dem Altar der Schwäche und des Unglücks, weil ich sie an meinem Herde finde. Doch rühmen wir uns gegenseitig nicht zu sehr: es liegt vielleicht zu viel Eigenliebe in unsrer Tugend.

D'une terre chérie,
C'est un fils désolé;
Rendons une patrie
Une patrie
Au pauvre exilé
De rivage en rivage
Que sert de le bannir?

„Sie sind es, mein Herr, der dieses sagt.

„Sie beschwören mich, dem Volke mich anzuschließen, das als Barrikadensieger mich auf seinen Armen trug? Ja, dieß war die glorreichste Stunde meines Lebens! Ja, eben diesem Volke werde ich stets dienen;

*) Beranger läßt in dem erwähnten Gedichte St. 4 von Frankreich ausrufen:
„Non beau ciel pleure une *étoile* de moins."
A. d. R.

*) De son pays qui lui doit tant de lyres. S. das Gedicht S. 1124.

**) Im Inif errant, einem noch nicht im Drucke erschienenen Gedichte Berangers. A. d. R.

***) Dieselben sind bereits erschienen. A. d. R.

Digitized by Google

dieses Volk ist es, für dessen Ehre, für dessen Glück, für dessen Freiheit ich meine Stimme der Krone eines Kindes gab, als ich für meine Person Gebrauch von der individuellen Freiheit machte. Aber dieses Volk, wo ist es? Ist es seine Stimme, die ich höre, die hochherzige Stimme, die an dem Orte meines Triumphes erscholl neben der Grube, in der Sieger und Besiegte lagen, während ein Diener des Gottes des Friedens mit der Stola um den Nacken und mit entblößtem Haupte ihre dem Schoß der Erde übergebenen Gebeine segnete? Kann ich diese Stimme wieder erkennen in dem schwachen Laut der Ritter der Furcht, auf deren Haupt die blutbefleckten Trümmer Warschau's zurückfallen? Nein, dieß ist nicht das Volk: Niemals werde ich mich Menschen nähern, die zu ihrem Vortheile die Revolution des Julius jener Schmarotzerpflanzen des Ruhmes, des Muthes und des Genies, beraubten.

„Es bleibt mir noch übrig, mich über die Hauptsache zu erklären, die ihrem schönen Gedichte, dessen Held zu seyn ich stolz bin, den Text gegeben hat.

„Ich hatte den Entschluß gefaßt mein Leben zu beschließen, wie ich es begonnen, auf der großen Heerstraße der Welt: denn da ich der gegenwärtigen Ordnung der Dinge meine Zustimmung verweigerte, war ich nichts mehr als ein Heiote zu Lacedämon. Aber um mein Vorhaben ganz zu erfüllen, suchte ich für einige kleine Bäume, die ich gepflanzt hatte, einen neuen Herrn; ich stellte meine armen Kinder auf dem Markte aus, aber Niemand wollte sie; hiedurch gezwungen, einen Augenblick von meinem Berge herabzusteigen, sah ich Frankreich wieder. Sein trauriges Antlitz verwundete mein Herz. Gerührt und aufgeregt von seinen Leiden, glaubte ich, es würde mir stets erlaubt seyn es zu verlassen, wenn es glücklich wäre.

„Oftmals schrieb ich: „Wenn der Krieg hereinbreche, würde ich es für Pflicht halten, meine letzten Tage dem Vaterlande zu weihen." Ungeachtet der Kniebeugungen unsrer Diplomaten und ihrer bettelnden Hände halte ich es doch nicht für sehr gewiß, daß man uns das Almosen des Friedens schenken wird.

„Auch ein erneuter Angriff auf das alte Königshaus belehrte mich, daß mein Kampf noch nicht zu Ende sey. Während der Julustage dachte ich nicht an Reaktionen; das Volk herrschte: besänftigt durch den Sieg, durch Erfahrungen belehrt, durch eine zunehmende Civilisation aufgeklärt, hörte es nicht auf, großmüthig zu seyn. Allein das Volk herrscht nicht mehr; eine jähzornige Koterie, ohne Würde, ohne Erhabenheit, riß die Macht des Volkes an sich und wird, um sich zu halten, die Maßregeln zu seiner eigenen Wohlfahrt, von denen das bourbonische Verbannungsgesetz nur eine untergeordnete ist, auch auf andere Klassen der Bürger ausdehnen müssen. Diese vorverstehenden Gewaltschritte lassen sich logisch voraussehen, sie entwickeln sich natürlich aus dem neuen Vorschlage, der dem des Herrn Baude folgte; noch einmal also wird meine Anwesenheit in Paris nöthig seyn, wenn ich vor der letzten Instanz für eine Sache sprechen werde, die ich schon einmal vertheidigte und nicht wieder vertheidigen zu müssen hoffte. Ein Mann von Ehre verbirgt sich nie; er flüchtet sich nie hinter die Mauer; er spricht nicht in der Ferne gegen seine Gegner aus, was er sich nicht schenen würde, ihnen in's Gesicht zu sagen.

„Endlich, mein Herr, haben die Organe der öffentlichen Meinung, fast alle Journale über meine Entfernung eine Theilnahme bezeigt, durch die ich mich höchlich geehrt fühle. Eine verschwenderische Fee, Ihre Beredsamkeit, schmückte mit Blumen und Diamanten nicht meinen alten Thron, denn ich besitze keinen, sondern meinen alten Pilgerstab; sollte ich gegen die Schmeichelei einer Muse unverwundbar seyn, die es verschmähte, Königen zu schmeicheln? Wenn mich diese Muse zu einer schnellen Rückkehr auffordert, so fühle ich mich sehr bereitwillig, ihr in ihren Tempel — d. h. in mein Vaterland — zu folgen."

„Chateaubriand."

„In dieser Zeit der großen Begebenheiten und der kleinen Menschen, bemerkt hiezu der Constitutionnel, ist es vielleicht nur Chateaubriand gegeben, die Aufmerksamkeit der Welt für seine Person in Anspruch zu nehmen. Es lebt wohl kein Mensch, der so viel und mit solchem Wohlwollen, selbst von Seite seiner Gegner, von sich reden machte. Dieß ist ein Privilegium, das er seinem Genie und seinem hohen Rufe verdankt. Jede Handlung seines Lebens weiß er zu einem Staatsereignisse zu machen. Als er Frankreich verließ, wurde Frankreich durch eine beredte Schrift davon benachrichtigt. Er wurde eingeladen, aufgefordert von dem volksthümlichsten unserer Dichter, in den Schoß seines Vaterlandes zurückzukehren, und ein Schreiben aus Genf verkündet Frankreich, daß er nicht taub sey gegen den bezaubernden Zuruf:

„N'entends - tu pas la France qui te crie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?".

„Aber Herr von Chateaubriand wird wieder zurückkehren, um noch einmal die Bourbone zu vertheidigen und vielleicht auch Theil zu nehmen an den Verfolgungen, die er voraussieht. Wir sehen darin zu viel Ergebenheit oder Liebe zum Ruhme. Ohne Zweifel würde die Martyrkrone als würdiger Preis das Ziel einer Laufbahn bilden, die mit so edlen Arbeiten bezeichnet ist: aber Herr von Chateaubriand verzichte immerhin auf diese verführerische Vorspiegelung. Er wird nicht auf dem Schaffotte sein bourbonisches Glaubensbekenntniß besiegeln. Er wird für eine hundertmal verlorne Sache seine Stimme erheben in beredten Blättern, die Niemand nützen werden als dem Ruhm des Schriftstellers; er wird Tausende von Lesern finden, ohne seinem undankbaren Herren einen Freund mehr zu gewinnen, ja ohne sich selbst einen Feind zu machen. Und wenn selbst allem Anschein entgegen die Verfolgung gegen ihn ihre Hand erheben würde, so lebt noch das Barrikaden-Volk, um ihn abermals auf seinen Armen zu erheben."

Vermischte Nachrichten.

Ganz Aegypten ist von der Cholera angesteckt, die in allen Hauptstädten Verwüstungen anrichtet, wie man sie niemals von der Pest gesehen hat. Zu Kairo sterben täglich sechshundert bis achthundert Personen. Die Vizekonsuln von Sardinien und Oesterreich fielen in dieser Stadt als Opfer der Seuche. Auch der spanische Konsul, der in Alexandrien von ihr befallen wurde, unterlag ihr, obgleich dort die Krankheit weniger wüthet, als in Kairo. Der Vizekönig und sein Minister Boghos haben sich auf einer ägyptischen Fregatte eingeschifft, und kreuzen jetzt an der Küste, um der Krankheit zu entgehen, die seine Unterthanen wegrafft; er hat seine Familie und den größten Theil seines Harems bei sich an Bord. Der Schrecken ist allgemein: Wer nur immer kann, schifft sich auf das Meer ein oder flüchtet auf Nilschiffe oder in die Wüste. Die Städte sind von ihren Einwohnern verlassen; selbst die Aerzte wagten nicht, dem Uebel die Stirne zu bieten; nur die europäischen Aerzte blieben auf ihrem Posten. Es gibt keine Regierung mehr; die Sanitätsmaßregeln, welche die Konsuln der verschiedenen Nationen ergriffen, bilden allein die Polizeibehörde. Aller Handel hat aufgehört; mehrere Schiffe sind nach Osten gesegelt, viele ohne ihre Ladung zu vervollständigen. Einzelne europäische Schiffe, die in den letzten Tagen ankamen, gingen ohne zu landen sogleich wieder unter Segel und flüchteten sich zum Theil nach Candia.

•

Aus dem Gouvernement Irkutsch wird im August geschrieben, daß im verflossenen Winter in Sibirien durch die heftige Kälte und durch den tiefen Schnee eine große Seuche unter dem Vieh veranlaßt wurde. Man zählt 2947 Pferde, 4859 Stücke Hornvieh, 55,747 Schafe und 112 Kamele, die zu Grunde gingen, und schlägt den Schaden auf 425,578 R. an.

Literarische Anzeige.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Deutschlands Erntefest.

Eine politische Dichtung von Ernst Ortlepp.

Motto:

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"
(Schiller.)

2 Bogen Royal 8. Velinpapier, elegant broschirt 6 gr.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 319. 15 November 1831.

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Nach Jal's Mittheilungen in der Revue de Paris.)

Hussein wurde im Februar 1768 geboren. Unter den Mährchen, mit denen man sich über diesen Mann trug, fand eines bei vielen Leuten Glauben. Man sagte nämlich, der Dey von Algier sey ein italienischer Renegat, der von Livorno entflohen sey, um sein Glück unter den Türken zu suchen, wie es bei Beginn des griechischen Kampfes etwa der französische Offizier Selve machte, der bekanntlich gegenwärtig unter dem Namen Soliman Bey, im Dienste des Vizekönigs von Aegypten steht. Hussein ist Türke und der Sohn eines Türken. Sein Vater wohnte in einer kleinen Stadt von Kleinasien, Sandukly, drei Tagreisen von Kutahije (dem alten Kotiäum). Seine ganze Familie war wohlhabend und besaß hinlängliches Grundeigenthum, um anständig zu leben. Hussein konnte daher auch eine gewisse Erziehung erhalten. Zwar wurde er nicht auf eine jener Hochschulen geschickt, die, von Frömmigkeit oder Liebe zur Poesie gestiftet, die Namen einiger Wohlthäter der ärmeren Volksklassen durch den ganzen Orient berühmt gemacht haben, und ohne alle Beisteuer der Regierung bloß durch fromme Vermächtnisse unterstützt, Kinder unentgeltlich aufnehmen, nähren, kleiden und unterrichten; allein sein Vater ließ ihm in seiner Geburtsstadt Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilen.

Mit vier und zwanzig Jahren ging Hussein nach Konstantinopel, um sich anwerben zu lassen; er nahm unter den Toptschis und Gombaradjis (Kanonieren und Bombardieren) Dienst, in welchem er drei Jahre blieb. Aus dieser Zeit trägt er als Denkzeichen seines Muthes an seiner linken Hand die Narbe einer tiefen Wunde, die ihm das Brandrohr einer Bombe versetzte, welches er in dem Augenblicke herausriß, wo das Wurfgeschoß zerplatzen wollte.

Von Konstantinopel wurde Hussein nach Algier versetzt, wo er, unter das Heer der Regentschaft eingereiht, allmählich durch den Dey Omer Pascha, dem er fast unmittelbar in der Herrschaft folgte, von Stufe zu Stufe im Rang befördert wurde. Omer Pascha wird daher noch immer von Hussein, der sein Andenken dankbar verehrt, sein Herr und Gönner genannt und wahrhaft rührend waren oft die herzlichen Lobesergießungen, mit denen der alte, unglückliche Mann den Wohlthäter seiner Jugend segnete. Manchem wird es freilich lächerlich vorkommen, wenn sie von dem gefühlvollen Herzen eines alten Türken, von seiner Dankbarkeit und Gutmüthigkeit reden hören. Allein unter vielen Zeugen dafür brauche ich bloß den Tripolitaner Sidi Hassuna D'ghies anzuführen, der durch häufige Reisen vollkommen europäisirt und bewandert in Allem, was Civilisation und Politik betrifft, mir öfters sagte: „Ich bin weder ein Algierer noch ein Freund Husseins; aber so lange er Dey war, hatte ich öfters Gelegenheit, mit ihm in Staatsangelegenheiten und Handelsgeschäften in Berührung zu kommen, und ich muß gestehen, daß ich ihn durchaus als einen redlichen und verständigen Mann kennen lernte. Nie war Algier so glücklich als unter seiner Regierung." — Ich erinnere mich auch, daß der Pascha eines Tages, wo die Rede auf den Scherz eines Journales kam, das ihn als einen Fürsten schilderte, der mit dem Schwerte in der Hand kurzen Prozeß zu machen gewohnt gewesen sey, sagte: „Es würde sich übel für mich schicken, wenn ich mein eigener Lobredner seyn wollte, und überdieß würden Sie mir auch nicht glauben. Aber Sie haben Freunde unter dem französischen Heere in Algier; schreiben Sie ihnen, und lassen Sie durch sie über meine Regierung nachfragen. Wenn man dort einen Einzigen von meinen Unterthanen findet, der rechtmäßige Klagen gegen mich erheben kann, so will ich Ihrer Freundschaft verlustig seyn."

Doch ich komme auf Omer Pascha zurück. Dieser Dey zeichnete Hussein auf alle Weise aus. Hussein hatte sich durch eine besondere Vorliebe für das Studium in Religionssachen zu Algier bemerklich gemacht. Außerdem hatte er sich das Vertrauen und die Achtung vieler Einwohner erworben, denen er über eine bessere Verwaltung ihrer Güter und eine vortheilhaftere Benützung ihres Vermögens mit Rath an die Hand ging. Man gab ihm den Beinamen Khodja, woraus man folgern wollte, daß Hussein ein Tabakshändler gewesen sey. Allein Khodja bedeutet nicht einen Kaufmann, wie man glaubte, sondern entspricht ungefähr der Bedeutung von Meister, wie man sonst auch gelehrte Männer zu nennen pflegte. Ali Pascha, Dey von Algier, hatte gleichfalls den Beinamen Khodja, war aber eben so wenig jemals Kaufmann als Hussein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Brand von Pera.

(Fortsetzung.)

Pera, wie andere türkische Städte, hatte häufig unter Feuersbrünsten zu leiden. Die leicht entzündlichen Häuser der Moslimen, die unbegreifliche Unvorsichtigkeit des Volkes, seine fatalistischen Ansichten, ein heißes Klima und heftige Winde veranlassen in Konstantinopel häufigere und verwüstendere Feuersgefahren, als in irgend einer Stadt in der Welt. Im Verlaufe von zehn Jahren wurde Pera von fünf furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht, die nach und nach fast jedes Gebäude von Pera in Asche legten. Im März 1822 ließ ein Weib, während sie zur Moschee ging, eine Lampe brennen, und als sie zurückkehrte, fand sie ihre Wohnung in Flammen, die sich von da aus verwüstend über ganz Tophana und Fudekli ausbreiteten, so daß kein Haus von Galata bis Dolma Baktsche unversehrt blieb, und die gegen den Bosporus zugewendete Stadt in einer Länge von drei Meilen nur in ein ungeheures Feuermeer verwandelt wurde. Dreizehntausend Häuser sollen dabei zu Grunde gegangen seyn. Bald darauf folgte der Brand von Casim Pascha, auf der andern Seite der Halbinsel nach dem Hafen zu. Die Flammen theilten sich den Schiffen am Arsenale mit, und ein großes Kriegsschiff trieb in Feuer gesetzt dem Fanal zu, und setzte beinahe Konstantinopel in Brand. Bei dieser Gelegenheit wurden an 6000 Häuser zerstört. Man maß die Schuld davon den Griechen bei, die, wie man sagte, in der Absicht die türkische Flotte zu zerstören — was auch wirklich beinahe geschehen wäre — das Feuer angelegt hätten. Eine dritte Feuersbrunst brach in Galata nach der Seite von Tophana zu aus, die alle Häuser innerhalb des Molo am Ende dieser Stadt in Schutthaufen verwandelte. Bald darauf folgte hier noch ein Brand, der von einem eigenen Phänomen begleitet war. In dieser Stadt befindet sich ein hohes Gebäude, der Thurm von Galata genannt. Auf diesem stand eine große Trommel, die von der dazu bestellten Schildwache angeschlagen wurde, sobald von dem Luginsland aus Feuer gesehen wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde die Trommel nicht gerührt, und viele Leute sahen die Spitze des Thurmes von einer mächti en Flamme umlodert, woraus sie abnahmen, daß irgendwo unten in der Stadt Feuer ausgebrochen seyn müsse. Es ereignet sich nämlich häufig, daß das Feuer weit von den anfänglich in Brand gerathenen Häusern ausbricht. Die Türken schreiben diese sonderbare Erscheinung den rothglühenden Nägeln zu, die ihrer Meinung nach aus dem brennenden Holze wegfliegen und irgendwo anders in leicht entzündlichen Stoffen haften bleiben, wodurch diese in Brand gerathen und das Feuer auf beträchtliche Entfernungen mitgetheilt werde. Bei dem oben angeführten Brande konnten wirklich die Häuser, wo das Feuer ausgebrochen war, von dem Thurme aus, den sie anzündeten, nicht gesehen werden. Was von dem vorhergegangenen Brande noch verschont geblieben war, ging nun in Feuer auf, so daß ganz Galata mit Ausnahme weniger Häuser in Asche verwandelt wurde, und noch heut zu Tage viele große Lücken bemerken läßt, die nicht mehr mit Gebäuden ausgefüllt worden waren.

Bis jetzt war indeß das eigentliche Pera auf dem Rücken des Hügels noch verschont geblieben, und man lebte in der festen Zuversicht, daß seine steinernen Gebäude des Feuers spotten könnten, das die hölzernen Wohnungen zu verzehren pflegte. Allein die Zeit kam, wo man aus dieser Täuschung furchtbar erwachen sollte. Am zweiten August dieses Jahres bemerkte ein Engländer im Garten des britischen Palastes gegen zehn Uhr Morgens, daß einiges dürres Gras zu rauchen anfing; er zeigte es einigen Leuten, die mit größter Angst darauf losstürzten und es auslöschten, worauf sie ihm versicherten, es müsse irgendwo in der Stadt Feuer ausgebrochen und ein rothglühender Nagel hieher geflogen seyn, der das dürre Gras angezündet habe. Sogleich ging er nun, um sich nach dem Feuer umzusehen, wo er denn fand, daß einige Häuser an einem Platze, Sakiz Achaß genannt, in einem tiefen Thale zwischen den Begräbnißfeldern und dem Dorfe St. Demetri, in Feuer standen. Der Ort dieser Feuersbrunst lag zu entfernt und das Feuer selbst schien so unbedeutend, daß er unmöglich glauben konnte, es werde der Stadt gefährlich werden. Indeß fiel ihm doch die Entfernung auf, in der sich das Feuer mitgetheilt hatte. Der Garten des britischen Palastes nämlich, wo das Gras sich entzündet hatte, war auf dem höchsten Hügel mehr als eine halbe Meile weit von den brennenden Häusern entfernt.

Der Wind, der zu dieser Jahrszeit herrschte war der sogenannte „Patlimjam Melktem:" es wächst nämlich dort eine Art Solanum, „Patlimjam" genannt, das man häufig in die Suppen schneidet, und gewöhnlich hört der erwähnte Wind gerade um die Zeit auf, wo man dieses Kraut zu Markt bringt. Der Patlimjam Wind weht sehr heftig aus NO, und hält drei bis vier Wochen an, wobei er alle brennbaren Stoffe ungemein ausdorrt, leicht entzündbar macht, und die Flammen in einem Augenblick weithin verbreitet. Der Raum zwischen dem Feuer und dem brittischen Palaste bestand aus einem steilen Hügel, der mit hölzernen Häusern wie mit einem Holzstoß bedeckt war. Gegen diese wurde das Feuer angetrieben und lief mit unglaublicher Schnelligkeit die Anhöhe hinauf. Viele Menschen, die auf dem Rücken des Hügels oberhalb des Feuers als Zuschauer standen, und die Flammen mit solcher Schnelligkeit auf Pera hereinbrechen sahen, wo sie wohnten, eilten nun nach Hause; aber bei ihrer Rückkehr waren die Gassen mit einem solchen Gedränge von Leuten, die ihre Habseligkeiten zu flüchten suchten, angefüllt, daß sie nur langsam vorwärts zu kommen vermochten, und das Feuer so schnell hinter sich kommen sahen, als sie selbst forteilten; schon war es bis an die Mauer des britischen Palastes gelangt, und mit den Flüchtlingen zu gleicher Zeit an die Perastraße eingedrungen.

Man hatte allgemein geglaubt, der britische Palast werde in seiner Abgeschlossenheit mitten auf einem mit einer Mauer umfangenen Platze nicht vom Feuer erreicht werden; aber in kurzer Zeit hatte sich die Flamme rings um ihn her verbreitet. Die Häuser auf allen Seiten der Gartenmauer standen in Flammen, und der ganze Hofraum lag unter einem Gewölke von Rauch und Flammen. Viele Leute hatten ihre Habseligkeiten und Geräthschaften in den Palast geflüchtet, wo sie sie geborgen glaubten; allein die Luft war so erhitzt und mit Feuertheilen erfüllt, daß Alles, was im Hofe und Garten lag in Brand gerieth. Nun fingen auch die Bäume zu brennen an, und der Wind, der bis jetzt unaufhörlich geweht hatte, schwoll zu einem Orkane an, der die ganze Flammensäule gegen das Gebäude wälzte. Wenige Minuten darnach sah man große Rauchwirbel dar-

Digitized by Google

aus aufsteigen, Flammen leckten aus den Fenstern, und in ungefähr zwanzig Minuten stürzte das Gewölbe ein, und von dem ganzen herrlichen Palaste und Allem, was er enthielt, blieb nichts als geschwärzte Mauern und ein rauchender Schutthaufen übrig.

Von hier aus nahm das Feuer seine Richtung nach Pera, indem es Alles, was ihm im Wege stand, mit unwiderstehlicher Gewalt verzehrte; die feuerfesten steinernen Häuser hielten es nun eben so wenig mehr auf, als hölzerne Hütten. Die Paläste der französischen, holländischen, sardinischen, russischen und preußischen Gesandten und alle Kaufmannshäuser waren in einem Zeitraum von sechs Stunden von dem Feuermeer verschlungen; nur das österreichische und schwedische Gesandtschaftshotel blieben verschont, da sie nicht in der geraden Richtung lagen, die das Feuer einschlug. Das letztere war ohnedieß vorher schon abgebrannt, und es stand davon wenig mehr als das untere Stockwerk; das erstere gehörte vormals den Venetianern und steht schon seit der Zeit der Kreuzzüge; die Flamme wendete sich von ihm ab, als wenn sie seine Unverbrennbarkeit schon aus alter Erfahrung wüßte. Das Feuer verbreitete sich noch fortwährend nach allen Richtungen, und namentlich abwärts gegen Casim Pascha bis gegen acht oder neun Uhr Abends, wo der Wind sich legte, und den weitern Fortschritten der Flammen Einhalt gethan wurde, nachdem sie in einem Umkreise von drei Meilen (engl.) Alles verzehrt hatten, was durch die frühern Feuersbrünste noch verschont geblieben war. Der folgende Morgen bot ein klägliches Schauspiel dar. Die Volksmenge, die aus ihren Häusern vertrieben worden war, hatte keinen andern Zufluchtsort, als das Begräbnißfeld; hier sah man sie zu Tausenden ausgestreckt, ohne irgend eine andere Bedeckung als das Himmelsgewölbe, ohne irgend ein Bette als das Gras. Der Sultan ordnete unverzüglich an, daß für sie Barraken und andere größere Gebäude aufgerichtet würden, und vertheilte unter sie 100,000 Piaster. In dem an ihn hierüber erstatteten Berichte wird die Zahl der Einwohner, die aus ihren Häusern vertrieben wurden, auf 80,000 Köpfe angeschlagen. Wenn diese Zählung richtig ist, so können, da die Bevölkerung sehr gedrängt aufeinander wohnte, und für jedes Haus acht Einwohner gerechnet werden dürfen, ungefähr 10,000 Gebäude in Rauch aufgegangen seyn.

Was aber diese Feuersbrunst vor allen früheren Unglücksfällen dieser Art auszeichnet, ist der ungeheure Verlust von Eigenthum. Bei jedem früheren Brande entgingen die steinernen Gebäude der Verwüstung, und Jedermann, der zwischen dem Feuer und seiner hölzernen Wohnung ein steinernes Haus wußte, hielt sich hinter einer solchen Vormauer geborgen. Daher fiel es bei dem Beginne des Feuers Niemanden, der ein steinernes Gebäude bewohnte, ein, seine Habe zu flüchten. Deßgleichen befanden sich in jedem solchen Hause, feuerfeste Magazingewölbe unter der Erde, und wenn wegen naher Feuersgefahr die Einwohner der obern Stockwerke sich flüchteten, so schafften sie ihre Habseligkeiten nur in diese unterirdischen Gewölbe. Aber so ungeheuer war die Gewalt dieses Feuers, daß weder eiserne noch steinerne Wände Widerstand leisten konnten, und alles in die Sicherheitsorte geflüchtete Gut ging zu Grunde. Ein Herr Calatro, einer der Dragomans der englischen Gesandtschaft, hatte ein Gewölbe dieser Art, zu welchem siebzehn steinerne Staffeln hinabführten. Dahin flüchtete er sein und seines Bruders Habe; am folgenden Tage aber fand er die eiserne Fallthüre geschmolzen, und Alles was im Gewölbe war, in Asche verwandelt, so daß beiden nichts übrig blieb als die Benichas oder weiten Ueberröcke, die sie auf dem Leibe trugen. Es traf sich auch gerade, daß alle Familien der Gesandten ihren Sommeraufenthalt zu Therapea oder Bujukdere bezogen hatten, so daß Niemand in den Palästen zurückgeblieben war, um die fahrende Habe zu retten, und also Alles dem Feuer zur Beute wurde.

(Schluß folgt.)

Borneo.

(Schluß.)

Ich sah mich bald im Stand Saib Abdullah, durch das Versprechen des Darlehns einer Summe Geldes, meinen Zwecken geneigt zu machen. Das Aufsetzen des Kontraktes zwischen mir und dem Sultan geschah von meiner Seite mit all der Vorsicht, als ob ich gesonnen sey ihn zu halten, und von der andern mit allen möglichen Versuchen mich zu betrügen; endlich kamen wir mit diesem Geschäft in Marpow zu Ende, wo wir einen Vertrag unterzeichneten und besiegelten, durch den ich mich verbindlich machte, dem Sultan für 40,000 Dollars Waaren, und ungefähr die Hälfte dieser Summe in baarem Gelde zu senden. Hier pachtete ich auch auf Saib Abdullah's Rath ein Gebirg Bale Papang genannt, auf welchem eßbare schwarze Vogelnester gefunden werden, und für welches bereits ein jährlicher Pachtschilling von 500 Dollars geboten worden war; ich behauptete Niemand habe sich noch auf den Werth dieser Pachtung verstanden, und verpflichtete mich jährlich zu 5000 Dollars, welche bei Rückkehr des Schiffs von Singapore vorausbezahlt werden sollten. Nachdem man darüber einig war, hielt ich mich für geborgen, und so war es auch, denn der Sultan stellte Leute auf, welche für mich sorgen mußten, und ich wurde mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft. Dieß dauerte bis zu meiner Rückkehr nach der Hauptstadt Tongarron, wo Vermuthungen sich zu äußern begannen, daß ich dem Schicksal des Majors Mullen nachforsche, wodurch ich mich auf einmal in einer gefährlichern Lage als je befand, denn der leiseste Verdacht in dieser Hinsicht würde mir sehr nachtheilig gewesen seyn, und durch eigene Unvorsichtigkeit wurde ich in einen Vorfall verwickelt, der mein Leben in die Gewalt Anderer gab. Der d'Iragon eines Schiffes aus Sambas, Namens Mesmile hatte dem Sultan ungefähr 1500 Dollars gegeben, wofür er Wachs erhalten sollte. Er war mit mir zu gleicher Zeit in Marpow, konnte aber nicht für einen Pfennig Werths erhalten, und war endlich genöthigt abzureisen ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben. Dieser stattliche und sehr verschlagene Mann, der früher Seeräuber gewesen war, kam eines Morgens zu mir, im heftigsten Zorn gegen den Sultan und mehr noch gegen Saib Abdullah, der diesem nicht nur gerathen habe, ihm nichts zu geben und sich seines Schiffs zu bemächtigen, sondern der ihm auch noch selbst 1000 Dollars abgenommen habe, und sich weigere sie zurückzubezahlen. Ich wußte wohl, daß er damit umging sich des Schiffes zu bemächtigen, und gab Mesmile einen Wink davon, als wir in Marpow waren. Ich rieth ihm, schnell an Bord zu gehen und den Fluß hinabzusegeln, wo er sicher sey, daß keiner von des Sultans Leuten ihm folgen werde, da er gut bewaffnet und als ein entschlossener Mann bekannt sey. Er versprach dieß zu thun, und bat mich nur noch ihm ein Zeugniß zu geben, welches er den Residenten zu Singapore und Rio vorlegen könne, um wo möglich einige Genugthuung zu erhalten, was ich ihm auch bewilligte. Nachdem er sich hierauf sorgfältig umgesehen hatte, schloß er die Thüre des Zimmers, in dem wir uns befanden, und fragte mich mit geheimnißvoller Miene, wessen Eigenthum das Chronometer sey, das eben auf meinem Bett lag. Ich erwiederte, es gehöre dem Sultan, der es mir übergeben habe, um es ausbessern zu lassen. Hierauf fragte er mich, wo der letzte Resident von Sambas ermordet worden sey. Meine Antwort war: „Allen Nachrichten zufolge nicht weit von Pontiana.“ „Sagt mir doch, versetzte Mesmile, da Ihr so weit im Lande herum und sogar bis Marpow gekommen seyd, hörtet Ihr nie, daß der Major an diesem Ort gewesen sey?“ Ich entgegnete, es unterläge keinem

Digitized by Google

Zweifel, daß er weit von da getödtet worden sey. „Doch, sagte Mesmile, ich sage Euch, Herr, daß Ihr im Irrthum seyd, wenn Ihr das glaubt; Ihr seyd ein Engländer, und ich bin von Sambas, das unter holländischer Flagge steht. Mein Sultan ist ein guter Mann, und der Sultan von Coti ist schlechter als ein Seeräuber. Major Mullen war ein Freund meines Sultans, und ich glaube Ihr wißt so gut als ich, daß er in diesem Lande getödtet wurde, und daß dieses Chronometer ihm gehörte, denn er hatte es in Sambas bei sich." Hier beging ich nun den großen Fehler, daß ich, statt diese Behauptungen zu bestreiten, und mein Erstaunen zu erkennen zu geben, wie er es nur wagen könne sie zu äußern, ihm zu meinem Freund und Vertrauten machte, und ihm Alles entdeckte, worüber er, da er schon vorher so viel wußte, nicht erstaunte. Ich machte nun ein Paket für den Residenten von Rhio fertig, das alle Einzelnheiten enthielt, und welches Mesmile zu überliefern versprach. Unter den heiligsten Versprechungen die Sache geheim zu halten, trennten wir uns, und als ich nun Muße hatte reiflicher zu überlegen und einzusehen, daß ich eine Unbesonnenheit begangen habe, da nun mein Leben von der Willkür eines Menschen abhänge, der, obwohl gegen den Sultan aufgebracht, doch ein Malaye war, der Seeräuber gewesen und im Verdachte stand, es noch zu seyn, deßhalb gegen Bezahlung gar leicht mit dem Sultan Freundschaft schließen und mein Geheimniß verrathen konnte, da sank mir der Muth. Ich that die ganze Nacht kein Auge zu, und ging am andern Morgen sogleich zu ihm, um ihm zu sagen, daß sein und mein Leben in Gefahr sey, wenn er ein Wort verriethe, worauf er mir erwiederte, daß er das wohl wisse und ich nichts zu fürchten habe. Einige Tage später ging Mesmile 70 Meilen den Fluß hinab nach Semerinden, ich war so in Angst, daß ich ihm in einem kleinen Kanoe folgte. In Semerinden, wo ich um Mitternacht ankam, erfuhr ich, daß er sich nach der Ausmündung des Flusses begeben habe, um in See zu gehen. Ich folgte ihm sogleich und legte nach 8 Stunden schon den Weg von 40 Meilen bis ins offene Meer zurück; die Strömung trug uns wenigstens 5 Meilen in einer Stunde. Das Schiff war nirgends zu erblicken, aber wir holten ein zurückkehrendes Boot ein, welches einen Bugishäuptling trug, der es auf der offenen See gesehen hatte. Ich stellte mir nun vor, wie leicht es möglich sey, daß Mesmile, da er sich vor der Gewalt des Sultans sicher wußte, das Geheimniß seinen Freunden und alten Bekannten, den Bugis, mitgetheilt habe, wo es denn so viel als gewiß war, daß der Sultan von der ganzen Sache unterrichtet wurde. Während dieser Zeit blieb ich zu Semerinden sieben Tage am Bord des Schiffes; ich hatte allen Grund zu glauben, daß alles entdeckt sey, denn in den Häusern Saib Abdullah's und des Bugishäuptlings hielt man nächtliche Zusammenkünfte; Boote wurden bei Nacht aufwärts ins Land abgeschickt, kein Mensch wußte, zu welchem Zweck, und unser eigner d'Iragon, welcher krank war, erhielt eines Nachts um 11 Uhr vom Oberpriester und demselben Bugis einen Besuch, worauf er unmittelbar in einem Eilboote nach dem obern Land abreiste. Ich war in diesem Augenblick so fest überzeugt, binnen wenigen Stunden ermordet zu werden, daß ich Pulver auf die Pfanne meiner Flinte schüttete, entschlossen, mich entweder zu erschießen oder in den Fluß zu stürzen, wenn die gefürchtete Gefahr wirklich hereinbrechen sollte. Was mich in meiner verzweifelten Lage noch einigermaßen beruhigte, war, daß ich alle Papiere bereits abgeschickt hatte, so daß auch im Fall meines Todes meine Landsleute von allen Thatsachen unterrichtet wurden, ohne des Berichts zu gedenken, den Mesmile überbringen wollte. Diese Gedanken beruhigten mich, und ich war bereits ganz außer Sorgen, als unser d'Iragon zurückkehrte, und der Zweck jener Zusammenkünfte sich aufklärte. Der erstere war nach Tongarren gegangen, um von seiner Frau Abschied zu nehmen, und die Berathungen betrafen den Nachlaß eines reichen Bugis, der ohne Testament gestorben war, was unter seinen Verwandten große Streitigkeiten veranlaßte. Jetzt war meine Furcht vorüber, denn ich war überzeugt, daß Mesmile das Geheimniß wohl bewahrt hatte. Ich war noch nicht 24 Stunden an Bord des Schiffes, als mir von einem von des Sultans Leuten eine holländische Drehbasse gezeigt wurde, die dem Major Mullen gehört habe. Ich erkannte sie auf der Stelle, denn ich hatte die andere im Boot des Sultans aufgepflanzt gesehen. Der Major hatte mehrere Drehbassen von Palembang und ein Paar europäische mitgebracht; es befanden sich noch mehrere Gegenstände an Bord, welche ihm gehört hatten. In Semerinden sagte mir Saib Abdullah, ich möchte mich wohl hüten das Chronometer einem Holländer zu zeigen, dieß sey der besondere Wunsch des Sultans.

„Während meines Aufenthalts zu Semerinden konnte ich mehr Nachrichten sammeln, als zu Campang, wo der Sultan mir nicht gestattete, mit den Bugis umzugehen. Die Masse der Bugis ist gegen den Sultan wegen der neuen Steuern, mit denen er ihren Handel auf dem Fluß belegt hat, und ihr Haß gegen Abdullah hat sich wo möglich noch vermehrt, weil sie glauben, der Sultan habe hierin auf seinen Rath gehandelt, was auch leicht möglich ist. Mehrere der Bugis sprachen sehr frei; sie sagten mir: „Ihr wißt alle Umstände bei dem Morde des Majors durch den Sultan so gut als wir; der Sultan hat die That begangen, und er muß auch die Folgen tragen." Ich erwiederte, der Sultan habe mir selbst erzählt, daß Mullen von den Diats getödtet worden, daß der Sultan mein Freund sey, und daß ich sonst Niemand glauben werde. Jedermann setzte voraus, ich müßte von allen einzelnen Umständen unterrichtet seyn, weil sie jeder Sklave des Landes kannte, wo sie den Gegenstand der täglichen Unterhaltung ausmachten. Die Bugis sagten mir auch, sie seyen, sobald sie erfahren hätten, ich sey landaufwärts bis Marpow vorgedrungen, fest überzeugt gewesen, ich werde nie zurückkehren, daß sie unter sich beschlossen hätten der englischen Regierung die Wahrheit zu berichten, damit die Schande nicht auf sie fallen möge. Der Pangerang Rato, der Vater Sa Jarrings, der den Major eigenhändig getödtet hatte, schrieb dem Sultan, da ich seinen Sohn gesehen habe, so sey mein Tod unumgänglich nöthig, und man könnte dann berichten, ich sey von einer Schlange gebissen oder von einem Alligator gefressen worden. Ich kannte meine gefährliche Lage sehr wohl, meine Rettung hing aber von des Sultans Begierde ab, die große Geldsumme und die Waaren zu erhalten, die ich versprochen hatte ihm zu senden, was nebst meiner verstellten Unwissenheit über die Hauptsache allein mein Leben rettete. Nicht nur die Bugis zu Semerinden, sondern auch die Bewohner von Tongarron waren erstaunt über meine Rückkehr, da sie nichts von den Verträge wußten, der auf des Sultans Begehren geheim gehalten wurde, damit Niemand von den werthvollen Dingen erfähre, die er bald zu erhalten hoffte.

Neue Wurfgeschütze in Frankreich.

Zu Vincennes wurden in Gegenwart des Königs der Franzosen, Don Pedro's und des Kriegsministers Versuche mit einer neuen Wallhakenbüchse (fusil de rempart) angestellt, die mit großer Sicherheit sechshundert Mètres weit eine Kugel von zwei Unzen schießt und noch viel weiter trägt. Diese Waffe verspricht bei der Vertheidigung von festen Plätzen und Stellungen und auch im Felde große Vortheile. Auch eine tragbare Feldschmiede für Artillerie und Reiterei wurde probirt, die sammt den Werkzeugen von einem einzigen Packpferde leicht von der Stelle geschafft wird. Endlich wurden auch Versuche mit der Kanone des Obersten Pairhans angestellt, deren hohles Wurfgeschoß mit vier Pfund Pulver angefüllt mit großer Genauigkeit in einer Entfernung von 550 Mètres auf eine Erdwand geschleudert wurde, wo es zersprang und große Lücken verursachte. Hierauf schoß dieselbe Kanone auch Traubenschüsse in einer Entfernung von 600, 800 und 1000 Mètres auf eine Wand, die Linientruppen vorstellte. Diese Waffe, die ihr achtzig Pfund schweres Wurfgeschoß sehr weit trägt, wirft 1000 bis 1200 Mètres weit 160 eiserne Kugeln von einem halben Pfunde und in einer Entfernung von sechs- bis achthundert Mètres achthundert Kugeln von zwei Unzen. Diese Geschütze können indeß wegen ihrer Schwere und der Masse ihres Geschosses nur schwer von der Stelle bewegt werden, und dürften daher nicht beim Angriffe, sondern dieß bei der Vertheidigung von Nutzen seyn. Man wird mit diesen Feuerschlünden die Befestigungsarbeiten von Paris besetzen, wohin bereits eine Anzaol derselben gebracht worden ist.

Berichtigung.

Nro 318 S. 1271 Z. 15 v. o. lies in französischen Blättren statt in französischer Sprache.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 320. 16 November 1831.

Der Bravo.

Es folgt hier eine Scene aus den Vorbereitungen zur Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere: die Preisbewerber im Gondelwettrennen melden sich vor der Signoria, dieses Bild ist voll Leben und Bewegung, und führt dem Leser die Hauptcharaktere vor, ohne gerade in das innere Gewebe der Verwicklung blicken zu lassen. Das geübte Auge wird nicht verkennen, wie frisch und kräftig der Dichter Zeit und Ort aufzufassen gewußt hat. Wir überschreiben dieses Kapitel:

2. Die Gondoliere.

Der Erste, welcher aus dem Gedränge von Gondeln hervorruderte, das den für die Preisbewerber leergelassenen Raum im Kreise umschloß, war ein Gondolier von der großen Treppe, allgemein bekannt auf dem Kanal durch seine geschickte Handhabung des Ruders und seinen Gesang. „Wie heißest Du, und in wessen Namen stellst Du dich?" fragte der Herold des Wasserwettrennens. „Jedermann kennt mich als Bartolomeo, der zwischen der Piazetta und dem Lido wohnt, und wie jeder loyale Venetianer stelle ich mich unter den Schirm von San Theodoro," war die Antwort. „Da bist Du wohl beschirmt, nimm Deinen Platz ein und sieh zu, wie das Glück Dir will." Der Schiffer im Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit strich das Wasser mit einem Rückschlag seines Ruderblattes, und die leichte Gondel wirbelte hinweg, in die Mitte des leergelassenen Raumes. „Und wer bist Du?" fragte der Beamte den Nächsten, der herankam. „Ich nenne mich Enrico von Fusina. Ich komme mein Ruder zu messen mit den Prahlhänsen des Kanals." — „Und wer ist Dein Schutzpatron?" — „San Antonio von Padua." — „Du wirst seiner Hülfe bedürfen, obgleich wir Deinen Muth loben. Tritt ein und nimm Deinen Platz." „Und wer bist Du?" — fragte er einen Dritten, nachdem der Zweite die behende Geschicklichkeit des Ersten nachgeahmt hatte. „Ich heiße Gino von Calabrien, und bin Gondolier im Privatdienst." — „Und welchem Nobili dienst Du?" — „Dem erlauchten und hochgeehrten Don Camillo Montforte, Duca und Herrn von Sant'Agata in Napoli und von Rechts wegen Senator von Venedig." — „Du hättest von Padua kommen sollen, wie Du so trefflich bewandert bist in dem was Rechtens. Ist Dein Herr vielleicht auch Dein Schutzpatron?" — Bei der Antwort Gino's ward eine Bewegung unter den Senatoren sichtbar, und der halberschrockene Diener glaubte auf mehr als Einer Stirn mißfällig die Brauen sich runzeln zu sehen. Er blickte umher nach dem Herrn, den er so hoch gerühmt, als wollte er von ihm Beistand suchen. „Willst Du deinen Schutzheiligen nennen in diesem großen Wettkampf der Stärke?" fragte der Herold wieder. „Mein Herr," stotterte der erschrockene Gino, „ist St. Januarius und St. Markus." „Da hast Du einen guten Hort. Sollten die zwei letztern Dich im Stiche lassen, so magst Du immerhin auf den ersten zählen." — „Signore Montforte ist ein hochberühmter Name, und stets willkommen bei unsern Festspielen in Venedig," bemerkte der Doge mit einer leichten Beugung des Hauptes gegen den jungen kalabresischen Nobile, der unsern von ihm in einer Staatsgondel stand, und mit gespanntem Blick die Scene betrachtete. Diese Worte, durch die der vorsichtige Doge den Scherz des Heroldes unterbrach, wurden mit einer tiefen Verbeugung erwiedert, und das Verhör fortgesetzt. „Stelle Dich in die Reihen Gino von Calabrien, und das Glück möge Dir hold seyn," setzte der Herold hinzu; „doch wer bist Du da?" fuhr er zu einem Andern gewendet, mit Ueberraschung in Blick und Stimme fort. „Ich komme, die Schnelligkeit meiner Gondel zu versuchen." — „Du bist alt, und von ungleicher Kraft zu diesem Kampfe; spare Deine Sehnen für die tägliche Arbeit. Ein mißleiteter Ehrgeiz hat Dich zu diesem nutzlosen Wettstreit verlockt." — Der neue Bewerber führte eine gewöhnliche Fischergondel von nicht übler Form und ziemlicher Leichtigkeit, aber sie trug alle gemeinen Spuren des täglichen Gebrauches unter der Gallerie des Bucentoro. Der Mann, an den der Vorwurf des Heroldes gerichtet war, nahm die Zurückweisung bescheiden hin, und wollte eben sein Boot beiseite lenken, obwohl mit einem kummervollen Blick über die erfahrene Kränkung, als ein Wink des Dogen seinem Arme Halt gebot. „Frage ihn, wie es Brauch," versetzte der Fürst. „Wie nennst Du dich?" fuhr mit einigem Widerstreben der Herold fort, der gleich allen Beamten untergeordneten Ranges sorgfältiger bedacht war für den Glanz und die Würde des Spieles, das seiner Leitung anvertraut war, als seine Oberen. „Ich nenne mich Antonio, ein Fischer in der Lagunen." — „Du bist alt." — „Niemand, Signore, weiß Dieß besser als ich. Sechzig Sommer sind es, seit ich zum Erstenmale Netz oder Angelschnur in das Wasser warf." — Auch hast Du kein festlich Gewand an, wie es Einem gebührt, der vor den hohen Rath von Venedig tritt in einer Regatta." — „Ich bin hier im Besten, das ich habe. Möge der, welcher den Edlen grö-

Digitized by Google

ßere Ehre beweisen will, in einem bessern erscheinen." — „Deine Beine sind unbedeckt, Deine Brust bloß, Deine Sehnen schwach, hebe Dich weg; Du thust nicht wohl daran, durch solche Armseligkeit die Vergnügungen der Nobili zu stören." Abermals würde Antonio zurückgebebt seyn vor den zehntausend Augen, die auf ihn gerichtet waren, wenn ihm nicht noch einmal die sanfte Stimme des Dogen zu Hülfe gekommen wäre. „Der Kampfplatz ist für alle geöffnet," sagte der Fürst; doch würde ich dem alten armen Manne rathen, sich zu bedenken, Gleb ihm Geld, denn wahrscheinlich treibt Noth ihn zu solch hoffnungslosem Versuch." — „Du hörst, man bietet Dir Almosen, aber mache Denen Platz, die stärker sind als Du, und besser geeignet zum Kampfspiele." — „Ich werde gehorchen, wie Jedem geziemt, der in Armuth geboren, und gealtert ist. Sie sagten, der Wettlauf sey für Alle geöffnet, und ich flehe demüthig die Edlen um Vergebung an, da ich ihnen keine Unehre zu erweisen dachte." — „Gerechtigkeit im Palaste und Gerechtigkeit in den Kanälen," fiel hier der Doge rasch ein, will er darauf beharren, so hat er dazu sein Recht. Es ist der Stolz des heiligen Markus, daß seine Wage mit gleicher Hand gehalten wird." — Ein beifälliges Gemurmel folgte diesem hochtönenden Spruche; denn die Gewaltigen heucheln selten die edle Eigenschaft der Gerechtigkeit, so beschränkt auch ihre Wirkung seyn mag, ohne daß nicht ihre Worte ein Echo auf den Zungen der Selbstsüchtigen finden. — „Du hörst es, Seine Hoheit, der die Stimme eines mächtigen Staates ist, erlaubt Dir zu bleiben, obgleich Dir auch gerathen wird, Dich zu entfernen." — „So will ich denn sehen, wie viel Kraft noch in diesen nackten Armen übrig ist," erwiederte Antonio, indem er einen kummervollen Blick, aber auch einen, der nicht frei war von der geheimen Eitelkeit des Menschen, auf sein dürftiges und fadenkahles Gewand warf. „Die Narben sind tief genug, aber die Ungläubigen, denk' ich, haben doch noch so viel übrig gelassen, als ich brauche." — „Auf welchen Heiligen setzest Du dein Vertrauen?" — „Gelobt sey der heilige Antonius von dem wunderthätigen Fischzug!" — „Tritt in die Reihe. — Doch siehe da, hier kommt Einer, der unerkannt bleiben will! Wie steht es mit Dir, der Du ein so falsches Gesicht trägst?" — „Nenne mich Maske." — „Ein so netter und hübscher Arm und Fuß sollten nicht ihren Gefährten, das Gesicht, verstecken. Geliebt es Eurer Hoheit, daß ein Vermummter zum Wettkampf zugelassen werde?" — „Unbedenklich. Eine Maske ist in Venedig heilig. Es ist der Ruhm unsrer trefflichen und weisen Gesetze, daß derjenige, welcher in der Zurückgezogenheit seiner eigenen Gedanken leben und die Neugier von sich fern halten will, indem er sein Antlitz verhüllt, unsere Straßen und Kanäle durchwandern kann, als ob er im sichern Schirm seines eigenen Hauses wohnte. Dieß sind die hohen Vorrechte der Freiheit und solche Bedeutung hat es, der Bürger eines edelmüthigen, hochherzigen und freien Staates zu seyn;" Tausende nickten diesem Ausspruche ihren Beifall zu, und ein Gemurmel lief von Mund zu Mund, ein junger Nobile sey gesonnen, seine Kraft zu versuchen in der Regatta, dem launenhaften Eigensinn irgend einer Schönen zu gefallen. „Das ist Gerechtigkeit!" rief der Herold mit lauter Stimme, als überwältige in dem Eifer des Augenblicks Bewunderung seine Ehrfurcht. „Glücklich ist wer in Venedig geboren, und beneidenswerth das Volk, in dessen Rathsversammlungen Weisheit und Gnade, wie zwei liebliche und gütige Schwestern, den Vorsitz führen! — Auf Wen setzest Du dein Vertrauen?" — „Auf meinen eigenen Arm." — „Ha, das ist gottlos! Kein solcher Uebermüthiger darf zu diesen Spielen zugelassen werden." — Dem lauten Ausruf des Heroldes folgte ein Lärm, wie ihn eine plötzliche und heftige Anregung unter einer Volksversammlung hervor zu bringen pflegt. „Die Kinder der Republik sind von gleicher Hand beschirmt," sagte der ehrwürdige Doge. „Es ist unser gerechter Stolz, und der gnadenreiche heilige Markus möge verhüten, daß Etwas gesprochen werde, das eitler Ruhmredigkeit gleicht! Aber wir sind wahrhaft darauf stolz, daß wir keinen Unterschied kennen zwischen den Unterthanen der Inseln und der Küste Dalmatiens, keinen zwischen Padua und Kandia, Korfu oder San Giorgio. Indeß ist es doch Niemand erlaubt, den Schutz eines Heiligen zu verschmähen." — „Nenne Deinen Patron oder verlaß den Platz," fuhr der Herold fort. Der Fremde schwieg, als sinne er in sich hinein, und erwiederte endlich: „St. Johannes in der Wüste." — „Du nennest einen hochbelobten Heiligen." — „Ich nenne ihn, auf daß er mir gnädig seyn möge in dieser lebendigen Wüste." — „Die Stimmung Deines Gemüthes mußt am besten Du selbst kennen; aber diese ehrwürdige Reihe von Patriziern, jener glänzende Himmel von Schönheiten und dieses gute Volk verdienen wohl einen andern Namen. Reihe Dich ein!"

Eine Menge Boote mit vornehmen unmaskirten Damen die von Cavallieren im reichsten Anzug begleitet waren, wirbelten hier und dort umher, aber manch schwarzes glanzvolles Auge blitzte aus seidenen Masken hervor, die wohl Gesichter bergen mochten, zu jung, um sie bei einem solchen Volksfeste unverhüllt so vielen Blicken auszusetzen. Eine Gondel besonders zog die Augen auf sich, durch die Anmuth und Schönheit einer Gestalt, die sie trug — Eigenschaften, die selbst durch die halbe Verkleidung eines einfachen Anzuges sichtbar wurden. Das Boot, die Diener und die Damen — es waren nämlich ihrer zwei — trugen insgesammt das Gepräge jener strengen, aber niedlichen Einfachheit, die öfters hohe Eigenschaften und guten Geschmack verräth, als ein noch so verschwenderischer Aufwand gemeinen Prunkes. Ein Karmelite, dessen Gesicht in seiner Kapuze versteckt war, diente zum Beweis, daß sie vornehmen Standes seyen, und lieh durch seinen ehrwürdigen Schutz ihrem Erscheinen noch mehr Würde. Hundert Gondeln näherten sich dieser Gesellschaft und glitten wieder nach manchem fruchtlosen Versuch in die Verkleidung einzudringen, hinweg, während Geflüster und Fragen von Mund zu Mund gingen, um Namen und Stand der jugendlichen Schönheit zu erforschen. Endlich drängte sich eine geschmückte Barke, mit Ruderern in glänzenden Livreen, und mit ausgesuchter Pracht ausgestattet, in den kleinen Kreis, den die Neugier um die unbekannten Damen gezogen hatte. Der einzige Cavalliere, der den Sitz einnahm, erhob sich und grüßte die maskirten Damen mit der ungezwungenen Sicherheit eines Mannes, der sich vorzustellen gewohnt ist, aber auch mit der Zurückhaltung einer tiefen Ehrfurcht. „Ich habe bei diesem Wettrennen meinen Lieblingsschiffer," sagte er mit verbindlicher Artigkeit, „einen Menschen, auf dessen Geschicklichkeit und Kraft ich großes Vertrauen setze. Vergeblich suchte ich bis jetzt eine Dame von solcher Schönheit und so seltenem Verdienst, um mir die Erlaubniß zu gewähren, auf

Digitized by Google

ihr Lächeln sein Glück setzen zu können. Doch ich suche nicht weiter." — „Sie sind mit einem sehr scharfen Gesicht begabt, Signore, wenn Sie unter diesen Masken alles das entdecken, was Sie suchen," erwiederte die eine der beiden Frauen, während ihr Gefährte, der Karmelite, dankbar für die Artigkeit sich verbeugte, was nach dem Brauch bei solcher Gelegenheit anzudeuten schien, daß man sich das Erbieten gefallen lasse. „Es gibt andere Mittel des Erkennens als die Augen, und andere Ursachen zur Bewunderung als die Sinne, meine Dame. Verbergen Sie sich, so viel Sie wollen, ich weiß, daß ich hier dem schönsten Antlitz, dem wärmsten Herzen und der reinsten Seele von Venedig nahe bin. — „Dieß ist eine kühne Vermuthung, Signore," erwiederte die Dame, die offenbar die ältere von beiden war, indem sie einen Seitenblick auf ihre Gefährtin fallen ließ, als wollte sie erspähen, welche Wirkung bei ihr diese Artigkeiten hervorgebracht. „Venedig hat Namen für seine Schönheiten, und manch edles Herz erwärmt Italiens Sonne." — „Besser, daß so edle Gaben dem Dienst des Schöpfers geweiht werden als dem seiner Kreatur," murmelte der Mönch. — „Es gibt Gemüther, hochwürdiger Vater, die für beides Bewunderung haben. Und Dieß, muß ich hoffen, ist das glückliche Loos derer, die von einem so weisen und tugendhaften Manne, wie Sie, berathen ist. Hier setze ich mein Glück daran, und möge folgen was da will; wie gerne wollte ich, es wäre mir erlaubt, Höheres daran zu wagen." Mit diesen Worten überreichte der Cavalliere der stummen Schönen einen Strauß der duftigsten Blumen, unter denen sich jene befanden, welche Gewohnheit und Dichter als Sinnbilder der Beständigkeit und Liebe gewählt haben.

Abenteuer am Columbia-Strome.

(Fortsetzung.)

„Haiqua, das ich so oft erwähnte, ist eine weiße runde Muschel, von außerordentlicher Härte, von einem bis zu vier Zoll Dicke, und von drei Achtel, bis zu einem halben Zoll Umfang. Sie ist hohl, leicht gekrümmt und läuft gegen beide Enden spitzig zu. Diese Muscheln werden sehr hoch geschätzt, die längsten stehen im Werth am höchsten. Sie werden in der Nachbarschaft von Nutka gefunden und sind ein wichtiger Artikel des Binnenhandels. Die Indianer bestimmen die Preise ihrer verschiedenen Artikel nach Haiquas; ein Faden oder 6 Fuß Länge von der besten Gattung ist an Werth zehn guten Biberfellen gleich. Die aufgeklärtesten Nationen haben Charlatans die Menge, man darf sich also nicht wundern, wenn sie unter rohen Barbaren in Ansehn stehen. Jedes indianische Dorf hat seinen Quacksalber oder wie sie ihn nennen: „den starken Mann der Arznei." Sobald einer der Eingebornen sich unpäßlich fühlt, die Krankheit mag seyn welche sie wolle, so wird sogleich nach dem Arzte gesendet, der seine Operationen damit beginnt, daß er den Kranken auf den Rücken legt, während eine Anzahl seiner Verwandten und Freunde sich um ihn herstellt, von denen jeder mit einem langen und einem kurzen Stock versehen ist, mit denen er zu einem traurigen Gesang, den der Doktor anstimmt und der in Zwischenräumen vom ganzen Chor begleitet wird, den Takt schlägt. Zuweilen wird auch ein Sklave auf das Dach des Hauses geschickt, welches er mit seinen Trommelstöcken auf eine energische Weise bearbeiten und zugleich mit lauter Stimme den Chor im Innern des Hauses verstärken muß. Der Doktor kniet hierauf nieder und preßt seine beiden Fäuste mit aller Gewalt auf den Magen des Patienten. Der von den Schmerzen dieser gewaltigen Operation gepeinigte Unglückliche stößt ein durchdringendes Geschrei aus, allein seine Stimme wird von dem Doktor und seinen Assistenten übertäubt, welche den mächtigen „Gesang der Heilkunst" lauter und immer lauter fortsetzen. Nach jeder Stanze ergreift der Doktor die Hände des Patienten, vereinigt sie, bläst darauf und fährt so abwechselnd mit dem Pressen und Blasen fort, bis ein weißer Stein, den er vorher dem Kranken in den Mund gelegt hatte, herausgetrieben ist. Diesen zeigt er nun mit triumphirender Miene den Umstehenden und versichert sie mit aller Unverschämtheit und dem Wortgepränge unsrer Quacksalber, daß die Krankheit gehoben sey und der Kranke unfehlbar genesen müsse. Franchère versichert, er habe oft gesehen, daß einige der Kranken diesen Stein, den sie die „Quelle des Uebels" nennen, sorgfältig in ein Stück Cederrinde wickeln und ins Feuer werfen. Es geschieht häufig, daß ein Mann, der vielleicht durch die einfachste Arznei geheilt worden wäre, unter dieser abscheulichen Behandlung zu Grund geht; allein der Erfolg mag nun Genesung oder Tod seyn, der Quacksalber wird immer gleich belohnt."

Wir übergehen den Bericht über das Verfahren der Indianer bei Beraubung der Handelsleute, ob er gleich tragisch genug ist, und führen hier nur die verschiedenen Stämme, welche in jenem Theil des Landes wohnen, und einen ihrer seltsamsten Gebräuche an.

„Sie unterscheiden sich in Gesetzen, Sitten und Gebräuchen nur wenig von einander; müßte ich einen Unterschied angeben, so würde ich sagen, die Cathlamahs sind die ruhigsten, die Killymucks die rohesten, die Clatsops die höflichsten, und die Chinucks die unmäßigsten. Die Chilts, ein kleiner Stamm, welcher die nördliche Küste des Kaps Disappointment bewohnt, vereinigen in gewissem Grad alle diese verschiedenen Eigenschaften. Die häßliche Gewohnheit, die Köpfe flach zu drücken, herrscht unter Allen. Unmittelbar nach der Geburt wird das Kind in eine längliche Wiege gelegt, die fast wie ein Trog gestaltet und auf dem Boden mit Moos belegt ist. Das obere Ende, wo der Kopf ruht, ist höher als das untere; auf die Stirne wird ein Stück Cederrinde und auf diese ein flaches Bret gelegt, und mittelst mehrerer Schnüre, welche durch kleine Löcher in der Wiege gezogen sind, wird das Bret gegen den Kopf des Kindes gepreßt. So bleibt es oft ein Jahr lang liegen, doch ist, wie ich glaube, diese Operation nicht mit großen Schmerzen verbunden Der Anblick eines Kindes, während es in dieser Presse liegt, ist indeß entsetzlich, und seine kleinen schwarzen Augen welche durch den Druck hervorgetrieben werden, gleichen denen einer Maus, welche in einer Schlinge erstickte. Wenn das Kind aus diesem unmenschlichen Zustande erlöst wird, so ist sein Kopf vollkommen flach, und am obern Theile selten stärker als ein Zoll; nie erhält er seine vorige Runde wieder. Sie halten ihre Flachköpfe für eine große Schönheit, und die treusten Anhänger Karls I von England, können keinen größern Abscheu vor einem Rundkopf gehabt haben als diese Wilden. Zur Entschuldigung dieser Gewohnheit geben sie an, daß alle ihre Sklaven runde Köpfe hätten, und

Digitized by Google

daß folglich jedes Kind eines solchen, welches nicht im Stamm aufgenommen sey, nicht nur des Vaters Erniedrigung, sondern auch seinen runden Schädel erbe. Für diese Häßlichkeit sind sie auch nicht durch die geringste Schönheit, weder der Gesichtszüge noch der Gestalt entschädigt. Die Größe der Männer ist zwischen fünf Fuß und fünf Fuß sechs Zoll; die der Weiber beträgt gewöhnlich sechs bis acht Zoll weniger. Die Nase ist flach, die Nasenlöcher weit, und der selten geschlossene Mund zeigt zwei Reihen abscheulicher kleiner, verdorbener und unregelmäßiger Zähne. Die Gliedmaßen der Männer sind in der Regel gut geformt, allein die Weiber haben, wegen der dicken Binden, welche sie am untern Theile des Fußes tragen, fast ganz schiefe Beine mit dicken Knöcheln und breitem Vorfuß. Sie haben schlappe, herabhängende Brüste, gespaltene Ohren und durchbohrte Nasen, was nebst einem fettigen Kopf und einem wohl mit Fischthran gesalbten Leib den ganzen Inbegriff ihrer Reize ausmacht. Der guten Eigenschaften dieser Indianer sind wenige, der Laster aber viele. Industrie, Geduld, Nüchternheit und Aufrichtigkeit ist fast Alles, was man unter die erstern rechnen kann, während man man unter die Letztern Diebere, Lügen, Unmäßigkeit, Betrug und Grausamkeit zählen muß; auch sind sie ausgelernte Heuchler."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quatre volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Vor seinem Abgange zum Regimente besuchte Napoleon noch einmal die Familie Permon. „Meine Schwester war damals im Kloster zur Erziehung, aber sie kam häufig zu unsern Eltern auf Besuch und traf Napoleon gerade an diesem Tage, wo er das erste Mal seine Uniform trug, und wie alle jungen Leute bei dieser Gelegenheit ungemein aufgeräumt war. Aber er hatte in seinem Anzuge Etwas, was ihm ein besonders lächerliches Aussehen gab; Dieß waren seine Stiefeln, die von so gewaltigem Umfange waren, daß seine kurzen und damals noch sehr magern Beine ganz darin verschwanden. Man weiß, daß das Lächerliche von Niemand so gut aufgefaßt wird als von der Jugend. Kaum sahen daher ich und meine Schwester ihn mit dergestalt verschanzten Beinen eintreten, so konnten wir uns nicht mehr halten und lachten wie Närrinnen. Napoleon vertrug damals, wie auch später, keinen Scherz, und sobald er bemerkte, daß er der Gegenstand unsrer Fröhlichkeit sey, wurde er ungehalten. Meine Schwester, die älter war als ich, sagte ihm, da er nun den Degen angelegt habe, müsse er der Ritter der Damen seyn, und sich glücklich fühlen, daß sie mit ihm scherzten.

„„Man sieht wohl," bemerkte Napoleon mit einer verächtlichen Miene, „daß Sie nur eine kleine Pensionärin sind." — Meine Schwester zählte damals zwölf oder dreizehn Jahre und man kann sich denken, wie sie dieses Wort verwundete. Sie war sonst sanft; aber wir Weiber hören auf, es zu seyn, wenn unsre Eitelkeit dabei ins Spiel kommt. Cäcilie fühlte sich aufs bitterste gekränkt durch die kleine Pensionärin. „Und Sie," antwortete sie Bonaparte, „Sie sind ein gestiefelter Kater." Alles lachte; der Hieb hatte getroffen. Es wäre mir nicht möglich, den Zorn zu schildern, in den Napoleon gerieth. Er schwieg und that daran wohl. Selbst meine Mutter fand diese Bezeichnung gestiefelter Kater allerliebst, und lachte herzlich. Napoleon, obgleich er damals noch wenig Welt besaß, hatte doch zu viel richtiges Gefühl, um nicht zu begreifen, daß er schweigen müsse, wo es auf Persönlichkeiten hinausgehe und sein Gegner ein Weib sey. Obgleich durch diesen unglücklichen Witz meiner Schwester tief verletzt, stellte er sich doch später, als denke er nicht mehr daran, ausgenommen wenn er selbst darüber scherzte, und um zu beweisen, daß er sich nichts daraus mache, ließ er ein ganz artiges Kinderspielzeug machen, das den gestiefelten Kater vorstellte, wie er vor dem Wagen des Herrn Marquis von Carabas herläuft. *) Diese Kleinigkeit war sehr hübsch und war ihm wahrscheinlich theuer zu stehen gekommen; wenigstens stand die Ausgabe nicht im Verhältnisse mit seinen damaligen Finanzen. Er fügte dazu noch eine allerliebste kleine Ausgabe von der Erzählung des gestiefelten Katers, und bat meine Schwester, Dieß als ein Andenken von ihm anzunehmen. „Das Buch ist zu viel, Napoleon," sagte meine Mutter, „wäre es nur bei dem Spielzeuge geblieben, gut; aber die Erzählung, die Sie Cäcilien schenken, beweist, daß Sie gegen sie noch empfindlich sind." Napoleon gab sein Wort, daß er es nicht sey. Allein ich glaube, wie meine Mutter, daß er darüber empfindlich blieb und zwar sehr. Ein viel später erfolgter Vorfall gab mir den Beweis davon. Der erste Konsul war eines Tags äußerst gut gelaunt. Man war zu Malmaison, wo man unter den großen Bäumen speiste, die den kleinen Hügel zur Linken der Wiese vor dem Schlosse bekränzen. Josephine hatte an diesem Tage das erste Mal versucht, Puder aufzulegen, was ihr sehr gut stand. Allein der erste Konsul lachte darüber unaufhörlich und sagte, sie könne die Gräfin von Escarbagnas spielen. Der Witz schien ihr nicht sehr zu gefallen, und sie verzog darüber das Mäulchen; der erste Konsul bemerkte es und sagte: „Wie? fürchtest Du keinen Ritter zu finden? Hier ist der Herr Marquis von Carabas," fuhr er fort, indem er dabei auf Junot **) wies; er wird Dir seinen Arm geben." Nun ist aber zu wissen, daß der erste Konsul schon öfters Junot und Marmont so genannt hatte, aber immer im muntern und unschuldigen Scherze, und zwar, wie er zu sagen pflegte, „wegen ihrer Vorliebe für das Hofwesen." Beide lachten aber bloß darüber, wie es denn auch nichts Anderes als ein Scherz war. Madame Bonaparte nahm die Sache nicht so und zeigte ein verdrießliches Gesicht. Das war nicht die Art, Bonaparte zu gefallen; seine Stirn runzelte sich den Augenblick. Er nahm das Glas, und indem er seine Gemahlin ansah, verneigte er sich gegen sie und trank mit den Worten: „Auf das Wohl der Frau Gräfin von Escarpagnas!" Die Fortsetzung dieses Scherzes trieb Madame Bonaparte Thränen ins Auge. Napoleon sah es, und es that ihm Leid, wie ich glaube, es so weit getrieben zu haben. Um es wieder gut zu machen, nahm er noch einmal sein Glas, verneigte sich gegen mich, und indem er mir mit den Augen zublinzte, sagte er: „Auf das Wohlseyn der Frau Marquisin von Carabas!" Wir Alle lachten und Madame Bonaparte auch; allein sie hatte gut lachen; ich war erst sechzehn Jahre alt und sie vierzig.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die ärgerlichen Auftritte bei Gelegenheit des Todes des Abbé Gregoire haben sich unlängst in Frankreich erneuert. Der Abbé Deletier, vormaliger konstitutioneller Bischof starb, ohne seine Meinungen abzuschwören und in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren, wie es der Erzbischof von Paris verlangte. Die Geistlichkeit des Pfarrsprengels (St. Louis-en-l'Ile) weigerte sich demnach die kirchlichen Leichenfeierlichkeiten vorzunehmen, und mußte auf Befehl der Regierung ihre Kirche den sogenannten schismatischen Priestern zu dem gewöhnlichen Gottesdienste einräumen.

•

Nordamerikanische Journale berichten, daß die Einkünfte der Vereinigten Staaten im heurigen Jahre acht Millionen mehr betragen, als der Voranschlag gemacht worden. Man hatte sie auf zwei und zwanzig Millionen Dollars angesetzt, und es zeigt sich jetzt, daß sie sich bis über dreißig Mill. Dollars belaufen werden.

*) Das allerliebste Mährchen vom gestiefelten Kater ist wohl allen unsern Lesern aus der Kinderstube und aus Tiecks köstlicher Bearbeitung bekannt. A. d. R.

**) Junot, damals schon der Gemahl der Herzogin von Abrantes, wovon später. A. d. R.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 321. 17 November 1831.

Spanien, wie es ist.

(Nach dem Foreign Quarterly Review.)

Die Frage: Wie sind Spaniens innerere Verhältnisse beschaffen? ist in der neuesten Zeit wiederholt aufgeworfen, aber unseres Wissens noch in keinem Journal befriedigend gelöst worden. Wir versuchen deßhalb hier eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Halbinsel zu entwerfen und den Einfluß zu entwickeln, den physische, moralische, politische und religiöse Ursachen auf seine Institutionen ausüben. Vielleicht gelingt es uns an der Hand der Schriftsteller, *) die in der neuesten Zeit über diesen Gegenstand sich verbreitet haben, eine richtige Idee von den Verbesserungen und Fortschritten zu geben, deren dieses Land fähig ist.

Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind nicht gering, da es sich darum handelt, ein ungeheures Bild mit all seinen vielverzweigten Einzelnheiten auf so beschränkten Raum zusammen zu drängen. Allein mit Hülfe einer methodischen Behandlung und möglichster Kürze hoffen wir den Lesern eine Masse von Beobachtungen vorlegen zu können, die von nicht geringem Interesse seyn dürften; jedenfalls aber wird dadurch neues Licht über die inneren Verhältnisse eines Staates verbreitet werden, der zwar in seinem Ruhm gesunken, und von dem Gipfel seiner Größe herabgestiegen ist, aber alle großen Elemente zu einer nationalen Wiedergeburt umfaßt.

1. Spaniens physische Verhältnisse.

Die iberische Halbinsel, die von den Alten mit einem ausgespannten Stierfelle verglichen worden ist, nimmt das südwestliche Ende Europa's ein. Der atlantische Ozean und das mittelländische Meer umschließen es von allen Seiten, bis auf seine nordöstliche Gränze gegen Frankreich hin, die durch die Gebirgskette der Pyrenäen gebildet wird. Den eigenthümlichsten Zug in der Physiognomie dieses Landes bilden dessen Gebirgszüge. Aus der Kette der Pyrenäen, die fast in gerader Linie von Osten nach Westen fortläuft, entspringt eine Menge von Gebirgsästen zweiten Ranges, die gegen Süden und Westen hin sich ausdehnen, und ein großartiges Netz über die ganze Halbinsel spannen. Die vorzüglichsten dieser Gebirgszüge sind: der asturische und gallizische, der als eine Fortsetzung der pyrenäischen Gebirgskette betrachtet werden kann; der Gebirgszweig Guadarrama, den der Geograph Antillon den iberischen Gebirgszug nannte; die Sierra Morena und ihre furchtbaren Klüfte; die Gebirge von Grenada und Ronda, welche die höchsten Gruppen der Berge zweiten Ranges bilden, von denen die Küste des mittelländischen Meeres umgürtet wird. Oft bilden sie so kühne Vorsprünge, daß sie mit Mariana zu reden, „an manchen Stellen die See durchschneiden, und den Meeresabgrund zwischen Europa und Afrika ausfüllen zu wollen scheinen.“ Durch dieses Gebirgsnetz wird Spanien in zwei ungleiche, aber scharf von einander abgesonderte Hälften getheilt, deren eine Mittelspanien, die andere das Küstenland bildet. Das ganze Innere des Landes kann in der That als ein einziger ungeheurer Berg betrachtet werden; denn obgleich es größtentheils aus weiten Ebenen besteht, die von Bergrücken durchschnitten werden, so bilden doch diese Flächen, selbst ein Plateau oder eine Hochebene, die sich abwechselnd von achtzehnhundert bis zweitausend Fuß über die Meeresfläche erhebt, und einen Theil der Gebirgsformation des Centrallandes bildet, das in der erwähnten Höhe über das Küstenland emporsteigt. „Als ich Spanien betrat, sagt der Verfasser des Werkes: Ein Jahr in Spanien (Th. 2. S. 279.) und die östliche Küste desselben längs dem mittelländischen Meere durchwanderte, sah ich zu meinem Erstaunen den westlichen Horizont gänzlich von hohen Gebirgen umschlossen, aber meine Ueberraschung wurde noch größer, als ich von Valencia aus das Meer verlassen, und die landeinwärts gelegenen Berge erklommen hatte, und nun statt eines Thales eine sonnenverbrannte, einförmige Ebene erblickte, die in gleicher Höhe mit dem Gipfel des erstiegenen Gebirges in unabsehbarer Ferne sich verlor. Wirklich legte ich auch mehr als hundert Meilen auf dieser unermeßlichen Ebene zurück, bevor ich an die Sierra Morena kam, wo ich mit einem Male durch den Paß von Despeña Perros nach Andalusien hinabstieg.“

Eine solche Gebirgsformation muß natürlich schließen lassen, daß sie einer verhältnißmäßigen Anzahl von Flüssen und Strömen unversiegbare Nahrung gebe. Verschiedenen Ursachen aber, insbeson-

*) Benützt wurden zu diesem Artikel außer den frühern Schriftstellern Antillon, Mariana, Laborde, Minano (1826) Bory de St. Vincent, auch die neuesten über Spanien erschienenen und bereits auch in der literarischen Chronik des Auslandes angeführten Werke: A Year in Spain 1831 und Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses Pouvoirs Religieux et Monarchiques par Dr. Favre. Paris 1831.

Digitized by Google

dere der Nacktheit des Bodens, dem durchgehends Waldungen fehlen, um die Wolken anzuziehen, und die Feuchtigkeit zu sammeln, so wie der daraus entspringenden Trockenheit der Luft während des größeren Theils des Jahres, ist es zuzuschreiben, daß die Zahl und Größe der Flüsse auf der Halbinsel in solchem Mißverhältniß zu ihren vielen und hohen Gebirgen steht. Die Hauptflüsse sind der Ebro, der Douro, der Tajo, der Guadiana und Guadalquivir. Der Ebro entspringt in den Gebirgen von Navarra, nimmt seinen Lauf östlich zwischen der Hauptkette und einem Seitenzweige der Pyrenäen hin, und fällt oberhalb Tortosa in das mittelländische Meer. Der Douro entströmt dem nördlichen Guadarrama-Zweig, schwillt allmählich auf seinem Laufe an, durchschneidet Portugal, und ergießt sich bei Oporto in den Ozean. Der Tajo, welcher mit Recht der Fürst der spanischen Flüsse genannt wird, hat seinen Ursprung gleichfalls in dem Guadarramas-Gebirgszweig, nur auf der entgegengesetzten Seite desselben, bewässert die Gärten und Lustwälder von Aranjuez, umfaßt in einem Halbbogen Toledo, nimmt in seinen Schoß eine Menge zinsbarer Gebirgswasser auf, und erschließt sich zu einer weiten Seebucht, in der die Hauptstadt Portugals sich spiegelt. Der Guadiana quillt aus den Sümpfen von Ruidosa hervor, von wo aus er zu einem beträchtlichen Strome anschwillt, durch herrliche Wiesengründe sich windet, auf denen zahlreiche Schaf- und Rindvieherden weiden, und endlich im Golf von Huelva vom Ozean aufgenommen wird. Der Guadalquivir endlich hat seine Quelle zwischen der Sierra Morena und der Sierra Nevada, wird durch Zuflüsse von beiden Gebirgszweigen genährt, und zieht in anmuthigen Windungen dem Ozean zu, nachdem er die Mauern von Cordova und Sevilla bespült, und Fruchtbarkeit über den schönsten Theil von Andalusien verbreitet hat. Dieß sind die Hauptströme Spaniens, die Schlagadern des Landes gleichsam, die zwar wahrscheinlich kein größeres Wasservolumen als die Ströme Frankreichs führen, und jedenfalls nicht auf so weite Strecken schiffbar sind, wegen der beträchtlichen Höhe des spanischen Centrallandes und ihres daraus folgenden stärkeren Falles, aber doch wegen ihres fast geraden Laufes in den Thälern Kanalbauten ungemein erleichtern, und die fast unberechenbare Ausdehnung eines verbesserten Kultursystemes zulassen.

Die Flüsse Spaniens könnten, wie die Aegyptens, unerschöpfliche Quellen der Fruchtbarkeit werden, wenn den Menschen Ermunterung oder auch nur die Erlaubniß zu Theil würde, der großen Vortheile Herr zu werden, die Natur und Vorsehung ihnen unter die Hand legten. Seen von Bedeutung hat das Land keine.

Der Boden der Halbinsel bietet natürlich große Verschiedenheiten dar. Das Centralland besteht größtentheils aus dürren, schattenlosen Ebenen, die von hohen Bergen durchschnitten sind, an denen die versengende Hitze des Sommers bis zum Unerträglichen gesteigert zurückprallt, und die strenge Kälte des Winters sich verdoppelt. Die Küstengegend, weniger hochgelegen als die Ebenen im Innern des Landes, ist durch abwechselnde Thäler und Berge unterbrochen, was eine ungemein reizende Mannichfaltigkeit und einen anmuthigen Kontrast mit den dürren und unfruchtbaren Hochebenen bildet, aus denen Mittelspanien besteht. Ueberall herrscht dort üppige Fruchtbarkeit, oder es kann diese durch Bewässerung hervorgerufen werden. Was das Klima betrifft, so sind seine Verschiedenheiten durch die geologische Gestaltung des Landes bedingt.

Die Temperatur der Luft, die überall an den Seegestaden stets minder wechselt als im Innern des Landes, bleibt sich an den Küsten Spaniens mehr gleich, als in den entlegenen Gegenden des Königreiches. An der nördlichen und westlichen Küste wehen die vorherrschenden Winde von Westen, und mit den nassen Dünsten beladen, die sie auf ihrem Striche über das atlantische Meer aufsaugen, übergießen sie das Land im Winter und Frühlinge mit reichhaltigen Regengüssen. Die Atmosphäre ist am ruhigsten an der Küste des mittelländischen Meeres, wo die Ostwinde, die dort am häufigsten sind, nie zu der Gewalt sich steigern, die ihnen am äußersten Ende der Halbinsel namentlich zu Cadiz eigen ist. So erfreut sich die Küste von Catalonien, und von den Königreichen Valencia, Murcia und Grenada einer milden Temperatur, die selten unter 52° fällt und meistentheils sich über 57° Fahrenheit hält. Der Winter ist an einer Küste, die durch das Hochland des Innern geschützt, und von den Strahlen einer fast nie umwölkten Sonne erwärmt wird, unbekannt. Auf der Hochebene von Castilien, deren mittlere Höhe achtzehnhundert Fuß über dem Meeresspiegel beträgt, nimmt die Hitze minder schnell zu; erst mit Beginn des Julius, wo die Atmosphäre ruhiger wird, hält sie sich zwischen 57 und 68°, oder steigt bis zu 77° Fahrenheit. Im Monat August verliert sich die Kühle der Nächte, wie es gegen Morgen geht und macht sich Abends gleich nach Sonnenuntergang wieder fühlbar; hiedurch wird die Hitze des Tages sehr gemildert. Die nördlichen Provinzen ausgenommen zeichnet sich das Klima Spaniens überall durch seine Trockenheit aus. Vorzüge desselben, auf die man zuverlässig rechnen kann, sind völliger Mangel von Regen und Nebel, ein wolkenloser und durchsichtiger Himmel. Doch diese Trockenheit steigert sich bisweilen bis zum höchsten Grade und artet dann in eine versengende Dürre aus, durch die alle Bäche vollkommen versiegen, die Pflanzenwelt erstirbt und Menschen und Thiere verschmachten.

(Fortsetzung folgt.)

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Fortsetzung.)

Hussein-Khodja wurde bald darauf Imam, oder Lehrer des wahren Glaubens. Diese geistliche Würde gab ihm größern Einfluß. Omer Pascha erhob ihn später zum Geheimschreiber der Regentschaft, und vertraute ihm die Oberaufsicht über alle Staatsdomänen. Die Prätorianergewalt, die in Algier den Dey auf den Thron hob, stürzte ihn eben so bald wieder, wenn äußere oder innere Verhältnisse ihre Unzufriedenheit gegen ihn erweckten. Jede glänzende Genugthuung oder eine mißfällige Bewilligung, die der Dey einer europäischen Macht zu geben gezwungen wurde, gaben nicht selten Veranlassung zu seinem Sturze. Die glückliche Expedition des Lords Exmouth gegen Algier hatte großes Mißvergnügen unter den Mitgliedern der Regierung und den Einwohnern der Stadt hervorgerufen; ihr Verdruß über das Unglück der türkischen Waffen richtete sich gegen Omer, eine Verschwörung entspann sich, und der Dey

Digitized by Google

wurde im Jahre 1817 ermordet. *) Man hatte es sorgfältig vermieden, Hussein ins Komplot zu ziehen, da man nicht ohne Grund befürchtete, er würde den Anschlag gegen das Leben seines Gönners entdecken. Der Imam erfuhr deßhalb nicht eher etwas von der Verschwörung, als bis der Schlag gefallen war. Einer der Verschwornen, der die blutige That am meisten betrieben hatte, Ali, wurde durch den Divan zum Dey ausgerufen, und als solcher vom Volke anerkannt.

Ali Pascha war ein verworfener Mensch, der von allen Lastern befleckt und ein Spiel der heftigsten Leidenschaften war. Die Bewohner von Algier nannten ihn den „tollen Pascha," weil sie sich seine schändlichen Gelüste und den Unsinn seiner Politik nur aus der Tollheit erklären konnten. Einst ließ Ali eine junge und schöne Christin, eine Genueserin von Geburt, entführen, und machte sie mit Gewalt zu einer seiner Beischläferinnen. Alle Bemühungen ihrer Familie waren vergebens, Ali ließ seine Beute nicht los; allein die Bevölkerung von Algier wurde durch diese Ruchlosigkeit empört — abermals ein Beweis, daß auch unter den Türken gesetzwidrige Handlungen in der öffentlichen Meinung eine Gegnerin finden, und daß Entführungen, Nothzucht und andere brutale Gewaltthätigkeiten nicht, wie man bisher zu glauben schien, zu den gewöhnlichen Vorfällen, wenn nicht gar zum türkischen Staatsrecht, gehören. Ali Pascha folgte in dieser gefährlichen Krise den Eingebungen seines unbeugsamen Sinnes und der Furcht zugleich: er gab das Mädchen nicht heraus, verließ aber seinen Palast und schloß sich in der Kassaba **) ein. Hier fand er Sicherheit gegen die Wuth des Volkes; allein schon im sechsten Monate seiner Herrschaft rief ihn der Tod ab. Die Pest befreite Algier von diesem Fürsten, der ein verabscheutes Andenken hinterlassen hat.

Durch einen der seltsamen Widersprüche in der menschlichen Natur geschah es, daß Ali auf dem Todbette durch sein Vermächtniß Hussein als den einzigen Mann bezeichnete, welcher der Nachfolge würdig sey. Die Mitglieder des Divans gaben ihre Einwilligung, einen wegen seiner Frömmigkeit bekannten Mann auf den Thron zu sehen, der durch die Ausschweifungen des tollen Pascha befleckt worden war. Man befolgte die letztwillige Bestimmung Ali's vorzüglich aus zwei Gründen: erstens war Hussein gut, fromm, der Verwaltung kundig und konnte am besten und schnellsten die Tyrannei seines Vorgängers in Vergessenheit bringen; zweitens glaubte man, daß die arabischen Stämme am liebsten Hussein-Khodja anerkennen würden, da er in häufigen Verbindungen mit ihnen gestanden war. Diese Verbindungen waren mannichfaltig: als Geheimschreiber der Regentschaft und als Oberaufseher der Staatsdomänen war Hussein mit der Stadt und den Pächtern der Staatsgüter in stäte Berührung gekommen; als Imam war er der Weg, auf dem alle Gnaden des Paschas, der ihn liebte, an die Bittsteller ergingen; als Einnehmer der Naturalienabgaben stand er in täglichem Verkehr mit den Gültbauern des Deylicks, mit allen Einwohnern der Provinzen, die in die Magazine der Regentschaft Getreide, Heu und alle Arten von Feldfrüchten lieferten; als Mir-Akhor (Großstallmeister oder Connetable des Reichs) führte er den Oberbefehl über die Reiterei und begleitete dadurch eine so wichtige Stelle als der Aga (Kriegsminister). Diese Eigenschaften gaben ihm in den Augen des Divans ein so großes Gewicht, daß sich fast alle Stimmen für ihn vereinigten.

(Fortsezung folgt.)

*) Es ist kein Zweifel, daß auch Hussein Pascha, wäre es ihm auch gelungen, durch Verträge mit Frankreich die Regentschaft zu behalten, das Loos seines Wohlthäters getheilt haben würde. Sicherlich wäre er auch unter den Dolchen seiner Prätorianer gefallen, wenn er in Frankreichs Forderungen vor Ausbruch des Krieges gewilligt hätte. Anm. d. Verf.

**) Kassaba ist nicht, wie man behaupten wollte, eine Zusammenziehung aus Casa alba (weißes Haus), sondern ein arabisches Wort, das ein festes hochgelegenes Schloß bezeichnet. Anm. d. Verf.

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsezung.)

„Bis dahin schien die Geschichte mich nichts anzugehen; aber nun die Folge. Unter den Kameraden Junots und den Uebrigen, die damals den ersten Konsul umgaben, gab es gar mancherlei Köpfe. Die Tapferkeit war die einzige Tugend, die ihnen gemeinsam war. Nun befand sich unter dieser Schaar von Frankreichs guten und tapfern Söhnen mancher, dessen Sache eben nicht das Denken war. Einer davon fand den Witz des Konsuls so köstlich, daß er ihn anderwärts wiederholen zu müssen glaubte. Dieß ging zu weit. Junot konnte etwas davon hören, und der Scherz hätte einen tragischen Ausgang nehmen können. Ich beschloß der Sache ein Ende zu machen und zog darüber meine Mutter zu Rathe. Sie hörte mich mit Aufmerksamkeit an, dann gab sie mir meine Instruktion und ich kehrte nach Malmaison zurück, wo wir damals einige Tage verweilten.

„Am folgenden Tage fand sich Junot, der damals Kommandant von Paris war und nicht alle Tage kommen konnte, nicht beim Mittagmahle ein; allein er stellte sich dazu am folgenden Tage ein, und mit ihm fehlte auch nicht der Herr Marquis von Carabas. Man befand sich damals gerade auf der Brücke, die in den Garten führt; der Konsul saß auf der Brustlehne. „Mein Freund," sagte ich zu Junot, „sobald wir das erste Mal auf Deine Güter *) gehen, mußt Du eine Sache nicht vergessen, die ganz und gar unentbehrlich ist in Deinem Gefolge; oder ich werde nicht mitgehen; Dieß sey Dir nur einstweilen vorausgesagt, und ich bin überzeugt, daß mir der General Recht geben wird." — „Und Was wäre Das?" fragte der erste Konsul. — „Ein gestiefelter Kater als Vorläufer." — Alles lachte; aber ich werde in meinem Leben nicht die Gestalt des ersten Konsuls vergessen; sie war zum Malen. Ich fuhr mit großem Ernste fort. „Ich besize noch ein Joujou, das man mir als Kind geschenkt hat, wenn Du ein Modell brauchst, kannst Du es haben."

„Man lachte noch mehr, und dabei blieb es diesen Tag. Aber mein Same war auf guten Boden gefallen und mußte Früchte tragen. Einige Tage später nach dem Diner befanden wir uns in der Galerie zur Seite des Salons; der obenerwähnte Witznachbeter des Konsuls fing wieder von dem Marquisate zu sprechen an. Ich sah nichts an als den Konsul; er wendete sich zu seinem Sosias und sagte ihm ganz trocken: „Wenn Sie thun und sprechen wollen wie ich, so suchen Sie sich besser Ihren Gegenstand aus. Mich däuchte, man könnte mich in andern Dingen nachahmen." Eine Viertelstunde darnach näherte er sich mir, nahm mich bei der Nase und kneipte mich, daß ich hätte schreien mögen: „Sie sind gescheidt, kleine Hexe (petite peste)," sagte er, „aber boshaft. Seyen Sie es nicht mehr. Eine Frau verliert alle ihre Reize, wenn sie sich fürchten macht."

*) Madame Junot meinte Dieß bloß scherzweise. Die Güter waren damals noch nicht so wie der goldene Regen in den Schoß der Generale Bonaparte's gefallen. A. d. R.

Digitized by Google

„Die Folge von dem Ganzen war, daß ich nicht mehr von dem Marquisate reden hörte. Meine Mutter, die mich über den Ausgang unsers Planes befragte und wahrscheinlich auch mehr Bosheit darein gelegt hatte als ich, lachte unendlich über die Wirkung, die es gemacht. „Ich war dessen sicher," sagte sie."

Die folgende Laufbahn des gestiefelten Katers ist zu bekannt, und die Angelegenheiten und Verhältnisse der Familie Permon von zu wenig öffentlichem Interesse, als daß wir ihnen an dem Faden der Erzählung der Herzogin von Abrantes folgen könnten. Erst die räthselhafte Verhaftung des Generals Bonaparte unter der Schreckensregierung auf Betrieb seines Landsmanns, des Korsen und Konventsmitglies, Salicetti, so wie das Geheimniß, das auf diesem Vorfalle ruht, nehmen wieder unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. Bonaparte vermied in seinen Denkwürdigkeiten auf St. Helena davon zu sprechen; leicht begreiflich, wie die Verfasserin meint, weil er dann von seinen frühern Ansichten hätte reden und ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen müssen. Die Memoiren der Frau von Bourienne, die über mehrere ihrer Angaben in den vorliegenden Denkwürdigkeiten Berichtigung erhalten, behaupteten, Bonaparte sey nicht verhaftet und gefangen gehalten worden, da er den Ideen der Terroristen anhängig gewesen sey. Allein die Thatsache ist unleugbar; die Herzogin muß Dieß wissen; ihr Bruder, damals Sekretär bei Salicetti; Junot, späterhin ihr Gemahl, der vertrauteste Freund Bonaparte's bevor er noch sein Adjutant wurde, und Salicetti selbst, der nach dem Sturze der Schreckensregierung geächtet, durch die Familie Permon verborgen und von dem Schaffotte gerettet wurde, sprachen stets von Bonaparte's Verhaftung; letzterer suchte sich wegen des Antheiles, den er daran genommen, in den Augen seiner korsischen Freunde zu entschuldigen. Genug, der General wurde auf Betrieb Salicetti's von einem andern Korsen, dem Generaladjutanten Arena, verhaftet, und seine Papiere wurden in Beschlag genommen. Als sich Madame Permon durch ihren Sohn bei Salicetti für Bonaparte verwendete, gab der Volksrepräsentant zur Antwort: „Antworte der Bürgerin Permon, daß es mir Leid thut, ihren Wünschen nicht entsprechen zu können. Aber Du siehst selbst, daß es mir unmöglich ist. Die Berichte, die aus Corsica eingegangen sind, würden mir dieß Verfahren vorschreiben, wenn dieß nicht schon durch die Ereignisse von Genua geschehen wäre. Bist Du nicht meiner Meinung, Permon?" — Sein Sekretär war es keineswegs. Wegen jakobinischer Ansichten konnte ihn Salicetti am wenigsten verhaften lassen; wegen des Gegentheils auch nicht, da Bonaparte früher während seines Aufenthalts in Corsica, wohin er sich im Frühjahre 1793, kurz bevor er die Belagerung von Toulon übernahm, begeben hatte, in einem Jakobinerklub öfters als einer der heftigsten Redner aufgetreten war. Zwar deutete Napoleon in seinen Denkwürdigkeiten darauf hin, daß man ihn in dieser Beziehung mit seinem Bruder Lucian verwechsle; allein Lucian war damals noch zu jung, und die Herzogin von Abrantes will aus sicherer Quelle wissen, daß Bonaparte wegen seiner heftigen Reden in Corsica von der gemäßigten Partei verfolgt nur als Matrose verkleidet in einem Boote ihren Nachstellungen habe entgehen können. Napoleon stand, wie Junot, auf vertrautem Fuße mit dem jüngern Robespierre, und war überhaupt als glühender Patriot bekannt. Der Meinung der Herzogin von Abrantes nach scheint zwischen Salicetti und Bonaparte die Eifersucht ins Spiel gekommen zu seyn; wahrscheinlich berührten sich ihre Neigungen in einem Gegenstande, und Bonaparte hatte ungeachtet seiner Jugend oder vielmehr eben wegen seiner Jugend das Glück, erhört zu werden, wofür sich der leidenschaftliche Corse rächte, indem er seinen Nebenbuhler als der Spionerie verdächtig ins Gefängniß brachte. Nach der Meinung Permons, seines Sekretärs, verdankte Bonaparte sein Leben einer Sache, der Niemand noch auf den Grund gesehen hat. Salicetti erhielt von Bonaparte einen Brief, der auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen schien. Die Papiere Bonaparte's waren in den Händen des Volksrepräsentanten, der sie mit Aufmerksamkeit durchlesen und dann mit sichtbarem Unwillen von sich gestoßen hatte; nun aber nach Empfang des Briefs nahm er sie noch einmal vor und las sie. Permon bot sich an, zu helfen, was Salicetti ablehnte. So viel ist jedenfalls gewiß, wäre Bonaparte nach Paris geführt und vor den Wohlfahrtsausschuß gestellt worden, so würde wahrscheinlich der Freund des jungen Robespierre bei Billaud-Varennes und Collot d'Herbois nicht mit dem Kopfe davon gekommen seyn.

„Als Bonaparte verhaftet worden war," so erzählt die Verfasserin in Bezug auf diese Geschichte weiter, „wollte Junot, der ihn zärtlich und mit ganzer Hingebung liebte, ihn entweder durch List oder Gewalt befreien. Die Hinrichtungen der Schreckenszeit hatten noch nicht aufgehört, und die lebhaftesten Besorgnisse wurden wach, sobald Jemand angeklagt war, mochte es auch seyn, weshalb es wollte. Allein Bonaparte wies jede gewaltthätige Handlung zurück. „Ich bin unschuldig," sagte er, „und darf den Gesetzen vertrauen." Aus seinem Gefängnisse schrieb er an Junot folgenden Brief, der sicherlich von seiner eigenen Hand ist da er damals noch keinen Sekretär hatte:

„Ich erkenne Deine ganze Freundschaft, mein lieber Junot, in dem Vorschlage, den Du mir machst, und die meinige kennst Du schon langher; und ich hoffe, daß Du darauf zählest.

„Die Menschen können gegen mich ungerecht seyn, mein lieber Junot; allein es genügt, sich schuldlos zu wissen; mein Gewissen ist das Tribunal, vor welches ich mein Betragen stelle.

„Dieß Gewissen ist ruhig, wenn ich es frage; deßhalb unternimm nichts, Du würdest mir nur Verlegenheiten bereiten.

„Adieu, mein lieber Junot.

„Gruß und Freundschaft.

„Bonaparte."

„Dieser Brief war die Antwort auf ich weiß nicht welche Vorschläge, die Junot in den ersten vier und zwanzig Stunden der Verhaftung des Generals durch einen Soldaten an ihn hatten gelangen lassen, und die nur in einem jungen überspannten Kopfe wie dem seinigen entspringen konnten.

„Es genüge über dieses räthselhafte Ereigniß hier nur noch anzuführen, was Bonaparte in seiner Vertheidigung an die Volksrepräsentanten durch Junots Hand schreiben ließ: „Einen Patrioten als verdächtig erklären," sagte er, „heißt ihm das Kostbarste rauben, was er besitzt: das Vertrauen und die Achtung seiner Mitbürger." Der Patriot also, nicht der Mensch, mußte es seyn, den man angriff."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein französisches Journal sucht eine Analogie zwischen dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs und dem des römischen Reiches kurz vor seinem Verfalle zu finden: „Alle Institutionen," bemerkt es, „alle öffentlichen Vergnügungen und Sitten bieten zwischen beiden Perioden eine auffallende Aehnlichkeit dar. Zur Zeit, wo das Christenthum auftrat, zog das Volk die blutigen Spiele des Circus dem Pompe der heidnischen Ceremonien vor, die seinem Heißhunger nach neuen Schauspielen nicht mehr genügen konnten. In unsern Tagen, wo fast Niemand mehr — einige alte Weiber und Kinder ausgenommen — sich vor den christlichen Altären einfindet, wo Racine und Corneille von den Romantikern den Spottnamen „alte Perrücken" erhalten; wo unsre Landsleute nach dem Schauspielhause sich drängen, das in schauderhaften dramatischen Würggeschichten das menschliche Elend in seiner nacktesten Abscheulichkeit vorführt — in dieser Zeit, wo die Schriftsteller in ihrer Erschöpfung sich geistiger Diabolinis bedienen müssen, und vergebens nach dem Unerhörtesten und Neuesten haschen; wo dem abgestumpften Geschmack des Publikums nichts mehr zusagt, als die fürchterlichsten und übertriebensten Geburten einer überspannten Phantasie — in dieser Zeit finden wir uns in einem Zustande, der jenem des römischen Reiches ungemein ähnlich sieht, und wir wundern uns nicht im mindesten, wenn wir das Volk mit wahrer Manie einem Schauspiele zuströmen sehen, wo Löwen, Boa's, Känguru's, Schaguars und Elephanten auftreten." — Es dünkt uns, es ließen sich wohl auch noch höhere Vergleichungspunkte finden.

•

Nachrichten aus Calcutta vom 28 Mai zufolge hat das Benehmen des Radschah Rundschit Sing die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf sich gezogen. Die Eifersucht, welche der Fürst von Lahore gegen die Engländer hegte, zeigte sich kürzlich darin, daß er dem Kapitän Wim die Erlaubniß verweigerte, den Indus hinaufzufahren. Die englische Regierung scheint Kenntniß von Unterhandlungen zu haben, in welche Rundschit Sing mit Rußland getreten seyn soll. In Calcutta hat Dieß große Aufmerksamkeit erregt, und man vermuthet, daß die indische Armee während des kühlen Wetters Beschäftigung finden werde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 322. 18 November 1831.

Die Areoi oder Kindermbrdergesellschaft auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Die Areoi waren eine Art wandernder Schauspielergesellschaft oder privilegirter Müßiggänger, die von Insel zu Insel, von Bezirk zu Bezirk zogen, pantomimische Vorstellungen gaben, und eine wahre moralische Seuche unter der Bevölkerung verbreiteten. Es waren große Vorbereitungen nöthig, bevor die Mareva oder Gesellschaft auszog. Schweine wurden geschlachtet, und dem Oro geopfert; eben so brachte man ihm eine Menge Pisang und Bananen und andere Früchte auf seinen Altären zum Opfer. Hiezu waren mehrere Wochen nöthig, während dessen man auch am Bord ihrer Kanoe zwei Maraen oder Tempel für Oroteteſa und seinen Bruder, die Schutzgottheiten der Gesellschaft errichtete. Die Anwesenheit dieser Götter wurde gewöhnlich nur durch ein Symbol bezeichnet, durch einen Stein für jeden von dem Oro's-Tempel und durch einige rothe Federn von seinem Bilde. In diese Symbole, glaubte man, stiegen die Götter herab, wenn der Priester ein kurzes Ubu oder Gebet, vor Abfahrt der Flotte, darüber ausgesprochen. Die Anzahl dieser Genossenschaft, und die Größe von einigen ihrer Wanderzüge kann aus Cooks Zeugniß abgenommen werden, der bei einer solchen Gelegenheit zu Huaheine siebzig Kanoes mit Areoi gefüllt auslaufen sah.

Waren sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt, so begaben sie sich nach dem Wohnsitze des Königs oder Häuptlings, und überreichten ihre Marotai oder Geschenke; eine gleiche Gabe wurde in den Tempeln an die Gottheiten geschickt, als dankbare Anerkennung für die ihnen verliehene glückliche Fahrt. Nun wurden die Vorbereitungen zu ihren öffentlichen Tänzen und Vorstellungen getroffen. Bei diesen Gelegenheiten erschienen sie meist ganz nackt, ihre Leiber waren mit Holzkohlen gefärbt, und ihre Gesichter mit der Mati, einer scharlachrothen Farbe. Manchmal trugen sie einen Gürtel von gelben Ti-Blättern, der den Federschürzen der Peruaner und anderer südamerikanischer Stämme glich. Zu andern Zeiten waren sie mit einer Weste von welken gelben Pisangblättern bekleidet, während ihre Köpfe mit den glänzendgelben und scharlachrothen Blättern der Hutu, oder Barringtonia, aufgeputzt waren; größtentheils aber waren sie völlig nackt.

Eine ihrer Vorstellungen hieß Upaupa, bei welcher sie in einem Kreise auf dem Boden saßen, und eine Sage oder einen Gesang zum Lobe einer ihrer Gottheiten, oder eines berühmten Areoi mit vereinten Stimmen absangen. Der Anführer der Gesellschaft stand in der Mitte des Kreises, und leitete die Aufführung durch eine Art Prolog ein; dann begannen die am Boden saßen unter einer Menge fantastischer Bewegungen ihren Gesang mit leiser und langsamer Stimme, die aber allmählich stieg und zunahm, bis daraus ein vollkommenes Geschrei von unverständlicher Schnelligkeit wurde. In gleichem Maße verdoppelten sich auch die Bewegungen der Arme und Hände, bis sie zur wildesten Grimasse geworden und darin fuhren sie fort, bis sie athemlos und erschöpft genöthigt waren, ihrer Vorstellung ein Ende zu machen.

Häufig unterhielten sie auch das Volk, indem sie Reden vortrugen, die sie mit allen erdenklichen Stellungen und Bewegungen begleiteten; dann wurden ihre Vorstellungen eine Art Schauspiel. Ohne Scheu wurden darin Priester und andere Leute lächerlich gemacht, und scherzhafte Anspielungen auf öffentliche Ereignisse an gelegenem Orte angebracht. Bei den Taupitis traten sie zuweilen als Ringer auf, niemals aber im Faustkampfe, durch den sie sich für erniedrigt gehalten haben würden. Indeß scheint Tanz ihr eigentliches und beliebtestes Spiel gewesen zu seyn. Stets führte ihr Oberhaupt dabei die Leitung. Mit Holzkohle geschwärzt und mit dem Mati-Scharlach gefärbt boten sie einen abscheulichen Anblick. Diese Tänze dauerten den größten Theil der Nacht hindurch, und wurden von Gesang, Flöte und Trommel begleitet. Mehrere Tage und Nächte lang wurden diese öffentlichen Darstellungen an einem und demselben Orte fortgesetzt, dann wurde das Upaupa hut, geschlossen; und die Gesellschaft wanderte nach einem andern Bezirk, wo dieselben Tänze, Gesänge und pantomimischen Vorstellungen wiederholt wurden.

In mehreren Bezirken der meisten Inseln waren für die Areoi, sowohl zu ihrer Bequemlichkeit als zu ihren Aufführungen, besondere dauerhaft gebaute, weitläufige und manchmal auf alle ersinnliche Weise geschmückte Gebäude errichtet. Manchmal fingen sie ihre Vorstellungen schon in den Kanoes an, indem sie sich dem Lande näherten. Dieß geschah vorzüglich, wenn sie den König der Insel oder einen vornehmen Häuptling an Bord ihrer Flotte hatten. Wenn eine dieser Gesellschaften auf solche Weise dem Ufer sich näherte, wobei ihre Flaggen im Winde wehten, ihre Flöten und Trommeln erklangen, und die Areoi unter Leitung ihres Führers

Digitized by Google

auf einer eigens dazu auf den Kanoes errichteten Bühne unter wilden Gliederverrenkungen, possenhaftem Gesichterschneiden, und mit bemalten Leibern auftraten, während ihre schreienden Gesänge mit Flöten und Trommeln gemischt durch das Klatschen der Wogen und das rasselnde Getöse der Brandung unterbrochen wurden, so mußte Dieß ein seltsam aus Posse und Erhabenheit gemischtes Schauspiel gegeben haben, von dem wir uns nicht leicht eine Vorstellung machen können.

Die oben angeführten Spiele bildeten die vornehmste Beschäftigung der Areoi und mit steter Wiederholung dieser oft höchst unsittlichen Vorstellungen brachten sie ihr Leben hin, von einem Häuptling zum andern ziehend, oder unter den verschiedenen Inseln umhersegelnd. Das gemeine Volk, das Feldbau trieb, machte sich wenig aus ihnen; bei den Häuptlingen und anderen dem Müßiggang und Vergnügen ergebenen Leuten aber standen sie in hoher Achtung; man bewirthete sie verschwenderisch, und Nichts schien zu kostbar, durch das man sich ihre Gefälligkeit erkaufen konnte. Hiedurch wurden oft höchst ungerechte und grausame Gewaltthätigkeiten gegen die armen Landleute veranlaßt. Wenn eine Gesellschaft von Areoi bei einem Häuptling angekommen war, und ihr Unterhalt, wie sich denken läßt, großen Aufwand erheischte, so schickte er gewöhnlich seine Diener in die zunächst gelegenen Pflanzungen, wo ohne Umstände geplündert und weggenommen wurde, was man brauchen konnte. Diese Räubereien wurden alle Tage wiederholt, so lange sich die Areoi in dem Bezirke aufhielten, und wenn sie weiter zogen, boten die Pflanzungen bloß noch ein Bild von Verwüstung dar, die von Seite des Häuptlings Dem, der sie veranlaßt hätte, eine furchtbare Rache zugezogen haben würde. *)

Es gab unter den Areoi bestimmte Rangabtheilungen, die sich durch die Art und Weise, wie sie tatauirt waren, unterschieden. Die erste und höchste Klasse hieß Avae paral, gemalte Beine; da ihr Bein vom Knie bis zum Fuße hinab, völlig schwarz gefärbt war. Die zweite Stufe nahmen die Otiore ein, deren Arme von den Fingern bis zur Schulter tatauirt waren. Die dritte Abtheilung wurde Harotea genannt; beide Seiten des Leibes von der Achselgrube an abwärts waren in dieser mit dem Tatau **) bezeichnet. Die vierte Klasse hieß Hua und hatte bloß zwei oder drei kleine Figuren auf jeder Schulter eingeätzt; die fünfte, Atoro genannt, trug auf der linken Seite einen schmalen tatauirten Streif. Jeder von der sechsten Klasse, die Ohemara hieß, trug auf jedem Knöchel einen kleinen Ring eingestochen. Im siebenten und letzten Range standen die Poo, worunter alle Novizen der Gesellschaft begriffen wurden. Man nannte sie auch Poo faarearaa, die lustig machende Abtheilung, weil sie den mühsamsten Theil der pantomimischen Darstellungen und Tänze zu besorgen hatte; die vornehmeren Areoi, obgleich sie mit Kohle und Scharlachfarbe überfirnißt waren, gaben sich nicht sonderliche Mühe, sich zum allgemeinen Vergnügen abzumühen. Zu diesen sieben Rangstufen kam noch eine gute Anzahl von andern Individuen beiderlei Geschlechts, die sich dieser zügellosen Strolchenbrüderschaft anschlossen, für Zubereitung ihrer Nahrung und Kleidung sorgten, und auf den Reisen sie bedienten, um ihre Spiele mit ansehen, oder an ihren Gelagen Theil nehmen zu dürfen. Man nannte diese Fanaunau, weil sie ihre Kinder umzubringen nicht gehalten waren, wozu sich die eigentlichen Areoi bei ihrer Aufnahme verbindlich machen mußten.

Obgleich jeder Art sinnlicher Ausschweifung ergeben, hatte jeder Areoi doch sein Weib, das gleichfalls als Mitglied der Gesellschaft betrachtet wurde, und so eifersüchtig waren die Männer in dieser Beziehung, daß nicht selten Buhlschaft mit der Frau eines Areoi an dem Frevler mit dem Tod bestraft wurde, er mochte nun der Gesellschaft angehören oder nicht.

Diese wandernde Brüderschaft wurde von den Häuptlingen des Landes, so seltsam Dieß auch scheinen mag, in hohen Ehren gehalten; die Vorsteher der Gesellschaft, wahre Ungeheuer in jeder Art von Ausschweifung, wurden als übermenschliche Wesen betrachtet, und genoßen dem zu Folge der tiefsten Verehrung. Uebrigens stand die Brüderschaft nicht bloß einem besondern Range der Bevölkerung zur Aufnahme offen, sie bestand vielmehr aus Leuten von jedem Stande. Die Aufnahme aber war mit einer Menge Ceremonien verbunden, dann folgte ein langes Noviziat und nur langsam rückte man in den höhern Rang der Gesellschaft vor. Man hielt dafür, daß Jeder, der sich dazu meldete, von einer Gottheit zu diesem Entschlusse angetrieben werde. Wenn Jemand aufgenommen zu werden wünschte, so erschien er bei einer öffentlichen Vorstellung der Areoi in einer Art wahnsinnigen Aufzuges. Gewöhnlich trug er dann eine Schürze von gelben Pisangblättern um seine Lenden; sein Gesicht war scharlachroth gefärbt, seine Stirne mit einem Kranz seltsam geflochtener Kokosnußblätter bedeckt; sein Haar mit duftigem Oele gesalbt, und mit einer Menge wohlriechender Blumen aufgeputzt. So geschmückt und entstellt rannte er durch die versammelte Volksmenge einige Mal um das Haus, wo die Vorstellungen gegeben wurden, sprang dann mitten in den Kreis der Areoi und mischte sich mit den Gebärden eines wilden Wahnsinns unter den Tanz oder die Pantomime, und verweilte dabei bis zu ihrem Schlusse. Dieß wurde als die Willenserklärung der Gesellschaft einverleibt zu werden, angesehen; hielt man den Gemeldeten für würdig, so wurde er einem der vornehmsten Areoi als Diener beigegeben.

(Schluß folgt.)

*) Eine ähnliche Art seine Gäste mit Lebensmitteln zu versorgen, werden sich unsere Leser aus dem russischen Gilblas, bei Gelegenheit des großen Festgelages des Herrn von Golegordowski erinnern. Anm. d. R.

**) Tatau nicht tätowiren oder täuiren nennen die Eingebornen die Sitte, sich verschiedene Figuren auf die Haut einzustechen. Es gab eigene Meister in dieser Kunst, die Tayua hießen.

Der Brand von Pera.

(Schluß.)

Das einzige Haus, das den Flammen wirklich entging, war die britische Kanzlei. Es hatte eine gewölbte Kammer, die aus gebrannten und behauenen Steinen durcheinander gebaut, und mit eisernen Fensterstöcken versehen ist; diese verstopfte das Dienstpersonal eilig mit Lehm, als das Feuer heranprasselte und rannte dann über Hals und Kopf davon. Am folgenden Tag stand dieß Gewölbe noch, aber da es rothglühend geworden war, so fürchtete man nicht ohne Grund, die Papiere möchten wie die herkulanischen Manuskripte

Digitized by Google

verkohlt worden seyn. Mehrere Tage lang wagte man es nicht, die Thüren zu öffnen, weil man besorgte, die eindringende Luft möchte die höchst entzündbaren Stoffe darin zur Flamme anfachen; endlich aber öffnete man denn doch und fand Alles unversehrt. Neben der Kanzlei war ein großes und festes Gebäude, das sein frommer Gründer unter einen Gewahrsam gestellt hatte, der mehr Sicherheit zu versprechen schien, als alle steinernen Gewölbe und eisernen Läden. Man las über der Thüre auf einer marmornen Tafel folgende Inschrift: Mariae et Josepho Protectoribus hanc Domum et omnia Sua credidit Fredericus Chiricho. A. D. 1708. Ungeachtet dieser klugen Vorsicht brannte das Haus bis auf den Grund nieder, und nichts blieb davon stehen, als die Frontmauer mit der Marmortafel daran.

Die Spuren von den frühern Straßen in Pera wurden so vollkommen verwischt, daß die meisten Menschen sich nicht mehr unter den Trümmern zurecht finden konnten. Nicht so wie in andern europäischen Ländern, wo bei einer Feuersbrunst zwar die Dächer einstürzen und ein Theil des Hauses verzehrt wird, aber doch noch die Seitenwände stehen bleiben, um die Straßenrichtung zu bezeichnen, wurde hier Alles bis auf den Grund vom Feuer verzehrt, und der Boden liegt bis auf einige Unebenheiten wie ein nacktes Flachland da. Ein Engländer, der nur kurze Zeit in Pera verweilt hatte und in Geschäften nach Odessa verreist war, kam ungefähr vierzehn Tage nach dem Brande zurück. Als er zu Tophana gelandet war, nahm er seinen Reisesack und stieg nach Josepinas Locuda in der Perastraße hinauf, wo er gewohnt hatte. Ohne etwas von dem Feuer gehört zu haben, nahm er seinen Weg nach dem Orte, wo seine Wohnung gelegen war; fand aber Nichts als einen offenen Raum mit einigem Schutte bedeckt. In der Meinung sich verirrt zu haben, kehrte er zu einem Freunde in Galata zurück, wo er erst die Nachricht von dem Unglücke vernahm.

Es wird sich vielleicht hier die Frage aufdringen: gibt es denn hier, wo fast jedes Jahr so viele Menschenleben und so viel Eigenthum durch Feuersbrünste zu Grunde gehen, keine Löschanstalten? Zur Antwort hierauf diene, daß hier ein zahlreiches Korps von Löschmännern, Trompadschis genannt, besteht, die thätigsten und geschicktesten Leute dieser Art von der Welt. Man sieht sie bis auf die Hüften nackt und ein kupfernes Becken auf den Kopf gestürzt mit ihren Feuerspritzen in die brennenden Straßen vordringen, wo sie mit einer Unerschrockenheit, Geschicklichkeit und Körperkraft arbeiten, die ihres Gleichen sucht. Ich sah einmal eine Anzahl derselben ihre Schläuche von einem brennenden Hause aus auf ein anderes richten, das sie zu retten sich vorgenommen hatten, während eine andere Abtheilung von ihnen auf sie Ströme von Wasser aus ihren Feuerspritzen goß, um sie mitten unter den Flammen naß zu erhalten. Wenn diese Leute einer guten Leitung unterworfen wären, müßten sie die besten Dienste von der Welt leisten; so aber ist nur ihr eigener Wille oder Eifer ihr Gesetz. Müßig sieht man sie ihre nackten Arme übereinander geschlagen auf ihren Spritzen, deren Röhren mit Blumen aufgeputzt sind, sitzen, und wenn man ihnen kein Geld bietet, so werden sie gelassen mitten im Feuer bleiben, ohne eine Hand zu rühren. Ich sah einmal einen Mann, der äußerst besorgt war, sein Haus zu retten, alle Bitten umsonst verschwenden, um ihre Spritzen in Bewegung zu setzen. Gefühllos und unbeugsam hörten sie ihn an; endlich flüsterte Einer ihm Etwas ins Ohr, worauf er eben so erwiederte, und nun stürzten sie sich mit einer Art von Wuth ins Feuer und dämpften es in kurzer Zeit. Der Mann hatte ihnen zehntausend Piaster versprochen. Man glaubt, wären ähnliche Versprechungen bei dem letzten Brande gemacht worden, so hätten alle Gesandschaftspaläste gerettet werden können; aber unglücklicherweise befand sich Niemand in Pera, der den Trompadschis Zusicherungen geben konnte, und so zeigten sie sich nicht geneigt, nur einen Löffel voll Wasser zur Rettung der fränkischen Paläste zu verschwenden. Ueberhaupt hält man dafür, daß die Türken nicht ungern die Zerstörung des fränkischen Eigenthums sahen. Man sah keinen Türken eine Hand rühren, um zur Löschung des Feuers beizutragen. Der Seraskier und Effendi von Galata, als Amtspersonen, sahen ganz gelassen dem Brande zu und ritten mit großer Gemüthsruhe umher. In dem englischen Palaste angekommen, sahen sie den Garten im Brand und entfernten sich sogleich wieder. Dann besuchten sie noch mehrere Frankenhäuser in der Perastraße, wo sie sich niederließen, Kaffee tranken und Tabak rauchten, bis das Feuer sie austrieb und keine Bitte der Eigenthümer konnte sie bewegen, den Trompadschi's die Anwendung ihrer Löschgeräthe zu gebieten.

Durch die Griechen und Jonier, die früher Seeräuberei getrieben und seit dem Ende der griechischen Revolution zahlreich in Pera und andern Städten des Reiches sich aufhalten, wurden viele Plünderungen verübt. *) Indeß kamen doch auch Beispiele von edler Uneigennützigkeit vor. Ein Freund von mir gab einem Hummal eine Kasse, die mit Geld und andern Sachen von Werth angefüllt war, der Türke verschwand damit. Nach vielen fruchtlosen Nachforschungen gab er schon seine Sachen verloren, als einige Tage darauf ein Türke ihn auf der Straße anhielt und nach einem Hause führte, wo er ihm seine Kasse zeigte; er sey durch das Gedränge von seiner Seite gerissen worden, sagte der ehrliche Mann, und habe schon einige Tage ihn gesucht.

Der Anblick, den Pera gegenwärtig bietet, ist über alle Beschreibung traurig. Es ist kaum zu hoffen, daß die prächtige Perastraße jemals wieder in ihrer frühern Schönheit sich erheben werde, und wahrscheinlich wird sie künftig nur aus hölzernen Häusern bestehen, die man zwischen den Ruinen der steinernen Gebäude anlegen wird.

*) Siehe Ausland S. 1146.

Die britische Nationalunion.

Nirgends wohl erscheint die wahre politische Kraft eines Volks in so unzweideutigem Lichte, als wo sie hervortritt den Kampf zu beginnen gegen das alte Unrecht vieljähriger Unterdrückung, gegen die Waffe der Gewalt und gegen Anmaßung, Herrschsucht und Egoismus einzelner Geschlechter, um von ihnen nie verjährende Rechte des Menschen zurückzufordern. Wo das Volk lange in Unmündigkeit erhalten durch einen plötzlichen Anstoß zum Bewußtseyn seiner Kraft erwacht, wird es die ergriffenen Waffen wie ein Kind gebrauchen, zum Schaden Anderer und zu seinem eigenen; es wird zerbrechen und zertrümmern, was ihm kurz vorher noch ein erfreuliches Spielzeug war; wo aber eine Nation nicht bloß in dem Staate aufgewachsen, sondern auch mit ihm groß geworden ist; wo eine Nation durch eine vieljährige politische Erziehung in der Schule der öffentlichen Angelegenheiten herangebildet in allen ihren Gliedern des Staatszweckes mehr oder minder lebendig sich bewußt geworden: da werden einge-

Digitized by Google

schliche Mißbräuche — Unkraut, das in dem sorgfältigst angelegten Garten bei vernachlässigter Aufsicht leicht sich einnistet — zwar nicht durch Kanonendonner und Hagel von Pflastersteinen ausgemerzt, aber durch die Gedankeneinheit Aller überwältigt. Es ist ein erhabener Anblick, ein tapferes Volk sich den Speer in die Brust drücken zu sehen, um der Freiheit eine Gasse zu bahnen; es dünkt uns aber nicht minder groß und der Menschheit würdig, durch die Kraft des Geistes und der Gesetze, Fesseln wie von einem himmlischen Strahl berührt, abfallen zu sehen.

England bietet in diesem Augenblicke das Schauspiel eines solchen geistigen Widerstandes. Der scheinbare und von der europäischen Aristokratie etwas zu früh gefeierte Sieg des Oberhauses über das im ganzen Volke lebendig gewordene Gefühl eines Reformbedürfnisses hat die britische Nation herausgefordert, ihre Wünsche noch energischer auszusprechen. England hat sich in wenigen Tagen mit politischen Unionen bedeckt, und eine Masse des Willens und Gedankens aufgestellt, die in dichtgeschlossenen Gliedern mit gemessenem, aber unaufhaltsamen Schritte vorrückend, den Pygmäenphalanx einer egoistischen Oligarchie vor sich herschieben oder spurlos zermalmen wird. Nach dem Vorbilde der Birminghamer Union wurde auch zu London am 24 Oktober eine Volksversammlung gehalten, um einen Verein in noch größerm Maßstabe zu bilden — eine allgemeine Nationalunion. Der Saal der Kron- und Ankertaverne war als Versammlungsort bestimmt worden. Da aber der weite Raum die hinzuströmende Menge nicht fassen konnte, so wurde die in und außer dem Hause versammelte Volksmasse nach dem freien Platze von Lincolns-Inn beschieden, wo die Redner von dem Balkone des Green-Hotels zur Versammlung sprechen wollten. Die Eigenthümer dieses Hotels weigerten sich jedoch, es zu öffnen, und so wurde Anfangs eine Miethkutsche, dann aber ein anderes Haus dieses Platzes zur Rednerbühne erkoren. Gegen zwei Uhr erschien endlich Sir Francis Burdett, begleitet von dem Obersten Evans, dem Obersten Jones, den Herren Hume, Thelwall, Fox und einer dichten Schaar von Gentlemen, die sich durch das Gedränge von mehr als zehntausend Menschen hindurcharbeiteten, um die Versammlung zu eröffnen. Was dieser ein besonderes Gewicht gab, war die Anwesenheit des Repräsentanten von Westminster. Sir Francis Burdett, eines der besten Redner im Unterhause, eines Mannes, dessen Popularität eben so unermeßlich als sein fleckenloser Charakter von Freunden und Gegnern gleich geachtet ist. Außerdem wurde auch bemerkt, daß diese wichtige Versammlung sich hauptsächlich aus den angesehensten Bürgern des Mittelstandes gebildet hatte, und nur wenige Handwerksleute aus der niedern Volksklasse erblicken ließ. Der Repräsentant von Westminster, der den Vorsitz der Versammlung führte, begann mit einer eben so launigen als geistvollen Rede, worin er sagte: „Der Zweck der gegenwärtigen Zusammenkunft sey die Berathung über die dienlichsten Mittel, den Erfolg der Parlamentsreform zu sichern. Unter diesen Mitteln scheine keines so wirksam und ausführbar, als eine große Nationalunion, die allein zum Zwecke habe, eine gute Regierung und die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Diese Versammlung habe daher keine andere Absicht, als alle guten Bürger und Vaterlandsfreunde zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen, um das große Ziel zu erreichen, ohne das weder eine gute Regierung, noch eine dauerhafte gesellschaftliche Ordnung bestehen könne — nämlich eine volle und wahre Vertretung des Volkes im Unterhause. (Hört! Hört!) Er sage, eine Nationalunion und spreche vom Volke überhaupt, da er keinen Unterschied der Stände, in sofern es politische Rechte betreffe, anerkennen könne, und hier sey nur Ein Stand — die Nation; nur Eine Gewalt — die Regierung — die das allgemeine Wohl der Nation zu fördern; und kein anderes Recht, weder ein bürgerliches noch politisches, das die Konstitution verleihe, als dasjenige, welches das Heil der Nation zum Ziele habe. (Beifall.) Unsre Feinde," fuhr er fort, „können nur durch Festigkeit und Einigkeit besiegt werden; und besiegt werden sie werden und noch dazu nachdrücklich und bald. Wie, der patriotische Souverän selbst, der sich unsrer Wohlfahrt geweiht, unterstützt die Sache seines Volks, eine große Majorität im Hause der Gemeinen hatte sich so bestimmt über einen ausgedehnten Reformplan ausgesprochen, während die öffentliche Meinung laut dafür sich erklärte, hätte man da wohl nur einen Augenblick glauben können, daß eine Faktion, die ich lange zuvor schon als die boroughmäklerische gebrandmarkt hatte, darauf bestehen sollte, das Volk seiner konstitutionellen Rechte zu berauben? (Hört!) Fühlte man denn nicht, daß diese Faktion nur auf Kosten des Volkes bestand; daß sie eine monströse politische Anomalie in unsrer Konstitution bildete, indem sie allein über dem Gesetze und unter der Kontrole des Volkes stehen wollte? (Hört!) Fühlte man denn nicht, daß es eine Faktion war, die durch lang angewöhnte Ordnung — oder um es besser zu sagen durch eine grobe Unordnung — in so geiler Fruchtbarkeit emporgewuchert war, daß es selbst einem wahrhaft aus der Volkswahl hervorgegangenen Unterhause schwer wurde, gegen sie anzukämpfen? In der That, ich weiß nicht, wie ich diese Menschen beschreiben soll. Da ich nicht sonderlich in der Schädellehre bewandert bin, so weiß ich wahrhaftig nicht zu sagen, was für Organe an ihren Schädeln hervorragen; nur so viel möchte ich versichern, daß die Buckeln der Beobachtung oder des Nachdenkens nicht daran zu finden seyn dürften; vielmehr fühle ich mich sehr geneigt zu glauben, daß ihre Cranien innerlich und äußerlich so gegen jeden Eindruck verpanzert sind, daß man sie nicht eher fühlen lehren wird, als bis ihnen die Köpfe gebrochen werden." (Hört und Gelächter.) — Nachdem Sir Francis noch dem Betragen des Herzogs von Norfolk und des Marquis von Cleveland, die beide Borougheigenthümer, der letztere im Betrage von einer halben Million Pf. St., so edelmüthig ihre Privatinteressen dem öffentlichen Wohle geopfert, das gebührende Lob ertheilt, schließt er mit der Bemerkung, daß der unmittelbare Gegenstand der heutigen Versammlung ganz einfach darin bestehe, „die Nutzbarkeit eines wohl organisirten und umfassenden Volksvereins" auszusprechen; die einzelnen Theile des Planes sollten bei einer andern geeignetern Gelegenheit besprochen werden.]

(Schluß folgt.)

Die unbekannte Sprache.

Seit einiger Zeit treibt sich in Schottland eine Miß Campbell herum, die einen eigenen Glauben predigt und unter Anderem auch behauptet, wie die ersten Apostel die Gabe der Zungen erhalten zu haben. Indeß ist in der Sprachmeisterschaft unserer Miß Campbell nur der Unterschied von der apostolischen Polyglottie, daß ihr Rothwälsch nur von ihr und ihren Anhängern verstanden wird. Diese Ketzerei, die eine Zeit lang an den Ufern des Tweed blühte, ist nun mit einem Sprung nach London gekommen, wo sie jüngst an einem Sonntage in der schottischen Nationalkirche zu folgender Szene Veranlassung gab. Hier predigte nämlich Morgens ein Geistlicher Herr Irving über diese wunderbare Zungengabe, an die er zu glauben schien. Mitten in seiner Predigt wurde er unterbrochen durch die Ausbrüche einer Miß Hall, die sich von einer plötzlichen höhern Eingebung ergriffen fühlte; man mußte sie in die Sakristei führen, wo sie nicht mehr an sich halten konnte und eine Zeit lang in der unbekannten Sprache redete zu großem Erstaunen aller Anwesenden. Der würdige Geistliche predigte Nachmittags über denselben Gegenstand und sprach seinen Zweifel aus, ob er des Morgens Recht gethan habe, die Ausübung der Zungengabe in der Kirche zu verhindern, indem er die Sprecherin nach der Sakristei verwies. Hier erhob sich ein Herr Taylor, ein Schullehrer, (!!) der eine Lehranstalt in Castlestreet hält, von seinem Sitze und begann eine gewaltige Rede in der unbekannten Sprache. Die Verwirrung, die daraus unter der Versammlung entstand, war größer als die seines Kopfes und seines Rothwälsches. Die ganze Gemeinde sprang von einem innern Entsetzen ergriffen von ihren Sitzen auf; einige Frauen kreischten laut, andere rannten nach der Thüre. Die hintersten glaubten, die Kirche wolle einstürzen, andere, es sey eine Mordthat geschehen oder auf der Emporkirche der Versuch dazu gemacht worden. Die Kirche war zu beiden Zeiten dieses Tages übervoll und die Verwirrung dadurch um so größer. „Es war aber auch, sagt hiebei eine kleine englische Zeitung, in dieser seltsamen, unirdischen und ungewöhnlichen Kraft der Stimme genug, was das härteste Herz erschüttern konnte." Ein großer Theil der Versammlung stand um besser zu sehen auf den Stühlen, der Prediger mit ausgebreiteten Armen auf der Kanzel und bat von Zeit zu Zeit um Stillschweigen, während der wahnsinnige Schulmeister wie ein Besessener schrie und tobte. Endlich erschöpft setzte er sich nieder, und der Hochwürdige hielt den Gottesdienst zu Ende. Späterhin ließ Herr Irving bekannt machen, er und die neuen Propheten wollten in seinem Hause eine Disputation halten, wobei jedoch nur solche Personen, die sich von der Gabe ihrer Prophezeihung überzeugen wollten, zugelassen, Vorwitzige und Spötter aber gebeten werden sollen, zu Hause zu bleiben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 323. 19 November 1831.

Spanien, wie es ist.

1. Spaniens physische Verhältnisse.

(Fortsetzung.)

Die Jahrbücher Spaniens bewahren viele Beispiele von einer solchen Dürre und ihrer tödtlichen Wirkung auf vegetabilisches und animalisches Leben auf. Auf dem hochgelegenen Becken, in welchem die Hauptstadt des Landes erbaut ist, steigt die Hitze des Sommers so sehr, daß ein spanisches Sprüchwort sagt: „Madrid hat neun Monate Winter, und drei Monate Hölle." (nueve meses d'invierno y tres d'infierno.) Die Regierung hat indeß in ihrer Weisheit nicht versäumt, der Natur in dieser gewaltigen Wirkung dergestalt nachzuhelfen, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, daß für den größern Theil der Bewohner der Hauptstadt das ganze Jahr aus zwölf Monaten Hölle besteht! Viele Berge Spaniens, die sich über die Schneelinie in diesem Lande erheben, sind auf ihren Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckt; während die hochgelegenen und unbeschirmten Ebenen des Innern im Winter von eisigen Winden durchstrichen, und im Sommer von einer heißen und nie umwölkten Sonne versengt werden. Dieß rührt vorzüglich von dem Mangel an Holz her, womit Spanien kärglicher versehen ist als irgend ein anderes Land Europa's. Von Bayonne bis Cadiz ist kein einziger Wald zu sehen, und einige kleine Strecken in Biscaya und die Lustwälder und Baumgänge in Aranjuez, so wie einige Thäler oder vielmehr Schluchten von Andalusien ausgenommen, die mit ziemlich dicken Bäumen ausgefüllt sind, bietet das übrige Königreich in dieser Richtung den Anblick einer weißlich dürren Kahlheit, die das Auge ermüdet und die Seele in trübe Stimmung versetzt. Die Berge von Vegetation entblößt, ziehen keine Feuchtigkeit an, die zur Nahrung der Pflanzenwelt in den Thälern und Ebenen nöthig wäre; die Flüsse sind, wie gesagt, auf dem größten Theil ihres reißendschnellen Laufes unbeträchtlich; und da deßhalb die niedriger gelegenen Landstriche gleichfalls völlig nackt und schattenlos, so wie die höhern Gegenden den heftigsten Witterungsabsprüngen unterworfen sind, so entstehn dadurch jene schnellen Wechsel von Hitze und Kälte, die sich eben so nachtheilig für die Fruchtbarkeit des Bodens als für die Gesundheit seiner Bewohner erweisen. Indeß darf man darum nicht glauben, daß diese Nacktheit des Bodens einzig seiner Unfruchtbarkeit zugeschrieben werden muß, oder daß die Bäume durchaus unter diesem Himmelsstriche nicht fortkommen. Valencia mit seinen üppigen Waldungen und Saatfeldern beweist, daß Spanien auch hierin mit allen Ländern Europa's wetteifern, oder vielleicht gar sie überbieten könnte. Allein das Volk hat im Allgemeinen ein tief eingewurzeltes Vorurtheil gegen Bäume, die ohne Gnade umgehauen oder sonst vernichtet werden, ehe sie noch eine gewisse Höhe erreicht haben; und diese seltsame Baumfrevlerwuth ist in Mittelspanien so groß, daß die größte Wachsamkeit und die strengsten Gesetze kaum hinreichen, die Wälder und Alleen von Aranjuez vor zerstörenden Händen zu sichern.

Spanien hat einen Reichthum von mannichfaltigen Produkten. Seine Gold- und Silberbergwerke, die den Alten ihre Schätze lieferten, sind freilich, mit Ausnahme derer von Guadalcanal, *) erschöpft, oder verlassen worden, allein Eisen von vorzüglicher Güte, Blei, Zinn, Kupfer, Quecksilber und fast alle Arten werthvoller Metalle finden sich in den verschiedenen Theilen der Halbinsel. Kohlen- **) und Salzbergwerke werden in beiden Asturien, Aragon und in der Mancha bearbeitet, aber keineswegs in dem Umfange, als es unter einer besseren Regierung und einem vernünftigeren Systeme geschehen würde; kostbare Steine werden an verschiedenen Orten des Königreiches gefunden; Granit, Jaspis, Alabaster und Marmorblöcke von der größten Schönheit und Mannichfaltigkeit können fast aus jedem Berge gewonnen werden.

Die meisten Provinzen bringen Weizen von der vorzüglichsten Güte hervor, und Jeder, der spanisches Brod gekostet hat, wird seine Vortrefflichkeit loben. In einigen Provinzen aber wird nicht soviel gebaut, als zum eigenen Bedarfe hinreicht; der Mangel hierin wird durch Einfuhr oder den Ueberfluß der benachbarten Provinzen ausgeglichen. Der Weinstock ist in wuchernder Fülle über ganz Spanien ausgebreitet; und von dem reichen Ertrag der Weinlesen an den Küstenstrichen werden große Ladungen in alle Theile der Welt versendet. „Die besten und edelsten Weine aber," sagt der

*) Spanischer Flecken in der Provinz Estremadura.

**) Ein Kohlenlager wurde unlängst nahe bei Sevilla einen Büchsenschuß weit von dem Guadalquivir entdeckt, allein man baute sie nicht an, der Menge des Schwefels wegen, die es enthielt. Dieß werthvolle Mineral wird in großem Ueberflusse in Catalonien gefunden, wo es mehrere Gruben gibt, von denen sich die reichsten zu Montanola, im Herzogthume Vique befinden. Allein keine derselben wurde bis jetzt noch in einer Art bearbeitet, die der Rede werth wäre. Minen von derselben Art finden sich auch in Arragonien, namentlich in den Thälern der Pyrenäen. Faure a. a. O.

Digitized by Google

Verfasser des Werkes: Ein Jahr in Spanien, „findet man in den hochgelegenen und dürren Gegenden des Innern; obgleich man daraus bei der schlechten Beschaffenheit der Straßen des Landes kaum die Transportkosten erlösen würde; sie werden deßhalb größtentheils an Ort und Stelle verzehrt, wo sie gewachsen sind.“ Die Richtigkeit dieser Angabe mag indeß in Zweifel gezogen werden; denn mit Ausnahme des Gewächses von Valdepenas, dessen ausgezeichnete Güte allgemein bekannt ist, weiß man von keinen andern Weinen Spaniens, denen ein Kennergaumen den Vorzug über den Traubensaft von Xeres, Rota, Malaga, Alicante und Malvoisie einräumen würde. Die übrigen Haupterzeugnisse des Bodens sind Haber, Gerste, Mais, Reiß, Oel, Honig, Zucker, Hanf, Flachs, Esparto eine dem Lande eigenthümliche Art Rietgras, Kork, Baumwolle, Seide, Sumach und Barilla oder Potaschenkraut, der Wolle gar nicht zu erwähnen, deren Vortrefflichkeit allgemein bekannt ist. Die Waldungen, von denen einige der höhern Berge bedeckt sind, wohin die schon erwähnte Baumfrevlerwuth des Volkes nicht reichen konnte, liefern die Holzkohle, die das vorzüglichste Brennmaterial des Landes bildet, deßgleichen Schiffbauholz. Blumen und Arzneikräuter wachsen wild an allen Bergen und erfüllen zur Nachtzeit die Luft mit einem Gewölk von Wohlgerüchen. Kein Land übertrifft außerdem Spanien an Reichthum und Mannichfaltigkeit der köstlichsten Baumfrüchte. Neben den verschiedenen Arten derselben, die dem gemäßigten Himmelsstriche angehören, findet man viele, die ihre Heimath in den Tropenländern haben, und neben den Feigen, Granatäpfeln, Orangen, Limonien und Citronen finden Datteln, Pisang und Bananen in einigen Theilen der Halbinsel ihren heimathlichen Boden und Himmel wieder. Ein französischer Schriftsteller, in Staunen gesetzt über diese Fülle der Bodenerzeugnisse, hat daher versucht zu beweisen, daß die verschiedenen Gegenden Spaniens in Betreff auf Klima und Produkte den ihnen gegenüberliegenden Ländern der Erde analog entsprechen; so hat er Biscaya, beide Asturien und Gallizien mit den benachbarten Länderstrichen Europa's — Portugal dem ihm ähnlichen Amerika — Andalusien der gegenüberliegenden Küste Afrika's, und Valencia den gleichköstlichen Gegenden des Morgenlandes verglichen. Doch die Reichthümer Spaniens sind nicht bloß auf seine Bodenerzeugnisse beschränkt; das atlantische und mittelländische Meer, die eine fast gleich große Küstenstrecke der Halbinsel bespülen, liefern einen Ueberfluß von Fischen und bilden den natürlichen Verbindungsweg fast aller Gegenden des Landes mit allen Theilen der Welt. Mit einem Worte, die Natur scheint ihre Güte erschöpft zu haben, das Land zu beglücken, und hätten nicht die undankbaren Menschen in ihrer nur allzu erfolgreichen Verkehrtheit Alles aufgeboten, den verliehenen Wohlthaten entgegen zu arbeiten, so müßte Spanien, anstatt jetzt das ärmste und am tiefsten gesunkene Land zu seyn, als das reichste, glücklichste und fruchtbarste von Europa gepriesen werden.

Unter den Thieren, welche Spanien erzeugt, verdienen vorzüglich seine Pferde eine Erwähnung. Als die Araber in Besitz des Landes waren, verpflanzten sie dahin ihre edelsten Pferderacen und obgleich diese, wie alle andern Dinge, jetzt ausgeartet sind, so tragen sie doch noch unverkennbare Spuren ihrer edlen Abkunft. „Die Pferde, die man gegenwärtig noch in Spanien und besonders in Andalusien sieht, sind offenbar von arabischem Stamme, und übertreffen die englischen weit an Schönheit, Anmuth und Gelehrigkeit,“ sagt der junge Amerikaner in seinem Jahre in Spanien. „In Andalusien, fügt Dr. Faure hinzu, scheinen die Racepferde die Granden des Landes nachzuahmen, indem sie ihr Leben in einer entnervenden Unthätigkeit zubringen, und wenn sie nicht gebraucht werden, um unter dem Fenster einer Schönen Liebesparade zu machen, so haben sie nur noch das einzige Verdienst, ihre verführerische Form, auf den öffentlichen Plätzen oder Spaziergängen zur Schau zu tragen; schwere Arbeit ist nicht für sie gemacht, und wehe Dem, der sich in den Tagen der Gefahr auf ihre Ausdauer verlassen wollte.“ —

Die übrigen Hausthiere bestehen aus Eseln, Maulthieren, Hornvieh, Schweinen in zahlloser Menge, Schafen, die man millionenweise zählt. Auch an wilden Thieren ist kein Mangel; Bären, Füchse, Wölfe, Eber befinden sich jetzt im ungestörten Besitze von Gegenden, die durch die spanische Faulheit verwildert sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsetzung.)

Nur wenige Gärten aus den Zeiten der Elisabeth sind leider den Verwüstungen dieser raschen Neuerer entgangen. Die von Levens in Westmoreland und die von Haddonhall in Derbyshire sind die noch am besten erhaltenen Exemplare, die wir aus jener Zeit kennen; und da auch die dazu gehörigen Wohngebäude noch aus jenen Tagen herrühren, und die damaligen Geräthschaften durch den guten Geschmack ihrer Besitzer durchaus beibehalten worden sind, so fühlt man sich unwiderstehlich in das Jahrhundert der Königin Beß zurückversetzt, wenn man zwischen den geschniegelten Blumenbeeten und unter den geräumigen Baumgängen hinwandelt, jeden Augenblick gewärtig, die jungfräuliche Königin mit ihrem Gefolge von ritterlichen Hofleuten und stattlichen Damen hinter einer der dicken Taxushecken hervorkommen, oder in einem ehrwürdigen Banketsaale einen Galliard (ein munterer Tanz jener Zeit) aufführen zu sehen.

Die Gartenkunst kam mit den schon erwähnten Veränderungen, die der italienische Baustyl in der bürgerlichen Architektur bewirkte, aus Italien. „Es war Sir John Danvers aus Chelsea,“ sagt Aubrey, der uns zuerst die italienischen Gärten anlegen lehrte. „Er war lange in Italien und Frankreich gereist und hatte gute Beobachtungen angestellt. Er hatte eine feine Phantasie, die er besonders in Gärten und Gebäuden sehen ließ. Die Gärten zu Lavington in Wilts, und eben so zu Chelsea sind Denkmäler seiner Geschicklichkeit. Er war der innigste Freund und Günstling des Lordkanzlers Bacon, der großes Vergnügen fand an den zierlichen Gärten von Chelsea. Der Garten zu Wilton war der dritte dieser Art, der nach italienischem Geschmacke angelegt wurde.“ Lord Bacon selbst hat in seinen „Versuchen“ Anweisungen zu Gartenanlagen in dem Geschmacke jener Zeit niedergelegt. Ob er diese Vorschriften zu Gorhambury in's Werk setzte, wissen wir nicht; der Garten zu Chelsea aber, den Aubrey genau beschreibt, war keineswegs in einem so prachtvollen Maßstabe ausgeführt. Er umfaßte im Ganzen nicht mehr als drei-

Digitized by Google

ßig Morgen Landes und hatte einen kleinen geschornen Grasplatz (Lawn) von vier Morgen, eine Wildniß von sechs, während schattige Baumgänge und Gesträuch vier Morgen, und der Obstgarten und eigentliche Garten den übrigen Raum einnahmen. Man kann diese Beschreibung der verschiedenen einzelnen Theile, der Säulen, Statuen, Springbrunnen, Vogelhäuser und Banketsäle, die als Verschönerungen angebracht waren, nicht lesen, ohne zu begreifen, daß ein solcher Garten aller unnöthigen Ueberladungen ungeachtet vortrefflich zu einem glänzenden Gebäude stehen, und zum Vergnügen sowohl als zur Körperbewegung vollkommen geeignet seyn mußte. Die neueren englischen Landschaftsgärtner und Baukünstler scheinen vergessen zu haben, daß Nutzen und Bequemlichkeit zwei reiche Nahrungsquellen der Schönheit sind, und erstere haben, indem sie aus ihren künstlichen Wildnissen jeden Frucht- und Baumgarten verbannten, einen eben so großen Fehler begangen, als letztere, die kein Wohnhaus mehr bauen wollen, das nicht einem griechischen Tempel gleicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die britische Nationalunion.

(Schluß.)

Nach Sir Francis Burdett sprach Herr Thelwall, der schon im Jahre 1794 mit Horne Tooke u. a. wegen Reformversammlungen des Hochverraths angeklagt worden war. Herr Murphy las einen Statutenentwurf der Union vor, und Herr Fox, ein Prediger der Unitarier, hielt eine Rede, worin er unter Anderm sagte: „Er habe alles Zutrauen auf die Minister, und könne Zweifeln, die man neuerdings in ihre Absichten zu setzen gesucht habe, kein Gehör schenken; er halte sie für verständige und ehrliche Männer, und sollten solche Männer die Last des Fluchs und der Schande sich aufladen wollen, die auf sie fallen würde, wenn sie sich aus der Stellung, die sie eingenommen, zurückzögen? Würden die Minister das Land in der Stunde der Noth verlassen, so würden sie von der öffentlichen Verachtung mit Füßen getreten werden, und der Ruhm, das große Werk zu vollbringen, würde auf das gemeine Volk übergehen, das dann selbst für sein Wohl oder Wehe sorgen müßte. „Endlich," setzte er hinzu, „muß ich doch noch einige Fragen an Diejenigen stellen, welche behaupten, das Volk kenne seine Interessen nicht. Irrte je das Volk so gröblich als Manche von den höhern Klassen, in Betreff dessen, was sie als ihr Interesse betrachteten? Machte es je eine so unheilvolle Fehlrechnung, wie der letzte König von Frankreich, als er die berüchtigten Ordonnanzen erließ? (Beifall.) Schoß es je so erbärmlich fehl als das letzte Ministerium, das sich unumwunden gegen alle Reform erklärte? (Neuer Beifall.) War es je so übel berathen, als das Haus der Lords, als sie die Bill verwarfen? (Ungeheurer Beifall.) Oder gab es je ein so schlagendes Beispiel von Verstandesblindheit, als die Bank der Bischöfe bei dieser Gelegenheit? Kannten die Bischöfe ihr Interesse? (Zischen und Hohngeschrei, das mehrere Minuten anhält.) Der Redner ging sodann auf die Erörterungen der Folgen über, die aus der Reformbill hervorgehen würden. „Es war stets mein Wunsch, sagte er hierüber, daß Jedermann das Stimmrecht auszuüben das Recht haben sollte, und die Durchsetzung der in Frage stehenden Maßregel würde geradewegs zur Erfüllung meines Wunschs führen, denn sie bezweckt, jeden Mann zu dem Privilegium der Freiheit zu befähigen, indem sie die Gemeinden mit den Elementen der Intelligenz versieht. Man hat in den der Versammlung gemachten Vorschlägen der arbeitenden Klassen erwähnt. Ich hätte gewünscht, daß dieser Ausdruck vermieden worden wäre. Dieser Klassenunterschied ist der Fluch unsres Landes gewesen. Dadurch wurden Alle in getrennten und feindlichen Interessen von einander gerissen, wobei Jeder nur darauf bedacht war, für sich einen Bissen zu erhaschen, unbekümmert, wie es seinem Nachbar erging. Es ist Zeit, daß diese äffischen Possen abgethan werden." (Beifall.) Am Schlusse seiner Rede, die durchaus von lautem Beifall begleitet wurde, brachte Herr Fox in Vorschlag, die Versammlung möchte durch Beschluß erklären: „Daß die Interessen des Volkes am wirksamsten durch wohlorganisirte und umfassende Assoziationen gewahrt werden." Herr Detrosier, ein Handwerksmann von Manchester erhob sich, diesen Vorschlag zu unterstützen. „Die Geschichte, sagte er, weiß von keiner Zeit zu erzählen, die für England von so hoher Wichtigkeit gewesen wäre als die gegenwärtige." Hier wurde der Redner durch Geschrei und Zischen der unten versammelten Volksmenge unterbrochen, die mit diesen Zeichen ihres Unwillens den vorüberfahrenden Wagen eines geistlichen Lords begrüßte. Es war aber der Wagen des Bischofs von Chichester, und als das Volk erfuhr, daß dieser ein Reformprälat sey, verwandelten sich die Aeußerungen seines Unmuthes in lang anhaltenden Beifall. — „Bei einer weit minderwichtigen Gelegenheit als die gegenwärtige, fuhr Herr Detrosier fort," wurde gesagt: „England erwarte, daß Jedermann seine Pflicht thue." Wenn wir Dieß jetzt thun, wie wir es bei jeder andern Gelegenheit thun müßten, so wird die Erwartung gerechtfertigt werden. Als ein Glied der arbeitenden Klasse kann ich nicht anders als erfreut seyn, daß endlich dieser von dem Mittelstande der Hauptstadt freundlich die Hand geboten wird. Lange zwar wurde diese freundschaftliche Einigung hinausgeschoben, obgleich man bereits das glänzende Beispiel von Birmingham vor Augen hatte. (Beifall.) Freilich hätte dieser Bund früher errichtet werden sollen; aber es ist besser spät als gar nicht. Sicherlich, die angebotene Hand würde nicht zurückgestoßen worden seyn. Einige haben behauptet, Furcht allein sey der Beweggrund, der den Mittelstand bestimme, eine Verbindung zu suchen. Ich muß darauf erwiedern, daß solch ein Motiv keiner von beiden Parteien in den Busen geschoben werden sollte, denn nichts würde ein so schlimmes Licht auf unsere gemeinschaftliche Sache werfen, als wenn man damit anfinge einander als von so elendem Einfluß geleitet verdächtigen zu wollen. Ich habe das Vergnügen, ein Mitglied der ersten politischen Union von Manchester zu seyn, und ich lasse nur den Gesinnungen ihres Ausschusses und ihrer Mitglieder Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich sage, daß sie bereit sind, mit Herz und Hand für den Erfolg dieser großen Sache den Reformern von London sich anzuschließen. (Beifall.) Wenn das Volk so vereint in seiner Majestät von Zahl und Intelligenz sich erhebt, wird es erhalten, was weder die Boroughmäckler noch die Bischöfe jemals gutwillig hergeben werden. (Geschrei des Unwillens.) Ich schlage daher vor, die Unionen aller Handwerksleute in die Nationalunion aufzunehmen." (Beifall.)

Der Vorschlag wird nun von dem Stuhlherrn zur Abstimmung gebracht und angenommen.

Herr Boyer bringt in Antrag, daß durch einen Beschluß der Versammlung anerkannt werde, wie wünschenswerth eine Union aller Reformer sey, die den Mittelstand und die arbeitenden Klassen durch eine wirkliche Repräsentation vertreten zu sehen wünschen.

Der Obrist Jones unterstützte diesen Vorschlag, indem er sagte: „Um so mehr erfreut sey er, einen Antrag dieser Art zu unterstützen, als er von einem Mann herrühre, der zwar nicht eigentlich der arbeitenden Klasse angehöre, aber doch mit diesem achtbaren Theile der Bevölkerung in genauer Verbindung stehe. Der Vorschlag hebe jeden gehässigen Unterschied in der Gesellschaft und Dieß mit Recht. Es sollte keine Unterscheidung bestehen, als die des Talentes und des Charakters. (Hört!) Wenn Talent und Charakter Hand in Hand gehen mit Reichthum und öffentlicher Stellung, so werde jeder redliche Mann über eine solche Vereinigung sich freuen, die so viele Mittel enthalte, für das öffentliche Beste zu wirken. Das englische Volk habe stets Eigenthum und Stellung geachtet, und werde sie stets achten, so lange dieselben nicht gegen die allgemeine Wohlfahrt gerichtet sind. Brauchte es eines Beweises dafür, fuhr er fort, so wurde er vor wenig Augenblicken erst von der gegenwärtigen Versammlung gegeben, die auf so ehrfurchtsvolle Weise den erleuchteten Prälaten begrüßte, der für die Reformbill stimmte. (Hört!) Erst legtet ihr Eueren Unmuth an den Tag — und Dieß mit Recht — als Ihr glaubtet, es sey ein der Reform feindlich gesinnter Bischof, und Ihr hattet nicht sobald Euren Irrthum erkannt, als Ihr weislich Euren Beifall zu erkennen gabt. So sollte es immer seyn, und ich hege das feste Vertrauen, daß es stets so seyn wird. In der That, ich bin überzeugt, daß keiner von den Handwerksleuten, die mich hier hören, seine Hand aufheben würde gegen einen Feind der Reform

Digitized by Google

— selbst wenn es ein Bischof wäre (Gelächter), es müßte denn seyn, daß der Bischof zuerst dem Handwerksmann Unrecht zu thun gesucht hätte; und in diesem Fall würde ich keinen Grund sehen, warum das große Gesetz der Natur, das die Selbstvertheidigung heiligt, nicht in Anwendung gebracht werden sollte." (Beifall.)

Der Obrist bemerkte hierauf, die Union, über die sich jetzt ihre Berathungen verbreiteten, werde nicht allein für die Nation und für die arbeitenden Klassen und Reformfreunde wohlthätig seyn, sondern selbst für ihre Gegner, die von der Nation weise zu seyn lernen würden. Zwar sey er mit der von Lord Russel eingebrachten Bill nicht ganz zufrieden gewesen, da er das Stimmrecht gern noch weiter ausgedehnt gesehen hätte, allein er habe es für ein Verbrechen gehalten, das Prinzip der Reform selbst in Gefahr zu bringen, wenn er auf eine weitere Ausdehnung desselben gedrungen hätte.

Nachdem noch mehrere Vorschläge dieser Art in Antrag gebracht und theils angenommen, theils verworfen worden waren, bei welcher Gelegenheit ein Herr Cleave, als einer „von Hunts Rotte" durch allseitiges Geschrei des Unmuthes gezwungen wurde, die bestiegene Rednerbühne zu verlassen, wurde am Ende der Antrag eines Herrn Potter angenommen, des Inhaltes: „Daß es, um die Unionen so weit als möglich auszudehnen, zweckmäßig sey, daß jeder Präsident der Nebenunionen, sobald er Mitglied der politischen National-Union geworden, als Mitglied des Ausschusses derselben aufgenommen werde."

Die Versammlung votirte schließlich noch eine Danksagung an den Eigenthümer des Hauses, der es ihren Sprechern geöffnet und an Sir Francis Burdet für sein Benehmen als Stuhlherr. Gegen fünf Uhr ging sie hierauf auseinander.

Vermischte Nachrichten.

In Persien fanden im vorigen Jahre Unruhen statt, welche ungefähr schließen lassen, was nach Feth Ali's Tode sich ereignen wird: „Hassan Ali Mirza, Gouverneur von Kerman und Sohn derselben Mutter, wie der Prinz von Schiras, belagerte die Citadelle von Yezd, welche Abdul Rozak Chan, erbliches Oberhaupt der Provinz, inne hatte. Dieser hatte vor zwei Jahren einen von des Schahs Söhnen die Regierung des Landes mit Gewalt abgenommen, und seitdem sich in einer Art von halber Unabhängigkeit behauptet, gelegentlich Geschenke an den Schah gesandt, aber das regelmäßige Einkommen der Provinz nicht bezahlt, und den königlichen Fermans keine Folge geleistet. Hassan Ali Mirza marschirte aus Kerman herbei, um den widerspenstigen Häuptling zur Unterwerfung zu zwingen, was ihm jedoch nicht gelang; der Schah ward durch Hassan Ali's Benehmen, welcher die Absicht andeutete, sobald Yezd gefallen, gegen Ispahan zu marschiren, in Unruhe versetzt, und forderte Abbas Mirza auf, mit einer Armee nach Irak zu marschiren, angeblich um Yezd zu bezwingen, in der That aber, wie man behauptet, um seinen Bruder im Schach zu halten. Hassan Ali erklärte, wenn der Kronprinz gegen Yezd marschire, so werde er sich ihm widersetzen, denn er betrachte Yezd als sein Eigenthum. Der Häuptling von Yezd in der Meinung, daß Abbas Mirza keinen so weiten Zug mit seinem Heere thun könne, versprach nun sich ihm aber sonst Niemandem zu unterwerfen. Hassan Ali ist sehr populair in Irak, und man vermuthet, daß die Stämme dieser Provinz, so wie die von Fars und Kerman ihn ermunterten, sich dem Kronprinzen zu widersetzen, indem sie ihm Unterstützung versprachen, wenn er gegen Ispahan marschiren sollte. Abbas versammelte seine Truppen bei Dschingan auf dem Wege nach Tebran, und hatte im Sinne auf Kume zu marschiren, wo seine ferneren Bewegungen von Umständen abhängen sollten. Der Schah wird, wie es heißt, keinen Theil an der Sache nehmen, und überläßt es Abbas Mirza, als dem künftigen Thronerben, seine Ansprüche zu vertheidigen, und Abdul Rozak Khan, wenn er es für rathsam hält, zu unterstützen. Diesen Auftrag kann der Prinz nicht unberücksichtigt lassen, ohne von seinem Rufe sehr zu verlieren, und sein Feind ist ein Mann von Muth und Unternehmungsgeist, der zu viel Vertrauen in sich selbst setzt, um ohne Kampf sich zurückzuziehen. Man erwartet deßhalb einen Bürgerkrieg, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß man die Sache zu vermitteln suchen wird. Inzwischen ist man mit Vorbereitungen zu einem Feldzuge sehr geschäftig, aber es fehlt an Geld, obgleich jeder, der welches hatte, bis aufs Blut ausgesaugt, und alle Distriktsgouvernements im Ausstreich ausgeboten wurden. 5000 Mann Infanterie, 5000 Mann Kavallerie, zwei Schaaren reitender Artillerie und ein Dutzend schwere metallene Kanonen, wird man inzwischen zusammenbringen, und wenn sie gehörig kommandirt und bezahlt werden, was in Persien nicht wahrscheinlich ist, so sind sie im Stande, jeden Rivalen, der in diesem Augenblick gegen dem Kronprinzen aufstehen könnte, zu unterdrücken. Man wird aber alles falsch angreifen, und das Resultat wird dem Zufall überlassen werden. Wenn es zwischen den Parteien zum Kampfe kommt, so wird es die guten Folgen haben, die Frage über die Thronfolge zu entscheiden, ehe der Thron erledigt wird. Sollte Abbas Mirza in den ersten Gefechten unterliegen, so wird er sich ohne Zweifel nach Rußland um Unterstützung wenden.

(Auszug aus einem Privatschreiben.)

Das „Morning Chronicle" enthält über die Volksbildung in England folgende merkwürdige Stelle: „Einer der Hauptgründe für das Bestehen der englischen Kirche ist der Unterricht des Volkes. Man könnte daher schließen, daß, wo die meisten Geistlichen seyen, auch das Volk am besten unterrichtet sey. Dieß ist gerade das Gegentheil. Man wird finden, daß dort Unwissenheit und Entartung der arbeitenden Klassen durchgehends am größten ist, wo die meiste Geistlichkeit ist, und daß das Volk sehr aufgeklärt und von unabhängiger Meinung ist, wo es am wenigsten Geistliche gibt. Norfolk und Suffolk z. B. sind die wahren Pfarrer-Provinzen: Norfolk hat 751 und Suffolk 510 Pfarreien. Nun ist uns aber aus sehr zuverlässiger Quelle bekannt, daß das Landvolk dieser Provinzen, was den Unterricht betrifft, fast so unwissend ist, als die wilden Indianer. Dieß findet sich durchgehends bewährt. Essex hat 406, Buckingham 202, Berkshire 151, Oxford 217. Werfen wir aber einen Blick auf das nördliche England, wo der allgemeinen Annahme zufolge das Volk am besten unterrichtet und aufgeklärt ist, und im Allgemeinen auch am sittlichsten und religiösesten. Cumberland hat 104 Pfarreien, Durham 75, Northumberland 88, Westmoreland 32, Lancashire 70, der westliche Strich von Yorkshire 195, Chester 90. Norfolk hat also allein eine Menge Pfarreien mehr, als diese nördlichen Distrikte zusammengenommen, die ungefähr ein Drittheil der Bevölkerung des Königreiches enthalten. Jede von den kleinen Grafschaften Buckingham und Oxford hat mehr Klerus, als die Distrikte von Lancaster, Westmoreland und Northumberland zusammen, und die Rechtskundigen halten eine gewöhnliche Jury von Lancashire für eben so gut als eine Spezialjury in den meisten Grafschaften; so weit ist dort die Intelligenz des Volkes fortgeschritten, und doch bestehen für anderthalb Millionen Menschen daselbst nur 70 Pfarreien. Eine Erörterung dieser Art gibt über mancherlei Licht. Es ist klar, daß wegen der ausgedehnten Pfarrsprengel in Nordengland verhältnißmäßig nur wenige Leute mit den Pfarrern in nähere Berührung kommen. Allein sie halten sich dort selbst Religionslehrer, die ihnen besseren religiösen Unterricht beizubringen wissen, als das Volk genießt, das Pfarrklerus in Ueberfluß hat. Daraus geht hervor, daß sowohl in England als in Amerika der Mangel an einer bestehenden Kirche nicht eben auch Mangel an religiösen Unterricht nach sich zieht. Die Entartung des Volkes, das am meisten Geistlichkeit hat, beweist im Gegentheil, daß die englische Kirche für das Bedürfniß des Volkes sehr schlecht sorgt. Wir sagen das Bedürfniß des Volkes, weil das Bedürfniß der Kirche und das des Volkes himmelweit verschieden sind. Das Bedürfniß der Kirche nämlich besteht darin, den möglich größten Theil des Eigenthums des Volkes für die möglich geringste Mühe zu erhalten; das Bedürfniß des Volkes aber den möglich wirksamsten, moralischen und religiösen Unterricht zu empfangen. Die Kirche von England ist schon oft beschuldigt worden, der Aufklärung des Volkes feindselig gesinnt zu seyn. So viel ist gewiß, daß es keine protestantische Kirche gibt, die so systematisch die untern Volksklassen vernachlässigt hat. Es gibt sogar viele Personen, die eine Verbreitung der Kenntnisse unter dem Volke für ein großes Uebel halten. Es ist natürlich, daß solch ein Volk der Kirche am meisten anhängig ist; denn offenbar ist die Zahl der Pfarrer in jenem Distrikte am größten, wo das Volk am unwissendsten und unsittlichsten ist; hieraus folgt der unumstößliche Schluß, daß das wirksamste Mittel die Herrschaft der Unwissenheit zu erhalten darin besteht, das Vermögen der bestehenden Kirche zu vermehren."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 324. 20 November 1831.

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Fortsetzung.)

Hussein-Khodja, der neugewählte Dey befand sich bei Ali's Tode nicht in der Cassaba, wohin ihn der Divan rufen ließ, sobald der letzte Wille des verstorbenen Pascha's eröffnet worden war. Husseins Erstaunen läßt sich kaum schildern: wie hätte er auch ahnen können, von einem Fürsten zum Nachfolger ausersehen zu werden, dessen Sinnesart der seinigen völlig entgegengesetzt war. Die ersten Worte, welche ihn seine Ueberraschung finden ließ, sprachen den Willen aus, die zugedachte Ehre abzulehnen. „Die Wahl Ali's, unsers Herrn, ist für mich höchst ehrenvoll," sagte er, „aber ich muß gestehen, daß ich ihrer nicht würdig bin. Es sitzen hier im Divan zwei Männer, die vor mir Ansprüche auf den Thron haben; wählet Einen von ihnen, und ich werde mit Freuden mich als seinen Unterthan bekennen."

Der Divan beharrte auf seinem Beschlusse, und Hussein konnte nicht länger widersprechen. „Es handelte sich um meinen Kopf," sagte mir Hussein, als er von seiner Wahl zum Dey von Algier, sprach, „alle Mitglieder des Divans, die mir ihre Stimmen gegeben hatten, würden durch meine Weigerung meine Feinde geworden seyn, weil sie von meiner Seite darin eine beleidigende Verachtung ihrer Wünsche gesehen, und sich dem Hasse meiner Mitbewerber bloßgestellt haben würden, über die ich durch ihre Hülfe den Sieg davon getragen hatte. Auf der andern Seite würde jeder Andere, der statt meiner auf den Thron gelangt wäre, nichts so eilig zu thun gehabt haben, als einen Menschen aus dem Wege zu räumen, der die Gunst des Volkes besaß, dem man nicht leicht verbergen konnte, daß ich durch das Testament des Paschas zum Nachfolger ernannt, und dem zu Folge von dem Divan erwählt worden sey. Ich mußte also einerseits einem neuen Dey gefährlich scheinen, während meine Wähler keine andere Hoffnung hatten als mich; so war ich also genöthigt, einzuwilligen."

Als daher Hussein erklärte, daß er sich in den Willen Gottes ergebe, der so deutlich durch zwei Stimmen sich ausgesprochen, durch den Mund eines Sterbenden und der Mitglieder des Divans, bekleidete man ihn mit dem Kaftan, dem Zeichen der höchsten Staatsgewalt, worauf er sich in großem Gefolge in die Kasernen begab. Die Proklamation des Divans wurde von den Einwohnern der Stadt, wie von den Truppen mit Freude aufgenommen. Als einen besonderen Umstand bemerkte man, daß bei dieser Gelegenheit die gewöhnlich das Zeichen zum Ausbruche des Parteihasses gab, kein Tropfen Blutes vergossen wurde — ein Beweis wie einmüthig die Wahl Husseins aufgenommen wurde. Nach beendigten Feierlichkeiten stieg der neue Dey wieder in die Cassaba hinauf, wo er sich einschloß, um daraus nicht eher wieder als nach dreizehn Jahren hervorzugehen — seiner Macht und Würden entsetzt.

Diese selbst gewählte Gefangenschaft in der Cassaba, der sich Hussein Pascha während seiner langen Herrschaft nur ein einziges Mal auf einige Stunden zu entziehen wagte, bedarf einer Erklärung. Ali war aus Furcht vor dem Volke hinter die Mauern des festen Schlosses geflüchtet; Hussein hatte nichts von den Einwohnern Algiers zu befürchten, bei denen er in großer Achtung stand, um so mehr aber von den Intriken einflußreicher Männer, die stets nach der höchsten Gewalt trachteten. Verschwörungen, die gewöhnlich mit einem Dolchstoß endeten und deren Opfer auch Omer Pascha geworden war, konnten ihm in seinem Palaste in der Stadt jeden Augenblick verderblich werden; in der Cassada hatte er Alle und Alles unter seinen Augen; er konnte gegen jede äußere Gefahr auf der Hut seyn, wenn anders die Diener seines Hauses ihm treu blieben. Deßhalb hielt sich Hussein hinter den Mauern seines Bergschlosses und sicherte dadurch sowohl sich das Leben, als der Regentschaft eine lange Ruhe, die bei der gewaltsamen Absetzung eines Deys gewöhnlich durch revolutionäre Bewegungen gestört wurde.

Diese einförmige Abgeschiedenheit, zu der Hussein verdammt war, würde jedem Andern vielleicht ein zu hoher Preis für eine Krone geschienen haben. Allein Husseins lange Gewohnheit an ein stilles und gleichförmiges Leben machte ihm die Gefangenschaft weniger unerträglich. Gewöhnlich stand er jeden Morgen gegen halb drei Uhr vor Sonnenaufgang auf, um die vom Gesetz vorgeschriebenen Gebete zu verrichten. Dann begab er sich in sein Harem, *) um nachzusehen, ob hier Jedermann genau gethan, was seines Dienstes. Von dem obersten Stockwerk des Schlosses aus, konnte er Alles bemerken, was im Divan vorging; er hatte seine Minister und Offiziere, denen er nicht die geringste Vernachlässigung im Dienste nachsah, unmittelbar unter den Augen. Wenn er das Harem verließ, stieg er in die Versammlung der obersten Regierungsmitglie-

*) Häufig verwechselt man Harem und Serail. Das Serail ist der Palast, das Harem die Frauenwohnung. Anm. d. V.

Digitized by Google

der herab, wo er sich über alle innern und äußern Angelegenheiten des Staates Bericht erstatten ließ. Mittags wurde die Schatzkammer geschlossen und ihm die Schlüssel gebracht. Zwei Tage in der Woche war der Schatz geschlossen und leistete keine Zahlungen; brauchte die Regentschaft während dieser Zeit Geld, so schoß es der Pascha aus seiner Privatkasse vor und glich sich dann am nächsten Tage mit dem Schatzmeister des Reiches aus. Fremde empfing Hussein gewöhnlich nach dem Abendgebete, nach welchem er sich in den Kreis seiner Familie zurückzog, und nicht mehr mit Staatsangelegenheiten beschäftigte. Zwei Stunden, die dem Mahle folgten, waren Spaziergängen im Garten oder in den Höfen der Cassaba gewidmet, oder auch dem Lesen von Abhandlungen über Politik, Verwaltung, Sitten europäischer Völker und Geschichte verschiedener Staaten. Auch die Schriften der Dichter wurden von Hussein mit Liebe gelesen. Während seines Aufenthaltes in Paris lieh er aus der Bibliothek des Königs mehrere Manuskripte, die ihm zu verschiedenen handschriftlichen Bemerkungen Anlaß gaben. Wie alle Orientalen ging Hussein frühzeitig zur Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

IV.

Der Diktator von der Aristokratie beherrscht. — Vorgeschützte Verschwörung. — Lelewels Verhaftung. — Gerichtliche Untersuchung. — Jezierski's Ankunft von Petersburg. — Des Diktators Geisteskrankheit und Sturz.

Die vertheumderischen Gerüchte, die über Lelewels angebliche Plane in Umlauf gebracht, und durch russische Spione verbreitet worden waren, hatten die unglücklichsten Folgen. Die Aristokraten, und vorzüglich die österreichischen und preußischen Grafen — wir nennen sie absichtlich so, weil sie diese Titel von den genannten Regierungen erst erhalten hatten — hielten sich für die wärmsten Vertheidiger der Nationalrechte, wenn sie den Diktator mit dem Phantom der Anarchie in Schrecken setzten. Wirklich träumte er auch nichts als Mord, Plünderung und Brand, und wagte nicht die Hauptstadt zu verlassen; nur ein einziges Mal und nur mit Mühe konnte er bewogen werden, die Festung Modlin, einige Meilen von Warschau, in Augenschein zu nehmen. Die Deputirtenzusammenkünfte des Reichstages erregten seine Besorgnisse: er sah überall nichts als Feinde, und insbesondere war ihm Lelewel verdächtig. Vorzüglich erbittert war er gegen Letztern, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die Sache Lithauens zu vertheidigen, weil er die Errichtung einer lithauischen Legion in Antrag brachte.

Am 7 Januar kam der Obristlieutenant Wyleszynski von Petersburg zurück, wohin er von dem Diktator gesendet worden war; allein die Antwort des Czars ließ ihm keine Aussicht auf Versöhnung und diente nur die Schwierigkeiten seiner Stellung zu vermehren. Mitten unter diesen Befürchtungen und kindischen Schreckbildern, die von der absoluten Gewalt unzertrennlich sind, rief er den Reichstag auf den 17 Januar zusammen. Vergebens suchte man nach der Ursache dieser Zusammenberufung. Niemand, selbst nicht der oberste Staatsrath wußte der öffentlichen Neugier darüber Genüge zu leisten. Die Journale griffen das Benehmen des Diktators an; die einen sprachen von der Nothwendigkeit einer Gegenrevolution, die Andern glaubten, nur der Charakter einer Diktatur brauche geändert zu werden, die ganz und gar der eigentlichen Revolution entgegengesetzt sey. „Der Diktator," sagte man, „erwartet die Rückkehr des Johann Jezierski von Petersburg, als wenn der Czar nicht noch vier Tage vor der Abreise Wyezynski's in seinem Manifeste an die russische Nation die Polen als Rebellen behandelt hätte." Endlich ließ man auch, wiewohl in gemäßigten Ausdrücken, die großen Nachtheile durchblicken, die aus der Vereinigung so unbeschränkter Gewalten in der Hand eines einzigen Mannes, dessen Talente nicht sehr großes Zutrauen einflößten, entspringen müßten. Seine Ehrengarde selbst, die ihm außerdem so innig ergeben war, begann kälter gegen ihn zu werden und fühlte sich verletzt durch den Namen: Prätorianer, den man ihr im Publikum beilegte.

Am 11 Januar ließ der Obristlieutenant Dobrzanski unter der Artillerie und den Sapeurs, die sich damals in der Hauptstadt befanden, Lärm schlagen; er befahl dem General der Artillerie, Bontems, im Namen des Diktators alle gegen einen Handstreich nöthigen Maßregeln zu ergreifen, Patronen unter das Heer zu vertheilen, denn an demselben Tage noch sollte ein Aufstand ausbrechen. Gegen Abend legte er in die Hände Chlopizki's eine Anklagakte gegen Lelewel, Xaver Bronikowski und den Journalisten Bolesias Ostrowski nieder, worin alle des Hochverrathes beschuldigt und als Zeugen Franz Grzymale, ein Gelehrter, und die Offiziere Nieszkocin, Wiorogorski und der Graf Stanislas Rzewuski aufgeführt wurden.

Lelewel von Allem unterrichtet, lächelte mitleidig darüber: „Warum hat man heute die Schildwachen verdoppelt?" fragte der Graf Gustav Malachowski ihn im Staatsrathe. — „Wahrscheinlich auf Befehl des Diktators," erwiederte Lelewel, denn man hat mir gesagt, daß heute eine schreckliche Empörung ausbrechen soll." — „Wenn Lelewel davon unterrichtet ist," entgegnete der Graf, „so können wir ruhig seyn."

Diese vorgebliche Verschwörung, die in Europa so großes Aufsehen machte, war nichts mehr und nichts minder als eine Koterieintrike. Wir würden ihrer hier kaum erwähnt haben, wenn das Justemilieu nicht so großes Geschrei darüber erhoben und für sich einen Entschuldigungsgrund darin gesucht hätte.

Lelewel begab sich zu dem Diktator. — „Man hat mir gesagt, daß Sie mich zu sehen wünschen." — „Ja, aber wenn Sie mir Etwas zu sagen haben, so theilen Sie mir es in Gegenwart dieser Herren mit," antwortete Chlopizki, indem er auf die Generale zeigte, die ihn umgaben, „wir können nicht allein sprechen." — „Es scheint, daß man mich bei dem Diktator verdächtig zu machen gesucht hat." — „Ich habe gegen Sie eine förmliche Anklage in Händen und ich kündige Ihnen hiemit an, daß Sie verhaftet sind." — „Wenn Dieß der Wille des Diktators ist, so unterwerfe ich mich." — Die Unterredung verbreitete sich hierauf über andere Gegenstände. „Die Klubs," bemerkte Lelewel, „die dem Diktator so sehr mißfallen, und deren einer mich zu seinem Präsidenten ernannt hat,

Digitized by Google

sind in einer Revolution von großem Nutzen, hätten sie auch weiter keine andere Wirkung, als das Volk gegen geheime Umtriebe zu warnen. Erst heute legte mir der Abbé Pulaski eine lange Petition zur Unterschrift vor, worin man den Diktator um die Erlaubniß bittet, die Gesellschaften wieder eröffnen zu dürfen." — „Und Sie haben unterzeichnet?" — „Ja, denn der Diktator hat wohl das Recht, die Klubs zu schließen, keineswegs aber zu verbieten, daß man ihre Wiedereröffnung verlange. Uebrigens habe ich dem Abbé Pulaski zum Voraus angedeutet, daß man ihm sein Gesuch abschlagen würde." — „Aber warum haben Sie denn unterzeichnet?" fragte Chlopizki unwillig. — „Weil in diesem Schritte nichts Gesezwidriges liegt. Uebrigens scheint mir das Ganze nichts als eine Mystifikation, wie die meiner angeblichen Reise zum vierten Regiment." — „Sie waren also nicht dort?" — „Seit einem Jahre bin ich nicht über das Weichbild der Stadt hinausgekommen. Dergleichen lächerliche Gerüchte haben ihre Quelle nur in Ihren Vorzimmern. Ich kenne die gegen mich gerichtete Anklage nicht, wahrscheinlich aber beruht sie ebenfalls auf dergleichen Erfindungen." — Der Diktator that einige Schritte zurück, indem er halblaut vor sich hin sagte: „Vielleicht ist er doch unschuldig. Gebe Gott, daß er es sey!"

(Fortsezung folgt.)

Das todte Meer *).

Nachdem man einen Landstrich durchwandert hat, dessen Anblick sich durchgängig gleich bleibt: ein weißer Staub bedeckt den Boden, weder Bäume noch Gras und Kräuter, ja nicht einmal Moos ist zu sehen, führt endlich der Weg über eine niedere Ebene nach dem Felsensaum, welcher das Thal des Jordan begränzt, und nun sieht der Wanderer nach einer beschwerlichen Tagereise von 10 bis 12 Stunden das todte Meer, und den Fluß vor seinen Blicken sich ausbreiten. Die Scenerie, welche man von hier aus übersieht, obgleich großartig, ist nicht mit einer europäischen zu vergleichen, denn vom Gebirg des untern Palästina erblickt das Auge keine wogenden Kornfelder und keine Ebenen mit üppigen Weiden bedeckt. Man stelle sich zwei lange Gebirgsketten vor, welche in paralleler Richtung von N. nach S. laufen, ohne Abschnitte und wellenförmige Gipfel. Die östliche oder arabische Kette ist die höchste, und sieht man sie in einer Entfernung von 8 bis 10 Stunden, so sollte man sie für eine ungeheure senkrechte Mauer halten, dem Jura ähnlich, mit dem sie auch in Gestalt und der azurnen Farbe Aehnlichkeit hat. Nicht einen einzigen Gipfel, nicht die kleinste Spize bemerkt man, nur leichte Beugungen sind hie und da zu sehen, als ob die Hand des Malers, die diese wagerechte Linie am Horizont zog, an einigen Stellen gezittert hätte.

Die Gebirge von Judäa bilden die Kette, auf welcher der Wanderer steht, wenn er nach dem todten Meer hinabblickt. Weniger hoch und mehr ungleich als die östliche Kette, unterscheidet sie sich von dieser auch dem Wesen nach; sie stellt Massen von Kalkstein und Sand dar, deren Formen, wie man sagt, Aehnlichkeit mit Waffenthrophäen, wehenden Standarten oder den Zelten eines in einer Ebene aufgeschlagenen Lagers haben. Die arabische Kette hingegen besteht aus nichts als schwarzen, steilen Felsen, welche ihre langen Schatten auf den Spiegel des todten Meeres werfen. Der kleinste Vogel unter dem Himmel würde zwischen diesen Klippen auch nicht ein einziges Hälmchen Gras zu seiner Nahrung finden; Alles, was man erblickt, deutet auf das Land eines verstoßenen Volkes, und auf die ewige Dauer der gegen Ammon und Moab ausgesprochenen Strafe.

Der Boden des Thals, welches durch diese beiden Gebirgsketten gebildet wird, gleicht dem Grund eines ausgetrockneten See's, ist mit Salz, trockenem Schlamm und Flugsand bedeckt, und auf der Oberfläche wellenförmig gefurcht. Hie und da steht verkümmertes Gesträuch, welches sich nur mit Mühe auf diesem unwirthlichen Boden erhält, dessen Blätter mit Salz bedeckt sind, und dessen Rinde einen räucherigen Geruch und Geschmack hat; statt der Dörfer, sieht man nur die Ruinen einiger Thürme. In der Mitte dieses Thals fließt ein schmuziger Fluß, der sich zögernd in den verpesteten See ergießt, von dem er verschlungen wird. Seinen Lauf kann man nur nach den Weiden und dem Schilf beurtheilen, die ihn begränzen, und unter denen die Araber im Hinterhalt liegen, um den Reisenden anzufallen und den Pilger zu tödten.

Herr von Chateaubriand bemerkt, wenn man in Judäa reise, so fühle man sich anfänglich düster und melancholisch gestimmt; wenn man aber so von Einöde zu Einöde komme, so öffnen sich dem Wanderer endlose Räume, jene Stimmung verschwinde nach und nach, und man empfinde eine tiefe Wehmuth, die, weit entfernt den Geist niederzudrücken, ihn vielmehr belebe und erhebe. Ueberall verkünden außerordentliche Erscheinungen das Land der Wunder. Die brennende Sonne, der himmelaufliegende Adler, der unfruchtbare Feigenbaum, alle diese poetischen Bilder der heiligen Schrift sind hier; jeder Name erinnert an eine Mysterie, jede Grotte verkündet eine Weissagung, jeder Hügel widerhallt von den Sprüchen eines Propheten. Gott selbst hat hier gesprochen, Flüsse ausgetrocknet, Felsen gespalten, und die Gräber geöffnet. „Noch ist die Wüste vor Schrecken verstummt; wer auch hätt' es gewagt das Schweigen zu brechen, seit die ehrfurchtgebietende Stimme des Ew'gen ertönte."

Der berühmte See, welcher die Stelle einnimmt, wo das alte Sodom und Gomorrha lag, wird in der heil. Schrift das todte Meer genannt; unter den Griechen und Lateinern ist er unter dem Namen Asphaltites bekannt, und die Araber nennen ihn Bahar Loth oder Loth-See. Herr von Chateaubriand stimmt denen, welche glauben, er sey der Krater eines Vulkans, nicht bei, denn er hatte am Vesuv, Solfatara, dem Pik der Azoren und den erloschenen Vulkanen in Auvergne, überall denselben Charakter bemerkt, nämlich ausgebohlte Berge in Form eines Schornsteins, und Lava nebst Asche, welche die unwiderleglichen Zeugen von der Wirkung des Feuers sind. Dieser Salzsee hingegen ist lang, wie ein Bogen gekrümmt, und liegt zwischen zwei Gebirgsketten, welche weder rücksichtlich der Gestalt noch der Bestandtheile einander ähnlich sind, und durchaus in keinem Zusammenhang stehen. Sie stoßen an den beiden Enden des Sees nicht zusammen, sondern während die eine das Thal des Jordans fortwährend begränzt, und nordwärts bis Tiberias läuft, erstreckt sich die andere gen Süden, bis sie sich in den Sandebenen von Yemen verliert. Zwar gibt es hier heiße Quellen, Erdharz, Schwefel, und Asphalt in Menge, doch reicht dieß nicht hin, um die frühere Existenz eines Vulkans zu beweisen. Was die verschütteten Städte betrifft, so muß es, wenn wir die Idee Büschings und Michaelis annehmen, den Naturkundigen überlassen bleiben, jene Katastrophen zu erklären, ohne den biblischen Traditionen zu nahe zu treten. Nach ihren Ansichten stand Sodom auf einer Ader von Erdharz, eine Thatsache, welche durch das Zeugniß Mosis und des Josephus bestätigt wird, welche von Naphthaquellen im Thal Siddim sprechen. Blize entzündeten die brennbare Masse, und die verbrecherischen Städte sanken in die unterirdischen Flammen. Sehr scharfsinnig fügt Malte Brun noch hinzu, Sodom und Gomorrha seyen wahrscheinlich von bitumindsen Steinen gebaut gewesen, und von dem Feuer vom Himmel in Flammen gesezt worden.

Strabo zufolge wurden 13 Städte vom asphaltischen See verschlungen; Stephan von Byzanz zählt deren acht; das erste Buch Mosis nennt fünf Städte, welche im Thal Siddim gelegen waren, berichtet aber nur die Zerstörung von zweien; im fünften Buch Mosis werden vier, und im Jesus Sirach fünf angegeben. Mehrere Reisende, und unter ihnen D'Arvieux, versichern, sie hätten Ruinen von Mauern und Gebäuden im todten Meere bemerkt. Maundrell selbst war nicht so glücklich, und zwar, wie er vermuthet, wegen der Höhe des Wassers; allein er erzählt, der Pater Guardian und der Prokurator von Jerusalem, beide zuverlässige und einsichtsvolle Männer, hätten ihn versichert, daß sie diese Ruinen einst wirklich gesehen. Sie wären ganz nahe am Ufer und der See so seicht gewesen, daß sie in Gesellschaft einiger Franzosen es wagen konnten, hineinzusteigen, und so hätten sie mehrere Pfeiler und andere Fragmente von Gebäuden gefunden. Die Alten sprechen in dieser Hinsicht des-

*) Aus Michaelis Ruffel's Palestine. Edinburgh 1831. Vgl. hiezu, was über denselben Gegenstand Ausland (Jahrg. 1829 S. 1416) bereits mitgetheilt wurde.

Digitized by Google

stimmter; Josephus, der sich eines poetischen Ausdrucks bedient, sagt, er habe am Ufer des todten Meeres die Schatten der versunkenen Städte gesehen. Strabo gibt den Ruinen von Sodom, deren auch Tacitus gedenkt, einen Umfang von 60 Stadien.

Man muß sich billig wundern, daß noch keiner der neuern Reisenden sich Mühe gab, nähere Aufklärung über diesen interessanten Gegenstand zu erhalten oder wenigstens zu erforschen, ob nicht das periodische Steigen und Fallen des See's Mittel an die Hand geben könne, sich von der Genauigkeit der alten Geographen und Geschichtschreiber zu versichern. Sollten die Türken es je erlauben, und würde es thunlich gefunden von Jaffa aus ein Schiff nach diesem Binnensee zu senden, so ständen gewiß höchst interessante Entdeckungen zu erwarten. Ist es nicht höchst sonderbar, daß ungeachtet aller Unternehmungen, zu denen die Liebe zu den Wissenschaften in unsern Tagen begeisterte, die Alten mit den Eigenschaften, ja selbst mit der Ausdehnung des asphaltischen Sees, dennoch weit besser bekannt waren, als die aufgeklärtesten Nationen der gegenwärtigen Zeit? Er ward von Aristoteles, Strabo, Diodorus Siculus, Plinius, Tacitus, Solinus, Josephus, Galen und Dioscorides beschrieben. Der Abt von St. Saba ist seit vielen Jahrhunderten der Einzige, der die Fahrt auf dem todten See gemacht hat; aus seinen Berichten erfahren wir durch den Pater Nau, daß er an seinem äußersten Ende gleichsam in zwei Theile getheilt ist, und daß hier ein Weg durch ihn führt, den man, wenigstens im Sommer, durchschreiten kann, ohne daß das Wasser bis über den halben Schenkel geht; daß dort das Land aufwärts steigt, und einen andern kleinen See von runder oder vielmehr ovaler Gestalt einschließt, der mit Flächen und Hügeln von Salz umgeben ist, und daß die benachbarten Gegenden stark von Arabern bevölkert sind.

Bekanntlich ergießen sich sieben bedeutende Flüsse in sein Bassin, und es ist deßhalb schon seit lange angenommen, daß er sein überflüssiges Wasser durch unterirdische Kanäle ins mittelländische oder ins rothe Meer ausströme. Von dieser Meinung ist man jedoch jetzt, in Folge der von Dr. Halley vor mehrerern Jahren bekannt gemachten Beobachtungen über die Wirkungen der Ausdünstung in einem heißen Klima, gänzlich zurückgekommen. Dr. Shaw gibt zwar die Richtigkeit dieser Beobachtungen zu, allein er berechnet zugleich, daß der Jordan allein täglich mehr als 6 Millionen Tonnen Wasser in den See trägt. Noch ist bemerkenswerth, daß die arabischen Philosophen dem Dr. Halley mit jener Theorie über die absorbirende Kraft einer trocknen Atmosphäre zuvorgekommen sind.

Die wunderbaren Eigenschaften welche dem todten See von ältern Reisenden beigelegt wurden, haben sich bei genauerer Untersuchung als fabelhaft erwiesen. Man weiß jetzt, daß Körper nach Verhältniß ihrer specifischen Schwere auf ihm schwimmen oder untersinken, und daß er also, obgleich sein Wasser so dicht ist, als es zum Schwimmen nöthig, doch keine Sicherheit gegen den gewöhnlichen Zufall des Ertrinkens bietet. Josephus erzählt, daß Vespasian, um diese dem See beigelegte Eigenschaft zu erproben, eine Anzahl Sklaven mit gebundenen Händen und Füßen, in eine seiner größten Tiefen haben werfen lassen, und daß jeder, weit entfernt zu ertrinken, auf seinem Platz geblieben sey, bis es dem Kaiser gefallen habe, ihn herausziehen zu lassen. Obgleich diese Anekdote mit der Wahrheit übereinstimmt, so rechtfertigt sie doch keineswegs die Schlüsse, welche aus ihr gezogen wurden. „Um den Versuch zu machen, sagt Maundrell, ging ich hinein, und fand, daß mein Körper im Schwimmen mit ungewöhnlicher Gewalt empor getragen ward; daß aber, dem Bericht einiger Reisenden gemäß, ein Mensch, der bis über die Mitte seines Körpers in den See wate, wie ein Stück Kork oben schwimme, fand ich, nach angestelltem Versuche, unwahr.“

Vermischte Nachrichten.

England wird von politischen Unionen bedeckt, die sich alle nach der großen Birmingshamer Assoziation formen. Ein abgedruckter Bericht eines Komite's der Abgeordneten der Pfarrspiele Londons stellt als Zweck dieser politischen National-Union fest: eine volle, freie und wirksame Repräsentation des Volkes im Hause der Gemeinen durchzusetzen; alle Freunde des Vaterlandes vom Reichsten bis zum Aermsten zum Verfolg eines solchen Unternehmens zu vereinigen, Frieden und Ordnung im Lande aufrecht zu halten, damit nicht durch Unruhen den Feinden der Freiheit Waffen in die Hand gegeben werden, für eine Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen zu sorgen u. s. w. — Die Birminghamer Union selbst hat an ihre Mitglieder eine Adresse erlassen, worin es heißt: „Freunde, Landsleute und Brüder! Unser Weg ist klar. Unser Entschluß gefaßt. Wir wollen bei Lord Grey stehen. Dieser erleuchtete Staatsmann hat erklärt, daß die Reformbill zum Gesetz erhoben werden soll in allen ihren wesentlichen Punkten und Bestimmungen. Die ganze Geschichte seines Lebens verbietet uns, seinem Worte zu mißtrauen. Die Kraft einer vereinigten Nation, die er lenkt, verbietet uns Mißtrauen in seine Macht zu setzen. Deßhalb wollen wir bei Lord Grey stehen. Und wenn es je möglich wäre, daß er von seiner Stelle verdrängt würde, so wollen wir ihn auf unseren Schultern wieder dahin zurückführen. Freunde und Mitbürger! der König, die Minister, das Haus der Gemeinen und das Volk sind alle einig. Alle haben einen Beweis gegeben, daß sie der Sache der Freiheit treu, und entschlossen sind, die Reformbill in ein Gesetz zu verwandeln. Dieser heilige Bund ist unüberwindlich. Nichts kann seine Macht erschüttern, wenn nicht Zwietracht oder Uneinigkeit unter ihnen selbst entstehen. Zwietracht müßt ihr also als die einzige Klippe scheuen, an der eure Hoffnungen scheitern können. Zwietracht würde euren Feinden das einzige Mittel an die Hand geben, den Sieg über euch zu erlangen. Laßt nur keine Uneinigkeit unter euch aufkommen, und nichts kann den Fall dieser schändlichen Oligarchie aufhalten, die so lange die Freiheit und das Glück des Landes mit Füßen getreten hat. Freunde und Mitbürger! während wir unser Vertrauen auf den König und seine Minister an den Tag legen und den festen Entschluß zeigen, das Gesetz zu erhalten, laßt uns keine Furchtsamkeit, keine Schwäche, keine Lauigkeit in der Sache der Freiheit verrathen. Laßt uns alle wie ein Mann vereint stehen in der enthusiatischen und festentschlossenen Unterstützung dieser großen, dieser heiligen Sache. Betreibt unverzüglich in allen Städten, in allen Bezirken, in jedem Dorfe, und überall wo noch keine bestehen, die Bildung politischer Unionen. Die Nation soll in ihrer ganzen Kraft hervortreten und mit gebieterischer Majestät ihren Willen aussprechen, und dieser Wille wird sicherlich das Gesetz des Landes werden. Freunde und Mitbürger! Seyd geduldig, seyd friedfertig, seyd stark, seyd einig, seyd entschlossen! Setzt euer Vertrauen auf den König und seine Minister; die diese euch hintergehen, habe Ihr für Englands Freiheit nichts zu befürchten. — Freunde und Mitbürger und Brüder! Hört auf uns! das Schwert soll nicht in England gezogen werden, die furchtbare Sturmglocke soll nicht ertönen. Nicht die Thränen von Wittwen und Waisen sollen unsre Bahn bezeichnen. Dieß sind die letzten Hülfsmittel einer unterdrückten Nation. Der Einfluß der Oligarchie hat, unterstützt von einer verdorbenen und entarteten Bank von Bischöfen, einen augenblicklichen Sieg im Oberhause errungen. Durch die Kraft des Königs und des Gesetzes wollen wir die Oligarchie bis in den Staub herab demüthigen. Unsere tapferen Nachbarn, die Franzosen, bewirkten eine glorreiche Revolution hinter Barrikaden, die sie mit ihrem besten Blute verkitteten. Wir brauchen keine Barrikaden. Ohne Blut, ohne Anarchie, ohne Verletzung des Gesetzes, werden wir die glorreichste Reformation vollbringen, deren in der Weltgeschichte gedacht wird. Gott segne den König!“

Seit mehreren Tagen werden an verschiedenen Orten in London Stöcke verkauft, wie die neue Polizei sie gewöhnlich führt, nur daß sie mit den drei Farben bezeichnet sind; sie kosten nur drei oder vier Pence, und die Weber von Spitalfields sollen eine Menge derselben gekauft haben.

*

Man meldet aus Calcutta vom Ende Mais, daß ein Regiment Europäer gegen Ludiena gesendet worden, und Rundschit Singh auf diese Nachricht ein beträchtliches Truppenkorps gegen denselben Ort beordert habe.

*

In der letzten Grafschaftsversammlung von York wurden Adressen an den König, an Graf Grey und die Minister, und eine Petition an das Unterhaus votirt. Jede davon hat zwischen hundert und vierzig und hundert und fünfzigtausend Unterschriften; alle drei mit einander messen sechzehnhundert englische Ellen, und wiegen zwischen vier und fünf Centner.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 325. 21 November 1831.

Spanien, wie es ist.

I. Spaniens physische Verhältnisse.

(Fortsetzung und Schluß.)

Unter den Krankheiten, die in Spanien herrschen, sind einige diesem Lande eigenthümlich, andere hat es mit andern Ländern gemein. Zu den erstern gehören das gelbe Fieber, das zu verschiedenen Zeiten die Küstenstriche mit schrecklichen Verwüstungen heimsuchte, und jene eigenthümliche Augenkrankheit, die in Mittelspanien so häufig vorkommt, und gewöhnlich mit völligem Erblinden endigt. Das gelbe Fieber ist schon vielfach in gelehrten Schriften abgehandelt worden, und gehört eigentlich einer andern Weltgegend an, so daß eine nähere Erörterung darüber hier billig unterlassen wird. Was aber die erwähnte Augenkrankheit betrifft, so ist dieselbe eine wahre Landplage des Centralspaniens, namentlich der Hauptstadt, und keineswegs bloß auf die unteren Volksklassen beschränkt, da auch die höhern Stände nicht davon verschont bleiben. „Ich war erstaunt über die Menge von Blinden in Madrid," sagt der Amerikaner in seinem Werke: Ein Jahr in Spanien, „und konnte dafür keinen andern Grund finden, als die brennende Strahlenkraft der Sonne an einem fast stets unumwölkten Himmel, verbunden mit der Kahlheit und Schattenlosigkeit des Landes." Peyron schreibt dieses Uebel den unmäßig angewendeten Aderlässen zu, die mit dem Blute der heutigen Spanier fast noch eben so verschwenderisch umgehen, als zu des hochbelobten Doktors Sangrado Zeiten, wenn man von der Menge der kunstfertigen Blutsauger, die mit dem Schnepper umzugehen wissen, so schließen darf; jede Straße einer jeden Stadt in Spanien hat einen oder mehrere Barbiere, und jeder dieser Barbiere gibt sich mit Aderlassen ab.

Dr. Faure gibt dieser Ophthalmie eine ganz verschiedene und wissenschaftlichere Begründung: „Madrid," sagt er, „liegt auf einer Hochebene, die mehr als 1800 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist, und hat unter allen Gegenden Spaniens die strengste Luft. Der Wind, der dort fast das ganze Jahr von den Guadarrama-Bergen herweht, und dessen unheilvolle Wirkungen zu einer Menge Sprüchwörter Anlaß gegeben haben, bringt eine unerträglich scharfe Kälte mit sich, die von der stärksten Lunge nicht ertragen werden könnte, wenn man nicht den Mund durch einen Zipfel des über die Schulter geworfenen Mantels dagegen verwahrte; die Kälte mit den übrigen Einflüssen des Klima's vereint, bewirkt bei den meisten Fremden auch die schmerzhaftesten Koliken. Eben dieser dort so häufige und vom Monate Februar bis zum Mai oft sehr ungestüme Wind erfüllt auch unablässig die Luft mit Wirbeln eines salpeterhaltigen Staubes, der die Augen einer ohnehin mit scrophulösen und syphilitischen Uebeln behafteten Bevölkerung entzündet, und den Grund zu jenen Ophthalmien legt, die das Zurückprallen der heißen Sonnenstrahlen und die Kälte der Nächte späterhin ungemein gefährlich macht. Aber nicht allein Madrid ist von diesen Leiden heimgesucht; Augenkrankheiten und Erblinden herrschen in ganz Spanien, wenn man von dem, was man bis Cadiz sieht, so schließen darf; auch ist die irritirende Atmosphäre der Halbinsel größtentheils sehr in Bewegung, und der blendende Glanz der Sonnenstrahlen wird selten durch grünes Land gemildert, das manchen Gegenden gänzlich fehlt."

Kurz die Augenkrankheiten in Spanien können also derselben Ursache, wie die in Aegypten zugeschrieben werden, jenem unsichtbaren Salpeterstaub *) nämlich, der sich in den Augen festsetzt und Entzündungen verursacht, die sich bei dem stäten Wechsel von sengender Hitze am Tage, und beißender Kälte während der Nächte außerordentlich verschlimmern. Die Koliken von Madrid sind den Fremden stets gefährlich und nicht selten tödtlich. Die Blatternseuche ist im Sommer immer gefährlicher, als im Winter, vorzüglich in den Centralgegenden Spaniens, indeß hat die nun fast durchgängig im Königreiche eingeführte Kuhpockenimpfung größerem Umsichgreifen dieser Krankheit gesteuert. Scharlachfieber sind selten und nicht gefährlich. Aber eine ähnliche Krankheit, die von den Spaniern „garrotillo" genannt wird, und den Aerzten unter dem Namen „häutige Bräune" bekannt ist, nimmt zuweilen einen seuchenartigen Charakter an, und richtet dann zu gewissen Jahreszeiten so große Verheerungen als eine Pest an. **) „Diese Krankheit,

*) Man darf behaupten, sagt Minaño, daß ein Drittheil des großen spanischen Gebietes, und der Staub auf den östlichen und westlichen Straßen des Königreiches die ganze Welt mit Salpeter versorgen könnten, wenn es der Wille Gottes wäre, in keinem Theile des Erdbodens mehr Salpeter wachsen zu lassen. Minaño, Diccionario Geografico. Vol. I. Madrid 1826.

**) Außer den epidemischen Krankheiten, die Spanien seinen Verbindungen mit dem Morgenlande, mit Afrika und Amerika, so wie den zerstörenden Kriegen, deren Schauplatz es war, verdankt, wird es häufig auch durch Seuchen heimgesucht, die sich im Lande selbst durch Dürre, Hungersnoth und schlimme Jahrszeiten erzeu-

Digitized by Google

sagt Faure, ist auf der Halbinsel häufig, und aus den ärztlichen Annalen ersieht man, daß sie seit Jahrhunderten schon dort einheimisch ist, ungeachtet der Reinheit und Trockenheit der Luft oder vielleicht gerade aus dieser Ursache."

Eine andere gangränöse Krankheit, die zu Madrid und in andern Provinzen, namentlich in Andalusien und Catalonien, häufig vorkommt, ist „das Spitalfieber," das wenn nicht als endemisch doch als unvermeidlich in den Spitälern betrachtet werden kann, vorzüglich, wenn es gegen Ende des Sommers geht. Um diese Zeit werden die geringfügigsten Wunden gefährliche und oft tödtliche Geschwüre. Eben so sind akute und chronische Lungenentzündungen häufig, und entwickeln sich vorzüglich in der Hauptstadt mit reißender Schnelligkeit zu einer Krisis. Lungensucht ist ebenfalls eine Krankheit, deren Keime in mehrern Theilen Spaniens stets wurzeln; als merkwürdig aber kann in Rücksicht der Trockenheit der Luft betrachtet werden, daß die Wechselfieber meist im Anfang Junius auftreten, wo die Hitze am höchsten gestiegen ist. Scrophulöse Krankheiten sind in Spanien so häufig als in Rußland, und vielleicht noch häufiger; auch ist es nichts Seltenes Bettlern zu begegnen, die an einem oder beiden Beinen mit Elephantiasis behaftet sind. Epileptische Fälle sind gleichfalls nicht selten, während Hysterien und Veitstänze zahlreich im Süden vorkommen, wo die Hitze am heftigsten ist. „Gemüthskrankheiten und Wahnsinn finden sich hier verhältnißmäßig in größerer Anzahl vor, als irgend wo anders; dazu trägt theils die heftige Wirkung der Sonne auf den Kopf bei, theils der Mangel an ordentlicher Beschäftigung, während die Regierung durch den unablässig ausgeübten Geistesdruck die Bevölkerung in einer steten fieberhaften Aufregung erhält," bemerkt Faure. Leider ist diese Annahme nur allzu sehr begründet. Man könnte aber noch hinzufügen, daß der religiöse Fanatismus der Spanier dem dort vorkommenden Wahnsinn einen düstern Charakter leiht, der gern in Raserei ausartet. Man hat für Geisteskranke auf der Halbinsel drei Anstalten: eine zu Toledo, die andere zu Valencia, die dritte zu Saragossa. Eine vierte bestand zu Cordova, ist aber seit einiger Zeit aufgehoben.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Auf dieses Gespräch erfolgte die Verhaftung Lelewels. Die Veranlassung dazu war folgende: Da der Diktator die heftigen Reden in den Klubs nicht leiden konnte, so schloß er auf Anrathen des Justemilien die Gesellschaften ganz und gar. Die Mitglieder derselben, die selbst die Ueberspannung mancher ihrer Redner tadelten, waren weit entfernt durch diese Maßregel beleidigt zu werden; im Gegentheile begrüßten sie mit Enthusiasmus die zweite Diktatur; allein das zweideutige Verhalten Chlopizki's gegen Rußland, die Intriken der Grafen und des Justemilien ließen sie auf einen neuen Zusammentritt denken, und sie bildeten eine Gesellschaft, die öffentlich ihre Versammlungen im Kaffeehause Honoratia's hielt, wobei der Landbote Tymowski den Vorsitz führte. Aber auch diese Gesellschaft wurde von dem Diktator aufgelöst, und bei dieser Gelegenheit war es, wo Pulaski Lelewel die Petition zur Unterschrift vorlegte, von der oben die Rede war. Man hatte das Gerücht ausgestreut, die Weigerung Chlopizki's, den Klub wieder eröffnen zu lassen, werde das Zeichen zum Aufstande seyn; die Artillerie und die Sapeurs, so wie die Generallieutenants Szembek und Krukowiezki seyen in das Komplot verwickelt; man habe nicht bloß das vierte Linienregiment aufgewiegelt, sondern auch mehr als zweihundert Mann von Chlopizkis Ehrengarde in's Einverständniß gezogen u. s. w. Ohne Zweifel waren es die russischen Spione, die diese Gerüchte in Umlauf brachten, wodurch viele Personen so außer sich kamen, daß der Graf Leo Rzewuski Lelewel eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, um wie er sagte das Vaterland von einem solchen Ungeheuer zu befreien. Man wollte Lelewel unverzüglich den Prozeß machen, und der Justizminister Bonaventura Niemoiowski wurde mit der Untersuchung beauftragt; allein er lehnte Dieß ab, weil er die Ehre achtungswerther, aber von einer blinden Furcht vor Anarchie eingenommener Männer nicht bloßstellen wollte.

Das Gerücht von Lelewels Verhaftung machte großen Eindruck in der Hauptstadt; eine Menge bestürzter Menschen füllte die Vorzimmer des Diktators, der nun die Gesinnung des Volkes kennen lernen konnte. Eine große Anzahl seiner Ehrengarde, an ihrer Spitze Adam Gurowski und Nabielak, ließen sich ihm melden. In einer Rede voll Feuer und Nachdruck bot Gurowski seiner und seiner Waffenbrüder Kopf zum Pfande für Lelewels Befreiung. Endlich kamen auch noch die Mitglieder des obersten Nationalkonseils, die sich durch die Verhaftung eines ihrer Kollegen äußerst verletzt glaubten, und boten ihre Entlassung an.

Das redliche Herz des Diktators wurde bei diesem Anblick gerührt; er begriff, wiewohl zu spät, daß er das Spielzeug schändlicher Intriken gewesen sey. Freundlich hörte er die harten Worte Gurowski's und Nabielak's an, und versicherte die Mitglieder des obersten Nationalkonseils, daß er selbst die Diktatur niederlegen werde, wenn sie auf ihrem Entschluß beharren würden, zugleich gab er Befehl, Lelewel frei zu lassen, dessen Haft drei oder vier Stunden gedauert hatte. Xaver Bronikowski und Boleslas Ostrowski, die gleichfalls verhaftet worden waren, erhielten schon nach einer Stunde ihre Freiheit wieder. Man ließ einen Bericht des ganzen Vorfalles bekannt machen, und mit Staunen sah man die Namen der ehrenwerthesten Männer in dieser niedrigen Intrike gröblich angetastet. Die sich als die erbittertsten Gegner Lelewels benommen hatten, selbst seine Ankläger schworen ihm Freundschaft und baten ihn, das Geschehene zu vergessen. Indeß nahm doch die gerichtliche Untersuchung ihren Lauf; zwanzig Individuen wurden darin als Zeugen vernommen und sagten aus: Lelewel habe mit Moriz Mochnacki und Xaver Bronikowski oder mit diesem und Boleslas Ostrowski ein Triumvirat oder Konsulat zu bilden vorgehabt, und strebe nach der Diktatur. Alles Dieß wurde mit großem Ernst vor den Grafen Gustav Malachowski, Titus Dzialynski, Rzewuski, Zaluski verhandelt; denn Grafen allein spielten in dieser Vorfallenheit eine Rolle. Allein das Tribunal konnte unmöglich bei diesen seltsamen Aussagen seine Ernsthaftigkeit behalten und hob die Unter-

---

gen. „Los años de sequedad, de hambre y de mordandad." die Jahre der Dürre, Hungersnoth und großen Sterblichkeit — sind in seinen Annalen sehr häufig. Faure a. a. O.

Digitized by Google

suchung auf, da es einen so schimpflichen Prozeß nicht zu Ende führen wollte. Der Diktator jedoch, gedemüthigt in der öffentlichen Meinung, wollte sich das Ansehn eines tiefen Politikers geben und wiederholte öfters: „Hütet Euch vor Lelewel; das ist ein zweiter Doktor Francia.“

Lelewel blieb die Wahl zwischen einer gerichtlichen Verfolgung seiner Ankläger, oder der Verachtung so grober Verläumdungen. Er wählte das Letztere und verlangte bloß, daß man in den Journalen die Grundlosigkeit dieser Anklage bekannt mache. Was die aristokratischen Koterien betrifft, so hielten sie sich eine Zeit lang ruhig, um später ihre Intriken von Neuem beginnen zu können.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Der Ausgang dieses Prozesses ist bekannt; Bonaparte wurde freigelassen, und in dem Erkenntnisse, durch das er vorläufig auf freien Fuß gestellt wurde, sprach man sich sogar günstig für ihn aus; „es geschehe Dieß,“ hieß es darin, „in Betracht des Nutzens, den der General Bonaparte der Republik leisten könne.“ Indeß strich ihn der Wohlfahrtsausschuß aus der Liste der Generale.

„Damals war es, wo Bonaparte, höchst unglücklich geworden, nach Paris kam, um zu versuchen, ob er Gerechtigkeit finden könne, oder um eines seiner tausend Projekte auszuführen, die er täglich, wie er uns sagte, beim Schlafengehen entwarf. Er hatte nur einen Adjutanten, nur einen Freund, den das Unglück nur noch stärker an ihn kettete: es war Junot. Junot war es, der ihm von dem Augenblicke an Proben seiner thätigen Anhänglichkeit gab, die nur mit seinem Leben aufhörte; Durec war damals noch nicht mit Bonaparte bekannt, und man hat stets irriger Weise geglaubt, daß er schon in Toulon ihn kennen gelernt. Herr von Bourrienne, der sehr gut von Allem unterrichtet ist, und die Wahrheit sagt, wenn nicht Leidenschaft sein Urtheil verdunkelt, stellte die Verhältnisse in ihrem wahren Lichte dar; nur täuscht er sich, wenn er von Verbindungen zwischen Salicetti und Bonaparte nach der Eroberung von Toulon spricht. Beide liebten sich nicht, und es wird weiter unten gesagt werden, wie Salicetti seinen jungen Landsmann fürchtete, den er zu Grunde richten wollte. Er war nie sein Vertrauter; Bonaparte konnte der seinige seyn; Dieß ist ein großer Unterschied. Aber während aller Stürme des Prairials hütete sich Bonaparte sehr, einen gefährlichen Schritt zu thun; er war damals stets bei meiner Mutter, und diese Augenblicke seines Lebens kenne ich so gut, als es sie einen Theil meines eigenen ausmachten.“

Die Schilderung, welche die Herzogin von Napoleon aus dieser Zeit entwirft, ist sehr interessant.

„Meine Mutter sah viele Korsen schon vor der Revolution bei sich. Obgleich ihre Meinungen nicht die ihrigen waren, so versammelte sie dieselben doch um sich. Als sie damals nach Paris zurückkam, besuchten sie Alle wieder. Moltedo, der Abbé Arrighi, den man nur Brillen-Arrighi (Arrighi Lunettes) nannte, Arena, Salicetti, Chiappi, vorzüglich aber Bonaparte. Damals war es, wo ich Bonaparte eigentlich kennen lernte; ich erinnere mich seiner wohl, nur etwas undeutlich. Als er das erste Mal kam, um uns zu besuchen, fiel mir seine Gestalt auf, ohne daß ich mir zu sagen wußte, warum, aber so, daß ich sie nie vergessen habe. Napoleon war um diese Zeit häßlich. Später ging an ihm eine völlige Veränderung vor. Ich spreche hier nicht von dem vorbedeutungsvollen Strahlenglanze seines Ruhmes; ich meine bloß die Veränderung seiner körperlichen Beschaffenheit, die später allmählich im Verlaufe von sieben Jahren eintrat. Alles was damals an ihm knöcherig, gelb und selbst kränklich aussehend war, wurde gerundet, durchsichtig und schön. Seine Züge, die fast eckig und scharf waren, nahmen Ründe an, als sie sich mit Fleisch füllten, das ihm damals fast gänzlich abging. Nur sein Blick und sein Lächeln blieben stets bewunderungswürdig; auch seine übrige Person wurde durchaus umgestaltet. Seine Gesichtsfarbe war damals so gelb, und er vernachlässigte sich so sehr, daß seine übelgekämmten, schlecht gepuderten Haare ihm ein wahrhaft unangenehmes Aussehen gaben. Selbst seine kleinen Hände erfuhren diese Metamorphose; sie waren damals mager, lang und schwarz. Man weiß wie eitel er auf letztere später wurde, und das mit Recht. Kurz, wenn ich mir Napoleon vorstelle, wie er im Jahre 1795 durch den Hof unsrer Wohnung ging, mit so linkischen und unsichern Schritten, einen elenden runden Hut tief in die Augen gedrückt, während seine beiden Hundsohren *) schlecht gepudert auf dem Kragen jenes eisgrauen Ueberrocks herabhingen, der seitdem ein Siegspanier wurde, wenigstens eben so gut als der weiße Helmbusch Heinrichs IV; wenn ich mir ihn denke ohne Handschuhe, die, wie er sagte, eine unnütze Ausgabe seyen, in schlecht gemachten, schlecht gewichsten Stiefeln, und dazu den Ausdruck der Kränklichkeit, der von seiner Magerkeit, seiner gelben Hautfarbe über sein ganzes Wesen sich ausbreitete; wenn ich mir sein Bild aus jener Epoche ins Gedächtniß rief, und ihn mit dem verglich, wie ich ihn später sah, so konnte ich kaum glauben, einen und denselben Menschen vor mir zu sehen.“

„Meine Mutter, die beste und natürlichste der Frauen, drückte ihm das Vergnügen aus, ihn wieder zu sehen, wie sie es auch wirklich empfand. Sie sprach mit ihm über Salicetti, und machte ihm kein Geheimniß daraus, wie sehr sie sein Betragen gegen ihn getadelt habe. Ein unbeschreibliches Lächeln überflog Bonaparte's Lippen: „er wollte mir schaden,“ antwortete er, aber mein Stern erlaubte es ihm nicht. Indeß darf ich mir nicht sehr viel auf diesen Stern zu Gute thun, denn was wird endlich mein Schicksal seyn?“ — Ich werde nie den Ausdruck seines Gesichts vergessen, als er diese letzten Worte aussprach; er war tief ergriffen. Meine Mutter versuchte es, ihn zu beruhigen, was ihr besser gelang, als ich glaubte. Zu meinem größten Erstaunen sah ich am folgenden Tage Salicetti und Bonaparte zu uns zu Tische kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Herausgabe der neuen Staatszeitung in Konstantinopel enthält der österreichische Beobachter folgende Notiz:

„Herr Blacque, ehemaliger Redakteur des Courrier de Smyrne, welcher von der Pforte mit der Redaktion einer Zeitung in Konstantinopel beauftragt worden, ist von Smyrna, wohin er sich, um einige Vorkehrungen in Bezug auf dieses Unternehmen zu treffen, begeben hatte, wieder in Konstantinopel eingetroffen. Der Prospektus dieser Zeitung, von der im Laufe des Novembers die ersten Numern erscheinen sollen, ist zu Konstantinopel in türkischer Sprache im Druck erschienen, und lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

„Die erhabene Wissenschaft, die man gemeiniglich Geschichte nennt, besteht in der chronologischen Aufzeichnung und Bekanntmachung der Weltereignisse. Sie ist gleichsam ein Andenken und Vermächtniß der Vorwelt an die Nachkommen, und gewährt den mannichfaltigsten Nutzen. Viele Gelehrte haben sogar die Geschichte, in sofern sie auf die Gesetze der Staaten und die Verfassungen der Völker wesentlich einfließt, als eine unentbehrliche Wissenschaft dargestellt. Der berühmte Safidi, Commentator des Werkes Lamii, erzählt folgende wahre Begebenheit, die als ein deutlicher Beweis für die Unentbehrlichkeit des Geschichtstudiums hier einen Platz finden möge:

„Im Jahre 422 der Hegira unter dem Chalifen Kaim aus dem

*) Oreilles de chien, damals eine Coiffüre der jungen Leute zu Paris, die man Muscadins nannte. Sie trugen graue Röcke mit schwarzen Krägen und grünen Westen; ihre Haare waren nicht als Titus geschnitten, wie bei den übrigen jungen Leuten, sondern geflochten, gepudert und aufgesteckt: zu beiden Seiten des Kopfes hingen Haarlocken herab, die man oreilles de chien nannte. Da man sie als Royalistischgesinnte in Paris häufig angriff, so trugen sie große Stöcke, aber nicht bloß immer zu ihrer Vertheidigung.

Digitized by Google

Hause der Abassiden, behaupteten einige Juden aus der Stadt Chaiber, *) daß ihre Voreltern schon seit Eroberung dieser Stadt von der Entrichtung der Kopfsteuer befreit gewesen wären. Um die Wahrheit ihrer Aussagen zu beweisen, und ihre eigenen Ansprüche auf dieselbe Steuerfreiheit zu unterstützen, wiesen sie ein mit dem verfälschten Namenszuge Ali et Murtaza's versehenes Dokument vor, unter welchem die ehrwürdigen Gefährten des Propheten, Saad den Moaz und Moavia als Zeugen unterschrieben waren. Der Chalife schien geneigt, ihrem Gesuche zu willfahren, allein sein erster Staatssekretär Abulkassim schöpfte Verdacht und zeigte das Dokument dem damaligen Reichshistoriographen und Prediger von Bagdad. Dieser erklärte es sogleich für unächt, weil die Eroberung der Festung Chaiber in das fünfte, Moavia's Uebertritt auf die Seite des Propheten aber in das neunte Jahr der Hegira fiele, und Saad schon im fünften Jahre dieser Zeitrechnung gestorben sey. Durch diese sich widersprechenden Angaben bewies er, daß besagtes Dokument keinen Glauben verdiente, und zwang die hiedurch überraschten Juden zum Geständnisse, daß sie selbes verfälscht hätten.

„Ueberzeugt von dem Nutzen der Geschichte, widmeten ihr alle islamitischen sowohl als fremde Regierungen von jeher ihre Aufmerksamkeit, und die geistreichen und trefflichen Geschichtschreiber Ibn Kessir, Imam Suyuti, Ibn Dschewsi, Kasi Beisawi und Andere verfaßten zu diesem Ende ihre Werke. Vorzüglich widmete die hohe Pforte diesem Gegenstande immer die größte Sorgfalt und ernannte eigene Reichshistoriographen, die man in den ersten Zeiten Schechname-schon und später Wakaf-nuwis nannte. Alle im Verlaufe von acht und zwanzig bis dreißig Jahren gesammelten Begebenheiten wurden, einem alten Gebrauche gemäß, durch den Druck öffentlich bekannt gemacht, und so entstanden die Werke von Naima, Raschid, Subhi, Izzi und Wassif. Wenn jedoch die täglichen Begebenheiten der Gegenwart nicht zur Zeit ihres Geschehens öffentlich kund gemacht werden, und somit ihre wahren Ursachen verborgen bleiben, so pflegen die Menschen, nach dem Sprüchworte: „der Mensch ist Feind Dessen, was er nicht kennt," Allem, dessen Veranlassung und Zusammenhang sie nicht begreifen, zu widerstreben. Und so geschah es bisher auch, daß das Volk alle innern und auswärtigen Angelegenheiten, Amtsveränderungen und andere Verfügungen der hohen Pforte, gleichsam als räthselhaft betrachtend, ihnen oft einen von der eigentlichen Absicht der Regierung ganz verschiedenen Sinn unterlegte.

„Wiewohl nun hierin das Volk einer allen Menschen angebornen Neigung folgt, und daher gewissermaßen Entschuldigung verdient, so macht doch dieses eitle Gerede den Unwissenden zuvörderst seine Urheber verdächtig und strafwürdig erscheinend, und kann überdieß die Gemüthsruhe und Richtigkeit der Ansichten der Unterthanen der hohen Pforte gefährden. Es ist demnach der innigste Wunsch Sr. Hoheit, unsers gnädigen, erhabenen, durch alle trefflichen Eigenschaften ausgezeichneten Monarchen und Herrn, auch in diesem Stücke die allgemeine Ruhe zu sichern, und sein Volk von dem grundlosen Argwohn und den bangen Zweifeln zu befreien, die bisher durch falsche Gerüchte und eitles Gerede veranlaßt wurden.

„Zu diesem Ende wurde vorliegender Gegenstand in der hiezu versammelten Konferenz in Berathung genommen und beschlossen, durch schnelle öffentliche Bekanntmachung aller auf die innern und äußern Angelegenheiten der hohen Pforte sich beziehenden Ereignisse, und durch Angabe ihrer wahren Ursachen und sonstigen Erfordernisse, dem Volke eine richtige Ansicht von denselben zu verschaffen, und es zugleich vor jener Unruhe zu sichern, in die es bisher durch willkürliche Auslegungen und falsche Gerüchte versetzt zu werden pflegte.

„Da aber nebstdem auch Alles, was auf neue Erfindungen, schöne Künste, Preise der Lebensmittel und Waaren und den Handel überhaupt Bezug hat, zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden soll, so liefert dieses gemeinnützige, für Stadt und Volk gleich ersprießliche Unternehmen einen neuen und sprechenden Beweis der Milde, Gerechtigkeit und weisen Fürsorge unsers erhabenen Beherrschers, und seines ernsten Strebens, die allgemeine Wohlfahrt und Zufriedenheit zu befördern.

„In Betracht jedoch, daß es schwierig wäre, alle dergleichen Nachrichten schriftlich bekannt zu machen, fand man es angemessen, einen eigenen Druckverlag zu bestimmen, in welchem eine neue Zeitung in verschiedenen Sprachen erscheinen wird. Da nämlich unser großmüthiger und erhabener Monarch nicht nur ein milder und gnädiger Herrscher gegen seine Unterthanen, sondern auch ein aufrichtiger Freund aller mit der hohen Pforte in friedlichen Verhältnissen stehenden Mächte ist, so ist es wünschenswerth, die Herausgabe dieses Blattes durch Beidruckung anderer Sprachen noch gemeinnütziger zu machen, zu welchem Ende auch ein der fremden Sprachen kundiger, sehr erfahrner Europäer angestellt worden ist.

„Dieser Plan wurde Sr. Hoheit unserm gnädigen Monarchen unterlegt, der denselben in weiser Berücksichtigung des hieraus erwachsenden allgemeinen Nutzens, allergnädigst zu genehmigen geruhte. In Folge dieser allerhöchsten Entschließung wurde in der Nähe des Seriasteriats *) eine eigene Druckerei unter dem Namen „kaiserliches Zeitungsbureau" eingerichtet, zu deren Vorsteher der gewesene Molla von Mekka und dermaliger Reichshistoriograph, Scheikzade Esseid Mehmed Essaad Efendi, ernannt ist.

„Ihm werden alle Nachrichten und zwar die politischen von Seite der Pforte, die auf das Militärwesen aber sich beziehenden vom Seriasteriat täglich mitgetheilt werden. Zu diesen Mittheilungen sind, ohne jedoch aus ihrem bisherigen amtlichen Wirkungskreise zu treten, der Chodscha der kleinen Stiftungen, Sarim Efendi, aus dem Amedschi Kalemi **) und der dem Seriasteriat zugetheilte Said Beg, Sohn des Oberstkhofmeisters der Sultanin Mutter, beauftragt und ernannt worden.

„Die Zeitung erscheint in zwei Abtheilungen, deren eine alle auf innere Regierungsangelegenheiten sich beziehenden amtlichen Nachrichten enthalten wird; die andere soll die nicht offiziellen und das Ausland betreffenden Artikel, dann Alles, was auf Kultur, Wissenschaften, Künste und Handel Bezug hat, und überhaupt alles Neue und Interessante liefern. Dieses Blatt erscheint wöchentlich einmal, und um die damit verbundenen Kosten zu decken, ist der Preis eines Jahrgangs auf 120 Piaster festgesetzt. — Wer sich demnach darauf zu pränumeriren wünscht, hat diese Summe auf einmal zu erlegen, und seinen Namen im Zeitungsbureau einregistriren zu lassen, wofür er dann durch ein ganzes Jahr ein Exemplar jedes erscheinenden Blattes erhält."

•

In London wurden kürzlich gewissermaßen vier Lord-Mayors gewählt, indem die Stimmenzahl, die jeder hatte, wenig von der der andern verschieden war. In Beziehung auf diese Wahl und die neue Prophetin Miß Campbell, von der neulich in diesen Blättern die Rede war, enthält der Atlas Nachstehendes: „Unser hochwürdiger Herr Irving und noch weniger unsre Aldermänner Key, Laurie, Thorpe Thompson und Farebrother lassen sich wohl nicht träumen, daß im Rathe der Geschicke schon vor mehr als tausend Jahren ihrer gedacht wurde. Unter den merkwürdigen Manuscripten, welche John Duns Scotus im zwölften Jahrhundert besaß, befand sich eine Kopie der Inschriften auf Merlins Grabe zu Drummelzier; eine davon ist in einer Kopie vom Jahre 1516 auf folgende Weise wiedergegeben:

„Ouhen Lunndu sal hef Lordis Mayoris foure
Ouhen folke sal parle in speche unknowne
Yen sal be weir and syknece sore
Yen Englondis glorie is agone;"

welches in gutem Englisch so lautet:

„When London shall have Lord Mayors four,
When folks shall speak in tongues unknown,
Then shall be war and sickness sore,
Then Englands' glory shall be gone;"

und ins Deutsche übertragen ungefähr so:

Wenn London wird vier Bürgermeister wählen;
Wenn Leute reden unbekannte Sprachen;
Dann wird nicht Krieg und böse Krankheit fehlen;
Dann wird man Englands Ruhm zu Grabe tragen."

*) Kleine Stadt und Festung, sechs Tagereisen nordöstlich von Medina. Sie wurde vom Chalifen Ali, Sohne Abutalebs, erobert im fünften Jahre der Hegira.

*) Palast des Seriaskers.

**) Sekretariat des Reis-Efendi.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 326. 22 November 1831.

Bilder aus Südamerika.

8. Caraccas und seine Alameda.

Der Vorabend des „Jueves Santo" (Himmelfahrtstag) zu Caraccas war einer der zaubervollsten Abende, die dem tropischen Himmel eigenthümlich sind. Die Stunde des Sonnenunterganges wird dort von allen lebendigen Wesen als die ersehnte Zeit begrüßt, in der man sich von der sengenden Hitze des Tages erholen und erfrischen kann. Obgleich das Zwielicht dort so schnell vorübergeht, daß es kaum bemerklich ist, so ersetzte doch an diesem Abende der eigenthümliche Glanz des Mondes und der Gestirne hinlänglich die Sonne, die hinter den Bergen von Marocay in dem mildschimmernden Lichte unterging, an dem das Auge sich nicht satt sehen kann. Die ganze Bevölkerung von Caraccas begann nun in dichten Massen aus der Stadt hervorzudrängen, und sich in den verschiedenen Baumgängen, die auf das Land hinausführen zu vertheilen, während die öffentlichen Spaziergänge mit Gruppen lachender Kreolen angefüllt waren, die ihre Fröhlichkeit bis auf diese Stunden verspaet zu haben schienen. Der Tag war ungewöhnlich heiß und mit einer erstickenden Schwüle erfüllt gewesen, so daß jetzt die einzelnen Gruppen von Freunden und Bekannten, die einander begegneten, nicht selten stillstanden, um sich bemerklich zu machen, die kühle Beeglust sey nie mit solchen Düften erfüllt von den benachbaeten Pflanzungen hereingestroemt. Die Zweige der längs den Vorstädten gepflanzten „Alamos" (Pappelbäume) funkelten von zahllosen Glühwürmern, die, indem sie von Baum zu Baum schwirrten, fast mit den kaum glänzenderen Luftmeteoren verwechselt werden konnten, die in den stillen Nächten, welche den heißen Sommertagen unter der Linie vorausgehen oder folgen, von allen Gegenden des Himmels herabzufallen scheinen. Die schrillenden Töne des Spottvogels und die virginische Nachtigall ließen sich deutlich vernehmen über dem dumpfen Gesumme der Menge, während in Zwischenräumen das Klingeln der Maulthierglocken gehört wurde, wenn ein „Machos" auf seinem Weg nach den Savannen mit einem großen Trupp dieser Thiere schläfrig nickend vorüberzog, während die Maulthiertreiber ihm folgten, ihre Llanero-Gesänge in dem monotonen Rezitativ der Niederungen singend oder dann und wann nachlässig eine Saite ihrer „Vihuelas" anschlagend, indem sie langsam den Weg dahin ritten.

An dem untern Ende der Hauptpromenade, die wegen ihrer höhern und schönern Pappeln, von denen sie eingefaßt ist, vorzugsweise „La Alameda" heißt, befindet sich ein großes Halbrund, das mit maemornen Sitzen umgeben ist, die wie Sofa's und Ottomanen ausgehauen sind. Hier traf man — wie an Sommerabenden gewöhnlich — zwei Musikbanden aufgestellt, die sich in der Aufführung solcher nationaler und patriotischer Stücke ablösten, welche bereits in Venezuela komponirt oder von ausländischer Musik entliehen waren. Die Volksmasse, die von dieser Musik angezogen hieher zusammenströmte, war daher größer als an irgend einem andeen Orte der Alameda, und da die Marmorsitze ausschließlich von Müttern und Töchtern der ersten Familien eingenommen waren, so näherten sich nur Wenige dem Halbrunde, ohne wenigstens einige Minuten stehen zu bleiben und einen Blick voll Entzücken auf die reizenden „Caraqueñas" zu werfen.

Die „Saya" und „Basquina," in denen die Kreolinnen stets erscheinen, wenn sie ausgehen, bilden einen Anzug, der ausnehmend wohl geeignet ist, die fehlerlose Symmetrie ihrer schönen Formen blicken zu lassen; auch wissen sie gar wohl, wie gut die dunklen Farben, in die sie sich zu kleiden lieben, ihren schönen brünetten Gesichtern stehen. Das milde Klima Südamerika's erlaubt den Frauen beim Ausgange stets mit unbedecktem Haupte zu bleiben; sie zeichnen sich daher durch das niedliche und einfache Geflecht ihrer glänzend schwarzen Haare aus, die meist keinen andern Schmuck tragen, als eine Nelke oder Rosenknospe.

Die „Ciudadanos," die zwischen den Pappelgängen hinschlenderten, trugen eine weit buntere und sogar gesuchtere Kleidung. Ein eigentlicher Mittelstand war dazumal in Venezuela unbekannt. Ein solcher bildete sich zu einiger Bedeutung erst mehrere Jahre nachher, als die Unabhängigkeit dem Lande, das bis dahin zwischen Herren und Sklaven keine Mittelstufe gekannt hatte, erlaubte, eine liberalere Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse einzuschlagen. Das sogenannte „Pueblo," unter welchem man in der Zeit, von der wir sprechen, Alle begriff, die nicht durch Geburt, Reichthum, oder Rang befähigt waren, als „Cavaleros" betrachtet zu werden, durfte sich auf diesen öffentlichen Spaziergängen einzudrängen nicht wagen. Dagegen fühlten sich diese Leute eben so glücklich, wo nicht glücklicher auf dem „Arrayan" oder den verschiedenen Boulevards der Vorstädte, wo aus dem dichten Gedränge der Fandangos und den weiten offnen Schupfen, die für die Musik und die Tänze der

Digitized by Google

Chinganeras *) eingerichtet waren, Vihuelas und Guitarren wiederhallten. Inzwischen sah man auf der Alameda die wohlgenährten und stattlichen Würdeträger der Kirche in ihren seltsamen Gewändern laut und ernst die Tagspolitik abhandelnd auf- und abgehen. Unter sie erblickte man Offiziere gemischt, die zu den verschiedenen Abtheilungen des Patriotenheeres gehörten, und in jeder erdenklichen Mannichfaltigkeit eines glänzenden und theatralischen Putzes prangten — denn Uniform konnte man ihren Anzug nicht nennen, den jeder nach seinem Geschmacke ausgewählt hatte, damals nämlich, ehe noch wiederholte und blutige Niederlagen den Geist der republikanischen Soldaten ernüchtert, und die Reichsten des Landes in Armuth und Elend gestürzt hatten. Diese und einige ausgezeichnete Civilianos, die bei der neuen Regierung die höchsten Stellen bekleideten, oder darnach trachteten, nahmen den eigentlichen Hauptspaziergang ein, während in den Seitengängen Mönche von den verschiedenen Klöstern auf- und niederwandelten, in den weißen und grauen Kutten des Franziskaner- oder Dominikanerordens, oder in dem dunkeln Gewand, das die Brüder des heiligen Augustin oder des San Juan de Dios tragen.

9. Der Himmelfahrtstag und das Erdbeben.

Der Morgen des Himmelfahrtstages war heiter und wolkenlos und verkündigte einen der heißesten Sommertage des Tropenlandes. Die schweren Nebel, die sich langsam von den Kakaopflanzungen erhoben hatten, zogen sich in weißen Streifen an den benachbarten Hügeln hin, und kein Lufthauch rührte sich, sie zu zerstreuen, bis sie endlich allmählich unter dem gewaltigen Strahle der Sonne wegschmolzen. Caracas bot ein Bild der heitersten Aufregung und Fröhlichkeit. Den Anbruch des Tages begrüßte Geschützesdonner, um die Jahresfeier des Tages zu verkünden, der Venezuela auf immer von Spanien losgerissen hatte, und die Glocken der zahlreichen Kirchen und Klöster, die auf dieses Zeichen zu läuten anfingen, hörten nicht einen Augenblick auf, um den fröhlichen Paukenwirbeln und Trompetenstößen Raum zu lassen, die aus allen Schallöchern der Thürme erklangen.

Die Straßen der Stadt waren gedrängt voll von Bürgern in feiertäglichem Anzuge, unter die sich „Campezanos" aus den Thälern von Aragoa, und Indianer verschiedener Stämme in ihren lieblichen bunten „Ponchos" und „Ruanas" mischten. Alle diese saßen auf ihren kleinen, aber zartgebauten inländischen Pferden, die noch von der andalusischen Race stammten, welche von den ersten spanischen Ansiedlern mit in's Land gebracht worden war. Der Putz und das Sattelzeug dieser Pferde waren eben so verschieden als die Trachten ihrer Reiter. Die „Cerranos" oder Gebirgsbewohner ließen sich schon aus ihren starken und rüstigen Kleppern erkennen, deren vorstehende Hufe ganz dazu geschaffen schienen, die Kordilleren zu erklettern; ihre hohen Sättel waren mit Panther oder Schaguarfellen bedeckt, und ihre breiten Steigbügel von Holz oder getriebenem Bronze waren so gemacht, um bei engen Felsenpässen den Fuß zu schützen. Die „Llanneros" oder Bewohner der Savannen ritten flinke, schöngeschweifte Renner, die durch Wuchs und Schönheit weit vor den kleinen struppigen Gebirgskleppern ausgezeichnet waren. Diese Leute bedienten sich eines leichten „Fuste," der mit einem Husarensattel Aehnlichkeit hat, und mit einer Pelzschabrake aus der Haut des großen rothen Pavians oder eines wilden Eselsfüllen bedeckt war, das pechschwarz und mit einer silberweißen Borde eingefaßt ist. Ihre dreieckigen Steigbügel von Stahl oder Silber waren kaum breit genug, um mit der Sandale am Fuße darin stehen zu können.

Als die Stunde des Hochamtes in den verschiedenen Kirchen herannahte, hörten die lärmenden Freudenmusiken auf den Thürmen allmählich auf, und das feierliche Summen der größeren Kirchenglocken ermahnte die Einwohner an die herrannahende Stunde des Gottesdienstes. Ein Zug von Generalen und Offizieren ritt die Straße heran, die, nachdem sie von den Pferden gestiegen und diese ihren Ordonnanzen übergeben hatten, die marmornen Stufen hinaufschritten, die zu dem Haupteingange der Kathedrale führten. Nur Carlos Sepulveda benützte das Gedräng des Volkes, um unbemerkt seinem Generale zu entwischen, dem er als Adjutant zur Seite zu bleiben hatte; er eilte die Straße hinab, die in das Kloster der heiligen Clara führte. Das Hochamt hatte hier bereits angefangen, als er in die kleine, aber reich geschmückte Kirche trat; langsam ging er in den Seitensäulengang vor, bis er an dem Gitter, das den Hochaltar umschloß, diesem so nahe stand, daß er deutlich Alles wahrnehmen konnte, was hinter dem Gitterwerk rechts von der Kanzel vorging, das die verschleierten Nonnen des Klosters von dem Volke im Kirchenschiff trennte. Die Menge von Wachskerzen, mit denen der innere Chor beleuchtet war, ließ ihm die stattliche Gestalt der „Madre Abadeza" erkennen, die vor der Reihe ihrer Ordensschwestern auf einer Art reichgeschmückten Throne saß, während zu ihren Füßen auf Polstern vier junge Novizinnen knieten, die an diesem Tag den Schleier nehmen wollten.

Nahe dem Gitter und allen Zuschauern sichtbar erhob sich eine Todtenbahre mit schwarzem Sammt bedeckt, auf welche sich eine Novize um die andere, während das Miserere gesungen wurde, legen mußte; ihr selbst und allen Anwesenden anzudeuten, daß sie fortan als abgestorben den Freuden und Neigungen der Welt zu betrachten sey. Die vier Carraquenas waren gleich liebenswürdig und prachtvoll geputzt: Carlos indeß hielt seinen Blick nur auf Eine gerichtet, die blaß wie eine marmorne Bildsäule anzusehen war, und bewußtlos den feierlichen Tönen der Orgel, und dem melodischen Gesang der frommen Schwestern zu horchen schien, in deren Mitte sie bald auf ewig eintreten sollte. Nur dann und wann perlte eine Thräne über ihre Wange.

Das Hochamt war fast zu Ende und die Einweihung der jungen Nonnen sollte eben vor sich gehen. Sepulveda's Herz schlug hörbar, als er die Aebtissin aufstehn, und Maria del Rosario zum „Altahud" führen sah. Die Armbänder, die Halskette und all ihr Schmuck wurden Stück für Stück dem Mädchen abgenommen, und als ein Opfer für den Kirchenschatz der heiligen Clara beiseite gelegt; ihr Haar wurde losgebunden, und fiel in üppig wallenden Locken über ihren marmorweißen Nacken. Carlos starrte athemlos auf diese seidenen Ringel, nach denen die Aebtissin eben die Hand mit der Scheere ausstreckte, als ein dumpfes Getöse, wie das des fernen Donners dem verhängnißvollen Schnitt Halt gebot. Das

*) Ueber diese Art Bäutelsänger in einem der nächsten Artikel. Anm. d. R.

Digitized by Google

seltsame Brausen wälzte sich näher heran, und nun starrte Alles mit Entsetzen im Blicke einander an, denn nur zu wohl war Jedermann dieser Vorbote eines nahen Erdbebens bekannt.

Die versammelte Menge war von dem plötzlichen Schrecken so gelähmt, daß die ersten wellenähnlichen Erschütterungen schon deutlich wahrgenommen wurden, ehe man daran dachte, aus der Kirche zu flüchten. Dann aber stürzte Alles in wilder Unordnung nach der Kirchthüre, wobei Alte und Schwache und auch solche, die noch in Andacht versunken knieten, zu Boden getreten wurden. Doch so schnell war das schreckliche Naturereigniß zu seinem vollen Ausbruch gekommen, daß die Mauern zu wanken und das Gewölbe einzustürzen begannen, bevor noch Alle das Freie erreicht hatten. Mitten unter dem Angstgeschrei der Andächtigen, das von den Nonnen im Chor wiederholt wurde, mitten im Gebrülle des unterirdischen Donners und dem Gekrache der einstürzenden Thürme, dachte Sepulveda nur an die, welche er vor einigen Augenblicken noch auf ewig verlieren sollte. Mit der Kraft der Verzweiflung ergriff und zerbrach er das Gitter, faßte die ohnmächtige Novize, die besinnungslos auf dem Altahd lag, und stürzte mit ihr durch die winkeligen Klostergänge fort, während der schwankende Boden unter seinen Tritten sich hob und senkte. Eben hatte er den Klostergarten erreicht, als die Kirche in einen großen Schutthaufen zusammenbrach. Das furchtbare Getöse dauerte noch immer fort, es war als wollten die Wasser des Abgrundes brausend aus den Eingeweiden der Erde emporsteigen; Krach auf Krach erfolgte wie die höchsten Gebäude nach und nach zusammenstürzten, während das Wehklagen von Tausenden der Verwundeten und Sterbenden, gemischt mit dem Angstgeschrei der Lebendgebliebenen die Luft erfüllte. Die Atmosphäre war von dunstigem Gewölk nnd von dem Rauche verdunkelt, der aus den in Brand gerathenen Strohhütten emporstieg, die das Schicksal der Kirchen und Paläste getheilt hatten.

Die Erdstöße ließen einen Augenblick in ihrer anfänglichen Heftigkeit nach, und Sepulveda nahm seine holde Last wieder auf, die ihre Augen aufschlug, aber nur um wieder vor Schrecken in eine noch tiefere Ohnmacht zu fallen. Als er seinen gefahrvollen Weg nach dem Hause seiner Mutter fortsetzte, das auf einem freien Platze nahe der Alameda lag, gerann ihm oft das Blut vor Entsetzen bei den Schreckensszenen, an denen er bei jedem Schritte vorüber eilte. Nicht ein einziges Gebäude war unbeschädigt geblieben, und neben jeder Kirche und jedem Kloster lagen Leichen oder im Todeskampf ringende Verwundete haufenweise übereinander. Gruppen von Menschen jedes Alters und Geschlechtes hatten sich in der Mitte der Straßen und „Plazuelas" angstvoll zusammengedrängt, oder flohen ohne zu wissen wohin im Wahnsinn der Verzweiflung und rannten zwischen den schwankenden Mauern, die der leiseste Stoß vollends einstürzte, dem Verderben entgegen, dem sie entfliehen wollten.

Schilderungen aus Norwegen.

1. Sitten der norwegischen Bauern.

Wir waren bis in das Herz Norwegens vorgedrungen, und schickten uns an den Dovre-Field, den St. Gotthard der skandinavischen Alpen, zu ersteigen. Dort konnten wir den Charakter der norwegischen Bauern, dieser langsamen und kraftvollen, dieser einfachen und stolzen, dieser rauhen und gastfreundlichen Menschen in seiner ganzen Reinheit beobachten. Von dieser Langsamkeit ihrer körperlichen und geistigen Bewegungen, scheint der Grund in ihrer Organisation und ihrem Klima gesucht werden zu müssen. Ihre von Natur aus stärkern Fibern als die der mittägigen Nationen sind von der Kälte gesteift und haben zwar weder Rührigkeit noch Geschmeidigkeit, dagegen aber Ausdauer und Kraft. Wenn man sie anredet, so verstreichen immer erst einige Minuten, bevor sie den Inhalt der an sie gerichteten Worte völlig gefaßt, und selten antworten sie auf die erste Frage, als brauchten sie erst einige Zeit, sich die Sache zu überlegen. Was sie indeß einmal überdacht haben, begreifen sie gründlich und dann antworten sie mit erstaunlicher Richtigkeit und Bestimmtheit. Zu den einfachsten Rechnungen, die sie täglich zu machen haben, bedürfen sie unverhältnißmäßig viele Zeit, irren sich dann aber auch so wenig als eine Rechnenmaschine. Der Reisende, der vor der Thüre eines Gasthauses hält und sich nach Ruhe und Labung sehnt, würde sich kaum des Aergers erwehren können, wenn er diese großen, unbeweglichen Gestalten, mit übereinander geschlagenen Armen, ihre Pfeife mit der größten Gemüthsruhe rauchend unter der Thüre des Hauses stehen sieht. Man ist unruhig, ungeduldig, man fragt sie, sie fahren mit der größten Gleichgültigkeit fort zu rauchen und betrachten den Fragenden starr, ohne ihn, wie es scheint, zu verstehen. Hat indeß der nämliche Mann, der so viele Zeit brauchte sich zu überzeugen, daß man wirklich da und vor seinen Augen sey, und daß man seiner bedürfe, dieß Alles nur erst recht gefaßt, so setzt er sich auch, doch ohne sich zu übereilen, sogleich in Bewegung, um gewissenhaft Alles herbeizuschaffen, was er vermag. Betäubt man ihn nur nicht mit Fragen, gibt man ihm nicht zwei Aufträge zu gleicher Zeit und hat Geduld, so geschieht gewiß Alles, zwar ohne Aufhebens und ohne Eilfertigkeit, aber mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit und mit der größten und oft unneigennützigsten Pünktlichkeit.

Sie sind eben so stolz als rechtlich; treu haben sie aus der Sitte der Heldenzeit das trauliche Du bewahrt, und sie reden Jedermann ohne Unterschied so an, ihre Hirten sowohl als den Fremden, dem eine so vertrauliche Sprache anfänglich auffällt.

Das Gefühl ihrer Unabhängigkeit und ihre wahrhaft republikanische Konstitution, erhöhen, wie man leicht denken kann, diesen angebornen Stolz. Von ihrer politischen Lage, Schweden gegenüber, haben sie eine recht artige Ansicht; einer von ihnen sagte uns: „Die Norwegen haben nichts mit den Schweden gemein; sie haben denselben König, das ist Alles." Auf dem ganzen Weg von Christiania nach Drontheim begegneten wir Bauern, welche dem eben geendigten Storthing beigewohnt hatten; und in Lumpen gehüllte Greise eilten aus ihren Hütten auf uns zu, um sich zu erkundigen, ob die Sitzung geschlossen sey.

Die Mauromichali.

Unter den griechischen Häuptlingen, die sich im Freiheitskampfe ihres Vaterlandes hervorgethan, erwähnen die Annalen Griechenlands mit besonderer Auszeichnung der Mainottenfamilie Mauromichali. Das unglückliche Ende des Grafen Capo d'Istrias, in dessen Blut Zwei dieser Familie ihre Hände tauchten, hat die öffentliche Aufmerksamkeit von Neuem auf

Digitized by Google

den Namen Mauromichali gelenkt. Konstantin und Georg Mauromichali, welche die Geschichte neben Harmodios und Aristogiton nennen oder als die Mörder des Wohlthäters ihres Vaterlandes brandmarken wird — noch schwebt ihr Prozeß vor dem Tribunal der Zeitgenossen — sind der Bruder und Sohn Petro Mauromichali's, der vor der griechischen Revolution Petro Bey genannt wurde und bei dem Ausbruche derselben türkischer Statthalter von Maina war. Die Pforte hatte ihm den Titel Bey und diese Würde kraft alter Verträge ertheilt, und dafür gleichfalls nach altem Brauche einen seiner Söhne als Geisel erhalten. Obgleich so Petro einen seiner Söhne in den Händen der Türken zu Konstantinopel und einen zweiten in Tripolitza unter gleicher Gefahr wußte, zögerte er dennoch keinen Augenblick, die Fahne der Freiheit in den Gebirgen von Maina zu erheben und sich, Einer der ersten, jenen tapfern Männern anzuschließen, die im Jahre 1821 den Kampf gegen das ottomanische Reich zu beginnen wagten. In demselben Jahre belagerte er vereint mit den Generalen Kanelo Deliyani und Theodor Kolokotroni Tripolitza, und wurde bald darauf von dem Senate zu Kalamata als Oberfeldherr ernannt. Zu gleicher Zeit hielten zwei seiner Brüder, Johann genannt Katgis und Kyriakulis, die Festung von Malvasia eingeschlossen, die sich bald darauf, so wie Navarin, ergab.

Nach der Einnahme von Tripolitza, zu der Petro Bey hauptsächlich mitgewirkt hatte, ehrte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger dadurch, daß sie ihn nacheinander zum Abgeordneten der Versammlung in Astros, zum Präsidenten derselben, und endlich zum Chef der exekutiven Gewalt ernannten. Damals bedeckte sich einer seiner Söhne, der tapfere Elias Mauromichali, auf der Insel Negroponte mit Ruhm. An demselben Tage, wo ihn die Regierung zum Oberbefehlshaber jener Expedition ernannte, fiel er jedoch unter den Mauern von Karystes. Kurze Zeit darauf starb auch Kyriakulis im westlichen Griechenland auf dem Felde der Ehre.

Petro Bey war noch Präsident der Nationalversammlung zu Epidaurus, und wurde abermals an die Spitze der exekutiven Gewalt gestellt. Er befand sich später auch unter den heldenmüthigen Vertheidigern von Missolunghi gegen Omer Vrione. Im Jahre 1825 wurde er wieder zum Abgeordneten der Versammlung zu Epidaurus ernannt und Mitglied der allgemeinen Regierungskommission. Damals fiel Missolunghi, weniger glücklich als bei seiner ersten Belagerung, in die Hände Ibrahims. Bald darauf hatte Petro den Schmerz, seinen Sohn Johann zu verlieren, der in einem Treffen bei Navarin umkam, und zugleich traf ihn die betrübende Nachricht, daß sein anderer Sohn Georg (derselbe, der die blutige That an dem Präsidenten von Griechenland verübte) Ibrahims Gefangener geworden sey.

Im Jahre 1827 erwählten ihn seine Mitbürger das vierte Mal zum Abgeordneten des Kongresses von Trözene, von welchem der Graf Capo d'Istrias zur Regierung Griechenlands berufen wurde. Sein Sohn Georg wurde damals zu einem der drei Mitglieder der provisorischen Regierung ernannt.

Nach der Ankunft des Präsidenten führte Petro Bey als Mitglied des Panhellenions den Vorsitz im Departement des Kriegswesens und verwahrte sich mit seinen übrigen Kollegen gegen die willkürlichen Maßregeln Capo d'Istrias. Von diesem zurückgesetzt und vielseitig gedrückt, läßt es sich denken, daß Petro Bey, nachdem er seine Söhne, einen Bruder und eine große Anzahl seiner Verwandten im Kampfe für die griechische Freiheit verloren hatte, einen tödtlichen Haß gegen den Präsidenten faßte, der in seinen Augen nur als der Unterdrücker seines Vaterlandes und das Werkzeug des russischen Einflusses erscheinen mußte. Er wollte sich, wahrscheinlich nicht in der freundschaftlichsten Absicht, nach Maina begeben, als er auf Befehl des Präsidenten verhaftet und in ein Gefängniß des Palamidi geworfen wurde. Mag nun Capo d'Istrias Verfahren gegen die griechischen Häuptlinge durch die wilde, unruhige und gefährliche Sinnesart dieser in einer langen bürgerlichen Verwirrung aufgewachsenen Männer entschuldigt werden können, so verdient doch auch von eben diesem Gesichtspunkte aus betrachtet die Blutrache der barbarischen Mainoten eine andere Beurtheilung, als ein Mord ähnlicher Art in civilisirten Staaten erfahren muß. Was die Mörder des Präsidenten noch insbesondere anbelangt, so war der Bruder des Petro Bey, Konstantin Mauromichali, unter der Präsidentschaft Conduriotti's Mitglied des vollziehenden Körpers, und hatte sich in den vorhergegangenen Feldzügen durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet, so daß ihm der Oberbefehl über die Vertheidigung der Insel Hydra gegen Ibrahim anvertraut wurde. Georg Mauromichali, Petro Bey's Sohn, befand sich im Augenblicke des griechischen Aufstandes als Geisel in der türkischen Hauptstadt, aus der ihm jedoch zu entkommen gelang. Er wohnte später der Einnahme von Tripolitza bei, und war Einer der drei Abgeordneten, die von Griechenland an den Kongreß von Verona gesendet wurden, um den Schutz der dort versammelten Könige für Griechenland anzurufen. Nach seiner Rückkehr machte er mehrere Feldzüge gegen Ibrahim mit, und focht namentlich in dem Treffen von Navarin, wo er in Gefangenschaft gerieth. Nach seiner Auswechslung wurde er Mitglied der provisorischen Regierung und blieb es bis zur Ankunft des Präsidenten.

Vermischte Nachrichten.

Deutsche Aerzte, die jüngst aus Warschau bei uns eingetroffen sind, behaupten, von zuverlässigen Zeugen und selbst im Vertrauen von russischen Offizieren, die zur Einsicht der Todtenlisten gelangten, vernommen zu haben, daß sich der Verlust der Russen an Todten und Verwundeten bei Einnahme von Warschau auf dreißigtausend sechshundert und vierzig Mann belaufen habe. Aus derselben Quelle wird der Verlust der Russen im ganzen Feldzuge auf hundert und achtzigtausend Mann angegeben. — Die letzten Unfälle der polnischen Waffen werden einstimmig Krukowiezki's Verrätherei zugeschrieben, der für seine den Russen geleisteten Dienste mit einer Million Rubel gelohnt worden seyn soll. So sehr sich jedes edlere Gemüth dagegen empört, einen Mann mit grauen Haaren, in dessen Verdienste seine Nation so großes Zutrauen setzte, auf solche Weise befleckt zu sehen, so machen die Entsendung Romarino's mit dem Kerne des Heeres, während der Feind der Hauptstadt sich näherte, die schwache Besetzung der Schanze von Wola, die Unterhandlungen Krukowiezki's mit Paskewitsch, und selbst seine Vertheidigung in den polnischen Blättern, wo natürlich keine Erwiederung erscheinen kann, die Sache mehr als wahrscheinlich. — Unsre Landsleute geben uns schauderhafte Schilderungen von den durch die Russen, namentlich durch die Kosaken, verübten Gräuelthaten, und den von den Polen als Repressalien begangenen Grausamkeiten. Die Kosaken schnitten Weibern die Brüste ab und erstachen Säuglinge in ihren Armen. Ein Major des Krakusenerregiments ließ hierauf so viele Kosaken als möglich zusammenfangen, und ihnen zur Wiedervergeltung an beiden Armen vom Handgelenke an eine Handbreit die Haut aufwärts bis zu den Schultern abschinden und dann am Genicke die beiden Streifen zusammenbinden. In diesem kläglichen Zustande wurden sie zu ihren Kameraden zurückgeschickt, um ihnen anzusagen, daß so gegen Alle verfahren werden würde, die sich neue Frevel gegen wehrlose Weiber und Kinder zu Schulden kommen ließen.

Ein englisches radicales Blatt gibt folgende Eintheilung und Uebersicht der Bevölkerung von England, die mit Ausschluß Schottlands und Irelands sich auf ungefähr zwölf Millionen beläuft.

	Köpfe.
Unnütze Klasse.	
Das Königthum (der König, die Prinzen und ihre Familie)	500
Der hohe Adel	15.620
Die Rentiers	402.555
Die Staatspensionäre	92.000
Die Armen; Heimathlosen, Diebe u. s. w.	1.448.500
Zusammen	2.056.955
Zum Theile nützliche Klassen.	
Angestellte	114.500
Advokaten und Rechtsgelehrte	95.000
Die Geistlichkeit (vom Bischofe bis zum Küster herab)	116.000
Zusammen	325.500
Klassen, die zum Theile auf Kosten der Bedürfnisse Aller leben.	
Aerzte, Wundärzte u. s. w.	90.000
Ackerbauende Bevölkerung	2,975.000
Kaufleute	1,172.000
Zusammen	4,237.000
Handwerker und Taglöhner	7,497.551

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 327. 23 November 1831.

Schilderungen aus Norwegen.

2. Wandernde Schullehrer.

Man wird sich über die allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Geschäften in Norwegen weniger wundern, wenn man weiß, daß alle Bauern ohne Ausnahme lesen und schreiben können. Nur jene werden zur Konfirmation zugelassen, die diesen Elementarunterricht, der auch zu Ausübung bürgerlicher Rechte als bedingende Eigenschaft durchaus erforderlich ist, genossen haben, und aus diesen beiden Ursachen schließt keiner sich davon aus. In einem Lande, wo die Wohnungen isolirt und oft 7 bis 8 Stunden von einander entfernt liegen, hat der Schulbesuch natürlich seine Schwierigkeiten. Diesen hat man nun durch wandernde Schullehrer abgeholfen, von denen sich einer auf einem gewissen Punkt niederläßt, und die Kinder der nicht zu weit entfernten Wohnungen eine Zeit lang unterrichtet. Ist Dieß geschehen, so bricht er sein Zelt ab, und verlegt seinen nomadischen Unterricht an einen andern Ort. Ungeachtet dieser Erleichterung müssen die Schüler doch noch bedeutende Strecken Weges zurücklegen, und mit einem norwegischen Kopf, der nicht so geschwind begreift, muß ein Bauernknabe, bis er nur lesen lernt, Wanderungen unternehmen, die, zusammengerechnet, einer bedeutenden Reise gleichkommen würden.

Jeder Bauer hat seine Bibel, in der er am Sonntag liest, und oft auch noch andere Bücher. Die Kopenhagner Buchhändler verkaufen eine, im Verhältniß, viel größere Anzahl von Büchern nach Norwegen als in Dänemark, und zwar nicht allein in den Städten, welche ohnehin nicht zahlreich sind, sondern im Innern des Landes. Reisende wollen behaupten, bei einem norwegischen Gebirgsbauer einen Euklides gefunden zu haben, den der Familienvater von Anfang bis zu Ende durchstudirt hatte; bei einem andern fanden sie einige Schriften von Kant, und bei einem dritten einen Band von Rousseau.

In Christiania erzählte man mir, daß ein anderer Reisender, der vor Jahren mit physikalischen Instrumenten nach einem entlegenen Thale Norwegens gekommen war, um die Höhen der Gebirge zu messen, unter den dortigen Bauern ein Staunen erregt habe, das fast von verdrießlichen Folgen für ihn gewesen sey. Man hielt ihn für einen Zauberer und rief den Geistlichen herbei, um ihn zu exorcisiren. Dieses Abenteuer gleicht nun freilich vielen andern; was mir aber die Norweger besonders zu charakterisiren scheint ist Folgendes: Indem der Reisende sich vertheidigte, erklärte er den Bauern den Zweck, und so viel als möglich den Gebrauch seiner Instrumente; nun verwandelte sich ihr Argwohn in Bewunderung, sie ließen sich die Höhen aller Gebirge ihrer Nachbarschaft angeben, schrieben sie sich gut ins Gedächtniß und theilten sie auch ihren Kindern mit. Seitdem haben andere Reisende, welche diesen entlegenen Winkel besuchten, sich nicht wenig gewundert, dort so gute, von der Höhe ihrer Gebirge so wohl unterrichtete Leute zu finden, die sich nicht wenig darauf zu Gute thun, einigen Begriff von der Trigonometrie zu haben.

Diesem verbreiteten Volksunterricht hat man es ohne Zweifel auch zu danken, daß so wenige Verbrechen und Verurtheilungen statt finden; die Todesstrafe ist fast gänzlich unbekannt. Vor einigen Jahren begingen indeß doch fünf Männer einen Mord an Kaufleuten, die so unvorsichtig gewesen waren, die Habsucht ihrer Mörder dadurch zu reizen, daß sie die bedeutenden Summen, welche sie mit sich führten, sehen ließen. Der Mord war aber für die Mörder etwas so Neues, ihnen so Fremdes, und machte sie so bestürzt, daß sie sich bald verriethen, schon beim ersten Verhör alles eingestanden, und nach der alten Sitte des Landes mit dem Beil hingerichtet wurden.

3. Sonderbare Duelle.

Zuweilen fallen die norwegischen Bauern durch kurze Ausbrüche einer wilden Fröhlichkeit, durch Zorn oder Trunkenheit, aus der ihnen angebornen Ruhe und oft ist dieß Anlaß zu ernsten Kämpfen, wobei ihre Waffe ein Messer ist, welches in einer Scheide stets an ihrem Gürtel hängt. Doch soll sich, wie man sagt, selbst in der größten Wuth des Kampfes das ihnen eigenthümliche kalte Blut nicht verläugnen. Man versichert, daß Jeder, ehe er sich schlägt, sein Messer nach einem Tische wirft, und daß Ehrgefühl und Kampfgesetz ihm verbieten, diese Waffe in den Leib seines Gegners zu stoßen, bevor sie nicht in's Holz gedrungen. Man kann die Treuherzigkeit einer solchen Uebereinkunft und die große Rechtlichkeit mit der sie beobachtet wird, nicht genug bewundern.

Noch ist eine andere Art von Zweikampf bei ihnen üblich. Jeder der beiden Kämpfer nimmt sein furchtbares Messer in die rechte Hand und mit der linken hält er das rechte Handgelenk seines Gegners fest, indem jeder in dieser Stellung sich bemüht den Stoß des Gegners abzuwehren, und ihm den seinigen beizubringen. Dieser

Digitized by Google

Zweikampf, welcher viele Aehnlichkeit mit dem Ringen hat, läßt sich bei Gebirgsbewohnern, bei denen körperliche Stärke und Behendigkeit Haupteigenschaften sind, sehr begreiflich finden.

Spanien, wie es ist.

II. Bevölkerung des Landes.

Die Bevölkerung von keinem Lande in Europa hat in so gewaltigem Schwanken hin und her gewogt, als die von Spanien, keine eine so auffallende Verminderung erfahren. Diese Abnahme muß einer unzähligen Menge von Ursachen zugeschrieben werden und nur wenige hätten hingereicht, sie wieder zu heben. Die Eroberung des Landes durch die Mauren ist mit Recht als die erste Ursache davon zu betrachten. Die verheerenden Fieber und Seuchen, von denen die mittägigen Provinzen zu verschiedenen Zeiten heimgesucht wurden; die innerlichen Kriege zwischen Mauren und Christen, eine Folge blutiger Kämpfe, die dieses Land vom neunten Jahrhundert bis zur Wiedereroberung Grenada's gegen Ende des fünfzehnten zerrütteten; die Vertreibung von drei Millionen Juden und Mauren; der herabgekommene Ackerbau; die schlecht geleiteten Handelsunternehmungen seit der Entdeckung Amerika's; der giftige Einfluß einer abscheulichen Regierung und einer die menschliche Vernunft mit Füßen tretenden Priesterschaft, beide bewaffnet mit einem zur Unterdrückung des menschlichen Geistes so wirksamen Werkzeuge als die Inquisition; die Raubzüge der afrikanischen Korsaren, die namentlich so viel dazu beitrugen, die südlichen Küsten zu entvölkern; endlich die Institutionen der Mesta, der Mayorazgos und Presidios, die, wie später gezeigt werden soll, so mächtig darauf hinwirkten, die Uebel, welche die Grundlagen der Nationalindustrie untergruben und jede Möglichkeit der Verbesserung und des Fortschreitens ausschließen, zu befestigen und zu erhalten — Dieß sind einige von den Ursachen, die eine solche Abnahme der Bevölkerung herbeigeführt zu haben scheinen. Die vorzüglichsten derselben sind bis auf diese Stunde noch nicht gehoben, obgleich im Laufe der Zeiten theilweise einige Keime des Uebels erstickt wurden, und nur eine gründliche Reform der Gesetze, der Regierung und der Politik kann Spanien abhalten, in den tiefsten Abgrund des Elends und der Verworfenheit hinabzustürzen, in den eine Nation möglicherweise versinken kann. Die folgenden Angaben seiner Bevölkerung in verschiedenen Perioden der Monarchie, werden ihr außerordentliches Schwanken darthun, wobei der Leser durch eine Vergleichung der steten Verminderung mit den oben angeführten Ursachen sich selbst in Stand gesetzt sehen wird, die Art und Weise, wie sie geschah, zu würdigen.

Der allgemein angenommenen Meinung zufolge zählte Spanien unter den Römern 40,000,000 Einwohner; aber es soll zugegeben werden, daß diese Annahme höchst übertrieben ist, und die Bevölkerung nur halb so viel, nämlich 20,000,000 betragen hat. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts stand die Bevölkerung Spaniens, wenn man mehrern spanischen Scheiftstellern glauben darf, wie folgt: in den Staaten von Castilien 11,000,000; in den Staaten von Aragonien 7,700,000; im Königreich Grenada 3,000,800; im Ganzen also 21,700,800. Allein auch diese Schätzung ist vielleicht wie die vorangegangene übertrieben, und wir nehmen daher mit Laborde an, daß die Seelenzahl in der genannten Zeit nicht mehr als 16,000,000 betrug. Unter Ferdinand und Isabella, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts belief sich die Bevölkerung Spaniens, denselben Quellen zufolge, auf 20,000,000; wahrscheinlicher jedoch nur auf 15,000,000. Im Jahre 1688 war sie 10,000,000; im Jahre 1700 bei dem Tode Karls II 8,000,000; im Jahre 1715 unter Philipp V 6,000,000; im Jahre 1768 unter Karl III, 9,307,804; im Jahre 1786 und 1787, den letzten Jahren Karls III, 10,145,975. Aus den in den Jahren 1797 und 1798 angestellten Zählungen geht hervor, daß die Bevölkerung 12,000,000 überstieg. Es folgt daher, daß seit der Römerzeit bis 1715 die Bevölkerung Spaniens fortwährend in Abnahme begriffen war, nämlich von den Römern bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, in einer Periode von ungefähr tausend Jahren, um 4,000,000; vom Ende des vierzehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, also in hundert Jahren um 1,500,000; vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1688, also in nicht vollen zweihundert Jahren um beinahe 5,000,000; vom Jahr 1688 bis 1700, folglich in zwölf Jahren um 2,000,000; und von 1700 bis 1715, also in fünfzehn Jahren abermals um 2,000,000. Dagegen nahm die Seelenzahl von 1715 bis 1768, in einem Zeitraume von drei und fünfzig Jahren um 3,307,804 zu, von 1768 bis 1788, also in zwanzig Jahren um 836,171; dann vom letztgenannten Jahre bis 1806 um mehr als 2,000,000, was im Ganzen vom Jahre 1715 bis 1806 einen Zuwachs von 6,000,000 Seelen gibt. Minano schätzt die spanische Bevölkerung im Jahre 1826 auf 13,732,172, was von 1715, also in einem Zeitraum von hundert und eilf Jahren eine Zunahme von 7,732,172 Seelen gäbe; doch auch diese Angabe kann als übertrieben angesehen werden. Die Zählung von 1826 aber auch als die der Wahrheit zunächst kommende angenommen, zeigt die Bevölkerung Spaniens im Verhältniß zu dem Flächeninhalt des Landes (145,100 Quadrat-Meilen) betrachtet, ungefähr 90½ Einwohner für die Quadrat-Meile, oder wenig mehr als die Hälfte der Zahl, die auf gleichem Raume in Frankreich oder England wohnt, in Ländern, die an Fruchtbarkeit des Bodens, Klima und andern Segnungen der Natur weit hinter Spanien zurückstehen müssen. *)

Hinsichtlich der Eintheilung der Bevölkerung, eine der Hauptursachen des Verfalles der spanischen Industrie, zählt eine im Jahre 1802 bekannt gemachte Schrift, auf die sich Laborde als ein glaubwürdiges Zeugniß beruft, unter der damaligen Bevölkerung Spaniens von 10,409,879 Individuen 5,204,187 männliche und 5,205,692 weibliche, so daß also beide Geschlechter so ziemlich sich die Wage hielten. Von den Männern waren 3,257,022 Wittwer, Jünglinge und Geistliche, von den Weibern, 3,262,196 Nonnen, Wittwen und Jungfrauen; so daß also der Ueberrest aus 3,890,661 Individuen bestehend, verheirathet war.

---

*) Die Bevölkerung Portugals wurde im Jahre 1826 auf 3,683,600 angegeben, der Flächeninhalt auf 26,200 □Meilen; also 104½ Einwohner auf die □Meile; demnach betrug im genannten Jahre die Bevölkerung der ganzen Halbinsel gegen siebzehn eine halbe Million; und wenn sie in gleichem Verhältnisse bis jetzt zunahm, so kann sie gegenwärtig nicht unter zwanzig Millionen seyn.
Anm. des Verf.

Digitized by Google

Hieraus ergiebt sich, daß damals Spanien 6,519,218, Individuen zählte, die zur Bevölkerung nichts beitrugen, wenigstens läßt sich Dieß im Allgemeinen annehmen. Auf die Zahl der Geistlichen werden wir weiter unten zu reden kommen. Vorläufig soll nur noch bemerkt werden, daß Spanien außer einem Viertheil seiner Bevölkerung, das aus Individuen besteht, die von ihrem Vermögen leben, ohne irgend etwas zu thun, nach dem Census von 1797 noch 100,000 Menschen hat, die als Schmuggler, Räuber und Piraten leben, oder aus Gefängnissen und Garnisonen entsprungen sind; dann ungefähr 40,000 Beamte und Gerichtsdiener, die dazu bestellt sind, sie einzufangen, aber größtentheils mit ihnen im besten Einverständnisse leben; ferner nahe an 300,000 Dienstboten, von denen mehr als 100,000 ohne Beschäftigung auf ihre eigene Faust leben; 60,000 Studenten, von denen die meisten unter dem Vorwande Bücher kaufen zu müssen, des Nachts Almosen betteln oder vielmehr erpressen. Wenn wir zu diesem unerfreulichen Verzeichniß noch 100,000 Bettler hinzufügen, die von 60,000 Mönchen an den Klosterthüren gefüttert werden, so ergibt sich, daß in der erwähnten Periode in Spanien nahe an 600,000 Menschen lebten, die als vollkommene Müßiggänger weder im Ackerbau noch mechanischen Künsten irgend etwas leisteten, und nur der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich waren. Wenn man diese und andere, die aus Alter oder Krankheit und andern Verhältnissen der Arbeit entzogen werden, von der Gesammteinwohnerzahl abzieht, so bleiben 964,571 Taglöhner 917,197 Bauern, 310,739 Künstler und Manufakturisten und endlich 34,359 Kaufleute, um durch ihren Fleiß eilf Millionen Einwohner zu erhalten.

Diese Resultate, die noch eben so gut für heute auf Spanien passen, wie damals, nur in verändertem Maßstabe, weisen auf eine so durchaus verdorbene und tiefgesunkene Gesellschaft hin, daß man fast alle Hoffnung zu einer Wiedergeburt derselben aufzugeben geneigt wird. Faulheit ist ohnehin die Nationalsünde der Spanier — und eine Bevölkerung mit unüberwindlicher Abneigung gegen Arbeit und stetem Hang, ihren Unterhalt lieber auf jede andere Art, als durch ein ehrliches Gewerbe zu suchen, eine Regierung ferner, die alle Mittel, die in ihrer Gewalt sind, aufbietet, das Werk der moralischen Verwilderung zu vollenden, eine Regierung die allmächtig im Schlechten und schwach wie ein Kind im Guten ist; endlich ein Heuschreckenschwarm von Priesterschaft, die in jeder Straße, in jedem Dorfe, in jeder Hütte des Königreiches herumungert, und mitten im allgemeinen Elend sich vom Mark des Landes mästet, das sie dafür in geistiger Knechtschaft und Verfinsterung erhält — welche große und mächtige Elemente wären hier umzuschaffen, wie viele Uebel zu paralysiren, welch ein Gewebe von Laster, Verdorbenheit, Dummheit und Vorurtheilen zu zerreißen! Welcher Arzt wäre kühn genug, das Messer zu setzen an diese Krebsschäden, die sich täglich tiefer und tiefer in die Lebenskraft des unglücklichen Spaniens einfressen! Gelinde Mittel sind in der That nicht mehr anwendbar, und gewaltsame, die allein noch den verzweifelten Kranken zu heilen vermöchten, müssen nothwendig eine Krisis herbeiführen, auf die man nur mit Schaudern blickt.

Stimmen über Capodistrias.

Das unglückliche Ende des Präsidenten von Griechenland hat in französischen Blättern zu einem öffentlichen Schriftenwechsel Anlaß gegeben, der vorläufig die Einleitung zu den Verhandlungen bildet, die über jenes blutige Ereigniß vor dem Richterstuhle der Geschichte werden geführt werden. Als solche theilen wir unsern Lesern zu den bereits im Auslande (S. 1248) gegebenen „Stimmen über Capodistrias" folgende Reihe von Briefen mit, die zwischen dem Philhellenen Herrn Eynard und den zu Paris lebenden Griechen gewechselt wurden:

I.

„Paris den 26 Oktober 1831.

„Der Graf Capodistrias ist ermordet worden. Niedergebeugt von Schmerz, schreibe ich diese Worte nieder; dieser edle Mann, der Alles seinem Vaterlande aufopferte, ist als Opfer einer Privatrache gefallen. Noch kennt man die nähern Umstände dieser entsetzlichen That nicht, welche Griechenland seines größten Bürgers und seiner eigentlichen Stütze bei den Mächten beraubte.

„Die Griechen aller Parteien werden nur zu spät den unendlichen Verlust einsehen, den sie erfahren haben; bald werden sie empfinden, daß Graf Capodistrias unersetzlich ist, und wenn sie Alles, was er für sein Vaterland that, genau untersuchen, so werden sie ihn als den besten der Menschen bedauern.

„Der Präsident von Griechenland war ein Mann von altem Schrot und Korn, streng, ernst und von einer Rechtschaffenheit ohne Gleichen suchte er nie sich geltend zu machen, verachtete den Tadel, wenn er ungerecht war, verwendete sein ganzes Vermögen für Griechenland, und verfolgte seine Entwürfe für die Civilisation seines Vaterlands mit Beharrlichkeit. Nicht leicht besaß je ein Mann so herrliche Eigenschaften; voll Geist, sehr unterrichtet, ein unermüdeter Arbeiter, von seltener Rechtlichkeit, einfachen Sitten, ohne Stolz auf seine Würde und ohne alle Förmlichkeit verband er mit allen diesen Tugenden ein gänzliches Vertrauen auf die Vorsehung. Die meisten seiner Briefe, in denen er stets von seiner Sorge für Griechenland sprach, schlossen mit den Worten: „Ich setze mein ganzes Vertrauen auf die Zukunft; Gott hat Griechenland so sichtbar beschützt, daß er es auch bei dieser Gelegenheit in seinen Schutz nehmen wird."

„Die Korrespondenz des Grafen ist ein Muster von Klugheit, Talent und Scharfsinn; man kann Das, was er für Griechenland und für die Erziehung der Jugend, „der einzigen und alleinigen Hoffnung Griechenlands," wie er sie nannte, thun wollte, kaum fassen. Seine Bescheidenheit und Selbstverleugnung waren so groß, und er hatte eine solche Abneigung gegen alle Ruhmredigkeit, daß er mir immer verbot, irgend einige seiner Briefe in die Journale einrücken zu lassen, so wie er mir wegen aller jener, die ich schon vor jenem bestimmten Verbote der Oeffentlichkeit übergeben hatte, Vorwürfe machte. Wären diese Briefe bekannt, so würde man über die ausgezeichneten Eigenschaften dieses edeln Mannes erstaunen.

„Unglücklicher Weise wurde Griechenland über den Ereignissen, welche sich in Europa aufeinander drängten, nur zu lange vergessen. Die Mächte werden es bitter beklagen, daß sie jenes fatale Provisorium, die Quelle alles jetzigen Uebels, so lange bestehen ließen. Seit einem Jahre ward ich von den tiefsten Besorgnissen gequält; ich sah die Verlegenheit meines Freundes; allein was vermochten alle meine Anstrengungen gegen so viele Hemmnisse!

„Der Tod des Präsidenten ist ein beklagenswerthes Ereigniß für Griechenland; er ist, ich scheue mich nicht, es zu sagen, ein europäisches Unglück, denn Capodistrias war das Band zwischen dem civilisirten Europa und Griechenland. Glaube man doch ja nicht den verleumderischen Artikeln einiger Journale; der Graf hatte die Mehrheit der Bevölkerung Griechenlands für sich; er war geliebt und geehrt von allen Bewohnern des innern Landes; ja ich darf behaupten, ohne Furcht von Denen, welche das Land durchreisten, Lügen gestraft zu werden, daß er dort wie ein Vater geliebt war, und daß die Nachricht seines Todes eine allgemeine Trauer verbreiten wird.

„Auch die Feinde des Grafen Capodistrias, selbst jene, welche den Aufstand in Hydra erregten, werden ihn, die Folge wird es lehren, bald genug beklagen.

Digitized by Google

„Der Präsident war nach der vollen Bedeutung des Wortes ein ausgezeichneter Mann, und als Staatsmann betrachtet, waren selbst seine Fehler Tugenden. Er hatte einen solchen Abscheu vor jeder Unredlichkeit oder gesetzwidrigen Handlung, daß er die Intrikanten und Verschwender der Staatsgelder nicht genug schonte; folglich mußte er wohl Feinde haben.

„Darf man sich übrigens noch wundern, daß dieses erhabene Opfer verleumdet wurde, wenn man sieht, daß kaum nach Verlauf eines Jahres selbst in Frankreich Männer, welche seit fünfzehn Jahren unwiderlegliche Beweise ihres Patriotismus und ihrer Hingebung für die Sache einer geregelten Freiheit gegeben haben, jetzt von ihren ältern Freunden täglich eben so bittere Angriffe erfahren, als einige Griechen sich gegen den Grafen Capodistrias erlaubten?

„Ich schließe diesen Brief, indem ich als Beweis der Anhänglichkeit der Griechen an ihren unglücklichen Präsidenten eine der vielen Adressen hier anführe, welche er nach den Ereignissen zu Poros erhielt; sie ist im offiziellen Theile des Courrier de la Grèce vom 27 September enthalten."

Protestation des Generalchefs und aller Chefs des Peloponnes.

„Die Militärs des Peloponnes sprechen vor Gott und Menschen die Gefühle des tiefsten Kummers und Unmuthes über den traurigen Zustand aus, welchem verwegene Intrikanten das Vaterland entgegen führen, um fluchwürdige persönliche Interessen zu befördern.

„Die griechische Nation stand auf dem Punkte, vernichtet zu werden, als sie, von göttlicher Eingebung geleitet, die Führung des Staatsschiffes in die Hände eines weisen und fähigen Mannes legte, um es unter der schützenden Aegide der verbündeten Mächte zu retten.

„Die Gewandtheit dieses Mannes, seine Gerechtigkeit und seine väterliche Regierung unterdrückten gleich im Anfange die Unordnungen, welche auf dem Lande, und die Seeräubereien, welche auf dem Meere begangen wurden. Die zerstreuten, umherirrenden, unglücklichen und verzweifelnden Griechen kehrten an ihren Herd zurück; die Nation hat angefangen, sich moralisch und politisch zu bilden, und geht mit Riesenschritten ihrer politischen Wiedergeburt und einer gesellschaftlichen Civilisation entgegen.

„Allein Menschen, welche nur den griechischen Boden betreten haben, um gehässige, herrschsüchtige Plane durchzusetzen, wäre es auch auf den Ruinen des Vaterlandes, nahmen, als der Graf Capodistrias ihre Entwürfe vereitelte, zu Schmähungen und Verleumdungen gegen seine väterliche Regierung ihre Zuflucht, um schwache Menschen zu verführen und mit deren Hülfe ihre Plane zum Ziele zu bringen u. s. w. (Hier folgt der Bericht über die Verbrennung der Flotte.)

„Empfindlich verletzt von diesem Unglücke, verwahren sich die Soldaten des Peloponnes feierlichst gegen jene Verräther, Wer sie auch seyn mögen, und fordern im Angesichte Gottes, der drei großen Mächte und der ganzen Welt, daß man Recht über sie spreche u. s. w.

„Diese feierliche Protestation ist an die Regierung gerichtet, mit der Bitte, ihren Druck zu befehlen, damit sie als Zeugniß für die Unschuld des griechischen Volkes sprechen und dazu beitragen möge, ihm das hohe Wohlwollen der drei großen Mächte zu erwerben, die es beschützen. Trizpolizza, den 5 (15) August 1831. Th. Kolokotroni, D. Radutas, M. Anastasopulos, A. Papatsoris, M. Petrokas, G. Geliotis, Ch. J Markos" u. s. w. (folgen hundert Unterschriften).

„Ehe ich schließe kann ich nicht umhin, einige Stellen aus dem letzten Briefe des herrlichen Mannes, den ich beweine, hier anzuführen.

„Nauplia, den 26 September 1831.

„Mehrere Personen und Journale sind mit der Regierung von Griechenland wenig zufrieden, was mich, wenn ich ihre politischen Meinungen berücksichtige, gar nicht wundert. Das Zeugniß, welches mir das einzige unwiderlegliche scheint, ist die That, und diese beweist, daß die Regierung nur jene von den öffentlichen Angelegenheiten und aus dem Dienste entfernte, welche sich Veruntreuungen oder Intriken gegen die jetzt bestehende Ordnung der Dinge zu Schulden kommen ließen und sie umzustürzen trachteten. Der General Schneider, welcher in Frankreich angekommen ist, wird, wie ich hoffe, Nachweisungen geben, welche für die griechische Regierung nicht ungünstig lauten werden."

„Indem der Präsident von den vorgefallenen Ereignissen spricht, fügt er noch hinzu: „Weder die Furcht vor Intriken noch vor Intrikanten, noch vor den langen Spalten einiger Journale wird mich von meinem Wege abbringen. Man mag sagen und schreiben, was man will; am Ende werden die Menschen ja doch nicht nach Dem beurtheilt, was man über ihre Handlungen sagt und schreibt, sondern nach den Folgen dieser Handlungen selbst. Durch diese Ueberzeugung gestärkt, habe ich meinen Grundsätzen getreu bis zur Neige meines Daseyns in der Welt gelebt und mich wohl dabei befunden; jetzt ist es mir nicht mehr möglich, mich zu ändern; ich werde thun, Was ich muß, entstehe auch daraus, Was da wolle" ꝛc.

„J. H. Eynard."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bei der großen Friedensliebe der Regierungen in unsrer Zeit ist es fast unbegreiflich, daß noch immer müßige Köpfe sich damit abgeben, auf Verbesserung der Kriegskunst und der Zerstörungswaffen zu denken. So hat neulich ein Engländer in London Versuche mit einem Kavalleriepistol angestellt, das zehnmal in einer Minute geladen und abgefeuert werden kann, und jedesmal zwölf Kugeln auf eine horizontale Linie in der Breite von zwölf bis achtzehn Fuß in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Klaftern schießt. Wenn diese Erfindung sich bewährt, überhaupt keine Windbüchse ist, mit der uns die englischen Blätter einen blauen Dunst vormachen wollen, so würde ein einziger Mensch jede Minute 120 Kugeln abfeuern können, und 100 Menschen in 10 Minuten 120,000, wodurch im Durchschnitte jede Minute 1200 Menschen kampfunfähig gemacht werden könnten; sonach würde ein einziges Hundert solcher Riesenpistolen in einem zweistündigen Kampfe mit 144,000 Mann fertig werden.

•

Nach der von dem Polenverein in Paris gestellten Rechnung über seine Einnahmen und Ausgaben geht hervor, daß sich erstere auf 445,298 Fr. 5 C.; letztere auf 415,813 Fr. 80 C. belaufen, so daß also noch ein Ueberschuß von 29,484 Fr. 5 C. bleibt, wozu noch 80,000 Fr. kommen, die zu Gegenständen verwendet wurden, die bei der Expedition von Havre benützt werden sollten, so wie die Ausrüstung einer Brigg in Havre mit 146,000 Fr. Für 49 Aerzte, die das Comité nach Polen schickte, verwendete man 75,000 Fr.; jeder Arzt erhielt nämlich 1500 Fr. für Reisekosten und Equipirung; außerdem wurde zur Unterstützung dieser Aerzte und der im polnischen Heere dienenden Franzosen noch 60,000 Fr. abgesendet. Die polnischen Abgeordneten in Paris erhielten 102,700 Fr. für Ankauf von Waffen u. s. w.

•

Bei einer Reformversammlung zu Newcastle sah man an den Fenstern mehrerer Häuser, Fahnen ausgesteckt, von denen eine vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie stellte den Tod in kolossaler Größe auf weißem Grund gemalt dar; derselbe trug in der rechten Hand eine Lanze mit dreifarbigen Bändern umschlungen, in der linken drei blutige Köpfe: den des Herzogs von Wellington, des Herzogs von Cumberland und des Lord Eldon. Mit dem rechten Fuß zertrat der Knochenmann Herzogshüte und Bischofsmützen. Als Inschrift las man die Worte: „den 199 geweiht." Unten stand ein Psalmspruch. Die Fahne wurde nach einiger Zeit auf Befehl des Stadtmayors weggenommen.

•

Kaiser Nikolaus läßt auf dem Platze des Winterpalastes zu Petersburg zum Andenken seines Bruders Alexander eine Granitsäule errichten, die 84 Fuß Höhe und 12 im Durchmesser mißt und aus den Siedlitzfelsen zu Peterlar in Finland aus einem Stück gehauen ist. Eben daselbst wurden früher auch die ungeheuren Säulen, zur Isaakskirche in Petersburg ausgehauen. An der Alexandersäule haben 600 Arbeiter seit zwei Jahren gearbeitet. Die Masse, aus der man den Säulenschaft erhielt, maß 98 Fuß in der Länge und 22 Fuß in der Breite. Das Gewicht desselben kann auf 9,576,000 Pfund angeschlagen werden. Am 19 September wurde diese Säule bis zur Einschiffung gebracht, wozu ein eigenes Schiff erbaut ist, um sie nach Petersburg zu bringen, wobei es von einigen Dampfschiffen in's Schlepptau genommen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 328. 24 November 1831.

Schilderungen aus Norwegen.

1. Der Gebirgspaß vor Dofre Field.

Wir hatten den berühmten Paß von Dofre Field fast überstiegen, ohne es zu bemerken. Ich wartete immer auf einen steilen Gipfel, den wir zu erklettern hätten; allein nachdem wir fünfzig Stunden unmerklich aufwärts gehend zurückgelegt hatten, waren wir unvermuthet auf dem Gipfel angelangt, und nach kleinen Auf- und Abwegen befanden wir uns auf der andern Seite.

Uebrigens kann es nichts Traurigeres geben als diese Höhen, deren Boden aus Torf, Steinen und Moor, mit Moos überkleidet besteht. Man begreift nicht, wie es auf dieser Höhe Wasser geben könne, das man hier auf allen Seiten hervorquellen sieht. Durch den Nebel, der uns umgab, bemerkten wir nur kleine Seen und Thäler, Höhlungen, in denen noch Ueberreste von zurückgebliebenem Schnee lagen, verkrüppelte ungestaltete Birken, und lange, gerundete, mit Moos bedeckte Gebirge, auf denen Rennthiere weiden. Im Ganzen gleicht dieses Land in Vielem dem der Lappen, je höher man steigt, je mehr Aehnlichkeit mit den Gegenden des höhern Nordens findet man. Die mittlern Höhen der Schweizeralpen geben einen Begriff von den Ebenen in Schweden, und hier auf den Gipfeln der norwegischen Gebirge hatte ich einen Vorschmack von den Sümpfen Lapplands.

Eine herrliche Ueberraschung erwartete uns auf der Rückseite von Dofre Field. Mit gesenktem Haupte ging ich nach dem Eingange eines Thals, welches in die Gebirge führt; plötzlich durch ein wildes Getöse aufgeschreckt, erhebe ich die Augen, und bemerke ganz in meiner Nähe drei Wasserfälle, wovon der eine aus den ziemlich tief herabhängenden Wolken, die ob unsern Häuptern trieben, herabzustürzen schien; ein Raubvogel schwebte in Kreisen um ihn herum und streifte ihn zuweilen mit dem Flügel. Die Beschreibungen der Wasserfälle, welche man eigens aufsucht, langweilen mich fast immer; allein hier entzückte mich das Unerwartete der Erscheinung, und gewährte mir eine Ueberraschung, die sich von nun an mit jedem Schritt erneute. Ich glaubte mich bei Ossian in dem Thal der hundert Ströme, in der engen und widerhallenden Schlucht von Cona. Nur in Norwegen nach mehrern Regentagen kann man einen solchen Ueberfluß von Quellwasser und Wasserfällen finden. Jeder Felsen hatte seinen eigenen, und alle waren in Gestalt, Ansicht und malerischer Wirkung verschieden. Die einen fielen zu meiner Rechten von den Höhen herab, welche die Straße begränzten; andere schäumten zu meiner Linken von der entgegengesetzten Wand des Thales herunieder, und wieder andere toseten gleich unterirdischen Donnern in unsichtbaren Tiefen. Bald glichen sie von Weitem einem Netz von Silberschaum, das über schwarzen Grund sich hinschlängelte, bald einem Silberband, welches von einem Gipfel herabfallend sich in den Lüften entrollte. Bald schlichen sie ohne Geräusch längs den Abhängen herab, bald stürzten sie aus einer einzigen Oeffnung in ein enges und tiefes Thal, wo sie gleich einem Fluß dahin strömten oder sich in tausend Bäche theilten. Einer stürzte auf der Hälfte des Abhangs in eine große Höhle, aus welcher er in Gestalt eines ungeheuern Kegels hervorkam, der von einem Abgrund verschlungen wurde; ein anderer bedeckte mit seinem großen durchsichtigen Schleier die ganze Seite eines Felsens. Zwei besonders, welche neben einander herabstürzten, bildeten den auffallendsten Kontrast des Anmuthigen und Schrecklichen: der erstere glich einem Silberband, welches eine unsichtbare Hand über die Gipfel der Tannen und Birken flattern ließ, den zweiten hätte man einer ungeheuren, verwundeten Schlange vergleichen können, die sich krümmend an der Wand des Felsens hinzog, und in ihrem Schaum sich wälzte.

Ich weiß, daß es verlorne Worte sind, solche Naturscenen beschreiben zu wollen, und daß der Leser die fruchtlose Mühe bedauert, indeß muß man doch einem Mann, der einige hundert Wasserfälle gesehen, es Dank wissen, wenn er sich damit begnügt, nur ein halb Dutzend zu beschreiben.

Hat man Dofre Field im Rücken, so nimmt die Umgebung einen noch imposanteren Charakter von Größe und Einsamkeit an; die Gebirge thürmen sich noch kühner empor, die Thäler erweitern sich, und man erblickt jenen unermeßlichen Horizont, den ich nirgends als in Norwegen gesehen habe. Je weiter man nach dem Norden vordringt, je mehr Frische gewinnt das Grün, welches der eigentliche Schmuck jener Gegenden ist; fortwährend wird das Auge davon entzückt, man könnte fast sagen, geblendet, so lebhaft und glänzend ist es. Dieses immerwährende Grün bekleidet alle Gebirge, umkränzt alle Seen, und schmückt die Ufer aller Flüsse, steigt bis zu den steilsten Abhängen der Felsen empor, und krönt ihre spitzesten Gipfel. Auch die Dächer der Hütten grünen gleich Wiesen und der Hafer wächst auf ihnen in solchem Ueberflusse, daß man ihn mähen und ernten könnte; Sprossen des Vogelbeerbaumes treiben sogar

Digitized by Google

zuweilen auf ihnen empor, und dann könnte man sagen, daß diese Dächer Baumgärten tragen. Die Schönheit der norwegischen Tannen ist berühmt; diese Bäume scheinen um so schöner zu werden, je mehr sie sich dem Breitegrad nähern, jenseit welchem ihr Wuchs verkümmert; es ist derselbe Fall mit den hochgewachsenen Norwegern, die man nur verläßt um den kleinen Lappen zu begegnen. Es scheint, daß die Kälte, bis auf einen gewissen Grad, der Entwicklung der menschlichen, und der Organisation gewisser Vegetabilien günstig sey; daß aber über diesen Grad hinaus, der Fortschritt der Entwicklung gewaltsam unterbrochen werde. Die Birke, welche sich nebst der Tanne in diese grünen Wüsten theilt, ist hier auch bedeutender als in unserm Klima; ihre Gestalt ist majestätischer, ihre hängenden Zweige geben ihr oft das Ansehen der Thränenweide, und ihr blasses, zartes Laub verschlingt sich anmuthig mit den dunkeln Nadeln der Tannen, deren melancholische Färbung es etwas erheitert.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Schluß.)

Chlopizki begann mehr und mehr der Diktatur überdrüssig zu werden. Sein Mißtrauen erhielt tagtäglich neue Nahrung. Man rieth ihm strenge Maßregeln zu nehmen, allein er wagte nicht sie zu ergreifen, aus Furcht, die Gemüther noch mehr aufzubringen. Indeß nahm er dem Professor Lach-Szyrma den Befehl der Ehrengarde, ohne Rücksicht auf dessen patriotische Gesinnungen und die Dienste, die er der Revolution geleistet hatte. Auch ein von der Ehrengarde herausgegebenes Journal unterdrückte er, und die Censur sogar wollte er eingeführt wissen, worüber er Vorstellungen an das oberste Staatskonseil gelangen ließ. Allein alle diese Maßregeln bewirkten nichts weiter, als daß sie die Ungewißheit eines bald niedergeschlagenen und furchtsamen, bald stolzen und kühnen Geistes verriethen. Chlopizki selbst konnte sich nicht verbergen, daß er täglich mehr von seinem Einfluß verliere.

Inzwischen kam der Graf Jezierski, den er mit so viel Ungeduld erwartete, von Petersburg mit einem Schreiben des Kaisers an, das zwar sehr höflich lautete, aber keine Hoffnung zur Ausgleichung gewährte. Auf der andern Seite wollten auch keine günstigen Nachrichten aus England und Frankreich einlaufen, und doch hatte er auf diese Mächte am meisten gezählt. Am 16 Jänner lud er die beiden Deputationen des Reichstages zu sich ein. Mit dem Verzeichnisse des Armeebestandes in der Hand erklärte er, daß er nicht mehr als 37,000 Mann Infanterie und Reiterei den 150,000 Russen entgegen zu setzen habe, die Polen zu überziehen drohten. „Ich weiß," fügte er hinzu, daß man mit schwächeren Streitkräften einen mächtigen Feind zu bekämpfen im Stande ist; allein die unsrigen reichen nicht einmal hin, den Russen die Spitze zu bieten, und wir haben nur auf zwölf Tage Lebensmittel." Hierauf las er das von Jezierski überbrachte kaiserliche Schreiben vor, und fragte die Deputationen, ob man den Krieg ankündigen oder sich unterwerfen solle?

„Ich weiß nicht," nahm hier Dembowski das Wort, „ob der Mangel an Lebensmitteln so groß ist; unsre Wojewodschaft allein hat bedeutende Lieferungen nach Modlin gesendet, und ich selbst von meinem kleinen Dorfe allein fünf Zentner Zwieback." — „Ich weiß es," erwiederte Chlopizki, „man hat mir oft genug schon von diesen fünf Zentnern Zwieback gesagt, wenn also Dembowski glaubt, daß man genug Lebensmittel hat, so mag er meinetwegen Diktator seyn, denn ich will es nicht mehr seyn." — Dieser Ausfall brachte keine geringe Bestürzung unter den Deputationen hervor, indeß gelang es dem Landboten Roman Soltyk durch einige schmeichelhafte Worte, in denen er Chlopizki bat, die Sache des Vaterlandes nicht zu verlassen, den aufgebrachten Diktator zu besänftigen. Allein stets kam Chlopizki wieder auf die Unzulänglichkeit der polnischen Streitkräfte und auf den Mangel an Lebensmitteln und Pferdefutter zurück. „Wenn ich den Feldzug eröffnete," sagte er, „und geschlagen würde, so würde man über Nichts als Verrath schreien; denn ich weiß wohl, daß der Fürst Poniatowski und viele Andere diesem Vorwurfe nicht entgingen. Kosziusko selbst würde man einen Verräther gescholten haben, wäre er nicht bei Macieiowice gefangen worden." — „Die Armee," bemerkte Wisniewski, „könnte sehr verstärkt werden, wenn man in die dritte Linie die Sensenmänner aufstellte." — „Du kannst mit deinen Sensenmännern selbst den Krieg führen," erwiederte Chlopizki, „ich für meinen Theil will nichts davon wissen."

Johann Ledochowski machte ihm bemerklich, er habe selbst von der Nation die Diktatur verlangt, und müsse sie also behalten und seine Pflicht thun; es sey seines Charakters unwürdig, fügte er hinzu, abdanken zu wollen, nachdem er so viele Zeit verloren, und hiedurch das Land in eine so schwierige und verwickelte Lage gebracht habe. „Mit einer so kleinen Armee," erwiederte Chlopizki im höchsten Zorne, „kann ich keinen Krieg führen. Ich werde augenblicklich die Diktatur niederlegen, und will weder Diktator, noch General, noch Offizier, noch Soldat seyn." — Wenn die Nation Dir befiehlt," entgegnete Ledochowski, „so ist es Deine Pflicht zu gehorchen. Wenn Du weder Diktator, noch General, noch Offizier seyn willst, so sey Soldat." — „Gut," rief Chlopizki hitzig aus, „ich werde gemeiner Soldat seyn, aber nichts weiter, und an Deiner Seite fechten."

Bei diesen Worten stieß er mit Heftigkeit die Thüre seines Kabinetes auf, stürzte hinein, kam aber bald darauf wieder heraus und schrie in der höchsten Wuth: „Das sind meine Mörder! Ich will nicht länger Diktator seyn!" Kochanowski versuchte ihn zu besänftigen. „Geht mir mit Eurer Beredsamkeit," unterbrach er ihn mit Ungestüm. Endlich verlangte Czartoryski das Wort, und der Diktator schwieg. „Wenn die Diktatur Dir zur Last ist," sagte er, „so lege sie nieder, aber behalte den Oberbefehl über das Heer." — „Ich will nichts mehr hören von allem diesem Wortschwall," fiel ihm der Diktator in die Rede, „ich will Niemand mehr hören, und entlasse Euch."

Nach dieser sonderbaren Unterredung zogen sich beide Deputationen zurück, um zu berathen, was nun zu thun sey. Man beschloß zuvörderst dem Volke den ganzen Vorgang zu verheimlichen; indeß verbreiteten sich doch bald Gerüchte von den vorgefallenen Mißverständnissen, und man sagte sogar, man wolle Chlopizki die Diktatur abnehmen. Eine große Anzahl Patrioten, welche fürchte-

Digitized by Google

ten, die mit der Beaufsichtigung der Diktatur beauftragte Kommission möchte sich nicht stark genug glauben, einen solchen Schritt zu thun, beeilten sich, derselben ihren Beistand anzubieten. Andrerseits behandelten die Anhänger der Diktatur, die sich nicht überreden konnten, daß Chlopizki selbst der gefährlichste Gegner der Revolution sey, die Gerüchte, welche über des Diktators Unterredung mit den Deputationen in Umlauf waren, als Verläumdungen; und da sie sich einbildeten, daß nur eine Faktion den Diktator bedrohe, so schoben sie ohne Weiteres die Schuld davon auf Lelewel, den sie als das Haupt derselben bezeichneten; schon war die Rede davon, sein Haus zu schleifen, und ihn zum Wohl des Vaterlandes umzubringen. Einer dieser Wahnsinnigen bedachte sich sogar nicht, sein Leben zu opfern, indem er Gift in den Thee warf, den er mit Moriz Mochnacki und Adam Gurowski trank, die er für die überspanntesten Romantiker hielt. So stand man also am Vorabende eines Bürgerkrieges. Glücklicherweise hatten diese Zerwürfnisse keine so ernsthaften Folgen.

Noch an demselben Abende des 16 Jänners gestand der Doktor Wolf, der Leibarzt und vertraute Freund des Diktators, öffentlich, daß ihm Chlopizki in Folge der heftigen Gemüthsbewegungen völlig geistesabwesend scheine. Indeß behielt der Diktator doch noch immer seine Würde, schien aber ungeachtet seiner vorher gemachten Aeußerungen geneigt, den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen. Diese Auftritte aber hatten alle Umgebungen des Diktators gegen ihn kaltsinnig gemacht, und als die Deputation beschloß, ihm die höchste Gewalt zu nehmen, sah sich Chlopizki mit einem Male von Allen verlassen.

Am 18 Jänner stand er fast ganz allein, alle Generale, alle Mitglieder der Regierung, alle seine Adjutanten hatten ihn verlassen. Dennoch zögerte die Deputation noch, ihm seine Entlassung zu senden, indem sie ihm Gelegenheit lassen wollte, selbst zurückzutreten. Diese ergriff auch Chlopizki und legte noch an demselben Tage seine Diktatur nieder.

Stimmen über Capodistrias.

(Fortsetzung.)

Auf die von Herrn Eynard den Manen des unglücklichen Präsidenten von Griechenland öffentlich dargebrachte Huldigung ließen die in Paris lebenden Griechen folgendes Schreiben im Constitutionnel und Courrier einrücken:

II.

„Nur sehr ungern entschließen wir uns, Herrn Eynard zu antworten; tausend widerstreitende Gefühle beunruhigen unsre bewegten Herzen, und wenn wir auf der einen Seite einem der eifrigsten Griechenfreunde Ehrfurcht und Dankbarkeit schuldig sind, so haben wir dagegen auf der andern eine heilige Pflicht zu erfüllen; eine Pflicht, welche der reinste Patriotismus und die Liebe zur Wahrheit uns auferlegen. Herr Eynard möge es wissen: alle Die, welche diesen Brief unterzeichnen, gehörten unter die wärmsten Anhänger seines Freundes; nur die unwiderleglichsten Beweise öffneten uns die Augen, und deßhalb beschwören wir alle unparteiischen Männer, welche das griechische Volk näher kennen werden, ihre Bemerkungen vor dem hohen Tribunal der öffentlichen Meinung niederzulegen. Nur Thatsachen konnten unsre Ueberzeugung ändern, und nur Thatsachen zwingen uns jetzt, das Schreiben des Herrn Eynard zu widerlegen. Wir ehren seinen Schmerz, aber es sey uns erlaubt zu glauben, daß wenn er seinem freundschaftlichen Gefühle Schweigen gebieten und ein unparteiisches strenges Urtheil über die Handlungen des Herrn Capodistrias fällen könnte, so würde er den Tugenden seines Freundes keine Lobrede gehalten haben.

„Was hat der Präsident seit seiner Ankunft in Griechenland gethan? Herr Eynard möge doch Thatsachen anführen. Wir kennen fast nicht Eine, die ihm Ehre machte, sondern viele, die sein Andenken auf immer verdunkeln werden. Herr Eynard verwirft die vierzehn Punkte, welche wir im Courrier français vom 25 Oktober anführten; *) für jeden, den er in Zweifel zieht, können wir eine Menge anderer aufstellen, die hier anzuführen zu weitläufig seyn würde.

„Will man sich überzeugen, daß Herr Eynard aus Freundschaft irrt; daß er die Angelegenheiten Griechenlands nur durch das trügerische Prisma seiner Zuneigung sieht, so darf man nur die Quellen erwägen, aus denen er seine stärksten Beweise schöpfte: die Privatkorrespondenz und das offizielle Journal seines Freundes. Aus dem Bruchstücke eines Briefes, das Herr Eynard anführt, erkennen wir einen jener Männer von abgeschlossenen Grundsätzen und fixen Ideen, die er gegen uns aufstellen wollte, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Ideen, diese Grundsätze den Bedürfnissen, den Sitten und herrschenden Ideen des Landes, das er regieren will, angemessen sind. Die Worte: „geschehe, was da wolle," erinnern uns an die Antwort, welche Capodistrias dem französischen Residenten gab, als dieser ihm rieth, den gesetzlichen Wünschen der Opposition beizutreten. „Lieber will ich es," sagte er, „zum Aeußersten kommen lassen, ehe ich den Kongreß zusammenberufe."

„Seit wann sucht man endlich den Beweis, daß ein Volk seiner Regierung geneigt sey in den Spalten ihres offiziellen Journals? Wer sind übrigens die Unterzeichner der Adresse, von der Herr Eynard spricht? Offiziere im Dienst, Kolokotroni an der Spitze, der am wenigsten achtungswerthe Mann in ganz Griechenland, der allezeit fertige Vollstrecker der willkürlichsten Befehle.

„Wahrscheinlich durch ähnliche Adressen getäuscht, behauptet Herr Eynard, die große Majorität des griechischen Volkes sey „für den Präsidenten gewesen." Wir verwahren uns feierlich gegen diese Behauptung. Es scheint, Herr Eynard hat keine Kenntniß von den Petitionen und Protestationen aller Inseln, eines großen Theils des Kontinents und aller jener Provinzen des Peloponnes, wo die Gewalt der Regierung nicht stark genug war, die öffentliche Meinung zu unterdrücken. Wir haben eine große Menge jener, mit Tausenden von Unterschriften bedeckten Petitionen gesehen. — Welchen überzeugendern Beweis kann es übrigens geben, als das Zeugniß der vierzigtausend Bewohner von Syra, einer ganz industriellen und handeltreibenden Insel, der an der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung doch am meisten gelegen seyn muß?

„„Der Tod des Präsidenten," sagt Herr Eynard, „ist ein Unglück für Griechenland;" ist Dieß der Fall, so muß man gestehen, daß sein Leben seit einiger Zeit eine ununterbrochene Folge von Unordnungen und Zerstörungen war. Man fürchtet, Griechenland werde wieder in einen Zustand verderblicher Anarchie fallen, und, guter Gott, während welchem Zeitpunkt seiner Revolution war es in größere Anarchie versenkt, als während der letzten Monate der Präsidentschaft des Grafen Capodistrias!

„Es ist leicht, die Männer der Opposition Intrikanten und Verschwender der öffentlichen Gelder zu nennen; man hat uns aber keine Beweise gegeben, und wir weisen deßhalb solche Anschuldigungen zurück. Was würde Herr Eynard sagen, wenn er die einstimmigen schrecklichen Verwünschungen beider Parteien gegen einen der Brüder des Präsidenten hörte?

„Herr Eynard vergleicht den Präsidenten und die griechische Opposition mit der französischen Regierung und Opposition. Wir wollen uns hier nicht zu Richtern zwischen Männern aufwerfen, welche gleiche Rechte auf unsre Dankbarkeit haben; allein diese Vergleichung scheint uns beleidigend für die französische Regierung, denn nie kann man diese mit Capodistrias in Parallele setzen, der das Vertrauen der Nation verrieth, der die Konstitution in allen Punkten verletzte, ganz willkürlich handelte, und stets darauf bedacht war, das Volk dem unerträglichsten Despotismus zu unterwerfen. Durch die gehässigsten Maßregeln hat er die Nation gezwungen, aus ihrem Gleichmuth herauszutreten, gesetzlich die Souveränität zurückzunehmen und ihm den Theil der Gewalt, den sie ihm provisorisch anvertraut hatte, und von dem er einen so beklagenswerthen Gebrauch machte, wieder

*) S. Ausland, S. 1243.

Digitized by Google

abzufordern, denn er mißkannte die Wünsche der Nation, war ihnen entgegen und wollte sie gegen ihren Willen beherrschen. Das Volk sieht, daß die Opfer, welche es brachte, nutzlos sind; es ist aufgebracht, entrüstet, und da es keinen Akt der Majorität ausüben kann, so bleibt ihm nichts übrig als seine Kraft anzuwenden, um den Willen zu brechen, der sich ihm entgegen stemmt. Da der Präsident sah, daß er allein den Sturm nicht beschwören konnte, war er unpatriotisch genug, Fremde zu seiner Unterstützung herbeizurufen; Fremde sollten ihm beistehen, seine Nation zu unterdrücken, die ihm so viel Zutrauen bewiesen, die ihn als den Anker des Heils betrachtet hatte. Sie kennen die Ereignisse, welche seit Kurzem in Griechenland aufeinander folgten; Sie kennen die Verbrennung des schönsten Theils unsrer Flotte, durch einen unsrer edelsten Mitbürger, der genöthigt war, der Freiheit seines Landes dieses ungeheure Opfer zu bringen; die Verbannung mehrerer Tausenden von Bürgern, die ihren Familien entrissen wurden, und die Plünderung von Poros durch die Truppen des Präsidenten. Durch die fast einhellige Stimme der Nation nachgegeben genöthigt, entschließt er sich endlich, den Kongreß zusammenzurufen; aber er nimmt seine Maßregeln: um jeden Preis will er eine Majorität haben; für sie ist ihm nichts zu kostbar; Einkerkerung und Torturen erwarten die Wähler, die nach ihrem Gewissen stimmen wollen. So wäre denn einem Manne erlaubt, alle Verbrechen zu begehen, alle Gesetze mit Füßen zu treten, aus dem einzigen Grunde, weil er im Besitze der Macht ist? Nein, weit entfernt, Dieß zu glauben, sind wir auch der Ueberzeugung, daß Niemand sich finden wird, der so Etwas zu behaupten wagte.

„Die Unterzeichneten erklären frei heraus, und ohne Furcht widerlegt zu werden: Unser Vaterland wird den Tod des Grafen Capodistrias nicht beklagen, wohl aber wird es sich lange noch an die Uebel erinnern, die er ihm zugefügt. P. S. A. Delyani, C. Negris, C. Dossios, C. Lazaros, C. F. Rally, G. A. Maurocordatos, Platys, Perikles Argyropulo, E. G. Galatty, E. Isay, G. Bellsaire, Kemnene, D. Buburis, Alcibiades Argyropulo, M. Themistokles, u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bevölkerung von London und Paris.

Folgendes ist die kurze Uebersicht einer von dem „Bulletin der französischen Gesellschaft für allgemeine Statistik" in vielen Tabellen entworfenen Vergleichung der Bevölkerung von Paris und London nach den offiziellen Zählungen von 1821. Das Departement der Seine hat eine Oberfläche von 473,965,509 Quadratmetres, davon kommen 84,896,800 auf Paris, intra muros, 259,150,584 auf den Bezirk von Sceaux, und 200,488,125 für den von St. Denis. Die Gesammtbevölkerung des Departements beträgt 832,032 Seelen, von denen 725,563 auf Paris kommen. Wenn man davon 57,558 Individuen, welche die wechselnde Bevölkerung des Departements bilden, abzieht, so bleiben 774,894, von denen 360,524 männliche und 413,670 weiblichen Geschlechtes sind. — Wenn man die Gesammtzahl der Bevölkerung mit dem Flächeninhalte vergleicht, den sie bewohnt, so ergeben sich 17. 59 auf die Hektare, nämlich 21.027 für Paris und 2,5 für das Weichbild. Diese 832,052 Menschen sind in 27,759 Häusern vertheilt, von denen 24,161 auf Paris kommen. Miethwohnungen sind 225,688, darunter auf Paris 196,451. — London und sein Weichbild begreifen einen Flächeninhalt von 526,169,254 Quadratmetres mit 1,274,800 Seelen Bevölkerung, wovon 49,106 der wandelnden Bevölkerung angehören, so daß 2,422 Individuen auf eine Hektare kommen. Von der fixen Bevölkerung, die 1,225,694 Seelen beträgt, sind 570,256 männlichen, und 655,438 weiblichen Geschlechts. Die ganze Bevölkerung hat 164,681 Häuser inne; 8246 andere Gebäude waren zu vermiethen, und 3299 in Bau begriffen, so daß die Gesammtzahl der Wohnungen auf 176,226 angeschlagen werden kann. — Zu London zählt man auf 1000 Individuen 455,2552 männliche und 534,7668 weibliche, zu Paris in gleichem Verhältniß 465,6578 männliche und 534,5255 weibliche Personen; so daß also in ersterer Stadt auf ein Tausend 69, in zweiter 68 Weiber zur Ehelosigkeit bestimmt sind. In Paris ist das Verhältniß der Geburten zur Einwohnerzahl $^1/_{30}$ und der Gestorbnen $^1/_{31}$. In London gelangt mehr als ein Drittheil der Gebornen und Gestorbenen nicht zur obrigkeitlichen Kenntniß. Im Jahre 1820 zählte man in London 12,750 Heirathen, in Paris nur 6876, woraus sich schließen ließe, daß die Zahl der ungesetzlichen Verbindungen in Paris die von London um ein Fünftheil übersteigt. Hinsichtlich der Lebensdauer unter den Bevölkerungen beider Städte bemerkt man, daß auf eine gleiche Anzahl von Individuen zu London mehr Personen von der Kindheit bis zum vierzigsten Jahre kommen, als in Paris, während hier mehr Individuen von 40 bis 90 Jahren. — Die Bevölkerung von London blieb während der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts fast stationär; es zählte mit fünf dazu gehörigen Distrikten im Jahre 1700: 674,550 Seelen, im Jahre 1750: 676,250, im Jahre 1801: 900,000, im Jahre 1811: 1,050,000, im Jahre 1821: 1,274,000. Daraus geht hervor, daß sie sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts um 55.087 % oder 0,66177 für das einzelne Jahr vermehrte; von 1801 bis 1811 um 16.666 oder 1.6566 auf das Jahr, und in der letzten zehnjährigen Periode von 1811 bis 1821 in einer fast dreifachen Proportion nämlich um 33.087 Prozent oder 3.3087 auf das Jahr. — Paris zählte im Jahre 1790 (nach Lavoisier) 595,070 Einwohner, im Jahr 1803 hingegen 650,000, im Jahre 1817 (nach Chabrol) 713,966 und im Jahr 1821: 725,863. Die Zunahme seiner Bevölkerung in einer dreizehnjährigen Periode (von 1790 bis 1803) war also nur 9.5592 auf das Hundert oder jährlich 0.7385. In der folgenden vierjährigen Periode (1803 bis 1807) betrug der Zuwachs 9.8409 auf das Hundert oder 0.7029 auf das Jahr; in den vier letzten Jahren (1817 bis 1821) 1.5162 oder 0,3791 auf das Jahr. Zieht man diesen Kalkül vom Anfang dieses Jahrhunderts an, d. h. für London seit 1801 und für Paris seit 1803, so findet man, daß die Bevölkerungszunahme für London jährlich 2.0822 auf das Hundert betrug, für Paris aber nur 0,627; folglich, daß der Zuwachs von London mehr als dreifach so stark war als der von Paris — Diese große Zunahme der Bevölkerung verdankt aber London nicht sowohl der eigentlichen City in und außerhalb der Mauern, als seinen Pfarrspielen in den Grafschaften Surrey und Middlesex, die London einverleibt sind. Dieß ergibt sich anschaulich aus folgender Tabelle.

	1801	1811	1821
London intra muros	78,000	57,700	58,400
In seiner nächsten Umgebung extra muros	56,500	68,000	72,000
Westminster und Vorstädte (Liberties)	165,000	168,600	189,400
Kirchspiele in Middlesex	125,000	162,000	224,500
Kirchspiele in Surrey	477,700	593,700	730,700
Im Ganzen	900,000	1,050,000	1,274,800

Londons drei erste Abtheilungen sind also so zu sagen, gar nicht in der Bevölkerung fortgeschritten, während die äußeren Kirchspiele in einem außerordentlichen Verhältniß Zuwachs erhielten. Dieß muß hinwieder der eben so schnellen Zunahme des Seehandels zugeschrieben werden. Der in den Hafen von London eingelaufenen Schiffe waren im Jahre 1801 nur 10,400, im Jahre 1811 bereits 15,500, und von 1817 bis 1821 jedes Jahrs gegen 17,000. Dieselben dem Meere zugelegenen Kirchspiele, so wie die übrigen äußeren Stadttheile Londons verdanken ihr Wachsthum aber auch noch einer andern Ursache. Die City, die innere wie die äußere, mit den 49 Korporationen, die ihre Bürgerschaft (Livery) ausmachen, sind fast nur auf den bloßen Consumtionsverkehr beschränkt, die äußern Kirchspiele aber wurden der Sitz einer Manufaktur und Industrie, deren Erzeugnisse dem Welthandel angehören. So ist es zu London die Handel und Manufaktur treibende Stadt, die gleich Manchester, Birmingham, Whalley, Halifax und andern vormals unbedeutenden Kirchspielen, welchen bescheidenen Namen sie noch heutzutage führen, in wenig Jahren zu einer solchen ungeheuern Bevölkerung angewachsen ist.

•

Belgischen Blättern zufolge würde der dem Großherzogthum verbleibende Theil von Luxemburg 152,558 Seelen und 196,558 Fr. Einkünfte haben; der an Belgien abzutretende Theil würde eine Bevölkerung von 158,887 Einwohnern zählen, und 194,728 Fr. Einkünfte.

•

Eine wohlthätige Gesellschaft zu London, die zum Zwecke hat, die kleinen Schulden armer Schuldner zu bezahlen, und dadurch vom Gefängniß zu retten, hat im verflossenen Jahre 1786 wegen Schulden Verhafteter ausgelöst, und im Durchschnitt für jeden zwei Pf. Sterl. erlegt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 329. 25 November 1831.

Spanien, wie es ist.

III. Agrikultur und Grundeigenthumsverhältnisse.

Kein Land in Europa ist mit solcher Fruchtbarkeit gesegnet wie Spanien; keines könnte in allen Jahreszeiten von seinem Boden so reichen Ertrag ziehen; und doch ist nirgendswo der Ackerbau so tief gesunken und so weit zurück als dort. Mancherlei Ursachen haben ohne Zweifel zu diesen ungünstigen Verhältnissen mitgewirkt; allein die am nachtheiligsten wirkende bleibt die in diesem Lande eigenthümliche Vertheilung des Grundeigenthumes. Drei Viertheile des ganzen Flächeninhaltes von Spanien mit Einschluß der liegenden Kirchengüter sind untheilbar, und bestehen aus unveräußerlichen Mayorazgos. *)

Dieses Wort, das von Mayor, Erstgeborner, abgeleitet ist, bedeutet eigentlich das Recht des Erstgebornen eines Geschlechtes gewisses Eigenthum zu erben, mit der Verbindlichkeit dasselbe ganz und ungeschmälert seinem rechtmäßigen Nachfolger zu überliefern. Allein die Gewohnheit hat diesen Begriff von Mayorazgos oder Majorat sehr ausgedehnt; denn obgleich dieses eigentlich nur die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in einem Fideikommiß bedeutet, so versteht man doch gegenwärtig auch darunter die Ursache, die dieses zufällige Recht der Geburt begründet, das Besitzthum, das auf diese Weise vererbt wird, den wirklichen Besitzer des Majorates, und die Person auf die es zunächst übergeht.

Es gibt fünferlei Arten solcher Majorate in Spanien. Die erste, Agnacion rigorosa genannt, beschränkt die Erbfolge bloß auf männliche Nachkommen in gerader Linie, mit Ausschluß der weiblichen; die zweite, Agnacion artificiosa, nach ihr folgen zuerst die männlichen Erben in gerader Linie, und wenn diese ausgestorben sind, die männlichen Glieder von der nächsten weiblichen Linie; die dritte Agnacion masculinidad bestimmt die Erbfolge nur für männliche und weibliche Nachkommen der geraden Linie; die vierte La regulare genannt, räumt die Nachfolge von beiden Geschlechtern ein, doch den männlichen Familiengliedern vor den weiblichen, so daß zuerst die Söhne nach ihrer Geburtsfolge kommen, dann die Töchter, dann die männlichen Seitenlinien im nächsten Grade, dann die weiblichen von demselben Grade u. s. w.; die fünfte Art der Majorate endlich heißt Saltuario und gestattet Denen, die in ihrer Person alle zur Gründung eines Mayorazgo nöthigen Eigenschaften besitzen, ohne Rücksicht auf Descendenz, die Erbfolge. Der größte Theil der Majorate ist zwar zu Gunsten der Erstgebornen bestellt, indeß werden solche auch auf nachgeborne Söhne übertragen, und es gibt in einigen Familien erste und zweite Mayorazgos. Jene gehen stets nur auf den Erstgebornen über, diese können nie mit dem Erstgebornen in einer Person vereinigt werden, und vererben also auf den nachgebornen Sohn, der dann wenn sein älterer Bruder mit Tode abgeht, das Hauptmayorazgo antritt, und dafür sein bis dahin besessenes an den dritten Sohn, oder den nächsten im Erbfolgerecht überläßt.

Das in diesen Mayorazgos begriffene Eigenthum kann ebenso wie bei unsern Fideikommissen weder veräußert noch vertheilt oder von dem jeweiligen Besitzer darüber zu Gunsten der Frau oder der Kinder verfügt werden. Gewöhnlich ist jedoch ein Viudedad, oder Wittwengehalt, der dem sechsten Theil des reinen Einkommens gleichstehet, für die Wittwen von Majoratsbesitzern, oder die Wittwer von Frauen, welche Mayorazgos besaßen, ausgesetzt, hört aber bei einer neuen Verehelichung wieder auf, und gibt bei den schwankenden Gesetzen darüber zu häufigen und langwierigen Prozessen Anlaß. Allen Streitigkeiten kann aber schon vornherein vorgebeugt werden, wenn der Besitzer des Mayorazgo eine förmliche Willenserklärung über das Viudedad niederlegt, der dann der Rath von Castilien durch einen eigenen Beschluß Gültigkeit verleiht. Es kann sich zuweilen ereignen, daß ein Mayorazgo mit zwei oder sogar drei Viudedades belastet ist. Man nehme z. B. an, daß eine Frau, die Besitzerin eines Mayorazgo, stirbt, und dieses geht an ihren nächsten Erben über, so hat der überlebende Gatte Ansprüche auf ein Viudedad; wenn nun der neue Besitzer oder die neue Besitzerin stirbt, und ebenfalls eine Wittwe oder einen Wittwer hinterläßt, so haben letztere ein Recht auf Wittwengehalt und so fort in der folgenden Succession. In solchen Fällen erhält der zum ersten Viudedad berechtigte ein Sechstheil von den Einkünften, der Zweite ein Sechstheil von dem noch Uebrigen und der Dritte abermals ein Sechstheil von dem, was nach Abzug der beiden vorigen übrig geblieben ist; so daß drei Viudedades fünf Zwölftheile des ganzen Einkommens eines Mayorazgo verschlingen. Wenn der Besitzer des ersten Viudedad stirbt, oder wieder heirathet, so fällt sein Theil dem Zweiten zu,

*) „Schriftsteller von der höchsten Glaubwürdigkeit schätzen das Grundeigenthum von Staat und Kirche in todter Hand auf drei Viertheile des ganzen spanischen Landes" (Foy, Guerre de la Péninsule Tom II. p. 139.)

Digitized by Google

der denselben sammt dem bisher genossenen fortbezieht, bis er gleichfalls stirbt, oder eine neue Ehe eingeht.

Es wurden in Spanien so viele dergleichen Mayorazgos seit der Zeit ihrer ersten Einführung begründet, daß nur wenige Familien ohne solche sind, und kaum irgend ein Landgut frei von den Fesseln dieser Fideikommisse ist. Entstanden durch den Wunsch einiger großen Häuser, ihren Namen und demselben gebührenden Rang und Glanz zu erhalten, wurden die Majorate schnell von dem übrigen Adel nachgeahmt, und da dieser wie fast in allen Ländern die Mode angibt, so wurde diese verderbliche Einrichtung auch von solchen angenommen, die keine Würde des Namens zu vererben hatten, und selbst der Mittelstand huldigte einer so sinnlosen und lächerlichen Eitelkeit auf Kosten der Natur, des gesunden Menschenverstandes und seiner jüngern Kinder. (Laborde, Jovellanos.)

Die Nachtheile, die aus den Majoraten hervorgehen, sind so groß, daß es nicht hinreicht, bloß ihren Fortgang einzuschränken, und dagegen weit durchgreifendere Mittel angewendet werden müßten. Selbst jene Familien, zu deren Gunsten die Majorate ursprünglich errichtet wurden, leiden jetzt unter den nachtheiligen und schwerlastenden Folgen derselben; insbesondere hat man gefunden, daß dieses Fideikommißsystem, anstatt seinem ursprünglichen Zwecke zu genügen, und den Glanz großer Familien zu erhalten, gerade das Gegentheil bewirkt, und mächtig zum Erlöschen desselben beigetragen habe. Denn wenn für einen Grad oder eine Generation männliche Nachkommen fehlten, so ging das Familieneigenthum durch weibliche Descendenz auf völlig fremde Geschlechter über, während die Seitenlinien in Dunkelheit und Armuth versanken und zuletzt in Vergessenheit geriethen und erloschen. „Wenn solchen hohen Familien nur Töchter geboren worden sind," sagt Faure, „so können sich diese insgesammt enterbt, und die Güter ihres Vaters oder ihrer Mutter, in die Hände eines Neffen oder Vetters, und manchmal auch eines noch weitläufigeren Seitenverwandten übergehen sehen, von dem man sich verspricht, daß er die Ehre ihres Namens mit ihrem Gelde fortpflanzen wird, was ihrem Stolz unendlich schmeicheln muß."

Auch bei den ganz gewöhnlichen Fällen, wo das ganze Eigenthum an den ältesten Sohn fällt, sehen sich die nachgebornen Brüder und Schwestern zu einer höchst armseligen Alimentation verurtheilt, die das Gesetz auf ungefähr sechs Louisd'or festgesetzt hat, und so können sie, wie groß auch immer das Vermögen ihrer Familie seyn mag, zu Bettlern herabsinken; der Adel, da er erblich und unerlöschlich ist, vertheilt, verzweigt, vervielfältigt sich, und entartet, und sinkt endlich so weit herab, daß man unter den niedrigsten Volksklassen wie Asturische Wasserverkäufer und Gallego Lastträger Abkömmlinge von Familien mit historischen Namen finden kann, und der Elende, der wie ein Hund auf dem Pflaster schläft, kann im Nothfalle unumstößliche Beweise von seiner hohen und glänzenden Abkunft geben.

Ferner sind aber auch diese Fideikommisse, durch die Häuser und Grundeigenthum untheilbar in einer Hand erhalten werden, dem Ackerbau höchst nachtheilig. Der kinderlose Besitzer von Mayorazgos kann nur wenig Sorge für Güter haben, die er nur auf Lebenszeit besitzt, und die dann vielleicht auf weitläufige Verwandte übergehen, die noch außerdem meist in üblem Vernehmen mit ihm leben. Es ist daher der einzige Zweck des jeweiligen Besitzers aus seinem Besitzthume, so lange er lebt, so viel als nur immer möglich Vortheil zu ziehen, und selbst durch alle in seiner Macht liegenden Mittel das Erbgut herabzubringen und zu verschlechtern, wenn der legitime, aber weitläufig verwandte Erbe seinen Unwillen auf sich gezogen hat. Hieraus erklärt sich, warum alle Domainen, die unter dem Titel von Majoraten besessen werden, nur aus halb verfallenen Gebäuden und äußerst schlecht angebauten Ländereien bestehen. „Von der Bidassoa bis Cadiz," bemerkt der Amerikaner, „findet man nicht ein einziges schönes Herrengut. In Andalusien erbaut man mitten in den Feldern eine Art Schupfen (cortijo), der nicht den Namen Haus verdient; seine Wände, weiß angestrichen, um den Strahl einer brennendheißen Sonne zurückzustoßen, sind von keinem Baum beschattet, von keinem handgroßen Grasplatz umgeben, auf dem das Auge sich erlaben könnte. Man kann sich denken wie viel Mühe Diejenigen, die so wenig für ihre nächste Umgebung thun, erst auf entlegene Grundstücke verwenden, die zu bearbeiten wären.

(Schluß folgt.)

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Auch die Fortschritte in den Künsten, obgleich noch in den ersten unbeholfenen Versuchen begriffen, zeugen von einer bedeutenden Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten bei den Bewohnern der Südseeinseln. Bekanntlich besaßen sie schon vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern bereits eine erstaunliche Geschicklichkeit in Verfertigung von einer Art Tuch, das von den Taheitern Ahu genannt wurde. Das Tagebuch unsrer Missionäre gibt über diese Gegenstände der frühern Industrie auf den Südseeinseln nur sehr beschränkte Mittheilungen, und wir glauben unsre Leser nicht unangenehm zu unterhalten, wenn wir den Bericht eines andern Missionärs *) davon hier einschalten.

„Die Kleidung der Insulaner," sagt Ellis, „war mannichfaltig sowohl in Hinsicht des Gewebes, als der Farbe und Form. Sie war weder beschwerlich noch kostbar, sondern stets leicht und weit und zwar seltsam aber nicht geschmacklos. Wolle, Baumwolle oder Seide war ihnen früher unbekannt. Die Häuptlinge und das gemeine Volk, der Krieger wie der üppige Müßiggänger, waren in Gewänder von demselben Stoffe gekleidet. Das Haupt trugen sie meist unbedeckt und nur mit einigen Blumen geschmückt, nur die Stirne beschatteten sie zuweilen mit einem leichten Schirm von Kokosnuß-Blättern. Die Kleidung beider Geschlechter war nur wenig verschieden; sie trugen beide den Pareu, ein faltiges Gewand um die Hüfte. Die Männer waren indeß noch mit dem Maro oder Gürtel und dem Tiputa oder Poncho angethan, während die Weiber über den Schultern die leichte Ahapu oder Ahutiapano, eine Art Weste, oder auch in Gestalt einer weiten Schärpe oder eines Shawls trugen.

„Vor der Einführung des fremden Tuches bereiteten sie diese Kleidung aus Baumrinde, und die Verfertigung war vorzüg-

*) William Ellis Polynesian Researches. London 1831. Vol. 1. p. 173.

Digitized by Google

lich das Geschäft der Weiber. Die Einwohner der Südseeinseln verarbeiteten mehrere Arten von Rinden, als die der nördlicher gelegenen Inselgruppen. Letztere bedienten sich dazu größtentheils nur der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, (morus papyrifera) den sie Auti nennen, erstere aber auch der Rinde des Brodfruchtbaumes und der Aoa, eine Art Banane. Man ging dabei auf folgende Weise zu Werke. Wenn man sich der Rinde des Brodfruchtbaumes bediente, wurde die äußere grüne oder braune Rinde mit einer Muschel abgeschält, dann schlug man sie leicht und ließ sie im Wasser rösten oder sonst eine Gährung durchmachen. Dann legte man einen starken Balken von zwanzig bis dreißig Fuß Länge und etwa neun Zoll im Viereck auf den Boden, breitete darauf die Rinde aus und schlug sie mit einem schweren Hammer von Casuarina oder Eisenholz. Dieser Hammer war gewöhnlich fünfzehn oder achtzehn Zoll lang und zwei Zoll im Viereck, nur an der Handhabe gerundet. Die Seiten des Hammers waren mit Rinnen durchzogen, auf einer Seite mit sehr rauhen und breiten, auf der andern mit sehr feinen. Die dritte Seite war gewöhnlich in viereckige Felder ausgeschnitten und die vierte flach oder gerippt. Die so aufgelegte Rinde wurde Anfangs mit der rauhen Hammerseite, dann mit der feinen geschlagen. Vegetabilisches Gummi wurde dazu selten verwendet, die harzigen Theile, die ohnehin in der Rinde enthalten sind, reichten hinlänglich aus, die Fasern zu verbinden. Durch das Schlagen mit der rauhern oder schachbretartigen Seite des Hammers wurden die Fasern der Rinde, ordentlich in einander gewoben und wenn das Stück fertig war, sah es oft wie feines glattes Tuch aus, während die Unebenheiten, die durch die feingerippte oder schachbretartige Hammerfläche hervorgebracht wurden, ihm das Ansehen gewobenen Zeuges gaben. Während dieser Zubereitung wurde der Stoff stets naß gehalten und sorgfältig in dicke grüne Baumblätter eingeschlagen, so oft die Weberinnen ihre Arbeit unterbrachen. Sobald man es aber tüchtig verarbeitet hatte, breitete man es zum Trocknen an die Sonne, und bleichte es je nach dem Zwecke, zu dem es bestimmt war. Das Ore, oder Tuch aus der Aoarinde ist gewöhnlich dünn, und von sehr dunkelbrauner Farbe; das aus der Rinde des Brodfruchtbaumes und einem Zusatz von Auti bereitete lichtbraun oder fahl; das feinste und geschätzteste aber wurde hauptsächlich und manchmal ganz aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes verfertigt, und bis zu einer schönen Weiße gebleicht. Vorzüglich die Kleidung der Weiber bestand aus dieser letztern Art von Tuch."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Das Verderben, das Salicetti seinem Landsmanne bereiten wollte, brach bald darauf über ihn selbst herein. Der Konvent hatte ihn nach dem 1 Prairial (18 Mai 1795), sammt Romme, Bourbotte, Soubrani, Duroi, Duquesnoi u. a. m. geächtet. Er flüchtete zu Madame Permon, deren Gemahl sich damals zu Bordeaux aufhielt, und flehte sie an, ihn zu verbergen. Die edelmüthige Frau nahm ihn, ungeachtet der Gefahr, der sie sich und ihre Familie durch diesen Schritt aussetzte, in ihre Wohnung auf. Bonaparte schien, ungeachtet sie den leisesten Verdacht abzuwenden bemüht war, es zu ahnen, daß sein Feind bei der Familie Permon verborgen gehalten werde. Wenige Tage darnach machte er bei dieser einen Besuch. „Er trug einen großen Veilchenstrauß in der Hand," erzählt die Herzogin von Abrantes, den er meiner Mutter bei seinem Eintritte in das Zimmer überreichte. Diese Galanterie war an ihm etwas so Ungewöhnliches, daß wir nicht umhin konnten, darüber zu lachen. — „Es scheint," sagte er, indem er mit uns lachte, „daß ich mich meiner Pflicht als Cavaliere servente nicht sonderlich gut entledigt habe." Im Laufe des Gesprächs bemerkte er: „So ist denn jetzt die Reihe an Salicetti gekommen, die Bitterkeit der Verhaftung zu kosten. Diese Frucht mag ihm um so unangenehmer schmecken, da sie auf dem Baume gewachsen ist, den er und seine Freunde gepflanzt haben." — „Wie!" rief meine Mutter, indem sie die Erstaunte spielte und mir ein Zeichen gab, die Thüre des Salons zu schließen — „Salicetti ist verhaftet?" — „Wie, Sie wissen es noch nicht," war die Antwort, „daß gestern seine Anklage im Konvent beschlossen wurde? Ich hätte fest geglaubt, daß Sie Dieß sehr gut wissen müßten, da ich ihn bei niemand Anderm als bei Ihnen verborgen geglaubt hätte." — „Bei mir!" rief meine Mutter: „in der That, Napoleon, Sie sind nicht recht klug; mein liebes Kind! bei mir! Wie Sie nur so etwas denken können! Aber, mein lieber General, ich bitte Sie, nirgendwo anders diesen Scherz zu wiederholen. Was that ich Ihnen denn, daß Sie sich das Vergnügen machen, um meinen Kopf zu scherzen? Denn um nicht weniger handelt es sich hier." — Bonaparte stand auf, stellte sich mit übereinander geschlagenen Armen vor meine Mutter und betrachtete sie mit Stillschweigen. Meine Mutter verzog kein Gesicht und schlug nicht Einmal vor dem Blitze seines Adleranges den Blick nieder. „Madame Permon," sagte er endlich, „Salicetti ist bei Ihnen verborgen; unterbrechen Sie mich nicht. Ich weiß es nicht zuverlässig; aber ich sage, er ist bei Ihnen verborgen; denn man sah ihn gestern auf dem Boulevard mit Gauthier sprechen, der ihm den Rath gab, nicht in den Konvent zu gehen. Salicetti nahm nach dieser Gegend seine Richtung. Man weiß, daß er hier nirgend eine so genaue Bekanntschaft hat, die ihre und ihrer Familie Sicherheit aufs Spiel setzen würde, als die Ihrige. Er war nicht im Palais Egalité; er hat sich also zu Ihnen geflüchtet."

„Meine Mutter hatte alle ihre Fassung wieder gewonnen. „Und mit welchem Rechte," fragte sie, „würde wohl Salicetti bei mir ein Asyl verlangen können? Er weiß, daß wir nicht einmal an ihn denken, und ich stand im Begriffe abzureisen; da ich mich einem Briefe meines Mannes zufolge morgen nach der Gascogne auf den Weg machen wollte." — „Mit welchem Rechte er zu Ihnen gekommen ist! Da haben Sie den eigentlichen Punkt, Madame Permon. Zu einer hülflosen Frau kommen, die in die größte Gefahr gerathen kann, weil sie einen Geächteten, der sein Schicksal verdient, ein Paar Stunden aufbehalten hat, ist eine Niederträchtigkeit, deren sich kein Anderer schuldig gemacht haben würde. Sie sind ihm Verbindlichkeiten schuldig. Es ist ein Wechselbrief, den Sie zu bezahlen haben, und er hat den Stadtgerichtsdiener gemacht, um die Bezahlung selbst einzukassiren. Ist es nicht so, Fräulein Loulou?" sagte er, rasch zu mir sich umwendend.

„Ich war eben in einem Fensterbogen mit einer Arbeit beschäftigt und that, als sähe ich nach einem Blumentopfe und hörte nicht seine Frage. Meine Mutter, die mich verstand, sagte: „Laurette, der General spricht mit Dir, mein Kind." Nun wendete ich mich um, und der Rest meiner Verwirrung mochte vielleicht für den Anfang der Verlegenheit gelten, die ein Mädchen empfindet, wenn sie auch gegen ihren Willen eine Unschicklichkeit begangen hat. Er faßte mich bei der Hand, schloß sie mit seinen beiden Händen ein und sagte zu meiner Mutter: „Ich bitte Sie um Vergebung; ich hatte Unrecht. Ihre Tochter hat mir eine Lehre gegeben." — Endlich sprach er mit gerührter Stimme: „Madame Permon, Sie sind eine überaus gute Frau, und dieser Mensch ist ein Schurke. Sie konnten ihm Ihre Thüre nicht verschließen. Das wußte er . . . Und Sie so in Gefahr bringen und dieses Kind!... Ich liebte ihn nie, aber jetzt verachte ich ihn . . . Er hat mir sehr viel Uebles gethan; nun, er hatte dazu seine Gründe. Sie kennen sie doch?" — Meine Mutter gab ein verneinendes Zeichen. „Wie, so hat Ihr Sohn Ihnen nichts davon gesagt?

Digitized by Google

— Das befremdet mich. Gut, ich werde es Ihnen eines Tages erzählen. Welche Niederträchtigkeit und Grausamkeit lag darin im Uebergewichte seiner steigenden Gunst, mich in die Tiefe des Wassers zurückstoßen zu wollen? Er hat mich Verbrechen angeklagt; denn ist es nicht ein Verbrechen, an seinem Vaterlande ein verrätherischer Sohn zu seyn? Salicetti benahm sich wie ein Elender. Junot wollte ihn umbringen: ich hielt ihn zurück. Dieser junge Mann, voll von Feuer, und besonders voll Freundschaft gegen mich, wollte ihn fordern, und wenn er es ausschlüge zum Fenster hinauswerfen. Nun ist Salicetti geächtet. Nun mag er den ganzen Umfang eines Unglückes ermessen, wie das einer zerstörten, zu Grunde gerichteten Bestimmung!" — (Forts. f.)

Vermischte Nachrichten.

Die Nachricht von den Predigten des hochwürdigen Herrn Irving in der schottischen Nationalkirche zu London und den dabei in einer unbekannten Sprache gehaltenen Reden, wovon neulich schon in diesen Blättern Erwähnung geschah, verfehlte nicht, jeden Tag eine unzählige Menge Neugieriger hervorzuziehen. An einem Montage war die Kirche vollgesteckt von Leuten, die etwas von „den Offenbarungen des Geistes" hören wollten, wie sich Herr Irving über diese rothwälschenden Apostel auszudrücken pflegte. Zwar fing der Gottesdienst schon Morgens halb sieben Uhr an, und der Morgen war kalt und neblich; dennoch füllten schon vor der bestimmten Zeit angesehene Personen beiderlei Geschlechts die Kirche. Während Herr Irving ein Kapitel aus der Apostelgeschichte zu lesen begann, erhob sich plötzlich ein Mann und hielt an die Versammlung eine Rede in der unbekannten Sprache, die er aber auch zugleich seinen Zuhörern übersetzte. Dann predigte auch in dieser Sprache ein Weib, und gab noch eine Stylprobe „von den Wirkungen des Geistes." Ein anderer Mann hielt eine lange Rede englisch, ersparte sich also die Mühe, sie auch noch übersetzen zu müssen, worin er die Spötter ermahnte, vorwitzige Bemerkungen zu unterlassen, denn während sie sich über die menschliche Kreatur lustig machten, sey sehr zu fürchten, daß sie nicht den heiligen Geist selbst verspotteten. Gegen Ende des Gottesdienstes hielt auch eine Miß Carsden noch eine Rede in der unbekannten Sprache, von der folgende Worte verstanden und nachgeschrieben wurden: „O netetention a honos kolo O do nomas kahelion Omano terdeus kalion." Die Uebersetzung dieser und der folgenden Stellen, deren Erläuterung wir billig den Prevorster Grammatikern überlassen, wurde von der Predigerin unmittelbar darauf nachgeliefert und lautet wie folgt: „O widerstehet nicht der Liebe Jesu! O Ihr bezweifelt sie! O Ihr bezweifelt sie! O es ist jammervoll, daß Ihr seine Liebe bezweifelt! Er ist Liebe! O schmiegt Euch an ihn, schmiegt Euch an ihn: Eures Vaters Arme sind aufgethan — Eures Vaters Arme sind aufgethan! Er wird Euch aufnehmen. Er gedenkt der Schwachheit seiner Kreatur; er weiß, daß Ihr bloß Staub seyd." Es lag in den Tönen, mit welchen Dieß gesprochen oder gerufen wurde, nichts Gespenstiges, wie man sich zuvor eingebildet hatte; aber die Stimme war voll, wohllautend, und hallte in der ganzen Kirche wider. Die der Versammlung beiwohnenden Weiber waren offenbar sehr ergriffen und jeder Ton der Rede schien sie mit Schrecken zu durchrieseln. — Am folgenden Tage war die Kirche gleichfalls wieder überfüllt. Im Verlaufe des Gottesdienstes erhob Miß Carsden abermals ihre Stimme: „Coartona ruramun porhah chamiele mentana tsau" — waren die ersten Worte, die sie in ihrem prophetischen Rothwälsch aussprach. Ein Theil ihrer Rede lautete in der Uebersetzung so: „Ihr bedürft es, Ihr bedürft es, Ihr bedürft den Trost des Wortes Gottes; denn es ist eine Zeit der Verkehrtheit. Er ist im Begriffe, sich zu erheben, und wird furchtbar mit den Völkern sprechen. — Er wird sich erheben — er wird sich erheben — er wird sein starkes Werk vollbringen! Die Schlechten sollen nicht stets im Glücke leben. Freuet Euch! Freuet Euch! Euer König kommt! Fürchtet Euch, die Ihr das Auge Gottes nicht ertragen könnt! Täuscht Euch nicht, täuscht Euch nicht! Er kann nicht Ungerechtigkeit ertragen. Er streckt seine Hand aus" u. s. w. — Hierauf hielt Miß Hall eine Rede, die verdollmetscht folgenden Inhalt gab: „O verschmäht es nicht, o verschmäht es nicht, auf seine Stimme zu hören! Hütet Euch, Ihr Spötter, hütet Euch, das Werk des Herrn zu verachten! Kehrt zurück zum Herrn, er wird Gnade mit Euch haben" u. s. w. — Es ist noch zu bemerken, daß Herr Irving schon seit mehreren Monaten diese angeblichen „Offenbarungen" zum Gegenstande seiner Vorträge gemacht hat, und man sieht, daß seine Worte nicht auf dürren Boden gefallen sind: zu einem herrlichen Gehirn- und Zungen-Babel ist der Grund gelegt. Sonderbar ist es, daß der würdige Irving, der so glücklich darin ist, für Andere die Gaben der Polyglottie zu erhalten; es in der himmlischen Grammatik noch zu gar Nichts gebracht hat.

•

„Fünfmalhunderttausend Franken des Monats ist die höchste Summe, die eine Nation ihrem Oberhaupte zugestehen kann," sagte der Generalleutenant des Königreiches im Jahre 1830 zu dem damaligen Polizeipräfekten Bavour. Aus der nachstehenden Civilliste von 18,000,000, die das Ministerium Perier zur Aufrechthaltung des Glanzes des Julikönigthums verlangt, ersieht man, wie kurz das Gedächtniß gewisser Leute ist und wie königlich Ludwig Philipp zu fordern weiß.

Ausgaben für den persönlichen Dienst.

Für den König persönlich	400,000 Fr.
Für die Königin	1,000,000 —
Militärdienst; Adjutanten	360,000 —
Generalintendanz und Archive	455,500 —
Privatschatzbesoldungen	520,000 —
Kabinetsdienst	60,000 —
Für Hofmedizinalwesen	80,000 —
Für die Kapelle	40,000 —
Kammerdienst	250,000 —
Lakaien und Dienerschaft	650,000 —
Livreen derselben	200,000 —
Küche	780,000 —
Keller	180,000 —
Stallmeisteramt 500 Pferde, das Pferd 3000 Fr. zu unterhalten gerechnet	900,000 —
Heizung	250,000 —
Beleuchtung	570,000 —
Wäsche	160,000 —

Domänen und Gebäude des Königs.

Gebäude	5,050,000 —
Reservefonds dafür	200,000 —
Unterhalt des Mobiliars	1,200,000 —
Forstdienst	1,100,000 —

Kleine Vergnügungen des Königs.

Musik, Theaterlogen ꝛc.	500,000 —
Schöne Künste, Musen ꝛc.	450,000 —
Kunstgegenstände	500,000 —
Bibliotheken und Subscriptionen	250,000 —
Münzen und Medaillen	406,000 —
Königliche Manufakturen	692,000 —
Feste und Hofceremonien	400,000 —
Geschenke	150,000 —
Stuterei zu Meudon	120,000 —
Reisekosten	1,000,000 —
Pensionen, Veteranenbesoldungen	2,560,000 —
Unvorhergesehene Ausgaben	100,000 —
Im Ganzen also	18,691,500 Fr.

Und die Nutzanwendung davon? daß die neuen Könige von Volksgnaden nicht wohlfeiler sind, als die alten von Gottesgnaden.

•

Die holländischen Streitkräfte werden auf 62 Bataillone Infanterie, jedes zu 800 Mann, also im Ganzen auf 49,000, auf 8 Regimenter Kavallerie, vier Regimenter Kürassiere und vier leichte Reiterei, mit 4800 Pferden; auf 30 Kompagnien Artillerie mit 150 Geschützen und 5000 Mann; 6 Kompagnien Sapeurs mit 750 Mann und 54 Bataillons Bürgergarden mit 12,000 Mann angeschlagen. Die Gesammtmacht der holländischen Streitkräfte zu Land würde also 69,550 Mann betragen; zur See hat Holland, 1 Kriegsschiff zu 90 Kanonen, 3 Fregatten zu 56, 5 Schaluppen zu 28, 2 Bombarden zu 22, 5 Briggs zu 20, 12 und 10 und 5 Dampfschiffe mit 20, 8 und 4 Kanonen. Die Bemannung dieser Schiffe beläuft sich auf 5102 Mann, die ganze Heeresmacht zu Wasser und zu Land also auf 74,652 Mann.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 330. 26 November 1831.

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

„Man wird staunen, wenn man hört, daß bei einer so einfachen Zubereitungsart Ballen Tuches manchmal von zweihundert Ellen Länge und vier Ellen Breite verfertigt wurden, wozu man Rindenstreifen von nur vier oder fünf Fuß Länge und kaum anderthalb Zoll Breite verwenden konnte, und bloß durch so einfaches Schlagen wurden diese kleinen Bänder zu einem so gewaltigen Tuch in einander verwebt, das, nachdem es hinlänglich getrocknet und gebleicht war, nach seiner ganzen Länge zusammen geschlagen, zu Ballen aufgerollt, und in ein Stück Matten eingewickelt, an der Stubendecke aufgehangen wurde. Den Reichthum eines Häuptlings schätzte man manchmal nach dem Besitze solcher Ballen. Seit die Inseln mit dem europäischen Tuche bekannt geworden sind, verloren diese inländischen Stoffe zwar beträchtlich an Werth, indeß bedient sich ihrer das gemeine Volk noch immer, und die Hausmutter führt stets noch rührig den Eisenholzhammer, um Putz und Kleidung für sich und ihre Kinder zu verfertigen.

„Auch kleinere Stücke Tuch verfertigten sie, unter denen die Tiputa das werthvollste war. Man bereitete es, indem man mehrere Lagen gewöhnlichen Tuches auf einander schlug, nachdem man zuvor die innern Seiten mit geriebener Pfeilwurz bestreut hatte. Diese Tiputa entspricht ganz dem Poncho der Südamerikaner, nur ist sie etwas länger, doch wird sie auf ganz gleiche Weise getragen. Ein Loch ist mitten in ein solches viereckiges Stück Tuch geschnitten und der Kopf hindurch gesteckt, die beiden Seiten fallen dann über Brust und Rücken wie ein Meßgewand hinab und reichen bis an die Knie. Außer der Tiputa ist ein gewöhnliches Kleidungsstück die Ahuafara, die viereckig zugeschnitten, wie ein Shawl oder länglich einer Schärpe ähnlich ist. Zuweilen gleicht sie aber mehr einer gesteppten Bettdecke als einem Shawl, jedesmal aber ist sie glänzend gefärbt.

„Die Bewohner der Gesellschaftsinseln besaßen nämlich schon frühzeitig die Kunst zu färben, wobei sie jedoch mehr Geschmack in Auswahl der Muster als der Farben entwickelten. Das meiste gewöhnliche Tuch färbten sie mit der Rinde des Aito (casuarina) oder Tiari (aleurites) dunkelroth, wodurch man zugleich dem Stoffe größere Dauerhaftigkeit zu geben vermeinte. Die beliebtesten Farben aber blieben glänzend gelb und roth. Letzteres, das sie Mati nennen, bereiteten sie aus einer Mischung des milchigen Saftes der kleinen Beere des Mati (ficus prolixa) mit den Blättern des Tou (einer Art cordia). Es gibt Dieß ein herrliches Scharlachroth, das mit einem Gummifirniß überstrichen, seine volle Farbe behält, so lange das Tuch dauert. Die Gelbfarbe bereitete man aus den Fasern der Nonowurzel (morinda citrifolia), und obgleich minder dauerhaft als der Scharlach des Mati, war sie doch ungemein lebhaft. Das Roth wurde mittelst eines Binsenrohres auf das Tuch gegossen, Zeuge, welche gelb gefärbt werden sollten, wurden in den Aufguß der Nonowurzel gelegt, und so lange darin gelassen, bis sie gesättigt waren, dann an der Sonne getrocknet. Die Muster werden mit Scharlach auf gelben Grund aufgetragen, und obgleich nicht regelmäßig oder gleichförmig, verrathen sie dennoch Geschmack. Die Natur gibt dazu die Model. Sie nehmen eines der zartesten und schönsten Farrenkräuter oder Hibiskusblumen, die man sorgfältig auf der einen Seite in die Farbe taucht, und dann allmählich auf das Tuch überdruckt. Nimmt man das Blatt oder die Blume weg, so findet man oft einen schönen und reinen Abdruck. Allein nur die Schärpen oder Shawls wurden auf diese Weise zubereitet, und schwerlich kann man sich einen Begriff von dem schimmernden und wahrhaft prachtvollen Anblick eines solchen Kleides denken, wenn es in weiten schweren Falten um die schöne Gestalt eines Häuptlings geworfen war, der es ganz gut verstand, sich darin so vortheilhaft als möglich auszunehmen. Noch gegenwärtig bedienen sich die Eingebornen dieser schöngefärbten Tücher in ihren Häusern als Bettdecken oder Fenstervorhänge u. s. w.

„Zwar waren diese aus Baumrinde bereiteten Tücher in Vergleich mit den europäischen äußerst undauerhaft, gaben aber, so lange sie noch neu waren, eine leichte weite Kleidung, die dem Klima völlig angemessen war. Die Dauer eines taheitischen Kleides hing von dem Stoffe ab, aus dem es verfertigt war, die Aoatücher hielt man für die dauerhaftesten. Nur die stark gefirnißten waren wasserdicht. Der Regen verwischte schnell alle Farben und gemalten Zierrathen und löste eben so das Gewebe auf, das nur aus in einander geschlagenen Fasern bestand. Indeß hielt eine Tiputa oder ein gutes starkes Pareu, wenn man es vor Nässe bewahrte, immer einige Monate.

„Außer dieser Tuchbereitung verstanden die Südseeinsulaner auch sehr schöne und dauerhafte Matten zu flechten, wozu man sich keines andern Werkzeuges als der bloßen Hand bediente. Man ver-

Digitized by Google

fertigte daraus Segel und Betten. Die gewöhnlichen Matten waren sechs Fuß breit und neun oder zwölf Fuß lang; es gab aber auch welche von zwölf Fuß Breite und sechzig oder achtzig, ja sogar hundert Ellen Länge. Matten von solcher Größe aber waren nur für vornehme Häuptlinge, und zu ihrer Verfertigung wurden vielleicht die Weiber von mehreren Bezirken versammelt. Man bewahrte sie aufgerollt in einem Theile der Wohnung des Häuptlings auf, mehr um dessen Reichthum und die Zahl der von ihm abhängigen Einwohner zur Schau zu stellen, als zum wirklichen Gebrauche.

„Die Verfertigung des Tuches betrieben die Weiber von jedem Range, und die Königin und die Weiber der vornehmsten Häuptlinge wetteiferten in ihrem Bezirke sich durch die zierlichsten Muster und die glänzendsten Farben auszuzeichnen. Da sie sehr gesellschaftlich und umgänglich sind, so versammelten sie sich in offnen, eigens zu diesem Zweck errichteten Häusern, und arbeiteten gemeinschaftlich. Ich besuchte ein solches Haus zu Eimeo, wo ich sechzehn oder zwanzig Frauen in dieser Beschäftigung beisammen fand. Die Königin saß in der Mitte, umgeben von den Weibern der vornehmsten Häuptlinge, alle beschäftigt, mit dem Eisenholzhammer in der Hand die vor ihnen ausgebreitete Rinde zu schlagen. Die Königin arbeitete so schön und fleißig als irgend ein anderes Weib. Da der viereckige Block, auf dem die Rinde geschlagen wird, unten ausgehöhlt ist, so verursachte jeder Schlag einen lauten Schall und der so durch einige zwanzig Hämmer hervorgebrachte Lärm war wahrhaft betäubend. Die Königin und ihre Freundinnen schienen aber daran Wohlgefallen zu finden. Auch klingt der Tuch schlagende Hammer, von der Ferne gehört, wie etwa in einem der einsamen Thäler, nicht unangenehm, da er andeutet, daß hier Industrie und friedliches Gewerbe im Gange ist; nur in den Tuchmachereien selbst kann man ihn kaum ertragen.

„Da die Weiber und Töchter der Häuptlinge einen Stolz darein setzen, Tuch von vorzüglicherer Eigenschaft zu verfertigen, so würde oft die Königin ihre Würde verletzt geglaubt haben, wenn ein anderes Weib auf der Insel besseres Tuch zu bereiten verstanden hätte als sie. Ich erinnere mich, daß ich auf der Insel Huaheine ein Weib, als ein Mann in einer schönen Ahufara vorüberging, sagen hörte: „Wie schön gemalt ist dieses Tuch! Die Figuren darauf sind so schön, wie die Arbeit der Königin!" Dieß Streben unter Personen von höherem Range, sich durch Geschicklichkeit auszuzeichnen, bewunderten wir an den Eingebornen stets. Dieß Gefühl bestimmte wahrscheinlich auch König Pomare, sich so eifrig einer schönen Handschrift zu befleißen, und der König der Sandwichinseln bat uns dringend, keinem von seinem Volke Unterricht zu geben, bis er selbst vollkommen schreiben und lesen gelernt habe."

Mit der Einführung des Christenthums trug sich auch eine große Veränderung in der Industrie und Kleidertracht des Landes zu. Noch ehe die Missionäre sich völlig mit der Landessprache bekannt gemacht hatten, war es bereits ihren Frauen gelungen, den eingebornen Weibern einige Kenntnisse in weiblichen Handarbeiten beizubringen. So gern aber letztere zu lernen sich bemühten, so waren sie doch Anfangs über die Beweggründe, die ihre Lehrer haben konnten, sich des Unterrichtes mit so viel Eifer anzunehmen, nicht recht im Klaren. „Ein Mädchen," erzählt Ellis, „die bei seiner Frau nähen gelernt hatte, stellte sich am Sonnabende mit den übrigen eingebornen Dienstboten des Hauses ein, und verlangte ihren Lohn für das Lernen. Madame Ellis sagte: „Wie, Du willst bezahlt seyn? In unserm Lande ist es gerade umgekehrt, dort zahlt man die Lehrer." Das Mädchen erwiederte: „Du batest mich zu kommen, ich bin lange hier gewesen und habe gelernt. Du mußtest irgend einen Vortheil davon gehabt haben, sonst würdest Du dir nicht so viele Mühe gegeben haben. Ich that, was Du verlangtest und will aber auch dafür bezahlt seyn." Man belehrte sie nun, daß der Unterricht unentgeltlich gewesen, daß aller Vortheil, der daraus entspringe, nur ihr zu Gute komme, und daß man sie künftig für ihre Handarbeiten, die sie jetzt verfertigen könne, bezahlen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Norwegen.

5. Drontheim.

Wir näherten uns jetzt Drontheim, dieser alten Residenz der norwegischen Könige, allein nichts verkündete die Nähe einer Stadt mit 10,000 Einwohnern. Immer dieselbe Einöde, ungeheure Wälder und ein unermeßlicher Horizont, aber keine Menschen; unermeßliche Gebirgsmassen hintereinander aufgethürmt, und weite grüne Ebenen oder Wasserflächen. Zu all diesem denke sich der Leser noch einen grauen Himmel, ein Tageslicht, so trübe und düster, daß es gar nicht von der Sonne zu kommen schien, eine unendliche Trauer und ein tiefes Schweigen der Natur.

Hat man den letzten Tannenwald und einige Einöden von Grasplätzen, ähnlich den schon durchwanderten, hinter sich, so gelangt man auf eine Anhöhe, von welcher aus man nur neue Wüsten zu erblicken erwartet; allein plötzlich wird man am Fuße des Hügels die rothen Dächer von Drontheim gewahr. Drontheim im Gesicht, ist es fast unmöglich nicht an Christiania zu denken; beide Städte liegen im Hintergrund eines jener Fiords oder zahllosen Meerarme, welche sich in's Innere von Norwegen erstrecken und tief in dasselbe einschneiden; der Fiord von Drontheim nimmt eine Fläche von 30 Stunden ein. Bis zum offenen Meere ist er ein Labyrinth von Inseln, Inselchen und Vorgebirgen; allein vor Drontheim ist der Golf frei, eine halbzirkelförmige Wand von spitzen Felsen scheint die Stadt von allen Seiten zu umschließen. Die kleine Insel Munth-Holm, eine halbe Viertelstunde von der Küste und der Hauptstraße von Drontheim gegenüber, erhebt sich ganz allein aus der Mitte dieses unermeßlichen Bassins. Zwei Felsenmassen ragen gleich gigantischen Bastionen zu beiden Seiten der Stadt hervor; auf einer von ihnen lag der Tradition zufolge das Schloß des letzten heidnischen Königs von Norwegen, der, wie die Sage sagt, seinen eigenen Sohn den alten Göttern opferte. Auf diesen Felsen, im Angesichte des Meeres und des Himmels, ist die blutige Erzählung der Saga an ihrem Platz.

Wenn die Lage von Drontheim an jene von Christiania erinnert, so macht dagegen der Anblick beider Städte einen höchst verschiedenen Eindruck. In Christiania befindet man sich, ungeachtet des traurigen aber großartigen Charakters seiner Küste, doch

Digitized by Google

immer noch in dem, wenn man es so nennen darf, anmuthigen Norwegen; zu Drontheim ist man im eigentlichen, im rauhen Norwegen. Hier ist das Meer der wahre traurige Ocean des Nordens: keine Weichheit der Conturen mehr, keine gerundeten Formen, nur gerade Linien, spitze Felsen und Klippen. In Christiania bedeckt eine üppige Vegetation die Inseln und Ufer des Meeres, in Drontheim ist man fast am Ende aller Vegetation. Das Grün ist immer schön, allein die Bäume stehen dünn, man achtet auf sie, man zählt, man vermißt den Abgang von einem derselben; die Zweige selbst sind dichter und düsterer; man fühlt sich ferner von der bewohnten Welt, den äußersten Grenzen der Erde näher.

Drontheim ist ganz von Holz erbaut; die Hauptkirche ist das einzige steinerne Gebäude der Stadt. Die Straßen sind breit, nach rechten Winkeln durchschnitten und mit rothen, gelben und grauen Häusern besetzt, deren buntscheckige Mischung zwar nichts Imposantes hat, aber einen heitern, lebhaften Anblick gewährt, der dem Auge nicht mißfällt. Ungeachtet der Einfachheit des Materials zeigt sich doch in der äußern Verzierung dieser Wohnungen Luxus; es gibt Häuser in Drontheim, das des Gouverneurs z. B., die für ein Hotel oder einen hölzernen Palast gelten könnten. — Nicht selten ist der Eingang mit einem eleganten Portal verziert; korinthische Säulen tragen ein klassisches Frontispiz, und so schreitet man durch einen prächtigen Eingang in ein Haus, dessen innere Mauern aus Fichtenstämmen zusammengesetzt sind, die man, wie bei den Gaards der fernen Gebirge, einen über den andern gelegt hat.

Trost in Choleranöthen.

Unter den vielen Verwahrungsmitteln, mit denen die öffentlichen Blätter uns gegen den neuen Erbfeind der Christenheit, der aus dem Oriente hereingebrochen ist, verbauen und verbollwerken wollen, ist schon wiederholt Eines empfohlen worden, das zwar Jedermann bei der Hand haben kann, das man aber gewöhnlich am leichtesten vergißt — es ist das Eisenkraut des Muthes — das wahre Universalmittel in unserer Hausapotheke gegen Leiden überhaupt. Es liegt aber einmal in dem Egoismus der menschlichen Natur, daß sie bei großen Widerwärtigkeiten sich leichter tröstet und aufrichtet, wenn sie ihr eigenes Unglück gegen fremdes messen kann, wobei sie denn gewöhnlich wahrnimmt, daß die Leiden Anderer den ihrigen um ein Ziemliches über den Kopf gewachsen sind. Es wird daher in unsrer leidigen Choleranoth gerathen seyn, einen Blick von dieser Weltseuche auf andere ihrer verhängnißvollen Schwestern zu werfen, wo wir bei angestelltem Vergleiche nicht umhin können werden, Gott zu danken, daß er uns vor der Hand nur mit einem so gelinden Emeticum aus der Offizin seiner Strafgerichte bedroht hat. Wir brauchen nicht bis zu den Pestnöthen und dem schwarzen Tod des Mittelalters zurückzugehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Cholera auf ihrer Wanderschaft durch weite Länderstrecken und große Städte mehr einer bescheidenen Pilgerin gleicht, die sich eine kleine Wegzehrung von Menschenleben zusammenbettelt, während die alten Weltseuchen wie verheerende Mongolenhorden über die Völker hinzogen und ihre Fußstapfen durch verödete Länder bezeichneten. Wir brauchen, wie gesagt, nicht so weit zurückzugehen, und wollen hier gedungsligten Gemüthern nur ein Paar Szenen aus den Tagen des gelben Fiebers in Gibraltar zum Besten geben.

Es ist erwiesen, daß viele der jetzigen Bewohner von Gibraltar ihre großen Reichthümer nur durch die häufige Wiederkehr epidemischer Krankheiten aufhäuften. Gegenwärtig, wo man sich besser auf ihre Behandlung versteht, und seit man sich nicht mehr durch die Furcht, dem bösartigsten aller ansteckenden Fieber, verleiten läßt, alle polizeilichen Anordnungen zu vernachlässigen, kommen solche Fälle bei weitem weniger vor, auch [illegible] Umstand, daß jetzt alles Grundeigenthum gerichtlich eingetragen ist, verhütet, daß irgend Jemand auf vorgebliche Ansprüche hin, sich in den Besitz von Häusern oder Länderein seyen könne, deren rechtmäßige Eigenthümer Opfer der Krankheit werden. Im Jahre 1804 wurde, während das gelbe Fieber wüthete, aus den Häusern kranker Personen am hellen Tag. Alles geraubt, was nur irgend von Werth war. Eine portugiesische Dame, deren Angehörige von der Epidemie dahingerafft, und nach und nach zu Grabe getragen worden waren, lag ganz allein, von Allen verlassen im Bett, und hatte eben noch so viel Besinnung zu sehen, was um sie her vorging. Eine Nachbarin, welche wußte, daß Niemand sich bei der Dame befinde, ging zu ihr, und da sie ohne Zeugen zu seyn glaubte, so nahm sie einige Kästchen mit werthvollen Juwelen und entfernte sich. Gegen alle Erwartung genas die Dame, und sobald sie im Stande war auszugehen, erwiederte sie den Besuch der Nachbarin, um ihr den Diebstahl vorzuhalten; allein der Tod hatte bereits die Schuldige mit seiner kalten Hand berührt, ihr Leichnam lag auf der Flur des Hauses. Bei diesen Umständen glaubte die Dame berechtigt zu seyn, sich ihres Eigenthums wieder zu bemächtigen; allein in diesem Augenblick trat die Polizei in das Haus, um den Leichnam fortzuschaffen, und traf die Dame eben, als sie im Begriff war, sich mit ihren Juwelen zu entfernen. Vergebens sprach sie ihr Eigenthum an; man glaubte ihren Betheuerungen nicht, führte sie ins Gefängniß, und sobald das Fieber nachgelassen hatte, wurde sie zur Untersuchung gezogen. Glücklicherweise waren Jene, von denen die Dame den Schmuck gekauft hatte, noch am Leben; ihr Zeugniß gab der Vertheidigung der Angeklagten Glaubwürdigkeit, und da der Besitz so werthvoller Juwelen mit der bekannten Armuth der Verstorbenen im Widerspruch stand, so erkannte man die Dame unschuldig.

Zu jener Zeit reichten die Lebenden kaum hin, um die Todten zu begraben; Verbrechern, sogar solchen, welche zum Tode verurtheilt waren, wurde die Freiheit unter der Bedingung zugesichert, sich diesem Geschäft zu unterziehen. Vier Soldaten eines irländischen Regiments der Garnison waren beim Ausbruch der Epidemie wegen Meuterei verurtheilt erschossen zu werden. Am Morgen der Exekution hatten sie bereits Abschied von ihren Weibern und Kindern genommen, und man führte sie nun nach dem Ufer der Bai um das Urtheil des Militärgerichts an ihnen zu vollstrecken. Ihre Augen waren schon verbunden, sie knieten nieder, und eben war die Exekutionsmannschaft des Kommandowerts „Feuer" gewärtig, als der Platzmajor zu den Verurtheilten trat und ihnen ankündigte, daß Se. Excellenz der Herr Gouverneur sie begnadige, wenn sie sich während der Dauer der Epidemie der Pflege der Kranken und dem Begraben der Todten unterziehen wollten. Die armen Teufel, schon halbtodt vor Furcht, konnten den Vorschlag kaum fassen, als sie indeß wieder zu sich gekommen waren, willigten sie mit Freuden ein. Sobald sie in Freiheit gesetzt waren, lieh ihnen die Freude Flügel, sie liefen um die Wette nach dem Kasernenhof, um ihren Weibern und Kindern, welche dort, in Gesellschaft aller Weiber der verschiedenen Regimenter, das bei den gemeinen Irländern gewöhnliche Klaggeschrei angestimmt hatten, die fröhliche Nachricht zu verkünden. Mit dem wilden Freudengeschrei, welches ihrem Volk eigen ist, mit verkehrt angezogenen Jacken, die Binden, mit denen ihre Augen geschlossen waren, noch um den Hals geschlungen, stürzten die vier Männer zum größten Schrecken und Staunen ihrer Weiber und Kinder, die eben noch in der festen Ueberzeugung waren, daß die Verurtheilten ihre Rechnung mit der Welt bereits geschlossen hätten, in den Kasernenhof. Schrecken und Entsetzen bemächtigte sich der Anwesenden, deren Aberglaube ihnen in den Begnadigten Gespenster sehen ließ und Alles schrie: „Geister." Mehrere der Weiber rannten schreiend hin und her, während die kühnern schweigend und zitternd den allgemeinen Schrecken theilten. Auf drei von den vier Frauen der Verurtheilten machte das plötzliche Wiedererscheinen ihrer Männer eine traurige Wirkung; sie wurden von heftigen Krämpfen befallen, und die Begnadigung ihrer Männer war ihr Todesstreich, denn sie erholten sich nicht mehr von der heftigen Erschütterung jenes unverhofften Anblicks. Die vier Soldaten hingegen trotzten dem Fieber in seinen fürchterlichsten Gestalten, und alle, bis auf einen, überlebten seine Schrecken.

Ein Drittel der Garnison wurde damals weggerafft. Protestanten, Katholiken, Juden und Muhammedaner, alles ward in Ein gemeinschaft-

Digitized by Google

liches Grab geworfen. Das Geschrei der Kranken und Sterbenden ertönte aus Häusern und Schiffen; das dumpfe Gerassel des Todtenwagens hallte fortwährend in den Straßen. Särge von unbehobelten Brettern lagen pyramidenförmig aufgehäuft auf den Marktplätzen. Das allgemeine Elend hatte eine Höhe erreicht, die sich nicht beschreiben läßt, aber man kann sich einen Begriff von den schrecklichen Wirkungen dieser Geißel der Vorsehung machen, wenn man bedenkt, daß jedes Band gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit gelöst, daß Jeder nur auf seine eigene Sicherheit bedacht war, und daß man dem Tod auf einer Seite entfloh, um ihm auf der andern in die Arme zu fallen.

Die Gefahr, welche unter diesem heißen Klima jeder Leichnam bringen mußte, der nicht sogleich beerdigt wurde, gab Veranlassung zu einigen tragikomischen Vorfällen, die über dieses düstere Gemälde ein einigermaßen erheiterndes Licht verbreiten.

Ein genuesischer Kapitain hatte kaum ausgeathmet, als er in den Sarg gelegt wurde; die Abendkanone verkündete eben den Schluß des Garnisonsthores, außerhalb dessen die Begräbnißstätte lag, und man war daher genöthigt, den Leichnam bis zum folgenden Morgen in dem Zimmer zu lassen, wo er lag. Der Unterschiffer des Schiffes, welches dem Kapitain gehörte, fragte im Hause desselben nach seinem Befinden, und hörte, daß der Kapitain gestorben sey, und bereits im Sarg liege. Der Unterschiffer erinnerte sich, daß der Kapitain goldene Ohrringe trage, und da er glaubte, es sey schade, wenn diese mit dem Leichnam beerdigt werden sollten, so ergriff er einen günstigen Augenblick, stahl sich die Treppe hinauf in das Zimmer, wo der Leichnam lag, hob den Deckel vom Sarg, und machte sich daran, die Ohrringe abzunehmen. Da der eine dieser Ohrringe nur schwer loszunmachen war, und der Matrose in diesem Augenblicke Fußtritte auf der Treppe zu hören glaubte, so brauchte er Gewalt und zerriß das Ohrläppchen. Blut floß sogleich aus der Wunde, und mit einem tiefen Seufzer erhob sich der Kapitain aus seinem engen Bett! Der Unterschiffer war außer sich vor Entsetzen, fiel auf die Knie und rief alle Heiligen des Kalenders an, ihm diese Entweihung des Todten zu vergeben, wobei er erklärte, er sey nicht gemeint gewesen, irgend Jemand Schaden zu thun. Nachdem das gegenseitige Erstaunen sich so weit gelegt hatte, daß eine Erklärung möglich wurde, so entdeckte sichs, daß der Kapitain zu früh in den Sarg gelegt worden sey; er umarmte seinen Retter, und bat den Himmel ihn zu belohnen statt zu bestrafen, denn nur der Riß ins Ohr hatte ihn von dem schrecklichen Loos gerettet, lebendig begraben zu werden.

Benito Soto, dem Seeräuber, der während der Epidemie des Jahres 1828 in Gibraltar gefangen saß, wäre es beinahe gelungen zu entkommen, indem er sich das Gesicht mit gelbem Ocker, und die Zunge mit Dinte färbte. In diesem Zustande ward er vom Kerkermeister auf dem Boden seiner Zelle ausgestreckt liegend gefunden; sein Aussehen war so schrecklich, daß selbst Jene, welche sich Mühe gegeben hatten, sich die Krankheit zu inokuliren, ihm zu nahen gefürchtet haben würden. Nach einiger Betrachtung über die sich gewöhnlich bei dieser Krankheit äußernden Symptome, fing man indeß an zu argwöhnen, daß hier eine List verborgen sey; der Pirat wurde also genau bewacht, und sein Betrug entdeckt. Statt, wie er erwartet hatte, nach dem Hospital gebracht zu werden, wo es ihm leicht gewesen wäre zu entkommen, wurde er enger eingeschlossen als vorher; jetzt versuchte er sich selbst zu entleiben, woran er indeß durch die Vorsicht seiner Wächter verhindert wurde.

Die übermäßige Bevölkerung von Gibraltar machte während der letzten Epidemie den dortigen Sinekuristen, die ihre Einkünfte so lange in Ruhe verzehrt hatten, gerechte Besorgnisse; sie sahen leicht ein, daß die Aufmerksamkeit der Regierung zunächst auf den Zustand der Bevölkerung in der Festung gerichtet seyn werde, sie thaten also Alles, um diese zu vermindern und unter Anderm wurde auch den spanischen Auswanderern, welche während der Dauer der Krankheit auf neutralem Gebiet gelebt hatten, die Rückkehr verboten, zu welchem Ende die Aufseher an den verschiedenen Thoren die strengsten Befehle erhielten. Dieß ermunterte nun den Scharfsinn der Ausgeschlossenen auf Mittel zu denken, der Wachsamkeit der Thorwächter zu entgehen. Die Todtenwägen, welche man wegen ihrer regelmäßigen Hin- und Herfahrt mit Postwägen verglichen, und ihnen Spottnamen: als z. B. der Schwan, die Defiance, der schwarze Speier u. s. w. gegeben hatte, wurden, da man sich gut in ihnen verbergen konnte, als Mittel zum Zweck ausersehen; einige jener Verstoßenen unterhandelten mit dem Führer eines solchen Wagens, verbargen sich in denselben, und wurden glücklich, ohne entdeckt zu werden, in die Festung gebracht. Kaum hatten sie aber diesen verpesteten Käfig verlassen, als sie auch schon von den stärksten Symptomen des gelben Fiebers ergriffen wurden, bald darauf, ganz gegen ihre Erwartung, als Opfer ihrer Verwegenheit fielen, und auf demselben Wagen zu Grabe gefahren wurden.

Die fürchterlichen Verwüstungen, welche diese Krankheit im Jahr 1823 zu Barcelona anrichtete, hatte den Spaniern die größte Furcht gegen dieselbe eingeflößt. Als sie im Jahre 1828 zu Gibraltar ausbrach, wurden spanische Aerzte von Algesiras abgeschickt, um die Spitäler von Gibraltar zu besuchen. Nachdem sie die Krankheit untersucht hatten, erklärten sie sie für nichts weiter als ein galliges Wechselfieber, eine Meinung, welche einige gelehrte englische Mediziner für kurze Zeit höchlich erfreute, und die frohlockend berichteten, daß die spanischen Aerzte nur ihre eigenen Ideen über die Natur des Uebels bestätigt hätten. Nach wenigen Stunden aber wurden sie die wahre Meinung der spanischen Doctoren inne. Kaum waren diese nämlich auf ihrer Rückkehr nach Algesiras, an der spanischen Gränze angelangt, so unterrichteten sie den Kommandanten, daß ein gelbes Fieber der bösartigsten Gattung in der Garnison herrsche. Alle Kommunikation wurde sogleich aufgehoben, und ein Militaircordon gegen die Landzunge gezogen, welche Gibraltar mit Spanien verbindet, um so jeden Eintritt der Engländer in das benachbarte Land zu verhindern. Sowohl Vögel als vierfüßige Thiere, welche während jener Zeit den Kordon zufällig überschritten, wurden verfolgt und erschossen. Den Spaniern wurde verboten Fische zu essen, weil es hieß, die Engländer seyen gewohnt, ihre Todten ins Meer zu werfen, und so könnten die Fische vergiftet und die Ansteckung verbreitet werden. Den Bewohnern der Festung war eben so bei Todesstrafe verboten, längs dem spanischen Ufer hinzufahren, ein Verbot, welches mir selbst beinahe übel bekommen wäre. Ein Boot, in dem ich mich befand, wurde durch einen plötzlichen Windstoß gehindert, zu rechter Zeit zu landen, und gegen einen als Gränzzeichen aufgestellten Pfahl hingetrieben. Eine Musketensalve, welche das Segel durchlöcherte, zeigte gar bald, daß hier nur die Wahl zwischen Ertrinken oder Erschießen sey; ich wählte das Erstere, und das Boot verlassend, welches vor dem Winde trieb, sprang ich über Bord, und bemühte mich das englische Gebiet schwimmend zu erreichen. Ehe ich jedoch an mein Ziel gelangte, war meine Kraft erschöpft, und ich schon von den seltsamen Empfindungen ergriffen, welche dem Untersinken vorher zu gehen pflegen, und die nur Jener zu würdigen weiß, der in ähnlicher Lage war. Eben hatte ich noch so viel Besinnung, die Strahlen der untergehenden Sonne zu bemerken, die auf dem Meer zu schwimmen schien, und deren Glanz mir ins Gesicht fiel; schon glaubte ich sie zum letztenmal zu sehen, und ihr auf ewig Lebewohl sagen zu müssen, als ich mich von starker Hand ergriffen fühlte, die ein edler Mensch ohne Rücksicht auf Gefahr die Wellen durchschneidend nach mir ausstreckte, und so den sinkenden Schwimmer ans Ufer zog.

Neue Volkszählung in Warschau.

Die russische Polizei in Warschau hat eine genaue Zählung der Einwohnerschaft dieser Stadt vorgenommen, und aus den hierüber bekannt gewordenen offiziellen Ermittlungen geht hervor, daß sich in der polnischen Hauptstadt gegenwärtig ein Achtheil mehr Frauen als Männer befinden. Die ganze Bevölkerung beträgt 115,953 Individuen, darunter 53,266 männlichen, und 60,688 weiblichen Geschlechtes. Da nach den vor der Revolution angestellten Zählungen Warschau 150,000 Einwohner hatte, so ergibt sich, daß der Krieg die Bevölkerung um 35,000 Seelen ungefähr vermindert hat. Man berechnet, daß von diesen 35,000 gegen 10,000 von Cholera, Spitalfiebern und andern Krankheiten aufgerieben worden, 6000 auf dem Feld der Ehre geblieben, und die übrigen unter den verschiedenen polnischen Korps zerstreut auf fremdes Gebiet geflüchtet sind. — Die Juden machen von Warschau's Bevölkerung ein Fünftheil aus: man zählte nämlich unter der oben angeführten Gesammtbevölkerung von 115,953 Seelen, 84,720 Christen und 29,233 Juden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 331. 27 November 1831.

Eine Gesandtschaftsreise von Konstantinopel nach Paris. *)

Am Montag den 4 Zilhidsche im Jahre 1132 gingen wir zu Konstantinopel an Bord eines Kauffarthey-schiffes, das uns von dem französischen Gesandten angewiesen worden war. Am Freitag Morgens, den 20 des Moharrem 1133 kamen wir an einem Ort, Toulon genannt, an, und nachdem wir im Hafen des Lazareths Anker geworfen hatten, begrüßten wir das Fort mit eilf Kanonenschüssen, der Gruß wurde von den verschiedenen Wällen, die den Hafen umgeben, erwiedert. Bald darauf näherte sich ein Offizier in einem kleinen Boote, grüßte uns, und erkundigte sich im Namen des Hafengouverneurs nach unsrer Gesundheit. Auch drückte er seine Freude über unsre Ankunft aus, indem er uns willkommen hieß, und uns sagte, daß man schon längst unsre Ankunft erwartet habe. Wenn in diesem Lande die Pest herrscht, so will dieses Volk eine Zeit lang mit solchen, die von auswärtigen Ländern kommen, nicht in Berührung treten, man spricht mit den Fremden, aber ohne sie anzurühren. Zur Zeit unsrer Ankunft war durch göttliche Zulassung in Marseille eine fürchterliche Pest ausgebrochen, durch die (Gott möge uns gnädig vor solchem Unglück bewahren) 80,000 Menschen ums Leben kamen. Die Seuche ließ sich auch in der Provence blicken, und da Toulon in dieser Provinz liegt, so waren sie in großer Furcht vor Ansteckung, und wollten sich Fremden nicht eher als erst nach Verlauf von fünfundzwanzig oder dreißig Tagen nähern. Die Tage dieser Trennung nennen sie Lazareth oder Quarantäne. Deßhalb wollten sie auch nicht zu uns an Bord kommen, sondern ließen sich entschuldigen, sendeten uns aber gegen Abend alle Arten von Früchten, Zuckerwerk, Lebensmittel u. s. w.

Am folgenden Tage kam ein Mann, den man den Intendanten nennt, und der über die Flotte und was dazu gehört, gesetzt ist, an unser Schiff. Als er an der Seite desselben angekommen war, entschuldigte er sich, daß er nicht an Bord kommen könne, und bat zugleich um Verzeihung, daß er uns früher nicht besucht habe, woran ihn der Sturm gehindert. Auch machte er uns bekannt, daß des Königs Garten, der nächst der Stadt liege, für uns eingerichtet, und ihm das Geschäft eines Mehmandars übertragen sey. Nachdem er Dieß gesagt hatte, ging er nach dem Ufer zurück, bestieg sein Pferd und sendete uns die vergoldete Barke, in der er zu uns gekommen war. Nachmittags fuhren wir in dieser Barke nach der Stadt zu, und landeten am Hafen. Hier hatten sich die Schiffskapitäne in eine Reihe aufgestellt, kamen uns entgegen und erzeigten uns viele Höflichkeit. Da zwei Pferde bereit standen, so bestieg ich das eine und mein Sohn das andere, so ritten wir von unserer Dienerschaft begleitet nach dem Garten.

Zu unsern beiden Seiten waren Truppen in ihren Waffen aufgestellt, um uns zu begrüßen; und von Zeit zu Zeit ließen die Musikbanden auf ihren Instrumenten ihre sonderbaren Weisen hören. Wir kamen im Garten unter der Begleitung von mehreren tausend Menschen an, die zu unsrer rechten und linken hergingen. Hier feuerten sie noch einmal eine Gewehrsalve ab. Als wir in den Palast traten, wurden wir am Fuß der Treppe von dem Intendanten empfangen, der uns sehr viele Aufmerksamkeit bewies, aber ohne uns zu berühren. Wir begaben uns dann in unsere Gemächer, während er seinen Weg nach Hause nahm.

Da am folgenden Tag die Rede auf unsere Reise nach Paris kam, so wurde es für gut gehalten, zu Wasser dahin zu gehen. Man bereitete daher für uns sieben Fahrzeuge, die sie Tartanen heißen. In dem Fahrzeuge das wir bestiegen, war eine obere Kajüte eigens für uns eingerichtet und köstlich ausgeschmückt; ein erfahrener Kapitän war uns beigegeben worden. Am Dienstag den 10 des Monats Sefer gingen wir an Bord und empfahlen uns Gottes Schutz. Wir mußten diese Nacht und bis zum Donnerstage Abends im Hafen liegen bleiben, wo denn endlich der Wind günstig wurde, und wir um Mitternacht dem Ort unserer Bestimmung zusegeln konnten. Am folgenden Nachmittage ankerten wir in dem Hafen eines Forts, Buka genannt, und da der Wind sich gedreht hatte, so mußten wir vier Tage hier bleiben.

Am Montag Abends blies der Wind wieder günstig, wir spannten die Segel auf, und langten mit der Hülfe Gottes Nachmittags in dem Hafen der Stadt Cette an. Bald darauf kam der Intendant dieser Stadt an unser Schiff heran und wünschte uns Glück zu unserer Ankunft. Er sagte: „Eure Wohnung ist bereitet. Diese Nacht wollen wir die Fahrzeuge herrichten, und Morgen bei Tages Anbruch könnt Ihr euch wieder einschiffen.“ Der Ort, den sie für

*) Der türkische Gesandte Mohammed Effendi, der im Jahre 1153 bis 54 der Hegira, 1720 bis 21 unsrer Zeitrechnung, von dem Sultan an den Hof von Frankreich geschickt worden war, hinterließ in einem türkischen Werke „Tarikh Vasif.“ von welchem sich eine Kopie im britischen Museum befindet, eine Reisebeschreibung, von der hier die Uebersetzung folgt.

Digitized by Google

uns eingerichtet hatten, war eine alte verfallene Kirche auf einer kleinen Insel der Stadt Montpellier gegenüber, von der sie drei Meilen entfernt liegen mag. Am folgenden Morgen bei Tages Anbruch bestiegen wir die uns zugesendeten Schiffe, und erreichten Nachmittags unsere Wohnung. Da die Leute dort zu Land die außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln gegen die Pest nehmen, und dieß ein abgelegener Ort war, dem Niemand nahe kam, so hatte man ihn als den tauglichsten ausgesucht, um daselbst unsere Quarantäne zu halten. Da wir arglos in diese Falle gegangen waren, und umzukehren unmöglich war, so sahen wir keinen bessern Ausweg, als uns in Geduld zu fügen. Kurz, so gut auch unsre Gesundheit war, wir mußten hier vierzig Tage aushalten. Unsre Quarantaine war zu Ende, und der Hofherr, der uns zu geleiten den Auftrag hatte, noch nicht angekommen; indeß erhielten wir von ihm folgende Zuschrift: „Ich bin beauftragt, Euch zu geleiten und im Namen unsers Königs Euch bei Eurer Ankunft willkommen zu heißen. Wenn es dem Allerhöchsten gefallen wird, so werdet Ihr Euch Morgen an Bord eines Fahrzeugs einschiffen und bei der Stadt Frontignan anhalten, um Erfrischungen zu nehmen. Hiezu ist ein eigener Ort ausdrücklich zubereitet worden und dort werden wir uns treffen. Da es bei uns Sitte ist, diejenigen, welche von fremden Königen Grüße an den unsrigen zu bringen haben, feierlich zu empfangen, so bitten wir, Euch in diesen Brauch zu fügen." Wir versprachen Dieß zu thun, so viel uns möglich, und mit Tages Anbruch, am 26 des Rabi-ul-uvul, gingen wir wieder an Bord und setzten unsre Reise fort. Bei unsrer Ankunft am bestimmten Orte, verließen wir die Boote, stiegen in einen Wagen und begaben uns nach dem Hause, das für uns zubereitet war. Nachdem wir hier eine kurze Zeit gewartet hatten, erschien der Intendant in seiner Ceremonienkleidung und wir, um so viel möglich ihrer Sitte nachzukommen, setzten uns ihm gerade gegenüber auf Stühle. Der Hofherr begann hierauf zu sprechen und sagte: „Der König von Frankreich, mein erhabener Herr, hat bei der Nachricht von Eurer Exzellenz glücklicher Ankunft auf seinem Gebiete, in höchster Freude mich, seinen Diener, einen Weg von dreißig Postistationen vorausgeschickt, um Eure erlauchte Herrlichkeit zu empfangen. Gewiß wird diese Gelegenheit die Freundschaft und das gute Einverständniß, die zwischen beiden Höfen so lange schon bestanden, noch mehr befestigen, vorzüglich da Eure Exzellenz zum Gesandten ausersehn und gesendet wurde, und wenn es dem Allerhöchsten gefällt, so werde ich Eurer Exzellenz beweisen, daß ich mit Herz und Seele, so viel in meinen Kräften steht, mich bemühen werde, den Pflichten meines Auftrages nachzukommen." Mit diesen Worten endigte er seine Rede. Inzwischen war die Tafel gedeckt und mit Süßigkeiten beladen worden. Nachdem wir ein wenig davon genossen hatten, kam der Konsul und der Adel der Stadt, uns zu unsrer Ankunft Glück zu wünschen; sie brachten als Geschenke alle Arten von Früchten und Zuckerwerk mit und sagten uns die längsten Komplimente vor. Nachdem sie sich wieder weggegeben hatten, kehrten wir nach Cette zurück. Als wir aus dem Boote stiegen, setzten wir uns in den Wagen des Herzogs von Roquelaure, der uns denselben von Montpellier entgegengesendet hatte. Zum Zeichen ihrer Freude feuerten sie in der Stadt alle ihre Kanonen ab, und alle Soldaten mit ihren Offizieren, ihren Musikbanden und Waffen waren zu beiden Seiten in doppelter Reihe aufgestellt bis an das Haus, wo wir bleiben sollten. Ein großer Zusammenlauf von Männern, und vorzüglich eine unzählige Menge von Weibern strömte herbei, um uns zu sehen, und so langten wir in unsrer Wohnung an.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Südamerika.

10. Feste in Bogota.

Die ganze Charwoche hindurch sieht man jede Nacht Prozessionen seltsamer und imposanter Art bei Fackelschein durch die Straßen ziehn. Man trägt dabei lebensgroße Bilder des Heilands und seiner Apostel, der Jungfrau Maria und verschiedener Engel umher. Pontius Pilatus, Juden und römische Soldaten, alle in ihre eigenthümlichen Trachten gekleidet, sind in Gruppen zusammengestellt und werden auf beweglichen Gestellen dahinter hergeführt. Diese Bilder gehören den Klöstern, und stellen die meisten jener Szenen vor, die in der Leidenswoche sich ereignet haben sollen. Leute, die sich freiwillig dazu anbieten, setzen diese schweren Bilder und Gestelle in Bewegung, was keine geringe Arbeit ist, aber für höchst verdienstvoll gehalten wird. Diese Männer werden den Augen des Publikums durch große schwarze Vorhänge entzogen, die auf beiden Seiten der Gestelle herabhängen. Das letzte Abendmahl, das ein Eigenthum der Franziskaner von Bogota ist, bildet die größte und glanzvollste dieser Bildergruppen. Auf einer Plattform steht eine lange Tafel mit silbernen Tellern und andern Gefäßen von demselben Metall besetzt, und mit den schönsten und köstlichsten wirklichen Früchten, die zu haben sind, überladen. An dieser Tafel sitzen der Heiland und die zwölf Apostel in verschiedenen Stellungen und in den Gewändern, die man gewöhnlich auf Gemälden an ihnen sieht. Die Schwere dieser Anda zwingt die Träger oft, Halt zu machen, und bei dieser Gelegenheit pflegen dann Frauen, die ein besonderes Gelüste nach einer oder der andern Frucht auf der Tafel des Heilands zu verspüren vorgeben, oder wirklich verspüren, ihre Bitten anzubringen, wobei sie überzeugt seyn können, daß sie ihnen nicht abgeschlagen wird. Die Engel, die auf diesen verschiedenen Bildern vorkommen, werden gewöhnlich von kleinen Kindern vorgestellt, deren Mütter sich nicht wenig darauf zu Gute thun, ihre Sprößlinge zu so hohen Ehren gefördert zu sehen, und die Kinder selbst brüsten sich oft noch ihr ganzes Leben damit, einstmals Engel gewesen zu seyn. Die Fackelträger, die man Los Judeos nennt, werden von allen Kindern und auch von manchem Erwachsenen aus dem Pöbel mit einer abergläubischen Furcht betrachtet, wie bei uns der Knecht Rupprecht; es sind meist junge Leute von Stand, die ein Gefallen daran finden, sich in scheußliche Larven zu vermummen, wozu sie weite schwarzseidene Gewänder „Sayas" und hohe spitzige Kappen „Corozzos" anhaben, wie sie sonst die Opfer der Inquisition bei einem Autodafe zu tragen pflegten. Ihrer Fackeln bedienen sie sich nicht allein, um die Prozession zu beleuchten, sondern auch um ihr Bahn zu machen.

Am Corpus Christifeste gibt es in allen Städten Aufzüge lustigerer Art und wahrscheinlich von hohem Alter. Dieselben werden von sogenannten Catimbados gebildet, die sich in höchst fantastische

Digitized by Google

Masken vermummt haben. Einige derselben stellen Indianer in ihren alten Landestrachten vor, andere ahmen die Tracht der Catalonier nach, wobei sie enge weiße Beinkleider und seidene Strümpfe, schöne weiße Hemden mit weiten Aermeln, die mit Bänderbüscheln bedeckt sind, und hohe pappendeckene Mützen, die gleichfalls mit Bändern, Flittergold und Spiegelgläsern aufgeputzt sind, anhaben. Diese Masken gehen nun von Musik begleitet von Haus zu Haus, und auf alle öffentlichen Plätze, wo sie mit breiten Schwertern in den Händen einen anmuthigen und sehr verwickelten Tanz aufführen. An ihrer Spitze steht ein Mann, der ihren Alkalde vorstellt, und als Zeichen seiner Würde einen Stab mit goldenem Knopfe trägt. Eine Art Hanswurst, als Teufel verkleidet, mit Hörnern und Schweif, El Matagallinas genannt, begleitet sie. Er führt eine lange Peitsche in der Hand, um den Tänzern freie Bahn zu halten, und obgleich er den schaulustigen Pöbel reichlich mit Hieben bedient, so muß sie doch Jedermann als bloßen Scherz gutwillig hinnehmen. Die Catimbados sind lauter schöne junge Kreolen, die ihre Gesichter geschminkt haben, und in der Hand ein parfümirtes weißes Sacktuch tragen.

Ursprung und Gebrauch des Laso.

Des Laso und seiner Einführung bei der Reiterei in England ist bereits in diesen Blättern (S. 960) kurz erwähnt worden. Es möchte daher nicht ohne Interesse seyn, folgende Bemerkungen über diese seltsame Waffe zu lesen.

Alle britischen Offiziere, welche in der patriotischen Armee von Südamerika gedient haben, alle Reisenden, welche die Llanos von Columbia, das Flachland von Peru, die weiten Thäler von Chili oder die Pampas des Rio de la Plata besuchten, sprechen mit der lebhaftesten Bewunderung von der Geschicklichkeit, welche die Eingebornen jener Länder beim Gebrauch des Laso entwickeln, und viele gingen in ihrem Enthusiasmus und ihrer Vorliebe für diese Waffe so weit, ihre Einführung bei den europäischen Heeren ernstlich zu empfehlen.

Sonderbar ist es, daß diese Wurfwaffe — wenn man diese Benennung auf den Laso anwenden darf — jetzt als den Eingebornen von Südamerika eigenthümlich angesehen wird. Die ältesten Ueberlieferungen lehren uns, daß die Bedürfnisse des Menschen im gesellschaftlichen Zustand immer die nämlichen, und eben so die Mittel, die er zu deren Abhülfe ergriff, überall gleich waren. Unter einem Hirtenvolk mußte in frühern Zeiten der Gebrauch des Laso eben so wichtig seyn, als es der Bogen für die auf einer niederern Stufe der Civilisation stehenden Stämme war, welche ihre unsichere Existenz durch den Ertrag der Jagd fristeten. So erfahren wir auch, daß der Gebrauch des Laso den nomadischen Stämmen von Mittelasien seit undenklichen Zeiten bekannt war, und auch jetzt noch findet man ihn bei den wandernden Stämmen in der Ukraine, der Moldau und Wallachei, ja selbst in Ungarn *), wo indeß der vorgerücktere Stand der Civilisation seinen Gebrauch sehr beschränkt hat.

Um das Alter des Laso zu belegen, dürfen wir nur auf Herodot verweisen; in seinem Verzeichniß der verschiedenen Völker, welche die unter Xerres in Griechenland einfallende Armee bildeten, gedenkt dieser Geschichtschreiber auch der Sargatier, welche 8000 Mann Reiterei ins Feld stellten, und den Persern angeschlossen waren, die den Kern der Armee ausmachten.

„Es ist ein nomadisches Volk, die Sargatier genannt, den Persern unterworfen, deren Sprache sie auch sprechen; sie haben indeß einen Gebrauch, den sie zugleich mit den Persern und Pactyäern theilen. Sie tragen keine Waffen, weder von Kupfer noch Eisen, Dolche ausgenommen; allein sie bedienen sich langer Schnüre aus gedrehtem Riemen von Häuten, welche am äußern Ende mit auf und zugehenden Schlingen versehen sind, die sie im Gefechte nach dem Feind werfen. Die Schlinge mag nun auf Pferd oder Mann fallen, der Sargatier zieht sein Opfer an sich, und tödtet es."

Obiger, 450 Jahre vor Chr. Geb. geschriebene Bericht paßt buchstäblich auf die heutigen Guachos, die Bewohner eines Landes, dessen Existenz zu den Zeiten Herodots und viele Jahrhunderte später noch nicht bekannt war. Es gibt zwei Gattungen dieser Wurfwaffe: den Bolas und den eigentlichen sogenannten Laso. Der Erstere besteht aus drei Kugeln von Blei, welche an drei verschiedenen Riemen, jeder von ungefähr 5 Fuß Länge befestigt werden, die oben miteinander verbunden sind; er wird gewöhnlich geworfen, und ist von sehr sicherer Wirkung. Wenn der Guacho ein Wild verfolgt, schwingt er, sobald er noch ungefähr 90 Fuß von demselben entfernt ist, den Bolas horizontal um den Kopf herum; hat er ihm nun so die nöthige Kraft gegeben, so läßt er die Waffe los, welche ihr Ziel nie fehlend sich um die Füße des fliehenden Thieres schlingt, und es zu Boden reißt.

Auf diese Weise wurde General Paz, der Führer der unitarischen Partei, neuerlich in den Pampas gefangen. Obgleich von einer Abtheilung Kavallerie von Buenos Ayres überfallen, hatte der General doch noch Zeit, ein schnelles Pferd zu besteigen, und würde in jedem andern Lande wahrscheinlich entkommen seyn; allein ein Guacho setzte ihm nach, warf seinen nie fehlenden Bolas dem Renner des Generals um die Füße, daß er stürzte, und nahm den Reiter gefangen.

Der Laso hingegen besteht aus mehrern sehr dünnen Lederstreifen, welche, wie die Schnur einer Peitsche zusammengeflochten sind. An dem einen Ende befindet sich ein kleiner eiserner Ring, durch welchen, wenn der Laso geworfen werden soll, das andere Ende der Schnur durchgezogen, und so eine Schlinge gebildet wird. Die Länge beträgt, je nachdem er nun zu Fuß oder zu Pferde angewendet wird, zwischen 24 und 30 Fuß. Im letztern Fall ist er am Sattel gut befestigt, und wird, eben so wie der Bolas, vor dem Wurf horizontal um den Kopf geschwungen. Das Pferd muß so gut dressirt seyn, daß es, so wie der Laso seinen Gegenstand gefaßt hat, sich wendet, um die Schlinge zuzuziehen. Ein kräftiger Arm, ein schneller und sicherer Blick sind unerläßliche Eigenschaften für den wirksamen Gebrauch des Laso, und diese können nur durch lange Uebung von frühester Jugend an erlangt werden. Deßhalb ist auch nicht wohl zu glauben, daß seine Einführung in den europäischen Armeen zweckmäßig und von Nutzen seyn dürfte. In Europa ist gewiß keine Gegend, wo ihre Einführung einigen Nutzen gewährte, da hingegen die ganze Lebensweise der Eingebornen von Südamerika den Laso zu einem höchst nöthigen Instrument erhebt. Sobald der Gauchoknabe gehen kann, sieht man ihn schon mit seinem Bolas nach den Bewohnern des Hühnerhofes zielen, während die Erwachsenen mit ihrem Laso gegen die zahlreichen Schwärme von Wasservögeln zu Felde ziehen, die an den Ufern der Flüsse des Landes ihre Nahrung suchen.

Das Lasogeschirr, dessen sich die Artillerie in Buenos Ayres bedient, und das in England vorzugsweise nachgeahmt wurde, hat den Vorzug der höchsten Einfachheit. Ob die am Gurt, der die Stelle des Kummets vertritt, befestigten Zugleinen nicht vielleicht die Zugkraft vermindern, wollen wir nicht entscheiden; der große Vorzug dieses Geschirrs besteht darin, daß man schnell und ohne anzuhalten, ja selbst ohne langsamer zu fahren, ein ermüdetes Pferd von der Kanone ab- und ein frisches anspannen kann. Allein hierbei ist wohl zu bedenken, daß in Südamerika jede Kanone, so wie jedes Kavallerieregiment von einer großen Anzahl überzähliger Pferde begleitet wird, was bei den regulären europäischen Armeen nie der Fall seyn kann.

General Millers treffliches Werk über den Krieg in Südamerika enthält viele interessante Anekdoten von den Guachos, allein weder der General noch Kapitain Head, der auch über diesen Gegenstand schrieb, erzählen die folgende:

Als die aus 5000 Mann bestehende portugiesische Armee unter General Le Cor im Jahre 1811 von Rio Grande do Sul nach Montevideo

---

*) In Ungarn beschränkt sich der Gebrauch dieses Instruments jetzt nur noch auf das Einfangen der Wildfänge, d. h. der auf den großen Pusten oder Weiden wild aufwachsenden Pferde. Die Zigeuner oder Viehhüter zeigen bei diesem Geschäfte eine bewundernswerthe Gewandtheit: eine lange, leicht zusammengerollte Leine in der Hand, an deren Ende sich eine Schlinge befindet, nähern sie sich vorsichtig dem sehr scheuen Thier bis auf ungefähr 20 bis 30 Schritt, und werfen denn die Schlinge so geschickt, daß sie dem Pferd plötzlich um den Hals sitzt, worauf es dann zu Boden geworfen, gehörig gefesselt und dem Käufer übergeben wird.

Digitized by Google

vorrückte, wurde sie auf ihrem Marsch über die Ebene der Banda Orientál förmlich von den Guachos belagert. Mehrere der berittenen Offiziere an der Spitze und in den Flanken der Kolonnen wurden durch Lasos gefangen, und ohne die Hülfe einer Abtheilung Kavallerie von Rio grande, welche an diese Art Krieg gewöhnt war, hätte das ganze Korps eine rückgängige Bewegung machen müssen. Die Portugiesen, obgleich Herren von Montevideo, konnten dennoch nicht mehr von dem Land behaupten als ihre Kanonen bestrichen, denn die Guachos machten Ueberfälle bis an die Thore der Festung, und nöthigten die Portugiesen, alle ihre Bedürfnisse zur See zu beziehen. In Colonia del Sacramento, welches diese gleichfalls inne hatten, fand man mehrere Morgen hintereinander von einem Posten auf einem Wall von Erde mit Schießscharten für die Kanonen, beim Ablösen die Schildwache: desertirt. Der Kommandant war gänzlich außer Stand, Rechenschaft über diesen Umstand zu geben, um so mehr, da durchaus kein Desertionsgeist unter seinen Truppen herrschte; er wählte also einen Caçador von bewährter Tapferkeit und erprobter Treue zur Schildwache auf diesen Posten, und gab ihm den strengen Befehl auf Alles, Feuer zu geben, was sich ihm nähern würde. Kaum graute der Morgen, so sah die Schildwache nicht weit von ihrem Posten ein todtes Pferd grasen, und bemerkte zugleich, daß es sich dem Posten immer mehr nähere; dem Befehl zufolge gab er also Feuer und streckte es zu Boden. Der Soldat lud sein Gewehr wieder, und indem er gegen das getödtete Thier hinblickte, schien es ihm, als bewege sich etwas am Boden; um seiner Sache gewiß zu werden, sah er genauer hin, und nun bemerkte er einen Mann der auf der Erde fortkroch. Er schoß aufs Neue, und ein Schrei sagte ihm, daß er getroffen habe. Jetzt war das Geheimniß aufgeklärt; der getödtete Guacho hatte sich jeden Morgen, unter den Bauch des Pferdes geschmiegt dem Posten genähert; war er nahe genug, so sprang er plötzlich auf den Rücken des Thieres, wartete bis die Schildwache an einer der Schießscharten vorüberkam, warf seinen Laso, zog den Soldaten an sich und führte ihn gefangen fort

Vermischte Nachrichten.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften hielt Hr. Dureau de Lamalle einen Vortrag über eine neue Varietät der Menschenracen. Schon Winckelmann hatte bemerkt, daß die Ohren an den ägyptischen Statuen höher stehen, als bei den griechischen. „Das Außerordentlichste der ägyptischen Bildung würden die Ohren seyn, sagte er in seiner Geschichte der Kunst, wenn dieselben wirklich so hoch an dem Haupte gestanden, wie man sie an den meisten ihrer Figuren sieht, wo oft das Ohrläppchen in gleicher Linie mit dem Auge steht.“ — Mit Bezug auf diese Stelle sagte nun Hr. Dureau: „Als ich im Mai 1831 das Museum von Turin besuchte, das seit der Erwerbung der Drovetti'schen Sammlung so reich an ägyptischen Denkmälern ist, bemerkte ich diese eigenthümliche Lage des Ohres an allen Bildsäulen des Phta, Möris, Osymandias, Rhamsinit und Sesostris, die unbestreitbar der arabischen oder ägyptisch-kaukasischen Race angehören. Da man zu gleicher Zeit mehr als ein halbdutzend Mumien aufwickelte, die aus den Grähern von Oberägypten hergekommen waren, so wollte ich mich überzeugen, ob sich diese ungewöhnliche Höhe des Gehörloches wirklich an den Schädeln der ägyptischen Bevölkerung gefunden, und ob die Künstler jenes Landes die Natur nachgeahmt oder entstellt. Ich war höchlich überrascht, an mehr als dreißig Mumienköpfen, deren Gesichtswinkel dem der europäischen Race gleich war, das Gehörloch, das sich bei uns in gleicher Linie mit dem unteren Theil der Nase befindet, an den ägyptischen Schädeln mit der Durchschnittslinie des Auges in gleicher Höhe zu sehen. Der Kopf ist in der Gegend der Schläfe bei diesen Mumien stets viel niedriger, als bei unsrer Race, was ich eben dieser höhern Lage des Gehörloches zuschreibe. Diese betrug an den Mumienköpfen anderthalb bis zwei Zoll mehr, als an europäischen Schädeln. Mein erster Gedanke war, daß diese merkwürdige Menschenvarietät oder wenn ich so sagen darf, diese neue kaukasische Menschenrace im Laufe von zwanzig oder vier und zwanzig Jahrhunderten, aus welcher Zeit die vorliegenden Mumienköpfe waren, von der Erde verschwunden sey. Allein ich glaube behaupten zu können, daß diese durch ihre ungewöhnliche Schädelbildung und Gehörlage merkwürdige Race in Aegypten noch besteht, und ich wundere mich nur, daß diese Bemerkung den Gelehrten und Reisenden so lange entgehen konnte. Als das auffallendste Beispiel dieser seltsamen Schädelbildung, die man als den ägyptischen Typus betrachten kann, führe ich hier nur den Elias Bocthor an, der unter uns als Lehrer der arabischen Sprache zwanzig Jahre lebte. Ich kannte ihn sehr genau und sah ihn nie, ohne mich über seine hochstehenden Ohren zu verwundern, die sich wie zwei kleine Hörner an seinem Kopfe erhoben, und mich an den Moses des Michelangelo erinnerten, dem vielleicht der Künstler nur darum zwei kleine Hörner aufsetzte, weil er die hochstehenden Ohren als dieser Race eigenthümlich erkannt hatte. Ich muß es den Anatomen darzuthun überlassen, welchen Einfluß diese Knochenbildung des Schädels auf das Gehirn der Aegypter haben mußte. Nur so viel bemerke ich, daß die jüdische Race hierin große Aehnlichkeit mit der ägyptischen hat, wovon ich mich gleichfalls durch Augenschein überzeugte. Ich glaube daher, daß diese eigenthümliche Schädelbildung in der kaukasischen Race eine neue Varietät oder Unterabtheilung bilde und die ägyptische genannt werden könne, deren nächste Zweige die hebräischen, phönizischen und arabischen Varietäten ausmachen.

•

In derselben französischen Akademie legte Herr Roulin einen wegen seiner Größe wie wegen seiner Krystallform merkwürdigen Smaragd vor, der in den Minen von Muzo, 50 Stunden nördlich von Bogota gefunden wurde. Ein diesem Krystalle beigefügter Bericht enthält, daß die Minen von Muzo und Somondoco, die beiläufig unter gleicher Breite nur etwas östlicher liegt, die größten der Smaragde geliefert haben, die gegenwärtig Europa und selbst der Orient besitzt, denn im 16 und 17 Jahrhunderte bezog Asien beträchtliche Sendungen von Smaragden aus Spanien, dessen Gallionen alljährlich neue Vorräthe in ungeheuern Massen aus Amerika brachten. Der Pater Acosta, ein sehr glaubwürdiger Zeuge, wo es sich von Dingen handelt, die er mit eigenen Augen gesehen hat, erzählt, daß sich auf der Flotte, mit der er im Jahre 1587 nach Spanien zurücksegelte, zwei Kisten befanden, von denen jede mehr als einen spanischen Zentner (vier Arrobas) Smaragde enthielt. Diese Steine waren im Handel gewöhnlich unter dem Namen peruanische Smaragde bekannt, obgleich Muzo eigentlich zu Neu-Grenada gehört. — Neu-Grenada wurde im Jahre 1537 entdeckt und schon vier Monate darnach, als die Spanier auf dem Plateau von Bogota angelangt waren, hatten sie auch schon die Smaragdminen von Somondoco ausfindig gemacht, so große Mühe sich auch die Eingebornen gaben, sie zu verbergen. Indeß wurde diese Mine wegen des Wassermangels nie mit großem Erfolg gebaut, und die meisten Smaragde, die nach Spanien wanderten, waren den Indianern genommen, die damit reichlich versehen waren. Diese Quelle, wie sich denken läßt, ward indeß um so eher erschöpft, je größer die Habgier der Eroberer war; zum Glück entdeckte man durch einen Zufall am 9 August 1558 eine neue Mine, eine halbe Meile von Muzo, und obgleich das Land noch nicht völlig unterjocht war, so machten sich doch die Spanier mit Eifer an den neuen Bergbau, „die Hacke in der einen, das Schwert in der andern Hand,“ wie eine alte Chronik sagt. Man benutzte Smaragden aus, von denen zwei würdig gehalten wurden Karl V. angeboten zu werden, der sie um 24,000 Goldgulden kaufte. Man weiß nicht, wie groß dieselben waren. Um sich einen Begriff von der Menge Smaragden zu machen, die man aus den Minen von Muzo gewann, genügt zu wissen, daß im Jahre 1620, also 56 Jahre nach ihrer Entdeckung diese Mine 500,000 Piaster (den fünften Theil des Werthes) als Staatsabgabe entrichtete, ohne zu rechnen, was durch Unterschleife durchgeschwärzt wurde. Da der Betrug täglich größer wurde, so beschloß die spanische Regierung im 18 Jahrhunderte, den Bau auf eigene Rechnung zu betreiben; allein statt daß die Veruntreuungen aufgehört hätten, nahmen sie dergestalt zu, daß die Kosten der Arbeit nicht gedeckt wurden und die Regierung den Bau ganz einzustellen für gut fand. In diesem Zustand blieben die Sachen bis zur Revolution. Nach wiederhergestellter Ordnung erhielt eine Gesellschaft von der Regierung die Erlaubniß die Minen wieder zu eröffnen. Seitdem hat man wieder reiche Ausbeuten von Steinen gemacht, die sich entweder durch ihr Wasser und ihre Farbe, oder durch Größe und Reinheit der Krystallformen auszeichnen. Der von Herrn Roulin der Akademie vorgelegte Smaragd ist ein sechsseitiges Prisma von 46 Millimètres Durchmesser und 50 Millimeter Höhe. Seine Farbe ist sehr dunkel; unglücklicher Weise ist nur eine Fläche desselben ohne Risse.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 332. 28 November 1831.

Louis Domeny de Rienzi. *)

Louis Domeny Rienzi stammt in gerader Linie von dem ersten Cardonaro Italiens, von jenem kühnen Volkstribun des Mittelalters Nicolo Rienzi, der vor ungefähr fünfhundert Jahren schon an Das dachte, was seinen Landsleuten erst im vorigen Sommer wieder einzufallen schien. Ein wilder feuriger Romulus wollte er dem ehelosen Rom durch einen kühnen Sabinerraub die Freiheit zum Weibe holen. Mit seiner heißen Seele entflammte er sein ganzes Volk, daß es fast hinlief, um auf dem Kapitol wieder dem Jupiter zu opfern, die Janusthüren aufzureißen und noch einmal zur Eroberung der Welt die Adler aufzustecken. Doch zuletzt erging es ihm wie dem jungen Königssohn im Mährchen mit der alten Hexe, das Volk sog ihm seine beste Kraft aus, ohne sich verjüngen zu können, er wurde kalt und verdrüßlich, das Volk noch mehr, am Ende stachen sie ihn todt, schleppten ihn durch die Straßen, und hängten ihn an einen Galgen. Der Fluch der auf Italien lag war noch nicht gelöst, auch Masaniello, der dreihundert Jahre später sein Schikksal theilte, löste ihn nicht. Dreimal muß die alte Sibylle mit ihren wunderbaren Büchern kommen, die Niemand kaufen will; zweimal war sie da, das wissen wir gewiß, sollte sie vielleicht schon im vorigen Jahre zum drittenmal da gewesen seyn? Aber immer blieb dieser Rienzi ein schöner Name, der durch Italiens Geschichte in frischer Jugend fortlebte. Louis Domeny erbte ihn und mit ihm die heiße Seele, den kühnen unternehmenden abenteuerlichen Geist des römischen Volkstribunen. Es war eine schöne Zeit, in die seine Jugend fiel.

Wenn der neue Kalender der französischen Revolution die Flegeljahre der europäischen Menschheit bezeichnet, so waren die folgenden Napoleonischen Jahre ihre Wanderjahre. Ein junger Feldherr mit seinen jungen Soldaten, zog mit klingendem Spiele durch die Welt, die munteren Pilger mit Tornister und Flinten auf dem Rücken und die Marseillaise im Munde, wallfahrteten nach Afrika hinüber, dann fuhren sie mit ihren brummigen Kanonen wie muthwillige Knaben die Rutschberge des St. Gotthard hinunter, endlich setzten sie den eisernen Wanderstab in das heilige römische Reich. Das war damals ein gutes altes Haus, Küche und Keller darin wohl bestellt, die junge wilde Jagd ließ sich darin wohl seyn. Zuletzt ging es nach Norden hinauf, um vielleicht einen Weg nach Indien oder China zu suchen. Aber der Winter kam, man fror erbärmlich und war müde von der langen Reise. Alles was noch konnte lief nach Hause, um den warmen Ofen zu suchen, die Kosaken gaben das Geleite. Napoleon konnte die müden Völker von der Ofenwärme nicht mehr ins Feuer bringen. Napoleon war auch ein Rienzi.

Louis Domeny hatte frühzeitig sein Bündel geschnürt zu der abenteuerlichen Wanderfahrt. Aegypten, Italien, mehr als das halbe Europa hatte er in den Reihen der neuen Völkerwanderung durchzogen. Es war eine wohlfeile Art zu reisen mit diesem Kaiser, und man machte die Reisen nicht bloß als Soldat, auch als fleißiger Sammler und Antikenkenner. Man kam nicht nach Hause, ohne die besten Bibliotheken und Museen mitzunehmen, Fahnen, Lorbeern, Königskronen ungerechnet. Dann aber kamen fünfzehn lange Philisterjahre, man saß im Schlafrock und Pantoffel in der Stube, las Zeitungen, kannegießerte, erzählte von den langen beschwerlichen Reisen seinen Kindern und machte die Faust in der Tasche. Es gab in Europa nichts mehr zu sehen, nur zu lesen und zu hören. Einigen der alten Zugvögel behagte der enge Käfig des neuen Spießbürgerthums nicht, sie suchten Afrika wieder auf, wie einen verlornen Jugendtraum. In den ägyptischen Wüsten hörten sie vom Sultan Kebir wie von einem alten Mährchen erzählen, und exerzirten die Araber. Auch Rienzi machte sich von Neuem auf die Wanderschaft, die neue Welt war so klein und eng geworden, er suchte die alte auf mit ihren gigantischen Trümmern und Erinnerungen. An der Seite des gelehrten Hellenen Ariston durchstreifte er die Länder am kaspischen Meere und am Kaukasus, kirgisische Steppen, Kleinasien, Georgien, Armenien, Syrien, Palästina. Nachdem sie auch Samos besucht, das Vaterland Aristons, und Creta, kam Rienzi nach Frankreich zurück, ohne seinen Freund und Gefährten, der in Konstantinopel zurückgeblieben war, wo er später im Jahre 1820 in dem großen Brande ums Leben kam.

Rienzi erkannte Frankreich nicht mehr, das von den Fremden einem dicken König in Pacht gegeben war, der wieder nach dem alten Hauskalender das Feld bestellen ließ, und seine Heerde zur gehörigen Zeit schor und zur Bewegung ins Freie trieb, z. B. nach Spanien. Die Adler der Legionen waren zahmes Federvieh geworden und die blasse, schmächtige Lilie, und das Missionskreuz standen auf dem Grabe des Ruhmes. Rienzi richtete seinen Blick weiter nach Westen. Er war der alten und neuen Ruinen müde, dort

*) Eine kleinere Notiz von diesem merkwürdigen Manne gab das Ausland S. 702.

Digitized by Google

jenseits des Ozeans erwartete ihn die neue Welt, eine Welt mit der Geschichte eines Kindes, und mit der Reife des ernsten Mannes auf der einen Seite, mit chaotischer Gährung auf der andern. Dort in den Vereinigten Staaten Alles klar, verständig, geradlinig und kanalgerecht, hier Columbien, Mexico, Peru voll Naturwunder, Empörungen und wilden Leidenschaften. In jener Hemisphäre wo man so wenig begriff, daß Jemand bloß reise, um zu reisen, als daß Einer dichte, bloß weil ihn der Geist dazu treibt, konnte Rienzi nicht mehr bloß Reisender seyn, er mußte sich bequemen auch etwas Wirkliches zu seyn. Der Kapitän des französischen Kaiserreiches wurde Husarenobrist im Dienste Columbiens, und Adjutant des Libertadors. Es war eine wunderliche Schule die des kleinen Schul- und Zuchtmeisters von Europa. Unter seiner eisernen Ruthe wuchsen alle jene Männer auf, die später in allen Theilen der Welt die Freiheit predigten und verfochten.

Im Jahre 1821 finden wir Rienzi zu Rom wieder. Es waren die Tage des römischen Volkstribuns wiedergekommen. Die feurigen Zungen seiner Begeisterung fielen auf das schöne dumme Italien, das nicht wußte, was es damit anfangen sollte. Die klassischen Reden der neapolitanischen Volkstribunen gingen wie das Evangelium der Freiheit durch die Welt. Aber auch die diokletianischen Verfolgungen blieben nicht aus. Die kühnen Apostel wurden den Bestien vorgeworfen. Evviva la Costituzione! rief der Carbonaro mit dem blitzenden Dolch und Auge. Evviva la Costipazione! jubelten die lumpigen Lazzaroni ihm nach, und schleppten einige Tage darnach die Rienzi durch die Straßen, und hängten sie an den Galgen. Die Freiheit wurde wieder eingesargt, man zog ihr die rothe Mütze als Kapuze über den Kopf, und wünschte ihr die ewige Ruhe. Da stand zum Schrecken der europäischen Todtengräber ein scheintodtes Volk auf, und mit ihm die kaum erst erschlagene Freiheit. Und welches Volk war es, das aufstand! Abermals ein klassisches Volk, das man uns von Kindesbeinen an allerhöchsten Schulordnungen zu Folge als das unvergleichlichste, schönste, herrlichste gepriesen hatte, weil es todt war, das wir in unsern Schulriemen getragen, übersetzt, nachgeahmt, als die frischeste Jugenderinnerung durch unser ganzes mattes, dürftiges Stubenleben bewahrt hatten, in dessen nationaler und geistiger Herrlichkeit wir unsere eigene Armuth an Volksthümlichkeit und Selbstständigkeit vergessen, verträumen durften. Es wäre doch zu unbarmherzig gewesen, unsren alten, theuren Lehrmeistern von dem türkischen Szimetar die Kehle abschneiden zu lassen. So sagten wir also: Es thut uns leid, daß Ihr nur scheintodt gewesen, aber ins Grab wollen wir Euch doch nicht zurückstoßen! Selbst Könige sangen und tanzten vor der Arche der neugriechischen Freiheit. Rienzi war Einer der ersten Philhellenen. Er war lange zuvor, ehe wir angefangen hatten, Almosen zu sammeln für jenes Hellas, das noch mit seinen Statuentrümmern unsre Museen, mit seinen halbvermoderten Pergamenten unsre Geister zu bereichern im Stande war, dem klassischen Boden zugeeilt. Selbst Lord Byron ruhte damals noch zu Venedig in den Armen der Fornarina oder machte Gedichte an die göttliche Gräfin Guccioli. Der kolumbische Husarenobrist wurde bald griechischer Stratarch, er befehligte die Artillerie von Athen unter Gura, und hatte nur das Unglück bei Marathon verwundet zu werden, und deßhalb Griechenland verlassen zu müssen, ehe noch unsere Zeitungen nicht mehr von einer griechischen Insurrektion, sondern von einem Freiheitskampfe zu reden wagten, in welchem Der und Jener heldenmüthig sein Blut vergossen. Rienzi würde außerdem unfehlbar neben Byron, Normann, Fabvier, Heidegg genannt worden seyn. Krank verließ Rienzi Griechenland, er suchte seine Gesundheit wieder herzustellen auf dem blühenden Inselkranz des griechischen Archipels. Er besuchte Smyrna, Chios, Naxos; seine frühesten Erinnerungen zogen ihn endlich wieder nach Aegypten. Mehemet Ali hatte dort einige Trümmer der großen Armee um sich versammelt.

Französische Offiziere trieben hier das alte Kriegshandwerk nicht mehr aus Enthusiasmus, sondern um zu leben, als Handwerk, das sich nicht so leicht verlernen läßt. Mehemet bot ihm Dienste an. Das rothe Narbenband, das er sich auf den marathonischen Gefilden geholt, verbot ihm, die magern Araber abzurichten, die später den Oelbaum des Peloponneses verbrannten. Rienzi durchzog Arabien, Nubien, Abyssinien, die Stämme der Somalis, ohne Furcht durch alle Gefahren und Schwierigkeiten hinschreitend, wie ein von Volk zu Volk wandernder Gedanke. Durch Chaldäa, Persien schlug er den Weg nach Indien ein, den vielleicht der junge Republikanergeneral zu nehmen gedachte, als er noch von dem Aufgange seines Glücksgestirnes im Orient träumte. Rienzi drang selbst bis ins mittägliche Pegu vor. China endlich wurde der Mittelpunkt, von dem aus er die Philippinnen, Sumatra, Bali, Passir und Surakarta, Neu-Guinea, einige der molukkischen Inseln und die Salomons-Eilande Polyneſiens besuchte. Immer kehrte er wieder nach China zurück. Zu Macao (das der Reisende in seiner Statistik von China, aus der wir nächstens einige Auszüge mitzutheilen hoffen können, Ngao Meu nennt) sah er die Grotte des Dichters der Lusiade. Der arme Camoens! Hier soll er von seinem Vaterlande ausgestoßen, verbannt, das Auge von einem marokkanischen Pfeile ausgebohrt, sein herrliches Epos gedichtet haben voll so glühender Liebe zu eben diesem undankbaren Vaterlande — Camoens, der nichts aus dem Schiffbruche rettete als das nackte Leben und sein Gedicht, seine Unsterblichkeit, um endlich im Hospital zu sterben, einer der wenigen Glücklichen, die man verhungern läßt, um sie schneller heilig sprechen zu können. Rienzi faßte den Entschluß dem Andenken des herrlichen Mannes in dieser Grotte ein Denkmal zu errichten. Er stellte die lorbeergekrönte Büste des Dichters in einer eigens hiezu im Felsen ausgehauenen Nische von sechs Fuß Höhe und fünf Fuß Breite auf, von einer chinesischen Inschrift umgeben, deren wörtliche Uebersetzung also lautet:

„Dem Dichter. Die Gaben des Geistes und Herzens erhoben ihn über den größten Theil der Menschen; weise Männer haben ihn gepriesen und verehrt, aber der Neid stürzte ihn ins Elend. Seine erhabenen Dichtungen sind auf der ganzen Welt verbreitet. Dieß Denkmal wurde errichtet, der Nachkommenschaft sein Andenken ins Gedächtniß zu rufen."

Eine französische Inschrift hiezu lautete:

Au grand Louis de Camoens.
Portugais, d'origine castiliane,
L'humble Louis de Rienzi,
Français, d'origine romaine.
25 Août 1828.

Digitized by Google

Endlich schifft sich Rienzi zu Macao mit reichen Sammlungen von Statuen, Gemälden, Kostümen, Waffen, Münzen, geschnittenen Steinen, Büchern und Manuskripten auf dem Schiffe O Durado nach Indien ein, voll der stolzen Hoffnung, sein Vaterland mit dem kostbarsten Schatz, der noch dem Oriente von Europäern entführt wurde, beschenken zu können. Es war ihm das Schicksal Camoens und der reichen Sammlungen des Sir Stamford Raffles bestimmt. Fast an demselben Orte, wo diese beiden Schiffbruch gelitten, verschlang das chinesische Meer, mißgünstig wie die Chinesen selbst, den mühevoll erworbenen Reichthum. Nahe bei Singapur litt Rienzi Schiffbruch, wie Camoens rettete er nichts als das Leben und seinen Degen, und wenn er nicht so glücklich war wie der portugiesische Homer eine Lusiade zu retten, so gelang es ihm doch das Leben seines Freundes, Don Joachim d'Eça e Castro, eines Nachkömmlings der schönen und unglücklichen Ines, den Wogen zu entreißen.

Am meisten beklagte Rienzi den Verlust seines Journales, die vollständige Geschichte seines gelehrten Nomadenlebens, ungerechnet zwölf Bände in Oktav mit den Untersuchungen und Entdeckungen des Reisenden angefüllt, ungerechnet einen unschätzbaren Atlas von vierhundert Karten und Originalzeichnungen, so wie eine Geschichte des Tribunen Rienzi und ein Trauerspiel von gleichem Namen, außerdem noch mehrere unvollendete dramatische Arbeiten und eine wörtliche Uebersetzung der Lusiade in französischen Oktavreimen. Nichts wurde von allen diesen Kostbarkeiten gerettet, als eine silberne Statue von herrlicher Arbeit, eine Inschrift auf Bronze in einer unbekannten Sprache, eine blecherne Büchse, die einige Papiere und werthvolle Gegenstände enthielt — und der Muth des Reisenden. Untröstlich mit leeren Händen in sein Vaterland zurückkehren zu müssen, begann er gleich Sir Stamford sein Werk von Neuem. Drei Jahre noch verzichtete er freiwillig auf den Genuß, den heimischen Boden wieder zu sehen, und suchte während dieser Zeit, freilich mit geringern Hülfsmitteln, aber mit nicht geringerer Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit den Verlust möglichst zu ergänzen. Ungeachtet der unersetzlichen Einbuße vieler merkwürdiger Gegenstände, gelang es ihm dennoch, immer noch eine werthvolle Sammlung von antidiluvianischen Fossilen, offizinellen Samen und Pflanzen, orientalischen Manuskripten, Münzen, Alterthümern, Inschriften, Waffen, naturgeschichtlichen Gegenständen zu Stande zu bringen, und mit ihr sein Vaterland wieder zu sehen.

Schon kurz nach seinem Schiffbruche hat Rienzi zu Singapur und auf der Insel Bourbon einige Bruchstücke seiner Untersuchungen über die ägyptischen Hieroglyphen bekannt gemacht. Während des Jahres 1823 bearbeitete er in Aegypten diesen wichtigen Theil der Alterthumskunde, als zu gleicher Zeit Young in England und Champollion in Frankreich gleiches Ziel verfolgten. Eben daselbst gab er ein hieratisches Alphabet heraus, indem er zu beweisen suchte, daß die ägyptischen so wie die ausländischen Namen in phonetischen Hieroglyphen geschrieben seyen, was bekanntlich Champollion widersprach. Endlich will Rienzi auch noch ein Schriftsystem entdeckt haben, das er Mystoglyphik nennt, und das dazu dienen soll, die sogenannte hochgerühmte Weisheit und Wissenschaft der Aegypter zu enthüllen. Auf gleiche Weise machte er damals eine Erklärung der Keilschrift und mehrerer Inschriften, die er auf den Ruinen von Babylon, Bagistana und Persepolis entdeckte, bekannt. Doch die Würdigung seiner Entdeckungen gehört der reinen Wissenschaft an, und wir hatten es hier nur mit dem Reisenden Louis Domeny de Rienzi zu thun.

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Napoleon ließ sich endlich damit zufrieden stellen, daß Salicetti allerdings da gewesen sey und Schutz gesucht, aber auf die ihm gemachten Vorstellungen sich entfernt habe. Der Prozeß gegen die im Prairial in Anklage gesetzten Konventsmitglieder wurde indeß mit Eifer betrieben. „Salicetti," bemerken hier die Memoiren, „wurde eifrig gesucht. Salicetti war von seinen Kollegen nicht geliebt. Er hatte Geist, großes Vermögen, einen noch größern Ehrgeiz, und seine Entwürfe waren von der Art, daß sie auf ihn die ganze Strenge der Strafe gezogen hätten, sobald sie bekannt geworden wären. Romme, eines der verhafteten Konventsmitglieder, war ein ausgezeichneter Mathematiker: Goujon, der sich seit Eröffnung des Konvents durch Privattugenden und republikanische Gesinnungen ausgezeichnet hatte, war eben so, wie Soubrani, Duquesnoi, Duroi und Bourbotte im Gefängniß. Alle waren sowohl durch ihre persönlichen Tugenden als durch ihre Talente als Staatsmänner ausgezeichnet." Ihr Ende ist bekannt. Zum Tode verurtheilt, zog Romme ein Messer und stieß es sich ins Herz. Mit sterbender Hand reichte er es Goujon, der sich gleichfalls durchstach und es Duquesnoi gab. Alle Drei blieben todt auf der Stelle. Die Uebrigen, die minder sicher gezielt hatten, wurden verwundet auf das Blutgerüste geschleppt und hingerichtet. Salicetti vernahm in seinem Verstecke ihr Schicksal. „Sein Herz schien bei der Erzählung dieser schauderhaften und erhabenen Tragödie vor Freude zu schwellen." Indeß machte diese Nachricht doch einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er in ein Fieber verfiel, in dem er von den schrecklichsten Phantasien gequält wurde. Nach drei Tagen genas er jedoch wieder, und entkam endlich in der Kleidung und mit den Päßen eines Bedienten mit Permon aus Paris in das südliche Frankreich, wo er sich nach Genua einschiffte. Auf der ersten Poststation von Paris erhielt Frau von Permon einen Brief ohne Unterschrift von fremder Hand (spätterhin erfuhr die Herzogin von Abrantes, daß ihn Junot geschrieben hatte). „Dieser Brief verdient um so mehr bekannt gemacht zu werden," sagen hievon die Memoiren, „als er den Charakter Napoleons in ein Licht stellt, das seine Feinde oft zu verdunkeln suchten. Dieß war der Inhalt des erwähnten Schreibens:

„„Ich möchte nie im Scheine stehen, als habe ich mich zum Besten halten lassen; so würde ich aber in Ihren Augen erscheinen, wenn ich Ihnen nicht sagte, daß ich seit zwanzig Tagen von Salicetti's Aufenthalt in Ihrer Wohnung wußte. Erinnern Sie sich meiner Worte am 1 Prairial selbst, Madame Permon. Ich hatte damals schon fast die moralische Ueberzeugung davon. Du siehst, Salicetti, ich hätte Dir das Schlimme vergelten können, das Du mir angethan, und ich würde mich dabei nur gerächt haben, während Du mir Schaden zufügtest, ohne daß ich Dich beleidigt hatte. Wer spielte da die schönste Rolle, Du oder ich? Ja, ich konnte mich rächen, und ich that es nicht. Vielleicht wirst Du sagen, daß Deine Wohlthäterin Dich schützte. Es ist wahr, diese Betrachtung wog schwer. Aber allein, waffenlos und geächtet wie Du warst, war Dein Haupt mir verfallen. So gehe denn und suche in Frieden ein Asyl, wo Du zu bessern Gefühlen für Dein Vaterland zurückkehren kannst. Mein Mund wird Deinem Namen verschlossen bleiben und nie sich öffnen. Bereue Dich und vor Allem würdige meine Gründe; ich verdiene es, denn sie waren edel und großmüthig. — Madame Permon, meine Wünsche begleiten Sie und Ihre Tochter. Sie sind zwei schwache Wesen ohne Vertheidigung. Mögen die Vorsehung und die Gebete eines Freundes Sie ge-

Digitized by Google

leiten. Seyen Sie vorsichtig und halten Sie sich niemals in den großen Städten auf. Leben Sie wohl. Genehmigen Sie meine Freundschaft.'"

Eine neue Lebensepoche hatte für Bonaparte mit dem 13 Vendemiäre begonnen. Wie durch einen Zauberschlag war er aus der Vergessenheit, in die ihn Salicetti's Ränke und sein Mißgeschick verstoßen zu haben schienen, wieder hervorgetreten. Aus dieser Zeit erwähnt die Herzogin von Abrantes eines Einfalles des Generals, der, so sonderbar er auch auf den ersten Blick erscheint, doch sehr wohl sich aus der Natur dieses wunderbaren Menschen erklären läßt, in dessen Kopf damals die Keime seiner künftigen Riesengedanken in wilder Gährung begriffen zu abenteuerlichen und monströsen Ideen aufschossen, wie das alte Chaos seine ersten Schöpfungsversuche in ungeschlachten titanischen Wesen anstellte.

„Bonaparte," so erzählt die Herzogin von Abrantes, „trug sich damals mit dem Gedanken, meinen Bruder mit seiner Schwester Pauline zu verbinden, die in ihrer Familie und von ihren Freunden nur la jolie Pauiette genannt wurde. Mich selbst hatte er einem seiner Brüder, Louis oder Jérome, zugedacht. „Jérome ist jünger als Laurette," erwiederte meine Mutter lachend auf die Vorschläge, die ihr der General eines Tages in dieser Beziehung machte. „In der That, mein lieber Napoleon, Sie gefallen sich heute darin, den Hohenpriester zu machen; Sie verheirathen die ganze Welt, selbst Kinder." Bonaparte lächelte auch, aber mit einiger Verlegenheit. „Es müsse ihn," meinte er, „diesen Morgen, als er aufstand, ein Heirathswind angeweht haben; zum Beweise davon," fügte er hinzu, indem er meiner Mutter die Hand küßte, „sey er entschlossen, sie zu bitten, die Verbindung beider Familien durch eine Heirath zwischen ihm und ihr zu beginnen, sobald die gewöhnliche Trauerzeit vorüber sey." *)

„Meine Mutter erzählte mir oft diese sonderbare Szene, die ich so gut kenne, als ob ich dabei gewesen. Sie sah Bonaparte einige Minuten lang an sprachlos vor Ueberraschung und Erstaunen; dann aber brach sie in ein Gelächter aus, das wir im nächsten Zimmer hören konnten, wo wir zu drei oder vier versammelt waren. Bonaparte war Anfangs etwas betroffen über die Art, wie man seinen Antrag aufnahm, der ihm ganz natürlich schien. Meine Mutter, die Dieß bemerkte, eilte, sich ihm darüber zu erklären, und sagte, daß eigentlich sie es sey, die wenigstens in seinen Augen die lächerliche Rolle spiele. „Mein lieber Napoleon," fügte sie hinzu, nachdem sie aufgehört zu lachen, „lassen Sie uns ernsthaft sprechen. Sie glauben mein Alter zu kennen. Nein, Sie kennen es nicht. Ich werde es Ihnen auch nicht sagen; denn Das ist eine kleine Schwachheit von mir. Ich will Ihnen bloß bemerken, daß ich nicht nur Ihre, sondern auch Josephs Mutter seyn könnte. Lassen wir diesen Scherz; es betrübt mich, daß er von Ihnen kommt." Bonaparte wiederholte, daß es ihm nach seiner Art zu sehen vollkommen Ernst sey; daß ihm das Alter der Frau, die er heirathe, gleichgültig sey, wenn sie nur, wie sie, nicht über dreißig Jahre scheine, daß er reiflich darüber nachgedacht über Das, was er ihr sagen wolle, und endlich fügte er folgende merkwürdige Worte hinzu: „Ich will heirathen. Man will mir eine Frau geben, die liebenswürdig, gut, angenehm ist, und in der Vorstadt St. Germain wohnt. Meine Freunde zu Paris wünschen diese Heirath. Meine alten Freunde rathen mir ab. Ich selbst will heirathen, und Das, was ich Ihnen vorschlage, sagt mir aus vielen Rücksichten sehr zu. Denken Sie darüber nach." Meine Mutter brach das Gespräch ab, indem sie lächelnd sagte, ihr Entschluß sey hierin schon gefaßt, was meinen Bruder betreffe, so wolle sie ihn darüber sprechen und nächster Tage seine Antwort geben. Sie reichte Bonaparte die Hand und wiederholte unter steetem Lachen, daß sie zwar noch Ansprüche mache, die aber nicht so weit gingen, noch ein sechsundzwanzigjähriges Herz erobern zu wollen. Uebrigens hoffe sie, daß durch diese kleine Angelegenheit ihre Freundschaft nicht getrübt werden würde. „Ueberlegen Sie es wenigstens," fügte Bonaparte hinzu. „Wohlan, ich will es thun," erwiederte meine Mutter mit ihrem anmuthigen Lächeln.

„Ich war damals noch zu jung, als daß man mir diese Unterredung mitgetheilt hätte. Erst nach meiner Vermählung erfuhr ich sie aus dem Munde meiner Mutter. Als Junot es hörte, sagte er, daß ihm Dieß nicht so unnatürlich vorkomme, als uns. Bonaparte hatte gegen den 15 Vendemiaire es dahin gebracht, einem gewissen Kriegskomité beigesellt zu werden; ich weiß nicht, worin dieses bestand, sicherlich aber war es von keiner Bedeutung. Seine Entwürfe hatten damals nur Ein Ziel im Auge, den Orient. Der Name Komnene mochte für eine so fruchtbare Phantasie wie die seinige großes Interesse haben; der Name Kalomeros, mit dem der Komnenen vereint, konnte ihm von großem Nutzen scheinen. „Der Schlüssel zu diesem sonderbaren Heirathsvorschlage," glaubte Junot, liege allein in diesem Gedanken."

Bald darauf entzweite sich Frau von Permon mit Bonaparte wegen eines Korsen, den sie dem General empfohlen hatte, und dessen Anstellung dieser verschob. Bonaparte besuchte sie nicht mehr und vermählte sich nicht lange darnach mit Josephinen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Madame Permon war nämlich einige Tage nach dem 13 Vendemiär Witwe geworden.

Die Närrin des Palais de Justice zu Paris.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Die unter dem Namen Folle de Palais de Justice bekannte Frau, erscheint jeden Morgen, den Gott gibt, im Saal der Pas-perdus; ihr Schritt ist langsam und unsicher, ihr Rücken gekrümmt; Alter und Leiden haben ihn gebeugt, ihr Gesicht ist blaß und runzelig, ihre stets von Thränen befeuchteten Augen beweinen den Verlust eines Prozesses, der sie zu Grund gerichtet und um ihren Verstand gebracht hat. Das Palais de Justice war der Schauplatz, wo ihr Unglück entschieden wurde, und hier findet auch ihre Narrheit täglich neue Nahrung. Sie ist die erste Person, die im Verhörsaale erscheint und glaubt bei jedem Rechtsstreite, der aufgenommen wird, betheiligt zu seyn. Verlangt eine Partei einen Aufschub von acht Tagen, so erhebt sie sich auf die Fußspitzen und winkt dem Präsidenten, es nicht zu thun; wird eine Verlängerung des Termines bewilligt, so zuckt sie die Achseln und kann ihren Verdruß nicht bergen.

Am lebhaftesten aber wird ihre Theilnahme angesprochen, wenn zwei Advokaten ihre Reden für und wider eine Sache halten. Man könnte vielleicht denken, daß sie bei dem Glauben, in alle Prozesse verwickelt zu seyn, bisweilen das eingebildete Glück genieße, gewonnen zu haben; aber so gut wird es ihr nicht; sie bildet sich in ihrer Narrheit ein, stets die verlierende Partei zu seyn, und kaum ist das Urtheil gesprochen, so fließen ihre Thränen in Strömen und ihre Seufzer und Wehklagen könnten Jeden, der sie nicht kennt, zu dem Glauben verleiten, daß sie wirklich einen Prozeß verloren habe.

Oft stellt sie sich hinter den plaidirenden Advokaten, gestikulirt und unterbricht seinen Vortrag. Handelt es sich von Geld, das der Anwalt als unbezahlt anspricht, so ruft sie dazwischen und behauptet die Zahlung gesehen zu haben. Der Advokat, der sie nicht kennt, wird ungehalten über diese freche Unterbrechung; er hält sie für eine zur Gegenpartei gehörige Person, und will gerade sich ungemein darüber ereifern, als ihm sein Kollege die nöthige Aufklärung gibt, und der Huissier die arme Närrin hinaustreibt.

Vor dem Verluste ihres Prozesses besaß sie Renten auf das große Buch und fordert sie jetzt unaufhörlich zurück. „Meine Renten will ich wieder;" sagt sie stets zu den Advokaten, die Ihr aufstoßen. Seit einiger Zeit aber ist es besonders Einer, den sie verfolgt. Zwar hatte er kurz zuvor in einem Rentenprozesse gewonnen; allein die arme Frau glaubte auch dießmal verloren zu haben, und als sie einige Tage nachher diesem Advokaten begegnete, hielt sie ihm einen Fetzen Papier vor und sagte: „Hier, meine Ansprüche sind klar, Du mußt mir jetzt meine Renten herausgeben," und somit läßt sie ihr Papier an den Advokaten des Königs gelangen.

Wenn die Gerichtssitzungen zu Ende sind, seufzt sie: „Schon wieder zu Ende und meine Renten!" der Saaldiener ermahnt sie, zu gehen: „Ich habe Hunger, erwiedert sie, aber heute werden sie mir meine Renten doch nicht mehr auszahlen." Nun macht sie sich nach einem andern Gerichtssaal auf den Weg, ohne Zweifel in der Hoffnung, dort glücklicher zu seyn. Von der ersten Instanz geht sie an den Kassationshof, dessen Thüre aber heute geschlossen ist, da keine Sitzungen sind; auch die andern Kammern sind bereits geschlossen. So flüchtet sie endlich in den Referentensaal. Aber wie viele Ursachen zum Schmerz findet sie hier! In einem Nu hat sie ein hundert Prozesse verloren. Ihre Thränen fließen unaufhörlich. Wenn sie endlich im ganzen Palaste keine Thüre mehr offen findet, macht sie sich nach Hause auf den Weg, langsam wandelt sie dahin und plaudert noch immer von ihren Renten und den heute verlornen Prozessen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 333. 29 November 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

De la nouvelle proposition relative au bannissement de Charles X et de sa famille, ou suite de mon dernier Écrit: De la Restauration et de la Monarchie élective, par M. De Chateaubriand. Paris. 1831. 72 p.

Zum zweitenmale seit der Julirevolution ist Herr von Chateaubriand hervorgetreten, das Gewicht seines Charakters, seines Talentes und seiner Beredsamkeit in die Wagschale der öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs zu legen. Seine erste Abhandlung: „über die Wahlmonarchie" war allzu sehr Parteischrift und Schutzrede für Heinrich V, allzusehr Eingebung eines augenblicklichen Gefühldranges und individueller Ueberzeugung, als daß daraus richtige Folgerungen über den Stand der damaligen Verhältnisse Frankreichs gezogen werden konnten, weßhalb es damals außer unserm Zwecke zu liegen schien, die wohlgemeinten, aber unpraktischen Ansichten des gefeierten Ritters der Legitimität in den Bereich dieser Blätter zu ziehen. Sehr gewandt hingegen wußte der gelehrte Staatsmann in vorliegender Schrift die Sache seines Schützlings in den Hintergrund zu stellen, und mit dem Gesetzvorschlag der ewigen Verbannung der Bourbone zum Text, den trügerischen Schimmer wegzureißen von dem trostlosen Zustande, in den sein Vaterland durch die Schwäche und die Intriken eines Justimilieu gestürzt wurde, das seit fünfzehn Monaten, weit entfernt die öffentliche Wohlfahrt im Innern zu befestigen und die Ehre Frankreichs nach Außen zu wahren, sein einziges Heil darin findet, angstvoll an die Trümmer des Schiffbruches der vorigen Regierung geklammert sich auf der gewaltigen Wogendrandung der Zeit zu schaukeln. Die französischen Blätter nennen diese Schrift ein Ereigniß, wir möchten sie lieber die Krankheitsgeschichte des französischen Staatskörpers nennen, der einer furchtbaren Auflösung entgegengeht. Sie ist aber auch zugleich ein wahres Glüheisen, die faule Wunde bis auf das Mark zu brennen, und ein höchst trauriges Symptom rettungslos gesunkener Lebenskraft würde es seyn, wenn davon nicht wenigstens einige Zuckungen in den gelähmten Gliedern sichtbar würden. Dieß scheint aber wirklich nicht der Fall zu seyn. Die Journale des Krämerministeriums, stets fertig mit ihren hohlen Phrasen von Kraft, entgegneten mit keinem Worte, und ganz im Geiste des heillosen Justemilieu scheinen sie zu hoffen, durch völliges Stillschweigen die Wirkung dieser gewaltigen Philippika um so eher einschläfern zu können. Was auch der Erfolg dieser Schrift seyn mag, immer bleibt sie ein historisches Dokument von Ehre, Muth und Patriotismus geschrieben, mit dem in der Hand sein edler Verfasser der Nachwelt entgegentreten kann, so wie dieselbe durch die schneidende Schärfe des Urtheils, das Feuer der Darstellung und die zermalmende Stärke der Beredsamkeit würdig in die Reihe der glanzvollen Werke Chateaubriands tritt, der „Republikaner aus Instinkt, Monarchist aus Grundsätzen und Bourbonist aus Ehrgefühl," durch die unbefleckte Ehrenhaftigkeit seines Charakters mehr als irgend Jemand berufen war, das Todesurtheil auf das unmoralische und unpolitische System des Justimilieu zu schleudern. Freilich muß man hiebei über die einseitige Ansicht wegblicken, in der Chateaubriand unerlösbar befangen alles Heil Frankreichs von dem unter den Leviten erzogenen Joas der bourbonischen Familie erwartet, dessen künftige Krone die reiche Phantasie des poetischen Staatsmannes mit den glorreichsten Brillanten verzieren mag, ohne darum einem eben so schlimmen Justemilieu entgehen zu können, als seine Vorgänger. Es ist leicht begreiflich, daß die konstitutionelle Legitimität des von Chateaubriand für Heinrich V erbauten Thrones nur den von Lafayette mit republikanischen Institutionen umringten Baldachin des Bürgerkönigs wiederholen würde. Der einzige Unterschied zwischen Chateaubriand und dem Justemilieu in dieser Beziehung bestände bloß darin, daß er die Legitimität mit glänzenden Worten zurückruft, während sie das Justemilieu durch entehrende Handlungen auf Frankreichs Boden zurückzuführen droht. Frankreich würde bei dem Einen so schlimm, als dem Andern fahren.

„In meiner letzten Schrift „„über die Restauration und die Wahlmonarchie,"" sagt Chateaubriand in der Einleitung, schloß ich mit folgenden Worten: „Meine Stimme wird vielleicht lästig fallen, man tröste sich, man hört sie zum letzten Male in öffentlichen Angelegenheiten, wenn alle Sachen bleiben, wie sie sind... Zu Gunsten einiger Häupter, die man proskribiren will, erhebe ich meine Stimme. Im Monat August (1830) verlangte ich für den Herzog von Bordeaux eine Krone; ich bitte heute (März 1831) für ihn um nichts, als um die Hoffnung, ein Grab in seinem Vaterlande zu finden: ist Dieß zu viel?" — Alle Sachen sind nicht geblieben wie sie waren; ein Vorschlag von noch größerer Härte als der

Digitized by Google

schon von mir bekämpfte, ruft mich auf aus meinem Stillschweigen und meiner Zurückgezogenheit. Auf derselben Erde, wo ich für den Waisen die Hoffnung eines Grabes erflehen wollte, würde ihm jetzt die Gewißheit desselben werden. Wir alle sind dem Gebot einer Nothwendigkeit unterthan; die Einen weihen ihr Leben dem Glücke, die Andern dem Unglücke. So oft man Handlungen der Gewaltthätigkeit gegen die abgesetzte Familie erneuern wird, so oft werde ich mich gegen diese Handlungen erheben. An meinen Protestationen wird euch wenig gelegen seyn, ich weiß es; aber desto mehr ist mir daran gelegen, wobei ich übrigens von euch weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten habe. Könntet Ihr euch über mich beklagen? Weit entfernt den bestehenden oder erst entstehenden Gesetzen mich entziehen zu wollen, komme ich (ganz in die Hand eures Systemes gegeben) mich ihnen zu überliefern, verdanke ich ihnen doch wenigstens, daß sie mich mein Vaterland wieder sehen ließen."

Der Verfasser stellt sich nun als Aufgabe seiner Abhandlung folgende vier Fragen:

1) Welche Staatsverfassung konnte man in den Julitagen wählen?

2) Nachdem die Wahlmonarchie Ludwig Philipps gegründet war, folgte man dann den daraus hervorgehenden Folgerungen des Prinzipes dieser Monarchie und wie wurde die Verwaltung nach Innen und Außen geführt?

3) Nachdem die Wahlmonarchie die zwei Grundbedingungen ihrer Existenz: öffentliche Wohlfahet im Innern, Ehre und Sicherheit nach Außen, nicht erfüllt hatte; mußte dieser Kraftlosigkeit nicht durch die Entscheidung einer Nationalversammlung abgeholfen werden, die diese Monarchie gegründet hatte?

4) Wenn die gegenwärtige Regierung im Julius 1830 in einen Stand von Nothwehr versetzt, tödten und proskribiren konnte, kann sie Dieß auch noch im Oktober 1831, wo sie nicht angegriffen ist, wo ihre politische Vollmacht weder durch die Souveränität des Ruhmes, noch des Volkes, noch der Zeit verlängert worden ist?"

Der Verfasser schreitet nun zur Lösung der ersten Frage: „Welche Staatsverfassung konnte man in den Juliustagen wählen?" und beantwortet sie in Folgendem: „Man hatte die Wahl unter fünf Dingen: man konnte eine Republik errichten; die Form der Monarchie erhalten, indem man ein ganz neues Herrschergeschlecht auf den Thron rief; die Dynastie Napoleons in der Person des Herzogs von Reichstadt wieder einsetzen, oder die des heiligen Ludwig in dem Herzog von Bordeaux beibehalten; endlich die Regierung auf die jüngere Linie des Hauses Bourbon übertragen."

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Norwegen.

6. Alterthümer.

Der Tag nach unsrer Ankunft war ein Sonntag; wir gingen also nach der Kirche. Die Hauptkirche von Drontheim wird für das älteste Denkmal der Baukunst in ganz Skandinavien gehalten; sie ist indeß mehrere Male abgebrannt, und es ist schwer zu bestimmen, was noch vom Urbau übrig. In dieser Kirche wurden die alten Könige Norwegens gesalbt, und auch jetzt soll der Konstitution gemäß diese Feierlichkeit hier vollzogen werden.

Als wir aus der Kirche gingen, wurden wir durch den Anblick eines rothen Staatswagens mit erhobener Vergoldung überrascht, dessen Gestalt so veraltet war, daß man einen ähnlichen kaum anderswo als auf einem niederländischen Gemälde aus dem Zeitalter Karls V finden würde. Durch die tyrannische Mode von Land zu Land verjagt, hatte dieser gothische Staatswagen endlich ein Asyl in dieser fern entlegenen Stadt gefunden, wo man noch in der Vergangenheit lebt, weil die Gegenwart noch nicht Zeit hatte dahin zu gelangen.

Wir kehrten während des Tages mit einigen Einwohnern von Drontheim nach der Hauptkirche zurück, um sie genauer zu besichtigen. Ich war sehr erfreut mich hier auf dem klassischen Boden der alten skandinavischen Traditionen zu befinden, und erwartete eine reiche Ausbeute von abenteuerlichen Erzählungen und poetischen Legenden. Einer meiner Gefährten, der sich förmlich auf diesen Gegenstand vorbereitet hatte, richtete an unsern Führer einige Fragen, den heiligen Olaf und Olaf Trygvaion betreffend, welche die guten Leute nicht wenig verwirrten. Statt aller Antwort führten sie uns nach einem kleinen Gemache, wo ihrer Versicherung nach St. Olaf eingeschlossen gewesen war, wahrscheinlich einige Jahrhunderte vor Erbauung der Kirche. Wir fragten, ob sie noch einige Merkwürdigkeiten enthielte; die Antwort war: O gewiß, und nun zeigte man uns die neue Orgel, auf der ein kleiner Knabe uns etwas vorspielte. Wir fragten ferner, ob es keine Alterthümer gäbe, und unter bejahender Versicherung führte man uns zu dem Leichnam eines Knaben, der, wie uns gesagt wurde, vor mehr als fünfzig Jahren einbalsamirt worden sey.

Die Bibliothek von Drontheim schien mir merkwürdige Exemplare zu besitzen, allein sie war in der größten Unordnung; Eigenschaften, die man nicht so weit zu suchen braucht. Indeß befremdete mich diese Unordnung weit weniger, als ich hörte, daß der Bibliothekar auch zugleich Organist ist, oder vielmehr, daß der Organist es ist, der nebenbei auch das Amt eines Bibliothekars versieht.

Er gab uns einen höchst ergötzlichen Beweis seiner Unwissenheit. „Hier, meine Herren," sagte er, indem er uns ein arabisches Manuskript gab, „ist der Alkoran auf Chinesisch." Ich bemühte mich, ihm zu beweisen, daß Mohammed Arabisch geschrieben habe, allein meine Bemühungen wurden sehr übel aufgenommen und waren gänzlich fruchtlos. Er beharrte auf seiner Meinung, und ist wahrscheinlich noch jetzt überzeugt, daß der Verfasser des Korans ein Landsmann des Konfuzius war.

7. Lebensart in Drontheim.

Bei unserm kurzen Aufenthalt in Drontheim hatten wir nicht Zeit genug, uns mit den Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen des Landes bekannt zu machen. Man erzählte uns von einigen bedeutenden Handelshäusern, von einem Hause in Drontheim, welches vier Millionen und vierzehn Schiffe besäße, und deren dreißig gehabt habe. Eine Erörterung, von der wir Zeugen waren, verrieth uns die geringen Hülfsquellen, auf welche die gesellschaftliche Unterhaltung beschränkt ist. Es gab nämlich früher eine Art von Oper,

Digitized by Google

welche von Liebhabern gesungen wurde, allein aus Mangel an Sängern mußte man sie aufgeben. Bälle und Konzerte sind die einzigen Winterunterhaltungen; hiezu kommen noch die Freuden der Tafel, welche seit den Heldenzeiten im Norden eine große Rolle spielen, besonders das Zechgelage, denn so viel ich bemerkte, ißt man in Skandinavien weniger als in Deutschland. Allein die strenge Kälte, welche, wenn sie auf einen gewissen Punkt steigt, vielleicht den Appetit mäßigt, erregt das Verlangen nach geistigen Getränken, die auch in Norwegen sehr üblich sind. Bei den gewöhnlichen Zusammenkünften werden Gläser mit Punsch eben so umher gegeben, wie bei uns Gerstenschleim oder Zuckerwasser. Das Wasser ist bei Mahlzeiten streng verbannt, und da ich mich nicht daran gewöhnen konnte, es zu entbehren, so hatte ich den Verdruß meine Wirthe kränken zu müssen, wenn ich welches begehete; sie konnten meinen sonderbaren Geschmack nicht begreifen, und fragten mich immer, ob mir ihr Wein nicht schmecke. Drontheim hat alle Unannehmlichkeiten von seiner Lage; seine Bewohner sind von aller Welt weit entfernt. Hamburg und Koppenhagen sind ihr Paris; aber auch die alten norwegischen Sitten haben sich hier mehr als irgend anderswo erhalten, und unter Allen welche diese Reise gemacht haben, herrscht nur Eine Stimme über die Gastfreundschaft und antike Herzlichkeit der Bewohnee Drontheims.

Die Szenerie der Umgebungen Drontheims hat keinen Charakter, fast keine Bäume, niedere Hügel ohne malerische Formen, überall nichts als jenes bewundernswerthe Grün, und am Horizont das von allen Seiten von hohen Felsengebirgen umschlossene herrliche Meee. Diese Ansicht gewinnt, wenn man sie in der Dämmerung betrachtet. Ungeachtet wir schon im 19 August waren, so war doch der Tag, mehrere Stunden nach Sonnenuntergang noch immer sehr hell. Wir hatten in Drontheim Gelegenheit, jene ganz eigene Klarheit, jenen Tag ohne Schatten, man möchte fast sagen, ohne Licht, zu beobachten, der einer andern Welt anzugehören scheint; man glaubt die entferntern Conturen sehr deutlich unterscheiden zu können; blickt man aber ganz genau hin, so wied man gewahr, daß sie verschwimmen, und daß man sie nicht würde zeichnen können. Blickt man dagegen plötzlich neben sich, so ist man über die Reinheit erstaunt, mit welcher die nähern Gegenstände aus diesem schwankenden Schimmee herausteeten.

Ein solcher mysteriöse Tag ist ein wahrer Tag des Nordens; er verschmelzt die scharfen Umrisse, hebt die unbestimmten heraus, und veebeeitet über Alles eine gewisse Unsicherheit, welche herrlich zu dem Charakter der nordischen Natur paßt.

Ehe ich Drontheim verließ, wollte ich dem Ocean des Nordens ein Lebewohl sagen. Ich setzte mich in einiger Entfernung von der Stadt am Meeresufer nieder, und hier prägte ich mir noch einmal alle Bilder tief ins Gedächtniß, die ich in dieser traurigen und düstern Natur gesammelt hatte. Die Gebirge waren von einem dichten Nebel bedeckt, der Himmel und Meer mit einander zu verschmelzen schien, und durch welchen ein mattes Licht schräg auf die Wogen fiel. Diese bleifarbigen Wellen brachen sich unaufhörlich an den schwarzen und gelben Klippen, schaukelten noch einige Zeit ihren Schaum, und stürzten sich dann in die Tiefe um neue Wogen zu bilden.

Das Meer glich einee Wüste; nur ein einziges Schiff fuhr schnell an der Küste hin. Der Abend brach herein, die Bewegung der Wellen verschmolz sich mit der Ebbe, und unvermerkt folgte die Dämmeeung dem bleichen und lang anhaltenden Sonnenuntergang. Bald vergaß ich, durch das Rauschen der Wellen, das Geheul der Nordwinde und das magische Licht der Dämmerung in eine Art von poetischem Traume versenkt, das heutige Drontheim mit allen seinen Kaufleuten, Läden und Alltäglichkeiten, und fühlte mich auf einen Augenblick in die Zeiten der Seekönige, der Skalden und der Helden und Götter der Edda versetzt. Der Traum war, wie man denken kann, nne kurz, ich kam bald wieder zu mir selbst, und fühlend, daß ich kein Held, nicht einmal ein Skalde sey, ging ich nach meinem Gasthause zurück.

Proben aus noch ungedruckten russischen Romanen.

1. Die Tochter des Kaufmannes Scholoboff.
2. Die Strelizen.

Die folgenden Bruchstücke aus zwei noch nicht im Drucke erschienenen Romanen sind aus der nordischen Biene übersetzt. Der erstgenannte: Die Tochter des Kaufmanns Scholoboff, ist von Herrn Kalaschnikoff verfaßt und aus Ueberlieferungen gezogen, die unter den Einwohnern von Irkutzk sich erhalten haben. Der Verfasser hatte bei der Abfassung die Absicht, seine Leser mit der sibirischen Natur und den Sitten der dortigen Einwohner bekannt zu machen. An den Orten, die er beschreibt, ist er selbst gewesen, und seine Beschreibungen haben daher den Vorzug naturgetreuer Nachbildungen. Die Begebenheit, die dem Roman zu Grunde liegt, ist eine wahre; alle Einwohner von Irkutzk kennen das traurige Lebensende des Kaufmanns Scholoboff. So weit uns aus dem gegebenen Fragmente klar wurde, dreht sich die Erzählung um die einfache Begebenheit, daß der reiche Kaufmann Scholoboff seine Tochter einem jungen Manne, Alexei, der in einem Gouvernement angestellt worden war, verlobt hatte. Alexei's Feinde wußten ihm aber wichtige Papiere zu entwenden, wodurch er in eine Untersuchung verwickelt und seiner Stelle entsetzt, durch die Gunst des Gouverneurs aber nicht nach Sibirien verbannt, sondern bloß nach Nertschinsk geschickt wurde, um dort eine andere Stelle anzutreten. Vater und Tochter hatten ihn bis nach Kultuk am Baikalsee begleitet. Hier beginnt das vorliegende Fragment:

„An dem östlichen Ufer des Baikalsees liegt das kleine Dorf Kultuk in einem engen Thale, mitten zwischen Bergen, die, wenn man am Ufer des Sees von Osten nach Westen geht, sich allmählich nähern, und endlich einen Winkel bilden, was in burätischer Sprache Kultuk heißt; er wird der Unglückswinkel genannt, weil die auf dem Baikalsee herrschenden Stürme sich größtentheils in dieser trichterförmigen Ecke bilden. An einem von den Herbsttagen, wo der Baikal anfängt, sich mit einem grauen Nebel zu bedecken, verließ fast mit Tagesanbruch ein unbekannter Mann das obengenannte Dorf und setzte sich auf einen Stein nahe am Ufer des Sees. Rings um ihn war tiefe Stille, unterbrochen nur durch die leicht am Ufer anschlagenden Wellen, und hie und da durch das Geschrei des Hahns, der den Landmann zur Arbeit aufweckte. Seiner Kleidung nach zu schließen, war dieser Mann ein Reisender. Tiefer Kummer lag auf seinem Gesichte; seine Augen, auf den Nebel gerichtet, schienen ohne Sehkraft; lange blieb er versunken in dieses gedankenlose Hinbrüten. Inzwischen wurde es heller und heller; der Nebel begann dünner zu werden und sich gleich einem Vorhange zu erheben, indem er allmählich den Blicken des Reisenden die vorherbedeckten Gegenstände enthüllte. Allmählich zeigten sich die nähern Vorgebirge, und endlich begannen auch die entferntern, das kadilnische, postolische und andere, die in blauer Ferne lagern, aus dem Meere aufzutauchen. Der Nebel stieg nun über die Gipfel der Berge und theilte sich in Wolkengruppen, unwillig sich zurückziehend vor der nahenden Königin der Natur, die, aus der Tiefe des Sees sich erhebend, sie mit ihren milden Strahlen vergoldete. Ueber die ganze unermeßliche Fläche des Baikalsees dehnte sich nun das goldene Gewebe aus, und die Spitzen der auf-

Digitized by Google

rauschenden Wogen schimmerten gleich Tausenden von Brillanten. Von den Bergen stieg, wie von unermeßlichen Altären, der Dampf empor; die Vögel begannen ihr Lied, und die ganze Natur schien ihre Ankunft zu bewillkommnen.

Wie das Gemälde sich allmählich erhellte, erhellte sich auch das Gesicht des Reisenden. Statt der Trauer und Verzweiflung zeigte es eine stille Freude, der sich das Herz in jenen schnell verfliegenden Augenblicken hingibt, wenn mitten in der Nacht des Elends ein erquickender Hoffnungsstrahl aufblitzt. „O Du," so rief er, seine Blicke gen Himmel richtend, — „o Du, der Du dieses leuchtende Gestirn in den Abgrund versenkst und wieder emporhebst zum Himmel! allmächtiger Schöpfer des Weltalls! Deine milde Hand allein vermag es, auch mich herauszuheben aus dem Abgrunde des Elends. Du allein vermagst den Nebel des Unglücks zu zerstreuen, der mir Alles verbirgt, was meinem Herzen theuer ist." Thränen rollten hier aus den Augen des Unbekannten, und die Stimme versagte ihm.

Mit den ersten Strahlen der Sonne war auch schon das ganze Dorf in Bewegung. Die Schornsteine begannen zu rauchen, die jungen Burschen trieben das Vieh auf die Weide, und jeder Bauer legte Hand an seine Arbeit. Der Besitzer des Hauses, in welchem der oben beschriebene Reisende übernachtet hatte, war ein Jäger. Er nahm die Büchse von der Wand, setzte sich vor den eingeheizten Ofen und schraubte das Schloß ab, besichtigte es sorgfältig, schmierte es mit Oel ein und begann nun den Lauf zu putzen. Inzwischen buck seine Frau die Alabja (eine Art Buttergebackenes), stellte den Theekessel mit Wasser und das Kasserol mit Pelmenen*) in den Ofen. „Wie viel Kistchen Thee hast Du auch schon in Deinem Leben vertrocht, Bruder?" fragte der Wirth den Kosaken, der sich neben ihn gesetzt hatte. „Ich bin schon mit manchem Hundert fertig geworden! Aber die Reihe kommt auch an den Vierziger." **) — „Die Wahrheit zu sagen," fiel die Frau ein, — „der Teufel hat Dir diese verwünschte Jagd eingegeben. Denk dran, der Toptuigin ***) ist nicht Dein Bruder." — „Stille mit dem einfältigen Gewäsche; zwei Todte wirds nicht geben, und Einer wird davon kommen. Waska Botins hat schon mit dem vierundvierzigsten angebunden." — „Und was ist nun daraus abzunehmen, Tributbarer?" †) sagte der Kosak. „Ja!" erwiederte die Bäuerin, welche ihren Mann nicht antworten ließ, „glücklich. Was seinen Händen entging; aber erinnere Dich, wie letzten Sommer der Vierziger den Antipa Goremniku wie eine Fliege verschlang, so groß er auch war." — „Was wahr ist, ist wahr," sagte ihr Mann zum Kosaken, „er war ein großer, starker Bursche; seine Büchse fehlte selten, aber wenns eben trifft, da hat man keinen Probeschuß. Er wirft das Gewehr hin, geht mit den bloßen Händen auf den Toptuigin los, packt ihn an den Ohren und der ihn auch, und die Sache ist zu Ende." — „Ich kannte auch einen jungen Menschen," sagte der Kosak," er hieß Sergei Gromylo. Der konnte mit einer Hand fünfzehn Pud (sechs Centner) aufheben, war aber nicht sehr groß. Ich lernte ihn auf der Reise nach Jaschiwerskt kennen. Du glaubst, das sey eine Stadt: Du, mein Gott, da ist man wie auf einer Galeere." — „Nun, was gibts denn dort, Herr?" ††) fragte die Bäuerin. — „Was es dort gibt, Muhme? Daß die Sonne Einem niemals warm macht und der Boden kaum auf eine halbe Arschine auftaut, bis der Frost wiederkommt und daß Schneestürme einfallen, daß man davor den Tag des Herrn nicht mehr sieht." — „Guter Gott," sagte die Bäuerin voll Erstaunen, „Was muß Das seyn, wenn Einen ein solcher Sturm auf dem Wege trifft!" — „Auf dem Wege! — schöne Wege dort: man fährt, wohin die Augen sehen und die Hunde Einen führen." — „Wie das? fährt man denn dort mit Hunden?" — „Mit Hunden allein kann man fortkommen, wo auf tausend Werste weit kein Haus und kein Hof zu sehen ist; nur hie und da stehen Jurten von Jakuten, aber auch diese werden, wenn der Sturm sich erhebt, von Grund aus fortgerissen, daß man keine Spur mehr davon findet." — „Ach Du mein Gott, wie kann man denn da reisen?" — „Ja, da läßt der Reisende die Hunde laufen, wie Gott will, und die laufen und laufen; sobald sie aber durch den Geruch erkennen, daß die Gegend bewohnt ist, so halten sie an. Dann steigt der Reisende aus und gräbt im Schnee; denn dort ist gewiß eine Jurte. Manchmal geschieht es auch, daß sie ohne Weiteres den Schnee auseinander scharren, ihr Feuerchen anmachen, ein Gebet sprechen und sich schlafen legen. Das heißt, sein Quartier nehmen." — „Das ist wunderbar; und ist dieses Land weit von hier?" — „Von Irkutzk mag es ungefähr zweitausend und fünfhundert Werste seyn." — „Und macht man den ganzen Weg mit Hunden? — „Nicht ganz! bis Jakutzk geht man zu Schiffe auf der Lena oder am Ufer zu Pferde; aber von Jakutzk an bis ans lakjänische Meer kann man mit Hunden reisen." — „Bis ans lakjänische Meer? Sonderbar! Gibt es denn dort keinen Sommer? ist es das ganze Jahr durch Winter?" — „Es gibt wohl einen Sommer, aber er ist sehr kurz, höchstens zwei Monate lang, so daß kaum das Gras hervor sticht; das Getreide aber kommt nicht zum Schneiden." — „Wovon leben denn aber die Leute?" — „Ja, Gott ist wunderbar. Brod haben sie keins, aber Fische haben sie genug. Der Herbst kommt, und da fängt man sie mit den Händen. Und man nimmt sie Niemand weg als den Bären. Diese verfluchten Thiere sind manchmal recht unverschämt. Man hebt die Fische in großen Gruben auf. Einmal kommt Sergei Gromylo, von dem ich eben sprach, in so eine Grube und sieht, daß der Deckel offen ist. Er überlegt ein wenig und sagt endlich zu seinem Knechte: „höre, Philka, in unsrer Grube ist ein Dieb." Nun trat er an die Thüre und öffnete sie: da sprang der Bär heraus. Gromylo packte ihn aber an den Ohren und drückte ihn an die Erde, daß er sich nicht rühren konnte. „Stich ihn todt!" schrie Gromylo dem Knechte zu; dieser aber zitterte, ließ seinen Herrn im Stiche und stieg auf einen Baum. Während Gromylo, welcher den Knecht nicht mehr sah, nach ihm umherblickte, strengte sich der Bär aufs Aeußerste an, so daß er sich eines seiner Ohren an der Wurzel abriß. Gromylo verlor auch da den Muth nicht; er drückte ihn mit dem Knie an den Boden und schrie dem Arbeiter: „höre Du, Spitzbube, laß mich nur mit dem Bären fertig seyn, so komme ich noch an einen; Du kommst dann mit dem Leben nicht davon." Der Arbeiter fürchtete ihn noch mehr als den Bären, und wußte, daß Gromylo dem Petz gewachsen sey. Mochte er wollen oder nicht, er mußte herabsteigen, um dem Bären mit dem Beile Eines zu versetzen, daß er; . . . „Sieh doch, Soldat," sagte der Wirth, indem er sich gegen das Fenster wandte, — „ist Das nicht Dein Herr Alexei, der dort am Ufer auf einem Steine sitzt?" — „Ja, er ists." — „Um so schneller muß man sich rühren," sagte der Wirth zu seiner Frau. — „Laß nicht warten." — „Ei was, schläft er denn gar nicht?" brummte die Frau; „der Tag ist ja noch nicht einmal recht da." — „Man sieht, daß er nicht schläft!" sagte der Wirth — „er ist sehr traurig!" Du weißt ja — sieht: er wischt sich die Thränen ab." — „Das sind unglückliche Leute, daß Gott erbarm! Der Alte geht wie eine Schildwache die ganze Nacht im Zimmer auf und ab, und nur gegen Morgen schläft er ein; die Tochter aber scheints macht kein Auge zu." — „O weh, da geht er schon!" fuhr der Kosak fort; „gebt mir nur geschwind Buttergebackenes und rückt den Theekessel her." Unter diesem Gespräche kam Alexei ins Haus zurück und begann sich zur Reise zu rüsten. Der Weg war bis Kultuk fahrbar, verwandelte sich aber nach und nach in einen bloßen Fußpfad, auf dem nur ein Reiter fortkommen konnte. Dieß war namentlich in der damaligen Zeit der Fall, und jetzt noch nach so manchen bedeutenden Anstrengungen zur Verbesserung jenes Wegs kann man ihn noch nicht ganz mit Wagen befahren; denn von diesem Kultuk aus führt der Weg auf hohe Berge an himmelanstrebenden Zacken und tiefen Abgründen vorbei, wo keine menschliche Kraft durch die Granitmassen einen breiteren Weg sich bahnen kann. Man kann nicht ohne Bewunderung sehen, wie die menschliche Hand sich bestrebte, den unzugänglichen Chamar Daban *) gleichsam ihrem Willen zu unterwerfen. Der Weg, der an ihm hinführt, scheint in der Luft zu hängen; er ist durch ein Gerüst an den Berg befestigt und geht in unaufhörlichen Krümmungen fort, da das fast senkrechte Aufsteigen des Berges die gerade Führung unmöglich machte.

(Schluß folgt.)

*) Dieß sind kleine Rindfleischpastetchen, die im Wasser gekocht werden und gewöhnlich allen reisenden Sibiriern statt der Suppe dienen.

**) Unter den sibirischen Jägern herrsche der Glaube, daß immer der vierzigste Bär den Jäger anfresse. Die Bärenfelle dienen sehr häufig zum Austausche gegen Thee.

***) So nennen die Sibirier im Scherze den Bären, und setzen auch noch manchmal seinen und seines Vaters Namen dazu Michael Iwanowitsch.

†) So nennt man in Sibirien gewöhnlich die gutmüthigen Burjäten, welche den Tribut (Jasak) an Petzwerk zahlen, und daher Jasaschnoi heißen.

††) Das russische Wort, das hier gebraucht ist, bedeutet eigentlich Wohlthäter, Versorger.

*) Der höchste der salanischen Berge, die den Baikal umgeben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 334. 30 November 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

(Fortsetzung.)

1. Die Republik.

Unter allen Ministerien und in allen Staatsverfassungen hat man eine Redensart in Bereitschaft, hinter die man sich mit seiner Majorität verschanzt. Diese Redensart gibt gewöhnlich eine theoretische Wahrheit zu, läugnet aber ihre praktische Möglichkeit. Durch diesen Kunstgriff glaubt man seinen Gegner zu entwaffnen und Sieger zu bleiben. So pflegte man Anfangs der Restauration, als man Ausnahmsgesetze vorschlug, zu sagen: „Die Preßfreiheit ist eine herrliche Sache, ein unschätzbares Kleinod, das Bollwerk aller andern Freiheiten; aber wir verlangen die Einführung der Censur der Umstände wegen."

Heutzutage ist es das Hirngespinnst der Republik, was an die Stelle der Umstände getreten ist. Daraus folgert man, wenn man sich zur Tafel setzt, daß die Wahlmonarchie, wie sie die Furchtsamen geschaffen haben, der Wissenschaft und Vernunft gemäß ist.

Warum aber sollte die Republik ein Hirngespinnst seyn? Seit die repräsentative Regierungsform erfunden worden ist, bewährte es sich, daß die Repräsentation sich auf ein großes Volk in republikanischer wie in monarchischer Form anwenden läßt. Die republikanische Regierung hat unbestreitbare Vortheile; sie ist wohlfeil, sie ist sehr edel, sie weist den Intelligenzen ihren natürlichen Rang an. Gott selbst befiehlt in der heiligen Schrift Samuel, den Israeliten ihr Vorhaben, sich einen König zu machen, zu widerrathen. Der Prophet sagte zu dem Volke: „Das wird des Königs Recht seyn, der über euch herrschen wird. Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Salben bereiten, Köchinnen und Bäckerinnen seyn. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelberge wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von euren Saaten und Weinbergen wird er den Zehenten nehmen, und seinen Kämmerlingen und Knechten geben."

„Wenn die republikanische Regierung aus der Julusrevolution hervorgegangen wäre, so würden dadurch viele Gewissen beschwichtigt worden seyn. Man hätte keinen Verrath begangen, wenn man ihr den Eid geleistet hätte; es wäre keine Usurpation, sondern nur eine andere Ordnung der Dinge vorhanden gewesen seyn. Was mich betrifft, der ich Republikaner von Natur, Monarchist aus Vernunft und Bourbonist aus Ehrgefühl bin, so würde ich, wenn ich die legitime Monarchie nicht hätte erhalten können, meine Uebereinkunft besser mit der Demokratie getroffen haben, als mit einer Bastardmonarchie, die von ich weiß nicht Wem oktroyirt wurde.

Es ist nicht wahr, daß die Republik im eigentlichen Sinne des Wortes eine Chimäre ist; wahr scheint nur, daß Frankreich nach den Julustagen die Republik nicht angenommen haben würde, noch mehr wahr scheint, daß Sitten und Sinnesart von uns sie nicht aufrecht erhalten haben würden. Die Lobreden des Schreckens und der Schreckensmänner hatten die Gemüther mit schauderhaften Erinnerungen erfüllt; unsere gemordeten Vorfahren stiegen auf aus ihren Gräbern und fragten uns, ob wir zum Andenken ihrer Henker trinken wollten. Allerdings hat Frankreich während der sechszehn Jahre der Restauration Fortschritte im politischen Leben gemacht, aber wir hätten noch dreißig oder vierzig Jahre einer konstitutionellen Regierung ohne Revolution bedurft, um für den nüchternen Gebrauch der Freiheiten heranzureifen. Die alte Generation würde ausgestorben seyn; das junge Geschlecht, unter der Charte geboren, würde an der gesetzlichen Ordnung Geschmack gewonnen haben. Allmählich würde das Königthum von seiner Höhe herabgestiegen seyn und sich in eine Art königlicher Präsidentschaft verwandelt haben.

Während dieser Zeit der Erziehung zur Freiheit unter der Vormundschaft der Legitimität würde unser Beispiel den andern Völkern zu analogen Veränderungen ihrer Institutionen voegeleuchtet haben. Europa bildet nur eine einzige Völkerfamilie; Europa war zu einer und derselben Zeit christlich und mittelalterlich; die Monarchien mit den Generalstaaten bildeten sich in demselben Momente; sie fielen gleichmäßig der absoluten Gewalt heim; England allein bewahrte seine Freiheiten mit Hülfe seiner Aristokratie. Europa wird sich in der neuen Zeit auf gleiche Weise nivelliren, wie im Mittelalter. Frankreich wird nicht im socialen Widerspruche mit seinen Nachbarstaaten beharren können; diese Vereinzelung ist nicht möglich: sie wäre der politische Tod für uns oder für unsere Nachbarn.

Wenn Europa auf diesem langsamen Wege durch die konstitutionell legitimen Monarchien hindurch seiner Zukunft entgegengeführt worden wäre, so würde es republikanisch geworden seyn. In die Bahn der Revolutionen zurück geworfen, ist es wahrscheinlich, daß

Digitized by Google

wir der Freiheit einen rückwärts bewegenden Stoß versetzt haben. Man schmeichelt sich die Zeit verkürzt, von der Wahlmonarchie erhalten zu haben, was man der erblichen nicht in zwölf Jahren abgerungen haben würde: Man irrt. Man hat schneller die Macht der Krone vermindert, aber eben dadurch hat man sich von dem wohlgeordneten republikanischen Staate entfernt, denn man ist noch mit Denkart und Sitten hinter dem so geschaffenen Zustand der Dinge zurück. In dem Kampfe, der schon zwischen den allzu plötzlich erweiterten volksthümlichen Elementen und zwischen den allzurasch beschränkten, monarchischen anhebt, läuft man Gefahr, sich in den Abgrund einer Demokratie von einigen Tagen, oder in den Rachen einer Tyrannei von wenigen Stunden zu stürzen, denen beiden die Anarchie auf dem Fuße folgt.

Da man nach den Julustagen die Republik verwarf, so war zunächst eine völlige Veränderung des Herrscherhauses an die Hand gegeben. Viele Gründe sprachen zu Gunsten dieser Meinung.

2. Völlige Veränderung des Herrscherhauses.

Der Ansicht von Einigen zufolge hat eine Revolution, die in einem monarchischen Staate Alles umgewälzt hat, weder festen Grund noch Ende, wenn sie nicht auch das ganze Herrscherhaus verändert. Das Volk wählt in solchem Falle einen neuen König, der dem vorgegangenen völlig fremd geblieben ist; einen König, dem die Parteien keinen Vorwurf zu machen haben; einen König, der auf dem Thron weder Bande der Verwandtschaft, noch Vorurtheile, noch Groll mitbringt; einen König, der nichts zu belohnen, nichts zu rächen hat, den nicht der Ruin eines Andern erbittert oder anklagt. Aber darf man ihm eine strenge Machtausübung gegen Verhältnisse und Anhänger der alten politischen Ordnung anvertrauen? Wohl, denn es liegt in dieser Gewalt keine Gehässigkeit: man verwischt ohne Anomalie, ohne ehrenhafte Gefühle zu verwunden, was Alles an die gestürzte Dynastie erinnert, die so nur noch ein historisches Interesse bietet. Aber, wirft man ferner ein, hat dieser Monarch nicht bloß ein eingeengegränztes Königthum? Wohl, aber er beklagt sich nicht darüber, denn er kann nicht vorschützen, daß er früher ein vollständigeres Königthum besessen habe, es stand ihm ja frei, Was man ihm anbot zurückzuweisen.

Alles ist demnach in der Wahl eines neuen Herrscherhauses ausgeglichen; eine solche Wahl ist wie die Annahme einer Republik eine vollständige Maßregel. Nach den Julustagen konnte man dazu greifen; aber da stellte sich die Schwierigkeit in der Wahl des neuen Herrschers selbst dar. Konnte man im Innern eine Familie finden, die geachtet genug war, um Gehorsam zu erlangen? Konnte man von Außen einen König entlehnen? Selbst wenn dieser Souverän Frankreich wünschenswerthe Gränzen als Mitgift zugebracht hätte, so würde doch französisches Blut nie der Herrschaft fremden Blutes sich unterworfen haben.

3. Der Herzog von Reichstadt.

Wies man die Republik zurück, berief man kein neues Herrscherhaus zur Krone, so blieb noch die Wahl zwischen zwei Arten von Legitimitäten: Der Herzog von Bordeaux, der Erbe eines großen Herrscherstammes; der Herzog von Reichstadt, der Erbe eines großen Mannes. Diese beiden Legitimitäten, obgleich aus verschiedenen Zeiträumen stammend, entsprangen doch aus gleicher Quelle — der Volkswahl, und konnten so Frankreich gleich zusagen. Was dem Herzog von Bordeaux das graue Alterthum lieh, schöpfte sich der Herzog von Reichstadt aus dem Strahlenmeere seines väterlichen Namens. Napoleon schritt rascher fort als ein ganzer Königsstamm, mit seinen Riesenbeinen genügten ihm zehn Jahre um eben so viele Jahrhunderte hinter sich zurückzulassen.

Der Herzog von Reichstadt bot überdieß Religionsmännern, und solchen, die sich von dem Vorurtheile des Geblüts beherrschen lassen, genug, was ihren Ideen schmeichelte: eine Salbung von Papstes Hand, den Adel einer Cäsarentochter. Ich habe es schon anderswo bemerkt: seine Mutter begabte ihn mit der Vergangenheit, sein Vater mit der Zukunft. Ganz Frankreich war noch erfüllt von Geschlechtern, die durch die Anerkennung Napoleons II nur zu den Eiden zurückgekehrt wären, die sie Napoleon I geschworen. Mit Stolz würde das Heer den Abkömmling der Siege aufgenommen haben.

Die Wahlmonarchie hat bis zur Stunde der Fahne, mit der sie sich schmückt, noch wenig Ehre gemacht; noch nirgends anderswo wehte sie als vor den Thüren der Gesandten und unter den Mauern von Lissabon, noch wurde sie von nichts Anderm zerrissen als vom Winde; der Regen verwäscht ihren Purpur und ihren Azur, es bleibt von ihr nichts als eine schmutzig weiße Flagge, die wahre Grundfarbe der Quasilegitimität. So stand es nicht um sie als sie an der republikanischen Pike flatterte: unter dem Herzog von Reichstadt würde sie von Neuem emporgetragen worden seyn von den Adlern, die ob so vielen Schlachtfeldern schwebten, und die ihre Klauen und Schwingen nicht mehr dem entweihten Paniere leihen. Das Königreich wäre zum Kaiserthum geworden, hätte eine mächtige Familienverbindung in Deutschland und nützliche Seitenverwandtschaften in Italien gefunden. Aber die Erziehung des Herzogs von Reichstadt im Auslande, die Grundsätze des Absolutismus, die er zu Wien einsaugen mußte, zogen eine Schranke zwischen ihm und der Nation; immer hätte man nur den Deutschen auf französischem Thron gesehen, immer ein österreichisches Kabinet im Hintergrund des Kabinets der Tuilerien gearghwohnt: man würde in dem Sohne weniger den Erben des Ruhmes als des Despotismus seines Vaters gesehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

„Sobald die Eingebornen die Bequemlichkeit der europäischen Kleidung einsehen lernten, stieg ihr Verlangen darnach, und die weite inländische Kleidung wurde bald nur als Alltagsgewand getragen, während die von feinerem Tuche nach europäischem Schnitt gefertigte für feierliche Gelegenheiten aufgespart wurde. Allmählich sah man Halstücher um den Nacken, Kappen auf den Köpfen, Schuhe und Strümpfe. Diese Veränderung im Anzug des Volkes gab zu manchem lächerlichen Auftritt Anlaß. Niemals werde ich den Augenblick vergessen, wo die Königin von Huaheine und ein Halbdutzend Weiber der

Digitized by Google

vornehmsten Häuptlinge zum erstenmal öffentlich mit Hauben auf den Köpfen erschienen, die ihnen von einigen Damen in England als Geschenke übersendet worden waren. Es war kurze Zeit nach Annahme der englischen Kleidertracht. Als sie zuerst mit den Hüten darüber erschienen, machte man daraus noch nicht so viel; als sie aber die Hüte ablegten und die Hauben darunter zum Vorschein kamen, sahen die Frauen selbst eine Zeit lang sprachlos einander an, als wollte jede vergleichen, ob der neue Kopfputz ihrer Nachbarin dem ihrigen ähnlich sey. Das Gefolge enthielt sich dabei keineswegs der Bemerkungen. Einige hielten dafür, diese Hauben seyen bestimmt, den Kopf kühl zu halten, andere ihn zu erwärmen, noch andere sahen das Ding für ein Netz an, um die Fliegen und Musquitos abzuhalten. Alle aber kamen darin überein, daß ihnen der neue Kopfputz wunderlich zu Gesicht stehe, selbst die Häuptlinge schüttelten darüber den Kopf; indeß man war überzeugt, daß die Frauen in England gerade solche Hauben tragen, und so wurden dem Despotismus der Mode auch hier alle kleinern Bedenklichkeiten geopfert.

„Das Verlangen nach englischen Kleidungen wurde nun täglich größer, und sobald man nur eines Stückes habhaft werden konnte, zog man es an, ohne einen vollständigen Anzug abzuwarten. Hiedurch erschienen sie denn nicht selten einem europäischen Auge in den lächerlichsten Aufzügen. Die Weiber allein, und zwar die Weiber von allen Ständen beobachteten hierin noch am meisten das Schickliche, und die einzigen Mißgriffe, die sie sich zu Schulden kommen ließen, bestanden darin, daß eine Frau manchmal den Rock oder die Jacke ihres Mannes oder Bruders anzog. Die Männer hingegen zerbrachen sich über die Art und Weise, die Kleidung anzulegen, wenig den Kopf, und manchmal sah ich einen Strumpf am Bein und darauf wieder am Arm; Vormittags hatte Einer ein Paar Beinkleider, wie es sich gehört, an, Nachmittags trug er sie über den Schultern, indem er die Arme durch die Hosenbeine steckte, und den Bund über die Brust zuknöpfte. Nicht minder ergötzlich war zuweilen ein Einwohner der Gesellschaftsinseln zu sehen, der als Sanskulotte ohne Weste oder Hemd, bloß mit dem faltigen Paren um die Hüfte einen modernen schwarzen Frack auf dem Rücken trug. Die Männer sind meist über Mittelgröße und im Verhältniß stark gebaut, so daß ihnen nur wenige Röcke, die meist Kapitänen oder Offizieren der Schiffe, die an den Inseln landeten, zugehört hatten, gerecht waren. Konnten sie aber nur auf irgend eine Weise ihre muskulösen Arme durch die engen Aermel bringen, so hielten sie das Kleidungsstück wie für angegossen. Ungeachtet der Wärme des Klima's trugen sie doch gern den Rock zugeknöpft und da war es denn wirklich oft ein Jammer zu sehen, wie die Arme eines solchen stutzerischen Insulaners aus ihrer engen Haft sich in Freiheit zu arbeiten strebten, während dem armen Menschen der Schweiß am ganzen Leibe ausbrach und genügend die Pein und Drangsal verrieth, die der gezwickte Inwohner, eingepreßt wie eine Auster in ihrer Schale, auszustehen hatte. Nicht selten sah man einen baumstarken Mann mit Hut und Schuhe ohne Strümpfe, in einem schwarzen Ueberrocke, dessen Aermel bis an den Ellenbogen hinaufgeschrumpft waren, den Kragen aufwärts geschlagen und eingeknöpft bis ans Kinn, während er darüber ein weißes gefälteltes Hemd trug, das an der Brust offen stand und wie ein Chorrock das schwarze Untergewand hervorsehen ließ. Selbst Häuptlinge erblickte man damals in solchen verkehrten Anzügen, und wenn man sie um die Ursache fragte, so erwiederten sie, das kurze Hemd würde man ja unter dem weiten Ueberrock nicht gesehen haben. Gegenwärtig sieht man so etwas nirgends mehr. Fast Alle, die sich auf Bereitung von Pfeilwurz oder Kokosnußöl verlegen, oder Schweine mästen, haben sich von den fremden Schiffen vollständige Anzüge eingehandelt. Hiedurch wurde für England ein neuer Markt für seine Waaren eröffnet, der auf den Inseln, die das Evangelium angenommen haben, nicht unbedeutend zu werden verspricht. Man hat berechnet, daß der Handel, den amerikanische Schiffe auf den Sandwichinseln allein treiben, jährlich bis zu hunderttausend Dollars gestiegen ist. Dieser Verkehr wird natürlich zunehmen, je mehr Industrie die Produkte der Inseln vermehrt, und in diesem Verhältniß auch das Vermögen der Einwohner. Auch Dieß ist ein Vortheil, wiewohl noch der geringste, den man der Umschaffung des gesellschaftlichen Zustandes in den verschiedenen Theilen der Welt durch die Missionäre verdankt, nicht bloß auf den Inseln des stillen Ozeans, sondern namentlich auch in Afrika und Madagaskar.

„Gegen das Jahr 1820 trat eine in ihren Folgen vielleicht noch wichtigere Veränderung in der Kleidertracht der Bewohner der Gesellschaftsinseln ein, wodurch nicht bloß ihr äußerer Anzug, sondern auch ihre physischen Eigenschaften umgewandelt werden dürften. Dieß war die Einführung von Hüten und Hauben. Wenn die Schädel von Nationen, die keine Kopfbedeckung tragen, viel dicker als bei solchen gefunden werden, die das Haupt zu bedecken gewohnt sind; so werden die Cranien der Taheiter in wenigen Generationen viel dünner werden, als sie vorher waren, da sie seit undenklichen Zeiten baarhaupt gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

Eine Anklage wegen Religionsverspottung.

Der folgende Prozeß scheint uns kein unwichtiger Beitrag zur Bezeichnung der Sinnesrichtung der gegenwärtigen Regierung in Frankreich, wie des dort herrschenden öffentlichen Geistes. Man ersieht überdieß aus dem Ausgang dieser Anklage, daß überall, wo diese beiden Gewalten zusammenstoßen, erstere den Kürzern zieht.

Ein Herr Feutré hatte eine Schrift bekannt gemacht unter dem Titel: „Aufruf an alle Patrioten, die des Joches des Absolutismus müde sind; oder von der Nothwendigkeit, die Jesuiten aus dem konstitutionellen Europa zu verjagen, und den Anmaßungen der katholischen Geistlichkeit einen starken und schnellen Zügel anzulegen; ein vollständiges Gemälde aller ihrer Ränke und Schwänke, allen Wählern gewidmet."

Diese Schrift wurde auf Verlangen des Ministeriums mit Beschlag belegt und der Verfasser angeklagt, in einer Menge Stellen seines Werkes die katholische Religion verunglimpft und zum Hasse gegen die katholische Geistlichkeit aufgereizt zu haben. Die dem Assisengerichtshofe der Seine daraus als strafbar bezeichneten Stellen waren folgende:

„Was ist ein Priester? — Ein Mensch, der aus der Religion ein Handwerk und einen Handel macht. Er ist meiner Meinung nach heutzutage das verächtlichste von allen Geschöpfen.

„Wenn die bürgerlichen Behörden im Namen der Gerechtigkeit nur den zwanzigsten Theil von Dem thun würden, was die Geistlichen im Namen der Religion sich herausnehmen, so würde die Gerechtigkeit bald der Gegenstand des allgemeinen Abscheus werden.

Digitized by Google

„Was ist der heilige Geist? Ein Gott, der in einer Zeit gekommen ist, die nicht mehr die unsrige ist.

„Warum lassen sich unsre Weihwasserverkäufer, die uns bei Strafe der Verdammniß lehren, daß drei Gottheiten Einen Gott ausmachen, nicht dahin bringen zu glauben, daß Ein Frank so viel als drei ist? Gewiß, man kann ein rechtschaffener Mann seyn, ohne an einen dreifachen und einzigen Gott zu glauben!

„Wer möchte an die Marktschreiereien und den lächerlichen Hokuspokus der römischen Kirche glauben; Wer möchte glauben, daß sich Gottvater zur linken Hand seines Sohnes gesetzt hat, oder daß Gott heiliger Geist wie eine Taube ausgestehen oder in Gestalt feuriger Zungen vom Himmel gefallen!!! Die Absurdität eines Tages, wie die Absurdität eines Jahrtausends muß von einem freien Volke zerstört werden. In der That, die Augsburger Konfession, der Kalvinismus und das Judenthum sind besser als diese römische Religion, welche die Inquisition schuf, die für alle Verbrechen Vergebung nach einem bestimmten Tarif verkauft, und die noch bis auf diese Stunde unverschämterweise die Völker zwingt, ihre Knie zu beugen vor dem zahlreichen Hofstaate von konfurirten Edikatären, von denen die meisten Königsmord und Empörung predigen?

„Gestehen wir unumwunden, daß die römische Kirche das wahre Goldbergwerk eines Haufens geschickter und listiger Diebe ist, die den zahlreichen Maulaffen des Pöbels wie die Katze der Maus, wie die Spinne der Fliege auflauern.

„Wozu dieses Geplärre von Kirchengesängen, diese Mummereien der Priester, diese Possenreißereien (jocrisseries) der Pfarrer, dieses Geräuche von Ebormaben? Die Geistlichen verkaufen täglich ihre Gebete und Messen an einige müßige Dummköpfe und alte Simpel. Unsern Weibern und Entelinnen machen sie den Hof, hören sie Beicht, ködern sie, führen sie an, und alles Dieß aus Liebe zu Gott.

„Gestehen wir, daß es für die Angelus- und Oremus-Beter keine wahre Religion gibt, als die ihnen den Kragen und Beutel füllt mit reichen Spenden.

„Ja, dieser Prediger, der von der Kanzel herab mit ewiger Verdammniß Alle bedroht, die nicht zur Beichte gehen, ist offenbar ein Narr, den die Wuth in ein wildes Thier verwandelt hat. Eben so ist ein Geistlicher, der sich anmaßt, die Theater zu proscribiren, die Schauspieler in Bann zu thun und Die zu verdammen, welche zum Tanze gehen, ein Narr, dessen Zunge von Wahnsinn und Wuth in Bewegung gesetzt wird.

„Sind diese Geistlichen nicht aus der Schule jener lasterhaften Priester hervorgegangen, die man damals wie heute noch mit dem Titel Stellvertreter Gottes geehrt hat? Sind nicht die Hinrichtung des Augustin de Thou, des Marschalls von Marillac, des jungen de la Barre, die Ermordung des Marschalls d'Ancre und die Verbrennung seiner Frau als Hexe u. s. w. von jenen verwegenen und grausamen Priestern vollbracht worden, deren Nachfolger auf Frankreich nur darum lasten, um es auszusaugen, zu erniedrigen, in die unzerbrechlichen Fesseln der Theokratie und des Absolutismus zu schmieden?

„Man liest jedes Jahr in dieser Hauptstadt sechsmalhunderttausend Messen, jede zu einem Frank, als wenn die Gebete, die man selbst an Gott richtet, nicht eben so viel werth wären, als die der Priester!!! Muß man da nicht diese Beutelschneider als Menschen von seltener Uneigennützigkeit und beispielloser Gefälligkeit betrachten! Zwanzig Sous eine elende Messe! In der That, um diesen Preis kann man wohl Jedermann zu Dienste stehen."

Wegen dieser Stellen vorzüglich wurde also Herr Feutré, so wie der Buchhändler und Drucker vor Gericht gestellt.

Der Generaladvokat Delapalme führte die Anklage; der Advokat Mermilliod die Vertheidigung. Nach anderthalbstündiger Berathung sprachen die Geschwornen das: Nichtschuldig aus.

Vermischte Nachrichten.

Bei einer kürzlichen Volksversammlung in Warwickshire wurden Birminghamer Unions-Medaillen sehr allgemein getragen. Die eine Seite enthält vier Porträte: — „Seine allergnädigste Majestät William IV," „Grafen Grey," „Lordkanzler Brougham" und „Lord John Russell." — Die Bildnisse sind nicht sehr ähnlich, das des Königs und Grey's Stirne abgerechnet. Sie sind durch einen Anker verbunden, über welchem eine Rolle schwebt mit der Inschrift: „Die Zuversicht des Volks." Auf der andern Seite sind Rollen mit folgenden Inschriften: „Der Wunsch des Volks;" „Die Reformbill;" unter dieser Rolle befindet sich das rothe dreiblätterige Kleeblatt und eine Distel (die Insignien von Irland und Schottland); „Keine unverdienten Pensionen;" „Keine Zehnten;" „Keine Kornsetze;" „Keine Wildgesetze;" „Keine Stempeltaxen;" „Kein ostindisches Monopol;" „Keine Kolonialsklaverei."

* Ein englischer Prozeß. Ein Herr Small hatte von einem H. Attwood Eisenwerke um 600,000 Pf. St. gekauft. Ersterer wollte später die ganze Summe nicht zahlen, weil die Eisenwerke jene Summe nicht werth gewesen seyen, und der Verkauf in Folge trügerischer Angaben abgeschlossen worden sey. Das Verlesen der Klage und der Einreden nahm am ersten Tage sechs Stunden weg. Die größte Neugier herrschte, einige Einsicht in die Akten dieses wichtigen Prozesses zu erhalten. Der Gerichtshof war gedrängt voll, und ein Jeder suchte einen Blick in die Schriften der Advokaten zu thun. Diese Schriften und andere Urkunden waren aber auch in der That höchst erstaunenswerth. Nach einer Ueberschlagsberechnung möchten sie wohl eine mäßige Wagenladung zusammen ausmachen. Die Zeugenaussagen allein, welche hübsch eingebunden sind, betragen nahe an 6000 Folios. Jeder Advokat hatte eine ungeheure zinnerne Büchse mit seinem Namen darauf, worin die voluminösen Papiere lagen, und die Advokatensporteln machen eine kaum glaubliche Summe aus. Sir Edward Sugden, Advokat H. Attwoods erhielt für seine Eingaben 5000 Guineen; H. Jervis 2000; H. Knight 1000.. Die Bezahlung einer großen Anzahl jüngerer Advokaten ungerechnet.

*

Große Bestürzung wurde unter dem Londoner Publikum durch die Entdeckung verbreitet, daß es auch in London Ungeheuer wie der schottische Burke gebe, der bekanntlich Menschen erwürgte, um die Leichen an Anatomen zu verkaufen. Schon seit einiger Zeit werden viele Weiber und Kinder vermißt, und man fürchtet sehr, daß sie in die Hände einer solchen Mordbande gerathen sind. Eine Frau wurde in der Nacht in einer entlegenen Straße von zwei Männern angefallen, die sie zu Boden warfen und ihr den Mund mit einem Pflaster zu verkleben suchten. Es gelang ihr jedoch sich loszumachen und zu entkommen. Wahrscheinlich war ihr das Loos bestimmt, der Anatomie verkauft zu werden. Auf eine bestimmte Spur aber kamen die Gerichte erst durch die Leiche eines italienischen Knaben, die von zwei bekannten Leichendieben oder sogenannten Auferstehungsmännern dem Kingskollege zum Verkaufe angeboten wurde. Die Aerzte glaubten an dem Körper gewaltsame Verletzungen wahrzunehmen, und obgleich er mit Erde bestreut war, um ihm das Ansehen zu geben, als sey er eben erst ausgegraben worden, so schöpften sie doch, da die Leiche fast noch warm war, Verdacht und ließen die vier Resurrektionsmänner, die den Leichnam zum Verkaufe gebracht hatten, verhaften. Die gerichtliche Leichenöffnung ergab, daß man den Knaben durch Brechen des Genickes oder Umdrehung des Halses getödtet hatte. Gegenwärtig ist bereits die weitere Untersuchung eingeleitet.

*

Man bestahl die Kaiserin Katharina II so gut wie Napoleon und so gut, als man alle Könige bestehlen wird. Indeß hielt die russische Kaiserin ein scharfes Auge auf alle Veruntreuungen ihrer Hofbeamten und strafte den geringsten Betrug auf das Strengste. Einmal fand sie unter den Rechnungen einen Ansatz von 28,000 Fr. für Talglichter, obgleich sie streng verboten hatte, sich solcher im kaiserlichen Hause zu bedienen. Sie forschte weiter nach und siehe da, es ergab sich, daß die Summe von 28,000 Fr. für ein einziges Talglicht ausgegeben worden war, das der Großfürst Alexander sich hatte kommen lassen, weil man ihm gerathen hatte, zur Heilung seiner gesprungenen Lippen etwas Unschlitt aufzustreichen. Der Lakai, der die Talgkerze gekauft, hatte dafür 28 Fr. angesetzt, der Kontroleur zwei Nullen und der Intendant noch eine hinzugefügt. — Ludwig XVIII, der gleichfalls die Rechnungen seines Hauses durchzusehen gewohnt war, brachte im Jahre 1822 bei Abschluß derselben heraus, daß er jedes Ei, das auf seine Tafel gesetzt wurde, mit 50 Fr. bezahlt hatte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 335. 1 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

Bekanntlich hatten sich alle Celebritäten der heutigen französischen Literatur verbunden, eine Monatschrift unter dem Titel: „Der hinkende Teufel zu Paris" herauszugeben, deren Ertrag dem Pariser Buchhändler Ladvocat zufallen sollte, der seit fünfzehn Jahren mit allen Gelehrten Frankreichs in Verbindung, durch die Liberalität iner literarischen Unternehmungen auf die Erkenntlichkeit Vieler Anspruch zu machen hatte, seit der Julusrevolution aber durch die eingetretene Stockung des Verkehres in große Verluste gerathen, dem völligen Verfalle seines Geschäftes entgegensehen mußte. Man entschloß sich später, den Titel „der hinkende Teufel," in den obenstehenden zu verwandeln. „Der Zweck dieses Buches," sagt die Vorrede desselben, „ist einfach. Man will ein Bild des modernen Paris der Lesewelt vorführen; man will es in fantastischem Dämmerlichte zeigen, in seinem zornigen Ungestüm, in seiner Armuth, in seiner Langenweile, nach Kunst und Rührung begierig, aber schwer zu rühren, oft abgeschmackt, manchmal erhaben. Paris soll dargestellt werden, wie es Mercier zu seiner Zeit darstellte, nur mit dem Unterschiede, daß die Gemälde der heutigen Sitten selten auf dem Straßeneckſteine entworfen seyn werden. Das Paris unserer Tage ist weniger Pöbel, weniger dem Kneipenleben, der groben Genußsucht ergeben, seine Gelehrsamkeit weniger todte Studenweisheit als zu Merciers Zeiten. Das heutige Paris duftet in Ambra und Moschus, sein Bart ist sorgfältig geschoren, sein Haar frisirt, seine Nägel sind mit Kunst geschnitten. Um das heutige Paris zu malen, bedarf es einer andern Feder, als der Merciers. Welcher Schriftsteller wäre im Stande, dieses ewig wechselnde unendliche Prisma von Paris zu fassen! Welche Feder wäre von solchem Umfang, um seine kleinen Reize, seine zornigen Aufregungen seine jähen Leidenschaften zu schildern — die Leidenschaften der Greise, die Leidenschaften der jungen Leute, die Leidenschaften der Weiber, die Leidenschaften der Helden? Paris zittert hier, dort droht es, jetzt ruft es zu den Waffen, will an die Grenze dem Feind entgegenstürzen, jetzt in Ruhe und Frieden bleiben, heute möchte es vor Lachen platzen, morgen heult und schluchzt es. Paris als Justemilieu, Paris als äußerste Linke, Paris als äußerste Rechte — welcher Schriftsteller wollte sich mit diesem Ungeheuer abgeben? Wohlan, so verzichte man denn darauf, ein so vielfältiges Gemälde von einer Hand gemalt zu sehen; man rufe alle zeitgenössigen Imaginationen mit ihren so mannichfachen Farbentöpfen zu Hülfe. Jede Imagination unsree Scheiftsteller, sey sie leichtfüßig oder ernstgemessen, freudig oder traurig, gutmüthig oder bissig, skeptisch oder gläubig — jede wird in diesem Buche eine Stelle finden; sie wird einen Augenblick des Asmodäus Mantel umhängen und überall hingehen — das arme scheue Kind — wohin ein fuechtloser Mann geht: in die Oper, ins Hospital, ins Palais Royal, nach Bicetre, in die Pairskammer und ins Gebärhaus, in das verfallende Kloster und ins Boudoir, das seine rosenfarbigen Vorhänge öffnen muß, zu dem Künstler, der seine Geige verkauft, um sein letztes Mittagessen zu bezahlen. Laßt sie nur gewähren, die französische Imagination! Sie wird auf alle diese Ruinen ihren glänzenden Flügelstaub schütteln, sie wird sie in ihrer ersten Jugendfrische wieder aufleben lassen, sie wird euch jetzt ein Lächeln, dann eine Thräne abnöthigen!"

Und so wollen denn auch wie von Zeit zu Zeit uns dieser fantastischen Führerin wohlgemuth vertrauen, wie der wißbegierige Student dem Krükenteufelchen der Flasche: möge sie ihr Versprechen halten und uns gut geleiten durch das große neue Babylon!

1. Das Palais Royal.

Von C. Roch.

Man kann auf seinen Wanderungen durch die Hauptstädte Europa's keine gothischen Kathedralen, keine Gärten und Paläste anstaunen, denen nicht auch Paris Denkmäler derselben Art entgegenzustellen hätte; man mag in das graue Alterthum zurückblicken, man mag sich auf Anacharsis Schiff nach Griechenland entführen lassen, nach dem Griechenland in seiner glanzvollsten Zeit, und dort die Propyläen, den Theseustempel und das Parthenon bewundert haben, das neue Athen wird daneben auf sein Pantheon, sein Louvre seine Börse, seine Kirche der h. Magdalena hinweisen können; nirgends aber wird man ein Palais Royal, nirgends Etwas finden, das mit ihm zu vergleichen wäre.

Sieht man es zum ersten Male und will man es in seiner ganzen Herrlichkeit sehen, so muß man in der Mitte eines schönen Julusabendes dieses Feenschloß besuchen. Die Hitze hat die Alleen mit Spaziergängern, und alle Steinbänke mit täglichen Gästen besetzt, die allzu sparsam sind, als daß sie die Kühlung anderswo als

Digitized by Google

auf unbesteuerten Ruhesitzen einnahmen möchten. Gegenüber stehen Sesselreihen, die ungeachtet des kleinen Miethgeldes, das man für sie zu entrichten hat, alle besetzt sind, mit der Lehne gegen die Gitter der zwei Rechtwinkel gekehrt, von denen jeder einen von keines Menschen Fuß entweihten Grasplatz, von Blumen umrändert, einschließt. Man hat diesen Gärten von den in ihrer Mitte aufgestellten Bildsäulen den Namen des Apollo- und Dianen-Parterres gegeben. Andere Sessel im Kreise umhergestellt umfangen das Wasserbecken, das zwischen beiden Parterres liegt, und aus dem sich eine beträchtliche Wassergarbe erhebt, und in erst jüngster Zeit proskribirten Lilien herabfällt. Hieher kommen um den feinen Regenstaub einzuschlürfen, Alle, deren heißen Athem abzukühlen die Luft nicht kühl genug war; indeß man am andern Ende des einen Viereckes in kräftigeren Zügen nicht sowohl mit wesenlosen Wasserdünsten die heißen Kehlen badet.

Hier bieten eine Menge grüner Gueridons den umhergereihten Gästen beiderlei Geschlechtes Platten mit verschiedenfarbigen Gletscherpyramiden von Eis bedeckt, auf die der silberne Löffel ohne Unterlaß neue Bergspitzen thürmt, um sie eben so schnell wieder zu zerstören, bis selbst die Basis derselben zu verschwinden scheint. Die mancherlei Stellungen, das lärmende Geplauder und Gelächter der Leckermäuler, das Geschrei und die Hast der Aufwärter, die blühenden Gesträuche, die in Töpfen aufgestellt die Seiten des Erfrischungssaales begränzen, der glanzvolle Widerschein der Rotonde, die man mit einem orientalischen Kiosk vergleichen möchte, die unaufhörliche Bewegung der hier mehr als irgendwo anders zusammengedrängten Menge, die kommt, geht, sich stößt, und in jedem Sinne des Wortes durcheinander wogt, gewähren ein eben so malerisches als lebensvolles Bild. Bei dem ersten Anhauche der Abendkühle verschwindet all dieß geschäftige Treiben, oder vielmehr es wandert bloß anderswohin, man findet es jetzt in den Galerien. Die Vorhalle eines königlichen Theaters bietet im Zwischenakte einer zum erstenmal gegebenen Vorstellung keinen Anblick eines solchen Wogens als die Galerie Orleans, die mit ihrem unermeßlichen Krystallgewölbe eine Welt von Spaziergängern bedeckt. . . . Inzwischen ruht schon seit ganzen Stunden die arbeitende Bevölkerung der Vorstädte im Arme des Schlafes; die mehr im Innern der Stadt gelegenen Straßen sind der Stille und dem hellen Schein der Laternen überlassen; schon möchte man glauben, die ganze Stadt sey in Ruhe begraben, als Aug und Ohr dem Palais Royal sich nähernd stutzt, die schon halb und halb eingeschlummerten Sinne wachen wieder auf und in seinen Höfen angekommen findet man noch Alles voll von Leben und strahlendem Lichte: es ist das Herz von Paris, das noch lange warm bleibt, wenn längst schon die äußeren Gliedmaßen erstarrt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches Drama.

London d. 24. October.

Es soll nächstens hier beim orientalischen Komité die Uebersetzung eines chinesischen Melodrama's erscheinen, die von dem bekannten französischen Sinologen Julien gemacht worden ist. Das Stück ist aus mehreren Rücksichten sehr interessant, nicht nur als ein neuer Beitrag zu unseren bis jetzt noch so unvollkommenen Kenntnissen der Entwicklung der dramatischen Literatur bei den Chinesen, und als ein originales Sittengemälde, sondern noch besonders wegen der sonderbaren Aehnlichkeit, welche das Thema mit dem einer bekannten Anekdote aus der biblischen Geschichte hat. Der Faden der Intrigue ist ungefähr folgender: Ein reicher Mann heurathet als zweite Frau eine junge Person, die vorher einen etwas bedenklichen Lebenswandel geführt hatte, allein so bald sie seine Frau ist, sich ihrer Pflichten aufs beste entledigt, und ihm einen Sohn gebärt. Die erste Frau des Mannes, die als solche die eigentliche Herrin im Hause war, wird eifersüchtig auf die Mutter des Kindes, indem diese dadurch, daß sie einen Sohn hat, eine größere Autorität im Hause erhält, und Ansprüche auf die Erbschaft bekommt, welche dem Interesse der ersten Frau, welche selbst kinderlos ist, entzogen sind. Sie selbst hatte schon von früher her eine Intrigue mit einem Assessor des Tribunals, und verabredet mit ihm, daß sie ihren Mann vergiften, sich die Erbschaft zueignen und diesen heurathen wolle. Er gibt ihr Gift dazu. In diesem Augenblicke kommt der Bruder der jüngeren Frau, mit der er sich früher über ihren schlechten Lebenswandel veruneinigt, und daher das Haus seiner Mutter verlassen hatte, um zu studiren; er war in das größte Elend gesunken, und da er seine Schwester an den reichen Mann verheurathet findet, so bittet er sie um Unterstützung; die Schwester entschuldigt sich, daß sie nichts Eigenes habe, alles gehöre ihrem Gatten, und sie könne nichts aus dem Hause weggeben, aber die erste Frau ermahnt und autorisirt sie, ihm ihr Ohrgehänge und andern Schmuck zu geben. Er entfernt sich, und der Hausherr kommt gerade zurück, die erste Frau klagt nun die zweite an, daß sie einem alten Liebhaber ihren Schmuck geschenkt habe, der Mann erkrankt aus Kummer, und verlangt einen stärkenden Trank, den die erste Frau bereitet, vergiftet, und der jüngern gibt, um ihn dem Manne zu reichen. Der Mann stirbt, und die erste Frau klagt die jüngere an, daß sie den Mann vergiftet habe, und läßt ihr die Wahl ihr entweder ihren Sohn zu überlassen, und das Haus zu räumen, oder eine Klage beim Gericht, daß sie ihren gemeinschaftlichen Gatten vergiftet habe, zu gewärtigen. Die junge Frau erbietet sich die Erbschaft aufzugeben, will aber ihr Kind nicht abtreten, an dem jedoch der ältern Frau Alles liegt, indem der Sohn immer Rechte behielte, welche ihr den ungestörten Besitz der Erbschaft nicht erlauben würden. Sie streiten sich, und die ältere Frau klagt die jüngere vor dem Tribunal, bei dem ihr Liebhaber Assessor ist, an, bringt falsche Zeugen, und läßt mit Hülfe ihres Freundes die jüngere Frau verurtheilen. Das Kind wird der ältern zugesprochen, und die jüngere in die Hauptstadt geschickt, um hingerichtet zu werden. Unterwegs kehren die Gendarmen, welche die Frau führen, in ein Gasthaus ein, um zu trinken, und zufällig kommt der Bruder der Verurtheilten, der indessen Sekretär des höhern Tribunales geworden ist, desselben Wegs, und hört die Geschichte aus dem Munde seiner Schwester. Während dieses Gesprächs kommt auch die ältere Frau mit ihrem Geliebten, dem Assessor an, sie begeben sich auch an den Ort des hohen Tribunals, um die Hinrichtung der Verurtheilten zu sichern. Der Bruder läßt sie arretiren, und führt die Klage vor dem Tribunal. Der Richter weiß sich nicht aus den widersprechenden Zeugnissen zu ziehen, und läßt

Digitized by Google

mit Kreide einen Kreis um die Frauen und das Kind auf dem Boden ziehen, hierauf erklärt er, daß er nicht entscheiden könne; er werde das Kind derjenigen zuerkennen, welche es aus dem Kreis herauszuziehen werde, beide Frauen ergreifen nun das Kind, die wahre Mutter zieht aber weit sanfter, und die falsche reißt es an sich. Der Richter läßt die Probe wiederholen, aber mit demselben Erfolg, und erklärt, daß er es der zusprechen werde, die es an sich gerissen habe, die junge Frau sagt weinend, daß wenn sie sich weniger heftig bemüht habe, so sey es, weil sie lieber wolle, daß ihr Kind der andern bleibe, als daß es durch ihr Zerren zu Schaden komme. Hierauf wird sie als die wahre Mutter anerkannt, und die böse Frau mit ihrem Liebhaber zum Tode verurtheilt. — Die Aehnlichkeit der Entwicklung mit dem Urtheile Salomons springt in die Augen, und da das chinesische Stück aus dem 14 Jahrhundert ist, so ist klar, daß wenn die Geschichte von einem Volk zum andern übergegangen ist, sie von Palästina nach China gewandert seyn muß, was keineswegs unmöglich ist, da sehr frühe jüdische Kolonien in China einwanderten. Es ist sehr denkbar, daß der Verfasser ein Nachkomme einer jüdischen chinesischen Familie war, und so durch Familientradition die Bibel kannte, wie man in China manche Beispiele von jüdischen zu andern Religionen übergegangenen Familien hat, welche noch lange Zeit jüdische Bücher besaßen. Wie es damit seyn mag, so ist es eine interessante Erscheinung, und der Uebersetzer hat sich ein Verdienst um die Literatur erworben, um so mehr, als er alle poetischen Theile des Stücks, welche in den wenigen bisher übersetzten chinesischen Dramen immer wegen ihrer großen Schwierigkeit ausgelassen worden waren, übersetzt hat, wodurch er uns einen weit vollständigeren Begriff von der chinesischen dramatischen Kunst gibt, als man bisher hatte. Möchte er seine große Kenntniß des Chinesischen anwenden, uns eine Reihe von chinesischen Dramen zu übersetzen. Seitdem Wilson, Jones und Taylor das indische Theater zugänglich gemacht haben, bleibt nur noch das chinesische übrig, damit der Kritik alle Elemente vorliegen, die vollständige Entwicklung dieses Theils der Poesie in der Menschheit zu beurtheilen.

Proben aus noch ungedruckten russischen Romanen.

1. Die Tochter des Kaufmannes Scholoboff.

(Schluß.)

Die Pferde standen schon vor dem Hause. Eines war für Alexei, das zweite für den Kosaken, das dritte für den burjätischen Fuhrmann, und das vierte für den Wirth des Hauses, welcher auf die Jagd gehen wollte, und sich entschloß, bis zum Chamar Dadan zu reiten und die beiden Felleisen Alexei's mit aufs Pferd zu nehmen. Lange zögerte Alexei. Der Burjäte steckte seine Pfeife an, und der Kosak begann mit dem Wirthe wieder sein Gespräch über die Bären. „Was machen sie denn?“ fragte der letztere seine Frau, die eben aus der Thüre trat. „Sie können sich nicht satt sprechen,“ antwortete die Frau; „das Mädchen, siehst Du, weint bitterlich, und der Herr nicht weniger. Möge Gott Alles zum Besten wenden! Wenn ich sie nur ansehe, so muß ich weinen.“ — „Die Wahrheit zu sagen,“ fiel der Kosak ein, „wir haben einen weiten Weg! Und dazu Koth, Sümpfe, Wälder und wilde Thiere. Auch kann man noch obendrein in die Hände von Räubern fallen. Man darf sie in der That beklagen.“ *) — „Nun, Gott sey Dank, sie kommen endlich,“ sagte der Wirth und setzte sich zu Pferde. Die Karawane zog Einer hinter dem Andern gegen den Berg. Der thränenvolle Blick Natalliens hing unverwandt an Dem, der ihr ganzes Glück mit sich nahm, und ohne den ihr die Welt zur Einöde wurde. Die Karawane verbarg sich bald im Walde, bald, wo die Bäume lichter standen, zeigte sie sich wieder; endlich erschien sie noch einmal am Abhange des Berges: „lebt wohl auf ewig!“ sagte Natalie und sank in die Arme ihres Vaters. Nach wenigen Minuten saßen Scholoboff und seine Tochter im Wagen; der Fuhrmann schwang die Peitsche, die Pferde flogen dahin, wie ein Pfeil, und bald befanden sie sich in einsamen Bergen. Nicht weit von dem Wege, der von Kultuk nach Irkutsk führt, blickt schwarz aus den Bergen hervor der sogenannte schamanische Stein. Dort brachten zuweilen die schamanischen Burjäten ihren Göttern ein Opfer dar, und bis auf die jetzige Zeit betrachteten die Burjäten, obwohl sie die lamaische Religion angenommen haben, jene Stelle mit Ehrfurcht. Rings um ihn ist ein dichter Wald, der von Feuersbrünsten furchtbar verwüstet wurde. Schwarz blickten in weitem Abstande von einander gleich Gespenstern die verbrannten Bäume her, als deuteten sie die Herrschaft böser Geister an. Als sie in die Mitte dieses Orts kamen, wandelte Natalien ein unwillkührliches Zittern an; auch Scholoboff war nicht fern von dem Glauben an Volkssagen. Aber in der Furcht vor einer eingebildeten Gefahr dachten sie nicht an die wirkliche. Plötzlich hielt der Fuhrmann die Pferde an, wandte sich zu Scholoboff um und sagte mit zitternder Stimme: „es ist nicht richtig, Herr.“ — „Was ist Das?“ fragte Scholoboff eilig: richtete sich im Wagen auf und sah aus dem Walde heraus nach dem Wege eine Anzahl mit Flinten bewaffnete Leute traben, deren wildes Aeußere schon ihr Gewerbe andeutete. „Darauf los,“ rief er dem Fuhrmanne zu. Dieser schlug auf die Pferde los, welche eiligst fortrannten; aber die Räuber verrannten ihnen den Weg und packten die Zügel. „Halt!“ schrie Einer von ihnen mit donnernder Stimme. Scholoboff, der in allen Gefahren die Gegenwart des Geistes zu behalten wußte, stieg aus dem Wagen, übergab dem die Pferde anhaltenden Räuber seinen Tulun *) mit Kupfergeld und sagte: „hier, nehmt Alles, was ich bei mir habe; ich begleitete bloß meinen Verwandten nach Kultuk, und nahm nur dieses Geld zur Reise mit. Mehr habe ich nicht bei mir, auch nicht eine Kopeke.“ — „Wir wollen sehen!“ sagte der von den Räubern, welcher der Anführer der Bande zu seyn schien. „Burschen, zieht den Wagen in den Wald und macht Birkenreifer zurecht; an seinem Barte sehe ich, daß er ein Kaufmann, und ohne Birken bekommen wir von dem kein Geld.“ Die Räuber zogen den Wagen in den Wald. Starr vor Schrecken saß Natalie noch darin, als begriffe sie nicht, was um sie her vorging. Als aber die Räuber Feuer anmachten, Baumharz aufschütteten, um das Birkenholz anzuzünden und ihren Vater zu entkleiden anfingen, erwachte sie aus ihrer Erstarrung, sprang aus dem Wagen, stürzte auf ihren Vater zu und schrie: „Böswichter, martert mich, nur schont meinen Vater!“ — „Gut, wir wollen ihn schonen!“ sagte der Räuber. — „Binde sie, Korowlin, und nimm sie mit Dir aufs Pferd, den besten Antheil wollen wir dem Attaman bringen!“ — „Rühre sie nicht an, Verruchter!“ schrie der verzweifelte Vater, entriß dem neben ihm stehenden Räuber das Messer, und sprang zu seiner Tochter, um sie zu schützen. „Der erste, der sich ihr naht, ist des Todes.“ — „Nun, Korowlin,“ schrie der Anführer der Rotte, „fürchte Dich nicht und gib ihm Eins mit der Büchse!“ Aber Korowlin, der noch ein Neuling in dem furchtbaren Räuberhandwerke war, erhob die Büchse mit sichtbarem Widerwillen. Endlich zielte er auf Scholoboff; schon hing das Leben des letztern an einem Haare, und ein Augenblick nur trennte ihn noch von der Ewigkeit — als plötzlich der Räuber mit Entsetzen das Gewehr aus der Hand warf und rief: „mein Gott, Ihr seyd es, Andrei Iwanowitsch! Vergebt mir die Sünde, ich erkannte Euch nicht. Ach! der Böswicht Grudzew hat mich verführt; aber ich erinnere mich noch der guten Leute und habe Eure Gastfreiheit noch nicht vergessen.“ — „Schiebe, Spitzbube, oder ich jage Dir selbst eine Kugel durchs Hirn!“ — „Thue mit mir, was Du willst, aber ich hebe die Hand nicht gegen ihn auf. Das ist der Kaufmann Scholoboff, der Vater aller Bedürftigen. Manchen Tag hat er auch mich verpflegt, wenn ich als müßiger Bettler in der Stadt umherwanderte, bis ich endlich mit Euch in der verfluchten Branntweinschenke zusammen-

*) Wegen der gränzenlosen Unordnung, die damals in jenen Gegenden herrschte, hielt man eine Reise von Irkutsk nach Nertschinsk für schlimmer als jetzt eine nach Petersburg oder Moskau, und alle, die nach Nertschinsk oder von da nach Irkutsk reisten, wurden wie Sterbende betrauert.

*) Ein Sack aus dem Felle eines wilden Thiers.

Digitized by Google

traf. Wenn Ihr ihn umbringen wollt, so schlagt auch mich zugleich mit todt, ihn allein aber lasse ich nicht umbringen." — „So sterbt Ihr Beide!" schrie der Räuber, und spannte den Hahn. — „Esaub," sagte leise einer seiner Gesellen zu ihm, „sieh zu, daß Busa Dir nicht selbst mit einer Kugel dankt, wenn Du, Korowlin umbringst! Du weißt, daß er, obgleich ein Neuling, es mit zehn aufnimmt; einen solchen Burschen zu verlieren ist kein Spaß." Esaub hörte Dieß, bedachte sich einen Augenblick und ließ dann das Gewehr sinken. „Nun," sagte er, sich zu Korowlin wendend, „wenn der Kerl so gut ist, so mag er leben. Bursche! durchsucht den Wagen! Den Kaufmann bindet Ihr am Wege an einen Baum und die Tochter auf ein Pferd. Nun, marsch, vorwärts!" Einige Leute warfen sich sogleich auf Scholoboff, entwaffneten ihn, banden ihn zugleich mit dem Fuhrmanne an einen Baum und durchsuchten den Wagen, worauf dann die ganze Schaar eilig in den Wald hineinritt. Lange schlug das Klageschrei Natalliens in Scholoboffs Ohr und zerriß ihm das Herz; allmählich wurden die Töne schwächer, endlich erstarben sie ganz in der Tiefe der Wälder, und die Todtenstille der Einöde umgab den unglücklichen Märtyrer.

Vermischte Nachrichten.

Paris, 14 Nov.

Man hat Briefe von dem bekannten französischen Reisenden und Naturforscher Jacquemont aus Lahore erhalten. Er hatte von Lord William Bentink Briefe an Runschit Singh den Chef der Sikhs mitgebracht, und dieser schickte ihm an die Grenze seines Gebiets eine Escorte mit einem Mihmendar, d. h. einen Offizier, der einen Fremden, der als Gast des Fürsten betrachtet ist, begleitet, und im Namen des Fürsten Gastfreundschaft gegen ihn übt. Der Mihmendar hatte Auftrag, ihm täglich 100 Rupien zu bezahlen, und als er in Lahore ankam, wurde er mit großer Festlichkeit empfangen, erhielt täglich 500 Rupien von Runschit Singh, und beim Abschied ein großes Geschenk an Edelsteinen, Shwals, und ein Ehrenkleid aus Kaschemieren gemacht. Er setzte hierauf seine Reise gegen Kaschmir fort, von wo er den Hindukusch übersteigen, über den Oxus setzen, und durch Afghanistan nach Persien durchdringen will. Die französischen Offiziere im Dienst von Runschit Singh haben seiner Armee die dreifarbige Fahne gegeben.

Der deutsche Mahler und Reisende Rugendas ist in Veracruz angekommen, und war beim Abgang der Briefe in Begriff, nach Mexiko überzusetzen.

*

Der französische „Moniteur" gibt einen sehr interessanten statistischen Bericht über die Verwaltung der Civiljustiz in Frankreich, während der letztverflossenen zehn Jahre (von 1820/21 bis 1829/30), aus dem wir folgende Bemerkungen entheben.

Die Zahl aller seit zehn Jahren vor den Tribunalen erster Instanz anhängig gewordenen Rechtsstreite ist 1,210.556. Wenn man damit die Bevölkerung Frankreichs vergleicht, die 31,858 594 Seelen zählt, so ergibt sich ein Verhältniß von 1 zu 26, d. h. daß innerhalb zehn Jahren auf 26 Personen 1 Prozeß kommt. Dieses Verhältniß bleibt sich aber nicht gleich in den einzelnen Provinzen; bei dem königlichen Gerichtshof in Bordeaux ist es 1 zu 25; in Toulouse 1 zu 23; in Grenoble und Nimes nur 1 zu 15 u. s. w. Dagegen befindet sich bei den Gerichtshöfen zu Aix z. B. das Verhältniß wie 1 zu 28, zu Metz wie 1 zu 51, zu Nancy und Orleans wie 1 zu 55, zu Douais wie 1 zu 60, zu Angers wie 1 zu 66, zu Rennes nur wie 1 zu 96, und doch nimmt letztgenannter Gerichtssprengel in Hinsicht der Bevölkerung den zweiten Rang ein. Auch hinsichtlich des Flächeninhaltes bietet sich zwischen den Prozessen an den verschiedenen Gerichtshöfen kein gleiches Verhältniß dar. Der Gerichtssprengel von Paris umfaßt 5,980.059 Hektaren Landes; der von Rennes 5,507,425, und doch sind zu Paris in erster Instanz 139,517 und zu Rennes nur 26,558 Prozesse anhängig gewesen. — Die Zahl der bei dem Kassationshofe eingereichten Appellationen belief sich auf 5919, von dem Ende Augusts 1830 bei der Section de requêts 5260 erledigt, aber nur 2010 zulässig befunden worden waren. Die Section civile erließ 1664 Arrêts, wobei die Zahl der auf Kassation entscheidenden Arrêts die Abweisungen um ein Fünftheil überstieg. Hieraus geht hervor, daß ein wenig mehr als ein Siebentheil der zur Appellation gebrachten Aussprüche erster Instanz kassirt worden ist.

*

Die in der Nacht vom 5 auf den 6 November aus der königlichen Bibliothek durch Einbruch geraubten alterthümlichen Gegenstände des Münzkabinettes, in dessen Sammlungen dieser Raub eine unersetzliche Lücke gerissen hat, bestehen: 1) in goldenen Gefäßen; nämlich in einer goldenen Schüssel oder einem großen Becher von sechs Zoll Durchmesser; auf dem Boden desselben befindet sich ein Basrelief und am Rande sind römische Münzen inkrustirt — ein mit Gold ausgelegter Becher, mit der Büste eines sassanidischen Königs in Relief — mehrere Zierrathen, die im Grabe Childerichs gefunden wurden, wie goldene Bienen, ein goldener gravirter Ring u. s. w.; ferner das goldene Siegel Ludwigs XII, eine alte goldene Bulle, eine große goldene Medaille von Ludwig XIV, die Façade des Louvre's darstellend. 2) Griechische und römische Münzen von Gold — goldene Münzen von Syrakus, drei und fünfzig Stücke an der Zahl; drei goldene Münzen von Königen von Epirus; ein Neoptolem und zwei Pyrrhus; die Folgereihe der Kaisermünzen von Gold; die Münzen von Sextus Pompejus bis auf Justin II, im Ganzen 5192 Goldstücke. 3) Neue goldene Münzen; die Münzen der Könige von Frankreich, von Karl VII bis Ludwig XIII, sieben und dreißig Stücke — goldene Münzen von Ludwig XIV, hundert und fünf und zwanzig Stücke — napoleonische Münzen, fünf und siebenzig Stücke — vier Stücke von Münzen Ludwigs XVIII und Karls X — die großen Männer Frankreichs, zwanzig Stücke — die Folgereihe von Münzen Ludwigs XIV und Ludwigs XV, vierhundert vier und fünfzig Stücke; die Folge von Päpsten, in fünf und sechzig Goldstücken. — Der materielle Werth aller dieser geraubten Gegenstände wird auf fünfmalhunderttausend Franken angeschlagen.

*

Der zu Washington offiziell bekannt gemachte Census der nordamerikanischen Freistaaten von 1830 gibt die Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf 12,856,407 Seelen an; unter dieser Zahl befinden sich 10,526,568 Weiße, 519,467 freie Schwarze und 2,010,572 schwarze Sklaven. Dem Census von 1820 zufolge befanden sich dort nur 7,856,269 Weiße, 233,400 freie Schwarze und 1,631,556 schwarze Sklaven, was in zehn Jahren für die Weißen eine Vermehrung von 2,670,099 oder von 34 Prozent ergibt, für die freien Schwarzen von 86,067 oder 37 Prozent und für die Sklaven von 479,156 oder 31 Prozent. Die Gesammtzahl des Zuwachses beträgt 3,255,802 Seelen oder 33½ Prozent.

*

Ein englischer Sattler hat **Schuhe für Pferde** erfunden. Dieselben werden an die Hufe mit Riemen befestigt und sollen die Stelle der aufgenagelten Eisen vertreten. Man kann sie in weniger als einer Minute dem Pferde anlegen oder abnehmen, je nachdem der Reiter es wünscht oder die Gelegenheit es fordert. Der Reisende kann diese Rossandalen auch anwenden, wenn das Pferd ein Eisen verloren hat, und dann seinen Weg fortsetzen ohne einen Aufenthalt machen, oder für sein Pferd schlimme Folgen befürchten zu müssen. Die Leichtigkeit dieser Schuhe, die kaum halb so schwer sind als ein Hufeisen, und so tragbar, daß man sie in der Tasche oder im Mantelsacke mit sich führen kann, bietet große Bequemlichkeit.

*

Eine von Bauverständigen an der neuen Londonbrücke vorgenommene Untersuchung hat ergeben, daß fast die ganze östliche Seite der Bogen sich sechs und an manchen Orten acht Zoll gesenkt hat. Man glaubt, daß die Brücke gesperrt werden müsse, um die nöthigen Reparaturen vorzunehmen, die sich nicht unter fünfzig- oder sechzigtausend Pf. St. belaufen dürften. So ist man denn in dem werkmeisterlichen England eben so wie bei uns noch nicht so weit gekommen, an das Sprüchwort zu denken: „Erst gebaut und dann geschaut, hat schon manchem Mann gegraut."

*

Zu Silly in Frankreich, nahe bei Argentan, im Departement der Orne, wurden unlängst gegen fünftausend römische Münzen, im Gewichte von sechs und dreißig Pfund, in der Erde gefunden. Der Anlaß zu diesem Funde war sonderbar. Einige Arbeiter bemerkten zwei oder drei Silbermünzen, die von Maulwürfen zu Tag gefördert worden waren; Dieß brachte sie auf den Gedanken, nachzugraben, und kaum einen Fuß tief unter der Erde stießen sie auf eine zerbrochene Urne von rothem Thon, die den Schatz enthielt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 336. 2 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.
1. Das Palais Royal.
(Fortsezung.)

Seit man erfunden hat, der Flamme eine unsichtbare Flüssigkeit zur Nahrung zu geben, und das Gas wie Seinewasser durch Röhren zu leiten, so daß seine leuchtenden Strömungen bis zum Gipfel der Gebäude hinauf verbreitet werden können, seitdem hat das Palais Royal einen neuen Glanz erhalten, mit dem seine frühere Beleuchtung nicht in Vergleich gestellt werden kann. Aus mehr als zweihundert Röhrenmündungen strahlt dieses Licht in eben so großer Klarheit als Fülle, und zu gleicher Zeit sanfter, gleichmäßiger und lebhafter als sein alter unedler Nebenbuhler, an den Gewölben von eben so vielen Arkaden wieder, und gießt Tageshelle über die Säulengänge. In diese Lichtfülle mischt sich die Beleuchtung der Magazine, die aus noch zehnmal mehr Oeffnungen quillt und über die ausgelegten Waaren hingleitet, auf ihnen sich ausbreitet und widerstrahlt auf Stoffen, die aus lauter Stahl, Gold, Seide, Silber, Krystall oder kostbaren Steinen bestehen; tausend Feuer hüpfen und zucken auf den glatten Flächen des polirten Akajouholzes oder an den Wänden von Spiegeltafeln; denn die Zahl der Spiegel, die die Wandbekleidung des Palais Royal in allen Stockwerken ausmachen, ist nicht zu berechnen. Der Fremde steht geblendet da, und fragt sich erstaunt, ob denn das Palais Royal vom Erdgeschoß bis zum Dachsparren hinauf nichts als ein einziger Bazar sey, und ob es wohl einen geheimen und unsichtbaren Theil des Gebäudes gebe, wo die inwohnende Bevölkerung die Süßigkeit des Schlafes genießen könne.

In der That hat auch die Industrie den ganzen Palast in Besitz genommen: ober den Waarenlagern nehmen die Säle zu Bädern und Spielen, Restaurationen, Kaffeehäuser, Tabagien, Lesezimmer Vorstellungen jeder Art den ersten Stock ein; die obern Stockwerke scheinen nur Künstlern von allen Fächern, Malern, Kupferstechern, Zahnärzten, Haarkräuslern u. s. w., und einer gewissen Anzahl von Sultaninnen anzugehören, welche die gefühllose Polizei zwingt, den Tag über das Feld ihrer Eroberungen nur vom Fenster aus zu betrachten. Keine bürgerliche Familie möchte sich hier häuslich niederlassen wollen; man bewohnt das Palais Royal nicht wie ein anderes Haus, man bewohnt es nicht, wenn man nicht Kaufmann ist, und hier besteht fast Alles aus Kaufleuten; wer ein Bewohner dieses Palastes werden will, verzichtet auf die häuslichen Bequemlichkeiten und Genüsse, auf die süßen Annehmlichkeiten des Familienlebens und das Vergnügen innerhalb seiner vier Pfähle zu seyn; im Gegentheile das Publikum ist hier zu Hause, man zwängt sich ein, drückt sich zusammen, verdünnt sich so zu sagen, um den Waaren und Käufern mehr Platz zu lassen; man ist hier nicht um zu leben, sondern um zu verkaufen. Wie geizt man ober auch darnach, nur eine Handbreit Raum zu gewinnen! Das einzige Recht, im Garten Stühle zu vermiethen, trägt dem Bürgerkönig und Eigenthümer jährlich zweiunddreißigtausend Franken.

Alle Waarenlager in diesem reichen Bazar sind Gegenständen des Luxus und jenen glänzenden Nebendingen geweiht, die nicht zum Bedürfnisse gehören. Vergebens würde man da die vierschrötigen Möbeln und Geräthe des täglichen Hausbedarfes suchen; denn nicht allein würden sie zu große Räume einnehmen, sondern das Palais Royal ist überhaupt nicht der Bazar der Pariser; man würde mit Unrecht den Miethsleuten dieses Gebäudes den Namen Einwohner geben, die bloße Dienstleute desselben sind; scheint es doch fast, als seyen sie von ihren Mitbürgern beauftragt, den Augen der Fremden das Schmackhafteste zur Schau zu legen, was das Kochkunstgenie erdacht hat, das Schönste, das Ausgesuchteste, das Anmuthigste, was die grübelnde Verfeinerung hervorbringt, das Vollkommenste, was die Künste jeder Art erschaffen. Der Handel, die Mode, die Jahrszeiten und selbst die Stunden laufen hier unablässig von Waarenlagern zu Waarenlagern, um die Neuheit unter allen Formen dort niederzulegen, und das Palais Royal bleibt zu jedem Augenblicke die Geschmacksschule für die übrigen Kaufleute der Hauptstadt.

Was aber Einen am meisten überraschen möchte, ist die Vereinigung so vieler Notabilitäten, und fast möchte ich sagen europäischer Namen auf so engem Raume. „Sie sind groß wie die Welt," sagte Kleber zu Bonaparte, womit wollte man denn aber das Palais Royal vergleichen, dessen Schoß mit so vielen Sternen ersten Ranges erfüllt ist? Es mag nun der Gastronom mit leerer Tasche sein durch das Fasten geschärftes Geruchswerkzeug, das es mit der feinsten Witterung des besten Jagdhundes aufnimmt, in den Ausflüssen jener ausgesuchten Leckerbissen lustwandeln lassen, an deren Duft der Vorübergehende unentgeltlich sich erlaben kann; oder es mag

Digitized by Google

der reiche Gourmand seinem Gaumen die Mora setzen mit jenen köstlichen Jüs, die man siedheiß serviren und eben so verschlingen muß; oder mag endlich das steinreiche Weltkind wie mit einem Zauberstab den Luxus mit allen seinen Protensverwandlungen und Verführungen um sich her versammeln; überall erblickt man Vollendung, Genie und große Männer. Wie viele Blätter nähme jede einzelne dieser Celebritäten ein? Vielleicht gestatten es einst Zeit und Raum sie die Musterung passiren zu lassen; bis dahin begnüge man sich zu wissen, daß jedes Magazin des Palais Royal ein berühmter Name ist. Allerdings gibt es auch außerhalb desselben Glanzpunkte und beneidenswerthe Namen, aber wie viele moderne Schlösser man auch in der Umgegend von Paris bewundern mag, das Palais Royal schließt in seinen Mauern allein eine Stadt von Palästen ein.

Sollte mir wohl eine Art aristokratischen Schamgefühles verbieten, der Civilisation zu folgen, wohin auch immer sie eine neue Bahn zu nehmen beliebt, sollte ich die Schwelle der Restaurationen überspringen, wo man zu zwei Franken per Kopf speist? Könnte ich meinen Lesern ein betrachtungswürdigeres Schauspiel zeigen, als in reich geschmückten Sälen zweihundert Gäste, deren sichtbarer Appetit im Kampfe liegt mit den zu wählenden vier Schüsseln, denen die Suppe vorausgegangen ist, und die ein Nachtisch krönen soll? Nicht selten werden sie diesen Appetit, wie den Zorn oder das Gerücht, im Fortgang zunehmen, sich in nachträgliche Ergänzungen verirren und durch Zwischennäschereien von Zuckerwerk und feinen Weinen weiter und weiter verlockt sehen, bis endlich diese anmuthigen Nebenschnörkel eines solchen ökonomischen Mittagessens allein ein Mahl nach der Karte des Rocher de Cancal bezahlen würden.

Von daher strömt nun auch größtentheils jene Masse rühriger Spaziergänger aus, die man gegen sieben Uhr die Kaffeehäuser überschwemmen sieht, oder die sich im Bestreben das Sauerstoffgas ihrer Lunge nach einer etwas mehr als vollständigen Mahlzeit wieder zu ersetzen, vor der Rotonde herumtummeln, und die große Streitfrage abhandeln, wo sie heute ihren Abend vollends zubringen sollen. Dieser Mittelpunkt erlaubt ihnen auch in der That alle Richtungen einzuschlagen und führt in ihre Nähe alle übrigen Spaziergänge und Unterhaltungsorte. In diesem Augenblicke betrachtet ergeben sie sich vorläufig der vom Verdauungstrieb gebotenen Bewegung und würdigen so wenig, als die übrigen Menschen, die sich unter ihnen mit politischen Angelegenheiten oder industriellen Spekulationen beschäftigt umhertreiben, den auf einer drei- oder viersachen Sesselreihe aufgerückten Phalanx der schönen Welt einer Aufmerksamkeit. Auch sind die Frauen, von ihren Männern begleitet, wirklich größtentheils nur gekommen, nicht sowohl um an einem Orte, wo die Männer so vollauf zu thun haben, deren Huldigungen entgegen zu nehmen, als um Kühle zu suchen, und die Erholung des Ausruhens zu genießen. Deßhalb sieht man auch hier weder Stutzerinnen von Handwerk noch die Fashionables des alten Boulevard von Gent hier in ihrem Staate prunken.

Die eigenthümliche Physiognomie des Palais Royal bildet sich somit nicht allein aus dem glänzenden Schatze von Reichthümern, die in ihm aufgehäuft sind, sondern auch aus der Art Publikum, das sie anziehen und für das sie geschaffen sind. Die eigentlichen Einwohner des Palais Royal — man muß es endlich einmal sagen — bestehen ausschließlich aus Menschen, die nicht schlafen, denen dieser Feenpalast alle Vergnügungen anbieten kann, nur kein still abgelegenes Schlafgemach; wenigstens gibt es dort keine Gasthöfe im engern Sinne des Wortes. Alles was zu Paris sich nicht in dem abgeschlossenen Kreise eines regelmäßigen und stätigen Lebens bewegt, eilt sich in das Spezialpublikum des Palais Royal zu mischen.

Das Auge des Beobachters erblickt dort im bunten Gemische die Fremden aus allen Ländern, die Reisenden aus allen Provinzen, die Hagestolze, die Studenten, die geflüchteten Italiener und Spanier, die verabschiedeten oder auf halben Sold gesetzten Offiziere, die Intrikanten, die politischen Umtreiber, endlich die ganze Sippe von Leuten, die von Zufall oder einer Begegnung, die ihr gutes Gestirn ihnen in den Wurf bringt, ein Abendessen, einen Eintritt in's Theater, oder überhaupt einen angenehmen Abend zu erhaschen hoffen. Man kann sich leicht denken, wie oft die Rotonde der Schauplatz der unvorhergesehensten und seltsamsten Begegnungen werden muß. Wie oft sah man unter dem Kaiserreiche und selbst unter der Restauration Waffenbrüder, der Eine aus Spanien, der Andere aus Moskau zurückkommend, in der Rotonde sich die Hand drücken, während Thränen an ihren Augenliedern hingen. Ich könnte zwei Freunde nennen, die im Augenblicke, wo sie zu Pondichery Abschied von einander nahmen, auf drei Jahre später zu bestimmter Tageszeit und Stunde in der Rotonde eine Zusammenkunft unter sich verabredeten, und das Glück hatten, genau an dem ausgemachten Tag und der Stunde einander in die Arme zu fliegen. Man reist ab, man reist um die Welt und findet sich in der Rotonde wieder. Wie viele tausend Menschen würden, wenn die Rotonde nicht wäre, in dem Augenblicke, wo man sie um den Ort eines Zusammentreffens befragte, mit offenem Munde dastehend die Antwort schuldig bleiben!

Ein Dilettant in dem schweren Handwerk, das man Leben heißt, der acht Jahre hindurch in den Galerien des Palais Royal seinen Lust- und Freudenkursus durchgemacht hatte, und durch eine Reihe von Unglücksfällen genöthigt worden war, sich an den Fuß der Pyrenäen zu flüchten, wurde eines Tags von einem Vorübergehenden gefragt, wohin die Straße führe, auf der er wandere? „Ins Palais Royal" war seine naive Antwort. Und er sagte die Wahrheit; denn dort münden alle Heerstraßen aus allen Hauptstädten Europas ein, und möchte man so aufrichtig seyn, seinen Herzens Grund dem Gendarmen aufzuschließen, der, wenn man den Fuß auf französischen Boden setzt, Einen fragt, wohin man zu gehen gedenke — gewiß man würde vor Allem das Palais Royal nennen, den Brennpunkt der gespanntesten Erwartungen.

(Fortsetzung folgt.)

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Fortsetzung.)

Es war früher von dem Schatze des Deys die Rede, worüber ich einige vielleicht noch unbekannte Bemerkungen hinzufügen muß. Gewöhnlich denkt man sich einen türkischen Souverän als den unbeschränkten Gebieter über Habe und Leben seiner Unterthanen,

Digitized by Google

dessen bon plaisir alle Rechnungen abschließt, und in Rechtssachen *) als höchstes Gesetz gilt. Dieß war in Algier durchaus nicht der Fall. Der Dey hatte zwar die Schlüssel des Schatzes in seiner Hand, konnte aber keine Thüre allein öffnen, dieß war ihm ausdrücklich durch das Staatsgesetz verboten. Für die Finanzen waren alle mit diesem Verwaltungszweige beauftragten Beamten verantwortlich. Der Dey konnte nach Belieben über sein Privatvermögen verfügen, aber von der Schatzkammer nicht einmal Vorschüsse entnehmen, der er zuweilen selbst lieh. Hussein hielt ein sehr wachsames Auge auf die Einkünfte und Ausgaben des Staats, und trieb hierin die Ordnung so weit, daß er nicht den geringsten Rückstand in den Rechnungsabschlüssen duldete. „So," sagte er eines Tages zu mir, „bin ich Niemanden etwas schuldig, und Niemand schuldet mir. Meine Rechnung als Hausvater ist so rein, wie das Verzeichniß, welches Bourmont in der Kassaba fand. Ordnung ist mir Gewohnheit und Bedürfniß geworden, und beherrscht mich so, daß ich hier in Paris, wie zu Livorno und Algier alle Abende, bevor ich mich niederlege, Alles bezahle, was ich schuldig bin. Ich könnte kein Auge zuthun, wenn ich noch eine Rechnung unausgeglichen wüßte." Vor Hussein befanden sich die Finanzen in großer Zerrüttung; er brachte sie, so wie die ganze übrige Verwaltung und das Münzwesen in Ordnung.

Diese einzelnen Angaben habe ich aus Husseins eigenem Munde, der sie in Gegenwart des Admirals de la Bretonnière mittheilte. Der Admiral hatte wie bekannt im Jahre 1829 als Gesandter Frankreichs an den Dey die letzten kategorischen Forderungen seiner Regierung nach Algier überbracht, und bei seiner Abfahrt aus dem Hafen, war von den Forts auf das unter Parlamentärflagge segelnde Schiff des Admirals gefeuert worden. Hussein kam auf dieses unglückliche Zwischenereigniß zu sprechen. „Dieser Vorfall," sagte er, „fehlte noch, um mich um den Verstand zu bringen. Als ich nach unserm Abschiede die Kanonen hörte, begriff ich nicht, was Dieß bedeuten sollte. Ich eilte, nach den Seebatterien hinaus zu sehen, und da ich bemerkte, was vorging, sendete ich Achmet, den Sie fragen können, da er hier zugegen ist, sogleich ab, um das so unklug begonnene Feuern einzustellen. Wie lange kam mir Achmets Weg dahin vor! Und doch war es nur eine kurze Straße, die er zu durchlaufen hatte und Achmet lief sehr schnell, mein treuer alter Diener! Während er hinflog, schlug ich mich an Hüfte und Kopf! Wehe uns, sagte ich, welche Schande, auf ein Parlamentärschiff zu feuern! O die Unglücklichen, Gott beschütze sie vor meinem Zorn! Endlich hörte das Feuern auf; eine Last fiel mir vom Herzen, ich sah das Schiff sich entfernen, und es freute mich, daß meine Kanoniere so schlecht gezielt hatten. Wie gern hätte ich mit meinem Fernrohre auf dem Verdeck der Provence erspähen mögen, ob die Schurken auch Jemand getödtet oder verwundet. Nachher erhielt ich nähern Bericht, woraus ich ersah, daß die Offiziere der Batterie, die das Schiff dem Molo sich nähern sahen, geglaubt hatten, Sie wollten sie angreifen."

„Es war der Meerstrom," bemerkte der Admiral, „der uns gegen unsern Willen den Batterien zuführte."

„Ich erfuhr es nachher; allein ich strafte den Kommandanten des Forts, wie er es verdiente; ich setzte ihn ab. Mein Gewissen sagt mir, daß ich in diesem Falle Alles that, was in meinen Kräften stand, um den Verdacht eines so niederträchtigen Angriffs von mir abzuwälzen. Einer der europäischen Konsuln übernahm es, Ihnen den Zusammenhang des Geschehenen und meinen Unmuth darüber wissen zu lassen."

„Unsere Matrosen waren wüthend, und man konnte sie nur durch die schärfsten Drohungen abhalten, den Forts zu erwiedern. Hätte ich die Bay von Algier Abends zuvor verlassen, wie ich es konnte, so wäre vielleicht so etwas nicht vorgefallen. Allein ich wollte Ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit lassen, um über die Vorschläge nachzudenken, die ich Eurer Hoheit zu überbringen die Ehre hatte."

„Ach, Herr Admiral, darin that ich eben Unrecht. Sie verlangten, daß ich einen Gesandten nach Paris schicken sollte, um an den Stufen des Thrones Ihres Königs die Mißhelligkeiten ausgleichen zu lassen. Ich beharrte darauf, keinen zu schicken. Ich folgte bösem Rathe, es war dort eben beschlossen! Ich wollte keinen Gesandten nach Paris schicken und bin nun selbst hier! Uebrigens," fügte er lächelnd hinzu, „es ist kein Unglück ohne Glück, die schlimmste Sache hat ihre gute Seite." — Hier nahm er des Admirals Hand und die meine — „wäre ich klüger gewesen, so hätte ich heute nicht das Vergnügen, Ihnen die Hand zu drücken."

(Fortsetzung folgt.)

*) Die türkische Justiz ist nicht durchaus so schlimm, als sie gewöhnlich verschrien ist. Die Willkür des Richters oder die Launen des Staatsoberhauptes kommen dabei nicht öfter ins Spiel als bei uns civilisirten Nationen. Wenn sie etwas rasch durchgreift, so geschieht damit dem Kläger wie dem Beklagten ein Gutes; man kennt dort nicht Prozesse, über denen ganze Geschlechter aussterben, oder Verhaftungen, die durch ihre langwierige Dauer den Gefangenen um seine Gesundheit bringen, und zuletzt mit seiner Freisprechung endigen. Die Rechtspflege ist durchaus unentgeldlich. Algier hatte drei Gerichtshöfe: in dem erster Instanz sprach der Cadi; dann folgte eine Art Appellationsgerichtshof, und endlich stand den Parteien frei, ihre Sache noch vor den Dey selbst zu bringen, wenn sie mit dem Ausspruch der beiden vorausgegangenen Tribunale nicht zufrieden waren. Hinsichtlich der Parteien wurde nicht der mindeste Unterschied gemacht. Hiezu als Beleg folgende Anekdote: Der Sohn eines Dey hatte einen Rechtsstreit mit einer jüdischen Familie. Kläger und Beklagter stellten sich vor dem Richter. Dem Gesetz zufolge hatte der Jude vor dem Thore der Moschee seine Schuhe abgelegt, der Sohn des Dey aber die seinigen anbehalten. Der Richter bemerkte Dieß und sagte: „Mache Deine Schuhern gleich mit denen deines Gegners. Die Gerechtigkeit kennt nur Gleiche." Anm. d. Verf.

Der Kanal zwischen dem mittelländischen Meere und dem Ozean.

Der große Plan von Ludwig XIV, das mittelländische Meer mit dem Ozean durch einen für Seeschiffe schiffbaren Kanal zu verbinden, wurde bekanntlich nur bald ausgeführt. Der Kanal von Languedoc geht vom mittelländischen Meere bis Toulouse, wo er sich in der Garonne endigt; allein diese ist zu seicht, um die Schiffe, welche den Kanal befahren, zu tragen, so daß in Toulouse umgeladen werden muß, damit die Waaren auf kleinen Booten nach Bordeaux gebracht werden können. Auch so ist der Kanal von einem unschätzbaren Werthe für Südfrankreich: hat den Preis des Landes der umliegenden Provinzen verdreifacht und setzt jährlich einem

Digitized by Google

Handel von fünfzig Millionen Franken Werth in Bewegung. Allein diese Vortheile stehen in keinem Verhältnisse mit denen, welche zu erwarten wären, wenn der Kanal den Ozean erreichte; und schon Vauban hatte einen Plan entworfen, ihn weiter in der Garonne hin bis Moissac zu führen, wo die Tarn sich in jene ergießt und sie für beträchtliche Schiffe fahrbar macht. Allein das Elend von Frankreich gegen Ende des Lebens von Ludwig XIV erlaubte die Ausführung des Planes nicht, so wie die unzähligen Pläne, die im Laufe des letzten Jahrhunderts zur Ausführung dieser Idee gemacht wurden, theils in den wirklichen Schwierigkeiten der Ausführung, theils am Mangel an Kapital scheiterten. Endlich scheint aber der Zeitpunkt gekommen, wo diese große Unternehmung, die nicht nur Frankreich, sondern alle seefahrenden Nationen in hohem Grade interessirt, zu ihrer Reife gekommen ist. Ein reicher und unternehmender Mann, Oberst Galabert, arbeitet seit zehn Jahren an einem Projekt, den Kanal von Languedoc bei Toulouse aufzunehmen, und statt ihn durch das Thal der Garonne hinab fortzusetzen, ihn an dem obern Theile der Garonne hin gegen die Pyrenäen zu führen, bis an den Punkt, wo der Fluß Neste in die Garonne fällt, mit diesem den höchsten Punkt des Kanals zu alimentiren, bei der Wasserscheide zwischen der Garonne und der Adour in Labarthe einen Berg zu durchschneiden und dann den Kanal an den Fluß Arros hin zu führen, bis zur Einmündung von diesem in die Adour, neben welcher der Kanal hinläuft bis zum Bec du Gave, zwölf Stunden oberhalb Bayonne, wo er sich mit der Garonne vereinigt, die von dort an Schiffe von 300 Tonnen trägt. Der Grund, warum sich Galabert von dem alten Plane, das Thal der Garonne von Toulouse abwärts zum Bette seines Kanals zu machen, entfernt hat, liegt darin, daß die Garonne durch Weingegenden fließt, welchen die Flußschifffahrt vollkommen hinreichend ist, und welche durch einen Kanal nichts gewonnen hätten, während die Provinzen der Pyrenäen, durch welche der Kanal laufen soll, an Bergwerken aller Art reich sind, welche aus Mangel an Transportmitteln bisher entweder ganz ungebaut geblieben sind, oder wenigstens keineswegs so bebaut werden konnten, wie es ihnen die Errichtung eines Kanals möglich machen wird; es liegen am Kanal hin über vierhundert Bergwerke in Gold, Silber, Alaun, Kupfer, Blei, Zink, Ocher u. s. w., so wie zahlreiche Marmor-, Schiefer-, Feuersteins-Brüche, Steinkohlenlager; kurz größere mineralische Reichthümer als irgend eine Provinz von Frankreich besitzt. Man hat seit wenigen Jahren angefangen, die Marmorbrüche zu bearbeiten; sie enthalten alle Arten gefärbten Marmors, der den großen Verbrauch von Frankreich vollkommen befriedigen würde. Das Gebirg von Basserre, in der Nähe der Kanallinie, besteht aus dem vortrefflichsten Schiefer, der nur gebrochen werden darf. Die Vortheile des Plans für die umliegende Gegend sind so groß, daß viele Landbesitzer der Kanalgesellschaft das nöthige Terrain umsonst, und die meisten sich durch Aktien bezahlen zu lassen sich anbieten, und in drei Monaten sind in den Orten, an denen er hinlaufen soll, sieben Millionen Franken für seine Ausführung unterschrieben worden. Die Kosten der Ausführung sind auf acht und zwanzig Millionen Franken angeschlagen, wozu noch 12 Millionen Franken für unvorhergesehene Fälle und Zinsen bis zur Vollendung des Ganzen kommen; also vierzig Millionen Franken im Ganzen. Die Handelskammern von Toulouse, Marseille, Montpellier und Bayonne haben seit fünf Jahren alle Ministerien ersucht, den Plan zu befördern. Die Direktion des Ponts et Chaussées hat ihn untersucht und ausführbar gefunden. Alle Vorbereitungen sind gemacht und die Arbeiter können anfangen, sobald die administrativen Formen im Reinen sind. Der Tarif der Zölle, welche die Gesellschaft für die Benutzung des Kanals erheben darf, ist derselbe, wie im Kanal von Languedoc ihr Betrag ist auf acht Millionen Franken jährlich berechnet, wobei jedoch der Durchgang der Seeschiffe vom mittelländischen Meere zum Ozean nicht berechnet ist. Er ist auf Schiffe von 130 bis 150 Tonnen berechnet, und es leidet keinen Zweifel, daß ein großer Theil der 12000 Schiffe, welche jährlich die Meerenge von Gibraltar passiren, diesen sichern, kürzern und wohlfeilern Weg ergreifen wird; denn die Dimensionen des Kanals sind mehr als hinreichend für die größere Hälfte der Schiffe, welche den Handel im mittelländischen Meere betreiben. Der englische Handel in diesem Meere beschäftigte im Jahre 1825 6174 Schiffe, welche 518.676 Tonnen trugen, d. h. 85 Tonnen im Durchschnitte. Der französische Handel in demselben Meere und demselben Jahre beschäftigte 6584 Schiffe, mit 510.994 Tonnen, d. h. 77 Tonnen im Durchschnitte; die französische Küstenschifffahrt vom mittelländischen Meere in den Ozean und umgekehrt beschäftigte 2718 Schiffe von 105 Tonnen im Durchschnitte. Da der Kanal Schiffe bis 150 Tonnen trägt, so ist klar, daß wenigstens drei Viertheile der Schiffe, welche gegenwärtig die Meerenge von Gibraltar passiren, den Kanal befahren können. Der Kanal wird von dem Wasser des Flusses Neste reichlich alimentirt, ohne daß es nöthig wäre, das Wasser der Adour zu Hülfe zu nehmen, das zu den Bewässerungen des Adourthales nothwendig ist, während die Neste von keinem Gebrauche ist; ehemals wurde ein unbedeutender Floßhandel mit Tannen darauf betrieben, der aber längst aufgehört hat und ohnehin auch auf dem Kanal statt haben könnte; die größte Schwierigkeit eines Kanals besteht bekanntlich darin, hinlänglich Wasser auf der Wasserscheide zu finden, und darin ist dieser Kanal ganz besonders begünstigt. Die Neste gibt täglich 800,000 Kubikmètres Wasser, und da auf dem Kanal von Languedoc, der gleiche Dimensionen hat, jedes Schiff 900 Kubikmètres erfordert, so ist klar, daß der neue Kanal täglich 900 Schiffe tragen könnte, was natürlich weit über alles denkbare Bedürfniß ist. Der höchste Punkt des Kanals liegt 122 Mètres über Toulouse und 515 über dem Punkt der Adour, wo er sich in diese ergießen soll; seine Länge beträgt im Ganzen 559.944 Mètres, und er soll 274 Schleußen enthalten, jede von drei und einem halben Mètres Fall und acht und dreißig Mètres Länge; der Ueberfluß an Wasser wird erlauben, jede Schleuße in fünf Minuten zu durchschiffen, so daß sie alle zusammen nur einen Verzug von drei und zwanzig Stunden verursachen; das System der Schleußen ist dasselbe wie in dem Kanal, der die Forth und Clyde in Schottland vereinigt. Die unterirdische Galerie, welche auf dem Scheidepunkt die Höhe von Pinas durchschneidet, soll 5666 Mètres Länge erhalten. Der Plan dieses Kanals zeichnet sich noch in anderer Hinsicht vor allen Kanalprojekten, welche gegenwärtig in Frankreich in Ausführung sind dadurch aus, daß er ausschließlich auf Kosten und Risiko einer Aktiengesellschaft unternommen wird, während bei allen übrigen der Staat die Garantie der Zinsen und des Kapitals übernahm, und das durch Subscriptionen nicht gedeckte Kapital zuschoß, so daß ihn die seit der Restauration angefangenen Kanäle zweihundert Millionen kosten, ohne alle Aussicht auf direkte Zurückbezahlung irgend eines Theils dieser Summe. Der neue Kanal soll „Canal royal des Pyrenées" heißen.

Die Einkünfte der Reformgegner im Oberhause.

Unter dem Titel: „Das schwarze Buch oder Verzeichniß der Pairs und ihrer Familien, die am 8 October 1831 im Oberhause gegen die Reformbill gestimmt haben," ist in London eine Flugschrift erschienen, die begierig gelesen wird. Man findet darin folgende Stelle über die Staatsbesoldungen der Bischöfe und anderer Mitglieder des Oberhauses:

Bischöfe: Der Erzbischof von Canterbury, 1,750.000 Franken; Llandaff, 338,500 Fr.; Winchester, 1,000,000 Fr.; Lincoln, 450,000 Fr.; Rochester, 925.000 Fr.; Bristol, 575.000 Fr.; Bath, 435.250 Fr.; Exeter, 500,000 Fr.; Salisbury, 600 000 Fr.; Lichfield, 553,750 Fr.; Oxford, 525.000 Fr.; Tuam (Ireland), 500,000 Fr.; Bangor, 575,000 Fr.; Saint-Asaph, 375,000 Fr.; Cork, 150,000 Fr.; Peterborough, 116,550 Fr.; Durham, 2,275,000 Fr.; Carlisle, 1,207,750 Fr.; Leighlin, 250,000 Fr.; Cloyne, 190,000 Fr.; Kenyon, 156,850 Fr. — Herzoge: Cumberland, 1,000,000 Fr.; Glocester, 1,000,000 Fr.; Marlborough, 200,000 Fr.; Northumberland, 750,000 Fr.; Buckingham, 595,000 Fr.; Wellington, 1,858,275 Fr.; Beaufort, 1,215,000 Fr.; Newcastle, 267,500 Fr.; Rutland, 87,500 Fr.; Dorset, 1,000,000 Fr. u. s. w. — Hierauf folgen die Namen von eilf Marquis, die Besoldungen von 1,500,000, und 750,000 bis zu 500,000 und 250.000 Fr. beziehen. Endlich wird noch ein Verzeichniß von 194 Grafen, Viscounts und Lords gegeben, die alle mehr oder minder einträgliche Sinecuren genießen. Die Gesammtsumme aller dieser Bezüge ist auf 51,046,726 Franken angeschlagen; und doch ist es nur die Hälfte der Pairie, die diese ungeheure Summe verschlingt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 337. 3 Dezember 1831.

Blicke in Afrika's Zukunft und das Reich der Möglichkeiten.

Landers Entdeckung der Nigermündungen hat das öffentliche Interesse abermals auf Afrika gelenkt, und jetzt ist wenigstens eine gegründete Hoffnung vorhanden, nützliche Verbindungen mit den Völkern im Innern zu eröffnen, und vielleicht den gesellschaftlichen Zustand dieser Millionen Menschen zu verbessern, welche seit Jahrtausenden die Opfer ihrer eigenen Unwissenheit und der Habsucht anderer Völker waren. Centralafrika, der eigentliche Sudan, liegt nun ganz unbestreitbar offen da, und man mag die Hand der Vorsehung darin erkennen, daß die Entdeckung der Nigermündung zu einer Zeit geschah, wo die hohe Vervollkommnung der Dampfboote gestattet, diese Entdeckung in ihrem ganzen Umfange zu benützen. So ward auch Amerika nicht eher entdeckt, als bis der friedliche Zustand Europa's, die Handelsthätigkeit der Völker und die festere Gründung der Regierungen es möglich machte, diese herrliche Entdeckung zu benützen. Es ist bemerkenswerth, daß der letztern keine auffallende Verbesserung der Schiffe oder der Schifffahrt vorauging. Europäische Schiffe und Seeleute waren Jahrhunderte vorher nicht schlechter gewesen als diejenigen, welche zuerst Amerika erreichten. Wäre die Entdeckung zur Zeit des römischen Reichs gemacht worden, so hätte dieß kriegssüchtige Volk, das den Handel verachtete und die See haßte, sie wahrscheinlich vernachlässigt. Dasselbe wäre ihr Loos gewesen in den finstern Zeiten des Mittelalters unter den steten Fehden der kleinen europäischen Mächte, welche die Kosten ferner Expeditionen nicht zu tragen vermocht hätten. Als aber die Kreuzzüge die Städte vom Druck der Tyrannei der Baronen befreit hatten, als das rasche Aufblühen Venedigs, eine Folge seines Verkehres in der Levante, der Welt den Werth des Handels kennen lehrte, als Ferdinand, einer der ersten Souveräne Europa's, der Beherrscher der ritterlichsten und kühnsten Nation des fünfzehnten Jahrhunderts, die furchtbare Last der maurischen Kriege sich vom Halse geschafft hatte, da ward die mächtige Gränzscheide überschritten, welche so lange Amerika vor den Augen der übrigen Welt verschlossen hielt.

Wenn Afrika, so lange bekannt und den civilisirtesten Ländern der Welt so nahe, bis auf diesen Tag kaum minder verschlossen blieb, als Amerika, so können wir wohl fragen, wie konnte Europa hoffen, die Schätze dieses Landes sich eröffnet zu sehen, so lange es sich des Sklavenhandels schuldig machte, so lange das Eindringen in die verborgenen Reichthümer dieses weiten Theils der Erde nur dazu gedient hätte, mehr Elend zu verbreiten, mehr Blut zu vergießen, ihm die moralische Pest des verderblichsten aller Handelszweige mitzutheilen, noch mehr wilde Stämme zu Blut und Mord zu entflammen, und noch mehr menschliche Wesen aus ihrem Vaterlande fortzuschleppen, um sie fern von ihrer Heimath umkommen zu lassen? Die Zeit ist gekommen, wo dieser teuflische Handel seinen Todesstoß, wenigstens in England, erhalten hat, und vielleicht ist der Augenblick nicht fern, wo die Mahnung an England ergeht, seine ganze Nationalkraft anzustrengen, um die Schätze Afrika's zu erschließen. Die Größe Afrika's überwältigt den Geist. Es ist über fünftausend Quadratmeilen groß; der Aequator durchschneidet es fast in der Mitte, und die Sonne wirft stets ihre Strahlen senkrecht auf dieses Land. Die wichtigste Frage der Humanität ist, wie dieser mächtige Kontinent civilisirt, glücklich gemacht werden, und selbst zu der allgemeinen Wohlfahrt beitragen kann. Nichts ist umsonst vorhanden; der Schöpfer hat kein Land erschaffen, bloß damit es der Thätigkeit und dem Scharfsinne der Menschen trotzen solle. Alles kann zu etwas Gutem benützt werden, wenn der Mensch nur die rechten Mittel verwendet. Die Hoffnung Afrika zu civilisiren, hängt davon ab, daß man es in den Stand setzt, civilisirten Gesellschaften Unterhalt zu geben, was es in seinen jetzigen Verhältnissen nicht vermag, denn ein großer Theil desselben ist mit dürrem Sande bedeckt, und ein anderer abwechselnd durch Regen und Flüsse in einen Morast, und durch die Wirkung der Sonne auf diesen ungeheuren Morast in eine gifthauchende Hölle verwandelt. Zwischen den Tropenländern regnet es stets irgendwo. Die heißen Winde folgen stets der Sonne von Wendekreis zu Wendekreis, und die Dünste, die sie erzeugen, werden, wenn dieselben die höheren Regionen der Atmosphäre erreichen, stets in Regen niedergeschlagen. Ein Landstrich von 1000 Meilen nördlich und südlich von der Linie ist also fortwährend in einem Zustande übermäßiger Bewässerung, und in Folge derselben einer eben so übermäßigen Fruchtbarkeit während einem oder zwei Monaten, wo der Erdboden trocknet, und Hitze und Feuchtigkeit in gleich außerordentlichem Grade zusammenwirken. Aber während des Restes der trockenen Jahreszeit ist das Land ein Abgrund von Pestilenz, so tödtlich durch seine Miasmen, und so quälend durch die Schwärme von Insekten, welche die Hitze erzeugt, daß Menschen und kleinere

Digitized by Google

Thiere in großer Anzahl umkommen, oder in die Wüste fliehen, und sich lieber den versengenden Strahlen der Sonne aussetzen, als den tödtlichen Schmerzen der zahllosen Insektenstiche. Das Land ist bedeckt mit unermeßlichen Marschen und dickem, mannshohem Grase, die wuchernde Vegetation hemmt den Durchzug der Luft, und alles ist Fieber und Tod.

(Schluß folgt.)

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Fortsetzung.)

Der Befehlshaber des Forts, von dem in diesem Gespräche die Rede war, und der von dem Dey seiner Stelle entsetzt wurde, hieß Ibrahim, früher Weckil-Hardj der Wollenlieferungen, später Weckil-Hardj (Minister) des Seewesens. Nach Ibrahim erhielt Sidi Mustapha, Husseins Schwiegersohn und Finanzminister, den Oberbefehl in den Batterien. Sidi Mustapha hatte eine Tochter des Deys geheirathet, die von ihrem früheren Gemahl geschieden worden war. Hussein hatte diese Tochter an den Neffen eines gewissen Yahia vermählt, der von ihm zur Würde eines Aga erhoben worden war, als nach Ali's Tod der Dey sein neues Ministerium bildete, und die höchsten Stellen des Serails besetzte. Allein später wurde der Aga aus politischen Gründen seiner Würde entsetzt und nach Belida verbannt, wo er eine Verschwörung anspann, von der Hussein sichere Beweise zu haben glaubte. Der Aga wurde auf Husseins Befehl erdrosselt. Yahia's Neffe wollte nicht mehr mit der Familie Dessen, der die Hinrichtung seines Oheims befohlen, in Verbindung stehen, und ließ sich von Husseins Tochter scheiden, worauf er, da er hiedurch dem Dey eine offene Feindschaft anzukündigen schien, nach Tunis verwiesen wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Hussein triftige Gründe hatte, mit solcher Strenge gegen den Oheim seines Eidams zu verfahren. Vorsätzliche Grausamkeit lag nicht im Charakter des Dey's. Hussein regierte dreizehn Jahre, und die Hinrichtung des Aga, war die einzige Lebensstrafe, die er während einer so langen und schwierigen Regierung verhängte. Auch liebte er Gerechtigkeit zu sehr und suchte jedes ihm angezeigte Unrecht schleunig wieder gut zu machen. Hievon gab er gleich nach seiner Thronbesteigung einen Beweis. Das genuesische Mädchen, das sein Vorgänger Ali hatte entführen lassen, befand sich noch in seinem Harem, als der neue Dey Besitz vom Serail nahm. Hussein beeilte sich, sie ihren Angehörigen zurückzugeben, und ihr für das widerfahrene Unrecht eine Ausstener von Zehntausend schweren Piastern zu geben.

Die Kolonisation Algiers durch Frankreich schien den Dey sehr zu interessiren. Mit großer Sorgfalt erkundigte er sich über Alles, was in seinem vormaligen Deylik vorging, und mit Vergnügen nahm er Alle auf, die von Algier kamen. Ungünstige Nachrichten über die dortigen Ereignisse betrübten ihn sehr; unter ungünstige Nachrichten aber zählte er vorzüglich Mißgriffe, die dort von den französischen Agenten begangen wurden. Eines Tages sagte er zu mir, nachdem er durch Hussana D'zhies einen Artikel über die Kolonisation Algiers aus einem Journale sich hatte übersetzen lassen: „Wie glauben Sie, daß man zu Werke gehen müsse, um Algier mit Erfolg zu kolonisiren?" Ich antwortete: „Zwei Maßregeln scheinen mir hiezu vor Allem unerläßlich. Erstens muß man sich aufrichtig und fest gegen die Araber benehmen, gut bezahlen, was man von ihnen empfängt und sich Achtung zu verschaffen wissen, wenn sie betrügen wollen, d. h. man muß Geld in der Tasche und die Waffen in der Hand haben. Zweitens ist es nöthig, daß wir unsern Charakter verläugnen, der überall Alles französisiren will. Diese leichtsinnige Aufgeblasenheit würde uns Die zu Feinden machen, die wir unterwerfen wollen. Meiner Ansicht nach müssen wir den dortigen Einwohnern die Hälfte unsrer Sitten und Lebensweise abtreten, und dafür die Hälfte von den ihrigen annehmen. Hiedurch wird man sich allein ihre Zuneigung erwerben."

„Sie haben Recht," erwiederte Hussein. „Vorzüglich darf man nicht Hand an die Moscheen legen, und nicht die Wakufs*) einziehen. Sehen Sie, was daraus erfolgte, seit man den Fehler beging, unsern Glauben so ins Gesicht zu verhöhnen. Brand und Mord verfolgt jetzt die Christen, die unsre Religion verachtet haben. Diese mußte vor Allem geachtet werden. Es wird lange hergehen, es wird vieler für die muselmännischen Interessen günstiger Schritte bedürfen, bevor man sie diese gewaltthätigen Eingriffe in unsre Vorurtheile, wie man es hier zu Lande heißt, vergessen machen wird. Sultan Mahmud ist sehr stark und mächtig, aber seyen Sie überzeugt, daß er ein Opfer seiner Kühnheit werden würde, wenn er Hand an die Wakufs zu legen wagen sollte. Hiemit wird man sich wenig Gunst im Lande erwerben."

„Eure Hoheit sprechen wie ich glaube ganz für die Ansicht, daß man sich die Neigung der Bevölkerung erwerben, nicht ihr durch Anmaßung zu imponiren suchen müssen."

„Durchaus. Ich erinnere mich einer Geschichte, die man auf die Unternehmung Frankreichs in Betreff Algiers anwenden könnte. Ein Sultan hatte einen häßlichen übelgewachsenen Bart von garstiger Farbe, und kam daher auf den Gedanken, seinen Unterthanen das Tragen der Bärte zu untersagen, um sich seines eigenen mit desto weniger Aufsehen entledigen zu können. Der Vezier, der ein kluger Mann war, suchte ihm die Schwierigkeit eines solchen Vorhabens darzustellen. „Du wirst," sagte er, „hiedurch Jedermann aufbringen. Der Bart ist eine Gewohnheit, ein Theil der Tracht, er gehört zu unsern Sitten, und man tastet Sitten nicht an, ohne zu zittern, wenn man klug ist. Ich weiß, daß man Dir gehorchen

---

*) Die Wakufs sind die Gaben und Opfer der Gläubigen, für gewisse religiöse Zwecke und namentlich für Mekka. Die französische Regierung beging einen großen Fehler, daß sie nicht gleich Anfangs Leute nach Algier schickte, die durch langen Aufenthalt im Oriente mit Sitte und Denkart des Volkes bekannt waren und nicht nöthig hatten, sich ein Vermögen zu erwerben. Was die Moschee anbelangt, auf die Hussein im Laufe des Gespräches anspielt, so wurde sie niedergerissen, unter dem Vorwande einen freien Platz zu gewinnen. Was aber noch schlimmer war, ist der Umstand, daß das Einreißen der Moschee begonnen und nicht vollendet wurde, wodurch dieser Tempel eine Ruine blieb, die jedes muselmännische Herz empören mußte. Um das Maß der Mißgriffe voll zu machen, wurde die Moschee noch zu einem unreinen Gebrauch bestimmt, und in eine christliche Senkgrube verwandelt. In der That, Herr Jal bezeichnet diese leichtsinnige Aufgeblasenheit der Franzosen, mit der sie von jeher keck in alle Nationalitäten eingriffen, noch zu gelinde. A. d. R.

muß und daß Du keinen Entschluß gefaßt hast, ohne zuvor reiflich ihn überlegt zu haben; allein vor Allem ist es nöthig Zeit zu gewinnen. Was Du jetzt ohne einen Aufruhr zu erregen und das Blut deiner Unterthanen vergießen zu müssen, nicht bewirken kannst, wirst Du mit Geduld erlangen. Ich bedinge mir nur drei Jahre aus, um deinen Wunsch in Erfüllung zu setzen." Der Sultan willigte ein. Nun begann der Vezier damit, daß er den jungen unbärtigen Leuten rieth, sie sollten sich keinen Bart mehr wachsen lassen, er entstelle das Gesicht, sey unnöthig und lästig; überhaupt wünsche der Sultan künftig alle jungen Leute seiner Staaten mit glattem Kinne zu sehen. Es kostete ihm wenig Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß ein Bart dem Mann viele Aehnlichkeit mit einem Bock gebe. Mit Freuden opferte man den geliebten Bart. Nach zwei Jahren waren mehr als drei Viertheile der Unterthanen des Sultans geschoren, und im folgenden Jahre gehörte es unter die Lächerlichkeiten einen Bart zu tragen. Der Vezier hatte das Rechte getroffen. Möchten die französischen Veziers in Algier sich Dieß zur Lehre nehmen."

(Schluß folgt.)

Stimmen über Capodistrias.

(Fortsetzung.)

Auf die vorausgegangene Erklärung der Griechen zu Paris ließ Herr Eynard folgendes neue Schreiben vom 19 November d. J. in den Blättern einrücken.

III.

„Höchst schmerzlich ist es für mich, jenen großen und tugendhaften Bürger sogar noch vertheidigen zu müssen; allein man greift ihn mit so viel Undankbarkeit und Erbitterung an, daß seine Vertheidigung eine Pflicht für mich wird, der ich mich hiermit entledige.

Ich hoffe von Ihrer Unparteilichkeit und Billigkeit, daß Sie mein Schreiben in Ihr Blatt aufnehmen werden; vielleicht lenkt meine Darstellung die allgemeine Aufmerksamkeit von Neuem auf das nur zu lange vergessene Griechenland, und geschähe dieß, so würde ich mir Glück wünschen. Das Verbrechen Einiger darf nicht der ganzen Nation zur Last gelegt werden; diese verdient noch immer das Wohlwollen Europa's und die ganze Liebe, welche der Präsident für sie hegte. Gelingt es mir, das Interesse für jenes herrliche Land wieder zu erwecken, so wird der Schatten meines Freundes versöhnt seyn, denn das Glück seines Vaterlandes war ja sein einziger Gedanke. Einst schrieb er mir: „Ich habe diesem Lande Alles geopfert, was ich besaß, jetzt werde ich auch das zu verkaufen suchen was mir in Corfu noch blieb; meine Gesundheit unterliegt den Beschwerden, aber freudig gebe ich mein Leben für Griechenland hin." Der Unglückliche hat leider wahr gesprochen!

In einem der Briefe, auf welche ich antworte, wagt man zu sagen; „Was hat denn der Präsident seit seiner Ankunft in Griechenland gethan? Herr Eynard führe doch Thatsachen an; wir kennen fast nicht eine, die ihm Ehre macht."

„Hier meine Antwort: Während seiner kurzen Verwaltung hat er, von tausend Schwierigkeiten umringt, in allen Gegenden des Landes Schulen des gegenseitigen Unterrichtes gegründet. Im Peloponnes allein wurden 114 Schulen errichtet; in Nauplia eine Militärschule, in Poros ein Seminarium; Aegina enthält so zu sagen Keime für alle Arten von Schulen: man findet dort ein Waisenhaus, in welchem mehr als 500 Kinder versorgt werden, zwei Normalschulen, eine für den gegenseitigen Unterricht, die andere für die hellenische Sprache, die Philologie, die Elemente der eigentlichen Wissenschaften, Zeichnen, Musik u. s. w.; eine große griechische Druckerei unterstützt die Schulen durch den Druck der nöthigen Unterrichtsbücher; auf dieser einzigen kleinen Insel werden mehr als 1500 Zöglinge in diesen verschiedenen Anstalten gebildet. Ferner hat der Präsident, durch Beiträge von seinen Freunden unterstützt, eine Bibliothek begründet; eine Töchterschule und ein Museum gestiftet, welches die in Griechenland gefundenen Alterthümer bewahrt, unter denen sich bereits mehr als 1500 Vasen, Lampen und Opferschalen befinden. Zu Tyrinth ist eine Musterlandwirthschaft zu Beförderung des Ackerbaues errichtet worden; zwischen Nauplia und Argos ward eine große fahrbare Straße angelegt, kurz alle Zweige der Verwaltung wurden verbessert, und die öffentlichen Einkünfte, die vor Ankunft des Präsidenten, bekanntlich so gut als nichts waren, belaufen sich gegenwärtig auf mehr als 4 Millionen Franken. Der General Schneider, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, hat gegen einen glaubwürdigen Mann geäußert: „Der Ackerbau hat in Messenien, Dank der Sorgfalt des Präsidenten, sich so gehoben, daß der Reisende sich nach Toscana an die fruchtbaren Ufer des Arno versetzt glaubt."

Herr J. Argiropulos vermeint in seinem an mich gerichteten Schreiben, meine Behauptung „daß der Graf Capodistrias das einzige Band zwischen Griechenland und dem civilisirten Europa und seine eigentliche Stütze bei den Mächten gewesen sey" Ich wiederhole diese Worte mit voller Ueberzeugung, und wage zu behaupten, daß keine der großen Mächte mir widersprechen wird. Hr. Argiropulos beschuldigt ferner den Präsidenten Griechenland beschimpft zu haben, weil dieser rücksichtlich seiner Sorgfalt für die Erziehung der Jugend äußerte, „daß sie die einzige und wahre Hoffnung Griechenlands sey." Diese Meinung, ich bestätige es noch einmal, theilen alle wahren Freunde Griechenlands eben sowohl als auch die meisten der Griechen, mit denen ich in Berührung stand. Man kann die glorreichen Thaten, welche den Muth und die Hingebung der neuern Griechen verewigen werden, auf das höchste bewundern, und dennoch, ohne jener Bewunderung zu nahe zu treten, glauben, daß sie nach dreihundertjähriger Sklaverei wohl einer neuen Erziehung bedürfen möchten, um die Wohlthaten der Civilisation und der Freiheit mit Erfolg genießen zu können.

„Ich habe es gesagt und wiederhole es noch einmal, ohne Furcht von der Majorität des griechischen Volkes Lügen gestraft zu werden, der Präsident war geehrt und geliebt wie ein Wohlthäter. Ich stütze diese Behauptung auf die authentischsten Berichte, und kann versichern, daß alle Jene, welche das Innere des Landes, nicht bloß die Inseln Hydra und Syra durchreisten, einmüthig aussagen, daß man den Grafen Capodistrias dort wie einen Vater liebte, daß seit seiner Regierung das Volk von Morea glücklich war, und seine gerechte und väterliche Verwaltung segnete. Unter den vielen Reisenden, welche die Güte hatten, mir so günstige Nachrichten über den Grafen Capodistrias mitzutheilen, führe ich nur Herrn Ferino, Generalzahlmeister der französischen Armee, die Herren Feburier, Bory de Saint Vincent, E. Guinet, den Marschall Maison, den Grafen Riseaupierre, den Marquis von Beaufort, den Obersten Heidegger, den Doktor Gosse und Betant aus Genf an.

„Ich habe eben sehr achtungswerthe Männer genannt, und bin gewiß, daß keiner mir widersprechen wird. Ich fordere nun die Feinde des Präsidenten auf einen einzigen Fremden von Ruf zu nennen (ich sage Fremden, denn unter den Griechen herrscht Parteigeist), der das Innere Griechenlands bereist hat, und der den Inhalt der beiden Briefe, auf die ich hier antworte, bestätigen, oder auch nur billigen würde.

„Ich habe eine Menge von Dokumenten erhalten, welche Alles, was ich über die Verwaltung des Präsidenten behaupte, beweisen; ich will sie dem alten griechischen Comité zu Paris zustellen lassen. Ich hoffe, daß dieses die Güte haben wird sie bekannt zu machen; dieß wäre eine Huldigung den Manen des bewundernswerthen Mannes gebracht, den Griechenland durch einen feigen Meuchelmord verlor. Wenn man diese Berichte lesen wird, so wird man sich überzeugen, daß er es war, dem sein Vaterland den größten Theil jener Institutionen verdankt, die es einst in die Reihe der civilisirten Länder erheben werden, und der Leser möge dann richten, ob ich Unrecht hatte, die Eigenschaften, Talente und Tugenden dieses edeln Mannes zu rühmen.

„Ehe ich schließe muß ich noch bemerken, daß Herr Argiropulos sagt, „ich kennt Griechenland nur aus der Korrespondenz, die ich mit dem Präsidenten unterhielt." Die Journale, welche jene Angriffe publicirten, sagten ebenfalls, doch mit mehr Wohlwollen gegen mich: „Die Aufrichtigkeit des edeln Griechenfreundes wird Niemand in Zweifel ziehen, wohl aber muß man fürchten, er sey nicht hinlänglich unterrichtet." Hier die Bemerkung, die ich mir hiegegen erlaube: Herr J. Argiropulos war während des ganzen glorreichen Kampfes der Griechen im Innern Asiens; erst seit un-

Digitized by Google

gefähr anderthalb Jahren ist er nach Griechenland zurückgekehrt, und hat sich kaum drei bis vier Monate dort aufgehalten. Die Griechen, welche im Constitutionnel und im Courrier auftraten, sind sämmtlich junge Leute von 18 bis 25 Jahren; in diesem Alter ist man von Muth und Ehrgefühl beseelt, allein die Erfahrung mangelt, und man urtheilt leidenschaftlich; ich bin überzeugt, es wird einst die Zeit kommen, wo diese jungen Männer Reue über ihre Anklage fühlen werden. Ich glaube besser unterrichtet zu seyn als jene Herren, und zwar aus folgenden Gründen: Mehrere Jahre vor der Präsidentschaft des Grafen widmete ich mich ausschließlich den Angelegenheiten Griechenlands, und ich war fortwährend mit diesem Lande in Verbindung; ich unterhielt ferner einen ununterbrochenen Briefwechsel mit mehreren Fremden und Griechen; als Mitglied fast aller Comités hatten beinahe alle Reisenden, welche von Morea kamen, die Güte, mir Nachrichten zu bringen, folglich glaube ich in Europa einer von denen zu seyn, welche die genauesten Berichte über Griechenland haben.

„Dieser Brief ist schon zu lang, und doch habe ich nur zum Theil das berührt, was den Präsidenten am meisten ehrt; ich behalte mir vor, in einer Ihrer nächsten Nummern die übrigen Angriffe zu beantworten. Ich werde dann neue Nachweisungen und Bruchstücke aus dem Briefwechsel des Grafen vorlegen; Alles was dazu dient ihn kennen zu lernen, wird für Griechenland von Nutzen seyn. Indem ich seine Lobrede schreibe, schreibe ich auch die der Nation, für die er ein Opfer wurde; wenn ich aufführe, was er über sie sagte, so wird man sehen, ich wiederhole es, daß sie noch das Wohlwollen ihrer alten Freunde verdient, und daß das in ihrer Mitte begangene Verbrechen ein Gegenstand des Abscheus ist u. s. w.

Nachschrift. In diesem Augenblick lese ich das Schreiben, das der Generallieutenant Schneider im Temps abdrucken ließ. Der ehrenwerthe General, der die französische Armee in Griechenland durch drei Jahre en Chef kommandirte, ist gegen die Briefe, die ich bekämpfe, eine wichtige Autorität. Das Zeugniß eines so geachteten Namens ist für den Grafen Capodistrias eine Lobrede, und spricht laut gegen seine Lästerer. *)

„Der folgende Brief den ich über diesen schändlichen Meuchelmord erhielt, enthält authentische Einzelnheiten, welche die Liebe des Volks zum Präsidenten, und den Haß gegen seine Feinde beweisen. Was wird man wohl gegen diese Thatsachen erwiedern können?

Nauplia, 11 Oktober.

„Ein gräßliches Verbrechen ist gestern Morgen an der Thüre der Kirche St. Spiridion begangen worden. Konstantin Mauromichali und sein Neffe erwarteten dort den Präsidenten; als er kam, grüßten sie ihn, traten hinter seinen Rücken, schossen ihn mit einer Pistole durch den Kopf, und stießen ihm zu gleicher Zeit den Dolch in die Seite. Beide Verwundungen waren tödtlich, und der Präsident lebte nicht eine Minute, auch sprach er kein Wort mehr. Georgi der Einarmige und Demetri verfolgten die Mörder; Georgi's Pistolen versagten, doch erreichte er den einen und verwundete ihn in die Schulter, worauf das Volk herbei läuft und ihn vollends tödtet; der andere hatte Zeit, sich in das Haus des französischen Residenten zu flüchten, aber noch in der Nacht wurde er ausgeliefert, und nach dem Fort Burdzi abgeführt. Von meinem Bedienten benachrichtigt, eile ich nach dem Ort des Entsetzens, und das gräßlichste Schauspiel bot sich meinen Augen: der Präsident lag auf dem Boden ausgestreckt, in seinem Blut gebadet. Diese Scene zu beschreiben ist unmöglich; das Geschrei, die Thränen, das Schluchzen, die Verzweiflung der Anwesenden, als man den Körper forttrug, würden seinen grausamsten Feinden, den direkten oder indirekten Urhebern seines Todes, das Herz gebrochen haben.

„Die Erbitterung des Volkes übersteigt alle Gränzen; man fürchtet die Erneuerung blutiger Scenen, Plünderungen und Rache. Der Körper des Mörders wurde bei den Füßen durch die Straßen geschleift, und auf den Schindanger geworfen. Man fürchtete einen Augenblick für das Haus des französischen Residenten; das Volk war wüthend darüber, daß er den Mörder einige Zeit in demselben geduldet hatte u. s. w. **)

„Dieser Bericht ist aus der Feder eines jungen Schweizers, der seit drei Jahren in Nauplia wohnt.

„Ich schließe mit der Versicherung, daß der, den man der Tyrannei beschuldigt, im Gegentheil der Feind aller jener kleinen Tyrannen war, und daß ihn stets der Gedanke beseelte, das Glück der ärmern Klassen zu befördern, und ihnen den Genuß wahrer Freiheit zu verschaffen.

„Der General Schneider sagt mehr, als mein ganzer Brief durch die Worte: „Im Namen der Freiheit hat ihn die Aristokratie gemordet, die nur an Privilegien für sich und an Bedrückung des Volkes dachte."

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Schreiben des Generals Schneider s. weiter unten.

**) Es braucht hier kaum erwähnt zu werden, daß solche Anwandlungen eines augenblicklichen Schmerzes und Rachegefühls bei einem Volke nicht immer der sicherste Beweis für seine Liebe zu dem ist, den es beweint. Wenn es den Mörder des Präsidenten auf den Schindanger schleppte, so haben wir in der neuen und alten Geschichte tausend Beispiele, daß man eine Leiche heute auf den Mist warf, und morgen prächtig zur Erde bestattete, und umgekehrt. A. d. R.

Cherokesische Kultur.

Der nordamerikanische Staat Georgien ist seit einigen Jahren in Streit mit der indischen Nation der Cherokesen, die ehemals Besitzer des ganzen Gebiets von Georgien waren, nach und nach aber durch die Eingriffe der Europäer bis auf einen kleinen Theil ihres ehemaligen Besitzes, und auf eine Population von 15.000 Seelen herabgekommen sind. Sie haben sich seit vielen Jahren der Agrikultur ergeben, und machen schnelle Fortschritte in aller Art von Kultur. Es ist das einzige Beispiel, daß eine indische Nation sich eine gewisse Bildung aneignen will; sie haben eine republikanische Organisation, besitzen Schulen und Kirchen, und ein Alphabet, das einer ihrer Mitbrüder, Namens Boudinot, erfunden hat, und in dem ein Cherokesisches Journal, der Phönix, erscheint. Man hätte hoffen können, daß die Freistaaten, wo nicht aus wirklicher Liberalität, was man von ihnen nicht erwarten kann, doch aus Hypokrisie und politischer Heuchelei diese angehende indische Civilisation tolerirt hätten, es hätte eine so glänzende Entschuldigung ihres „liberalen" Betragens gegen die übrigen Indier gegeben, und die gutmüthige Welt so vollkommen überzeugt, daß, wenn die Mittel, deren man sich zur Vertilgung der wilden, d. h. keine baumwollenen Kleider tragenden Indier bedient, nicht immer die allerbesten sind, doch der Zweck dabei nur die Civilisation der Welt ist, und der kleine Fleck, den man den Cherokesen gelassen hätte, würde reichliche Früchte im Innern getragen haben. Allein so weit ging ihre Politik nicht, sie scheinen vielmehr offen darlegen zu wollen, welch eine gerechte, humane und freiheitsliebende Nation sie sind. Der Staat von Georgien erklärte das cherokesische Gebiet für inklavirt in seine Grenzen, verlangte daher, daß sie ihre Verfassung aufheben, sich dem Staate Georgien unterwerfen, oder auswandern sollten, bis jenseits des Missuri, in die Wüste, wo man sich versprach in einem Jahrzehent dieselbe Procedur wieder vorzunehmen, wenn ihre Arbeit das Land so weit urbar gemacht hätte, daß es den Weißen der Mühe werth wäre, es wegzunehmen. Die Cherokesen appellirten an den Kongreß, der sich für inkompetent erklärte, da er sich nicht in die innern Angelegenheiten der Staaten mischen könne; in Georgien drohte man den Cherokesen mit Krieg, wenn sie sich nicht unterwärfen. Diese weigern sich, bestehen auf ihrer Nationalität, und vertheidigen sich bis jetzt in ihrem Journal, und die Argumentation scheint bis dahin nicht auf Seite der Georgier zu seyn, wie sich aus folgendem kleinen Zufall schließen läßt. Der Oberst der Truppen des Staats Georgien drohte dem indischen Zeitungsschreiber, demselben, der das Alphabet erfunden hat, wenn er sich noch einmal erlaube, gegen den Staat Georgien und die Armee desselben zu schreiben, so werde er ihn an einen Baum binden und peitschen lassen. Der wilde Zeitungsschreiber antwortet in seinem Blatt vom 12 August: „Wir haben unseres Wissens den Staat Georgien und seine Armee nicht verläumdet; wenn man jedoch behauptet, daß es so sey, so scheint es ein schlechtes Mittel, die Welt von unserm Irrthum zu überzeugen, wenn man uns peitscht. Diese Art ihre Unschuld zu beweisen, wird Niemand überzeugen. Wir haben uns vorgenommen die Wahrheit zu sagen, und werden diesem Vorsatz getreu bleiben, wenn aber der Oberst Nelson glaubt, daß wir verläumderische Artikel geschrieben haben, so muß er angeben können, worin die Verläumdung liegt. Welche Schwierigkeit könnte es haben, die Lügen zu beweisen, die man uns vorwirft!" Allein leider wird es den armen Cherokesen wenig dienen Recht zu haben, und sie werden zu ihrem Verderben erfahren, daß wenn die Gründe nicht auf Seiten ihrer Gegner sind, doch wenigstens die ultima ratio regum auch Republiken zu Gebot steht.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 338. 4 Dezember 1831.

Bilder aus Südamerika.

11. Die Chinganera.

Sepulveda setzte sich auf denselben Felsblock, wo drei Nächte zuvor seine Mutter und die Novize gesessen waren; er hätte Welten darum gegeben, wäre es ihm möglich gewesen, dafür jenen Abend zurückzukaufen, und da ihm gerade das Lied einer indianischen Minstrell einfiel, so sang er vor sich hin die Schlußzeile:

„No me olvides nunca! No me olvides, no!"

Kaum hatte er diese Worte gesungen, als er dicht hinter sich in der nämlichen traurigklagenden Weise dieselben Töne des Liedes auf einer Guitarre spielen hörte. Rasch umgewendet sah er die Chinganera vor sich stehen, die am verflossenen Abend so großen Antheil an ihm genommen zu haben schien. Sie war in den groben schwarzen Poncho und den blauen Justan ihrer Zunft gekleidet.

Es gab nichts Gewöhnlicheres als solche fahrende Sängerinnen zu allen Zeiten und auf allen öffentlichen Plätzen zu sehen, und es war bekannt, daß sie gern geheimnißvollerweise sich in die Angelegenheiten Derjenigen zu mischen pflegten, die sie wohlwollend gegen sie gesinnt glaubten. Ihr unstetes Wanderleben und ihre Neugierde halfen ihnen auf die Spur von manchen Dingen, und diese Kenntniß benützten sie dann zum Wahrsagen oder um ihrem Günstling ihre launenhaften Gefälligkeiten zu beweisen. Sepulveda konnte sich daher bei ihrem Anblick nicht des Gedankens erwehren, daß sie ausdrücklich hieher gekommen sey, ihm etwas Besonderes mitzutheilen und in der Erwartung, was sie sagen würde, schwieg er einige Augenblicke. Da sie aber stumm und schweigsam vor ihm stehen blieb, redete er sie an, indem er auf ihre Vorhersagung des Erdbebens anspielte, die sie einige Tage zuvor gegeben hatte.

„Solche Warnungen sind leicht zu geben, Hermano," erwiederte sie. „Jedes Kind in meinem Stamme weiß was stilles schwüles Wetter, und ein plötzliches Ausbleiben der Springbrunnen zu bedeuten haben. Aber Niemand will dem Worte eines Indianers glauben, und doch nehmen eure weisesten Männer, wenn sie von der Calentura befallen oder vom Zahn der Klapperschlange gebissen werden, zu uns unbedenklich ihre Zuflucht. Aber ist das Erdbeben vorübergerollt, und man denkt nicht mehr daran, ist das Fieber geheilt und das Gift entfernt, so ist der Indianer vergessen. Und doch ist Dieß nicht unsre einzige Geschicklichkeit. Wollt Ihr eine Probe davon haben, Carlos Sepulveda? Ich kenne sie, an die Ihr in diesem Augenblick gedacht, und weiß, wo sie sich befindet."

„Mit meinem Namen wenigstens scheinst Du gut bekannt. Allein wenn Du etwas von Donna — ich meine von irgend Jemand weißt, der mich wie Du glaubst interessirt, so sage mir Alles, was Du weißt, auf einmal."

„Glaubst, sagst Ihr? Ich weiß es gewiß, Hermano. Oder hätte ich Eure Blicke umsonst beobachtet, an jenem Abende, wo Ihr unter der Alameda lehntet? Und dann als ich die Dispedida sang, mußte ich nicht sehen, auf Wen Ihr jedes Wort bezoget? Noch mehr: Ihr sahet mich nicht in der Kirche der Monjas Claras, obgleich ich neben Euch an demselben Pfeiler kniete; ich sah Euch, wie Ihr durch das Gitter brachet, und die Novize rettetet. Ich entrann dem Tode, indem ich Euch auf dem Fuße folgte, und ich verlor sie nicht mehr aus dem Auge, so lange ihr Fuß den vaterländischen Boden betrat."

„Himmel, so hat sie Venezuela verlassen? Wo sahst Du sie zuletzt, und mit Wem."

„Ihr Vater überhob Eure Mutter der Sorge für sie. Ich folgte ihnen bis Quebrada del Tucuqueri. Lebet wohl." —

„Du gehst, Chiganeka! Nur noch ein Wort bevor wir scheiden; woher kommt es, daß Du so viel Theil nimmst an dem Schicksal von mir und —"

„Maria del Rosario Pennuela, wollt Ihr sagen. Ich weiß, es ist weißen Menschen unbegreiflich, daß sich Indianer an Wohlthaten erinnern, und doch wundern sie sich nicht über die Dankbarkeit ihrer Hunde. Das Almosen, das Ihr mir vergangenen Abend reichtet, war nicht das erste aus Eurer Hand, und als mich Eure Mutter am Abende des Erdbebens unter den Bäumen ihres Gartens liegend fand, ließ sie mich nicht hinauswerfen, wie Andere gethan haben würden. Und nun, Hermano, lebt wohl. Wenn ich Euch wiedersehe, wird es geschehen, Euch zu warnen, daß Ihr ein Wanderer werden müßt, gleich mir. Vergangene Nacht verdunkelte der Mond auf seiner Bahn einen glänzenden Stern, und wann ward Dieß gesehen, ohne daß in Coquibacoa eine Revolution folgte?"

12. Der Indianerschatz.

Zu Lima erzählt man eine Anekdote, die mit der Geschichte einer kleinen Kirche der Stadt in Verbindung steht. Vor ungefähr fünfzig Jahren nämlich soll einer der Gebirgsindianer, der gewöhnlich

Digitized by Google

in einem kleinen Dorf im Gebirge unfern der Hauptstadt, Messe zu hören und gelegentlich zu beichten pflegte, zu dem dortigen „Padre Cura," der ihn während eines gefährlichen Anfalles von Blatternkrankheit gewartet, eine solche Zuneigung gefaßt haben, daß er ihm zum Lohne für seinen Liebesdienst einige Stücke gediegenen Goldes zum Geschenke machte. Hiedurch wurde die Neugierde des Padre höchlich gereizt, und er fragte den Indianer, wie er zu diesem kostbaren Metall gekommen; da gestand denn endlich dieser unter dem strengsten Siegel der Verschwiegenheit, er habe einen Huaco gefunden, d. h. einen Ort, wo Schätze wahrscheinlich von den Eingebornen zur Zeit der spanischen Eroberung verborgen wurden. Dergleichen Orte sind in Südamerika vorzüglich in Peru nicht selten. Viele derselben sind den Indianern wohl bekannt, die jedoch von den Reichthümern, die auf solche Art vergraben sind, nur äußerst selten Gebrauch machen. Zuversichtlich nämlich glauben sie, daß eines Tags die Incas wieder zur Macht ihrer Vorfahren gelangen werden, weßhalb sie ihren rechtmäßigen Herrschern den Hort aufbewahren, bis die Zeit des neuen Reiches kommen wird. Der Padre war, wie sich denken läßt, von diesem Geständniß nicht wenig überrascht, und der Indianer fuhr fort, ihm nach und nach noch manches gutes Stück Gold zu bringen, wodurch der Pfarrer sich in den Stand gesetzt sah, einen Kirchenbau zu beginnen, was längst sein sehnlichster Wunsch gewesen war. Als er bei dem Erzbischof von Lima um Erlaubniß dazu anhielt, mußte er gestehen, wie er zu den Mitteln, einen solchen Bau zu führen, gekommen sey, worauf ihm der Prälat einschärfte, allen Fleiß anzuwenden, um die Lage des Huaco dem Indianer zu entlocken, der gehobene Schatz solle dann zur Verschönerung aller Kirchen im Lande angewendet werden. Nach langem Zureden willigte endlich der Indianer ein, den Pfarrer des Nachts an Ort und Stelle zu führen, in eine kleine Höhle nämlich, die von Buschwerk versteckt in der Mitte eines tiefen Forstes lag. Auf dem Heimwege soll nun der Pfarrer von jedem Baum, an dem sie vorübergingen, ein Stück Rinde abzuschälen gesucht haben, um dadurch seinen Weg selbst zu dem Huaco finden zu können. Allein dem schlauen Indianer, der schon in dem Ungestüm, mit dem sein Beichtvater darauf drang, den Schatz zu sehen, böse Absicht gewittert hatte, entging die List des Padre nicht, und kaum hatten sie einander verlassen, als der Indianer so viel Bäume des Forstes als möglich nach allen Richtungen hin auf gleiche Weise zeichnete. Es braucht kaum hinzu gefügt zu werden, daß der Indianer sich nicht mehr in der Dorfkirche sehen ließ.

Blicke in Afrika's Zukunft und das Reich der Möglichkeiten.

(Schluß.)

Die ganze Frage hängt also von der Wasservertheilung ab; zu viel Wasser und zu wenig macht das Unglück Afrika's, und das einzige Hülfsmittel gegen die Uebel, welche den reichsten Boden der Welt in ein weites Grab, oder in ein Nest voll Schlangen verwandeln, beruht auf der gleichmäßigen Vertheilung dieser Naturgabe. Man kann nicht zweifeln, daß ein großer Theil der Wildnisse Afrika's Feldfrüchte erzeugen könnte, wenn er Wasser hätte. Wo nur eine Quelle ist, finden wir auch im Herzen der Wüste Vegetation, und eine kleine Kolonie, umgeben von Wäldern und reichen Gefilden, wo nur immer eine regelmäßige Bewässerung statt findet.

Die große Aufgabe wäre demnach, den Ueberfluß der tropischen Regen aus den unzähligen Strömen, und unermeßlichen Seen von Centralafrika nach den Gegenden zu leiten, die jetzt zu ewiger Dürre verdammt sind. Der Erfolg wäre, die tiefen Moräste in fruchtbaren Boden umzuwandeln, und den brennenden Sand zu bewässern und gleichfalls fruchtbar zu machen. Zu diesem Ende bietet der eigenthümliche Bau dieses Kontinents nicht gewöhnliche Vortheile dar. Centralafrika liegt so hoch, daß es nach beiden Seiten seine Ströme in großer Fülle und Stärke durch den Kontinent ergießt. Denham berechnet, daß der See Tschad, einer der großen Wasserbehälter dieser Ströme, 1200 Fuß über der Meeresfläche liegt, und daß jenseits des Sees gegen Süden der Boden immer noch aufsteigt. Bruce berechnet, daß er ungefähr eine Höhe von 10,000 Fuß über dem Meere erreicht habe, und wahrscheinlich ist auch Dieß noch bei weitem nicht die ganze Erhöhung. Der Major Head sagt: „Wenn es wahr ist, daß die Natur einer Reihe mächtiger Seen und Wasserbehälter einen Platz anwies über den dürstenden Wüsten Afrika's, deren Stagnation und schnelle Ausdünstung jetzt die Luft verpesten; wenn ferner eine bedeutende Anzahl großer Flüsse aus dem Innern Afrika's nach dem Ocean strömt, wäre es nicht für Reisende eine würdige Aufgabe, durch wissenschaftliche Nachforschungen zu bestimmen, welche Schwierigkeiten dem weiter verbreiteten Erguß dieser ungeheuern Wasseradern im Wege stehen? So schwer auch die Ausführung dieser Idee seyn mag; so ist sie doch ein der Nachforschung in der That würdiger Gegenstand, und mehr werth, als all das müßige Umherziehen unserer Dilettanten in Aegypten."

Diese Idee ist gigantisch, aber sie liegt nicht außer dem Reich der Möglichkeiten. In diesem Lande der Wunder und Schrecken ist Alles gigantisch, selbst die Gedanken darüber müssen es werden. Gedanken solcher Art aber auszuführen, wäre freilich nicht das Werk einer Nation. Aber ließe sich nicht eine Zukunft denken, wo sich bei verhältnißmäßig fortgeschrittener Entwicklung der Chemie und Mechanik die Völker ganzer Welttheile zu einem solchen Werke verbänden? Die Zeit ist ein unendlich lang gesponnener Faden, und die Völker werden längst aufgehört haben, einander die Hälse zu brechen über die einfache Frage: ist es besser von Vernunft oder Unsinn beherrscht zu werden? und die alte Erde wird noch immer nicht zerbröckelt seyn, und womit dann die Zeit ausfüllen? Doch vielleicht suchen wir das Reich der Möglichkeit in einer fernen Unmöglichkeit, und es liegt uns weit näher.

Das Wasser von einem Theile der Tropenländer fließt bereits in dem merkwürdigen Nilstrome durch die Sandwüsten Nubiens und befruchtet Aegypten. In Aegypten selbst, dem wahren Lande des Sands und der Sonnenhitze, sind Kanäle und Dämme nach einem ungeheuern Maßstabe angelegt, denen das Land seine fortdauernde ungewöhnliche Fruchtbarkeit verdankt. In der abyssinischen Geschichte ist der Drohung eines Königs erwähnt, den Nil von seinem Laufe abzuwenden, und so die Quelle zu verstopfen, aus der Aegypten trinkt. Eine Drohung von so scheinbar unmöglicher Art, wurde

Digitized by Google

zum Theil ausgeführt, als König Lalibala im Jahre 1200 den Lauf zweier Zuflüsse des Nils in den indischen Ozean ablenkte.

Es ist ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, bei den Nachforschungen in fremden Ländern einen bestimmten Zweck von unverkanntem Nutzen zu haben. Bis jetzt hatte man keinen solchen, als höchstens die Mündung des Nigers. Unsere Reisenden alle sind der Stadt Tunbuktu nachgerannt, ohne daß aus der Entdeckung derselben irgend besondere Vortheile hätten hervorgehen können. Aber irgend ein fabelnder Maure hatte ausgesagt, Tunbuctu sey ein zweites Paris oder London, nur mit dem Unterschiede, daß die Straßen mit Gold gepflastert seyen. Eine Menge thätiger und geschickter Männer ging für ihr Vaterland verloren auf dieser Wildgänsejagd nach einem Eldorado, das endlich nichts Anderes als ein Haufe elender Hütten in einer Wüste war. Eine Expedition, um die Mittel zu entdecken, die Einöden fruchtbar, und die tropischen Gegenden Afrika's zu einem gesunden Aufenthalt zu machen, wäre eine der edelsten Unternehmungen, welche den Ehrgeiz des Menschen entflammen könnte.

Stimmen über Capodistrias.

(Fortsetzung.)

IV.

Schreiben des Generallieutenants Schneider über Capodistrias Tod.

Bitche, 50 Oktober 1831.

„In dem Augenblick, wo das an dem Grafen Capodistrias begangene Verbrechen eine Menge von Urtheilen über diesen Staatsmann hervorruft, wo vielleicht seine Mörder selbst es wagen werden, ihre ruhmwürdige Hingebung zu rühmen, ist es Pflicht des rechtlichen Mannes seinem Andenken die schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und den Freunden der Freiheit zu zeigen, welchen Mißbrauch man in der Ferne mit ihrer edeln Begeisterung treibt.

„Der Graf Capodistrias war zwar von einem ungemessenen Ehrgeiz beseelt, aber in Griechenland war dieser Ehrgeiz Patriotismus, und eine um so aufrichtigere Hingebung, als nur er allein fähig war die Bedürfnisse des Landes einzusehen, und es vor Anarchie zu bewahren.

„Er hat regiert, wie er glaubte, es zu thun zu müssen, indem er ununterbrochen zum Nutzen des Volkes gegen die Anmaßungen einiger Personen und Familien kämpfte. Im Namen der Freiheit hat er die Aristokratie bekämpft, die nur Privilegien für sich und Bedrückung des Volkes wollte.

„Die englische Politik war seinen Feinden nützlich, denn England fürchtete die Befestigung und die wachsende Macht des griechischen Staates.

„Unstreitig war der Graf Capodistrias genöthigt, viele Interessen, und besonders viele Anmaßungen zu verletzen, denn er hatte die Emancipation des ganzen Volkes, auf das allein er sich stützte, im Auge; man erwäge aber, welchen Anmaßungen und welchen Interessen er gegenüber stand!

„In einem, vor kurzen noch in der schmählichsten Sklaverei schmachtenden Lande war er oft genöthigt zu despotischen Mitteln und Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen, aber man bedenke doch die Umstände und seine Absichten.

„Der Präsident von Griechenland lebte von seinem eigenen Vermögen; nie hat er das Schärflein der Wittwe durch Pracht und Schaustellung vergeudet, noch einen seiner kostbaren Augenblicke durch Beobachtung von Förmlichkeiten verloren; und um den Muth seiner Meuchelmörder gehörig zu würdigen, so wisse man, daß seine Person nie, weder von Wachen noch von den mindesten Vorsichtsmaßregeln umgeben war. Ich habe ihn in Morea gesehen, wie er sich mitten durch Haufen bewaffneter Männer drängte, nur von zwei oder drei Civilbeamten begleitet.

„Als Abgeordneter einer fremden Regierung, hielt ich es oft für Pflicht, seiner Politik zu mißtrauen; allein ich bin auch schuldig, seinem edeln Betragen und seinen ausgezeichneten Tugenden, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Der Generallieutenant Schneider.

(Fortsetzung folgt.)

Syrische Kirche in Indien.

(Aus dem Missionary Register.)

Ein englischer Geistlicher, J. W. Doran, Mitglied der Missionsgesellschaft, hat kürzlich die syrischen Kirchen von Travancore und Malabar besucht, die er als in die tiefste Unwissenheit versunken schildert. Ein Charakterzug, der eben nicht zum Vortheile dieser syrischen Christen spricht, ist ihre außerordentliche Gleichgültigkeit gegen die Erziehung der Jugend. Die Metrans und Catanars oder die Geistlichen sind wenig unterrichtet, jedoch nicht intolerant. Herr Doran erhielt die Erlaubniß, in den Kirchen zu predigen, und wurde vom Volke, besonders zu Cranganor, mit vieler Aufmerksamkeit gehört. Die Kirche dieses Orts ist eine der ältesten in Indien; sie ist von Granit gebaut, und man berechnet ihr Alter auf fast ein Jahrtausend.

„Auf meiner ganzen Reise im Nordwesten von Coltayam," sagt Doran's Bericht, „fand ich nur in einer einzigen Gegend eine einer Schule ähnliche Anstalt, welche von Syriern selbst gehalten wurde; ein Umstand, der um so beklagenswerther erscheint, wenn man den Reichthum und die Sicherheit bedenkt, deren sie jetzt genießen. In den meisten Orten, die ich besuchte, sprach ich in Gegenwart des Volkes mit den Catanars frei über diesen Gegenstand, und überall wurden meine Reden gut aufgenommen. Ich bemühte mich, ihnen zu zeigen, daß, da jetzt ihre Personen und Güter durch die Gegenwart und den indirekten Einfluß einer großen christlichen Macht gesichert seyen, so wäre es ihre Pflicht, den Unterricht der Jugend, auf den das Wort Gottes so ausdrücklich hinweise, nicht länger zu vernachlässigen.

Im Südwesten, zu Ulmani, fand Herr Doran während der Osterwoche die Kirche mit Leuten angefüllt, die gekommen waren, um die Kreuzigung zu feiern. Zwei Personen lasen eine malayische Uebersetzung des Evangeliums St. Matthäi, die ein gelehrter Bramine, der zum Christenthum übergetreten war, vor einigen Jahren bearbeitet hatte, mit lauter Stimme vor; allein sie war dermaßen mit sanskritischen Worten untermischt, daß sie nur von einer kleinen Anzahl Gläubigen verstanden werden konnte, obgleich Alle den Lesern sehr aufmerksam zuhörten. Ihre Andacht bestand hauptsächlich darin, daß sie die Erde küßten und sich bekreuzigten.

Wie es scheint, so fehlt es diesen Christen hauptsächlich an Büchern, und ihre Manuscripte vermindern sich. „Im ganzen Lande," sagt Herr Doran, „sind Bücher Das, was man am sehnlichsten wünscht."

Herr Doran bestätigt, was vor ihm schon von mehreren Reisenden erzählt wurde, daß viele Hindus der niedern Klasse der syrischen Kirche Opfer bringen, in der Meinung, von dem „Siwami" der Christen Wohlthaten zu erhalten.

„Zu Ranni," sagt er, „erfuhr ich etwas mir ganz Neues, nämlich daß die Bewohner dieses und noch zweier oder dreier Kirchspiele, da sie sich für die ächten Nachkommen der ein und siebenzig Familien halten, welche im fünften Jahrhundert dem heiligen Thomas aus Bagdad in dieses Land gefolgt seyen, sich nicht mit den andern Syriern verheirathen wollen. Der einzige überzeugende Beweis, den sie für diesen Vorzug, dessen sie sich rühmen, jetzt anführen können, ist die weißere Farbe der Haut, die sie vor den übrigen Bewohnern auszeichnet."

Durch Armuth und die Cholera ist die syrische Bevölkerung sehr zusammengeschmolzen.

Die Mühe, welche sich die Missionäre der Gesellschaft gegeben haben, um die Lehren der h. Schrift unter den syrischen Christen zu verbreiten, waren von großem Erfolg; indeß bleibt noch viel zu thun übrig. Man hat das Zutrauen der Metrans und der Geistlichkeit gewonnen; die jungen Syrier, welche in die geweihten Orden treten, werden im Kollegium zu Coltayam von den Missionären der Gesellschaft auf ihren heiligen Beruf vorbereitet; das Neue Testament ist ins Malayische übersetzt worden und jetzt unter dem Volke verbreitet. Den Missionären ist gestattet, in den syrischen Kirchen Malayisch zu predigen; das Volk erhält in seiner Sprache Unterricht in der Liturgie der anglikanischen Kirche; unter Leitung der Mission werden in den Kirchspielen ihren Mitteln angemessene Schulen er-

Digitized by Google

richtet, und die Presse der Mission beschäftigt sich damit, Schriften zu verbreiten, welche darauf berechnet sind, der heranwachsenden Jugend gesunde Begriffe von der Religion und die für sie nützlichen Kenntnisse beizubringen.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 14 November las Herr Arago einen Bericht des Herrn Warden, über die Reise des amerikanischen Schiffes Antarctick im stillen Ozean, und einige dort neuentdeckte Inseln vor. Die Goelette Antarctick segelte mit Pelzwerkhandel beauftragt im September 1825 von New-York nach der Südsee ab. Nachdem sie auf ihrer Fahrt die Inseln des grünen Vorgebirgs berührt hatte, führte sie ihr Kapitän Morell im Monate October nach Neuseeland, wo er seine Ladung nicht umsetzen konnte, und daher seinen Reiseplan änderte und nach Manilla zu gehen beschloß. Auf dieser Fahrt befand er sich (am 25 Februar 1830) im Angesicht einer Gruppe von sechs Inseln, die noch auf keiner Karte angemerkt sind. Er nannte sie die Westerfieldgruppe. Diese Inseln sind klein, und durch Riffe unter sich verbunden. Am folgenden Tage entdeckte er abermals eine neue Insel, die sich von Nord nach Süd in einem Umfang von 75 Meilen erstreckte, und der er den Namen „Bergtgruppe" gab. Am 25 erblickte er abermals eine neue Insel, die er „Livingston-Insel" nannte; sie schien mit Kokosbäumen bedeckt, aber unbewohnt. Am 9 März zu Manilla angelangt, ging Kapitän Morell am 12 April nach den Fidschi-Inseln (Inselgruppe im stillen Meere) unter Segel, in der Absicht, eine Ladung Schildkrötenschalen an Bord zu nehmen. Nachdem er die Inseln Joao und Wallace vorübergesegelt war, berührte er die Los Maticas Inseln, deren Einwohner gerne Handel getrieben hätten; da sie aber keine Gegenstände von Werth hatten, so wurde der Verkehr bald abgebrochen. Von hier nahm er eine nördliche Richtung, und erblickte die Inseln Jama, Jam, Young, Williams und Mondversand, auf denen man jedoch weiter nichts als Brodfrüchte und Kokosnüsse einhandeln konnte. Der Kapitän konnte in dem geringen Verkehr, den er mit den Einwohnern hatte, nur ihre friedfertigen Gesinnungen loben; er beschreibt sie als groß, sehr kraftvoll gebaut, bemerkte aber keine Kriegsgeräthe an ihnen. — Am 23 Mai entdeckte man sechs kleine Inseln, die durch Felsendänke verbunden waren, durch die jedoch in Abständen kleine Kanäle von etwa hundert Ruthen in der Breite hindurchführen. Der Ueberfluß einer Fischgattung, Beche-le-mar genannt, die bei den Chinesen sehr theuer bezahlt wird, veranlaßte ihn hier, Anker zu werfen. Er ging an's Land und ließ eine Hütte bauen. Die Einwohner näherten sich dem Schiffe in großen Kanoes; die mit Kokosnüssen und Muscheln beladen waren. Sie waren von schwarzer Farbe, hochwüchsig und schienen sehr behend. Ihre Vorstellungen und Begriffe waren indeß blos auf die Inselgruppe beschränkt, die sie bewohnten; doch hatten sie auch einige Kenntniß von einer andern benachbarten Inselgruppe, von woher, wie sie glaubten, die Goëlette gekommen sey. Die Schaluppe hatte die Schmiede an's Land gebracht, die sich sofort in Thätigkeit setzte. Die Indianer durch dieses nie gesehene Schauspiel herbeigelockt, hatten mehrere Geräthschaften gestohlen, der Kapitän schickte jedoch eine Abtheilung wohlbewaffneter Matrosen ab, welche die Diebe zwangen, das Entwendete herauszugeben. Dieser Vorfall hatte einige feindliche Demonstrationen von Seite der Wilden veranlaßt, weßhalb der Kapitän einige von ihnen und den vornehmsten Häuptling gefangen nehmen und an Bord der Goelette bringen ließ. Abends sprang dieser jedoch über Bord und erreichte schwimmend das Ufer, während der Nacht folgten auch die Uebrigen seinem Beispiel. Am folgenden Morgen gingen die Arbeiter wie gewöhnlich an's Land. Gegen acht Uhr machten sie Anstalt, sich nach dem Schiff zu begeben, um ihr Frühstück zu nehmen, und ließen ihr Handwerkszeug unter der Hut von drei ihrer Kameraden zurück, die sich bald darauf von einigen 50 Indianern umringt und feindlich bedroht sahen. Da diese jedoch die Schaluppe vom Schiff abstoßen sahen, um den Angegriffenen zu Hülfe zu kommen, so entfernten sie sich. Dieser Umstand und die Ankunft von einer großen Anzahl von Kähnen aus den andern Inseln bestimmten den Kapitän seine an's Land geschickte Mannschaft zu verstärken, so daß sich endlich 21 Mann des Schiffsvolkes auf der Insel befanden. Obgleich er dem Offiziere, der diese Leute befehligte, eingeschärft hatte, auf seiner Hut zu seyn, so ließ dieser sich doch von den Wilden, die mit einem Mal aus dem Wald hervorstürzten, überrumpeln. Zwei Matrosen, die sich in kleinen Booten befanden, hatten kaum noch Zeit die offene See zu gewinnen, und nahmen dann noch drei ihrer Kameraden, die sich ins Meer gestürzt hatten, auf. Noch zwei andere retteten sich im Fischerboote, alle andern kamen ums Leben bis auf noch Einen, von dem weiter unten die Rede seyn wird. Mit seiner so geschwächten Mannschaft konnte Morell nichts weiter unternehmen, und sah sich gezwungen, nach Manilla zurückzukehren, und Verstärkung zu holen. Am 25 Juni langte er zu Manilla an, das er mit 14 neu angeworbenen Matrosen am 8 August wieder verließ, worauf er am 14 September das ungastfreundliche Land wieder erblickte, das er die „Massacre-Insel" nannte. Das Schiff hatte kaum noch Anker geworfen, als es die Eingebornen in ihren Kanoes anzugreifen versuchten. Allein eine wohlgezielte Ladung jagte sie alsbald in die Flucht. Kurz nachher stieß ein kleines Kanoe von der Küste ab, und ruderte nach der Goelette zu, deren Mannschaft einen ihrer Kameraden, Leonhard Shaw, in dem Kanoeführer erkannte. Dieser Matrose hatte sich, während die übrigen Europäer niedergemezelt wurden, in den Wald geflüchtet, und sich darin gegen vierzehn Tage verborgen gehalten, und von Kokosnüssen genährt, endlich aber wurde er doch auch von den Wilden entdeckt und grausam mißhandelt. Shaw erzählte, daß die Köpfe von 15 ihrer getödteten Kameraden an der Thüre des Häuptlings aufgehangen seyen, und daß er selbst getödtet und gefressen worden wäre, wenn nicht einige der vornehmsten Eingebornen gerade von der Insel entfernt gewesen wären. Indeß hatten sie ihn jetzt doch nach dem Schiffe zurückkehren lassen, wahrscheinlich um eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen. — Während seiner Gefangenschaft auf der Insel mußte Shaw Messer aus dem Eisen verfertigen, das die Wilden vom Schiff erbeutet hatten. Seiner Angabe zufolge ist diese Inselgruppe einem einzigen Häuptling unterworfen, jede Insel aber hat gleichfalls ein Oberhaupt, dem wieder mehrere andere unterthan sind. Shaw bemerkte keine Spur von Religion oder Gottesdienst unter ihnen. Die Vielweiberei scheint den Häuptlingen erlaubt zu seyn, das übrige Volk begnügt sich mit einer Frau. Die Weiber leben keusch und eingezogen, der geringste Verdacht der Untreue kostet ihnen das Leben. Shaw glaubt, daß sie alle ihre Kinder bis auf die des Häuptlings umbringen, da er nirgends unter ihnen welche bemerkte. Die Hütten sind von Bambusrohr gebaut und mit Kokosblättern gedeckt. Die Frucht dieses Baumes und der Bananen, so wie Fische, machen die einzige Nahrung der Bevölkerung aus. — Um die Arbeiten seiner Leute zu schützen, ließ der Kapitän auf zwei großen Bäume, ungefähr 40 Fuß vom Boden eine Art Batterie errichten, und vier Stücke dahin bringen, denen sechzehn Mann mit Gewehren und Lebensmitteln versehen beigegeben waren. Die Eingebornen erschienen in großer Anzahl, zogen sich aber bei dem Feuer dieser Luftbatterie zurück. Aller Mühe ungeachtet gelangte Morell doch nicht dazu, diesem Volke friedliche Gesinnung einzuflößen, und er war gezwungen, ohne die beabsichtigte Ladung von Fischen wieder unter Segel zu gehen. Er führte zwei Wilde mit sich fort, mit denen er nach einiger Zeit wieder zurückzukehren gedenkt, und dann durch sie eine bessere Aufnahme unter ihren Landsleuten zu finden hofft. — Kapitän Morell wird seinen ausführlichen Reisebericht in Kurzem bekannt machen.

*

Folgende Anekdote von Chateaubriand ist von dem Verleger seiner Werke zur Kenntniß des Publikums gebracht worden: Vor einiger Zeit vereinigten sich einige Pariser Buchhändler, dem Vicomte das Verlagsrecht seiner Schriften abzukaufen, wofür sie ihm eine halbe Million Franken boten. Das Anerbieten wurde angenommen, und die Käufer händigten Chateaubriand die volle Summe in Staatspapieren und Anweisungen auf verschiedene Zeitpunkte ein. Als bereits 500,000 Franken flüssig geworden waren, sahen die Buchhändler ein, daß sie sich in ihrer Spekulation höchlich verrechnet und einen großen Verlust zu gewärtigen hatten. Ein eigennütziger Mann würde nun freilich gesagt haben: „Das ist Eure Sache, wie Ihr zurecht kommt." Chateaubriand hingegen gab ihnen unverzüglich die noch in seiner Hand liegenden Assignationen von 200,000 Fr. unaufgefordert zurück.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 339. 5 Dezember 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

(Fortsetzung.)

4. Der Herzog von Bordeaux.

Nachdem man die Republik, ein neues Herrscherhaus und den Erben Napoleons ausgeschlossen hatte, stand zunächst der Herzog von Bordeaux. Die Vortheile dieser Wahl lagen auf flacher Hand. Diese Wahl hieß jede Furcht vor innerm oder äußerm Kriege schweigen. Während der Minderjährigkeit Heinrichs V würden die Volksrechte unter dem Schutze der Legitimität ungefährdet ihre natürliche Ausdehnung erlangt haben, während die Ausdehnung derselben Rechte unter einer schwachen Wahlmonarchie uns stürzen kann. Das Scepter des jungen Heinrichs, emporgehalten durch die Hände des jungen Frankreichs würde für die Ruhe eben dieses Frankreichs und selbst für das Glück Dessen, der regiert, unendlich mehr werth gewesen seyn, als eine in einen Pflasterstein gehüllte und aus dem Fenster geworfene Krone — eine Krone, die zu leicht ist, wenn sie sich vom Gewicht ihrer Hülle losschälen will, zu schwer, wenn sie darin befestigt bleibt. Gewiß ist es, daß Niemand am 26 Julius das Werk des 27 wollte, daß man am 26 in Freudengeschrei ausgebrochen seyn würde, wären die Zurücknahme der Ordonnanzen, der Wechsel des Ministeriums und die damit unausbleiblich zusammenhängenden Verbesserungen bewilligt worden. Am 30 begnügte man sich schon nicht mehr mit zwei Abdankungen, und man sagte zu einem unschuldigen Kinde: „Bist Du es nicht, so ist es doch Dein Vater.“ Es konnte antworten: „Ich habe keinen.“ Kurz man übereilte, man machte einen zu großen Sprung, man überflog einen zu weiten Raum: die Stelle, worauf man jetzt fußt, ist nur eine Klippe; man sprang nur zwischen zwei Abgründen.

Wenn ich sagte, es habe Niemand, einige Männer voll Feuer und edler Gesinnungen, aber ohne Erfahrung, ausgenommen, am 26 gewollt, was sich am 27 ereignete, so behaupte ich hiemit Nichts, was nicht Jedermann wüßte, und wovon ich nicht durch mich selbst Zeugniß ablegen könnte. „Das siegreiche Volk trug mich auf seinen Armen auf die Barrikaden,“ sagte ein großer Dichter. Diese Schaar, die meist aus jungen Leuten bestand und von ihrem Triumph begeistert war, rief: „es lebe die Charte!“ Mehrmals erwiderte ich: „Ja, meine Herrn, es lebe die Charte und es lebe der König!“ Und man ließ mich darüber nicht in's Meer fallen, wie der Dauphin den Affen, den er auf seinen Rücken genommen hatte, in der Meinung einen Menschen zu retten. Man sah in mir nichts als den Vertheidiger der Preßfreiheit und lohnte mir dafür mit einigen Huldigungen. Wäre ich zu einer andern Zeit in den Gassen von Paris unsern ersten Revolutionsmännern begegnet, ohne Umstände würden sie mit dem Aristokraten — der Laterne zugeeilt seyn; sie glichen nicht diesen Kindern der wahren Freiheit, die einen Royalisten in die erbliche Kammer führten. Diese jungen Soldaten boten Alles auf, den Sieg durch Alles zu verschönern, was die Ehre vom Edelmuth der Tapferkeit beilegt. Dieß ging am 29 vor. Hätte Jedermann seine Pflicht gethan, so wäre es noch immer Zeit gewesen, die Interessen zu vereinigen; ich schweige hierüber für jetzt; ich werde nicht immer schweigen. Es blieb mir von diesem für mich so glorreichen Tage nur das Gefühl einer ewigen Dankbarkeit und die schönen Verse, in denen Beranger das Ereigniß feierte, welches mein politisches Leben krönt.

Es war eitel Geschwätze, wenn man sagte, die Annahme des Kindes sey unmöglich, die Volksmassen stießen es zurück, die Proletarien würden die Eigenthümer, die Diener ihre Herren, die Arbeitsleute die Chefs der Werkstätten erwürgen und wie all die schönen Sachen heißen, die man damals aus Klugheit wiederholte. — Nichts von Allem dem würde geschehen seyn, die ländliche Bevölkerung und die Städte würden nicht gewankt haben. Heinrich V, von der Regierung mit dem in der Charte nothwendigen Veränderungen zum Könige ausgerufen, würde in ganz Frankreich anerkannt worden seyn. Die Nationalgarde von Paris würde jeder Republik aus dem Stegreife ein Ende gemacht, der Freund Washington's einen fruchtlosen Versuch nicht unterstützt haben, denn unter diesen Verhältnissen erwartete ihn eine schönere und seines Namens würdigere Rolle. Eine Schaar von Zitterern, einige hungerige Ehrgeizige täuschten die Großmuth Ludwig Philipps; er glaubte Frankreich von einer Gefahr zu retten, die nicht vorhanden war; er warf sich ins Königthum, um uns der Anarchie zu entreißen, die nirgends bestand als in den Köpfen einiger Memmen. Hätte Ludwig Philipp darauf beharrt, einfacher Bürger zu bleiben, so würde Heinrich V den Thron bestiegen haben, den Feiglingen zum Trotz, obgleich sie durch ihre Furcht hindurch, nur wenn diese siegte, Ehre, Besoldungen und Stellen erblickten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Spanien, wie es ist.

III. Agrikultur und Grundeigenthumsverhältnisse.

(Schluß.)

Eine aus den römischen Gesetzen abgeleitete, und von allen spanischen Rechtsgelehrten angenommene Lehre trug gleichfalls nicht wenig dazu bei, den Verfall des Ackerbaues zu beschleunigen und die den Mayorazgos anhängigen Nachtheile noch mehr zu befestigen. Dieser adoptirten Lehre zufolge ist nämlich der Besitzer eines Majorates nicht gehalten, die von seinem Vorgeher eingegangenen Pachtverträge anzuerkennen; denn, sagen die spanischen Gesetzmänner, da er nicht Erbe ist, so können frühere übernommene Verpflichtungen für ihn keine bindende Kraft haben, und daher ist der Grundsatz, daß Pachtungen mit dem Ableben des Pachtherrn zu Ende gehen, seit langer Zeit schon in Spanien zum Gesetz geworden. Die Folge davon ist, daß Pachtverträge selten auf längere Zeit als vier Jahre eingegangen werden; aber auch selbst diese kurze Frist gibt keine Sicherheit, da der Tod des Verpächters jeden Augenblick den Pächter aus den Besitz vertreiben, oder wenigstens zwingen kann, mit dem nachfolgenden Majoratsherrn neue Verträge zu schließen. Unter einem solchen Systeme kann es freilich nicht Wunder nehmen daß die Agrikultur auf der niedrigsten Stufe steht, vielmehr muß man erstaunen, daß nur irgend ein Stück Landes noch angebaut wird, insbesondere, wenn man den Druck einer willkürlichen Regierung, die völlige Kraftlosigkeit der Gesetze und die daraus entspringende Unsicherheit des Eigenthums und vor Allem die unerschwingliche Besteurung in Erwägung zieht. Das allgemeine Wohl erheischt, wie schon vorlängst Jovellanos bemerkte, daß die Besitzer der Mayorazgos Befugniß haben sollten, Pachtverträge auf lange Zeit, etwa emphyteutischer Art, einzugehen. Dieß wäre das Heilmittel, welches zuerst angewendet werden sollte, und ist das einzige, das dem Landbau Capital verschaffen, der Industrie einen Aufschwung geben und den Weg zu jenen Verbesserungen bahnen würde, deren dieses schöne Reich so fähig ist.

Endlich sind die Mayorazgo's eben so sehr dem moralischen Charakter der Bevölkerung nachtheilig als der Wohlfahrt des Staates; es wird durch sie die Faulheit gefördert, die ohnehin die Nationalsünde der Spanier und die Hauptursache der Entartung und Stumpfsinnigkeit ist, die sich im Allgemeinen an den höhern Ständen wahrnehmen läßt. Ein Sohn, welcher weiß, daß er das Besitzthum seines Vaters erben muß, ein Bruder oder Neffe, der auf die Nachfolge in den Gütern seines Bruders oder Oheims so zuverlässig rechnen kann, fühlt sich in der Zwischenzeit wenig aufgelegt, durch eigene Anstrengung sich Unabhängigkeit zu erwerben; im Gegentheil bringt er seine Tage in stumpfsinnigem Müßiggang hin, indem er Schulden macht, die er niemals wieder zu bezahlen gesonnen ist, oder indem er das verdrüßliche Einerlei seines langweiligen Daseyns durch lasterhafte und erniedrigende Zeitvertreibe zu würzen sucht, durch die er zuletzt in einen Zustand von Verstandesschwäche geräth, welche ihn zu nichts mehr fähig macht, als zu einem Werkzeug in der Hand schlauer Priester. So hat dieses System der Mayorazgos leicht die Folge, in jeder Familie wenigstens einen Blödsinnigen hervorzubringen, und wenn man bedenkt, daß dieser Blödsinnige gesetzlicher Weise das ganze Eigenthum antritt, während seine Brüder und Schwestern bei dem Tode ihres Vaters in die Welt hinausgestoßen werden mit einem Erbtheil, das oft kaum hinreicht ihnen kümmerlich das Leben zu fristen; so wird es wohl keines weitern Beweises bedürfen, um darzuthun, daß ein solches System eben so sehr dem Glück der Familien, als den Prinzipien des Naturrechtes und der Wohlfahrt des Landes überhaupt schnurstracks zuwider läuft. Den jüngern Gliedern einer Familie muß der älteste Sohn als ein unheilbringendes Geschöpf, als ein Räuber ihres Lebensglückes, zum Gegenstand des Neides, wenn nicht des Hasses werden, und wenn dieses abscheuliche Gesetz anders noch einen Funken von natürlicher Zuneigung übrig gelassen, so wird ihn bald die traurige Wirklichkeit einer hoffnungslosen Lage vollends ersticken. Offenbar hat sich also das Institut der Mayorazgos unter jedem Gesichtspunkt betrachtet verderblich erwiesen; es hat die Familien zu Grunde gerichtet, denen es Glanz und Fortdauer verleihen sollte; es hat den Ackerbau in einem Lande vernichtet, wo der Boden von Fruchtbarkeit wuchert; es hat das Nationallaster — Trägheit, begünstigt und jene Gefühle ausgerottet, die das Glück der Familien ausmachen, wie sie die Ehre der Natur und die Schutzwache der Gesellschaft bilden.

Ein anderer Fluch der auf Spaniens Boden lastet, ist die sogenannte Mesta, unter welcher man eine Gesellschaft von Eigenthümern wandernder Schafheerden versteht, die eine Menge, dem Ackerbau höchst nachtheiliger Privilegien genießt. Die „Mesta" verdankt ihren Ursprung einer Verbindung, die im Jahre 1556 zwischen den Berg- und Thalbewohnern in der Absicht geschlossen wurde, ihre Schaf- und Rinderheerden unter den Schutz der Gesetze zu stellen. Im Laufe der Zeit erlangte diese Gesellschaft theils durch fortgesetzte Bittgesuche, theils durch allmähliche Anmaßungen nicht allein das ausschließliche Besitzrecht alles Weidelandes im Königreich, sondern auch das Monopol das beste Ackerland in Triften zu verwandeln, wodurch nicht allein der ständigen Viehzucht, sondern auch der Agrikultur und Bevölkerung des Landes ein Todesstreich versetzt wurde. Diese monströse Gesellschaft besteht aus Adelichen, hohen Staatsbeamten, reichen Klosterprälaten und Stiftsherren, die kraft ihrer angemaßten Privilegien das Recht ansprechen und ausüben, ihre Heerden auf allen Weidegründen des Königreiches, und zwar fast kostenfrei und ohne allen Ersatz für abgehütete Triften weiden zu lassen. Die Gesellschaft wußte es sogar dahin zu bringen, daß ihre Privilegien zu einem eigenen Gesetzbuch erhoben wurden, das den Titel führt: „Leyes y Ordenanzas de la Mesta;" sie errichtete aus ihrer Mitte Tribunale, um jeden Eingriff in ihre vorgeblichen Rechte nach Gutdünken zu bestrafen, und wirklich genießt sie auch das unbeschränkte Monopol der Hutgerechtigkeit und demnach auch des Wollhandels in Spanien. Die Zahl der dieser Gesellschaft zugehörigen wandernden Schafheerden blieb sich nicht zu allen Zeiten gleich. Im sechszehnten Jahrhunderte wurde sie auf sieben Millionen abgeschlagen; im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war sie auf zwei und eine halbe Million herabgesunken, aber zu Ende desselben Jahrhunderts wieder zu vier Millionen gestiegen. Während des achtzehnten Jahrhunderts nahm man die Zahl der Schafe zwischen vier und fünf Millionen an, und gegenwärtig beläuft sie sich auf fünf Millionen, also fast auf die Hälfte aller Schafe von Spanien! Vergeblich wird man die Geschichte

Digitized by Google

der Monopole selbst von jenen Ländern, wo dieselben am meisten begünstigt und ermuntert wurden, durchblättern, ohne ein ähnliches Beispiel von so ungeheurer und betrügerischer Usurpation der Rechte und des Eigenthums einer ganzen Nation zu finden; auch ist in der That — um die Wahrheit zu sagen — die öffentliche Meinung in Spanien heftig gegen die Mesta erbittert, was wohl nicht anders möglich ist, da jeder Grundbesitzer ihren Verheerungen ausgesetzt ist und sich gern dafür rächen würde, wenn er dürfte.

Die dagegen erhobenen Beschwerden sind zahlreich und gewichtvoll. Erstens bedürfen diese unermeßlichen Heerden eines Personales, das nach Umständen aus vierzig, fünfzig, ja sechszigtausend Menschen besteht, die größtentheils aus den Provinzen gezogen sind, wo es dem Anbau des Bodens an Händen fehlt, so daß also auf diese Weise, in Betracht der Agrikultur und Population, dem Staate eben so viele Unterthanen entzogen werden, und zwar gerade dort, wo man ihrer am nothwendigsten bedürfte. Zweitens: eine ungeheure Strecke des besten Landes, ist durch die Mesta in Viehweiden verwandelt worden, und bringt daher verhältnißmäßig gar nichts hervor; weßhalb die Einwohner solcher Gegenden aus Mangel an Beschäftigung und Unterhalt genöthigt sind, Schmuggler und Straßenräuber zu werden, oder auf andern ungesetzlichen Wegen ihr kümmerliches Daseyn zu fristen. Drittens ist das angebaute Land zunächst den Straßen, welche die Heerden, jede meistens nicht unter zehntausend Stücke zählend, auf ihrem Wege von oder nach den Gebirgen zu nehmen pflegen, steten Verletzungen ausgesetzt, die überdieß immer ungestraft hingehen, da die Grundeigenthümer wohl wissen, daß sie gegen die mächtigen und einflußreichen Mitglieder der Mesta vergeblich auf Schadenersatz klagen würden. Viertens: auf gleiche Weise werden die an der Straße liegenden Weidegründe zur Zeit dieser Heerdenwanderungen verwüstet, so daß die Heerden der andern Eigenthümer dort, wo die Mesta vorübergezogen ist, nur noch kahlen Boden finden. Fünftens: auch der Agrikultur dienen die der Gesellschaft angehörigen Heerden nicht, da sie nie auf angebauten Feldgründen eingepfercht werden, und daher nichts zur Fruchtbarmachung des Bodens beitragen. Endlich werden die Aufseher und Schäfer der Mesta an den Orten, wo sie ihren Durchzug nehmen, ärger gefürchtet als Räuber, da sie überall mit der unerträglichsten Willkür verfahren, gestützt auf ihr Privilegium Jedermann, den sie drücken und plagen wollen, vor den Gerichtshof der Gesellschaft ziehen zu können, dessen Aussprüche fast unveränderlich zu Gunsten der Gesellschaftsbeamten ausfallen. Diese Bedrückungen haben schon seit undenklichen Zeiten von allen Seiten die heftigsten Klagen hervorgerufen, und in einer im Jahre 1795 an den Rath von Castilien von einem seiner Mitglieder, Don Gaspar Melchior de Jovellanos gerichteten Vorstellung wurden diese Mißbräuche mit einer Schärfe des Urtheils und mit einem Gewichte von Gründen dargestellt, die überall anders als in Spanien unwiderstehlich gewesen seyn würden. „Genugsam ist dieser Gegenstand besprochen worden, heißt es in diesem Berichte, und die Sache liegt so auf flacher Hand, daß ihr unmöglich einen schnellen Ausspruch verweigern könnt, durch den diese mächtige Gesellschaft aufgelöst, ihre mißbrauchten Privilegien abgeschafft, ihre ungerechten Statuten annullirt und ihre tyrannischen Gerichtshöfe aufgehoben werden. Dann wird für immer dieser Bund von Adeligen und Mönchen aufhören, die sich in Schäfer verwandelt haben, und unter dem ehrwürdigen Scheine einer Staatsbehörde einen unwürdigen Handel treiben. Dann werden sie aufhören unsere zu Grund gerichteten Ackersleute zu schrecken, und mit ihnen würde auch das ganze Heer von Alkalden, Entregadors, Quadrilliers und Achagueros *) verschwinden, die im Namen der Gesellschaft die Pächter überall und allzeit drücken und scheeren. Hiedurch würde für die ständige Viehzucht Futter gewonnen, dem Landbau die Freiheit zurückgegeben, das Eigenthum in seine Rechte wieder eingesetzt werden, und Vernunft und Gerechtigkeit wieder ihr Amt ausüben können."

Eine andere Ursache, durch die der Landbau gefesselt und die Industrie gelähmt wird, besteht in den Gütern in todter Hand, die ungeachtet aller Bemühungen aufgeklärter Männer unaufhörlich Zuwachs erhalten. Durch sie und die Majorate wird ungeheures Eigenthum in den Händen Weniger aufgehäuft, die den Anderen nichts als das Monopol des Elendes lassen; durch sie wird ferner jene Ungleichheit des Reichthumes verewigt, die ein immerwährender Gegenstand des Neides und der Zwietracht, die unerschöpfliche Quelle aller Laster und Uebel wird, welche die Gesellschaft aufzehren. Unter diesem Gesichtspunkt erscheinen die Gesetze, welche die Unveräußerlichkeit des Eigenthumes begünstigen, als die dem Zwecke einer guten Gesetzgebung widersprechendsten und nachtheiligsten. Allein die Unveräußerlichkeit des Eigenthumes zieht eine wo möglich noch verderblichere Folge nach sich: während sie die Industrie entmuthigt und lähmt, treibt sie den Preis der Grundstücke in die Höhe, vermindert die Zahl der Ländereien, die noch nicht in todte Hand gekommen sind, und erschwert so durch eine seltsame Anomalie ihre Erwerbung genau in dem Verhältnisse als sie ihren Werth vermindert.

Daher wird in Spanien der Preis der Grundstücke unerschwinglich, weil er jeden andern Käufer ausschließt, außer jenem, der von blindem Eifer getrieben nur sein Majorat vergrößern will, und keine Rücksicht darauf nimmt, ob der Ertrag des Bodens dem Kaufpreise entspricht. Unter solchen Verhältnissen wird die Masse des unangelegten Kapitals gezwungen, eine vortheilhaftere Verwendung zu suchen, als sie das Grundeigenthum bietet; Geschicklichkeit und Fleiß werden andern Unternehmungen zugewendet, der Ackerbau erlahmt und die Uebel dieses Systems werden zunehmen, bis endlich todte Hand aller veräußerlichen Güter, großer und kleiner, sich bemächtigt hat, und der Triumph der Fideikommisse, aber auch der Ruin des Landes vollständig ist. Dieselben Bemerkungen lassen sich auf die geistlichen Besitzungen in todter Hand anwenden, nur mit dem Unterschiede, daß sie meistentheils weit besser angebaut sind, als andere Grundstücke in Spanien, und daß ihr Ertrag größtentheils von einer nicht produzirenden Klasse verschlungen wird, da man damit an den Klosterthüren jene Horden von Landstreichern und Bettlern füttert, die das Land überschwemmen.

*) Namen von Beamten der Mesta.

Digitized by Google

Stimmen über Capodistrias.

(Fortsetzung.)

V.

Schreiben des vormaligen Agenten der amerikanischen Philhellenen-Vereine, Samuel Howe, an Herrn Eynard.

„Die Entfernung, in der ich lebe, hat mich bis jetzt gehindert, den Brief, den Sie in die Journale rücken ließen, öffentlich zu beantworten. Da aber ein zweiter Brief dem ersten zur Unterstützung folgte, so kann ich diesen nicht unbeantwortet lassen.

„Sie sagen: „Ich fordere jetzt die Feinde des Präsidenten auf, einen einzigen bekannten Fremden zu nennen, der das Innere Griechenlands besucht hat, und der den Inhalt der beiden Briefe, auf die ich antworte, bestätigen oder billigen könnte.

„Dieß bezieht sich auf jene von mehreren Griechen unterzeichneten Briefe. Wie konnten Sie einen solchen Aufruf an die Philhellenen ergehen lassen, da Sie doch wissen mußten, daß das Zeugniß einer großen Anzahl derselben sehr unzweideutig ausfallen würde; oder hat die Meinung des Generals Church, des Obersten Gordon, des Generals Favvier, des Doktors Bailly und der Herren Finlay, Haut, Dutrone u. A. kein Gewicht?

„War der aufrührerische und widersetzliche Charakter der Griechen Schuld an den Unruhen der letzten Monate der Regierung des Präsidenten? Oder war es nicht vom Seite des Volkes ein gesetzmäßiger Widerstand gegen ein fast eben so unerträgliches Unterdrückungssystem als das Joch der Türken? Das ist die Frage; Sie sind der erstern Meinung, ich der letztern; in einigen Monaten wollen wir sehen, Wer von uns Beiden Recht hat.

„Sie vertheidigen Ihren Freund, indem Sie ihn mit Lobsprüchen überschütten, und die große Masse und alle jene, welche sie als seine Feinde ansahen, leidenschaftlich anklagen. Da Sie, wie es scheint, Ihre Behauptungen als Glaubensartikel betrachten, so will ich mich gegen Sie derselben Beweisführung bedienen. Sie behaupten, Capodistrias sey von der Mehrheit der Nation geliebt worden, und ich sage Ihnen, er wurde verabscheut. Hätten Sie in diesem Punkte Recht und ich irrte mich, so würde ich Sie fragen: warum war denn Capodistrias genöthigt, die Russen herbeizurufen, um ihn gegen eine Partei zu schützen, die, nach Ihrer Meinung, doch nur aus einer sehr kleinen Minorität bestand? Sie behaupten ferner, daß die aufgeklärtesten Griechen ihn als die einzige Hoffnung Griechenlands betrachteten; und ich sage Ihnen, daß er für eine Geißel des Landes gehalten wurde. Sie versichern, daß seine Politik zum Zwecke hatte, sittliche Bildung, Freiheit und Civilisation zu befördern; und ich bin der ganz entgegengesetzten Meinung. Sie sagen, daß Sie Griechenland und die Griechen kennen müßten, weil Sie mit einer großen Anzahl derselben in Briefwechsel stehen und stets an der Wohlfahrt des Landes regen Antheil genommen haben; Sie heben Ihre Beglaubigungen mit so viel Zuversicht heraus, und verkünden Ihre genaue Bekanntschaft mit Griechenland und Ihre unbegränzte Liebe für Griechenland so laut, daß Sie mich zwingen, meinen Kreditbrief ebenfalls aufzuzeigen. Auch ich kenne Griechenland, ich habe ihm zu Land und Meer durch sechs Jahre seines glorreichen Widerstandes gedient. Ich weiß den Charakter der Hellenen zu würdigen, und darf sagen, daß ich ihr Vertrauen gewann, weil ich ihr thätiges Leben theilte und ihre Sprache rede.

„In Was bestand denn die Politik Ihres Freundes? In gänzlicher Zerstörung der Freiheit der Presse. Um Dieß zu bewerkstelligen, nahm er seine Zuflucht zur Bestechung; schlug Dies fehl, so schritt er zu roher Gewalt, und doch war selbst während der stürmischsten Zeit der Revolution die Presse frei. Er hatte ein gehässiges Spionirsystem eingeführt, das in den Straßen und Kaffeehäusern lauerte, ja sogar bis in den Schoß der Familien drang. Er verletzte das Briefgeheimniß, indem er Diejenigen, welche so niederträchtig waren, Briefe zwischen Fremden aufzufangen, mit Anstellungen belohnte. Nicht genug, er nahm Denjenigen ihre Aemter, die ihr Blut für die Unabhängigkeit des Landes vergossen hatten, und ersetzte sie durch Corfioten von niedrigem Charakter, die während des Kriegs die Gefahr flohen und nach dem Frieden wie Harpyien über den Schatz Griechenlands herfielen, um ihn zu verschlingen.

„Er schickte Bürger in den Kerker, ohne ihnen die geringste Kommunikation mit ihren Freunden zu erlauben, und verweigerte ihnen sogar die Abschrift der Anklageakte; sah er sich genöthigt, sie wieder in Freiheit zu setzen, so vermied er jede Erklärung. Er übte Einfluß auf die Berathungen der Nationalversammlung, indem er sie mit einer Bande bewaffneter Räuber umstellte; er machte die Richter durch Versprechungen oder Drohungen von sich abhängig. Ich müßte ganze Bände schreiben, wenn ich die Liste der tyrannischen Handlungen des Präsidenten fortsetzen oder meine Behauptungen mit Thatsachen belegen wollte; aber ich erbiete mich, für Alles, was ich sagte, Beweise zu liefern.

„Sehen wir jetzt, ob Sie mit Dem, was Sie zu Unterstützung Ihrer Lobrede auf Capodistrias rücksichtlich Dessen anführen, was er für den öffentlichen Unterricht gethan hat, glücklicher sind. Ach, mein Herr, auch ich war lange der Meinung, daß er die Wohlthat des Unterrichts über ganz Griechenland verbreiten wolle; aber ich wurde endlich enttäuscht durch die Art, mit der er die halboffizielle Anerbietung des amerikanischen Komité's, in Griechenland eine Universität zu errichten, aufnahm. Capodistrias, indem er sich stellte, als begünstige er den Unterricht, that nichts weiter, als daß er wider seinen Willen den Wünschen der ganzen Nation nachgab. Hat er Sie, mein Herr, überreden wollen, daß seine Schule zu Aegina mit den Kollegien zu vergleichen sey, welche die Griechen vor der Revolution in Scio, Smyrna und Janina hatten, so hat er Sie getäuscht. Ja, der Tyrann Griechenlands, prunkte mit seiner Aufmunterung der Schulen; aber nie hat er etwas für die Erziehung gethan.

„Es wirft ein häßliches Licht auf Den, der das Andenken eines Todten angreift, und man könnte leicht glauben, es sey Undankbarkeit oder Rohheit von mir, denn der Präsident hat mich stets mit Auszeichnung behandelt; aber — Wahrheit über Alles! Ich habe Capodistrias so gut gekannt wie Sie; ich habe seine Mäßigkeit und seine unermüdliche Thätigkeit bewundert; ich habe seinen Charakter, seine häuslichen Tugenden und die Geschliffenheit seiner Sitten gewürdigt; aber seine guten Eigenschaften machen mich nicht blind gegen seine schlechten, und endlich halte ich mich nicht an das Andenken des Menschen, sondern an das des Präsidenten: nicht an das Gedächtniß des Johann Capodistrias, sondern an das des Tyrannen von Griechenland. Erschrecken Sie nicht über dieses Wort; wenn Sie die Griechen besser kennten und wenn Sie wüßten, welche Benennungen er nicht nur von der Partei der Faktiosen und Mißvergnügten, sondern auch von der großen Majorität, ja ich möchte fast sagen von allen Aufgeklärten und patriotischen Männern Griechenlands erhielt, so würden Sie den Ausdruck Tyrann noch gelind finden.

„Sie haben die Meinung der Philhellenen, welche den Zustand Griechenlands kennen, aufgefordert; hier ist die meinige und die einiger Freunde.

„Ich habe die Ehre u. s. w.

„Samuel G. Howe.

„vormaliger Agent des philhellenischen Komité's Amerika's.

„9 November 1831.

„Ich nebst dem größten Theile der Philhellenen meiner Bekanntschaft theilen die hier von Herrn Howe ausgedrückten Meinungen vollkommen.

„„J. Hane.

„„vormaliger Gouverneur von Carabusa und der Insel Kreta.““

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Notiz.

In einem französischen Blatte wird das Verhältniß Derer, die Schulunterricht genossen haben, der Verbrecher und Geisteskranken, in England, Schottland und Irland in folgenden Zahlen angegeben:

	Unterrichtete.	Verbrecher.	Geisteskranke.
in England .	1 auf 20	1 auf 900	1 auf 783
— Schottland	1 auf 17	1 auf 5095	1 auf 652
— Irland .	1 auf 55	1 auf 468	1 auf 811

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 340. 6 Dezember 1831.

Merike.

Mit besonderem Bezug auf seine kommerziellen Verhältnisse.

(Aus Briefen eines Deutschen in Merike.)

Hat man die Verwaltung und Einrichtungen in Merike kennen gelernt und fragt sich dann, was wohl an denselben für andere Länder der Nachahmung würdig seyn möchte, so kann bei strenger Wahrheitsliebe die Antwort keine andere seyn als: „Nichts, durchaus Nichts;" denn ein Land, wo das persönliche Interesse der Abgott ist, dem Habsucht oder Unwissenheit die allgemeine Wohlfahrt zum Opfer bringen, kann wohl den europäischen Nationen, selbst denen die noch am weitesten zurück sind, nichts bieten, was ihnen als Vorbild dienen könnte. Die Natur hat Merike reich begabt, nur zu reich, wenn es wahr ist, daß dieser Ueberfluß Schuld an der außerordentlichen Faulheit seiner Bewohner ist. Das Getreide gibt dreißig- und fünfzig-, der Mais fünfhundert- und sogar tausendfältigen Ertrag der Saat; die Minen aller Arten werfen überflüssige Ausbeute ab, und es gibt wohl auf der Oberfläche der Erde kein Klima, das man in Merike nicht fände, nicht eine Gattung von Kultur, die sich nicht mit Erfolg dorthin verpflanzen ließe. Aber alle diese Segnungen des Himmels haben früher die spanische Regierung durch ihre barbarische Politik, und nach ihr die merikanischen Gesetzgeber durch ihre Sorglosigkeit, ihren Egoismus und ihre gänzliche Unfähigkeit in ein unwillenerregendes Elend zu verkehren gewußt.

Kaum sollte man es glauben, und doch ist es eine Thatsache, welche alle Reisenden, die Merike und die übrigen spanischen Kolonien, die sich alle unter einander auf erstaunenswerthe Weise gleichen, bestätigen werden — dieses Land, von dem Herr von Humboldt mit Recht ein so verführerisches Gemälde entwarf, weil er es so schilderte, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorging, dieses Nachbarland der Vereinigten Staaten, die von der Natur weit weniger begünstigt, dennoch binnen wenigen Jahren ungeheure Fortschritte machten, dieses Land, in welchem 150 Millionen Menschen behaglich leben könnten, wenn seine Regierung es nur gestatten wollte, hat jetzt nicht mehr als sieben Millionen Einwohner, von denen man bei uns sechs zu den Dürftigen rechnen, ja wohl gar mit den Benennungen Bettler, Landstreicher und Diebe belegen würde. Der Fremde kann sich kaum von seinem Erstaunen erholen, wenn er Städte mit einer Bevölkerung von 20 bis 30,000 Seelen betritt, und sie mit Ausnahme von etwa 20, höchstens 50 Familien, von halbbekleideten, müßigen, mit allen Lastern vertrauten, mit Einem Worte abscheulichen Menschen bewohnt sieht, die wegen der Krankheit, der sie als Folge ihrer Unsauberkeit und ihrer Lebensart unterworfen, unter dem Namen „Leperos" (Aussätzige) bekannt sind. In der Hauptstadt zählt man mehr als 50,000 dieser Elenden; sie waren es, die im Dezember des Jahres 1828, freilich unter Leitung und zum Theil auch für Rechnung höherer Personen, die schreckliche Plünderung vollzogen, und sie warten nur auf Gelegenheit diese Gräuelscenen zu erneuern.

Das Gemälde, welches die Abkömmlinge der alten Merikaner bieten, ist etwas weniger zurückstoßend; sie beschäftigen sich in ihren Dörfern größtentheils mit dem Anbau ihrer Felder, und man findet bei ihnen weniger Laster, aber desto mehr Aberglauben und Vorurtheile aller Art; ihre Dummheit ist so groß, daß sie nur der Gestalt nach zu den Menschen gerechnet werden können. Dieser Theil der Bevölkerung vermehrt sich indeß zusehends, was man in einer Gegend, wo die Nahrungsmittel so zu sagen von selbst wachsen und wo, wenn die Ernte ergiebig war, auf dem Lande 8 bis 10 Pfennige für den täglichen Unterhalt eines Tagewerkers hinreichen, leicht begreiflich finden wird. Ist es aber wohl ein Vortheil für das Land mit so elenden, untüchtigen Menschen überschwemmt zu werden, die von dem Gedanken beseelt, daß Merike einst ihnen gehörte, sich über kurz oder lang durch einen Umsturz der gegenwärtigen Ordnung der Dinge leicht wieder in Besitz des Landes zu setzen suchen könnten, ein Uebel, dem die Regierung bei den Grundsätzen, die sie bis jetzt befolgte, wohl nicht vorzubeugen im Stande seyn dürfte.

Was jene Million Merikaner betrifft, die in ihren Sitten und Gewohnheiten sich mehr den Europäern nähern, so ist sie, mit Ausnahme einer Anzahl von Grundeigenthümern, Landwirthen, Kaufleuten, Künstlern und Bergleuten, mit Einem Wort nützlichen Geschäftsmännern, ihrem Vaterland weit mehr zur Last, als die übrigen sechs Millionen, denen man, trotz ihrer Laster, ihrem Elend und ihrer Dummheit, wenigstens zugestehen muß, daß sie folgsam und nicht schwer zu leiten sind. Diese Million besteht größtentheils aus ungebildeten oder wenigstens aus Menschen ohne eigentliche Kenntnisse, aber voller Dünkel über ihre eingebildeten Verdienste, die sich dem Müßiggang, dem Spiel und der Intrike hingeben,

Digitized by Google

und in deren Augen es nur Eine Hülfsquelle gibt, nämlich öffentliche Aemter, in denen sie Gelegenheit finden, ihren Stolz, ihre Faulheit und Habsucht zugleich zu befriedigen. Dieser Theil der Nation, von dem Mexiko Glanz und Wohlfahrt zu erwarten berechtigt wäre, ist in Faktionen getheilt, die sich mit Erbitterung bekämpfen, einander wechselseitig mit den Waffen in der Hand Macht und Einkünfte entreißen und so ihr Vaterland in eine fortlaufende Kette von Revolutionen verwickeln, die das Vermögen des Staates und das seiner Bürger verschlingen. Man muß indeß ehrenwerthe Ausnahmen nicht unerwähnt lassen; jetzt zum Beispiel (gegen Ende d. J. 1830) befindet sich die Regierung in den Händen achtungswerther, von den besten Gesinnungen beseelter Männer; da aber diese Männer meistens weder vom Kongreß, noch von den Verwaltungen, noch von dem einflußreichen Theil jener Million unterstützt werden, so stehen sie verlassen inmitten der Parteien, und es mangelt ihnen folglich die nöthige Kraft, um die dringendsten Verbesserungen einzuführen, und die schreiendsten Mißbräuche abzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

4. Der Herzog von Bordeaux.

(Schluß.)

Wenn die Legitimität nichts war, wenn es nichts war, ein Kind zu verbannen; wenn ganz Frankreich nichts mehr mit dem ältern Zweig des Hauses Bourbon zu schaffen haben wollte; wie kommt es denn, daß mehr als ein Viertheil der Departemente von Euch selbst als karlistisch gesinnt erklärt worden, aller karlistischen Individuen, die noch in den andern Departements vertheilt sind, gar nicht zu erwähnen. Wie kommt es dann, daß man das mittägliche Frankreich mit 30,000 Mann bewachen muß, die Bretagne und Vendée mit 50,000, gerade so wie Belgien, hier um einen englischen König auf dem Thron zu erhalten, dort um einen französischen abzusetzen? Wie kommt es, daß von 130,000 eingeschriebenen Wählern nur 80,000 sich zum Stimmen einfanden? Städte von 120,000 Einwohnern, wie Marseille, sahen Deputirte durch 38 Stimmen ernannt; zu Bordeaux erschienen bei den letzten Wahlen von 550 Wählern nur 150, 74 Stimmen reichten hin, einer Stadt, die so wichtige Interessen zu verfechten hat, einen Vertreter zu geben. Wie kommt es, daß man 96 Pairs gewaltsam aus der erblichen Kammer stieß, und daß 52 andere die Huldigung verweigerten? Wie kommt es, daß in der Deputirtenkammer, wo doch die Bewegung ihren Sitz aufgeschlagen hatte, mehrere Deputirte den Eid verweigerten, und andere ihn nur unter gewissen Vorbehalten und Erklärungen leisteten? Wie kommt es, daß eine so große Anzahl von Staatsbeamten noch immer denselben Eid verweigert? Wie kommt es, daß man fast allen Friedensrichtern, so vielen Präfekten, Unterpräfekten, so vielen Verwaltungsbeamten jeder Art, großen und kleinen, wegen ihrer Meinung ihre Stellen nehmen mußte, und daß man dieser Purifikation ungeachtet noch immer behauptet, daß sie voll von Karlisten seyen? Wie kommt es, daß ganze Militärkorps aufgelöst wurden, daß so viele Offiziere ihre Entlassung genommen haben? Wie kommt es, daß in einem beträchtlichen Theil von Frankreich die Munizipalwahlen eingestellt wurden, aus Furcht, Karlisten dazu gelangen zu sehen? Wie kommt es endlich, daß man aus gleicher Furcht an mehrern Orten die Organisation der Nationalgarden verschoben hat? Könnt ihr sagen, daß eine Meinung, die ihr selbst mehrern Millionen Individuen zuschreibt, keine Wurzel habe? Könnt ihr fortwährend noch darauf bestehen, daß man diese Meinung nicht zählen, nicht wiegen dürfe; daß man sie unterdrücken, fesseln müsse, ihr, die ihr doch selbst die Souveränetät des Volkes, und folglich auch die Unabhängigkeit der Meinung und des Votums eines jeden Franzosen anerkannt habt?

Das Werk ward vollbracht, Heinrich V verbannt; aber wo sind nun die Gewalten der Gesellschaft, und wer könnte sie wieder herstellen? Die Legitimität war der einzige Haltpunkt an dem jähen Abhang, an den die Gesellschaft gedrängt wurde. Nachdem die Legitimität zerstört ist, um welchen Stamm wollt ihr jetzt die Theile, aus denen die Gesellschaft besteht, anreihen? Welche Bedeutung hat es jetzt, Präfekt, Generaldirektor, Minister, Marschall von Frankreich und selbst König zu seyn? Alle Autoritäten sind degradirt, und die Freiheit fristet ihr Daseyn nur dadurch noch, daß sie sich in einem Ueberreste individueller Vernunft fortschleppt. Die Angriffe auf das Eigenthum werden nicht lange ausbleiben, in allen Ländern ist das Eigenthum mit der Erblichkeit der Krone gefallen; diese Erblichkeit ist das wichtigste Eigenthum, wird dieses angetastet, so sind auch alle andern Arten von Eigenthum bedroht. Nur homogene Elemente fügen sich zusammen, wenn man das Königthum einmal so und ein andersmal so nehmen, theilen und unterabtheilen kann, so läßt sich kein Grund absehen, warum nicht auch das Eigenthum (das ebenfalls ein Königthum oder eine Souveränität ist) so und so gewendet, getheilt und unterabgetheilt werde.

Die menschliche Gesellschaft geht nicht zu Grunde, wohl aber die Gesellschaften; die Schätze unsers Wissens und unsrer Aufklärung werden auf die Nachwelt übergehen, und das menschliche Geschlecht wird daraus Nutzen ziehen, aber es ist möglich, daß wir selbst, als Nation in die Tage unsrer Altersschwäche eintreten. Alles scheint abgenützt; Künste, Literatur, Sitten, Leidenschaften, Alles neigt sich dem Verfalle zu. An die Stelle der edelsten Erholungen des Geistes sind rohe Spektakelstücke getreten; könnte man die Gladiatoren wieder aufleben lassen, so würden sie mit einem Beifall aufgenommen werden, dessen sich die Meisterwerke eines Voltaire, Racine, Corneille, Molière nicht mehr zu erfreuen haben; auch Griechenland lief hinweg von seinem Aeschylus, Sophokles, Euripides und Menander, um die Gaukler und Seiltänzer und die Pferde des Circus zu bewundern. Dieselbe Neigung nach abwärts nehmen wir in der Politik wahr. Man sah die Freiheit in republikanischer Form unter dem Konvent; man sah sie unter monarchischer Form unter der Legitimität; man erfreute sich des Despotismus unter der Herrschaft des Ruhmes; und an nichts konnte man festhalten. Man glaubt jetzt weder an die Freiheit noch an die Tyrannei mehr, oder vielmehr weder die eine noch die andere scheint mehr möglich. Der schlimmste Zeitraum, den wir durchlaufen haben, scheint der zu seyn, in welchem wir uns befinden, denn Anarchie herrscht in der Vernunft, in der Moral, in der Erkenntniß. Das Leben der Na-

Digitized by Google

tionen dauert länger als das der Individuen; ein schlaggelähmter Mensch liegt oft Jahre lang auf seinen Polstern, bis er aufgelöst wird; eine siechte Nation liegt lange darnieder, bis sie stirbt. Wenn von der Gegenwart die Rede ist, so sagt Jedermann: „Dieß kann nicht mehr so gehen.“ Der Ausspruch wäre richtig, wenn sich's vom Leben handelte, aber wie wenn das, was man für Leben hält, Todeskampf, langsame Auszehrung wäre? Es geht noch, weil der letzte Augenblick noch nicht gekommen ist: das morgenländische Kaiserthum brauchte vier Jahrhunderte zu sterben.

Die vierzig Jahre der französischen Revolution zerfallen in drei Abtheilungen, die fast von gleicher Länge sind, die Republik mit ihren auf einander folgenden Phasen durchlief zehn Jahre, das Kaiserreich eilf, die Restauration sechzehn. Die politische Lebenskraft der Franzosen dehnt sich also, seitdem sie ihre Regierung geschaffen und wieder zerstört, nicht viel über ein Viertel Jahrhundert aus. Der gegenwärtige Zustand wird im besten Falle und wenn er nicht durch einen Zufall umgeschaffen wird, nicht so lange hinstechen. Die Theorien-, Interessen- und Eides-Menschen können auf dieses hin nur ihre Rechnung machen und einstweilen darauf sinnen, wie sie die am Boden liegende Monarchie mit Füßen treten wollen, der sie, als sie noch aufrecht stand, geräuchert haben.

Wie dem auch seyn mag, Diejenigen, welche sich in der Bewegung des Julius befanden, glaubten nicht zu einer Republik, nicht zu einer völligen Veränderung des Herrscherhauses schreiten, nicht bei der Legitimität des Herzogs von Reichstadt oder des Herzogs von Bordeaux stehen bleiben zu dürfen; man mußte also zu Dem kommen, was gegenwärtig besteht.

Stimmen über Capodistrias.

(Fortsetzung.)

VI.

Erwiederung der Griechen auf Herrn Eynards zweites Schreiben.

„Indem wir uns beeilen, den zweiten Brief des Herrn Eynard zu beantworten, wollen wir keineswegs eine Polemik über das politische Benehmen des Grafen Capodistrias eröffnen; auch hegen wir durchaus nicht die etwas sonderbare Absicht, das Interesse für die Griechen wieder zu erwecken, sondern wir glauben nur, daß es nöthig sey, die öffentliche Meinung über die antinationale Verwaltung des Präsidenten aufzuklären.

„Herr Eynard hat unsre gemäßigte und herzliche Sprache nicht zu würdigen gewußt; er beschuldigt uns der Undankbarkeit und der Erbitterung; uns, die wir aus Achtung gegen seinen kaum erblaßten Freund die Entrüstung, die uns zu übermannen drohte, in unsre Herzen zurückgedrängt hatten; uns, die wir unumwunden die Anhänglichkeit bekannten, die wir früher gegen den Präsidenten hegten. Er sucht bei der Nachwelt ein Asyl für das Andenken seines „von seinen Zeitgenossen verkannten“ Freundes; er fordert es von der Unparteilichkeit der Jugend, deren Zeugniß er doch geringschätzig verwirft, indem er das unsrige zurückweist.

„Herr Eynard, der den Eindruck, den unsre Briefe auf das Publikum machen möchten, zu fürchten scheint, will uns durch den Taufschein schlagen. In dem Jahrhundert, in welchem wir leben, das so fruchtbar an politischen Ereignissen ist, braucht man eben nicht vom Alter gebleicht zu seyn, um die Lage der Dinge richtig beurtheilen zu können; ein redliches Herz und einige Bildung reichen hin. Entfernt von unserm Vaterlande, geschützt gegen seine politischen Bewegungen, die allein Einfluß auf unser Urtheil haben konnten, sprechen wir hier ohne Vorurtheil und mit voller Ueberzeugung, die nichts zu erschüttern vermag.

„Obgleich Herr Eynard alle politischen Handlungen des Herrn Capodistrias mit Stillschweigen übergeht und das Feld verläßt, auf das wir ihn gerufen hatten, so wollen wir ihm doch nach jenem folgen, auf dem er sich festsetzt. Seine Antwort beginnt: „Während seiner kurzen Verwaltung von tausend Schwierigkeiten umringt.“ Wir machen zuerst darauf aufmerksam, daß ein Zeitraum von drei Jahren wohl hinreicht, um viel Gutes zu wirken, und zweitens, wo waren denn die tausend Schwierigkeiten, welche es der Einbildungskraft des Herrn Eynard zu sehen beliebt? Der Präsident kam nach der Schlacht von Navarin nach Griechenland, als der furchtbarste Feind bereits vernichtet war; er fand alle Griechen um sich versammelt und alle bereit seine Autorität zu unterstützen. Ach, sie glaubten damals nicht, daß ihr Vertrauen so grausam getäuscht werden würde!

„Herr Eynard, der ferner Das aufführen will, was dem Präsidenten die größte Ehre macht, zählt uns triumphirend den Aufschwung des Ackerbaues, die Gründung mehrerer Schulen, einer Druckerei, einer Bibliothek, eines Museums, einer Musterwirthschaft und endlich die Anlegung einer fahrbaren Straße auf.

„Wie leicht findet man doch die Wirklichkeit, wo nur Luftgebilde sind; wie eifrig hascht man doch nach Allem, was einer Lieblingsmeinung schmeichelt, von der der Geist ganz eingenommen ist! Der Präsident selbst proklamirte sich als den Wiederhersteller Griechenlands; dienstfertige Echos wiederholten es lange in Europa, und auch die Briefe, die wir beantworten, sind noch der treue und letzte Wiederhall jener die griechische Nation beschimpfenden Proklamation.

„Man täuscht sich, wenn man behauptet, die Verwaltung Capodistrias allein habe jene in Griechenland eingeführten Verbesserungen hervorgerufen; sie waren nur das Resultat von Umständen, die nicht von seinem Willen abhingen. Mit Ende des Kampfes verschwand auch die Unordnung; von dem Augenblicke an, wo Jeder seines Lebens und seiner Felder sicher war, kehrten auch die umherirrenden Griechen wieder zu ihrem Herde zurück; das Bedürfniß der Arbeit ward fühlbar: man fing an, die Gränzen seines Eigenthums wieder zu erkennen, und betrieb den Ackerbau mit jenem Eifer, den Niemand unsrer Nation streitig machen wird. Es ist wahr, unsre Felder wurden zum Theil wieder urbar gemacht, und die Spuren der Verwüstung verschwanden nach und nach durch den Beistand einer fruchtbaren und kräftigen Natur; die Regierung hingegen, weit entfernt, den Ackerbau zu ermuntern, verhinderte vielmehr die zu seiner größern Verbreitung projektirten Anleihen, und durchkreuzte die Bemühungen des edeln Doktors Howe, einen Theil des Isthmus von Korinth zu kolonisiren. Was die Musterwirthschaft betrifft, die übrigens, im Vorbeigehen gesagt, auf Kosten der schönen Ruinen von Tyrinth errichtet wurde, so scheint Herr Eynard nicht zu wissen, daß ihr Gründer sie wieder verlassen hat, unwillig darüber, daß der Präsident Befehl gegeben hatte, die einigen Obstgärten beigelegten Namen, als: Bozzaris, Karaiskaki u. s. w. durch Nummern zu ersetzen; hauptsächlich aber aus Entrüstung, weil man ein Werkzeug der Bestechung und Spionerie aus ihm machen wollte. Wir finden diese Nachrichten in einem Briefe des Gründers, des Herrn Paläologo selbst, dessen Worten man um so mehr glauben darf, da seine Anhänglichkeit an die Person des Präsidenten sich nie verläugnete.

„Kommen wir jetzt auf die Gründung der Schulen, von denen, wie wir zuvörderst bemerken müssen, bereits vor unsrer Revolution eine große Anzahl bestanden hatte. Das Streben der Nation nach Unterricht hat sich trotz der Hindernisse des Kriegs nie vermindert, und wenn es nach Ankunft des Präsidenten einen erhöhten Aufschwung nahm, so ist die Ursache hievon nur der Rückkehr des Friedens zuzuschreiben; die Ehre bleibt den Anstrengungen der Nation. Das offizielle Journal selbst sagt es, daß die Gemeinden es waren, die auf ihre Kosten jene Primärschulen errichteten, von denen Herr Eynard spricht; die Regierung, um sich ein ausschließliches Verdienst zu erwerben, leistete nur einen geringen Zuschuß, behielt sich aber die Ernennung der Lehrer und die Aenderung des Schulplans nach ihrer Phantasie vor. Die vom Präsidenten errichtete Normalschule ist eine erbärmliche Anstalt; sie hatte im Ganzen nur zwei Professoren, von denen einer abgesetzt wurde, weil er die klassischen Dichter und den Gorgias des Plato erklären wollte, und als die unzufriedenen Schüler mit großem Tumult ihren Professor zurückverlangten, so drohte ihnen der Präsident, „einen Stall aus ihrer Schule zu machen.“ Die Stellen in der Militär-

Digitized by Google

schule, die nur nach vorhergegangener Prüfung den Würdigsten gegeben werden sollten, wurden nach Gunst vertheilt, und in allen Schulen hatten die Lehrer die bestimmte Weisung, die Schüler zu bespioniren, und ihnen vor Allem blinden Gehorsam gegen den Präsidenten einzuprägen.

„Die Bibliothek ist nicht mit den „Geschenken der Freunde des Präsidenten," wohl aber von den der Nation durch die Patrioten Zosimus, Coray, Saktarius, Moster, Codrikas und A. gegebenen Büchern gegründet worden. Uebrigens ist der Zweck, den diese großmüthigen Bürger beabsichtigten, nicht erreicht worden, denn sie blieb stets verschlossen. Was das Museum betrifft, so wissen wir, daß der Präsident sich kein Gewissen daraus machte, die schönsten Alterthümer aus demselben zu nehmen, Fremde, die er sich verbindlich machen wollte, damit zu beschenken, und so offenbar das Dekret der Nationalversammlung zu verletzen, die jede Ausfuhr verboten hatte.

„Man darf sich nicht wundern, daß er eine Druckerei unterhielt, denn sie war ihm für die Bedürfnisse der Regierung und hauptsächlich zu Verbreitung seines eigenen Lobes, durchaus nöthig; aber hat sie wohl, Dank sey es jenen Beschränkungen, dem öffentlichen Unterrichte auch nur den geringsten Nutzen geleistet? Herr Eynard hat ohne Zweifel vergessen, uns zu sagen, daß nur diese einzige Druckerei in ganz Griechenland existirte; die Regierung war stets bemüht, die Errichtung jeder andern ähnlichen Anstalt zu hintertreiben, was jene achtungswerthen Amerikaner bezeugen mögen, denen der unentgeltliche Druck der Elementarbücher verboten wurde. Was endlich die fahrbare Straße von Nauplia nach Argos betrifft, so ist sie höchstens eine Stunde lang und kaum zu brauchen. Diese „Verbesserungen" der Verwaltung, von denen Herr Eynard spricht, sollen wir sie vielleicht in der Errichtung des schwarzen Kabinets, in der Organisation der Prevotalgerichtshöfe und in dem traurigen Zustande unsrer Finanzen suchen?

„Herr Eynard beharrt darauf, zu wiederholen, daß der Präsident wie ein „Wohlthäter" geehrt und geliebt war; wir unsrerseits bestehen ebenfalls darauf, aus allen Kräften das Gegentheil zu behaupten. Wenn es wahr wäre, daß die große Majorität der Nation den Präsidenten liebte, warum konnte sie denn nicht jene schwache Minorität, die seinem Willen entgegen war, unterwerfen? Warum war er denn genöthigt, sich fremder Waffen zu bedienen? Warum baten denn die Bewohner von Kalamata die Franzosen, sie nicht den Truppen des Präsidenten bloßzustellen? Warum sträubte er sich denn endlich so lange gegen die Zusammenberufung des Kongresses, die doch beständig von allen Seiten gefordert wurde?

„Wir begreifen nicht, wie Herr Eynard es wagen kann, uns aufzufordern, „einen einzigen bekannten Fremden zu nennen, der unsre Meinung theile. Scheinen ihm die Namen: General Fabvier, Doktor Bailly, General Church, Obrist Gordon, Doktor Howe, Doktor Blendau, die Herren Dusthone, Reybeau, Greffet, Molière, Mondésir, nicht die achtungswerther und bekannter Männer zu seyn? Herr Eynard setzt uns zwar nicht minder ehrenwerthe Männer entgegen; allein wir kennen deren Meinung über die Verwaltung des Präsidenten nicht; wir wissen bloß, daß mehrere von ihnen nur damals in Griechenland waren, als der Präsident noch die Achtung seiner Mitbürger besaß; es sey uns also erlaubt, Zweifel zu hegen; aber nicht ohne Staunen bemerken wir unter jenen Namen auch den des Herrn von Ribeaupierre, der seine Erhebung dem Kredit des Präsidenten verdankt.

„Was den furchtbaren Brief des Herrn Schneider betrifft, so wissen wir, daß ausgezeichnete und sehr bekannte Personen sich vorgenommen haben, ihm zu antworten. Wir wollen ihn nur fragen, was er in Griechenland unter Aristokratie versteht, wenn er sagt, daß sie es sey, die den Präsidenten ermordet habe. Versteht er vielleicht eine von jenen Feudalaristokratien darunter, wie es deren in mehreren Ländern Europa's gibt? Wir antworten ihm, daß eine solche Aristokratie in Griechenland niemals existirt hat. Gibt er diesen Namen einigen Familien, die sogar unter dem Joche der Türken sich eines größern Wohlstandes und eines bessern Unterrichts erfreuten, als ihre übrigen Mitbürger, so antworten wir ihm, daß eine solche Aristokratie der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß, bei allen Völkern der Erde besteht; wir antworten, daß diese Familien, unter deren Zahl auch die Mauromichalis gehören, es waren, die unsre Revolution begannen und durchführten, und die den Einfluß, den sie auf ihre Mitbürger ausübten, mit Strömen von Blut bezahlten. Ja, wir gehen noch weiter, wir sagen Herrn Schneider, daß er sich gewaltig irrt, wenn er glaubt, daß der Präsident das, was er Aristokratie nennt, zum „Besten des Volks" vernichten wollte, nein, er wollte nur jene Familien unterdrücken, deren wir bereits gedachten, um seine Günstlinge an ihre Stellen zu schieben, jene Menschen, die den Tag nach seiner Ankunft ans Land stiegen. Er wollte sich eine Aristokratie nach seinem Sinne bilden, gefällig, feroil, und eine solche konnte er unter den Männern unsrer Revolution nicht finden. Verlangt man übrigens ein Probchen von dem aristokratischen Geiste des Präsidenten, so darf man sich nur an jene gehässigen Projekte erinnern, die das ganze handeltreibende Griechenland in Unruhe setzten; jenen Entwürfen zufolge sollten die Handelsleute in eine gewisse Anzahl von Klassen getheilt werden, deren jede eigene Privilegien hatte.

„Das war der Mann, den Herr Eynard „den großen, den tugendhaften, den bewundernswerthen Bürger" nennt. Wir nennen ihn einen Despoten, der seinen Willen an die Stelle des Gesetzes setzen wollte; wir nennen ihn meineidig, weil er die Konstitution, die er zu halten geschworen hatte, unter seine Füße trat, indem er die Freiheit der Presse unterdrückte, seinen gefälligen Dienern Ländereien aus dem Nationaleigenthum verlieh, die eingebornen und nicht eingebornen Griechen in zwei Kategorien theilte, und also das Fundamentalgesetz unsrer Konstitution verletzte, welches ausdrücklich sagt, daß alle Griechen gleiche Rechte haben sollen. Wir würden ihn einen Verräther nennen, weil er, da er die Leidenschaften erregte, Murzinos gegen Mauromichalis, Kanaris gegen Miaulis, die Bevölkerung gegen die Primaten, die ackerbautreibende gegen die Handelsklasse aufreizte, die Uneinigkeit unterhielt; Verräther würden wir ihn besonders nennen, weil er Fremde herbeirief, um seinen wankenden Despotismus aufrecht zu erhalten, ein Verbrechen, das wir ihm nie verzeihen werden; jeder Franzose wird die Entrüstung, die wir darüber fühlen, begreifen."

Folgen die Unterschriften.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die gegenwärtige Kaiserin Mutter von China ist nicht die Mutter des regierenden Fürsten, hat aber selbst zwei Söhne, die bei dem Tode ihres Vaters über zwanzig Jahre alt waren. Ihrem körperlichen Aussehen nach sind sie ihrem Stiefbruder, dem Kaiser, überlegen, der mager und zahnlos ist; auch ist der jüngere ziemlich gut erzogen, der ältere hingegen ein Trunkenbold. Jener führt aber einen höchst unsittlichen Lebenswandel, ist ein leidenschaftlicher Spieler und hält sich dazu eine Gesellschaft junger Leute. Obgleich ihr Vater in seiner Person alle Laster dieser seiner beiden Söhne vereinigte, so bestimmte er doch den gegenwärtigen Beherrscher von China, als den tugendhaftesten von seinen Söhnen, zum Nachfolger. Einige schreiben jedoch diesen Vorzug seinem tapfern Verhalten in der Empörung von 1815 zu, wo er mit einer Flinte zwei bis drei Rebellen erlegte, und die übrigen, die bereits in die Höfe des Palastes eingedrungen waren, zurücktrieb, weßhalb er auch von seinem Vater in den öffentlichen Ausschreiben höchlich belobt wurde. (Pabre Serra's Nachrichten von China in den Verhandlungen der asiatischen Gesellschaft.)

*

Die Zeitung von Neapel kündigt eine der festbarsten Entdeckungen an, die seit langer Zeit in den pompejanischen Nachgrabungen gemacht wurden. Man fand nämlich am 24 Oktober in dem Triclinium des sogenannten Hauses des Faun's ein Mosaikgemälde von einer, wie die erwähnte Zeitung sagt, ans Wunderbare gränzenden Arbeit. Dieses Gemälde ist gegen zwanzig Spannen breit und zehn hoch. Die darauf vorkommenden Figuren sind von halber Lebensgröße. Es scheint darauf eine Szene aus der Iliade, der Kampf des Sarpedon, dargestellt zu seyn. Unglücklicherweise hat die Zeit einige Theile des Gemäldes zerstört, allein was noch übrig ist, reicht hin, es zu einem der festbarsten Schätze des Alterthums zu machen, sowohl in Betracht des Ausdrucks der Figuren, als der Vollendung der Zeichnung und der ausgezeichneten Ausführung. Die Zeitung von Neapel verspricht eine nähere Beschreibung dieser Mosaik, auf die wir dann zurückkommen werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 341. 7 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

1. Das Palais Royal.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Spielsäle, die im Palais Royal noch bestehen und die leichtfertigen Schönen, die man daraus verwies, trugen vielleicht nicht wenig zu seinem Glanze bei, und mußten lange die Fremden anziehen, wenn auch nur aus Neugierde. Wie viele Unglückliche fallen noch bis auf diese Stunde als Opfer der verderblichsten aller Lockspeisen, einer Lockspeise, die das Budget gegen die Moral in Schutz nimmt! Es gibt im Palais Royal keine Waffenhändler, aber Lepage wohnt ganz in der Nähe. Oft kommt zu ihm ein verzweifelter Spieler, der seinen letzten Hoffnungsanker auf dem grünen Tisch zu wagen im Begriffe steht, um auf jeden Fall gefaßt zu seyn, bevor er nach „Hundert dreizehn" *) hinaufsteigt; entschlossen macht er nun seinen Einsatz, und ein bald darauf erfolgender Knall verkündigt der Nachbarschaft das Ende der Partie. Vorigen Winter war ich auf Besuch bei einem Freunde, der im Palais Royal wohnt; ein Pistolenschuß fiel, und ich schrack zusammen. „Sey ruhig," sagte mein Freund, „es ist Nichts, wahrscheinlich ist nur der Urtheilsspruch eines „Rouge ou Noir" vollzogen worden." Ich öffnete das Fenster, und seine Vermuthung bestätigte sich. Ein junger Mensch, der aus einem Spielhause kam, war über das Gitter eines der Parterres gestiegen und hatte sich auf dem Rasen eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Ein Besitz aus unvordenklicher Zeit schien die Existenz der Bajaderen von Paris und das Palais Royal innig mit einander verschwistert zu haben. Seltsame Widersprüche: man warf dem Herzog von Chartres vor, daß er mit dem Laster Wucher treibe, und die gegenwärtigen Kaufleute beschweren sich — wenigstens behauptet man es — daß sein Sohn es vertrieben hat. Wie sonderbar, wenn man sich in unsern Tagen die verlornen Kinder so vorstellt, wie sie unsre Väter gesehen haben: die gekräuselten Haare mit großen kattunenen weitfaltigen Handen bedeckt, in Caraccos, kleinen Uederwürfen und Reifröcken. Wie manche anmuthige Gestalt mochte unter diesem seltsamen Aufzuge stecken! Wir sahen sie zu unsrer Zeit in der reizenden Einfachheit der modernen Tracht im Kaffeehause Montansier, dessen Stelle jetzt ein kleines Theater eingenommen hat, im Café des Aveugles, das seitdem verödet steht, damals aber durch die Kaisergarde sein Leben erhielt und im Caveau du Sauvage, *) aus dem das Tamburin unaufhörlich heraufdönt und das Ohr des Vorübergehenden betäubt, und wo Borel nach Fitz James dem Bauch eine Zunge lieh; endlich an allen Eingängen des Palais Royal. Sie belebten Alles und liehen Allem durch ihre Gegenwart einen wollüstigen Schimmer, der freilich sehr verschieden war von dem anmuthvollen Lächeln züchtig verschämter Liebe, aber mit dem Charakter der meisten Einwohner vollkommen in Einklang stand, und den Fremden als der hervorstechendste Zug in der Physioguomie des Palais Royal ins Auge fiel. Die eigentlichen Sultaninnen dieses öffentlichen Serails aber hielten sich unter den steinernen Bogengängen auf, wo sie die Blicke durch den buhlerischen Glanz ihres Putzes, und durch die Entblößung ihrer Reize auf sich zogen, die von Frauen der großen Welt nur auf den Bällen oder in der Oper so zur Schau getragen werden. Sie erregten selbst unter gewissen Klassen ihres eigenen Geschlechtes zuweilen eine lebhafte Neugier, was die Gemahle gewöhnlich sehr übel zu nehmen pflegten. Die ausschließliche Herrschaft im Palais Royal wurde endlich den ehrbaren Frauen wieder eingeräumt, die von den Venustöchtern lange verdrängt worden waren, und ehedem sich begnügt hatten, es mit ihnen zu theilen. Diese Veränderung trat vor zwei oder drei Jahren ein, und hat dem Palais Royal einen sittsameren mehr bürgerlichen Anstrich gegeben; man verläßt es jetzt viel frühzeitiger und schließt die Buden und legt sich schlafen zur ordentlichen Stunde. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Sitten dadurch gewonnen haben. Es geht uns nichts an, was anderwärts geschieht. Bleiben wir im Palais Royal.

Ich habe das Palais Royal unter dem Zauber der Beleuchtung geschildert, von der es jeden Abend übergossen ist; es ließe sich weniger von ihm sagen, wenn man es am nüchternen Morgen betritt, wo es den Schulknaben, den Kindern und Kindsmägden eingeräumt ist. Gegen zehn Uhr indeß fängt es bereits an, belebt zu werden. Die Zeitungsleser langen an und ziehen sich um jene

*) Die Nummer eines Spielsaales. Die Nummern der Spielsäle sind des Nachts transparent beleuchtet.

*) Das Kaffeehaus der Blinden und der Keller des Wildenmannes, — wie wir den Caveau du Sauvage nennen würden — sind Souterrains in Palais Royal.

Digitized by Google

kleinen Pavillons mit vergoldeten Dächern zusammen, in deren einem Perustault sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, von wo aus er jeden Augenblick von Neuem die Runde macht, um Leser, die sich ein wenig zu weit seitab begeben haben, wenn er durch einen Seitenblick auf die Blätter in ihren Händen seinen Stempel erkennt, höflich zu ersuchen, sich mehr um seinen Kiosk zu konzentriren. Auch die Kaffeehäuser füllen sich allmählich, während die Restaurationen, denen sie das Vorrecht der Dejeuners à la fourchette völlig aus der Hand gewunden haben, noch leer stehen. Bald durchsteuern auch die Handlungsdiener und Geschäftsleute die Alleen nach allen Richtungen; schon deuten auch die müßigen Dämmerer *) und ein täglicher Auflauf von drei- oder vierhundert Personen nach einem bestimmten Punkte auf Mittag zu. Wollte Gott, daß die Kanonen der ganzen Welt den Feuerschlünden des Palais Royal glichen, und daß ihr Krachen nie anderes Unheil angerichtet hätte, als das leise Zusammenschrecken der Ladenjungfern und einiger allzufeinfühlenden Kaufmannsfrauen, die ungeachtet der langen Gewohnheit sich noch nicht des Schreckens entwöhnen konnten. Fünf Minuten ehe der Schuß erfolgt, haben die meisten hier stehenden Menschen ihre Uhr zur berichtigenden Vergleichung herausgezogen und wer keine hat, guckt auf die seines Nachbars — ein Augenblick feierlicher Erwartung folgt — man scheint manchmal zu zweifeln, ob der Kanonier des Palais Royal seine Schuldigkeit thun werde. . . . Es kracht und alsbald richten die Einen ihren Uhrzeiger vor- oder rückwärts; Andere mit einem Ausdruck der Selbstzufriedenheit ergießen sich laut in Lob über ihren Uhrmacher; man geht und beeilt sich überall auf seinem Wege die offizielle Stunde mitzutheilen und die Gruppe würde sich ganz verlaufen, wenn nicht noch einige Maulaffenhändler zurückblieben, die gekommen waren, um zu sehen wie sich die Sonne beim Entzünden des Pulvers benimmt, während noch einige andere Kostgänger Gottes sich eine Viertelstunde lang das Geschäft machen, Jedermann, der daherkommt, zu benachrichtigen, daß die Kanone bereits losgegangen ist. Es wäre überflüßig das Viereck zu bezeichnen, wo diese Kanone steht; natürlich kann es nirgend anders seyn, als im Parterre des Apollo, da dieser Gott eben der Kanonier ist.

Ich kann nicht schließen, ohne noch zu bemerken, daß das Palais Royal stets der Mittelpunkt der politischen Volksbewegung war und auch stets bleiben muß — eine natürliche Folge seiner Lage und der Beschaffenheit seiner Einwohner. So empfiehlt sich der größte Theil seiner Kaffeehäuser den Gästen durch eine oder die andere geschichtliche Erinnerung: wie das „Café Foi" durch die Reden Camille Desmoulins, der mit so gewaltiger Kraft die Gemüther des Volkes entflammte; das „Café de Chartres" durch die wilden Kämpfe zwischen den grünen und weißen Kokarden, und später der Gironde und das Café Montansier, durch die patriotischen Orgien der hundert Tage, und die Rache nach der Rückkehr von Gent; so das „Café Lemblin" durch das immerwährende Zusammenströmen der liberalen Jugend und der ausgestoßenen Soldaten während der Restauration; endlich das „Café Valois," das Allerheiligste der ewig von Puder beschneiten Köpfe der alten Regierung.

Vor Kurzem war ein Greis, der schon unter den Schweizergarden Ludwig XV gedient hatte, in der Hauptstadt angekommen, um Paris wiederzusehen, das erstemal wieder zu sehen seit 1780; ich war sein Begleiter, und wir näherten uns dem Palais Royal. „So wollen wir denn gleich," sagte er, „unter dem „„Krakauer Baum,"" die Zeitungen lesen, es soll mich freuen, Nachrichten von den Polen zu hören, dort wo mein Herz vor sechzig Jahren schon für sie schlug." — Aber der Krakauer Baum war schon einige Jahre nach der Theilung Polens umgehauen worden, und mit ihm die Kastanienallee, die der Kardinal Richelieu nach der ganzen Länge des Gartens gepflanzt hatte; sie war die schönste von allen, und durch ihr dichtes Laubdach bemerkenswerth. Um diesen Baum versammelten sich damals die Leser des Courrier de l'Europe oder der Leydener-Zeitung, fast die einzigen Journale jener Zeit, und mein guter Alter zeigte mir die Stelle dem Café Foy gegenüber. Noch andere Bäume breiteten hier ihre Zweige aus, unter denen man andere Zeitungen las.

Die Veränderungen in dem Bau des Palais Royal oder vielmehr der Masse von Gebäuden, aus denen es gebildet wird, würden Stoff zu einer weitläufigen Geschichte geben; ich begnüge mich zu bemerken, daß es von zwei Baukünstlern, die aus einer und derselben Stadt gebürtig waren, angefangen und vollendet wurde, von dem Baumeister des Kardinals Richelieu, Jakob Lemercier, und dem Architekten des Hauses Orleans, Herrn Fontaine, beide aus Pontoise. Wie oft schon hat man letztern und seinen königlichen Herrn lebhaft auf den Dächern verhandeln sehen, oder auf einem Giebel, von wo der Fürst schwerlich gewünscht haben würde herabzuspazieren. Uebrigens will ich, um gewisse Leser zufrieden zu stellen, hier nur noch in Kürze die Einwohner dieses Palastes seit der Erbauung desselben anführen; diese waren nach dem Kardinal Richelieu, der es unter dem Namen „Palais Kardinal" fortsetzen ließ, Anna von Oesterreich, Ludwigs XIV Mutter, die damals fünf Jahre alt war und eines Tags in das Bassin des kleinen Gartens fiel, der Jardin des princes genannt wurde; nach ihr bezog das Palais Henriette von England; dann Philipp von Orleans, der Stammvater der Linie dieses Zweiges und Bruder Ludwigs XIV; dann Philipp der Regent während Ludwigs XV Minderjährigkeit; Ludwig Herzog von Orleans sein Sohn; dann Ludwig Philipp, und bei dem Ausbruche der französischen Revolution Ludwig Philipp Joseph, jener der Großvater, dieser der Vater des gegenwärtigen Bürgerkönigs. Während der Republik hatte ihn das Tribunal inne; unter dem Kaiserreich wußte man nicht was damit anzufangen, und die Börse und das Handelstribunal, deren unzertrennlicher Satellit, wurden vorläufig ins Erdgeschoß der großen Stiege gegenüber eingewiesen, während man die beiden schönsten Gebäude der modernen Architektur errichtete. Nach der Rückkehr der Bourbonen nahm die Familie Orleans wieder Besitz von dem Palais Royal, das ihre Apanage ausmachte; während der hundert Tage bezog es Lucian, und nachdem es zuletzt fünfzehn Jahre der Restauration hindurch der Seitenlinie des Hauses Bourbon zum Aufenthalte gedient hatte, blieb es anderthalb Jahre die vorläufige Wohnung des einfachen Bürgerkönigthums. Allein ein Thron zwischen Waarenlagern schien denselben allzu sehr zu verdunkeln, und den Geschäfts- und Nichtgeschäftsleuten war es höchlich unbequem auf ihrem Weg einen König zu finden.

*) Man wird die Uebersetzung der Flaneurs durch diesen Studentenausdruck entschuldigen. Anm. d. R.

Digitized by Google

Ludwig Philipp hat seitdem bekanntlich die Tuilerien bezogen, wo noch kein Glücklicher gewohnt.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

5. Die Monarchie des jüngern bourbonischen Zweiges.

Es gibt keine politische Form, die nicht eines glücklichen Erfolges gewiß seyn dürfte, wenn man nur die Dinge und Menschen ihr anpaßt. Der neu gewählte König besaß Eigenschaften, denen ich alle Anerkennung werden ließ: Erfahrung, Erziehung durch Unglück, Geschmack an Arbeit, Leichtigkeit sich auszudrücken, Kenntniß der Zeitbedürfnisse, sanftmüthigen Charakter, Abneigung gegen Blutvergießen, Reactionen und Rache. Seine edle und schöne Familie umgibt diese herrlichen Eigenschaften, die mächtig darauf hinwirken konnten, den Charakter einer Organisation zu neutralisiren, deren Gebrechen am Tage liegen, mit anmuthvollen Reizen.

Das was man jetzt besitzt, ist ich weiß nicht was, weder Republik, noch Monarchie, noch Legitimität noch Illegitimität, ein Quasiding, das Etwas von Allem und von Nichts ist, das nicht lebt, das nicht stirbt, eine Usurpation ohne Usurpator, ein Tag ohne Gestern und Morgen. Als die Republik hervorbrach, sah man voraus, daß sie am Despotismus zerschellen würde; als das Kaiserreich aufstieg, ahnete man, daß es im Siege und dann in der Restauration untergehen würde; als die Legitimität wieder ans Ruder kam, wahrsagte man, daß sie durch die Ideen des Jahrhunderts gestürzt werden würde, wenn sie nicht mit ihnen umzugehen verstände. Allein was kann man hier voraussehen? Wo ist die Zukunft? Welche Gestalt wird sie haben? Wie weit ist sie entfernt?

Besser wäre es gewesen in der Person Ludwig Philipps eine reine Wahlmonarchie zu schaffen, weil man denn doch schnell einen Kopf brauchte, um die Kronenhöhlung auszustopfen. Nach Philipp hätte man dann einen Fürsten aus einer ganz neuen Dynastie wählen, und zu den Prinzipien der völligen Veränderung des Herrscherhauses zurückkehren können. Allein die Erblichkeit mit der Wahlmonarchie zu verbinden, gegen die legitime Succession zu Felde ziehen und unmittelbar darauf wieder eine andere legitime Succession schaffen, ist eine erbärmliche Inkonsequenz. Man hat aber das Prinzip des Wahlrechtes gewonnen! Allerdings, aber auf eine Stunde. Herrliche Eroberung! eben so gut wäre es gewesen, zu behalten was man hatte.

Die vier übrigen politischen Kombinationen (die Republik, der Wechsel des Herrscherhauses, der Herzog von Reichstadt, der Herzog von Bordeaux) sagten doch wenigstens mehr oder minder beträchtlichen Volksmassen, bekannten Meinungen zu. Die quasilegitime Monarchie, was und wen spricht sie an?

Alles ist in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge Widerspruch, Schwierigkeit, Verlegenheit. Man verstößt den ältern Zweig der Bourbonen und vermählt sich mit dem jüngern: es geht so weit, daß man gegen die vorige Regierung kein Wort sagen, kein Gesetz machen kann, das nicht bleischwer auf die gegenwärtige zurückfällt. Man schreit gegen eine verbannte Familie, und eben diese Familie sitzt auf dem Throne, man zertrümmert die Lilien und diese Lilien sind das Wappen des Wahlkönigs. Man hat alle Nachtheile der Legitimität und keinen einzigen ihrer Vortheile.

Allein diese Monarchie, die aus der Hand des Zufalls hervorging, wie ein Atout durch die umgeschlagene Karte, konnte im Staate zur Kraft gedeihen: 1) durch die persönlichen Eigenschaften des Königs; 2) durch eine Taufe des Ruhmes; 3) durch eine nationale Sanktion nach Erlangung der Krone; diese beiden letzten Bedingungen haben gefehlt. Die Verwaltung benahm sich nach Innen und Außen völlig so, um die Juliusregierung zu paralysiren. Dieß führt uns auf unsere zweite Frage:

„Nachdem die Wahlmonarchie gegründet war, fügte man sich in das Prinzip dieser Monarchie? Wie benahm sich die Regierung nach Innen und Außen?“

Die Statuten der Birminghamer Union.

In einer der letzten Unionsversammlungen zu Birmingham, die so zahlreich als irgend eine frühere besucht war, kam der Organisationsentwurf der Union zur Vorlage, der bei der gegenwärtigen Volksaufregung in England von um so größerer Wichtigkeit erscheint, als er allen andern Reformvereinen zum Vorbilde dienen und die bis jetzt noch einzeln wirkenden Kräfte zu einem großen und furchtbaren Bunde sammeln kann. Der Präsident der Birminghamer Union, Herr Attwood, leitete die Verhandlungen mit einer Rede ein, worin er zuvörderst dem allgemein verbreiteten Gerüchte, als habe das Komité der Assoziation die Bewaffnung der Mitglieder in Vorschlag gebracht, widersprach und dann die gegenwärtige Lage Englands so klar auseinandersetzte, daß wir daraus folgende Stelle wiederzugeben für angemessen halten:

„Es ist allerdings möglich, daß eine Zeit komme, wo die Gesetze in England ihre Kraft verlieren und dem Volke nicht mehr Schutz verleihen können; dann würde es nöthig, dann würde es verfassungsmäßig seyn, daß das Volk sich selbst mit den Waffen in der Hand beschütze. Doch Dieß ist das letzte Mittel, wozu ein guter Unterthan und Bürger seine Zuflucht nehmen muß. (Hört!) Vor allen Dingen muß das Volk die Gerechtigkeit auf seiner Seite haben — mit einer guten Sache ist eine mißhandelte Nation ihres Triumphes sicher — die Pflastersteine selbst werden sich dann zu seiner Vertheidigung erheben. (Beifall.) Als unsre tapfern Nachbarn, die Franzosen, Jahr um Jahr mißhandelt und mit Füßen getreten wurden von den stumpfsinnigen und blutdürstigen Anhängern der bourbonischen Dynastie, duldete es das französische Volk viele leidensvolle Jahre hindurch, bis seine Feinde im höchsten Uebermaße ihres Hochmuthes und ihrer trügerischen Tyrannei wahnsinnigerweise dem Schutze der Gesetze sich entzogen. Dann erst stand das französische Volk auf. So auch wartete Julius Cäsar, als er seine Waffen gegen die Oligarchie seines Vaterlandes erhob, bis die Oligarchen durch die Verletzung der Gesetze sich selbst in Anklagezustand versetzt hatten; dann rief er seinen Soldaten zu: „Laßt uns gehen, wohin uns die Götter und die Ungerechtigkeit unsrer Feinde rufen.“ Wenn ein Mann gleich diesem es für nothwendig hielt, Gerechtigkeit und Gesetz auf seiner Seite zu haben, um wie viel mehr ist eine solche Vorsicht in England nöthig! Möge daher das englische Volk so lange strengen Gehorsam beweisen und die Gesetze unterstützen, so lange Gesetze bestehen. Inzwischen möge es sich zu einem friedlichen und gesetzlichen Bunde vereinigen, und erst wenn der englische Polignac auferstehen wird, in der sträflichen Absicht, den König, das Unterhaus und die Nation in Knechtschaft zu stürzen; dann erst werden wir in Stand gesetzt seyn, gegen ihn zu handeln. Ich sprach neulich in der Versammlung zu Berwick die Furcht aus, die Reformbill möchte von dem Oberhause abermals verworfen werden. Dieß kann nur geschehen, wenn die vollziehende Gewalt es versäumt, die nöthige Anzahl von Pairs zu ernennen. Es ist mir unmöglich zu glauben, daß Lord Grey diese große Pflicht hintansetzen wird. Es wäre Wahnsinn von ihm, so zu handeln. Er führte den Staat an den Rand eines Abgrunds,

Digitized by Google

von dem kein Rückschritt möglich ist, und wäre es denkbar, daß er in einem solchen Augenblicke sagen könnte: „Ueberspringt ihn ohne Beistand und Leitung, denn die Regierung wird Euch verlassen!“ — Sollte Lord Grey wirklich so handeln, so würde sein Fall in der That groß seyn. Anstatt den größten Namen in der englischen Geschichte zurückzulassen, wozu meiner Ansicht nach Lord Grey bestimmt ist, würde er seinen Namen auf ewig beflecken; würde er der Mörder Englands statt dessen Erretter seyn. (Beifall.) Doch ich kann nicht glauben, daß sich die Regierung einer so groben und gefahrvollen Fahrlässigkeit schuldig machen wird; aber wenn sie es auch thun würde, so ist dennoch dem Volke der Weg deutlich, gesetzlich und sicher vorgezeichnet. Wir haben im Unterhause eine Majorität von 109 und 151 Stimmen für uns, und diese Majorität besteht aus ehrenwerthen und muthigen Männern. Wenn daher die Regierung ihre Pflicht vergessen sollte, so würde sie das Unterhaus zurechtweisen; das Unterhaus würde die Abgaben verweigern und hiedurch die Regierung zwingen, die Anzahl von Pairs zu ernennen, welche nöthig ist, das Oberhaus zu seiner Pflicht zurückzuführen. Durch einen solchen Schritt würde jeder Soldat unbezahlt bleiben, die Dividenden der Nationalschuld würden aufhören, die Civilliste des Königs selbst nicht länger flüssig seyn und so die Regierung entweder genöthigt werden, sich aufzulösen oder augenblicklich ihre Obliegenheit zu erfüllen. Wenn ferner das Unterhaus die Aufruhrakte verwerfen wird — was höchst wahrscheinlich ist — so wird die herrliche Armee, die jetzt mächtig zum Schutze des Landes und zur Bekämpfung auswärtiger Feinde dient, augenblicklich der Regierung aus der Hand geschlagen werden und diese Waffe gegen die Freiheiten des Volkes plötzlich wie ein Dunstgebild verstauben. Allein selbst, wenn das Unterhaus seine Pflicht zu thun verweigern würde, so blieben dennoch dem Volke friedliche und gesetzliche Mittel, sich selbst zu helfen. Dann brauchten wir bloß den Rath Herrn Edmonds zu befolgen, der streng gesetzlich und verfassungsmäßig ist, nämlich nach dem System der Quäker zu handeln und unser Eigenthum zur Bezahlung der Steuern der Auspfändung zu unterwerfen; dann würden dem Hause der Gemeinen augenblicklich die Augen über seine Stellung aufgehen. Auf solche Weise würde das Volk gesetzlich auf das Unterhaus wirken, das Unterhaus auf die Regierung, die Regierung hiedurch zu seiner Obliegenheit gezwungen werden und Alles gut gehen.

„Es war ein großes Glück, daß das Reformwerk von Earl Grey zu einer Zeit in Anregung gebracht wurde, wo die Konstitution noch genug von ihrer alten Kraft besitzt, um ihre Regeneration auf gesetzlichem Wege bewerkstelligen zu können. Wäre dieses große Werk noch einige Jahre hinausgeschoben worden, bis die Oligarchen noch einige fünfzig Boroughs mehr in ihre Gewalt gebracht hätten, so wäre das Volk verloren gewesen — ein patriotischer König würde nicht mehr im Stande gewesen seyn, es zu retten, da er auf sein Anrufen der Nationalunterstützung keine Antwort erhalten haben würde. Der Tag der politischen Gnade, wie er jetzt vorhanden ist, würde vorübergegangen und das Land in eine Lage gebracht worden seyn, wo es entweder einer ewigen Knechtschaft anheimfallen oder selbst seine Rettung in Strömen von Blut und Thränen suchen mußte. Es war also ein Glück, daß Earl Grey zur rechten Zeit mit seiner Reformbill hervortrat; es war aber auch ein Glück, daß er diese gerechte, billige, kluge und wirksame Reformmaßregel wählte, die alle Interessen zu ihrer Unterstützung vereinigte und ihren Erfolg sicherte. Wäre er in der Reformbill noch weiter gegangen, so ist es völlig gewiß daß er auf jeden Erfolg verzichten mußte. Das oligarchische System wurzelt schon seit so vielen Jahren in den Gewohnheiten, gesellschaftlichen Verhältnissen, Gewalten und Interessen des gemeinen Wesens, daß es fast unmöglich gewesen wäre, die Oligarchie zu überwältigen, ohne eine Erschütterung hervorzubringen, die das ganze Staatsgebäude auf unsre Häupter herabstürzen mußte. Es ist daher unrecht, Lord Grey zu tadeln, daß er dem Volke nicht mehr einräumte, als die Reformbill verspricht. Umgeben von solchen Elementen und solchen Feinden, wie er, war es Alles, was in menschlichen Kräften zu gewähren stand. Es war hier nicht die Frage, ob die Reformbill besser sey als eine umfassendere Maßregel, sondern es handelte sich darum, ob wir die Reformbill — oder Nichts haben sollten; ob das englische Volk noch ferner bis zum Zustande Irelands herab zertreten und Irland ins Grab gestürzt werden, oder ob das englische Volk seine Rechte, seine Freiheit und seine Wohlfahrt durch verständige und wirksame Mittel erlangen sollte. Ich sage kein Wort gegen das allgemeine Stimmrecht, so wenig als zu dessen Gunsten. Ich will nur so viel bemerken, daß allgemeines Stimmrecht noch in keinem Lande der Welt bestand und daß es selbst in keinem Staate von Nordamerika ohne Beschränkungen besteht. Denn Soldaten z. B., Arme, die schwarze Bevölkerung, Fremde, Verbrecher und viele Andere haben in den Vereinigten Staaten kein Stimmrecht. Wenn nun von den Amerikanern selbst ein unbeschränktes Stimmrecht nicht für heilsam angesehen wurde, so darf man sich um so weniger wundern, wenn in England die höhern Klassen im Allgemeinen es für nachtheilig halten. In Amerika sind neun Menschen Eigenthümer und nur Einer Arbeiter. In England ist es gerade der umgekehrte Fall. Hier leben neun Menschen vom Verkaufe ihrer Arbeit gegen Einen, der für die Erhaltung des Grundbesitzes interessirt ist. Daher muß man nicht erstaunen, daß unbeschränktes Stimmrecht in einem gesellschaftlichen Zustande, wie in England, nachtheilig scheint, wo das Eigenthum in ungeheuern Massen aufgehäuft ist, und die äußerste Armuth so auf Leidenschaften und Bedürfnisse des Volkes wirken, und es zu Maßregeln hindrängen kann, die gleich zerstörend auf die Interessen und die Wohlfahrt Aller wirken. Ich halte eine ideale und theoretische Freiheit für nichts, die am Ende dem armen Manne wahrscheinlich keine andere Wahl läßt als zwischen Arbeitshaus, Gefängniß oder Grab; was ich verlange, ist eine wirkliche Freiheit von Kraft und Saft, die den Handwerksmann so frei macht als seinen Herrn, und die jeden ehrbaren Arbeiter in England in den Stand setzt, für sich und seine Familie durch seine Hände die nöthigen Lebensbedürfnisse zu erschwingen.“

Nach dem hierauf der Versammlung vorgelegten Organisationsentwurfe soll die Stadt Birmingham in sieben Abtheilungen oder Bezirke getheilt und Nr. 1 die rothe Abtheilung, Nr. 2 die nelkenfarbige, Nr. 3 die orangenfarbige, Nr. 4 die weiße, Nr. 5 die grüne, Nr. 6 die blaue, Nr. 7 die purpurfarbige Abtheilung genannt werden. Jede dieser Abtheilungen soll in eben so viele Unterabtheilungen getheilt werden, und jede Unterabtheilung ihr Versammlungshaus haben. An einem bestimmten Tage werden sich hier alle zur Unterabtheilung gehörigen Männer versammeln und je zehn Mann einen Vorsteher über sich wählen, „der Zehner“ (Tythingman) genannt; zehn dieser Zehner wählen unter sich einen „Constable über Hundert.“ fünf solcher Constables wählen einen „Marschall der Unterabtheilung.“ Je ein Mitglied des Unionsrathes ist bestimmt, über alle Marschälle eines jeden Bezirkes die Oberaufsicht zu führen, und diese sieben Männer auf dem Rathe werden Aldermänner genannt. Jeder dieser Aldermänner wird ein Verzeichniß von allen Namen der Marschälle, der Constables, der Zehner und der übrigen Unionsmitglieder seines Bezirkes entwerfen und dasselbe dem Stuhlherrn des Unionsrathes übergeben. Der Zehner hat das Geschäft, wöchentlich von seinen neun Männern die Beiträge einzusammeln, die er dem Constable übergibt; eine genaue Liste seiner Untergebenen zu führen; seinen Constable jederzeit unverzüglich in Kenntniß zu setzen von jedem Aufruhr oder Tumulte, der sich in seiner Unterabtheilung erhebt; in einem solchen Falle hat er endlich auch seine neun Untermänner herbeizurufen und Alles aufzubieten, den Aufruhr zu dämpfen. — Der Constable hat darauf zu sehen, daß die Zehner ihre Schuldigkeit erfüllen; er hat von ihnen alle vierzehn Tage ihre Beiträge einzusammeln und dem Marschall zu übergeben u. s. w. Dieselben Pflichten haben aufwärts auch die höhern Beamten des Bezirkes. — Jedes Mitglied der Union trägt bei allen Versammlungen als Abzeichen an seinem Hute die Farbe seines Bezirkes und die Numer des Hunderts, zu dem er gehört; desgleichen seine eigene Numer. Jeder Zehner trägt bei solchen Gelegenheiten auf seinem Hute die Farbe seines Bezirks, die Numer seines Hunderts und seine eigene, sammt einem Unionswappen; jeder Constable führt außer den Farben und Zahlen zwei solcher Wappen, jeder Marschall drei, und jeder Aldermann trägt über der linken Schulter eine Binde von der Farbe seines Bezirkes; eine solche Binde ist drei und einen halben Zoll breit und dazu bestimmt, den Constablesstab zu tragen.

Bekanntlich hat der König von England diese Volksgesellschaften in einem jüngstergangenen Ausschreiben (22 November) als ungesetzlich verboten und alle Unterthanen ermahnt, sich des Eintrittes in diese Verbindungen zu enthalten. Es steht nun zu erwarten, was die Assoziationen thun werden; die Birminghamer soll Wetherell ihr Reglement vorgelegt und dieser es als gesetzmäßig anerkannt haben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 342. 8 Dezember 1831.

Mexiko.

(Fortsetzung.)

Die ersten Kongresse, ganz geblendet von dem glänzenden Gemälde, welches Herr von Humboldt von Mexiko entworfen hatte, und außer sich über die Dienstfertigkeit, mit welcher England Millionen von Piastern, theils unter dem Titel einer Anleihe, theils für Benutzung von Minen, oder für Ankäufe von Ländereien oder für Eröffnung neuer Straßen anbot, glaubten nichts in der Welt käme dem Reichthum Mexiko's gleich, und sie hätten die Schlüssel zu einem unerschöpflichen Schatz in den Händen, von dem sie jene ihrer Mitbürger und besonders ihrer Freunde, denen aus langer Gewohnheit Arbeit zu beschwerlich war, schwelgen lassen könnten, da diese zu bequem sich selbst nach Erwerbsquellen umzusehen, es natürlich angenehmer finden mußten, ihre Tage auf Kosten Englands und jenes kleinen Theils der Nation, der der Arbeit noch nicht entwöhnt ist, in süßem Nichtsthun und in Ueppigkeit hinzubringen.

Man hat also eine Menge sogenannter nützlicher Aemter geschaffen und mit reicher Besoldung versehen. Wenn man auf der einen Seite, um sich das Ansehen freier und eifriger Republikaner zu geben, den Adel, der dem Staate keinen Heller kostete, abschaffte, so machte man auf der andern, unter dem Vorwand einer Entschädigung, Jeden, der es nur seyn wollte, zum Kapitän, Major oder Obersten, und da alle diese Leute sehr gut bezahlt waren, so gab es ihrer natürlich bald mehr als Soldaten. Die Armee figurirt mit 10 bis 12 Millionen Piastern auf dem Budget und zählt in der Wirklichkeit höchstens 10 bis 12,000 Mann, wenn man jene Unzahl von Offizieren nicht rechnet, deren ganzer Dienst darin besteht, das Staatsvermögen zu verschlingen und der Nation zur Last zu fallen. So viel es aber auch solcher Stellen und Pensionen gibt, so reichen sie doch bei weitem nicht hin, um die Menge von denen, die darauf lauern, zu befriedigen, und dieß war die Quelle aller Verschwörungen, Aufstände und Unordnungen der letzten Jahre. Die Regierung war nicht im Stande ihnen durch Befriedigung der Habsüchtigen vorzubeugen, denn die Staatsausgaben von zwei oder drei Jahren betrugen das Doppelte dessen, was unter spanischer Herrschaft erforderlich war. Ein eben so ärgerliches Unwesen herrscht bei den Einnahmen; da es Sitte ist, jede nützliche und einträgliche Beschäftigung zu vernachlässigen, um nach Aemtern zu jagen; da ferner die meisten Stellen der Verwaltung mit untüchtigen Beamten besetzt sind, so herrscht überall Verwirrung und Unordnung; endlich haben die Beamten, besonders die der Douanen, nicht ermangelt sich einen bedeutenden Theil der eingehenden Gelder zuzueignen, so daß die Einkünfte kaum mehr die Hälfte der unter den Vicekönigen eingehenden Summe betragen. Unter solchen Umständen mußte nun dem öffentlichen Schatz, selbst ohne jene den Engländern schuldigen Summen sammt Interessen, auf deren Erstattung diese schon lange warten, in Rechnung zu bringen, nothwendig ein beträchtliches Deficit erwachsen, von dem das gegenwärtige Ministerium nicht weiß, wie es zu decken seyn möchte, denn das Land ist im Verhältniß bei weitem mehr mit Abgaben und Auflagen gedrückt als Frankreich und selbst England, und zudem wollen sich auch die Besoldeten und Abspirauten, in deren Händen, der bestehenden Ordnung der Dinge zufolge, alle Gewalt und Kraft ruht, nicht zu dem geringsten Opfer verstehen. Einige gutgesinnte Deputirte haben es kürzlich gewagt, ein Gesetz zu Reduktion der Besoldungen vorzuschlagen; sie wurden mit Beschimpfungen überhäuft, und das Ministerium, um die Unterstützung des furchtbaren Korps der Angestellten nicht zu verlieren, war so schwach sich zu stellen, als habe die Verwerfung des Vorschlags seinen ganzen Beifall. Was nützt es aber wohl Feuer und Flamme zu sprühen um die Integrität der Besoldungen zu behaupten, wenn in der Staatskasse das Geld selten und immer seltner wird? Je trauriger übrigens der Stand des öffentlichen Schatzes wird, um so hitziger scheint der Streit der Parteien um die Trümmer desselben zu werden; seit sechs Monaten schon brennt die Flamme des verderblichsten Bürgerkriegs im Süden von Guadalarara, Valladolid, Mexiko und Puebla und fast scheint es, es werde der Verwüstung des Landes nicht eher ein Ziel gesetzt werden, bis nicht das Glück darüber entschieden hat, wem die traurige Ehre zu Theil werden soll, den letzten Piaster zu verschlingen, den die elendeste der Nationen mit unsäglicher Mühe erworben hat.

Bei einer so traurigen Lage, in welche die neuen Republiken durch ihre eigenen Kinder, die sogar die Spanier an Grausamkeit noch übertreffen, versetzt wurden, ist natürlicherweise an das Aufblühen philanthropischer Anstalten, die nur unter dem Schutze der Ordnung und Ruhe gedeihen können, nicht zu denken. Zwar gibt es in Mexiko einige Schulen und Hospitäler, auch hat man mit vieler Ruhmredigkeit die Gründung noch mehrerer anderer angekün-

Digitized by Google

digt; denn obgleich der bei weitem größere Theil der Mexikaner keine wahre Liebe für das öffentliche Wohl im Herzen trägt, so treibt doch ihr ungemessener Nationalstolz sie unaufhörlich an, es in Allem den civilisirten Nationen der alten Welt gleich zu thun. Fonds sind in den verschiedenen Staaten votirt worden, um den öffentlichen Unterricht zu verbessern, Aufklärung zu verbreiten, und die Welt in Erstaunen zu setzen, denn alles das kostet ja auf dem Papiere so wenig. Handelte es sich darum diese Fonds zu erheben, so gingen die Senatoren und Deputirten, die sich so gute Gehalte zugetheilt hatten, die Tausende von Obersten und Offizieren, deren Anweisungen auf den öffentlichen Schatz eben so viele Pantsbriefe für den Müßiggang sind, und jener Schwarm von Beamten, der allein schon hinreichte, gegen alle, die es wagen würden, ihnen den Lebensunterhalt beschneiden zu wollen, eine Revolution zu erregen, der Jugend, den Unglücklichen, ja der Nation selbst vor, der man zwar viel versprochen, aber nichts gehalten hatte, weil man sie nicht, wie es nur zu häufig selbst auch in Republiken geschieht, unter den Schutz von Männern stellte, die gleiche Rechte mit ihr zu vertheidigen haben. Die Kongresse sind hauptsächlich aus Aerzten, Soldaten, Priestern und besonders aus Advokaten zusammengesetzt; Advokaten! der schrecklichsten aller Geißeln, welche auf einem Lande, das nach der unentwirrbaren Masse spanischer Gesetze verwaltet wird, lasten kann.

Der größte Theil der beabsichtigten Anstalten ist daher noch nicht einmal ins Leben getreten, und andere wurden bald wieder geschlossen. Was diejenigen betrifft, welche noch fortdauern, so bestehen die herrlichsten Verordnungen für ihre Verwaltung, in denen alles vorausgesehen und vorausbestimmt ist; wie es scheint, wollte man auch nicht den kleinsten Umstand der Willkür überlassen; allein so bald das erste Feuer verraucht war, folgte eine tödtliche Apathie, eine Menge von Mißbräuchen schlich sich ein, und jene Combinationen, die theoretisch so originell, gelehrt und scharfsinnig schienen, zeigten sich auf der Kapelle der Erfahrung als unzusammenhängend, widersprechend und unausführbar. Die Verwirrung wurde immer ärger, Niemand hatte Rechnung abzulegen, denn da die Gewalt über Alles verfügte, so hatte sie auch die Verantwortung auf sich genommen, und die öffentliche Meinung ist noch nicht gebildet genug, um säumige, anmaßende und ungeschickte Gesetzgeber mit Verachtung zu brandmarken.

Die Bekanntschaft mit den gesellschaftlichen Einrichtungen und der Verwaltung Mexiko's kann nur in so fern von Interesse seyn, als dort alles in der schlechtesten Verfassung ist. Die Mißbräuche gehen ins Unendliche, und das Uebel, welches aus ihnen entsteht, ist so in die Augen fallend, daß viele Fehler, welche in andern Ländern unbemerkt hingehen, weil die Gewandtheit der Regierung die Folgen zu verschleiern weiß, den Fremden gleich bei seiner Ankunft in Amerika höchst unangenehm berühren, und ihn sogleich auf die Mittel zur Abhülfe führen, deren Nothwendigkeit in Europa gewiß auf der Stelle gefühlt werden würde, wenn man dort nicht an ein Schauspiel gewöhnt wäre, das man immee vor Augen gehabt hat.

Die Mängel dieser gesellschaftlichen Verhältnisse springen um so schärfer in's Auge, als man Vergleichungen zur Hand hat zwischen Dem, was in den Vereinigten Staaten vorgeht, welche nach weit vorzüglichern Grundsätzen regiert werden, als die europäischen Monarchien, und zwischen den neuen Republiken, die in Hinsicht der Verwaltung selbst gegen Spanien noch weit zurück sind. Jeder, der noch so sehr an der guten alten Zeit hängt, wird sich gewiß höchst unbehaglich fühlen, wenn er sich in Mexiko, in vielen Rücksichten, in das 13 und 14 Jahrhundert zurückversetzt sieht, und mit eignen Augen sich von dem jammervollen Zustand, der entsetzlichen Dummheit und dem krassen Aberglauben überzeugt, in die man diese Nation versenkt hat, indem man einen Theil der zeitlichen Gewalt in die Hände der Geistlichkeit gab, die nun sich aller Fesseln entledigte, und sich Bedrückungen und Ungesetzlichkeiten die Menge erlaubte. *) Der Zehnte, **) unmäßige Tauf-, Trauungs- und Beerdigungsgebühren u. s. w. drücken das Volk mit schwerer Last. Es gibt ganze Gemeinden der allerbigottesten Indianer, die nichts destoweniger im offenen Konkubinat leben, weil sie die Gebühren der gesetzmäßigen Verehelichung nicht zu entrichten vermögen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Areoi oder Kindermördergesellschaft auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Nach einer langen Prüfung der Eigenschaften und Fähigkeiten des Neophyten wurde er endlich, wenn er in seinem Entschlusse, Areoi zu werden beharrte, durch eine feierliche Weihe aufgenommen, die bei einem Taupiti oder sonst einer großen Versammlung der Brüderschaft vor sich ging. Hier wurde er in einem Ahu haio, einer seltsam gefärbten Art inländischen Tuches, dem Unterscheidungszeichen der Areoi, gekleidet, von einem Vorsteher der Gesellschaft den versammelten Genossen vorgestellt und erhielt zugleich einen besondern Namen. Zuerst forderte man von ihm die Ermordung seiner Kinder, wozu sich die Meisten nur allzu gern verstanden. Dann hieß man ihn, seinen linken Arm krümmen und mit seiner rechten Hand auf den Ellenbogen desselben schlagen, bis er die Weiche berührte, und zu gleicher Zeit sang der Neophyte ein Lied, dessen wörtliche Uebersetzung hier folgt: „Der Berg oben Mouatabu, ***) der geheiligte Berg. Das Feld unten Tampapua, †) die vorspringende Spitze in den See. Maununu mit der stolz erhabenen Königsstirne. Tearitaria, ††) der Glanz der Wolken.

*) Zur Steuer der Wahrheit muß man bekennen, daß besonders in Rücksicht auf die Moralität so wohl hier als auch unter den Advokaten Ausnahmen statt finden; allein es ist hier von den Massen und nicht von Einzelnen die Rede. Der beklagenswerthe Zustand, in dem die vormaligen spanischen Kolonien sich befinden, zeigt zur Genüge wie von Grund aus die Nationen, welche sie bewohnen, verderbt seyn müssen; von welch unendlich verschiedenem Charakter war die Emancipation der Vereinigten Staaten!

**) Er beträgt 10 Prozent vom Brutto- und 55 Przt. und darüber vom reinen Ertrag; jedoch fließt kaum die Hälfte davon in den Schatz, der Rest wird von den Einnehmern u. s. w. unterschlagen.

***) Ein kegelförmiger Berg am See Maeva auf Huaheine.

†) Ein Bezirk am Ufer des Sees, am Fuße des Berges.

††) Der ersteliche Name des Königs oder obersten Häuptlings von Huaheine.

Digitized by Google

Ich bin einer" — hier nannte er seinen Areoi-Namen — „von dem Berge Huruhuru." Hierauf mußte er das Kleid berühren, das die Frau des obersten Vorstehers getragen hatte und wurde dann als Mitglied der siebenten Klasse betrachtet. Das Vorrücken in einen höhern Rang der Genossenschaft war gleichfalls von Feierlichkeiten begleitet; die bei einem öffentlichen Feste, wo die Mitglieder von allen Inseln versammelt waren, vorgenommen wurden. Jedes Mitglied, dem diese hohe Ehre zu Theil werden sollte, erschien im vollen Putze des Ordens. Die Feierlichkeit wurde von einem Oberhaupte der Areoi eröffnet, der eine Anrufung an das geheiligte Ferkel und an die heilige Genossenschaft des Tabutabuatea (der Nationaltempel zu Raiatea), der unter dem Taramarini, dem Areoi-Oberhaupte dieser Insel, stand, voraussendete. Dann erhob sich ein Anderer der Gesellschaft und rief: „Gib uns diesen . . . (hier wurde der Name des für den höhern Rang bestimmten Areoi genannt) zum Bruder." Hierauf wurde die Stirne des Neueinzuweihenden von allen Anwesenden mit wohlriechenden Oelen besprengt, und das heilige Ferkel, in das Haio oder Ordenskleid eingewickelt, in seine Hand gelegt und von ihm den Göttern zum Opfer dargebracht. Das Thier wurde entweder geschlachtet und auf dem Altar verbrannt, oder wenn man es leben ließ, an den Ohren mit der heiligen Quaste von Kokosnußfasern bezeichnet und freigelassen. Man betrachtete es dann als der Gottheit geweiht, und ließ es unangetastet bis zu seinem Tode im Lande umherlaufen.

Nach diesen Ceremonien erschien der Priester oder Tataumeister, der die Zeichen des Ranges mit unvertilgbaren Zügen der Haut des Neuaufgenommenen einstach. Da Dieß mit großen Schmerzen verbunden war, so wurde die Operation gewöhnlich bis zum Ende des Schmauses aufgeschoben, der nun mit übermäßiger Verschwendung gehalten wurde. Auffallend ist es, daß bei diesen den Weibern, denen außerdem bei Todesstrafe verboten war, Fleisch von Opferthieren zu essen, neben ihren Männern von den Schweinen und andern Lebensmitteln, die als geweiht betrachtet wurden, zu essen erlaubt war. Musik, Tanz und Pantomimen folgten und wurden oft mehrere Tage fortgesetzt.

(Schluß folgt.)

Der Pöbel in London.

(Aus Wakefield's Flugschrift: Householders in Danger from the Populace.)

Die großen Volksversammlungen, die seit der Verwerfung der Reformbill durch das Oberhaus in England statt gefunden haben, die furchtbaren Ausschweifungen, die der Pöbel in Bristol beging, und die bedrohlichen Zeichen, die in mehrern andern Städten und selbst in London auf einen Ausbruch gefährlicher Unruhen hinwiesen, gaben dem bereits durch eine Schrift „über Verbrechen und Todesstrafen in London" bekannten Herrn Wakefield Anlaß, durch eine neue Flugschrift: „Gefahren, die den Bürger von dem Pöbel drohen," auf die in London befindliche Pöbelmasse aufmerksam zu machen und gegen die Gefahren zu warnen, die in diesem Augenblicke der Gährung die Hauptstadt bedrohen. Der Verfasser sammelte seine Erfahrungen während eines dreijährigen Gefängnißaufenthaltes in Newgate, und scheint eine Art Vidocq in alle Umtriebe und Schliche der Diebs- und Gaunerbanden eingeweiht. Wir geben hier aus dieser Flugschrift folgende Auszüge, die den Beweis liefern werden, welche schauderhafte moralische Fäulniß in so volkreichen Städten wie London sich eingefressen hat, und wie vulkanischer Art der Boden ist, auf welchem die gegenwärtige Lage der Dinge in England ruht.

„Die Klasse," sagt der Verfasser, „die ich aus Mangel eines bessern Wortes „Pöbel" genannt habe und die, wie ich hier zu zeigen suchen werde, Anarchie und hiedurch Plünderung und gänzliche Zerstörung aller Eigenthumsrechte beabsichtigt, kann in drei Klassen getheilt werden. Die erste besteht aus den Dieben von Handwerk, die zweite aus Menschen, die durch äußerste Armuth, fast nie gestillten Hunger und viehische Gelüste eben so lasterhaft sind, als die Diebe und bei Gelegenheit wirklich auch Diebstähle begehen — man könnte sie das Gesindel (rabble) heißen, — die dritte aus Arbeitsleuten, die jedoch nur den kleinern Theil der arbeitenden Bevölkerung bilden, — Schüler Owen's und Anhänger Hunt's, *) die ich die Desperaten nennen will. Wäre London mit einer wirksamen Kriminalpolizei versehen, so könnte man aus der großen Anzahl von Verhafteten in den Gefängnissen der Hauptstadt schließen, daß die Zahl der noch außer Haft befindlichen Verbrecher nur sehr gering seyn müsse. Allein in Wahrheit ist dieß gerade der umgekehrte Fall. Nichts kann so mangelhaft gedacht werden als die Kriminalpolizei in London, und die Gefängnisse sind überfüllt, obgleich man sich kaum die Mühe nimmt, die Verbrecher einzuziehen. Hieraus folgt, daß die Masse von Verbrechern, von denen bei einer so nachlässigen Polizeiverwaltung schon eine so zahlreiche Gefängnißbevölkerung ausgeht, ungeheuer seyn muß. Um diesen Schluß zu bekräftigen, brauche ich nur anzuführen, daß ich in der Nacht des 9 Novembers 1830, wo man erwartete, der König werde in Begleitung Sir Robert Peel's und des Herzogs von Wellington in die Guildhalle kommen, in verschiedenen Theilen der Stadt Diebsbanden versammelt sah, die sich wenigstens auf 7000 Köpfe beliefen. Eben so machte ich während meiner Gefangenschaft in Newgate, wo ich diesem Gegenstand eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, die Berechnung, daß die Zahl der in London sich herumtreibenden Diebe sich auf 50,000 Individuen belaufen müsse.

„Um aber die gegenwärtigen Absichten der Pöbelbevölkerung genauer erwägen zu können, ist es nöthig ihre besondern Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Die Diebe von Handwerk sind größtentheils unbekümmert um eine fernere Zukunft; sie sehen nur wenige Schritte auf ihrem Wege vorwärts und ihre höchsten Wünsche erstrecken sich nicht über einige Wochen hinaus, auch liegt ihnen an wenig mehr, als an dem augenblicklichem Genuß ihrer Plünderung in Müßiggang und groben Ausschweifungen. Man kann überzeugt seyn, daß diese Klasse der Bevölkerung keine weitaussehenden politischen Entwürfe hegt. Diese von Handwerk pflegen sich nicht allein als eine von der bürgerlichen Gesellschaft abgeschlossene Innung zu betrachten, sondern als die Feinde derselben. Wenn man sie hört, sollte man glauben, das Eigenthum sey nur deßhalb da, um gestohlen zu werden, und die bürgerliche Gesellschaft nur deßhalb eingeführt, um Diebe zu quälen. Gegen die zum Schutze des Lebens und Eigenthums aufgestellten Gesetze hegen sie einen tiefen Abscheu, so daß sie ein Vergnügen daran finden Andern Schaden zuzufügen, auch wenn sie selbst daraus keinen Vortheil ziehen. Es läßt sich daher behaupten, daß sie mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen würden, welche die Stadt nur eine Nacht in ihre Gewalt gäbe, wo sie dann an der Gesellschaft eine furchtbare Rache üben, und nebenbei Verbrechen nur des Verbrechens wegen begehen würden. So viel ist richtig, daß jederzeit, wo sich eine Aussicht auf politische Unordnungen in London zeigte, die Diebe auf dem Sprunge standen, die Stadt zu plündern. Deßhalb lauern sie bloß auf eine Bewegung, durch welche die Gewalt der Regierung getheilt und die Gesetze machtlos würden, sie lauern auf einen Gang der Dinge, durch welchen Eigenthum, Weiber und Töchter der Bürger ihrer Gnade heimfielen; sie wünschen eine Verwirrung, in der sie unter Blut und Flammen einen Augenblick in sinnlichen Genüssen taumeln könnten. Man denke nur an Bristol, wiewohl der Aufruhr in Bristol nicht aus einem verabredeten Plane hervorging; wenigstens befolgten die Verwüster von Bristol nicht einen solchen, wie ihn die Londoner Diebe unter sich längst schon entworfen haben, in der Absicht bei nächster bester Gelegenheit ihn in's Werk zu setzen. Hier einige wohlbegründete Mittheilungen darüber.

---

*) Zwei bekannte Demagogen. Owen predigt bekanntlich völlige Gleichheit des Eigenthums und eine auf dieses Prinzip gegründete Staatseinrichtung, mit der er früher in Schottland und später in Amerika Versuche mit Mustergesellschaften angestellt, die ihm jedoch übel mißrathen sind.

Anm. der Red.

Digitized by Google

„Wenn im vorigen Jahre der Besuch des Königs in der City statt gefunden hätte, so würden die Straßen sich mit Volk gefüllt haben, und was die Diebe bei dieser Gelegenheit zu thun vorhatten, kann auf die Gefahr hinweisen, die von ihnen künftig droht. Erstens wollten sie das Gesindel zu Hülfe rufen, dann in einen Haufen vereint jene Klassen der arbeitenden Bevölkerung an sich ziehen, die einen Umsturz der Regierung wünschen. Die Rädelsführer dieses Anschlags hatten ausgemacht, daß Anfangs nichts gestohlen werden sollte, sondern die Diebe sollten zuvörderst Hand mit anlegen, die Polizei oder die Soldaten zu überwältigen. Hievon habe ich einen vollen Beweis. Obgleich der König nicht in die City kam, so sah ich doch an diesem Tage bei Temple Bar eine beträchtliche Schaar Diebe versammelt; ich ging mehrmals unter diesen Banden hin und her, und sah, wie sie einander selbst die Taschen ausfingerten und meine eigenen weislich leer gelassenen wurden von den Taschenspielern oftmals untersucht; ich bemerkte, daß diese Leute ungemein gern mit einer Schaar Polizeiwächter auf der andern Seite von Temple Bar ein Gefecht angefangen hätten. — Zweitens waren die gewandtesten Diebe, die in diesem Falle die Anführer gemacht haben würden, vollkommen von der Zweckdienlichkeit der Barrikaden in einem Kampfe des Volkes mit der bewaffneten Macht überzeugt. Verschiedene Geschichten der drei Tage in Paris wurden von ihnen begierig gelesen, und obgleich Viele von ihnen kaum glauben konnten, daß der Pöbel in Paris sich der Gewaltthätigkeiten gegen Privatpersonen und Eigenthum enthalten habe, so waren sie doch entzückt über eine Entdeckung, durch die eine Anzahl entschlossener Männer in einer großen Hauptstadt jede Regierung stürzen kann, die nicht von den Mittelklassen thätig unterstützt wird. In dem Falle, wo der König in die City gekommen wäre, würden die Diebe nichts Eiligeres zu thun gehabt haben, als Barrikaden zu errichten. Natürlich würde man ferner auch nicht gesäumt haben, die innerhalb der Barrikaden gelegenen Gefängnisse zu erbrechen, um durch deren Insassen sich zu verstärken. Endlich hatten die Diebe eine besondere Feindschaft gegen Sir Robert Peel, als den Richter über Kapitalverbrechen in letzter Instanz. An den Herzog von Wellington dachten sie nicht so sehr, nur glaubten sie, würde sein Fall, da er an der Spitze der Regierung stand, nicht wenig dazu beitragen, die allgemeine Verwirrung zu steigern. Ich bin überzeugt, daß sie dem Könige selbst nichts zu Leide gethan haben würden; ich bemerkte unter den Dieben stets ein sklavisches Gefühl von unbegreiflicher Loyalität. Auf jeden Fall hofften die Anführer, wenn die Truppen geschlagen oder mit Hülfe der Barrikaden nutzlos geworden seyen, am nächsten Tage auf die eigentliche Anarchie. Dann würde das Ganze mit einer Plünderung der Stadt durch eine Armee von Räubern geendigt haben.

„Doch um auf den Pöbel im Allgemeinen zurückzukommen, so besteht das oben bezeichnete Gesindel aus einer zahlreichen Klasse Menschen, von denen Leute von Eigenthum und Erziehung kaum einen Begriff haben, am wenigsten aber die vollziehende Gewalt. Man sieht diese Leute in ihrer eigentlichen Vollkommenheit am Sonntage Morgen in den Alleen, die sich auf beiden Seiten der Orchardstreet von Westminster und Whitechapel ausbreiten; und ich begreife darunter Obstbäcker, Viehtreiber, Spielzeugverfertiger, Leichenhändler, Hundsfutterverkäufer, Ziegelstreicher, Kaminfeger, Nachtmänner, Gassenkehrer u. s. w. Das Elend, die barbarische Unwissenheit, die äußerste Verwilderung dieser armen Menschen erhält sie in beständigem Verkehre mit den Dieben, und macht sie zu bittern Feinden aller Gesetze und Ordnung. Es sind die Heloten der bürgerlichen Gesellschaft, und ihre Anzahl kann in einem Umkreise von fünf Meilen um St. Paul herum wenigstens auf fünfzigtausend angeschlagen werden. Zu diesen muß man noch zehntausend liederliche Weibspersonen rechnen, die bei Verwirrung und Plünderung sicherlich noch mehr leisten würden, als eine gleiche Anzahl von Männern. Diese zuchtlosen Geschöpfe, die ich unter das Gesindel zähle, verdienen noch einer kleinen Nebenbemerkung. Fremde, die unser Land besuchen, gerathen, von einer Neugier getrieben, die selten unsre höhern Stände ansieht, in Höhlen des Elends und des Lasters, in denen sie Erstaunen und Grauen über die Menge und Verworfenheit einer gewissen Klasse englischer Weiber anwandelt. Sie sollten fast noch mehr über unsre eigene Unkenntniß dieser moralischen Pestbeule erstaunen, da es unbegreiflich scheint, wie unsern Gesetzmachern und Sittenaufsehern ein so heilloses Uebel entgangen seyn kann. Es genüge hier, eine Ursache desselben anzudeuten; wir meinen die Menge Soldaten, die stets in London liegt. Nun ist aber wohl zu bemerken, daß zwischen den gedachten Weibern und unter den sogenannten „Household Troops" eine höchst vertraute Verbindung besteht. Sollten diese Weiber an einem Tumult Theil nehmen, würden dann wohl die Soldaten auf sie Feuer geben oder sie niederhauen? Wenn nicht, so würden diese elenden Geschöpfe ihren übrigen Freunden, den Dieben und dem Gesindel zum Schilde dienen.

„Die Desperaten endlich können in zwei Klassen getheilt werden, die ich Huntiten und Oweniten nennen will. Wenn man sie von dem Gesindel ausscheidet, das auch manchmal in den Straßen „Hunt für immer" schreit, so zählen sie nicht über tausend Köpfe. Aber sie sind, wie gleich gezeigt werden soll, ungeachtet ihrer schwachen Zahl, nicht die am mindesten Gefährlichen. Die Huntiten, obgleich zahlreicher als die Oweniten, sind so armselige Geschöpfe, daß es nicht der Mühe verlohnte, von ihnen zu reden, wenn sie sich nicht unter die Andern mischten. Nur wenige von ihnen sind regelmäßige Arbeitsleute; sie arbeiten dann und wann höchst saumselig und verdrossen; sind Branntweinsäufer und Freunde von Klätschereien, und daher äußerst dürftig.

„Die Oweniten, die ihren Blick noch über London und die nächste Gegenwart hinaus richten, sinnen auf nichts so sehr als völlige Vernichtung des Kredits und Handels. Mit diesem Ziele im Auge hatten sie schon zu verschiedenen Zeitpunkten wiederholte Anschläge gemacht: das Posthaus zu zerstören, wodurch die Briefversendung in die Grafschaften unterbrochen und der dortigen Bevölkerung das Zeichen gegeben werden würde, daß die Hauptstadt in Aufruhr sey, desgleichen die Bank und namentlich die Dividenden Bücher zu vernichten, wodurch sich Lärm und Verwirrung über das ganze Land verbreiten würde; eben so sollten die Gerichtsakten, Pfarrbücher und andere öffentliche Urkunden dem Verderben geweiht werden, da hiedurch am Besten die Gemeinschaftlichkeit des Eigenthums erzielt würde. Um aber mit möglichst geringem Blutvergießen die Vertheilung des Eigenthums herbeizuführen, hatten sie im Sinne, die Weiber und Kinder der Reichen als Geiseln wegzunehmen u. s. w."

Vermischte Nachrichten.

Wenn man die Anzahl der Journale vergleicht, die in Amerika und England herauskommen, so erstaunt man, wie die Vereinigten Staaten, die eine Bevölkerung von dreizehn Millionen haben, Großbritannien, das dreiundzwanzig Millionen Einwohner zählt, in kurzer Zeit so weit hinter sich zurücklassen konnten. Es bestehen gegenwärtig in England 274 Journale, von denen 19 oder 20 täglich herauskommen; London besitzt deren 14 und Dublin 5 oder 4. Edinburg hat keine tägliche Zeitung, wiewohl Schottland dasjenige Land des Königreiches ist, wo der Unterricht am meisten verbreitet ist. Die ganze Zahl der in England in den letzten sieben Jahren herausgekommenen Tagblätter beläuft sich im Durchschnitte jährlich auf 28,027,000. — In den Vereinigten Staaten gab es im Jahre 1810 schon 364 Journale; im Jahre 1825 war diese Zahl auf 598 angewachsen; im Frühjahre 1830 auf 800. Die jährliche Zahl beläuft sich von 558 Wochenschriften auf 28,000,000; von 200 zwei- oder dreimal in der Woche erscheinenden auf 20,800,000; von 50 Tagblättern 15,600,000; im Ganzen auf 64,400,000.

*

Die Thurmspitze der Kathedrale von Rouen, die vom Blitze zertrümmert wurde, wird nun unter Leitung des Architekten, Herrn Alawine, von Gußeisen wieder hergestellt, und bereits ist man damit bis zu einer Höhe von vierzig Fuß aufgestiegen. Die ganze Spitze wird eine achtseitige Pyramide von 256 Fuß Höhe bilden, um vier und zwanzig Fuß höher als die alte und zehn bis fünfzehn Fuß mehr vom Boden erhaben seyn, als die des Straßburger Münsters. Dessenungeachtet wird sie von geringerer Schwere seyn als die vorige, und nach dem Bauanschlage nicht mehr als 500,000 Fr. kosten. Ihr Gewicht wird nicht über 500,000 oder 550,000 Kilogrammen seyn. Das Ganze wird aus sieben Stockwerken bestehen, die von einander durch eiserne Fußböden geschieden sind, eine Schneckenstiege von Gußeisen in der Mitte führt in die Spitze, die aus einem geschmackvoll durchbrochenen Thürmchen bestehen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 343. 9 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

2. Der Altbürger von Paris.

Von A. Bazin.

Mitten unter dieser unermeßlichen Bevölkerung, die in den Straßen von Paris wimmelt, sich auf den Trottoirs stößt und drängt, und in den geschickt vertheilten Stubenfächern unserer neuen Wohnhäuser zusammenschichtet, hält es schwer die Züge der ureingebornen Familien herauszufinden. Man hat schon viel gegen die Centralisation geschrieben, und in neuester Zeit erst wieder sind aus der Hauptstadt Kolonien von Publizisten ausgezogen, um sich in den Provinzen niederzulassen, dort örtliche Freiheiten zu fordern und aus der Ferne an der Zerstörung jenes alles verzehrenden Brennpunktes zu arbeiten, aus dem sie selbst ihre Gluth geschöpft haben. Wirklich hat auch die Centralisation zwar den materiellen Interessen von Paris genützt, aber wer möchte sagen, daß der moralische Charakter der Pariser nicht darunter gelitten hat? Wo ist jener klassische nur noch in der Ueberlieferung lebende Einwohner der großen Altstadt, möchte ich fragen? Ist er nicht untergegangen in diesem Gewühl von Schmarotzergeschöpfen, die das Bedürfniß zu wachsen und zu gedeihen nach Paris verpflanzt hat? Während er ungekannt sein stilles Pflanzenleben hinträumt, schreibt man ihm noch alle Lächerlichkeiten auf den geduldigen Rücken, die ihm die dreiundachtzig Departemente zuschicken. Wäre wohl der Fremde, der übrigens dazu auch sein Schärflein steuert, im Stande, aus dieser chaotischen Mischung von Sitten herauszufinden, was dem Altbürger von Paris angehört, jenem kostbaren Typus, der wie die Münze der alten Monarchie immermehr abgegriffen, völlig verwischt zu werden droht? Retten wir demnach noch aus dem Wogenschwall der Menge, was noch von ihm zu retten ist, geben wir ihm seine Formen und Umrisse wieder, jenes originelle und naive Gepräge, das die Zeit wohl verändern, aber nicht zerstören konnte. Um dahin zu gelangen, dürfen wir uns aber weder zu hoch versteigen, noch zu tief in die Masse hinabgraben. Die beiden Endpunkte des Reichthums, der Civilisation und des Sittenschliffes verlieren sich in ein geheimnißvolles Zwielicht; hier bildet sich eine unentwirrbare Mischung von gefälligen Manieren, feinem Geschmack und aristokratischer Anmaßung, dort von ungehobelten Gewohnheiten stumpfsinniger Genußsucht und rohen und wilden Leidenschaften. Genau in die Mitte von beiden müssen wir uns stellen, hier finden wir den Altbürger von Paris, der die Hand Denen reicht, die unter ihm stehen, aber entartet, so bald er aufwärts steigt.

Der Altbürger von Paris hat seine vierzig Jahre zurückgelegt. Vor diesem Alter erlaubt ihm die Vormundschaft der Aeltern, unter deren Augen er lebt, sein mäßiges Einkommen, die lange Dienstbarkeit der Erziehung, der Lehrjahre, des Noviziates jeder Art, endlich die steten Sorgen und täglichen Anfechtungen seines noch nicht fest begründeten Hausstandes nicht jenen sichern Schritt, jenes Selbstvertrauen, jene Ungezwungenheit der Bewegung, die er sich angeeignet haben muß, um unter den Bürgern der Altstadt seinen Rang einzunehmen. Uebrigens muß der Altbürger von Paris vor allen Dingen erzählen können; Dieß ist eine Lebensbedingung, eine Nothwendigkeit für ihn und glücklicherweise auch eine Herzenslust. Seiner Familie, seinen Freunden, seinen Schützlingen verdankt er eine genaue Kenntniß alles Dessen, was sich wenigstens seit dreißig Jahren nicht allein in seinem Stadtviertel, sondern auch im ganzen Bereich der Mauern zugetragen hat, die seine Welt umfassen, und über die hinaus er nichts als befreundete Länder und Nachbarn erblickt, mit denen er seinen Handel und Wandel treibt. Weiß er nichts von der Einnahme der Bastille, von den Tagen des Fructidor, des Thermidor, des Vendemiaire zu berichten; so hält sein Ansehen und seine Würde keinen Stich, und da er bei dem Drang der Geschäfte, die sich mit dem Schlaf in seine Zeit theilen, nicht liest, so ist es wahrlich nothwendig, daß er gelebt hat, daß sich seine vier Gehirnkammern aus den täglichen Eindrücken mit den Thatsachen der Zeitläufte möbliren, und er in dem Verhältniß einen Vorrath von Ereignissen anlegt, als ihm Jahre daraufgehen. Also: der Altbürger von Paris ist nicht unter fünfzig Jahren. Derjenige, der von den Festen im Jahre 1770 bei Gelegenheit der Vermählung des Dauphin und von den Unglücksfällen dabei, die so sonnenklar das Mißgeschick Ludwigs XVI weissagten, zu erzählen weiß, ist schon ein emeritirter Bürger, ein Notable, eine soziale Superiorität auf drei Häuser weit in der Nachbarschaft.

Der Altbürger von Paris ist mittleren Schlages mit entschiedener Wohlbeleibtheit. Seine Figur hat gewöhnlich etwas Lachendes, und trägt, wenn auch noch so leise angedeutet eine Miene auf Würde. Sein Backenbart krümmt sich leicht am Mundwinkel empor, er ist sauber rasirt, und reinlich gekleidet. Seine Kleidung

Digitized by Google

ist weit, von guten Stoffen ohne alle Affektation des Zuschnittes, den die Mode von der wetterwendischen Laune borgt. Unwissende Maler legen ihm gewöhnlich einen Regenschirm bei: Dieß ist eins der gröbsten Vorurtheile, die je noch von Bosheit und Parteigeist verbreitet wurden. Das Parapluie gehört den Rentiers, den Angestellten d. h. den Invaliden oder Eunuchen der gewerbtreibenden Bevölkerung an. Der Altbürger von Paris hat sein spanisches Rohr, um sich darauf zu stützen, die Hunde damit zu verjagen, und den Gassenjungen zu drohen. Aber aus schlechtem Wetter macht er sich so viel als nichts; fängt es zu regnen an, so nimmt er einen Fiaker, und weiß sich darauf was zu Gute. Man muß einen Altbürger im Vorbeigehen sagen gehört haben: „Wenn's regnet, nehm' ich einen Fiaker," um die ganze Zufriedenheit und Sicherheit zu begreifen, die ein Mann aus den öffentlichen Bequemlichkeiten schöpft, der die Mittel hat, ihrer zu genießen.

Der Altbürger von Paris ist verheirathet, verheirathet — man mag davon auch sagen, was man will — wie es sein Vater und seine Mutter waren, laut seinem aus den Pfarrbüchern von St. Eustache gezogenen Taufschein. Zu Paris befindet sich ohne Zweifel mehr als irgendwo anders und heutzutage mehr als jemals, ein Heuschreckenschwarm von Hagestolzen, die es aus Geschmack, Vernunft, Temperament, Berechnung oder System sind — eine Art Beduinen, die der friedlichen Karawane der Haushaltung auflauern, die im Raube schwelgen, unter dem Geräusch der großen Welt leben, und einsam sterben. Allein diese ziehen sich von selbst vor den bürgerlichen Notabilitäten zurück. In ihrer Jugend konnten sie angenehme Tänzer, kühne Spieler, leidliche Neuigkeitskrämer und Courmacher abgeben, und zwar oft so weit, daß sie das Glück hatten, Eifersucht zu erregen; altgeworden sind sie nichts mehr als unterthänige Tellerlecker, für die man sich nicht sonderlich durch Aufmerksamkeiten verunköstigt, und die, wenn ihr Glücksstern ganz holdselig lächelt, höchstens von Zeit zu Zeit bei einem alten Freund zum Mittagessen eingeladen werden, um zwischen den zwei Kindern des Altbürgers sitzend die Unglückszahl dreizehn gleich zu machen.

Ich sage zwischen den zwei Kindern, denn der pariser Altbürger hat Kinder, aber nur zwei, nicht mehr. So viele wollte er und „dabei bleibt er stehen," wie er sich auszudrücken pflegt, und es so oft sagt, daß endlich seine Frau sich daran gewöhnt hat. Doch ich muß hier auch ein Wort von seiner Ehehälfte sagen. Sie war niemals schön, ihren Gesichtszügen fehlt es an zusammenstimmender Regelmäßigkeit; allein man ist übereingekommen, sie hübsch zu finden. Man erzählt noch bis auf diese Stunde von dem Eindruck, den sie auf die versammelte Schaar von Neugierigen machte, als sie an der kleinen Pforte der h. Rochuskirche aus dem Wagen stieg. Damals war sie weit schmächtiger, aber nicht minder frisch als jetzt und er, er war jung, aufgeweckt, schlank und frisirt. Es war eine schöne Hochzeit! und erst das goldene Kreuz, die Polster von karmoisinrothem Sammt, die von der Kirchenfabrik aus dem Nachlaß irgend eines verliebten Prinzen erstanden worden! Es vergehen wenige Sonntage, wo nicht der Eheherr in sein Gespräch einige Erinnerungen an jenen glücklichen Tag mischt, mit stets verdoppelter Zärtlichkeit gegen sie, die sich jeden Augenblick glücklich preist, so gut unter die Haube gekommen zu seyn. Der Bürger von Paris verehrt seine Frau aus Instinkt; das tiefste Studium würde ihm keine bessere Anweisung dazu gegeben haben.

Böse Zungen sagen freilich, daß sie eine Kokette war und bei dem Heranrücken der reiferen Jahre Fürsorge getroffen habe, nicht ohne eine süße Erinnerung ins Alter hinüber zu treten. Allein was geht Dieß den Altbürger von Paris an? Ist die Sache wahr, so hat er nichts davon gewußt; sein Leben ist dadurch nicht getrübt worden, nichts in seiner Haushaltung, in seinen Gewohnheiten verändert, er hat deßhalb nie aufgehört die alten Theaterquodlibets auf betrogene Ehemänner zu wiederholen. Seine Frau ist zu Hause, wenn er heimkommt. Trifft er sie nicht an, so sieht er sie mit kleinen Einkäufen heimkehren, unter denen sich stets auch etwas für ihn befindet. Sie schenkt ihm den Kräutertrank ein, wenn er den Husten hat, und schweigt wenn er redet. Außerdem ist die Frau des Altbürgers nicht bloß die Mutter seiner Kinder, sie ist auch seine geheime Räthin in Geschäftsangelegenheiten, seine Associée, seine Buchhalterin; er unternimmt nichts ohne ihren Beirath, sie weiß die Namen seiner Kunden, seiner Schuldner. Ist er aufgeräumten Humors, so ruft er seinen Minister des Innern, und ist er mit sich uneins über die Orthographie eines Worts, so zieht er sie zu Rath; denn sie hat studirt, sie ist in einem Pensionat erzogen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

(Fortsetzung.)

Unsere gewandtesten Staatsmänner würden sich des Lächelns nicht erwehren können, wenn sie sehen sollten, mit welchem Eifer ihr gepriesenes Prohibitivsystem in den spanischen Kolonien gehandhabt wird; erwägen sie aber die traurigen Folgen, die es nach sich zieht, so dürften sie sich zu ernsten Betrachtungen veranlaßt finden. Die mexikanischen Gesetzgeber, deren Einsichten im Ganzen höchst beschränkt sind, und die von Europa nicht viel mehr als die Geschichte Napoleons kennen, hatten kaum in einigen lobpreisenden Werken über diesen großen Mann gelesen, daß die französische Industrie nur seinem Prohibitivsystem den Aufschwung verdanke, den sie genommen habe, als sie nichts Eiligeres zu thun hatten, als ihr Land durch dieses herrliche System zu beglücken, und hörte man sie, so hätte man glauben müssen, Mexiko werde nach Verlauf von zehn Jahre, hinsichtlich seiner Manufakturen selbst mit England rivalisiren. Nur ungern setzten sie den Eingangszoll vieler Waaren nur auf 100 und 200 Prozent vom Werth fest. Der Erfolg war, daß trotz dieser beabsichtigten Aufmunterung die Industrie dennoch eben nicht viele Lebenszeichen von sich gibt, und daß die wenigen Fabrikanten des Landes täglich in dürftigere Umstände gerathen. Gewiß ist es, daß sie von allen zu ihren Gunsten bestehenden Privilegien keine andern Vortheile haben, als etwas weniger und etwas schlechter arbeiten zu dürfen, und sich das Jahr hindurch einige Tage mehr berauschen zu können. Die Nation ihrerseits ist dagegen in die traurige Nothwendigkeit versetzt, zur Unterstützung der Faulheit und der Ausschweifungen einiger hundert sogenannter Fabrikanten einen Theil ihrer nöthigsten Bedürfnisse doppelt so theuer

Digitized by Google

bezahlen zu müssen. Diese Bedürfnisse mußten sich daher natürlich bedeutend vermindern, und so wurde sowohl der äußere als der innere Handel des Landes von Gesetzgebern zerstört, die sich einbildeten der Industrie empor zu helfen. Der Ackerbau, ohnehin durch den Zehnten gewaltig gedrückt, leidet ebenfalls durch die Vernichtung des Handels; kurz, Einheimische und Fremde befinden sich in einem Lande, das unerschöpfliche Hülfsquellen bieten würde, wenn man, statt den Lauf der Dinge leiten und zwingen zu wollen, sich auf ein bescheidenes Gehenlassen beschränkte, ohne alle Mittel. Doch Dieß ist noch nicht Alles: das Verbot und die ungeheuern Zölle begünstigen den Schleichhandel außerordentlich, vermindern die Einnahme des Staats und vermehren die Ausgaben bedeutend, weil man, um dem Betrug zu steuern, die Zollbeamten vermehren und sie höher besolden mußte, um sie für die größere Theurung fast aller Lebensbedürfnisse schadlos zu halten. Kurz, da die Stockung im Ackerbau, Handel und der Industrie eine große Zahl von Familien der Mittel zu ihrem Unterhalt beraubte, so sahen die Mexikaner bald keinen andern Ausweg für ihre Existenz, als die Staatsämter, und nun wollte Jedermann sich von der Nation füttern lassen, in einem Augenblicke, wo man diese der einzigen Reichthümer, mit denen sie sich selbst erhalten konnte, beraubte. Hierdurch läßt sich auch die Wuth und Erbitterung erklären, mit welcher Tausende von Menschen nach öffentlichen Stellen jagen, und gleichsam um sie kämpfen, da sie Brod für sich und ihre Familien von ihnen hoffen. Statt der hohen Zölle gänzliches Verbot, untersagte Ausfuhr des Goldes und Silbers, damit auch die Minen den allgemeinen Verfall theilen, Vertreibung der wenigen Fremden, die noch geblieben sind, damit ihre Thätigkeit die Faulheit der Eingebornen nicht aus dem Schlafe wecke, das ist so ziemlich Alles, was noch fehlt, um das jetzige Elend vollkommen zu machen.

Man kann beim Ueberblicke dieses Elendes sich des Wunsches nicht erwehren, daß es möglich seyn möchte, manche unsrer europäischen Gesetzgeber nach Mexiko zu versetzen, damit sie sich durch den Augenschein von dem verderblichen Einfluß überzeugen können, den ihr beliebtes Prohibitivsystem auf die Wohlfahrt der Völker hat. Unter der großen Anzahl von Thatsachen, welche für die Wahrheit dieses Satzes sprechen, möge hier nur Eine stehen, die wohl der Beherzigung werth seyn dürfte. Die Diskussion, welche am 20 Mai 1830 im englischen Parlament hinsichtlich Amerika's statt hatte, zeigt, daß Brasilien, dessen Bevölkerung nicht mehr als vier Millionen beträgt, von denen die Hälfte Sklaven sind, bei einem Eingangszoll von nur 15 Prozent am Werth der Waare, im Jahr 1829 für 6 Millionen Pfund Sterling an englischen Waaren bezog, während Mexiko, wo das Prohibitivsystem besteht, für seine 7 oder 8 Millionen ganz freier Einwohner, nur für 400,000 Pf. St. einführte. Könnte man nun wohl, um diese enorme Differenz zu erklären, behaupten, daß letzteres Land den Bedarf durch eigene Fabrikate decke? Alle in Mexiko wohnenden Fremden werden bezeugen, daß dort nur wenige Gewerbe im Gang sind, die diejenigen, welche sie ausüben, keineswegs bereichern, und daß ihre Zahl, weit entfernt sich zu vermehren, vielmehr zusehends abnimmt. Das Verbot, und die ungeheuern Zölle, haben den Erfolg, den der größte Theil der europäischen Gesetzgeber noch jetzt dadurch zu erreichen glaubt, die Nation zu Erzeugung dessen zu nöthigen, was sie früher durch Tauschhandel gegen eigene Produkte erhielt, und noch erhalte könnte, durchaus nicht gehabt; dieses Verbot hemmte vielmehr die Konsumtion, d. h., es beraubte die Nation der Mittel ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und verminderte die Ausfuhr und Industrie. In Mexiko, wo das Klima mild und die Lebensmittel wohlfeil sind, läßt sich's das Volk gefallen, halb nackt zu gehen, und sich mit der einfachsten Nahrung zu begnügen; aber die Regierung hat durch ihr System, welches alle jene Gegenstände, die den Geschmack der Nation am Vertrieb neuer Bedürfnisse hätte wecken können, unmäßig vertheuert, nichts bezweckt, als das Volk von der Arbeit zu entwöhnen, ohne daß den Fabrikanten der mindeste Vortheil erwüchse.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Bei der genauen persönlichen Bekanntschaft mit der Familie Bonaparte gibt die Herzogin von Abrantes manche interessante Bemerkung über dieselbe. Hier mögen ihre Schilderungen der Brüder Napoleons eine Stelle finden:

Lucian Bonaparte.

„Zur Zeit, von der ich spreche (1797), konnte Lucian zwei oder drei und zwanzig Jahre zählen; er war groß, aber übel gewachsen; denn er hatte Beine und Arme, die der langfüßigen Holzspinne glichen, und einen kleinen Kopf, was mit seinem hohen Wuchse vereint ihn den übrigen Brüdern unähnlich gemacht haben würde, wenn nicht sein Gesicht den Typus getragen hätte, nach welchem alle acht Kinder so zu sagen wie eine Münze ausgeprägt waren. Lucian hatte ein sehr kurzes Gesicht, weßhalb er mit den Augen blinzte und den Kopf gesenkt hielt. Dieser Fehler würde das Unangenehme seines Aeußern noch vermehrt haben, wenn nicht sein Lächeln, das stets mit seinem Blicke übereinstimmte, seiner Physiognomie etwas Anmuthiges verliehen hätte. Obgleich er so mehr häßlich als das Gegentheil war, so gefiel er doch allgemein. Er machte ausgezeichnetes Glück selbst bei ausgezeichneten Frauen, und zwar lange zuvor schon, ehe sein Bruder so hoch gestiegen war. Lucian hatte viele und mannichfaltige Talente. In seiner ganzen ersten Jugend verwandelte er jede Frage, die ihm vorkam und gefiel, in sich und verschmolz mit ihr in Eines; dann lebte er in einer metaphysischen Welt, in einer ganz andern als dieser armseligen, die wir mit unsern fünf Sinnen wahrnehmen. So irrte er in seinem achtzehnten Jahre mit Plutarch auf dem Forum und im Pyräus umher; er war Grieche mit Demosthenes, Römer mit Cicero; er schloß sich allen ruhmvollen Momenten des Alterthums an, und war trunken von denen seines Vaterlandes. Diejenigen, die diese Wärme, diese Schwärmerei des Herzens nicht kennen, behaupteten, Lucian sey auf seinen Bruder eifersüchtig gewesen, und sind damit entweder in die unwürdigste Lüge oder den gröbsten Irrthum verfallen. Das ist eine Wahrheit, die ich verbürgen kann, wobei ich jedoch für seine Gesinnung zu eben jener Zeit, wo Bonaparte in seinem fünf und zwanzigsten Jahre den ersten Stein zum Tempel seiner Unsterblichkeit legte, nicht gut stehen will. Napoleon, von Natur aus durch sein unermeßliches Genie wenig dazu geschaffen, die Dinge unter einem phantastischen Lichte zu betrachten, und sich stets nur an die Wirklichkeit haltend, ging mit festem und sicherm Schritte geradezu auf sein Ziel los. Deßhalb hatte er auch eine sehr geringschätzige Meinung von Denen, die, wie er zu sagen pflegte, stets im Reiche der Narren wanderten. Dieser schroffen Beurtheilung der Menschen von heißer Einbildungskraft zufolge, läßt sich leicht denken, daß Lucian von ihm manchen nachdrücklichen Verweis erhalten haben mag, wenn Napoleon etwas von den philippischen oder catilinarischen Reden des jungen Griechen

Digitized by Google

oder jungen Römers zu Ohren kam. Er selbst mochte vergessen haben, daß er damals, wo er in Korsika war, selbst Proben einer ziemlichen Ueberspannung abgelegt hatte.

„Im Jahre 1794 oder 1795 erhielt Lucian die Stelle eines Magazinaufsehers zu Saint-Maximin, einer kleinen Stadt in der Provence. Zu jener Zeit war die Narrheit ein wenig an der Tagsordnung, selbst bei den Gescheidtesten. Man mußte sich der Manie des Augenblickes opfern. Ich sage Dieß nicht, als wollte ich die Thorheiten Lucians dadurch entschuldigen, daß er gezwungen worden; im Gegentheile glaube ich, daß er nicht allein von freien Stücken, sondern auch aus Geschmack, den Namen Brutus annahm, und da er einmal im Zuge war, den Namen Saint-Maximin in Marathon verwandelte. Brutus zu Marathon. Das stand freilich seltsam zusammen; aber die Namen klangen prächtig, und mehr brauchte es nicht.

„Indeß das Oertchen Saint-Marathon-Maximin war nichts weniger als eine prachtvolle Residenz. Lucian Brutus wurde es bald inne, und sicherlich hätte ihn die Langeweile aufgezehrt, wäre ihm nicht die Liebe trostend zu Hülfe gekommen. Lucian Brutus verliebte sich, und bis zum Wahnsinne, in Christine Boyer, deren Vater dem kleinen Gasthofe von Saint-Marathon vorstand. Lucian war damals noch jung, kaum drei und zwanzig Jahre alt; er liebte zum ersten Male, und er liebte einen Engel von Güte, Tugend und Reinheit. Auch sie liebte, wie sie geliebt wurde. Aber nie vergaß sie ihre Pflicht, und Lucian war gezwungen, sie zu heirathen, um glücklich zu werden. Allein er liebte zu sehr, um an alle Unannehmlichkeiten zu denken, die diese Verbindung ihm von Seite seiner Familie selbst zuziehen mußte. Sobald der General Bonaparte diese Heirath erfuhr, gab er sogleich den Bescheid, daß er nie Christine als Gemahlin anerkennen und ihren Gatten nicht wieder sehen würde. Lucian erhielt eine Stelle in Deutschland, und das junge Paar kam nach Paris. Damals war es, wo ich Lucian das erste Mal sah und Christine kennen lernte, um sie sogleich lieb zu gewinnen. Madame Lucian war groß, schön gewachsen, schlank, und hatte in ihrer Haltung und ihrem Gange jene kräftige Nachlässigkeit, jene angeborne Grazie, die der Luft und dem Himmel des südlichen Frankreichs angehören; ihr Gesicht war gebräunt und ein wenig durch Blatternarben gezeichnet; ihre Augen waren nicht groß und ihre Nase ein wenig stark und stumpf; und dennoch gefiel sie, denn ihr Blick war wohlwollend, ihr Lächeln anmuthig wie ihre Stimme; übrigens war sie gut wie ein Engel. Ihre Liebe für ihren Gemahl machte sie verständig und gab ihr den Takt, sich nach den Forderungen des Tages zu richten: in wenigen Wochen wurde sie eine elegante Frau, die zum Bezaubern Alles trug, was aus den kunstfertigen Händen Leroi's und der Madame Germon hervorging."

Joseph Bonaparte.

„Joseph Bonaparte ist von allen Brüdern Napoleons derjenige, der am schlimmsten beurtheilt wurde, und zwar allgemein. Ich habe eine Menge Memoiren gelesen, und überall fand ich eine falsche Maske statt des Mannes, wie er ist, so daß man nach dieser Verwandlung eigentlich nicht ihn beurtheilte. Uebrigens wird Joseph nicht der einzige von Bonaparte's Familie seyn, den ich im wahren Lichte zeige.

„Joseph Bonaparte ist einer der vortrefflichsten Menschen, die man finden kann; er ist gut, geistreich, liebt die italienische und französische Literatur, in der er selbst gelungene Versuche macht, und ist ein Freund der Zurückgezogenheit aus Geschmack, nicht aus Affektation. Ich lebte mit ihm lange Zeit in vertrauten freundschaftlichen Verhältnissen, und in solch einem täglichen Umgange lernt man die Menschen besser kennen, als in einem zwanzigjährigen Leben auf dem gewöhnlichen Fuße der Welt.

„Man hat viel über sein schwaches Benehmen in Neapel und Spanien gesagt. Ich weiß nicht, was er in Neapel that oder was er dort thun konnte; aber ich weiß, daß er in Spanien nicht besser hätte handeln können, denn er befand sich dort nur mit dem größten Widerwillen, und war voll Verzweiflung darüber, nach einem Lande gehen zu müssen, das voll Unruhen und Zwietracht, wo der Dolch und der Musketon stets zu fürchten war; nach einem Lande, wo alles Gute, was er that, und ich bin überzeugt, daß er viel Gutes that, ihm nur als erfüllte Schuldigkeit angerechnet wurde. Nein, ein Mann, der lange Zeit gut, edel und tugendhaft war, ändert sich nicht so schnell, um einen niederträchtigen Charakter anzunehmen.

„Die Figur Josephs war allerliebst; er hatte viel Aehnlichkeit mit Prinzessin Pauline, dieselben feinen Züge, dieselbe Zartheit des Lächelns denselben einschmeichelnden Blick. Joseph wurde stets in unsrer Familie zärtlich geliebt. Nach dem Tode seines Vaters zu Montpellier, wo derselbe seinen letzten Athem in den Armen meiner Mutter ausgehaucht hatte, zog Joseph und sein Oheim Fesch in das Haus meiner Eltern. Ich erwähne Dieß hier, weil Joseph selbst es nie vergaß; stets sprach er mit Erkenntlichkeit davon, was meine Mutter für ihn gethan. — Madame Joseph Bonaparte war ein Engel von Güte. Man darf nur ihren Namen nennen, und alle Armen, alle Unglücklichen von Paris, Neapel und Madrid werden ihn mit Segnungen wiederholen. Und doch war sie selbst nie zu Madrid, und kannte dieses fremde Land nur aus Berichten, die man ihr davon erstattete. Nie schwankte sie einen Augenblick in der Wahl bei einer Sache, die sie für ihre Pflicht hielt. So wird Madame de Survilliers (der jetzige Name des Prinzen Joseph) von allen angebetet, die in ihrer Nähe sind; ihre unveränderliche Güte, ihre Mildthätigkeit gewinnt ihr Aller Herzen und ließ sie selbst auf dem Boden der Verbannung ein Vaterland finden. Sie und ihre Schwester lieben sich zärtlich. Die Königin von Schweden ist eine gute Frau und wie ich glaube zu arglos, um Jemand mit Willen zu schaden. Aber sie hat einen großen Fehler, der in ihrer gegenwärtigen Stellung fast eine Untugend ist; sie ist eine völlige Null. Ihr Charakter hat keine Farbe. Wenn man sie Jemand schaden lassen will, so kann man es, weil sie die Schwere des Bösen nicht kennt. Ich weiß aus Erfahrung, wie viel ein solcher Charakter Uebles stiften kann. Uebrigens liebt die Königin von Schweden, so viel ich sie kenne, mit Leidenschaft alles Melancholische und Romantische. Damals war dieses Wort noch unbekannt; seitdem man weiß, was es ist, scheint es nicht mehr so thöricht. Als sich Mademoiselle Désiré Clary mit Bernadotte vermählte, hatte sie eine Figur, von der ich nichts sagen kann, weil man zwischen uns beiden große Aehnlichkeit zu finden glaubte. Sie hatte sehr schöne Augen und ein ungemein liebliches Lächeln. Uebrigens war sie noch nicht so wohlbeleibt, wie bei ihrer Abreise nach Schweden. Sie liebte ihren Gatten, wie nicht mehr als billig; aber diese Liebe wurde eine wahre Plage für den armen Bearner, der nichts weniger als ein Romanheld war, und manchmal bei seiner Rolle sehr ins Gedränge kam. Da gab es nichts als unaufhörliche Thränen. War er verreist, so flossen sie, weil er nicht da war; mußte er abreisen, abermals Thränen; kehrte er zurück, so weinte sie, weil er vielleicht in acht Tagen wieder sie verlassen mußte. Uebrigens war Mademoiselle Clary sehr reich, und Bernadotte machte eine gute Partie."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Erschienen ist von der

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert, die 6. Liefer. enthaltend:

Boettigers (Prof. in Erlangen), Geschichte von Sachsen. 2. und letzter Theil.

Van Kampen (Prof. in Amsterdam), Gesch. der Niederlande. 1. Theil.

Die nächsten im künftigen Jahren erscheinenden Lieferungen werden enthalten:

Pfister, Geschichte der Deutschen. 4. und letzter Theil.

Geijer (Prof. in Upsala), Gesch. von Schweden. 2. Theil.

Lembke, Gesch. von Spanien. 2. Theil.

Van Kampen, Geschichte der Niederlande. 2ter und letzter Theil.

Demnächst wird folgen die Geschichte Rußlands, Frankreichs und Großbritanniens.

Die fünf bereits erschienenen Lieferungen enthalten:

Pfister, Geschichte der Deutschen. 1. bis 3. Theil.

Leo, Geschichte von Italien. 5 Theile. Vollständig.

Stenzel, Geschichte von Preußen. 1. Theil.

Lembke, Geschichte von Spanien. 1. Theil.

Boettiger, Geschichte von Sachsen. 1. Theil.

Friedrich Perthes von Hamburg.

Im Nov. 1831.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 344. 10 Dezember 1831.

Mexiko.

(Fortsetzung.)

Während Brasilien, welches den innern Vertrieb und den auswärtigen Handel ermuntert, reißende Fortschritte gemacht, sieht man in Mexiko, welches von allem dem das Gegentheil thut, im öffentlichen und Familienleben nichts als Elend. Mögen uns jetzt die Schutzredner der Douanen doch die Vortheile zeigen, die jenen Nationen, welche sich mit Zöllen umstellen, erwachsen. Bringen sie wohl den Ländern, gegen welche man sie errichtet, Vortheil? Finden vielleicht die europäischen Produzenten ihre Rechnung dabei, daß die Bewohner des spanischen Amerika's halb nackt gehen, jeder Bequemlichkeit des Lebens beraubt, in Müßiggang, Elend und Stumpfsinn versenkt sind, und bestimmt zehn- oder zwanzigmal weniger ausländische Artikel verbrauchen, als Dieß der Fall wäre, wenn ihre Regierung sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, die Thorheiten europäischer Gesetzgeber nachzuäffen? Man erstaunt mit Recht, daß die amerikanischen Republiken den Erwartungen, die man von ihnen hegte, so wenig entsprechen, aber nur das Prohibitivsystem und seine Beschützer tragen die Schuld hievon. Diejenigen, welche nur nach dem Schein urtheilen, werden sie freilich den Revolutionen, von denen jene Republiken Schlag auf Schlag heimgesucht werden, beimessen; aber Revolutionen dieser Art werden in Ländern, welche so reiche Hülfsquellen besitzen, und wo die Mehrheit der Bevölkerung durch den Wohlstand, dessen sie genießt, an Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe Interesse nimmt, nie statt haben, oder doch sogleich unterdrückt werden. Nur wo Ackerbau, Handel und Industrie durch die Last des Zehnten und der Zölle erdrückt sind, wo es der arbeitenden Klasse an jeder Aufmunterung fehlt, wo der Verkehr auf jede nur mögliche Weise gehemmt ist, wird sich die Nation, so wie hier die Mexikaner, mit den Waffen in der Hand öffentliche Aemter streitig machen. Erwäge man übrigens die traurigen Folgen, welche der isolirte Zustand, in den das spanische Amerika durch seine Douanen versetzt ist, nach sich ziehen muß: Im Anfang dieses Jahrhunderts schätzte Herr v. Humboldt die Zahl der europäischen Spanier, die sich in Mexiko niedergelassen hatten, auf 70 bis 80,000; jetzt befinden sich dort gewiß nicht mehr als höchstens 10,000 Ausländer, da doch Raum für Millionen wäre, wenn die Regierung ihre Grundsätze ändern wollte. Ueberdieß versinkt das Volk immer tiefer in Vorurtheile, Fanatismus und Faulheit, und geht in der Civilisation rückwärts. Die Douanen sind, da sie jede Berührung mit fremden Nationen erschweren und hindern, ganz geeignet, ein Land in eine wüste Insel, oder in ein barbarisches China umzuwandeln, denn sie sind der schnellen Verbreitung von Aufklärung, wahrer Religion und Freiheit auf dem Erdkreise ein mächtiges Hinderniß.

Würde das spanische Amerika, wie sein eigenes Interesse es fordert, das System der Handelsfreiheit proklamiren, würde es den unermeßlichen Reichthum seines Bodens naturgemäß sich entwickeln lassen, so dürfte es bald jährlich an 500 Millionen Franken von Europa für Landeserzeugnisse zu fordern haben, und diese Summe würde von Jahr zu Jahr steigen, ohne daß man voraus zu bestimmen vermöchte, wo die Verbindungen dieser beiden unermeßlichen Länder, welche die Vorsehung selbst zu einem unbegränzten Handel für einander geschaffen zu haben scheint, und die nur durchaus fehlerhafte Ansichten der Regierungen von einander getrennt halten konnten, ein Ziel finden dürften. Welchen Einfluß hat nicht die Einführung des Prohibitivsystems auf das gegenwärtige und zukünftige Wohl der beiden Kontinente seit dem Beginn ihrer gegenseitigen Verbindung gehabt! Welche Reichthümer wurden nicht von beiden Seiten dem Handel, wie vieler Erwerb nicht den arbeitenden Klassen entzogen! und in der nämlichen Stellung befinden sich alle Nationen der Erde mit ihren Tarifs gegen einander; nicht Eine gibt es, welche nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Rivalen durch dieses System bedeutender Hülfsquellen beraubte, und die Reziprozität, zu welcher eine thörichte Politik schreiten zu müssen glaubt, macht das Uebel noch drückender.

(Schluß folgt.)

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Schluß.)

Ich war begierig, aus Husseins Munde selbst zu vernehmen, wie sich der verhängnißvolle Vorgang mit dem Fächerschlage ereignete, der den Dey vom Throne stürzte. Der Pascha äußerte sich darüber in Folgendem:

„Deval (der vormalige französische Konsul zu Algier) hatte sich bei mir sehr einzuschmeicheln gewußt; er war sehr gewandt, und ich bin nicht mißtrauisch; ich glaubte an die Aufrichtigkeit seiner

Digitized by Google

Freundschaft. Er stand mit mir auf sehr vertrautem Fuße, und ich erfuhr nachher durch einige meiner Offiziere, daß man sagte, eine solche Vertraulichkeit mit einem Manne seiner Art müsse nothwendig ein nachtheiliges Ende nehmen. Gegen Ende des Ramazan machte Deval mir dem Herkommen zufolge seine offizielle Aufwartung. Ich beklagte mich bei ihm, daß ich auf vier Briefe, die ich an den König von Frankreich geschrieben, keine Antwort erhalten; er anwortete mir — werden Sie es wohl glauben? — „Der König hat wohl Anderes zu thun, als an einen Menschen wie Du zu schreiben." Diese grobe Antwort überraschte mich. Die Freundschaft gibt nicht das Recht, ungeschliffen zu seyn. Ich war ein Greis, dem man Achtung schuldig war, und noch war ich Dey. Ich machte Deval bemerklich, daß er sich sehr vergesse, er fuhr fort, mir mit harten und unziemlichen Worten zu erwiedern; ich gebot ihm zu schweigen, er achtete nicht darauf. „Unglücklicher entferne Dich!" rief ich. Deval trotzte mir und blieb. In diesem Augenblicke war es, wo ich außer mir vor Zorn ihm zum Zeichen meiner Verachtung mit meinem Fliegenwedel einen Schlag in's Gesicht gab. Dieß ist genau die Wahrheit, es gibt noch viele Zeugen dieses Auftrittes, die Ihnen sagen können, wie sehr ich gereizt wurde, und wie viel Geduld ich haben mußte, um alle Schmähungen dieses Konsuls zu ertragen, der das Land entehrte, das er vertrat."

Der Dey sprach nur einmal mit mir über die Geldangelegenheiten, *) die zu den Mißverständnissen zwischen Algier und Frankreich Anlaß gaben. Es haben sich zu viele erlauchte Hände in dieser unsaubern Sache befleckt, als daß ich hier näher darauf eingehen möchte. Alles was ich davon sagen kann, ist, daß Hussein Pascha, der bei der ganzen Sache nichts zu gewinnen hatte, das Opfer wurde, während Diejenigen, die ihren Kredit und ihr Gewissen verkauften, um eine Ungerechtigkeit zu begehen, gegenwärtig ein Vermögen und ein Ansehen genießen, das sie zu dem ersten Rang in unserer Gesellschaft erhebt.

Es bleibt noch von Husseins Familie zu reden übrig. Seine Mutter, die er mit sich nach Algier nahm, als er in Sandukly seine Aeltern besuchte, ist vor ungefähr zwanzig Jahren gestorben, und in der Nähe der Kassaba beerdigt worden. Hussein vermählte sich mit einem Mädchen aus Algier, die sich vom Propheten abzustammen rühmt. Ihr Vater war zwar nicht reich, allein seine Abkunft diente ihm in den Augen eines so rechtgläubigen Türken wie Hussein als Empfehlung. Das Gesetz erlaubt den Moslemin vier rechtmäßige Weiber zu haben, und so viel Beischläferinnen, als sie unterhalten können. Der letzte Dey von Algier hatte niemals mehr als eine Frau. „Sie war schön, sagte er, wenn er von ihr sprach, sie gebar mir Kinder, ich liebte sie allein. Ich würde ihr Unrecht gethan haben, wenn ich meine Zärtlichkeit, die sie so sehr verdiente, unter mehrere getheilt hätte. Ich verzichtete auf jede andere Verbindung, und glaube daran recht gethan zu haben." Die Gemahlin Husseins lebt noch, und befand sich während seines Aufenthaltes zu Paris in Livorno mit seinem ganzen Hause. Dieses besteht aus 63 Personen, worunter 21 männlichen Geschlechtes. Hadschi Mohammed Effendi, Husseins jüngerer Bruder, führt darüber während dessen Abwesenheit die Aufsicht. Hadschi Mohammed ist verheirathet. Sidi Mustapha, einer der vorigen Minister der Regentschaft und Husseins Schwiegersohn, ist nach seinem Schwiegervater und Oheim seiner Frau, der angesehenste dieser kleinen türkischen Kolonie, die das Landhaus der Herrn Bacri am Hafen von Livorno bewohnt. Der Aga Sidi Ibrahim, der andere Schwiegersohn Husseins, war Befehlshaber des Lagers von Sidi Kalef, und hatte die Ruchlosigkeit, Bourmont das Haupt seines Schwiegervaters anzubieten. Sidi Ibrahim wurde deßhalb von Hussein nach Aegypten gesendet. Lala Aische, die älteste Tochter des Dey's wollte ihren Gemahl nicht verlassen, und Hussein erlaubte ihr, ihm zu folgen: „Damit dieser Verräther, wie er sagte, bei seinen Gewissensbissen, die er empfinden müsse, einen Trost habe." Lala Hanise, die zweite Tochter des Pascha's ist die Gemahlin Sidi Mustapha's und Mutter Sidi Hassans, eines Kindes, das die Freude seines Großvaters ist. Eine dritte Tochter des Dey's, Lala Emina, ist erst zwölf Jahre alt. Diener verschiedenen Ranges, darunter einige sehr alte, die der Dey nicht verabschieden konnte, georgische Sklavinnen und Negerinnen, die im Harem die Dienste versehen, welche Männer nicht verrichten können, bilden den übrigen Haushalt des Pascha's. Unter seinen treuesten Dienern ist bereits Mustapha erwähnt worden. Achmed, der die Batterien schweigen hieß, welche die „Provence" beschossen, ist ein Araber, von einigen fünfzig Jahren, von ziemlich hohem Wuchse, aber nicht sehr schöner Gesichtsbildung. Sein schwarzer dünner Bart, nahe liegende, kleine, funkelnde Augen, von schwarzen Augenbrauen beschattet, seine schwarzbraune Farbe, seine etwas aufgestülpte Nase tragen nicht das Gepräge orientalischer Schönheit. Er ist ernst, nachdenkend, und ein Mensch von Geist und Verstand. Hussein zieht ihn stets und bei Allem zu Rath, und so hoch steht er bei seinem Herrn in Achtung, daß ihm selbst der Zutritt in's Harem erlaubt seyn soll. Der Pascha zählt dabei nicht auf seine Dicke, sondern auf seine Rechtschaffenheit. Achmed weiß auch, daß unfehlbarer Tod ihn treffen würde, wenn er seinen Herrn hintergienge. Uebrigens wäre er auch ohne Dieß keines solchen Betruges fähig. Achmed ist ein Mensch, zu dem Hussein sagen dürfte:

*) Ueber diese Geldangelegenheiten berichtet das „Journal eines Offiziers der Armee von Afrika" (Paris 1831) in Folgendem: Kurze Zeit nach der Errichtung der französischen Republik schloß die Regierung einen Vertrag mit einem Algierischen Kaufmann, Jakob Bacri, einem Juden, wegen Getraidelieferungen nach Toulon. Das Getraide wurde geliefert, aber nicht bezahlt. Der Staat war damals außer Stand seine eingegangenen Verbindlichkeiten zu halten. Erst unter der konstitutionellen Regierung, die den Staatsgläubigern Garantien bot, machte Bacri im Jahre 1816 seine Forderung wieder geltend, die mit den Interessen auf 14 Millionen Fr. sich belaufend anerkannt wurde. Man verstand sich endlich zu 7 Millionen Kapital, das mit 550,000 Fr. Rente auf das große Buch eingeschrieben werden sollte. Nun meldeten sich aber Bacri's Gläubiger, eine Menge Prozesse entstanden, Abzahlungen, die kraft richterlicher Entscheidungen gemacht werden mußten, brachten die Summe auf einige hunderttausend Franken herab. Bacri war unter andern auch Hussein Pascha für Pachtgelder 70,000 Piaster schuldig, wegen deren sich Hussein an die französische Regierung halten wollte, und obgleich Bacri seine Schuld nachher abtrug, so fuhr der Dey doch fort, Reklamationen zu machen, was zu bittern Erörterungen zwischen ihm und Deval Anlaß gab.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

„Gib mir Dein Blut, ich brauche es," und Achmed würde sich augenblicklich mit seinem Yatagan eine Ader öffnen.

Es war schon mehrfach von Husseins Schätzen die Rede; man hat angegeben, daß er fünfzehn Millionen aus Algier mit sich genommen. Ich wage es hierüber nicht zu entscheiden, nur so viel kann ich mit Gewißheit sagen, daß der Dey aus dem Schiffbruche seines Glückes zwölf mit Gold ausgelegte Yatagans, acht dergleichen Säbel, zehn Gewehre, von denen zwei mit Korallen verziert sind, sechzehn goldene Tabacksdosen, mit Steinen ausgelegt, eine in die andere zu 2000 Fr. im Werthe angeschlagen; dreizehn „Saats," Uhren mit Steinen besetzt, zwei Uhren ohne dergleichen und vierzehn Ringe gerettet hat. Um mir einen Begriff zu geben, was man ihm als Privatvermögen gelassen habe, sagte der Pascha: „Sehen Sie hier diesen Rosenkranz, er hat hundert Kugeln: nehmen Sie an, daß Dieß vorstellt, was ich an Häusern, Kleinoden, Möbeln, gemünztem Geld, Stoffen, kostbaren Waffen besaß — Gut! soviel habe ich jetzt." Und mit diesen Worten faßte er mit den Nägeln zweier Finger fünf Kugeln des Rosenkranzes, wahrscheinlich um mir anzudeuten, daß ihm fünf vom Hundert geblieben sey.

Die neuen französischen Pairs.

Statt uns hier auf die Erörterung einzulassen, ob das Ministerium Perier durch die Ernennung von sechs und dreißig neuen Pairs einen Staatsstreich begangen oder nicht, was am Ende doch gleich ist, wenn er nur gelingt, geben wir hier eine flüchtige biographische Skizze der neuen Würdeträger.

Der Graf d'Aususson de Lafeuillade (Napoleonist) stammt von jenem Herzog von Lafeuillade, der Ludwigs XIV Anbeter 20,000,000 Fr. zur Erbauung des „Place des Victoires" und der erzvergoldeten Statue dieses Fürsten verschwendete, der hier dargestellt war, wie er gefesselte Nationen mit Füßen tritt. Der Graf war Kammerherr der Kaiserin Josephine, Minister am Hofe von Etrurien, Gesandter in Neapel im Jahre 1807 und Pair der hundert Tage. Seit der Restauration lebte er in Zurückgezogenheit, aus der er jetzt hervorgerufen wurde, um gegen die Erblichkeit zu stimmen.

Der Herzog von Bassano, Hugo Bernard Maret, (Napoleonist) ein Gelehrter. Vor der Revolution gründete er das Bulletin der Nationalversammlung, und wurde später einer der vorzüglichsten Herausgeber des Moniteur. In der Folge wurde er Gesandtschaftssekretär zu Hamburg, Chargé d'Affaires in Belgien und Mitglied der Generaldirektion der auswärtigen Angelegenheiten. Bei einer Sendung nach London hatte er mehrere Konferenzen mit Pitt, und erhielt allgemeine Anerkennung seiner diplomatischen Talente. Als er darauf als Plenipotentiär nach Neapel ging, wurde er mit Herrn von Semonville von den Oesterreichern auf neutralem Gebiete festgenommen, und fast drei Jahre in Neapel und Mantua gefangen gehalten. Die Auswechslung der Herzogin von Angouleme setzte alle französischen Gefangenen in Freiheit, und Maret wurde einer der thätigsten Theilnehmer am 18 Brumaire. Am folgenden Tage war er bereits als Generalsekretär bei den Konsuln angestellt, und erwarb sich in wenigen Monaten das volle Vertrauen Bonaparte's. 1806 wurde er mit der Organisation Polens beauftragt; später mit dem Konstitutionsentwurfe für Westphalen und Spanien, und im Jahre 1808 zum Abschlusse des Friedensvertrages mit Oesterreich. Für seine Dienste bei der letzteren Gelegenheit wurde er zum Herzog von Bassano ernannt. Er betrieb vorzüglich die Vermählung Napoleons mit Marie Louise und wurde im folgenden Jahre Minister der auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft unterzeichnete er am 24 Februar und 14 März 1812 ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Oesterreich und Preußen gegen Rußland. Er folgte dem Heere nach Wilna, und bemühte sich nach dem unheilvollen Rückzuge der großen Armee vergebens, die Vereinigung zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland gegen Frankreich zu hindern. Später folgte er Napoleon nach Waterloo, wurde deßhalb proscribirt, und kehrte erst im Jahre 1820 nach Frankreich zurück. Der Herzog von Bassano ist ein Mann von großem Geiste und diplomatischer Gewandtheit und bei weitem der wichtigste unter den neu ernannten Pairs.

Der Prinz von Beauveau (Napoleonist), Grande von Spanien erster Klasse, Prinz des Kaiserreiches, Kammerherr Napoleons, Pair der hundert Tage, eine der unbedeutenden Notabilitäten der alten Regierung, aus denen Bonaparte sich eine Art unterthäniger Dienerschaft zu machen beliebte.

Der Marquis von Bizemont ohne politische Farbe, Ultraroyalistischer Deputirter von 1819 und 1821, Mitglied der absoluten Minorität, Ritter des St. Ludwigsordens, von St. Lazarus, von unserer lieben Frau vom Berg Karmel und der Ehrenlegion.

Der Graf Bondy folgt in politischer Beziehung Jedermanns Fahne, er war Kammerherr Napoleons, Präfekt der Rhone, Deputirter der hundert Tage, zu gleicher Zeit Präfekt der Seine, Zeuge in Ney's Prozeß, nachher Deputirter der Linken, Anhänger der Julirevolution, aber von den Männern des Widerstandes, ersetzte er Odillon Barrot als Präfekt der Seine.

Der Generallieutenant Graf Bonnet (Napoleonist) erhob sich durch seine Tapferkeit bis zu diesem Range. Er zeichnete sich in Spanien gegen Ballasteros und Marquesito, so wie in den Schlachten von Lützen und Bautzen aus. In den hundert Tagen befehligte er in Dünkirchen und wurde unter der gegenwärtigen Regierung an General Lamarque's Stelle gegen die Chouans der Vendee abgeschickt.

Der Generallieutenant Graf Caffarelli, Bruder des vor Acre gefallenen Caffarelli, ein Edelmann aus Langurdoc, der vor der Revolution im sardinischen Heere diente, aber im Jahre 1791 als gemeiner Dragoner in den Dienst seines Vaterlandes trat. Nach dem 18 Brumaire wurde er Adjutant Napoleons und holte im Jahr 1804 den Papst zur Kaiserkrönung aus Rom ab. Bei Austerlitz kommandirte er eine Division. Vom Jahre 1806 bis 1810 war er Kriegsminister des Königreichs Italien, diente mit Auszeichnung im spanischen Kriege und begleitete nach Napoleons Sturz Marie Louise nach Wien. Gegen Ende der hundert Tage führte er den Oberbefehl über die erste Militärdivision, und zog sich unmittelbar darauf in's Privatleben zurück, aus dem er jetzt erst wieder hervortritt.

Der Vicomte Cassini, Enkel des Geographen gleichen Namens, ohne politische Bedeutung.

Der Generallieutenant Graf Ceffac. Von ihm weiß man nichts, als daß er ein emigrirter Adeliger ist.

Der Baron Cuvier — ein politisches Chamäleon — übrigens um die Wissenschaft ein hoch verdienter Mann. Sein öffentliches Leben würde ihm diesen Ruhm nicht erworben haben. Er war der gefällige Diener aller Regierungen, von Napoleon bezog er einen Jahrgehalt, unter Karl X bekleidete er das verhaßte Censorenamt und gegenwärtig ist er der unterthänige Knecht des Bürgerkönigs. Seinem Stellenhunger nach betrachtet, müßte man den Baron Cuvier zu den antidiluvianischen Geschöpfen zählen; er ist ein wahrer Mammuth und Megatherium von Sinekuren.

Der Generallieutenant Graf Danthouard, (Napoleonist) Kadet der Artillerie im Jahre 1789 hatte er sich im Jahre 1810 zum Brigade-General aufgeschwungen. Er bekleidete die Stelle eines Kommandanten der illyrischen Provinzen, war einige Jahre Inspektor der Artillerie und in den hundert Tagen Präsident des Kriegsgerichtes, das Drouot freisprach.

Der Baron Davillier, ein ehrenwerther Baumwollenfabrikant aus dem Elsaß.

Der Generallieutenant Graf Dronot — Anhänger des Hauses Orleans — bedeckte sich in den letzten Jahren des Kaiserreiches als General der Artillerie mit Ruhm, war Napoleons Gefährte auf Elba, und erhielt von dem Kaiser den Beinamen „des Weisen." Diesen Namen rechtfertigte er durch seine Klugheit, als er am 13 März die ihm gebotene gefährliche Ehre der Pairie ablehnte. Anspruchlos und edel in seinen Sitten, von unbeschränkter Güte und Wohlthätigkeit, ist er die personifizirte Rechtschaffenheit. Seine Kränklichkeit wird ihn nicht viel Antheil an den Staatsgeschäften nehmen lassen.

Digitized by Google

Der Generallieutenant Graf Mathieu-Dumas, Republikaner — Deputirter der Seine, der in einem Zeitraum von fünfzig Jahren zweimal mit Lafayette die Nationalgarde organisirte. Er befehligte die erste Brigade reitender Artillerie, die in Frankreich errichtet wurde. Dumas war Mitglied des Nationalconvents und der Fünfhundert. Später schloß er sich besonders Joseph Bonaparte an. Generalinspektor der Nationalgarden von Frankreich nach der Julusrevolution legte er diese Stelle nieder, als die Intriken der Doctrinäre Lafayette zwangen, seine Entlassung zu nehmen.

Der Viceadmiral Graf Emerian, diente schon im amerikanischen Freiheitskriege; befehligte „den Spartaner" bei Malta und Abukir, wo er sich Schiff an Schiff mit Nelson schlug. Während der hundert Tage wurde er zum Pair ernannt. Ein tapferer Soldat, ist er der älteste Admiral von allen Seemächten.

Der Generallieutenant Graf d'Erlon. (Napoleonist.) Drouet Graf d'Erlon trat 1792 als gemeiner Soldat in die Reihen der Nationalfreiwilligen, diente mit Lefebvre als Adjutant im Jahre 1795; im Jahre 1803 focht er in der Reihe der heldenmüthigen Sambre- und Maas-Armee und machte die Schlachten von Jena und Friedland mit. Mit der Entwaffnung Tyrols beauftragt wurde er 1809 zur Armee in Spanien gesendet, und diente mit hoher Auszeichnung in dem ganzen Kriege auf der Halbinsel. Nach Napoleons Rückkehr von Elba einer der Ersten, der den alten Adlern wieder zueilte, wurde er aus Frankreich verbannt, und lebte bis zum Ausbruche der Julusrevolution als Gutsbesitzer in ländlicher Zurückgezogenheit in Bayern.

Der Generallieutenant Graf Excelmans. (Orleanist.) Offizier der alten Armee, deren Ruhm er in vollem Maaße theilte, wurde er im Jahre 1812 zum Lohne für die zahlreichen Wunden, die er im russischen Feldzuge erhalten hatte, zum Divisionsgeneral erhoben. Im folgenden Jahre zeichnete er sich durch seine Dienste in Sachsen und Schlesien aus. Lange vorher schon und fast bis zum Ende des Feldzuges von 1814 befehligte Excelmans die Kavallerie der Kaisergarde. Nach der Restauration gerieth er durch seine Korrespondenz mit dem König von Neapel in Gefahr, verbarg sich eine Zeitlang, stellte sich jedoch freiwillig vor ein Kriegsgericht, welchem Drouet präsidirte, und wurde einstimmig von seinen Richtern freigesprochen. Am 2 Juni 1815 zum Pair ernannt, machte er an der Spitze der Reiterei die verhängnißvolle Schlacht von Waterloo mit, und führte das unter ihm stehende Korps in bester Ordnung bis unter die Mauern von Paris zurück. Einer der letzten, die den Heeren der Verbündeten noch Widerstand zu leisten fortfuhren, vernichtete er zu Versailles eine zahlreiche Division Preußen, und büßte dafür durch eine lange Verbannung. Es ist zu fürchten, daß er durch die Annahme der ihm jetzt gebotenen Stelle seine alte wohlverdiente Popularität einbüßen dürfte.

(Schluß folgt.)

Fromme Stiftungen zur Verbreitung des Koran.

Es ist bekannt, daß die Mahomedaner Missionsanstalten haben, die ihre Thätigkeit mit einem richtigen Takt, besonders auf ganz uncivilisirte Völker wenden, und nach und nach durch beinahe ganz Afrika gedrungen sind, und fast überall die christlichen Missionen an Thätigkeit und Erfolg übertreffen. Es ist ein weniger bekanntes, aber nicht unwichtiges Faktum, daß sie auch Anstalten haben, welche unseren Bibelgesellschaften entsprechen; es werden nämlich durch Stiftungen an vielen Moscheen Schreiber unterhalten, welche ihr ganzes Leben hindurch Koran schreiben, welche von den Moscheen um einen unbegreiflich niedern Preis verkauft werden, um auch dem ärmsten Gläubigen den Besitz des Buchs möglich zu machen; es ist fast das einzige Buch, das noch in Aegypten und Syrien geschrieben wird. In der berühmten Moschee der Blumen in Cairo ist so ein Etablissement, wo man Koran bis zu einem Thaler herab kaufen kann; und bei dem angemeinen Aberglauben, den alle Mahomedaner gegen die Zerstörung jedes beschriebenen Papiers, besonders aber eines Koran haben, muß die Masse der Handschriften sehr bedeutend zunehmen, da der Verbrauch nur gering seyn kann. Ueberhaupt ist merkwürdig, wie sehr der Instinkt zu ähnlichen Mitteln zur Erhaltung und Verbreitung der religiösen Bücher führt; in Bukan besitzt der Lama die Stereotypen der ganzen Sammlung der buddhistischen religiösen Bücher mit ihren Kommentaren, und läßt sie nach Bedürfniß der buddhistischen Kirche fast ohne Kosten drucken, in China haben alle Klöster ihre Druckereien, durch die die Mönche die Werke ihrer Sekte zu den niedersten Preisen verbreiten.

Vermischte Nachrichten.

Ein Staatsgefangener in Smyrna war in seinem Gefängnisse dem Hungertode bestimmt worden; acht und zwanzig Tage darnach fand man ihn noch bei Leben. Seine Strafe wurde nun abgeändert, und der unglückliche Mann gestand, daß er sein Leben mit einer Schachtel Oblaten, die auch ein Stückchen Gummi elasticum und Siegelwachs enthielt, so lange gefristet. Nachdem er sparsam davon so lange gelebt hatte, fing er an, auch die pappendeckelne Schachtel zu verzehren. Ein Theil von dem Deckel war noch übrig, als man ihn am achtundzwanzigsten Tage fand.

*

Ueber den Handel zwischen England und Frankreich von 1814 bis 1850 enthalten Parlamentspapiere folgende Angaben:

	Einfuhr in die englischen Häfen.	Ausfuhr aus den englischen Häfen.
1814	17,705,682 Fr.	14,567,569 Fr.
1815	18,859,544 —	7,457,290 —
1816	10,444,574 —	10,492,500 —
1817	13,496,644 —	26,087,145 —
1818	19,060,594 —	9,257,592 —
1819	16,050,292 —	7,487,382 —
1820	19,378,309 —	9,768,612 —
1821	24,640,415 —	10,956,848 —
1822	24,956,819 —	10,925,227 —
1823	27,895,009 —	8,740,905 —
1824	38,948,546 —	8,440,900 —
1825	45,899,645 —	9,017,740 —
1826	31,485,650 —	12,210,940 —
1827	65,643,690 —	11,174,000 —
1828	79,470,629 —	11,475,440 —
1829	52,474,840 —	12,284,704 —
1830	58,242,095 —	14,897,104 —

*

Privatbriefe vom 1 Junius sind in Caen eingetroffen; es geht aus ihnen hervor, daß ein Krieg zwischen der ostindischen Kompagnie und den Radschahs des Nordens unvermeidlich scheint. Man fürchtet auch in den englischen Besitzungen, mit den an Indien gränzenden Volksstämmen, die von auswärtigen Mächten aufgeregt worden zu seyn scheinen, in feindliche Berührung zu kommen. Man trug sich mit dem Gerüchte, vierzigtausend Perser und fünfzehntausend Russen näherten sich dem Indus, unter dem Vorwande, an ihren Gränzen ausgebrochene Unruhen zu dämpfen.

*

Während des Jahres 1851 sind aus den französischen Häfen 577 Schiffe, von 45,036 Tonnen, mit 8174 Mann, auf den Stockfischfang ausgelaufen. Dünkirchen, Granville, Saint Malo, Bayonne u. s. w. sind die hiebei am meisten thätigen Häfen gewesen. Die von diesen Schiffen heimgebrachten Ladungen bestanden in 5,175,618 frischen Stockfischen, die ein Gewicht von 10,400,501 Kilogr. hatten, und in 28,310,194 getrockneten Stockfischen, in einem Gewichte von 15,645,799 Kilogr.; ferner in 1,159,059 Kilogr. Thran, 5103 Kilogr. Fischrogen u. s. w.

*

Die seit der Julusrevolution gegen die Journalisten verhängten Gefängnißstrafen belaufen sich zusammengerechnet auf 9 Jahre, 9 Monate und 8 Tage.

* *

Der Konsul der Vereinigten Staaten zu Campeachy hat nach New-York einige Körbe stachelloser Bienen aus Yukatan in Merito gesendet, um einen Versuch mit Akklimatisirung derselben zu machen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 345. 11 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

2. Der Altbürger von Paris.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun auf die Kinder unseres Altbürgers zu sprechen. Ich weiß den Namen seiner Tochter nicht, man kann für sie einen von den wohlklingenden Namen in den Romankatalogen aussuchen. Sie ist aus der Pension zurückgekommen, sie hat ein Piano, sie zeichnet, sie hat Alles gelernt, was sie wieder vergessen muß, wenn sie eine Haushaltung anleitt, um die Fortsetzung von dem einfachen und spurlos dahin gegangenen Daseyn ihrer seligen Mutter zu liefern. Sein Sohn heißt Emil, eine Huldigung, die man dem Andenken J. J. Rousseau's brachte. Es wird wenig Familien zu Paris geben, wo man nicht einen Emil findet, der einer Säugamme auf dem Lande übergeben, von einer Bonne spazieren geführt, endlich der hundert zwei und zwanzigste seines Namens einem Kollegium zur Erziehung anvertraut wurde. Emil hat das beste Loos von der Welt, er arbeitet leicht und ist ein aufgeweckter Kopf. Seine Lehrer haben ein Auge auf ihn, und man rechnet darauf, daß er den jährlichen Katalog der Preisträger vermehren wird. Deßhalb wird der junge Mensch auch von seinen Lehrern zärtlich gehegt und gepflegt. Dem Altbürger von Paris erwächst daraus eine neue Freudenblume in seinem Garten. Mit Entzücken sieht er sich in dem Leben seines Namens verjüngt. Mit Vergnügen hört er den kleinen pedantischen Schwätzer plaudern und fühlt sich stolz, ihn nicht zu verstehen. Nur dann erst, wenn der kühne Student sich auf das Feld der Politik verläuft, erinnert sich der Altbürger seiner Vaterwürde. Denn der tolle Junge hat schon den Republikanerkopf aufgesetzt, er liest verstohlens die Journale der Bewegung, wie wir — Kinder des Kaiserreiches — die Romane Lebrun's lasen. Da trifft sich denn der günstige Augenblick, wo er seine väterliche Weisheit und die Geschichte der Schreckenszeit an Mann bringen kann. Hat sich der Stamm dieser widerstrebenden Elemente von Vater und Sohn gelegt, so denkt man an die Zukunft des letztern. Verräth er Geist, so muß man aus ihm einen Tarator machen; steigt es bei ihm bis zum Talent, so schickt man ihn zu einem Advokaten in die Lehre. Das Altbürgerthum erhebt sich mit jeder Generation um eine Staffel; daher kommt es denn auch, daß zuoberst auf der Ehrentreppe ein so gewaltiges Gedränge wird.

Ich spielte vorhin auf die politische Meinung des Altbürgers an. Dieß führt mich auf die Entwicklung seines Hauptcharakterzuges. Vor Allem liebt er die Ordnung, will er die Ordnung; er würde Alles drunter und drüber gehen lassen, nur um Ordnung zu haben, und Ordnung besteht bei ihm darin, daß Wagen und Fußgänger ihren gehörigen und ungehinderten Umlauf in den Straßen haben, daß die Buden ihre Schätze ungestört zur Schau auslegen, und Abends das Pflaster mit ihrem Gasschimmer überstrahlen. Alles was er verlangt ist, daß er auf seinem Wege von keinen andern Gruppen aufgehalten werde, als von solchen, die einen Bänkelsänger umringen, oder die letzten Qualen eines überfahrenen Hundes anstarren; daß sein Ohr nicht von ungewöhnlichem Geschrei von jenem jöhlenden Zeter laufender Pöbelhaufen beleidigt werde; daß er nicht zu fürchten braucht, eine Straßenlaterne vor seiner Nase herabfallen zu sehen; daß er nicht das Klirren zerschmetterter Scheiben, jenes unheilverkündende Zuschlagen der Ladenthüren, den Trommelschlag zur ungewöhnlichen Stunde, den Hufschlag dahin rennender Pferde hört — wie gesagt, so viel und nicht mehr verlangt er, hat er dieß, so ist er zufrieden, und hat Alles, was er braucht. Nur diese leibliche Ruhe gönne man ihm, und dann mögen Alle, die den öffentlichen Geist in Pacht genommen haben, die den Altbürger für ihre Sache gewinnen wollen, die sein Votum in den Wahlversammlungen oder seine Unterschrift zu einer Petition, seine Stimme bei einer Gerichtssitzung brauchen, nur getrost sich an ihn wenden. Schmäht, schimpft, zerreißt nur wohlgemuth, macht euch kühn daran, die Prinzipien zu untergraben, gute Namen zu verlästern! Er wird euch ohne Zorn anhören. Weiß eure Rede eine geschickte Wendung zu nehmen, so wird er sich davon geehrt fühlen; denn er will gehört werden. Bringt ihr ein treffendes Epigramm an, so wird er damit seinen Gästen aufwarten; hat er doch etwas, worüber man lachen wird. Liefert ihr ihm eine Neuigkeit, so wird er euch auf's Wort folgen; denn das Gedruckte ist für ihn ein Glaubensartikel. Befürchtet nicht, daß er unter dem schwarzen Kleide den Geist der Unordnung erkenne; nur recht vom hohen Pferde herab gesprochen in wohlgedrechselten Perioden und mit wichtigem Gesicht! Er würde da den Teufel selbst für den Adjunkt des Maires nehmen. Die Unordnung, die er kennt, die er fürchtet, gegen die er mit Flinte und Tornister in den Straßen zu Felde

Digitized by Google

zieht, bat nackte Arme und eine heisergebrüllte Stimme, bricht die Buden auf, und wirft Steine auf die Munizipalgarde.

Aber vor allen Dingen hält der Altbürger von Paris auf die Freiheit. Diese ist sein Kleinod, seine Errungenschaft, sein Gott. Dieses Wort schwellt seine Lippen zum Lächeln und wirft seinen Kopf stolz in den Nacken. Man braucht ihm bloß zu sagen, Dieser oder Jener liebe die Freiheit nicht, und er wird unbedenklich erwiedern, man müsse den Menschen gefangen setzen. Um dieses kostbare Gut zu erhalten, würde er sich in Ketten und Banden schlagen lassen, alle Entbehrungen und Opfer geduldig ertragen. Ueberredet ihn, daß die Freiheit in Gefahr sey, und auf der Stelle werdet ihr ihn sein warmes Nest, sein geschäftiges Stillleben, seine Angelegenheiten, seine Familie verlassen sehen. Um ihretwillen wird er sich den härtesten Frohndiensten unterziehen, wird er sich den Sklavendienst eines Leibwächters, die Tyrannei des Schildwachstehens willig gefallen lassen. Er wird der Erste seyn, der verlangt, daß man die Barrieren schließe, Haussuchungen anstelle, der verdächtigen Menschen sich bemächtige. Er weiß, daß die Freiheit sich nicht von selbst vertheidigen kann, daß hiezu der Beistand der Polizei, die Thätigkeit eines Untersuchungsrichters und Ausnahmsgesetze erforderlich sind, die schnell, scharf und fernhin treffen. Für diese seine Göttin würde er Gendarm, Stadtscherge, Alles werden — nur kein Denunziant. Denn wohlgemerkt Spionerie ist ihm ein Gräuel. In seinem blindesten hitzigsten Ungestüme würde er einen Jesuiten fahren lassen, um einem Polizeispion nachzulaufen.

Unter allen den vielen Revolutionen, die schon so oft den Namen seiner Straße, die Schärpe seines Munizipalbeamten, die Farben der Fahne, die von dem Glockenthurme weht, vor welchem er gewöhnlich seine Sackuhr richtet, und die Kokarde seines Briefträgers und den Schild seines Schnupftabakhändlers verändert haben, bewahrte er sich dennoch stets eine tiefe Verehrung vor seiner Obrigkeit. Nur dann weiß der gute Mann nitt, was er dazu sagen soll, wenn sich an einem schönen Morgen seine Zeitung gegen die Regierung ausspricht, seine Zeitung, die er so hoch schätzt, die ihn unter ihre ältesten Abonnenten zählt, bei der er seine patriotischen Beiträge einliefert, deren Austräger er kennt und bei Namen zu nennen weiß. Das wird ein Tag des Kopfschüttelns und des Mißmuthes für ihn. Indeß findet er es am Ende doch begreiflich, daß die Obrigkeit getäuscht worden seyn kann; der Artikel seiner Zeitung wird ihr unfehlbar ein Licht aufstecken, und in dieser festen Zuversicht legt er sich des Abends aufs Ohr, ausgesöhnt mit den Ministern und mit dem Polizeipräfekten, den er morgen ohne Weiteres abgesetzt zu sehen hoffr.

(Fortsetzung folgt.)

Meriko.

(Schluß.)

Was sind neben den Milliarden, welche auf diese Weise der Menschheit und besonders den europäischen Nationen jährlich entzogen werden, einige Hospitäler, Zufluchtsorte für Bettler und wohlthätige Anstalten, um das von allen Seiten hereinbeechende Elend zu mildern! Nein, mit so armseligen Mitteln wird man die Last nicht heben, welche die Masse der Bevölkerung zu Boden drückt. Um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, muß man allenthalben Subskriptionen eröffnen, Konkurse und Preise ausschreiben, Nachforschungen veranlassen und bezahlen, Journale gründen, eine Europa und die ganze Erde umfassende Verbindung bilden, und endlich einen wahrhaft christlichen Kreuzzug beginnen, um jen Schranken umzustürzen, die eine engherzige und selbstsüchtige Politik zwischen den Nationen erhob, und die, da sie eine der andern unzugänglich machen, den Fortschritt der Civilisation mehr hemmen, als es je die Türken vermochten, während auf der andern Seite Nationalhaß und Kriege erzeugt werden, wo es so leicht wäre Eintracht und Frieden zu einem allgemeinen Bedürfnisse zu erheben.

Amerika, dessen Führer bis jetzt noch nicht durch eigene Erfahrung sich leiten lassen konnten, das also darauf beschränkt war, Das nachzuahmen, was es bei andern Nationen sah, das irregeleitete Amerika, das von fremden Institutionen diejenigen sich aneignete, die ihm am wenigsten zusagen, wird, ehe es den Produkten der europäischen Nationen freie Einfuhr gestattet, darauf warten müssen, daß diese, als die aufgeklärtern, zuerst dem abgeschmackten Prinzip entsagen, daß jede Nation sich selbst genug sey. Bis dahin werden die unermeßlichen Schätze, welche die neue Welt in ihrem Schooße birgt, der alten wohl so gut als verschlossen bleiben.

Meriko's gesellschaftliche Verhältnisse, sein inneres Leben bieten Scenen wie kein anderes Land der Erde; wollte man, um der Armuth zu helfen, die Verbrecher zu bessern, zu den Mitteln europäischer Regierungen und Philanthropie seine Zuflucht nehmen, so müßte man die Hälfte der Bevölkerung einsperren. Hier bedarf es, um das Uebel zu heben, ganz anderer Mittel: das Elend und die verderbten Sitten müssen durch Arbeit, die Faulheit durch eine unbegränzte Konkurrenz gehoben werden; Unwissenheit und Vorurtheile werden durch vielfachen Verkehr mit fremden Nationen sich verlieren; mit Einem Wort, Thätigkeit, Wohlstand und Aufklärung müssen durch Freiheit des Ackerbaus, der Industrie und besonders des Handels überall sich verbreiten; dadurch allein, und nicht durch thöricht nachgeahmte Einrichtungen, die nur die Anarchie befördern, nicht durch sogenannte Anstalten der Mildthätigkeit, die dem Elend eher Vorschub leisten, als es vertilgen würden, kann das Land einer glücklichern Zukunft entgegen geführt werden. Unglücklicherweise sind die Merikaner und ihre Regierung so schlecht berathen, daß sie bei jeder Gelegenheit sich nur von verderblichen Grundsätzen leiten lassen, ihr Heil nur in Privilegien, Monopolen und in Entfernung der Ausländer zu finden glauben, ohne zu erwägen, daß sie auf diesem Wege der Barbarei geradezu in die Arme laufen. In Europa bedürfte es viel, bis die Sache zu diesem äußersten Punkte getrieben würde, auch fällt hier die eigentliche Tendenz des Prohibitivsystems noch nicht so grell ins Auge; erst in Meriko, mitten in der reichsten und mannichfaltigsten Natur, unter einer armseligen, Mitleid erregenden Bevölkerung, sieht man klar, was ein Land gewinnnt, das sich mit Gesetzen und Douanen umstellt und seiner Natur entgegen sich zum Fabrikstaat machen will. Für jene Völker, welche eben die Bahn der Civilisation betreten haben, sind hohe Zolltarifs das sicherste Mittel, jeden Fortschritt zu hemmen und Arbeitsamkeit, Wohlstand, Aufklärung und Freiheit im Keim zu

Digitized by Google

erstickten. Was nun dem spanischen Amerika so unheilbringend ist, sollte es wohl gebildeteren Nationen vortheilhaft seyn? Dieß ist nicht glaublich, vielmehr scheint in den tausend und aber tausend Douanen Europas eine hinreichende Erklärung des Nothstandes zu liegen, der jetzt so viele Klagen erregt. Gewiß ist es, daß in den Vereinigten Staaten, wo das Prohibitivsystem weit weniger umfassend ist, als in Europa, Wohlstand fast allgemein, Armuth und Bettelei aber fast gar nicht zu finden ist.

Religiöse Gebräuche der Eingebornen der Goldküste von Afrika.

(Mittheilung des Majors Ricketts in der Litterary Gazette.)

In jeder Stadt werden von den Einwohnern aus den ältern Männern Pynins (eine Art Magistrate) gewählt, deren Pflicht es ist, alle Klagen anzuhören und darüber zu entscheiden. Diese Pynins sind also der Rath des Cabocir oder des Häuptlings des Platzes, mit dem sie bei Erörterung von Fragen, die das öffentliche Interesse betreffen, zu Rathe sitzen. Wenn sie ihr Amt versehen, so tragen sie einen ganz besonders geformten Hut von Stroh, dessen Kopf mit einer Weinrebe, als Emblem der Weisheit, umschlungen ist. Mehrere unter den Einwohnern haben viele Beredsamkeit und entwickeln, wenn sie eine Sache führen, bei der sie interessirt sind, große Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit.

Die Fetischmänner, so genannt, weil man ihnen übernatürliche Kräfte zuschreibt, sind außerordentlich arglistig und betrügerisch; sie verbreiten Aberglauben unter dem Volke, damit man sie bei jeder Gelegenheit um Rath fragen möge. Jeder, der bestohlen oder sonst von einem Unfalle betroffen wird, vertraut sich sogleich einem Fetischmann an, um den Dieb oder die Ursache des Uebels zu entdecken; dieser macht nun Gebrauch von seiner vorgeblichen magischen Kunst, und nachdem er von seinem Fetisch auf die vorgelegten Fragen Antwort erhalten hat, so bezeichnet er unbedenklich irgend einen unglücklichen Menschen als den Dieb oder als Hexe, und ist dieser arm, so kann nichts ihn von der Anschuldigung lossprechen, wenn nicht zufällige Umstände seine Unschuld an den Tag bringen. Die Fetischmänner oder Priester sind leicht zu bestechen; sie nehmen solche Geschenke unter dem Vorwande, daß sie die Gottheit befragt hätten, und diese habe erlaubt, eine gewisse Summe zu nehmen! So fordern sie oft auch nachher noch mehr Geld im Namen des Fetisch, von dem sie dann sagen, er sey noch nicht zufrieden. Die Furcht der Eingebornen, den Fetisch zu erzürnen, ist so groß, daß sie nicht selten ihre eigenen Kinder verpfänden, um nur Mittel zu schaffen, seinen Grimm zu besänftigen, da man überzeugt ist, daß den Ungehorsam die entsetzlichsten Folgen treffen würden; und hat man von dem strafenden Fetisch Vergebung zu erflehen, so ist ein beträchtliches Geschenk nöthig, um ihn zu versöhnen.

Wird Jemand von einer beunruhigenden Krankheit befallen, so sucht er beim Fetischmann Hülfe, und dieser verordnet dann ein beinahe ausgebrütetes Ei oder ein Küchelchen an eine gewisse Stelle der Landstraße zu legen, und so die Krankheit auf Den überzutragen, der unbewußt darauf tritt. Vorübergehende, die solche Zaubermittel auf ihrem Wege bemerken, weichen ihnen mit der größten Scheu aus, und Niemand wagt es, sie aus dem Wege zu werfen.

Auf der Kapküste bringen die Weiber in Masse, bei Gelegenheit des großen Namsfestes (das Erntefest der Namswurzel), dem großen Fetisch öffentliche Geschenke; dieser Fetisch ist ein großer Fels, der nahe den Wällen des Kastells liegt, und an dem die Wellen des stets an ihn anschlagenden Meeres sich brechen; der also die Befestigungen gegen die steigende Fluth beschützt. Die Wellen brechen sich hier oft mit solcher Gewalt, daß der Schaum über die Ringmauer spritzt. Einer ihrer andern großen Fetische ist ein Salzteich, ungefähr eine Meile westlich vom Kastell, in dem große und köstliche Barben gefangen werden. Ehe die Opfer, welche gewöhnlich in Yams, Eiern, Palmöl und dem Blute gewisser Thiere bestehen, ihm gebracht werden, durchziehen die Weiber, im Gesichte und am Leibe mit Kreide bemalt, und jede ihre Gabe in einer Kalabasse oder einem irdenen Gefäße tragend, die Stadt; dann besuchen sie den Fels, wo sie ihre Gaben niederlegen und nicht eher fortgehen, bis die Busarde (eine Art Sperber), die wahrscheinlich wissen, was da geschiehe, gekommen sind und die Opfer verzehrt haben. Diese Busarde sind so zahm, daß sie kaum Jemand aus dem Wege gehen, und man hält es für eine große Beleidigung gegen den Fetisch, einen zu tödten. Jede Familie hat außerdem noch ihren besondern Fetisch, der zwar in den Häusern verborgen wird, doch seine Gegenwart durch an der Thür angebrachte Zeichen kundgibt.

Ihre Todten begraben sie in ihren Häusern. Der Tod eines Familiengliedes wird durch Musketenschüsse verkündet, worauf die Weiber mit ihren Verwandten dieses Ereigniß öffentlich beklagen. Am Begräbnißtage durchziehen die verschiedenen Zweige der Familie mit ihren Angehörigen, Gesicht und Körper mit Kreide bemalt und mit all ihrem Putz geschmückt, abgesondert die Straßen, unter Vortritt eines jungen Mädchens, welches eine mit einem Stücke Tuch bedeckte Kiste trägt, in der sich Flaschen mit starkem Branntweine befinden. So begibt sich jede Abtheilung der Familie unter Gesang nach dem Begräbnißplatz. Weigern sich einige der Verwandten, etwas zu den Kosten dieser Begräbnißfeierlichkeiten beizutragen, so werden sie für immer verstoßen; daher dieser Schauzug mit Tuch und Branntwein. Das Schauspiel, welches beginnt, nachdem sowohl Männer als Weiber den Branntwein in reichem Maße zu sich genommen haben, ihr Klaggeschrei durch das betäubende Getös der Trommeln verstärkt, die Salven aus meist überladenen Musketen, die schrillenden Stimmen der Sänger, die gegen Bezahlung oft von weit herkommen, um an den Libationen Theil zu nehmen; alles Das läßt sich besser denken als beschreiben. War der Verstorbene von Ansehen, so dauern diese tumultuarischen Szenen wohl eine Woche und werden, wo möglich mit noch mehr Aufwand, alle sieben Jahre wiederholt, so daß oft Familien genöthigt waren, mehrere ihrer Angehörigen zu verpfänden, um nur die Kosten bestreiten zu können. Hausthiere, Schafe, Schweine und Federvieh wird verkauft, und mit Hülfe der Freunde dauert das schwelgerische Fest mehrere Tage.

Die Geburt eines Kindes wird ebenfalls durch Musketenschüsse verkündet; die Weiber hüten nach diesem Ereignisse das Zimmer nicht, sondern gehen wie vorher ihren Geschäften nach.

Wird ein junges Mädchen mannbar, so schmückt sie sich mit so vielen goldenen Zierrathen als ihre Verwandten nur immer auftreiben können, und umgürtet sich mit einer Schnur, von welcher ein Ring mit vielen kleinen silbernen Schüsseln vorn lang herunterhängt. In diesem Aufzuge wird sie zur Schau um die ganze Stadt geführt, um ihre Mannbarkeit bekannt zu machen. Hierauf besucht sie ihre Verwandten und Freunde, die ihr zu dem glücklichen Ereignisse Glück wünschen und sie beschenken.

Ist eine Frau zum ersten Male schwanger, so wird sie nach dem Ufer des Meeres oder eines andern dem Fetisch geweihten Wassers geführt und untergetaucht. Auf dem Wege dahin werfen ihre Freunde sie mit Koth, was sie geduldig trägt, da es für eine Ehrenbezeugung gilt. Ist die Ceremonie vorüber, so wird sie mit neuen Gewändern bekleidet und unter Glückwünschungsgeschrei nach Hause geführt.

Vermischte Nachrichten.

Die **Burker**untersuchung in England wird mit großer Umsicht geführt und scheint grauenvolle Thatsachen ans Licht bringen zu wollen. Vier „Auferstehungsmänner," Bishop, May und zwei Andere, die des Mordes an einem italienischen Knaben verdächtig eingezogen wurden, scheinen ihr furchtbares Handwerk schon längere Zeit getrieben zu haben. Auch die Weiber der beiden erstern — Bishop hat seine ehemalige Stiefmutter geheirathet — wurden zur Haft gezogen. Von verschiedenen Seiten her erscheinen nun Aeltern vor Gericht und klagen, daß ihre Kinder vor längerer oder kürzerer Zeit auf unbegreifliche Weise verschwunden und wahrscheinlich in die Tigerkrallen dieser Unmenschen gefallen seyen. Nachsuchungen, die man in der gemeinschaftlichen Wohnung Bishops und May's anstellte, gaben zwar keine nähern Aufschlüsse, allein die Nachgrabungen, die man in einem daranstoßenden Garten vornahm, ließen Stücke Menschenfleisch, die Schädelhaut eines Weiberkopfes mit langen braunen Haaren, blutbefleckte Kleidungsstücke u. s. w. finden. — „Das Verbrechen Burkes" — bemerkt hiebei der Courier, „ist nicht von neuem Datum. Burke wurde bekanntlich in sein gräßliches Geschäft zu London eingeweiht, und es ist höchst wahrscheinlich, daß in den letzten zwanzig Jahren in dieser Hauptstadt jährlich fünfzig bis hundert Personen das Opfer dieser ruchlosen Habsucht geworden

Digitized by Google

sind. Man hegt nur allzugegründeten Verdacht, daß während des Fleetmarktes viele obdachlose arme Leute, die dort unter den Fleischbuden schliefen, erdrosselt und des Nachts fortgeschafft wurden, um an die Hospitäler und Arzneischulen verkauft zu werden. Hoffentlich werden sich die Aerzte Londons vereinigen, keine Leichen mehr von verdächtigen Menschen zu kaufen, ohne dieselben gerichtlich anzuzeigen, und von der Legislatur steht zu erwarten, daß die widersinnigen Gesetze gegen die Leichensectionen abgeschafft werden."

•

Zu Strasburg hat Jemand — man weiß nicht, ob aus Witz oder übler Laune — folgende kuriose Berechnung angestellt: Frankreich zahlt gegenwärtig 1,600.000.000 Abgaben — sage sechszehnhundert Millionen, was in Fünffrankenstücken 320.000.000 Stücke ausmachen würde. Ein Fünffrankenstück hat eine Linie in der Dicke, die angegebene Stückezahl würde somit 2.222.222 Fuß ausmachen. Nun hat der Strasburger Münsterthurm 457 Fuß Höhe, somit würden die auf einander geschichteten Fünffrankenstücke eine 5085mal höhere Säule bilden, als die Kathedrale, oder 1271¼mal ihre Höhe in Quadratschuhen übertreffen. In eine einzige Rolle gepackt würden sie eine Länge von 165⅞ Stunde einnehmen und platt gelegt eine von 2514⅛ Fuß. Um diese Summe fortzuschaffen, bedürfte man 16.000 Pferde, die Pferdelast zu 10 Centner gerechnet, und 107 Mainzer Schiffe, die Schiffslast zu 1500 Centner angenommen. Unter Napoleon war ein Jahr, wo Frankreich nicht mehr als 400 Millionen zahlte; es zahle also gegenwärtig viermal mehr.

•

Folgende biographische Notiz der unlängst zu Paris verstorbenen Lady Fitzgerald findet sich in französischen Blättern: „Die Lady Fitzgerald war zuerst als der geliebte Zögling und das Adoptivkind der Frau von Genlis bekannt; von ihrer eigentlichen Herkunft und Verwandtschaft wußte man nichts Gewisses. Der Herzog von Orleans hatte im Jahre 1782 die Erziehung seiner Kinder der Frau von Genlis anvertraut, die, um ihre Zöglinge desto besser in den lebenden Sprachen zu unterrichten, weibliche Domestiken aus England und Italien in Dienst nahm, und außerdem noch ein englisches Mädchen von gleichem Alter mit den Prinzessinnen zu erziehen beschloß. Der Herzog von Chartres stand damals mit einem Herrn Forth in Verbindung, den er ersuchte, ihm ein schönes Mädchen von fünf oder sechs Jahren aus England zu schicken. Herr Forth entledigte sich alsbald seines Auftrages und sendete dem Herzog ein Pferd und das verlangte Mädchen, mit der lakonischen Zuschrift: „Ich habe die Ehre, Eurer Hoheit die schönste Stute und das allerliebste Mädchen von ganz England zu schicken." Dieses Kind war Pamela, nachherige Lady Fitzgerald. Seine Ankunft im Palais Royal gab zu den sonderbarsten Vermuthungen Anlaß. Indeß wurde Pamela mit den Prinzen und Prinzessinnen als Gespielin und Freundin erzogen; sie hatte dieselben Lehrmeister, wurde mit gleich liebender Sorgfalt gepflegt, und zeigte eine so überraschende Aehnlichkeit mit den Kindern des Herzogs, daß man sie für die Schwester derselben gehalten haben würde, wenn sie nicht durch ihren fremdartigen Accent ihre ausländische Abkunft verrathen hätte. Während die Erziehung Pamela's und der herzoglichen Kinder in dem herrlichen Lustschlosse Bellechasse vor sich ging, brach die Revolution aus. Der Herzog von Orleans und seine zwei Söhne, die Herzoge von Chartres und Montpensier ergriffen mit Wärme ihre Prinzipien. Frau von Genlis war damals gleichfalls voll Bewunderung für die konstituirende Versammlung, und Pamela theilte ihren Enthusiasmus für die Freiheit. Jeden Sonntag kamen die ausgezeichnetsten Mitglieder der Nationalversammlung in Bellechasse zusammen. Barrere, Petion, David waren stets in diesen Abendzirkeln zu finden, und besprachen hier in Gegenwart der jungen Mädchen die wichtigsten Angelegenheiten des Tages. Pamela, ausgestattet mit allen körperlichen Reizen und glänzenden Geistesfähigkeiten, hatte gerade das fünfzehnte Jahr erreicht und der Herzog von Orleans ihr einen Jahrgehalt von fünfzehnhundert Livres ausgesetzt. Der Geschäftsträger des Herzogs machte ihm bemerklich, die Waise könne diesen Jahresgehalt nicht beziehen, wenn sie nicht einen Vormund habe. „Gut denn," erwiederte der Herzog, „so mag sie sich selbst einen wählen; es kommen genug Deputirte nach Bellechasse, als daß ihr die Wahl schwer werden dürfte." Am folgenden Sonntage berichtete man Pamelen des Herzogs Antwort eben, als die Deputirten wieder versammelt waren. „Ich habe nicht lange Zeit nachzudenken," sagte sie, „allein wenn mir der Bürger Barrere die Gefälligkeit erweisen will, mein Vormund zu werden, so wähle ich ihn." Barrere gab mit Freuden seine Einwilligung. Nachdem die konstituirende Versammlung ihre Arbeiten beendigt hatte machte Frau von Genlis mit Mademoiselle Orleans und Pamela, begleitet von den Deputirten Petion und Boidel, eine Reise nach England. Hier war es, wo Lord Fitzgerald Pamela sah. Der Zauber ihrer Schönheit und ihres Geistes machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Irländer, und als Frau von Genlis, bestürzt über den Gang, den die Dinge in Frankreich nahmen, mit ihren Zöglingen nach Tournay zurückkehrte, wo die Anwesenheit Dumouriez's und des Herzogs von Chartres ihr einen sichern Zufluchtsort zu bieten schien, begleitete sie Lord Fitzgerald, der bald darauf Pamelens Gatte wurde. Von nun an trübten sich die Lebensverhältnisse der Lady Fitzgerald. Ihr Gemahl, empört über das Joch, das Pitt seinem Vaterlande auferlegte, ließ sich in eine Verschwörung ein, und der junge kühne Tory starb im Gefängnisse zu Dublin. Pamela selbst flüchtete nach Hamburg, vermählte sich später an einen Kaufmann, Namens Pitcairn, trennte sich aber wieder von ihm und nahm ihren frühern Namen wieder an. Im Jahre 1812 kam sie nach Paris zurück, wo sie bei einem ihrer alten Freunde, Auber, dem Vater des berühmten Komponisten, eine Aufnahme fand. Aber für sie hatte sich in der Hauptstadt Alles geändert. Frau von Genlis selbst benahm sich kalt gegen sie, und Lady Fitzgerald zog sich nach Montauban zurück, wo sie von ihrem jährlichen Einkommen, das sich auf zehntausend Franken belief, in Zurückgezogenheit lebte. Sie bezog stets ein Jahrgehalt von der Familie Orleans, die sie jedoch nicht sehen wollte. Zu Montauban zeigt man sie mancher lächerlichen Thorheit während ihres Aufenthaltes; sie ging als Schäferin gekleidet und gab so in ihrem fünfzigsten Jahre zu vielen bittern Bemerkungen Anlaß. Nach Paris seit der Thronbesteigung ihres Jugendgenossen zurückgekehrt, starb sie hier nach kurzer Krankheit.

•

„Marat," heißt es in einer Stelle des Buchs von Hundert und Einem, „wohnte armselig. Drei erbärmliche Zimmer in der Straße der Arzneischule, auf den Hof hinaus mit drei schwerfälligen Schubfenstern und kleinen Scheiben bildeten seine Wohnung. Marat war arm; es wohnte Uneigennützigkeit in dieser bis zum Wahnsinne aufgeregten Seele, die sich in der Wichtigkeit berauschte, welche ihm sein Cynismus gab. Sein Glaube war die Guillotine, sie war der Altar seiner politischen Religion. Ein fanatischer Prediger seiner scheußlichen Freiheit, war er weit mehr der Mann des Schreckens als Robespierre, dem er durch seine wüthenden Ausfälle sehr zu schaffen machte. Marat war das lebendige Geheimniß des Jahres 93; er sagte laut und mit wildem Ungestüm, was Robespierre dachte: Die Republik müsse alle ihre Feinde tödten, um nicht selbst getödtet zu werden. Es war schrecklich, entsetzlich, aber in ihrem grauenvollen System war es .... Krank, das Blut von heißer Fiebergluth siedend, mit einem eiternden Ausschlage bedeckt, denunzirte er damals in seinen Blättern, so daß man sagte: er schreibe sie manchmal mit dem giftigen Eiterausflusse seines Leibes ... Das kleine Gemach, wo er Charlotte Corday empfing, war mit zwei Schritten zu durchmessen. Marat saß im Bade, den Kopf mit einem Taschentuche umwickelt, die eine Hand außer dem Wasser, indem er auf einem quer über die Badewanne gelegten Brette schrieb." In derselben Erzählung von Charlotte Corday's That wird auch einer Anekdote von dem Maler David erwähnt: „Als die Abgeordneten der Sectionen im Trauergewande vor den Schranken des Konvents erschienen, um ihr Beileid über Marats Ermordung auszusprechen, rief ein Redner: „David, noch ein Gemälde!" — David erhob sich und sagte: „Ich werde es machen." Er ging, und auf der Kehrseite des Briefes, den man bei der Corday gefunden hatte, zeichnete er die Skizze von Marats Figur — eine schmutzige, ungelenke, magere, von den gehässigen Leidenschaften seines Lebens zusammengeschrumpfte Gestalt. Marat und David waren vertraute Freunde. David selbst malte das Bild Marats, während einer seiner Lieblingsschüler, Gérard, das des Lepelletier de Saint Fargeau vollendete. Als ihn Jemand in seinem Atelier besuchte und fragte, warum er Lepelletiers Gemälde der Hand seines Schülers anvertraue, erwiederte der Künstler mit finsterer Stirne: „Er war ein Aristokrat und wird immer gut genug; übrigens hat Gérard Talent; aber Marat!.... Sehen Sie, ich male ihn mit dem Herzen.""

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 346. 12 Dezember 1831.

O'Connell's Sendschreiben an das irelandische Volk die National-Union betreffend.

Liebe Landsleute! Hier erhaltet ihr einen Plan zu einer National-Union. Ich überlasse denselben eurer Berathung und eurem Urtheil.

Der Zweck dieser Union ist:

1) den König und seine Minister gegen eine kleine und eigennützige Faktion zu unterstützen, auf daß die große Maßregel der Parlamentsreform in Vollzug gesetzt werde.

2) Die möglichst praktische und nützliche Ausdehnung der Wahlfreiheit zu erlangen.

3) Alle Vaterlandsfreunde vom Aermsten bis zum Reichsten zur Verfolgung dieses Zieles zu vereinigen.

4) Unverzüglich alles Mögliche aufzubieten, um alle religiösen Zwistigkeiten und Anmaßungen in Irland auf ewig in Vergessenheit zu begraben und an ihrer Statt gegenseitiges Wohlwollen und unbegrenzte christliche Liebe gegen Alle zu erwecken.

5) Frieden und Ordnung im Lande zu erhalten, und gegen jeden Gesetzesbruch oder gewaltsame Erschütterungen, welche die Feinde des Volkes zu erwecken suchen möchten, strenge zu wachen.

6) Für das Wohl und ein besseres Schicksal der arbeitenden Klassen aus allen Kräften zu arbeiten.

7) Irland und alle Klassen seiner Bevölkerung, welcher Glaubensmeinung oder wessen Standes sie auch seyn mögen, vom Reichsten bis zum Aermsten, des Wohlergehens, des Schutzes, der politischen Wohlthaten und der väterlichen Sorge theilhaftig zu machen, die möglicher Weise durch eine vaterländische und lokale Gesetzgebung erreicht werden können.

Aus diesem Entwurfe gehen zwei Fragen hervor, die sich eurer Berathung unterstellen:

Erstens: Ist es nützlich oder gerathen eine politische Union zu bilden und ist Dieß so,

Zweitens: Ob der von mir vorgelegte Plan auch der beste ist?

Die zweite Frage schließt alle Arten von Abänderungen in den einzelnen Stücken ein. Niemand kann bereitwilliger seyn, als ich, wenn es darauf ankommt, bessern Rath zu hören, der darauf ausgeht, die Nützlichkeit eines Planes für die Wohlfahrt Irlands zu vermehren oder seine Ausführung zu erleichtern. Die Hauptfrage bleibt immer, ob solch eine politische Vereinigung vernünftiger Weise hoffen läßt, Ireland heilsam zu werden. Und in diesem Betracht muß ich gestehen, daß ich nicht im Mindesten zweifle, daß es rathsam ist, und nicht allein rathsam, sondern auch unabweislich nothwendig, eine Vereinigung zu stiften, die Jedermann in sich aufnehmen kann ohne Rücksicht, was seine Stellung im Leben oder sein Glaube sey, wenn er nur von warmem Eifer beseelt ist, innere Uneinigkeit und Verwirrung zu verhüten, und politische Verbesserungen auf verfassungsmäßigem und gesetzlichem Wege zu erringen, ohne Aufruhr, Blutvergießen oder die Verletzung eines menschlichen und göttlichen Gesetzes.

Jedermann, der solche Gesinnungen hegt — Jedermann, der herzlich wünscht, unsern religiösen Zwistigkeiten ein Ende zu machen, Jedermann, der von dem Nachtheile der unpolitischen Trennung und Zwietracht Irelands überzeugt ist — jeder Freund der vernünftigen Freiheit — jeder Freund des Friedens, des Glückes und der Freiheit Irelands, soll in diesen Bund treten, um Faktionen zu unterdrücken, schändlichen Einfluß und Monopole zu zerstören, und konstitutionelle Rechte und vollkommenen gesetzlichen Schutz für Jedermann zu erstreben. Eine solche Vereinigung ist wesentlich nothwendig und der gegenwärtige Zeitabschnitt ist durchaus der geeignetste zu ihrer Begründung. Diese Behauptung stütze ich auf folgende Gründe:

Erstens: Das große, hauptsächlichste und riesenhafteste Uebel Irelands war seine religiöse Spaltung. Wir waren politisch und moralisch getheilt, nur um durch diese Theilung ja recht schwach zu werden, und die Feinde unsres Vaterlandes zu verstärken. Diese Theilung war nicht allein — wie unvermeidlich blieb — die Ursache der Schwäche der Nation, sondern auch die fruchtbare Mutter monströser Verbrechen, unchristlichen Hasses, grimmigen Streites, Blutvergießens und Mordes. Religiöse Erörterungen wurden bei uns, fürcht' ich, mehr angeregt durch Parteigeist, als durch christlichen Eifer oder das Verlangen, die Unwissenheit zu erleuchten, und Wahrheit zu verbreiten. Vielleicht geschah es mehr aus Begier, über eine feindliche Sekte zu triumphiren, als aus Eifer, den Glauben aufrecht zu halten, und die Macht und den heiligen Namen Gottes zu verherrlichen. Der Fluch religiöser Zwiespalt lag auf uns, er verzehrte die Kräfte unsres Vaterlandes wie giftiger Mehlthau oder verheerende Pestilenz. Ireland mit mehr natürlichen, physischen und geistigen Hülfsquellen als fünf Sechstheile der unabhängigen Nationen Europa's — Ireland, am besten gelegen,

Digitized by Google

um des Glückes aller Länder der westlichen Welt fähig und theilhaftig zu werden — mit allen diesen Vorzügen begabt ist Irland eine erbärmliche Provinz — eine jammervolle Hütte der Absentisten und Fremden — sein Handel geht auf die Neige — seine Bevölkerung verdünnt sich — seine Industrie ist gelähmt — seine Manufakturen liegen darnieder — Armuth greift immer mehr um sich und Hoffnung verschwindet mehr und mehr am politischen Horizont! — Doch die Hoffnung soll nicht, darf nicht schwinden. Wir kennen die Ursache, die Quelle unserer politischen Uebel. Wir alle wissen, daß sie in unsrer religiösen Spaltung liegt. Was ist also die Pflicht eines jeden ehrlichen Irländers? Diese Ursache wegzuräumen — sie in ewige Vergessenheit zu begraben. Allein die vereinzelt wirkenden Kräfte der Individuen können leicht unterliegen. Dem Kampfe des Einzelnen kann Widerstand geleistet werden. Laßt uns daher zusammentreten: laßt die braven Männer von jeder Sekte und Partei zu einer großen National-Union zusammentreten, die ihren Einfluß über ganz Irland zu erstrecken und überall und bei allen Gelegenheiten ungeziemliche Zwietracht, Parteigeist und religiöse Anmaßung zu unterdrücken, und an ihre Stelle durch Wort und Beispiel gegenseitiges Wohlwollen, Versöhnung und guten Willen zu setzen vermag. Dieß soll die erste Pflicht der National-Union seyn, wie es auch der Hauptgrund zu ihrer Errichtung ist.

Zweitens: Die Sache der Reform ist die Sache des Volkes. Der von den Ministern vorgelegte Entwurf wird dem Volke nicht Alles gewähren, was es bedarf und verlangt, allein er wird doch die Macht der Feinde des Volkes zerstören. Merkt es wohl: dieß ist der große und entschiedene Vortheil des ministeriellen Reformplanes, daß er jeden Feind des Volkes zum Krüppel macht — daß er der brutalen und selbstsüchtigen Aristokratie die Fänge beschneidet, und die Zähne ausbricht — daß er den Einfluß des Volkes in demselben Verhältniß vermehren wird, als er die Zwingherrschaft der Aristokratie entkräftet. Die Bill ist nicht Alles, was wir wünschen könnten; aber sie zerstört Viel von dem, was wir mit Recht hassen. Sie entreißt der Herrenhand die Geißel und den Tomahak, und gibt dem Niedern und Unterdrückten vermehrte Kraft und frische Waffen. Die Macht, Mitglieder des Unterhauses zu ernennen — das verwegene Verbrechen die Gewalt zu verkaufen, Gesetze zu machen und Steuern zu erheben — dieses Ungeheuer von Ungerechtigkeit, das nur in der Parlamentsgeschichte dieser Königreiche erhört ist — das entsetzliche Verbrechen, für Geld oder Stellen oder Gehalte die Autorität zu verkaufen, Gesetze über Leben und Tod zu machen und Steuern zu erheben, d. h. die Gewalt zu verkaufen, Leben und Eigenthum nach Willkür zu schonen, oder Raub und Mord zu begehen — denn so weit schweift diese Gewalt aus, wenn sie mißbraucht wird — das fast unbegreifliche Verbrechen, eine solche Gewalt zu verkaufen, wird durch die ministerielle Bill auf immer vernichtet. Ich hege die Zuversicht, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die Jugend von Britannien zwei Thatsachen, die ihr die Geschichte erzählen wird, kaum glaublich finden wird — nämlich Erstens, daß es in Britannien so verworfene und freche Bösewichter gab, um einen solchen Handel mit dieser Gewalt zu treiben; und Zweitens, daß es Britten gab, die so zahm, unterwürfig und verstandesberaubt waren, um solche Verbrechen fortbestehen zu lassen. Wenn die jüngste Entscheidung des Hauses der Lords jener Jugend mitgetheilt wird, wie wird ihr Blut von Entrüstung sieden über die Schändlichkeit Derer, welche die Reform verwarfen, und über die Zahmheit Jener, die einer solchen Verwerfung sich beugten. Sie wird unsere knechtische und unterwürfige Gemüthsart eben so wenig, als die Gebote der Pflicht begreiflich finden, die uns ein so ungeheures Uebel ertragen heißen, um nicht durch gewaltsame Erschütterungen vielleicht noch furchtbarere und größere Uebel hervorzurufen.

Das größere Uebel zu vermeiden — die Uebel einer mißarteten Regierung auszurotten — durch friedliche Mittel die Abschaffung aller dieser Mißbräuche zu erlangen, ist der Zweck der ministeriellen Reformmaßregel. Diese Mißbräuche aber werden durch eine wohlorganisirte Macht aufrecht zu erhalten gesucht, die durch lange Erfahrung in alle Kunstgriffe der Unterdrückung und Entzweiung eingeweiht ist. Es kann daher nur durch eine große und kräftige Vereinigung aller treugesinnten Reformer der Macht der Verfälscher Widerstand geleistet werden. Nur durch solch eine Vereinigung können die Raubschlösser der Mißbräuche angegriffen und zerstört werden. In den politischen wie in den militärischen Schlachten muß man — um mit sicherem Erfolg zu wirken — in Massen auftreten und nicht seine Kraft in erbärmliche Einzelnheiten verstückeln.

(Schluß folgt.)

Spanien, wie es ist.

IV. Manufakturen und Handel.

In einem Lande, wo der Ackerbau so tief gesunken ist, wie in Spanien, müssen die Manufakturen, die weniger unmittelbar nothwendig sind, noch tiefer herabgekommen seyn, und Dieß ist auch in dem spanischen Antheil der Halbinsel gegenwärtig der Fall. Dieses Land, das im fünfzehnten Jahrhunderte das ganze übrige Europa mit seinen Tüchern, Seidenzeugen, Damast, Sammt, Handschuhen, Metall- und Messerschmidtwaaren, und einer Menge anderer werthvoller Erzeugnisse seiner Manufakturen versah, ist nun umgekehrt zu derselben Abhängigkeit herabgebracht, und muß von dem Auslande fast jeden Artikel, zu dessen Verfertigung Kapital, Geschicklichkeit, Kunstfleiß und Geschmack erheischt wird, einführen. Mit Ausnahme einiger weniger kostspieliger Etablissements, die der Krone angehören und durch die ihnen verliehenen strengen Privilegien und Monopole der Privatindustrie äußerst verderblich werden, hat Spanien buchstäblich genommen keine Manufakturen, wo Luxusartikel erzeugt werden, und einige wenige rohe Fabriken von Wolle, Baumwolle, Seide, Hanf, Flachs, Papier, Leder und Eisen, bilden Spaniens ganze Manufakturindustrie. Auch der Handel befindet sich in keinem blühenderen Zustande. Der auswärtige Handel des Landes, der sich einst über beide Hemisphären ausdehnte, beschränkt sich jetzt einerseits auf die gelegentliche Ankunft einiger Schiffe aus Cuba, Porto Ricco und den Philippinen — anderseits auf den Tauschhandel roher Lebensbedürfnisse, wie Wolle, Seide, Weine, Feigen, Oel, Rosinen, Mandeln, Salz und Barille, gegen Manufakturartikel des Auslandes. Was den innern Handel betrifft, von dessen freiem und ununterbrochenem Umschwung der wirkliche Reichthum und die Wohlfahrt einer Nation so sehr abhängen, so ist der-

Digitized by Google

selbe in keinem bessern Zustande und gibt kein Zeichen von Wiederbelebung oder Zunahme von sich. Die Ursachen seines völligen Stillstandes sind verschiedener Art, die Hauptursache aber scheint der elende Zustand der Verbindungswege zu seyn, wo anders solche existiren, so wie daraus hervorgehende Unsicherheit und Kostspieligkeit der Versendungen. Der Mangel an Verbindungsstraßen zwischen den verschiedenen Provinzen — die Verschlechterung und Unsicherheit der wenigen, die es gibt — der völlige Mangel an Kanälen, wenn man einen höchst erbärmlichen und nutzlosen zwischen Saragossa und Tudela ausnimmt — die Ungleichförmigkeit des Maßes, Gewichtes und der Handelsgesetze, welche letztere vornehmlich aus Haß gegen alle Art des Verkehres ausgedacht scheinen — die unverlässige und tyrannische Polizei eines furchtsamen und argwöhnischen Despotismus — die verderblichen Zölle, die nicht bloß nach dem Werth, sondern bei jedem neuen Umsatz erhoben werden, bis die Artikel in die Hände der Konsumenten kommen — die systematischen und gesetzlich angeordneten Bedrückungen und Quälereien der Polizei und Mauthbeamten, die im eigentlichen Sinne des Wortes das ganze Land durchschwärmen, und nicht von ihrem Gehalte, sondern von den Erpressungen leben, die sie ganz ungestraft ausüben können — endlich die unerhörte Ausdehnung, in welcher das Schmuggelhandwerk unter einem System von Gesetzen und Verordnungen getrieben wird, die eigens darauf berechnet scheinen, es zu ermuntern und hiedurch den ehrlichen Kaufmann und das Land zu Grunde zu richten — Dieß sind einige der Ursachen, die dem innern Handel schachmatt bieten, während die südamerikanischen Korsaren, sowohl von Habsucht als Nationalhaß getrieben, jede Küstengegend befehden, in jede Bucht eindringen, den Küstenhandel unterbrechen und die wenigen Schiffe, die sich hinauswagen, zwingen, sich unter fremde Flagge zu flüchten. (Laborde, Ein Jahr in Spanien.)

Mit einem Worte, der Handel jeder Art wird in Spanien, wo Stolz und Armuth, Unwissenheit und Vorurtheil, Faulheit und Elend Hand in Hand gehen, wo die verderblichen Einflüsse einer schlechten Regierung, einer ausgearteten Priesterschaft und eines sozialen Systems, das im Widerspruch mit jeder Vernunft und Erfahrung, die Gefühle sowohl als den Verstand, die Personen wie die Gewissen unterjocht hat, nur mit Geringschätzung betrachtet.

Die neuen französischen Pairs.

(Schluß.)

Der Generallieutenant Graf Flahaut (Orleanist), die wahre Blume der liberalen Aristokratie Frankreichs, und auch durch Bande der Verwandtschaft eng mit der englischen Aristokratie verknüpft. Flahaut befand sich unter dem glänzenden Stabe des Marschalls Berthier, der bekanntlich unter seine ihn zunächst umgebenden Offiziere nur die schönsten jungen Männer der Armee aufnahm. Er wurde wie seine übrigen Waffenbrüder dieses Stabes meist zu solchen diplomatischen Sendungen verwendet, die ihn mit Fürstinnen und den ausgezeichnetsten Frauen des Auslandes in Berührung brachten. Von seiner romantischen Tapferkeit gab Flahaut in den Kriegen des Konsulates wie des Kaiserreiches, namentlich bei Dresden, glänzende Proben. Seine ausgezeichneten Dienste erwarben ihm frühzeitig den Rang eines Divisionsgenerales. Als Adjutant Napoleons wurde er im Jahre 1815 mit einer geheimen Sendung an den Fürsten Talleyrand beauftragt, der sich damals auf dem Wiener Kongresse befand. Allein man ließ ihn seine Reise nicht weiter als bis Stuttgart fortsetzen, worauf er nach Paris zurückkehrte und das Kommando einer Division übernahm, das ihm die provisorische Regierung anvertraute. Pair der hundert Tage verdankte er der alten Freundschaft Talleyrands für seine Familie ein minder hartes Loos, als seine Kollegen nach der zweiten Rückkehr der Bourbone traf. Der Graf machte häufig Reisen in die Schweiz und nach England. Hier gelang es ihm nach langer Bewerbung die Hand der Tochter des Lord Keith zu erlangen, die man als die reichste Erbin der drei Königreiche nennt. Durch die Julusrevolution wurde er einer der angesehensten Diplomaten der Quasilegitimität.

Der Graf Français (von Nantes, Orleanist), Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und des Raths der Fünfhundert, Staatskontroleur während des Konsulates, Generaldirektor der Staatsschuldentilgung unter dem Kaiser, Staatsrath in der Restauration und den hundert Tagen, Deputirter von 1819 — stets mit allen zeitlichen Gütern gesegnet, betritt er jetzt den gefährlichen Weg der neuen Würde, auf dem ihn leicht sein altes Glück im Stiche lassen könnte.

Der Graf Ferdinand Foy, ein junger Mann von siebzehn Jahren, der Sohn eines berühmten Vaters, das Einzige, was man bis jetzt von ihm zu sagen weiß.

Der Generallieutenant Graf Gazan (Orleanist), ein Pair der hundert Tage, einer der 1900 oder 2000 Generale, welche die Kriege der Republik und des Kaiserthums hervorbrachten. „Er hat einen taubstummen Sohn, bemerkt über ihn der Standard, der wenn die Erblichkeit der Pairie durchgesetzt würde, ein gewachsener Pair von Frankreich wäre."

Der Graf Gilbert de Volsius, ein alter Deputirter und früher Herausgeber des Constitutionnel, Stiefvater der Tänzerin Taglioni. Man muß gestehen, daß der Stoff, aus dem man die Pairs von Frankreich macht, manchmal seltsam gewählt ist.

Der Herzog von Grammont-Caderousse. (Napoleonist), Emigrant und Kammerherr Napoleons, — das Einzige, was die Geschichte von ihm zu berichten weiß.

Der Viceadmiral Jakob (Orleanist), war lange Zeit Marinepräfekt von Toulon, und steht als Seemann und Geschäftsmann in hohem Rufe.

Der Generallieutenant Joseph Lagrange (Orleanist), obgleich schon vor der Revolution in Kriegsdiensten, war er doch nur langsam vorgerückt, erst Napoleon schien seine Talente zu bemerken, und zog ihn hervor. Nach der Rückkehr der Bourbone wurde ihm die Ehre zu Theil, die schwarze Kompagnie zu befehligen, hatte aber das Mißgeschick, von ihr bei dem Aufstande derselben am 20 März in dem königlichen Schlosse zu Bethune fortgejagt und geplündert zu werden. Nach der zweiten Restauration wurde der Oberbefehl über die schwarzen Musketiere einem weniger nachsichtigen General übergeben, und Lagrange durch das Kommando der zwanzigsten Militärdivision entschädigt.

Der Graf Alexander de Larochefaucauld, ein Pair der hundert Tage — ein Abkömmling des Verfassers der Maximen. Er schloß sich der kaiserlichen Regierung an, und wurde nach einander Präfekt der Seine und Marine, und französischer Gesandter bei den Höfen von Dresden, Wien und Haag. Seine Gemahlin war Ehrendame der Kaiserin Josephine und seine Tochter ist an den Prinzen Aldobrandini Borghese, den Schwager von Pauline Bonaparte, verheirathet.

Der Feldmarschall de Lascours. Deputirter des Gardedepartementes, war Mitglied des Rathes der Alten und des gesetzgebenden Körpers. Unter der Restauration verwaltete er die Präfekturen des Lot, der Vienne und des Gers. Er stimmte für die Adresse von 1830. Er besitzt den Orden des Cincinnatus, des h. Ludwigs und der Ehrenlegion, und man kann also sagen, daß er auf seiner Brust die Republik, die Monarchie und das Kaiserthum trägt. Seit der Julusrevolution wurde er zum Feldmarschall ernannt, man weiß nicht aus welchem Grunde, wenn nicht etwa seiner Kämpfe mit dem berüchtigten Mordgesellen Graffan, genannt Quatre-Taillons wegen.

Der Präsident Lepoitevin, Präsident der Kammer des königlichen Gerichtshofes zu Paris, ein Mann von so weniger Berühmtheit als der vierte Theil der Akademiker. Man glaubt der Zweck seiner Ernennung sey gewesen, den königlichen Gerichtshof für die bestehende Ordnung der Dinge zu gewinnen.

Der Fürst von der Moskwa. Der Sohn des tapferen und unglücklichen Marschalls Ney und Lafitte's Schwiegersohn. Man glaubte Anfangs, dieser junge Fürst, der kaum noch dreißig Jahre zählt, werde es

Digitized by Google

ablehnen, sich im Luxemburg in die Reihe Derer zu setzen, die seinen Vater morden ließen. Dagegen hielten Andere dafür, er werde die angebotene Würde annehmen, um in der Pairskammer die Revision des Prozesses seines Vaters desto nachdrücklicher betreiben zu können. Uebrigens ist der Fürst von der Moskwa als einer der ersten Dandy von Paris bekannt.

Der Generallieutenant Pajol. Einer der ältesten und berühmtesten Soldaten der Revolution. Pajol machte seinen ersten Feldzug unter Custine. Im Jahre 1794 erwarb er sich als Adjutant des berühmten Kleber, bei der Belagerung von Mainz den Ruhm ausgezeichneter Tapferkeit, so wie in vielen andern gefahrvollen Unternehmungen jener Zeit. Im siebenten Jahre der Republik (1796) zum Obrist vorgerückt, zeichnete er sich in den Tagen von Ulm, Leoben, Austerlitz, Friedland, Wagram, Moskau, Leipzig u. s. w. aus. Während er in einer dieser Schlachten an der Spitze seiner Division den Feind angriff, barst unter dem Bauch seines Pferdes eine Haubitze, die den General volle acht Klaftern hoch in die Luft schleuderte, wobei er seinen linken Arm und einige Rippen brach. Dieses außerordentliche Ereigniß gab dem Kaiser Anlaß zu bemerken: „wenn Pajol dißmal davon kömmt, so lebt er ewig." Und wirklich ist Pajol gegenwärtig noch der kräftigste und rüstigste Dragoner der ersten Division, wodurch Napoleons Prophezeihung zum Theil gerechtfertigt wäre. Bei Waterloo rieth dieser furchtlose Soldat am Tage nach der Schlacht, wo Alle Alles verloren gaben, mit den 36.000 Mann frischer Truppen unter Grouchy noch einmal anzugreifen, man folgte ihm nicht, und die Uebergabe von Paris hieß ihn in's Privatleben zurückkehren. Man bemerkte von Pajol, daß er sowohl als untergeordneter Offizier, wie als Oberbefehlshaber stets in der Avantgarde war, und zwar oft für todt auf dem Schlachtfeld liegen blieb, niemals aber in Gefangenschaft gerieth. Nach der Restauration erhielt er die Erlaubniß, mit halbem Sold seine Entlassung zu nehmen, und um für die rastlose Thätigkeit seines Geistes Beschäftigung zu finden, ließ er sich in einige Geschäftsspekulationen ein, die aber so unglücklich ausfielen, daß er sehr in Gefahr stand, nach dem traurigen Aufenthalt von Saint Pelagie wandern zu müssen; als glücklicherweise die Julusrevolution dazwischen kam, und Pajol das Kommando über die erste Division erhielt, wobei denn auch seine Gläubiger ein wenig beugsamer wurden.

Der Graf Perrepaux (Orleanist), Sohn des berühmten Bankiers, der erst der Gönner, später der Associe Jakob Lafitte's wurde. Der Graf wurde 1815 Napoleons Kammerherr, und heirathete in demselben Jahre die Tochter des Marschalls Macdonald, des Herzogs von Tarent. Er ist der Schwager Marmonts, Herzogs von Ragusa, der mit einem Fräulein Perrepaux vermählt war, aber schon viele Jahre von ihr getrennt lebt. In den hundert Tagen wurde der Graf von Napoleon zum Pair ernannt, von den Bourbonen aber dieser Würde entsetzt und nun von dem Bürgerkönig wieder dazu erhoben — „als eine fette Suppenschnitte," wie der Standard hiezu bemerkt.

Der Generallieutenant Vicomte Rogniat (Austemilieu). Ingenieurkapitän im Jahre 1800, zeichnete er sich in dem nordischen Kriege aus, erhielt den Rang eines Bataillonschefs im Jahre 1815. Als Obrist hatte er die Werke gegen Saragossa geleitet. Er hat sich nie in einer Art kompromittirt, und ist ein Mann von ganz friedliebenden politischen Ansichten.

Der Generallieutenant Graf Roguet (ministeriell), einer der ehrwürdigsten Veteranen der großen Armee. Gleich Ney, Soult und vielen Andern diente er von der Pike auf, und nun ist seine Brust kaum breit genung, die Menge Orden zu fassen, mit denen sie geziert wurde. Ein hartherziger Mann der Disziplin wurde er von allen Regierungen zum Dienste gewählt. Wir können hier nicht den vierten Theil seiner Thaten und Dienste, oder auch nur die Orte aufzählen, wo er Beförderungen und Auszeichnungen erhielt. Im Jahre 1815 kommandirte er die Grenadiere der Kaisergarde bei Ligny und Waterloo, und blieb von dort an außer Dienst bis 1830, wo die Revolution ihm das Kommando einer Division zu Grenoble gab. Hier machte er sich bemerklich durch die Strenge, mit der er seine Offiziere aus den Lesezimmern und politischen Zirkeln trieb.

Der Generallieutenant Graf Philipp Segur (Orleanist). Soldat und Diplomat, machte er sich zu Anfang dieses Jahrhunderts unter den tapfersten Heeren durch seine wilde Tapferkeit berühmt. In dem Gefechte von Mazielf griff er die russische Hinterhut von 4000 Mann mit 90 Dragonern an, was ihm mehrere Wunden und eine Gefangenschaft von einigen Monaten in Sibirien eintrug. In Spanien nahm er an der Spitze von 80 polnischen Jägern den Paß von Somo Sierra, obgleich er von 1400 Mann und 19 Kanonen vertheidigt wurde. Im Jahr 1815 wurde er mit der Vertheidigung des linken Seineufers beauftragt. Die Julusrevolution erhob ihn zum Divisionsgeneral, und Perier setzt zum Pair von Frankreich. Graf Segur ist auch als Verfasser der halbromantischen Geschichte der großen Armee und Napoleons im Jahre 1812 rühmlich bekannt. Diese Geschichte verwickelte ihn in einen Streit mit General Gourgand, der mit einem Duell endigte.

Der Generallieutenant Graf Sulpice, ein Obrist der Kaisergarde, wurde bei Eylau verwundet. Divisionsgeneral im Jahre 1807, Ritter des h. Ludwig, lange außer Dienst gesetzt, wurde er jetzt zur Pairswürde nur wegen seines unbedingten Gehorsams und seiner negativen Eigenschaften erhoben.

Der Graf von Turenne. Man ist dem Moniteur Dank schuldig, daß er die Welt von der Existenz eines Turenne benachrichtigte. Selbst seines berühmten Namens ungeachtet wußte man bis jetzt nichts von ihm, als daß er der Günstling der Frau von Cayla, der Maitresse Ludwigs XVIII war.

Vermischte Nachrichten.

Der „Korsar" bemerkt: „Wenn ein Abendblatt, z. B. die „Revolution," heute eine edle Antwort Napoleons II zum Besten gibt, so kann man mit Gewißheit darauf zählen, daß morgen die „Quotidienne" eine witzige Bemerkung Heinrichs V auftischt, und einen Tag darnach der „Messager des Chambres" drei unvergleichliche Repliken des Herzogs von Orleans. Es scheint, daß alle Drei wahre Wundermenschen sind."

•

Die Redakteurs der patriotischen Journale von Paris, mit mehreren Mitgliedern der Deputirtenkammer, wie Lafayette, Mauguin, Odilon-Barrot u. s. w., vereint, gaben den spanischen und polnischen Ausgewanderten, unter denen sich der General Mina, Lelewel, Mochnacki, Gurowski, Chodzko u. a. m. befanden, ein feierliches Gastmahl, bei dem Herr Armand Carel, Redakteur des National, den Vorsitz führte, der in zwei Reden die großherzigen Anstrengungen der Polen, ihr Unglück und ihre Hoffnung der Wiedergeburt der Versammlung schilderte. Lelewel und Gurowski dankten im Namen Polens der patriotischen Presse für ihre edelmüthige Sympathie. Ein Toast wurde auf Marast, den Redakteur der Tribune, den gegenwärtig am meisten verfolgten Journalisten, ausgebracht. Der General Lafayette brachte einen Toast aus: Auf die heilige Allianz der Völker; auf die Wiedergeburt Europa's; auf die Wiederherstellung Polens. Odilon-Barrot sagte nach einigen beredten Worten, die Herr Mauguin ausgesprochen hatte: „Die Völker sterben weniger als die Könige! Polen ist todt! Es lebe Polen!" Herr Cauchois-Lemaire, einer der Redakteurs des Constitutionnel, brachte den Toast aus: „Der Propaganda der europäischen Presse, d. h. der Propaganda der Vernunft!" — Einen tiefen Eindruck machten auf die Versammlung die ernsten und schmerzumdüsterten Gestalten Lelewels, Mochnacki's, Gurowski's. Herr Viardot brachte im Namen des Generals Mina sein Glas: „Auf die Union aller Völker von Europa; auf Lelewel, auf Mina, und die Union des Nordens und Südens!"

•

Eine adelige Dame der Faubourg Saint-Germain, die unlängst mit Tod abging, hinterließ einen merkwürdigen Beweis von Anhänglichkeit an die gestürzte Monarchie. Seit Karls X Abreise nach Cherbourg verließ diese Dame ihr Haus nicht mehr, dessen Zimmer alle mit schwarzen Tapeten ausgeschlagen und mit Thränen und Lilien von Weißblech verziert waren. Sie und ihre Kammerfrau waren stets in Trauer gekleidet. Alle ihre Hausgeräthe waren schwarz angestrichen, und was so roher Natur war, diese Trauerfarbe nicht anzunehmen, mit schwarzem Flor überzogen. Erst bei der Versteigerung der Hinterlassenschaft der Verewigten sahen die Nachbarn, wie weit die Legitimistin ihren Schmerz getrieben hatte. Unter Andern fand sich ein Käfig mit einem schwarz angezogenen Papagai vor.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 347. 13 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

2. Der Altbürger von Paris.

(Fortsetzung.)

Allein der Bürger von Paris ist auch Wähler; er war es schon vor dem letzten Wahlgesetz — diese Bemerkung ist, beiläufig gesagt, aus seinem eigenen Munde. Wenn das Wahlkollegium seines Bezirkes zusammengerufen wird, streckt es ihn um eine gute Elle. In seinem Blick bemerkt man Stolz, aber auch Mißtrauen. Alles was sich ihm auf drei Schritte nähert, scheint ihm auf seine Stimme Jagd zu machen. Aber er hat einen stählernen Wall um sein Gewissen gezogen, an dem sich alle Empfehlungen der Freundschaft, alle Verlockungen der Ränkemacher brechen. Mit Aufmerksamkeit liest er das Glaubensbekenntniß der Kandidaten, notirt sich ihre Ansichten und Verheißungen, um sie mit einander zu vergleichen und seine Wahl treffen zu können. Dann legt er diese sauber überschriebenen und numerirten Bemerkungen in seine Brieftasche. Wenn der Wahltag herankommt, schließt er sich in sein Kabinet ein, dießmal aber ohne seine Frau. Nun zieht er mit großer Andacht alle diese Papiere eins nach dem andern hervor und sagt: „Nro. 1. Herr Peter, Unabhängigkeit der Stellung, ehrenhaft erworbenes Vermögen, glühender Eifer für die öffentlichen Freiheiten, Liebe zur Ordnung, macht sich verbindlich, kein besoldetes Staatsamt anzunehmen." — „Nro. 2. Herr Paul. Ehrenhaft erworbenes Vermögen, unabhängige Stellung, macht sich verbindlich, kein besoldetes Staatsamt anzunehmen, Liebe zur Ordnung, glühender Eifer für die öffentlichen Freiheiten" — und so fort, bis er zu Nro. 15 kommt, welches das letzte ist — Alle lautend Eins wie das Andere, nur daß die Worte anders gestellt sind. Nun begibt er sich zur vorbereitenden Zusammenkunft und kommt noch weit mehr unschlüssig gewoeden nach Hause. Denn in alle diese politischen Tugenden, in deren Vollglanze ihm Jeder erschienen war, sind ihm hier schreckliche Löcher geschossen worden. Endlich ist der Tag erschienen, und zufrieden kehrt er nach Hause zurück; er ist bis ans Ende seiner Ueberzeugung treu geblieben, er hat nach Gewissen gestimmt — und eine verlorne Stimme in die Wahlurne gelegt.

Allein der Altbürger von Paris ist auch Beisitzer des Geschwornengerichtes, ebenfalls ein Akt seiner politischen Religion. Er bereitet sich darauf vor, indem er vierzehn Tage lang die „Gazette des Tribunaux" liest. Und nun endlich sitzt er auf seiner Bank, die Angeklagten vor sich. Am ersten Tag ist er voll Mißtrauen gegen den Staatsanwalt und Gerichtspräsidenten, auf beide Ellenbogen vorgelegt sitzt er da, um nicht ein Wort von dem Advokaten zu verlieren; er fühlt bereits eine tiefe Rührung für Diebe, schon spricht er in der ersten Anwandlung alle diese Unglücklichen frei, die durch die Noth zum Verbrechen getrieben worden. Am nächsten Tage ist er schon etwas mindee zartfühlend, wenigee leicht zu rühren. Endlich am letzten Tage ist er Richter geworden, Richter strenger als Diejenigen, die davon ein Handwerk machen, und deren Herz gegen Verbrechen und Strafe gleich stumpf geworden ist. Nach Hause gekommen kauft er sich eine Sicherheitsschraube und schickt seine Magd aus dem Dienst. Gerade umgekehrt ergeht es ihm aber mit den politischen Vergehen. Da sieht er Anfangs den ganzen Staat durch einen hitzköpfigen Schriftstellee, durch die Verwegenheit eines Grabstichels um und umgestürzt. Nach und nach gewöhnt er sich daran, zuletzt macht es ihm Spaß und am Ende der Sitzung trägt ee untee dem Aem die vor Gericht gezogene Karrikatur mit nach Hause und hängt sie in seinem Speisezimmer gleich neben den Schlachtenbildern auf.

(Schluß folgt.)

O'Connell's Sendschreiben an das irländische Volk.

(Schluß.)

Drittens: Die nächste Ursache, die mich veranlaßt, eine National-Union von Jeeland voezuschlagen, besteht darin, daß bereits eine National-Union in England, eine andere in Schottland besteht, und daß diese beiden von einigen der treuesten Freunde der Freiheit in beiden Ländern gegründet und aufrecht eehalten werden. Es steht uns das Vorbild gutee Männer voe Augen, um uns zu leiten und zu ermuthigen. In Jreland ist überdieß das Bedürfniß einer National-Union noch weit dringender. England hat eine einheimische Legislatur und die öffentliche Meinung wirkt geradezu und unmittelbar auf die Mitgileder des gesetzgebenden Körpers. Gegenwäetig befinden sie sich in einer Stellung, in dee ihre Schritte von der öffentlichen Meinung geleitet, wenn nicht gar vorgescheie-

Digitized by Google

den werden. Schottland ist im Mitgenuß gleicher Vortheile. Für Irland aber konnte die Stimme der Oeffentlichkeit, durch innere Trennung geschwächt, wenig mehr thun, als unsere Klagen flüsternd aussprechen. Die Legislatur ist zu weit von uns entfernt. Der irländischen Mitglieder sind zu wenige. Die Regierung selbst ist über den wahren Zustand Irlands nicht genug unterrichtet, und unglücklicher Weise ist der einzige thätige und vermögende Geschäftsmann im irländischen Departement — Herr Stanley — der zur Förderung unserer Angelegenheiten am wenigsten taugliche Mann von der Welt. Alle seine Ansichten, alle seine Vorurtheile, sein ganzer Gedankenvorrath ist gegen Irland. Er ist von Geburt aus ein Tory von erstem Wasser, ein hoher Kirchenprälat, der an das göttliche Recht der Zehenten, Abgaben und erzwungenen Beisteuern glaubt. In seinen Augen ist ein Zehentpächter ein höchst achtbarer Mann, und von einem verhungernden irländischen Bauern, der Miene machte, sich der Wegnahme seines zehnten Kartoffels zu widersetzen, und von einem Geistlichen deßhalb eingesperrt wurde, hat er nie Etwas gehört oder gesehen — und wenn er eine Ewigkeit lang davon gehört hätte, so würde er erst noch nicht daran glauben. Was kümmert sich Herr Stanley um das Geschrei der hungrigen Familie dieses armen Mannes! Seiner Ansicht nach ist ein Bauer der Mann, der dazu geschaffen ist, das erste Mal eingesperrt und das nächste Mal in dieser Welt transportirt und in der andern auf ewig verdammt zu werden. Laßt mich nur eine Thatsache, eine einzige Thatsache anführen. Lord John Russel ist mit der Einbringung der englischen Reformbill beauftragt. Ein Schottländer, der berühmte Herr Jeffrey, mit der Einbringung der schottischen Reformbill; keinem von beiden Ländern wurde die Unbild angethan, ein so wichtiges Geschäft einem Fremden anvertrauen zu müssen. Aber Stanley, ein Engländer, erhielt den Auftrag, die irländische Bill einzubringen und zu unterstützen, und nun merke man wie die Sache natürlicher Weise ging: Die englische Reformbill erweiterte die Gerechtsame bedeutend, und vermehrte die Zahl der Wähler ungeheuer; die irländische Reformbill hingegen verminderte, ja verminderte die Zahl der Wähler und entkräftete die Gerechtsame. Doch nicht genug — die irländische Reformbill wurde das erste Mal so gut wie die englische und schottische Bill im letzten Parlamente vor seiner Auflösung eingebracht; als das neue Parlament zusammentrat, wurde die englische Bill, wie Jedermann wohl weiß, zum zweiten Male eingebracht, in vielen Stücken sehr verbessert, und in Einzelnheiten noch weit volksthümlicher. Ein Gleiches war mit der schottischen Bill der Fall. Nun komme ich auf die irländische. Wie sah es mit ihr aus? Hirr bemerkt den Unterschied! Die irländische Bill wurde zum zweiten Male eingebracht, in den einzelnen Stücken weit verschlechtert und die Gerechtsame noch mehr beschränkt!!! Die irländische war schon von Vornherein schlechter als die englische und schottische. Bei dem zweiten Male wurde sie noch unendlich unwirksamer gemacht, als die englische und schottische, und überdieß noch schlechter — unter allem Vergleich schlechter, als die erste irländische Bill. Nachdem Herr Stanley so gehandelt hat, kann man mich tadeln, wenn ich ihm alle Fähigkeit absprecke, Ireland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?

Lebt irgend ein ehrlicher Reformfreund in Irland, der nicht die Nothwendigkeit einer National-Union einsähe, wäre es auch nur darum, um die volle Wohlthat der Reformbill für Ireland zu erringen? Ohne die Kraft, die aus einer solchen National-Einigung entspringt, können wir nicht einmal darauf rechnen, daß die das dritte Mal eingebrachte Bill so gut seyn wird als die zweite. Diese zweite war schlechter als die erste. Wie nun; könnte die dritte nicht noch schlechter seyn, als die zweite? Wer steht mir gut dafür, daß nicht Herr Stanley gerade jetzt darüber her ist, die irländische Bill noch mehr zu beschneiden? Ich weiß es zwar nicht gewiß, aber so viel weiß ich, daß wenn wir eine National-Union bilden können, wir ganz Ireland auferwecken werden, um alles Ernstes darauf zu dringen, daß Stanley's Schmälerungen verworfen werden und daß Ireland eine so vollständige Reform wie Schottland und England haben wird und muß — ich sage, haben wird und muß; denn gebt mir nur eine National-Union, und es wird und muß eine so vollständige Reform wie England und Schottland haben. Mehr verlangen wir nicht. Es ist gerecht und billig, daß wir eben so viel erhalten, und weniger wollen wir nicht nehmen. Jeder Reformer, der Ireland eben so großen Anspruch auf Gerechtigkeit zuerkennt als Schottland und England, wird daher der National-Union beitreten.

Schottland mit einer Bevölkerung von nur zwei Millionen Seelen hat eine Vermehrung von neun neuen Parlamentsmitgliedern erhalten. Ireland mit einer Bevölkerung von acht Millionen, erhält nach Herrn Stanley's Rathschluß nur fünf neue Mitglieder. In der That, ich sollte sagen nur vier, denn das Kollegium von Dublin — ein einziges Kollegium!!! — das höchstens, selbst nach dem neuen Wahlsysteme, nicht mehr als zweihundert Wähler zählt, hat — man denke sich — den fünften zu wählen, d. h. das Dubliner Kollegium von zweihundert Wählern wird zwei Mitglieder stellen. Ich glaube nichts halb so Verkehrtes und Beleidigendes wurde je in dem Gange der Angelegenheiten eines Landes erträumt, als in denen von Ireland. Das Wahre an der Sache ist, daß es der Moral, den Fortschritten friedlicher Gelehrsamkeit und der Ausrottung der politischen Verworfenheit des Kollegiums am zuträglichsten gewesen wäre, wenn es gar kein Mitglied zu wählen gehabt hätte. Aber ihm auch noch ein zweites zu geben!! Ich getraue mir zu behaupten, daß kein zweites Gehirn auf Gottes weiter Erde, das des Herrn Stanley ausgenommen, auf den Gedanken gefallen seyn dürfte, das fünfte Mitglied dem Kollegium zu geben — so daß also ganz Ireland nur vier, und das Dreieinigkeitskollegium eins wäre!

Doch gebt mir nur eine kräftige National-Union, und ich stehe dafür, daß dieser abgeschmackte und das Volk von Ireland verhöhnende Vorschlag nicht durchgehen soll. Die National-Union wird jede Gegend, jede Stadt, jeden Marktflecken, jedes Kirchspiel Irlands in Bewegung setzen, um zu verhindern, daß die irländische Reformbill auf eine so häßliche Art verstümmelt werde, um darauf zu dringen, daß sie wirksam und vollständig werde. Schottland hat 45 Parlamentsmitglieder — noch ein Fünftel kam hinzu — also 54. Irland hat 100 Mitglieder, nur ein Zwanzigtheil kam hinzu, also nur 105. Herr Stanley schlägt die Irländer, scheint es, nur auf ein Viertel des Werthes der Schottländer an. Ach, daß wir Niemand haben, der uns eben so hoch hält als die Schotten; dann hätten wir 120 Mitglieder statt 105. Nun schätze

Digitized by Google

ich aber die Schotten ganz so hoch als nur irgend ein Volk unter der Sonne. Das irländische Volk ist völlig zufrieden und verlangt es sogar sehr, daß Schottland seine neun neuen Mitglieder erhalte; wir standen ihm darin bei und sind bereit, die Schottländer auch ferner darin zu unterstützen. Aber ich sage Herrn Stanley, daß wir auf gleiche Gerechtigkeit gegen Irland bestehen, und wir verlangen daher für Irland als seinen rechtmäßigen Antheil 120 Mitglieder.

Viertens: Das nächste Bedürfniß, eine National-Union zu bilden, liegt in der Nothwendigkeit, eine öffentliche Körperschaft zu haben, die hinreichend stark genug ist, den antiirländischen Geist in dem Finanzsysteme von England zu überwältigen. Der Handel mit gebrannten Wassern in Irland wird ungerechter Weise gedrückt. Die Seifenmanufakturen in Irland werden ungerechter Weise beeinträchtigt. Die Papierfabriken in Irland sind ihrem Untergange nahe. Im Jahre 1821 wurde von einem englischen Steuerbeamten in Dublin bei dem Finanzministerium in London ein Bericht niedergelegt, worin der Vorschlag gemacht wurde, alle besteuerbaren Manufakturen in Irland zu entmuthigen, und dafür die englischen zu ermuntern, wofür er als Grund angab, daß die Steuereinnahme in England leichter und wohlfeiler sey. Dieser Antrag war so scheußlich, daß er zurückgewiesen werden mußte. Er wurde zurückgewiesen, aber nur mit Worten, und ich berufe mich auf jeden besteuerten Manufakturisten in Irland, ob nicht der Plan wirklich und auf höchst unterdrückende Art ausgeführt wurde. Der irländische Papierhandel, ich wiederhole es, ist auf dem Wege, vernichtet zu werden. Hätte die letzte Verwaltung nicht die Besteuerung des Leders aufgehoben, so glaube ich nicht, daß gegenwärtig noch ein Dutzend Gerber in Irland wären. Die Seifenmanufakturen leiden unter dem ungerechten Systeme der Verzollung in England. Die Branntweinbrenner in Irland leiden unter einem ähnlichen Systeme in Schottland. Bereits bilden sie eine reiche und einflußreiche Korporation; aber die National-Union würde über jedes Gewerbe und jede Manufaktur in Irland einen Schild erheben — sie würde die Thatsachen, auf die sich die einzelnen Klagen in jedem Zweige des irländischen Handels beziehen, sammeln und auf einen Punkt hinleiten, und mit einem Nachdruck und einer Wirksamkeit die Abhülfe derselben vom Parlamente verlangen, wie einzelne Klagen nie im Stande sind. Wir brauchen daher eine National-Union, um Irlands Handel und Manufakturen zu beschützen und zu ermuntern.

Es sind noch viele, sehr viele Gründe, die für Irland eine National-Union nöthig machen; viele derselben werden jedem denkenden Manne klar seyn, weßhalb ich hier nicht auf dieselben einzeln eingehen will.

Unglücklicher Weise kann die National-Union in Irland nicht durch einen gewählten Ausschuß handeln, wie die Unionen in England. Wir dürfen keinen solchen Ausschuß bilden, weil es uns durch ein von dem ewig verhaßten Earl Clare durchgesetztes Statut verboten ist. Wir müssen deßhalb als eine, durch uns selbst bestehende Korporation handeln. Es besteht bereits in Dublin eine sehr verdienstliche Korporation: „Die politische Union der Gewerbe." Ich hegte die Hoffnung, daß sie sich in eine National-Union umgestalten lassen könnte; allein ich fand Dieß unmöglich, ohne allzu nahe an den Stab des Gesetzes zu greifen, und sich dadurch einer etwas gefährlichen Anklage bloßzustellen. Aber beide können und müssen meiner Meinung nach neben einander bestehen, und die National-Union sollte in ihre Reihen eine solche Anzahl von Mitgliedern der Gewerbe-Union aufnehmen, als nothwendig ist, um die National-Union zu einer Vereinigung aller Klassen der Bevölkerung zu erheben. Wir können aus Rücksicht auf die Gesetze nicht mehr als so viel thun. In der That aber wollen wir die National-Union so umfassend als möglich machen, und ihre Getriebe nicht bloß auf Dublin oder die Gewerbe in Dublin beschränkt seyn lassen, sondern auf die Gewerbe, Manufakturen und ackerbautreibenden Klassen und alle andern Stände in Irland ausdehnen.

Ich habe diesen Entwurf zu einer National-Union nur flüchtig skizzirt, und habe jetzt nicht Zeit auf die einzelnen Stücke einzugehen. Uebrigens bin ich bereit, meine eigenen Ansichten aufzugeben, wenn man mir ein anderes System zeigt, das für Irlands Wohlfahrt ersprießlich ist. Ich hoffe, eine gleiche Gesinnung wird auch meine übrigen Landsleute beseelen, und die Irländer werden endlich einverstanden seyn, alle Eifersucht und schlechte Leidenschaft auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. *)

*) Die erste Unions-Versammlung ist seit der Bekanntmachung dieses Schreibens bereits in Dublin gehalten worden. O'Connell trat dabei ebenfalls als Redner auf, und auf seinen Vorschlag wurde ein Komité ernannt, um die Statuten der Gesellschaft zu entwerfen.

Das gelbe Fieber auf den Antillen.

Bei der Ankunft eines Schiffes auf den Antillen, ist die erste Frage der Offiziere und Schiffsmannschaft an die beiliegenden Piroguen: „Herrscht die Krankheit am Lande?" Ist die Antwort der Creolen, wie nur zu häufig, bejahend, so verschwindet der Seeleute ganze bisherige Fröhlichkeit. Nur wenige vernehmen, auf Martinique oder Guadeloupe landend, ohne Entsetzen, daß in diesen so gefürchteten Gegenden das gelbe Fieber seinen gräßlichen Sitz aufgeschlagen habe.

Uebrigens gibt sich diese schauderhafte Krankheit vermittelst der durch sie am Lande verbreiteten allgemeinen Unruhe den Ankömmlingen sehr leicht kund, die auf der Rhede liegenden Schiffe scheinen ganz unbemannt. Eines hat seinen Kapitän oder seine Offiziere; — das andere die Hälfte seiner Schiffsmannschaft verloren; nur einige Konvalescenten irren unter den, um sie gegen die Sonnengluth zu schirmen, aufgeschlagenen Zelten, gleich Gespenstern, umher. Alle Hospitäler am Lande sind überfüllt; jedes Haus ist zum Lazarethe geworden. Tag und Nacht sind die Aerzte beschäftigt; ein mit Goldesklang erkaufter ärztlicher Besuch gilt dem Kranken oder Sterbenden als wahre Gunstbezeugung.

Wagt der an diesem verpesteten Gestade kürzlich gelandete Europäer, mitten im allgemeinen Entsetzen, die Frage: Was die von Negern im dumpfen Schweigen durch die Straßen einhergetragenen Hängmatten enthalten? so wird ihm ein ächzendes: „Es sind Todte!" zur Antwort. Unter den Leichen, deren Namen man ihm nennt, befinden sich Freunde, die er gestern Abend erst verlassen; mit denen er vor nicht zwölf Stunden noch gejubelt und gezecht. Nachdem er seine so schnell hingerafften Landsleute beweint, zittert er für sich selbst, und diese Furcht gerade, die er zu bekämpfen strebt, wird zum Keim eines Todes, dessen gräßliche Idee er von sich abzuwehren sucht. Zuweilen indeß gelingt's noch jugendlichen Europäern, durch Geisteskraft vor todtbringender Furcht sich zu bewahren. Wenige aber nur wißen dem Schauspiele einer Verwüstung, an die Alles ringsumher mahnt, und die jeden Augenblick sie selbst bedroht, mit unerschütterlichem Muthe Trotz zu bieten.

Wie oft sah man nicht Militärs, die zwanzig Jahre hindurch, auf glorreichen Schlachtfeldern dem Tode kühn in's Auge geschaut, beim Anblicke eines, von ihrer Seite hinweggerissenen Kameraden, ihre ganze

Digitized by Google

Entschlossenheit verlieren! In Europa, in Kraft und Leben blühend, von heitern Gegenständen und unerschöpflichen Genüssen umgeben, wähnt man, an jenen unheilvollen Gestaden einem Uebel, das am Ende ja doch nichts Schlimmeres als den Tod nur bieten kann, noch trotzen zu können; beim Anblicke aller jener ruhmlos, ohne Trost, unter den furchtbarsten Konvulsionen Verscheidenden aber fühlt der Entschlossenste selbst, mit seinen ihn tröstenden Illusionen seine ganze Philosophie schwinden. Ein drennendes Klima erdrückt ihn; in jener Luft, die er gleich einem subtilen Gifte einathmet, verdunsten seine Kräfte. Der Schlaf, den er in diesen gluthschwangeren Nächten vergebens anfleht, flieht ihn, um ihn seinem schauerlichen Hinbrüten ganz anheimzugeben. Jene Nahrung, nach der er sich sehnt, würde ihn tödten: nur mit Gefahr vermag er den ihn verzehrenden Durst zu löschen. Sinnliche Freuden, die er zur Zerstreuung aufsuchen möchte, würden sein bereits decomponirtes Blut entflammen. Selbst einem Schattenbilde gleichend, muß er dem Hinscheiden seiner Freunde beiwohnen, und schleicht er, in die finsterste Melancholie versunken, unter den, vom erstickendem Gluthwinde, den die ewige Blumenfülle dieses unversiegbaren Bodens vergebens würzt, leise bewegten Baumgruppen einher, so fangen auch dort vielleicht seine Lungen den Giftstoff ein.

Die kleinste Unpäßlichkeit nimmt auf den Antillen die Symptome des gelben Fiebers an; wie sinnreich peinigten beim leichtesten Kopfschmerzen, mit Schreckbildern sich die Europäer! Nichts vermag ihre Unruhe, die selbst ein endemisches Uebel scheint, zu lindern. Begegnet man ihnen, so suchen sie in den Augen des ihnen Aufstoßenden den Eindruck ihres Aussehens, das sie entstellt glauben, zu lesen; scheint man sie verlegen, oder selbst nur zerstreut, zu fixiren, so wähnen sie ihr Todesurtheil in unsern Mienen zu lesen.

Selbst mitten unter den gräßlichsten Leiden bleiben die Fieberkranken fast immer bei voller Vernunft. Ewig erinnere ich mich jener bleichen Gesichter, jener kohlenschwarzen Lippen, der gelben Augen von seltsam ergreifendem Ausdrucke, die selbst noch im Begriffe, auf immer sich zu schließen, jede Bewegung des Arztes an ihrem Schmerzenslager belauschen. Und wie oft folgen nicht Arzt und Krankenwärter dem Unglücklichen, den sie behandelt und gepflegt, am Morgen schon in's Grab!

Keine philosophische Stärke vermag den Schrecken des Todes, wenn er in seiner fürchterlichsten Gestalt erscheint, die Spitze zu bieten; das gelbe Fieber aber ist ungezweifelt die gräßlichste Prüfung, der man einen vollendeten Stoicism unterwerfen könnte. Sonst oft sieht man unter den peinlichsten Qualen Kranke mit Ruhe, und die sie entseelende Krankheit noch bemeisternd, verscheiden; nie aber sah man einen, vom gelben Fieber Befallenen, ohne seinen verzweifelten Seelenzustand, und den Schmerz seines Hinscheidens so fern vom Vaterlande anzudeuten, mit vollem Bewußtseyn sterben.

Die, vor jener schrecklichen Epidemie allein gesicherten Creolen sollte man aus Egoism den Leiden der ihr Erliegenden theilnahmlos glauben; sie bewähren sich im Gegentheile gefühlvoller als die Europäer unter sich, und bieten zu deren Pflege und Rettung alles nur Erfinnliche auf. Nichts ungastlicher als das Klima der Antillen; nichts gastlicher und wohlwollender dagegen als ihre Bewohner, es ist, als ob die Natur, um nicht ganz grausam zu erscheinen, und die Menschen, als der ungerechtesten Stiefmutter sich fluchen zu sehn, für diese Vergütung gesorgt hätte!

Der Prozeß des Marschalls Ney.

Herr Dupin hat in der „Gazette des Tribunaux" ein Schreiben einrücken lassen, worin er das Recht und die Nothwendigkeit einer Revision des gegen den Marschall Ney verhängten Prozesses mit all der lichtvollen und gründlichen Darstellungsgabe, die diesem ausgezeichneten Rechtsgelehrten eigen ist, mit schlagenden Gründen darthut. Merkwürdig ist die originelle Gewandtheit, mit welcher der behende Anwalt den Streitpunkt auf ein ganz neues Feld zu spielen und die Revision zu einer Nationalsache zu machen weiß, indem er die Verurtheilung seines Klienten als eine von den Alliirten Frankreich aufgedrungene Maßregel darstellt. Nachdem er die zahlreichen Verstöße gegen die haarklaren Bestimmungen des peinlichen Strafgesetzbuches von Frankreich und gegen die gesetzlosen Formalitäten erörtert hat, sagt Dupin in diesem Schreiben: „Was könnte die Minister bestimmen, diese Revision zu verweigern? Das Recht? Es ist so eben bewiesen worden, daß es auf ihrer Seite ist. Politische Rücksichten? Die Furcht einige Pairs zu verletzen? Es sind nur noch vierzig von den hundert ein und sechzig übrig, die zu Gerichte saßen, und von diesen Vierzigen selbst haben mehrere das Glück gehabt, nicht für den Tod zu stimmen, *) und man kann ihre Ansichten unberührt lassen, während man nur ihre Werke ansieht. Diese wenigen Richter, die jedenfalls der Revision nicht werden beiwohnen wollen und sollen, und die somit auch nicht den Schmerz zu erfahren brauchen, eine Vertheidigung im Jahre 1851 anhören zu müssen, die sie im Jahre 1815 nicht hören wollten — können diese Richter der unermeßlichen Anzahl von Bürgern die Wage halten, die alle gemeinschaftliche Sache mit der Familie des Marschalls Ney machen, und mit lauter und einhelliger Stimme ihren Wunsch für die Kassation seiner Verurtheilung aussprechen?... Politische Rücksichten? Diese sprechen alle zu Gunsten der Revision und Annullirung des Urtheils. Dieses Werk der Ungerechtigkeit und Reaktion annulliren, heißt den Fremden den Prozeß machen. Ja, den Fremden! Denn ihre Gegenwart befleckte unsern Boden? In ihrem Namen wurde die Anklage gestellt, und in ihrem Namen forderte man die Verurtheilung.**) Unter ihrem Einflusse wurde das Urtheil gefällt. Sie wollten eine unsrer militärischen Berühmtheiten zum Opfer. Man opferte ihnen Ney, und das Opfer war gut gewählt; denn es war nicht eine europäische Macht, die an ihm nicht eine Niederlage ihrer Heere und Generale zu rächen hatte. Wellington vor Allen, dessen ganze Armee Ney auf seinem Rückzuge aus Portugal mit vier Regimentern aufgehalten hatte! Wellington, weit entfernt, die Großmuth Gonzaga's gegen Lautrec auszuüben — er, ein Engländer, der selbst in Frankreich Nachsicht für seine Siege hätte finden können, wenn er ein billiger und großmüthiger Sieger gewesen wäre — er, der statt seinen Ruhm darein zu setzen, einen seiner Waffenrivalen zu schützen und den Vertrag aufrecht zu halten, dem er seinen Einzug in Paris verdankte ... er wollte diesen lieber in Bezug auf Personen brechen lassen, um sich einen Vorwand offen zu halten, als er ihn später auch gegen die öffentlichen Denkmäler brach. Von diesem Hauptgesichtspunkte aus betrachtet, muß man auf die Revision dringen; dadurch wird diese zu einer Nationalsache; dadurch unterscheidet sich wesentlich diese Sache von andern ähnlichen, und deßhalb ist es von Wichtigkeit, sie nicht aufzugeben. Es handelt sich nicht darum, von Neuem Thatsachen zu untersuchen und neue gerichtliche Erhebungen zu machen oder etwa noch einmal das Zeugniß des Herrn von Bourmont einzuholen . . . Es genügt zu sagen: „Ein Vertrag, der von hunderttausend Franzosen mit den Waffen in der Hand geschlossen wurde, und die das Schwert in die Scheide zu stecken nur unter der Bedingung einwilligten, daß in ihrem Vaterlande weder blutige Reaktionen gegen Personen, noch Plünderungen des öffentlichen und Privateigenthums statt finden sollten, ist schmachvoll gebrochen worden! Man verweigerte einem Angeklagten, sich auf diesen Vertrag zu berufen: Dieses Rechtsmittel war entscheidend; aber die Vertheidigung war nicht frei und der Angeklagte hat feierlich protestirt.***) Das Urtheil muß also annullirt werden! Dann wollen wir ins Pantheon gehen, um den Göttern zu danken."

Chinesische Zeitung.

In Canton erscheint gegenwärtig eine Zeitung in chinesischer Sprache, die nur von europäischen Angelegenheiten handelt. Die erste davon erschienene Numer enthält die Nachricht von der Einnahme Algiers, eine kurze Abhandlung über politische Oekonomie, die letzten Revolutionen in Frankreich und Belgien.

*) „Stimmen Sie nicht für den Tod; Sie würden besser thun dabei zu schlafen," sagte der General Foland damals zu Herrn von Fontanes.

**) Das von Heren von Richelieu in dieser Sache an die Pairskamer gerichtete Requisitorium enthielt Ausdrücke, die einen an bissigen Bemerkungen fruchtbaren Staatsmann damals zu den Worten veranlaßten: „Haben Sie den Ukas des Herrn von Richelieu gelesen?"

***) Die Verwahrung Ney's vom 6 December 1815 lautete: „Je suis accusé contre la foi des traités, et on ne veut pas que je les invoque! . . . J'en appelle à l'Europe et à la postérité.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 348. 14 Dezember 1831.

Spanien, wie es ist.

V. Zustand der Wissenschaften und allgemeinen Kenntnisse.

Es wäre eine unerklärliche Anomalie, wenn in einem Staate, wo Ackerbau, Handel und nützliche Künste so tief gesunken sind, wie in Spanien, Wissenschaft und Literatur nicht gleichfalls in Verfall gerathen wären. Doch Spanien ist in sich selbst konsequent; im ganzen politischen, sozialen und intellektuellen Systeme Spaniens herrscht vollkommene Harmonie, oder vielmehr Einförmigkeit; Alles ist in Erstarrung versunken, es ist eine Art todtes Meer, in welchem Alles, was darin lebt, nur dadurch sein trauriges Daseyn fristet, daß sich seine Natur an das Element der allgemeinen Fäulniß gewöhnt hat. Die Intelligenz einer Nation, die beste Stütze einer guten Regierung, kann nicht lange neben einer schlechten bestehen, die alle geistigen Fortschritte als ihre gefährlichsten Feinde betrachtet, und aus Allem, was wir über Spanien in Erfahrung bringen konnten, geht hervor, daß es außer ihm kein Land in Europa gibt, wo die Stärke dieser Wahrheit so tief gefühlt wird, oder wo wirksamere Vorkehrungen gegen die Gefahren getroffen worden wären, welche die absolute Gewalt von der großen Masse eines Volkes zu fürchten hat, das denken und urtheilen gelernt hat. Dieß leuchtet nur allzu klar aus dem Zustande von Knechtschaft hervor, in dem mit nur kurzer Unterbrechung in diesem Lande die Presse von jeher schmachtete, während zu gleicher Zeit der weltliche Arm sogar von den Glaubenstribunalen Waffen borgte, um den Umlauf irgend eines Werkes, das die allgemeine Aufklärung zu fördern bezweckte, zu unterdrücken. Einiger Unterricht ist freilich nöthig, um die gewöhnlichen Geschäfte in Gang zu erhalten, oder jene Krankheiten zu heilen, die das Erbtheil des Fleisches sind, weil ohne dieß wenige Wissen die große Maschine der Gesellschaft völlig stehen bleiben würde; aber sichtbar ist es, daß die spanische Regierung nur mit Widerwillen selbst diese kleine Erwerbung von Kenntnissen gestattet, da sie weiß, daß der menschliche Verstand, wenn er einmal über einen Gegenstand nachzudenken angefangen hat, auch über andere Gegenstände nachdenkt. Indeß gezwungen der Nothwendigkeit so viel einzuräumen, hat die kluge Regierung doch wenigstens die Absicht oder Hoffnung im Auge behalten, die für sie aus dem gelehrten Studium entspringenden Nachtheile so viel als möglich fern zu halten, indem sie jene rastlosen Geister, die von dem Triebe verbotene Wahrheiten kennen zu lernen, angefeuert werden, in die möglichst engen Schranken einzwängt. Und man muß gestehen, daß es ihr im Ganzen ziemlich gut gelungen ist. In Spanien führen Talente und Kenntnisse durchaus zu Nichts; denn der Erfolg hängt hier nicht von den Diensten ab, die Jemand seinem Vaterlande leistete, sondern von denen, die er der Regierung zu leisten das Glück hatte. Deßhalb ist der Schutz, den man jenen besondern Kenntnissen oder Talenten angedeihen läßt, welche unmittelbar nothwendig sind, mit ängstlicher Sorgfalt nur auf Individuen beschränkt, während die Korporationen oder Stände, denen sie angehören, in den Staub getreten bleiben.

Der Wunsch, für eine Beschützerin der Wissenschaften gehalten zu werden, eben weil sie damit beschäftigt war, sie zu unterdrücken, hat die spanische Regierung veranlaßt, zu Madrid einige bell-lankasterische Schulen für den Elementarunterricht einzuführen, der auch wirklich in Spanien ziemlich verbreitet ist, wo das Volk fast eben so allgemein im Lesen Unterricht erhält als anderswo; aber da man ihm nichts Anderes zu lesen gibt, als was völlig mit den Absichten der Regierung übereinstimmt, so kann diese ziemlich gewiß seyn, daß ihr aus einem solchen Unterricht keine Ungelegenheiten erwachsen. Die besondere Richtung, die dem Schulwesen angewiesen wurde, ist ganz darauf berechnet, jede freie Erörterung und nützliche Kenntniß auszuschließen. Die Erziehung in Spanien beschränkt sich größtentheils nur auf grammatikalischen und buchstäblichen Unterricht. Als vor einiger Zeit die Dominikanermönche von ihren Obern angewiesen wurden, die griechische Sprache zu erlernen, konnte man Niemand auftreiben, der sie zu lehren verstand, und Dr. Faure behauptet, daß außer dem Bereich der öffentlichen Bibliotheken in ganz Madrid und vielleicht in ganz Spanien keine zwölf Exemplare vom Homer zu finden sind; denn obgleich die Jesuiten zu San Isidro vorgeben, das Griechische und Hebräische zu lehren; so sind diese Versuche doch noch zu jung — die Gesellschaft Jesu wurde erst von dem gegenwärtigen Könige wieder eingeführt — auch versichert man, daß die Lehrer dieser Sprache ganz und gar nicht ihrem Berufe gewachsen sind. Reiche Spanier lernen fast gar nie fremde Sprachen, und ungeachtet der Nähe von Frankreich sind sie gewöhnlich doch weniger mit dieser fast allgemein in Europa gesprochenen Sprache bekannt, als die Schweden, Polen und Russen.

Geographie kennen nur jene Spanier, die mit Seefahrten be-

Digitized by Google

schäftigt sind. Die übrige Nation weiß ungefähr nur so viel, daß Frankreich jenseits der Pyrenäen liegt, und da der Nordwind um so mehr der kälteste in Spanien ist, weil er über meist mit Schnee bedeckte Berge herweht; so glauben sie, daß Frankreich und noch mehr die entfernteren Länder ungemein kalt sind. Die Pyrenäen sind für sie eine Art Vorhang, hinter welchem eine ihnen unbekannte Schaubühne liegt, auf der, wie sie sich einbilden, nichts Angenehmes vorgehen kann. Zu Madrid besteht eine öffentliche Anstalt, wo Physik gelehrt wird, auch in dem Jesuitenkloster von San Isidro werden einige Zweige dieser Wissenschaft behandelt; aber diese Anstalt wird nur von jungen Leuten, nur der vorgeschriebenen Form wegen, besucht.

Während der konstitutionellen Regierung wurden physikalische Vorlesungen in einer Abtheilung des „Calle de los Remedios" eröffnet und hiezu die nöthigen Instrumente aus Frankreich verschrieben; aber bei dem Einrücken der französischen Truppen wurden die Vorträge eingestellt, und das physikalische Kabinet geschlossen. Der Lehrer war ein Schweizer, den Dr. Faure später im tiefsten Elende, mit Lumpen bedeckt und fast von den nöthigsten Lebensbedürfnissen entblößt, antraf. Geologie, bei der so mancherlei Ketzereien mit unterlaufen, ist, wie sich denken läßt, von diesem klassischen Lande des Mönchthums völlig ausgeschlossen; doch wird Mineralogie gelehrt, die zum Unterricht derer nöthig ist, die später zur Direktion des Bergbaues verwendet werden. In Madrid selbst besteht ein gutes mineralogisches Kabinet, das die größten Goldstufen in Europa besitzt. Indeß hat Spanien weder irgend ein klassisches Werk über Mineralogie hervorgebracht, noch kennt es ein einziges Elementarbuch, das den gegenwärtigen Fortschritten der Wissenschaft angemessen wäre, und was noch mehr zum Erstaunen ist, kein einziges ausländisches Werk dieser Art wurde noch übersetzt. Das mittelmäßige naturgeschichtliche Kabinet befindet sich in dem Gebäude der schönen Künste im „Calle d'Alcala" dessen Versteigerung, im Vorbeigehen gesagt, vor unlängst angekündigt wurde. Es ist „nach dem Systeme des berühmten Cuvier geordnet," wenn man anders einer Inschrift über einem der Eingänge glauben darf, und enthält das vollständige Gerippe eines Mammuthe.

(Schluß folgt.)

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

2. Der Altbürger von Paris.

(Schluß.)

Der Altbürger von Paris ist auch Nationalgardist, bis über die Zähne steckt er in der Uniform des Bürgersoldaten mit der Bärenmütze auf dem Kopf. Allein damit ist ihm noch nicht genug: er will auch seinen Rang. Nach dem eines Kapitäns strebt sein Ehrgeiz nicht. Dieser gebührt von Rechts wegen dem Nachbar Notar; denn noch immer besteht in gewissen Stadtquartieren eine abergläubische Verehrung vor den Notaren. Noch weniger wässert ihm der Zahn nach den höhern Stellen; diese gehören nach Recht und Billigkeit Denen, die das Gesetz vom Dienste befreit, den Stadtbehörden, den Deputirten. Er begnügt sich mit der bescheidenen Stelle eines Sergeantmajors; dieß ist ein Justemilieu zwischen Befehlen und Gehorchen. Der Sergeantmajor schläft in seinem guten Federbett; das ist für ihn keine Kleinigkeit. Dann hat er auch davon das Vergnügen, alle Nachbarn kennen zu lernen, ihre Klagen anzuhören, ihnen Gnaden zu erweisen, ihre Entschuldigungen zu vernehmen, die Widerspenstigen auszuwittern. Nur nicht die Nase gerümpft über den Sergeantmajor; er ist ein Mann von Gewicht, der Kirchenvorsteher der heutigen Zeit.

In den Kreis seines Privatlebens zurückgekehrt, besorgt der Altbürger von Paris seine Geschäfte mit Thätigkeit und Verstand. Er greift sie mit nicht mehr Scharfsinn an, als eben nöthig ist, um nicht für einen Gimpel gehalten zu werden, und der Welt zu zeigen, daß er eben so viel Grütze hat, als die von Rouen und Bordeaux. Uebrigens ist er ein Ehrenmann, pünktlich und von eiserner Rechtschaffenheit. Er hat auch seine Stunde für Vergnügungen übrig, und er genießt in Behaglichkeit, ohne Uebermaß Alles, was der Fremde in Paris sucht. Die öffentlichen Feste insbesondere haben für ihn eine wunderbare Anziehungskraft. Er hat kein so dringendes Geschäft, keine häusliche Plackerei, die ihn der unwiderstehlichen Einladung einer Revue, eines Pferderennens, eines feierlichen Begräbnisses, eines Kunstfeuerwerkes entzöge. Der Lärm, der Staub, die Sonnenhitze, das hin und herwogende Menschengewühl, die Rippenstöße der Soldaten, Alles ist für ihn Freude, Unterhaltungsstoff und eine unerschöpfliche Quelle von Erinnerungen. Ferner legt er allen Figuren, die zu Pferde mit Epauletten und Ordensband an ihm vorüberziehen, gern historische Namen bei. Bei dem letzten Hoffeste sah ich wohl fünfzigmal den General Lafayette vorbeikommen, der nicht von seinem Lehnstuhl aufgestanden war. Unter den Volkshaufen, welche die Schauspieler dieser Feierlichkeiten betrachten, werden große Namen auf mehrere Exemplare übertragen, damit Jeder sie gesehen, sie seinen Kindern gezeigt hat, die davon eines Tags Kindes und Kindes Kindern erzählen werden.

Der Altbürger von Paris ist auch Kunstfreund; er läßt sich malen, und hängt auf der Kunstausstellung. Wer auf der Ausstellung von 1831 zwischen den mit den neuen Vorhängen bedeckten Gemälden Rubens neben den Tigern Delacroix's das Konterfey eines Nationalgardisten gesehen hat, der auf seiner blonden Perrücke den schief aufgesetzten Tschako balancirte, unter dem das lachende Gesicht so jovial hervorblinzte, als beschaue es sich selbst in einem Spiegel — wer Dieß gesehen hat, der hat den Altbürger von Paris gesehen. Ehre und Preis dem Künstler! Jeder Gedanke des Originales sprach sich in seinem Werke aus. Hätte ich eine Kopie dieses trefflichen Gemäldes zur Hand, so würde ich die Schilderung zerreißen, an der ich gerade schreibe, der Pinsel würde Alles sagen.

Man besorge nicht, daß ich unter den Lustbarkeiten des guten Altbürgers die Schauspiele vergesse, obgleich sie in seinen Augen viel von ihrem frühern Werthe verloren haben, seitdem sie mit so vollen Händen ihm unbekannte Rührungen verschwenden, die, wenn sie ernsthaft, für sein Herz zu wunderlich und stark waren,

Digitized by Google

und seinen gesunden Verstand beleidigten, wenn sie in beißende Anspielungen oder tolle Ausgelassenheit übergingen. Vor Allem suche man ihn nicht in der italienischen Oper; dahin hat er noch nie einen Fuß gesetzt; denn wenn er bezahlt, will er auch etwas von Dem verstehen, was gesprochen wird. Wenn die Opera Comique nicht so oft geschlossen wäre, so würde er sich dort köstlich unterhalten. Dahin begibt er sich alle Jahre viermal mit Familie; das gehört so zu sagen zum Hausgesetz. Dafür entschädigt er sich in den Vaudevilletheatern. „Das Stück will nicht viel heißen, sagt er, aber zu lachen gibt's doch" — und er will lachen. Das Theater des Gymnase allein schreckt ihn ein wenig zurück. Die Leute sind ihm dort zu reich, auch könnte man wirklich sagen, daß die Revolution sich noch nicht über das Boulevart Bonne Nouvelle hinaus erstreckt hat. Hiebei bleibt er stehen, mit dem Melodram muß man ihm vollends gar nicht kommen. Einst, ja da war es Anders; einst wo es so rührend, so populär, so Thränen erpressend war; damals wo die prächtigen Tyrannen im Ritterharnisch, mit gelben Stiefeln, großem Bart und donnernder Stimme noch lebten, wo man entführte Prinzessinnen sah, gefangene Tugendmenschen, Burgverließe, Kerkermeister, Kinder und wunderbare Rettungen Heutzutage macht ihm das Melodram mit seinen Lumpen, seiner folternden Wahrheit und seinen Galeerennaivitäten übel. Er überläßt es den Liebes-Phalänen und Fischweibern, den Leuten des Faubourgs und den Stutzern. Nicht bloß sein gesunder Verstand sträubt sich gegen diese Vorstellungen. Unsittlichkeit empört ihn. Er hat gute Sitten und rühmt sich ihrer. Dieß wäre freilich gerade ein Grund, daran zu zweifeln, wenn eine solche Behauptung nicht mit seiner Existenz selbst zusammenhinge, wenn sie nicht einen seiner Titel ausmachte, sein Kapital auf der Bank bürgerlicher Gleichheit. Im Gefühl dieser trefflichen Eigenschaft trägt er kein Bedenken, sich mit den glänzendsten Lebensverhältnissen in Vergleichung zu stellen und sich über alle erhaben zu finden. Der Altbürger sagt: „Ich habe gute Sitten" mit dem nämlichen Selbstgefühl seines Werthes und der nämlichen Geringschätzung Anderer, als der Adelige sagt: „Ich bin von Geblüt" oder der Bankier: „ich habe Baben" oder der Gelehrte: „Ich habe Nichts."

Wahrscheinlich wird man mich hier fragen, ob der Altbürger von Paris religiös ist? Komische Frage! Als ob er sich nicht in der Kirche vermählen, als ob er nicht seine Kinder taufen ließe! Er findet es sogar sehr in der Ordnung, daß seine Frau alle Sonntag in die Messe geht, es gibt ein gutes Beispiel, und wenn man ihm scharf zu Leibe geht, so wird er sagen: „Die Religion ist wegen des Volkes nöthig." — Noch lange nicht wäre ich mit unsrem Altbürger von Paris fertig. Doch hier mein letztes Wort über ihn. Sucht ihr das Bild eines glühenden, enthusiastischen, jungen, leidenschaftlichen Lebens, das einer hohen Begeisterung für die Tugend oder einer großen Kühnheit für das Verbrechen fähig wäre; wollt ihr jene kühn entworfenen Gestalten mit starken und scharfen Zügen haben, die ein historisches Gemälde beleben, — so fragt anderswo — ich weiß nicht wo — darnach. Sucht in einer Stadt, von der nicht schon Julius Cäsar gesprochen, die von nicht so vielen Revolutionen zu erzählen hat, die nicht heute Namen auf Denkmäler geschrieben und morgen wieder ausgelöscht sieht; sucht in einer Stadt, wo der Mensch nicht den Menschen erstickt, wo seine eigenthümlichen Züge nicht durch beständiges Reiben verschliffen werden. Genügt euch aber an einem sanften, gutmüthigen, vertrauensvollen ehrlichen, einfachen, edelherzigen, gastfreundlichen Menschen, an einer jener friedfertigen und lachenden Physiognomien, die sich so gut in einem Familiengemälde ausnehmen, so kommt zu dem Altbürger von Paris. Vertraut ihm euer Vermögen, eure Tochter, sogar euer Geheimniß; verlangt von ihm einen Dienst, der die Stunde seines Mittagessens nicht zu weit hinausschiebt, und zählt auf ihn. Nur rathe ich euch: macht es eilig und setzt euch nicht bei ihm nieder, wenn ihr zu ihm auf Besuch kommt am Tage nach einer Emeute.

Hagelschauer in Konstantinopel.

(Auszug aus einem Brief von dort vom 11 Oktober.)

Am 5 Oktober ungefähr gegen 7 Uhr, als wir uns eben zu unserm täglichen Spaziergang anschickten, sahen wir, wie schwarze Wolken über den benachbarten Hügeln sich zusammenzogen, und hörten das Murren eines entfernten Donners. Wir gaben deßhalb unsern Spaziergang auf, und beobachteten die Dunkelheit, welche plötzlich den Bosporus überschattete. Höchst erstaunt waren wir, zu sehen, daß das Wasser auf Einmal auf einer besondern Stelle wie in einem Kessel zu sieden anfing, und ehe wir noch mit unsern Vermuthungen zu Ende waren, fiel ein, einem großen Pflasterstein ähnlicher Körper, dem bald noch ein anderer folgte, gerade unter unserm Fenster in die See. Kaum hatten wir uns von unserm Erstaunen erholt, als wir durch eine ganze Ladung solcher Körper erschreckt wurden, die an unsre Fenster schlug und sie bald zertrümmerte. Um den Glassplittern auszuweichen, lief ich nach dem obern Stock, allein hier standen die Sachen eher schlechter als besser: das Dach war eingeschlagen, und ungeheure Eisstücke prallten von einer Mauer gegen die andere. Ungefähr 40 Minuten lang fielen diese großen Eiskugeln, dann wurden sie nach und nach kleiner, bis endlich das ganze Unwetter sich in einen gewöhnlichen Hagelschauer endigte. Die Steine waren schwer genug, um das Dach, das wie ein Sieb aussah, gleich Stückkugeln zu durchlöchern, so daß der Regen, der nun in Strömen folgte, überall hindurchdrang. Wir maßen mehrere dieser Hagelsteine, und fanden deren von 5 bis 6 Zoll Durchmesser; es waren harte Stücke reinen Eises, von denen einige rund, andere eckig waren, als ob mehrere kleine Brocken sich zusammengeballt hätten, und noch andere schienen aus mehrerern Schichten zu bestehen, die gleich den Häuten einer Zwiebel aufeinander lagen. Die Hitze des Tages war höchst drückend gewesen, das Thermometer stand auf 89°, und während des Wetters fiel es auf 66°. Commodore Porter, der Gesandte der Vereinigten Staaten, war in seiner Gondel eben auf dem Weg nach Konstantinopel, um dem Sultan Geschenke zu überbringen, als er von diesem schrecklichen Sturm überfallen wurde. Er versicherte später, er habe Schlachten mitgemacht, Erdbeben erlebt und Gefahren aller Art zu Meer und Land bestanden, aber nie noch habe er sich in einer so schrecklichen Lage befunden. „Es war," sagte er, um seinen eigenen kräftigen Ausdruck zu brauchen, „als ob das Gewölbe des Himmels zusammengefroren, plötzlich geborsten und in großen Eismassen herabgestürzt wäre." Die Hand des einen seiner Ruderer war zerfleischt worden; Alle die in der Gondel waren, erwarteten schweigend ihr Schicksal, glaubten aber doch nicht, daß es der Tod seyn werde.

Die Wolke, die diese Verwüstung in ihrem Schoße barg, zog über Pera und Konstantinopel, wo sie alle Häuser, die von der letzten Feuersbrunst verschont geblieben waren, zertrümmerte. Noch ist zu bemerken, daß diese unglückschwangere Wolke von dem Meer von Marmora, nach dem schwarzen Meere, immer auf einer Seite des Bosporus längs der europäischen Küste hinzog, und Asien nicht berührte. In den Gebirgen oberhalb Bujukdere wurden nur zwei Menschen, die in einem Weinberg arbeiteten, und keinen schützenden Ort erreichen konnten, getödtet; unten in der Stadt war die Zahl der Todten bedeutender. Eine Schaar Gänse ging langsam einher, als der Sturm begann; die armen Thiere streckten die Hälse empor und schnatterten, allein, unbekannt mit der Gefahr, beeilten sie sich nicht unter Dach zu kommen, und da die Menschen zu sehr

Digitized by Google

erschrocken waren, um ihnen zu Hülfe kommen zu können, so fand man sie nach dem Wetter todt.

Haben Sie auch von dem hier stattgefundenen Fest und dessen sonderbaren Ausgang gehört? Des Sultans Sohn und Erbe wurde beschnitten, und eine ganze Woche hindurch war die große Ebene, wo die Pilgrime nach Mekka sich versammeln, mit Zelten bedeckt. Auf einem Platz vor des Sultans Kiosk, sah ich eine Anzahl Leute ein Schauspiel aufführen; der Grasplatz war ihre Schaubühne, auf welcher sich tanzende Mädchen zeigten; ihr langes fliegendes Haar gewährte einen wilden, malerischen Anblick, und ihre Bewegungen waren leicht und anmuthsvoll. Die Zuschauer bildeten einen Kreis um sie, der leicht eine Stunde im Umkreis haben konnte. In derselben Nacht, wo ich Zeuge dieses ergötzlichen Schauspiels war, das selbst Türken aus ihrer Apathie weckte, wurden 500 Menschen stranguliert! Sie waren der Anstiftung der Feuersbrunst von Pera überwiesen. Mehrere von ihnen waren Offiziere der Armee, und zum Sultan in den Kiosk geladen, aus dem sie nicht mehr wiederkehrten; sie wurden im Geheim hingerichtet, und ihre Körper in den Bosporus geworfen. — Die Cholera hat uns von Odessa aus einen Besuch gemacht, ist aber so ziemlich gnädig an Konstantinopel vorübergegangen. Wir hielten uns strenge abgeschlossen, um weder mit Menschen oder Gegenständen auf der Straße in Berührung zu kommen. Wenige Häuser von uns starb eine ganze Familie sammt dem Arzt an dieser Pest. Hört man in der Ferne von solchen Dingen, so erschrickt man, allein wir hier denken nicht daran; wir haben uns so zu sagen mit dem Entsetzen verbrüdert.

Besuch des Tschadir-Dagh.

Die Gebirge der Krimm sind die nordwestliche Fortsetzung der durch den kymmerischen Bosporus unterbrochenen Kette des Kaukasus. Der höchste Gipfel dieser Gebirge, die längs der Küste des schwarzen Meeres hinlaufen, ist der Tschadir-Dagh. Nur durch seinen Fuß hängt er mit dieser Kette zusammen; sein kahles Haupt erhebt sich frei und majestätisch in die Lüfte. Sein Gipfel steigt auf der südwestlichen Seite 4740 Fuß, und auf der nördlichen Seite 4538 Fuß über die Meeresfläche empor. Bei heiterm Himmel sieht man ihn sogar von Perecop aus, und zur See auf eine Entfernung von 70 Meilen. Von seiner platten, mit steilem Rande umgebenen Oberfläche erhielt er von den alten Griechen den Namen Trapezos, und die Tartaren nannten ihn Tschadir-Dagh; dieser letztere Name, welcher so viel heißt als Zeltberg, ist im Russischen durch Palate-Gora übersetzt worden.

Eine zahlreiche Gesellschaft, unter der sich auch einige Damen befanden, war übereingekommen, diesen Riesen der taurischen Alpen zu ersteigen. Am Morgen nach einem fürchterlichen Sturme brachen wir sehr früh zu Pferde aus dem am mittägigen Abhange gelegenen Dorfe Korpekli auf. Anfänglich stiegen wir sehr bequem über einige mit verschiedenen Bäumen sehr dünn besetzte Felder und durch einen Wald von Hagebuchen, wo eine dichte Wolke uns einhüllte, aufwärts. Von hier aus wurde der Weg beschwerlicher, und so wie wir den Wald hinter uns hatten, mußten wir zickzack einen sehr steilen Boden, ohne alle Vegetation und mit zersetztem Kalkfelsen bedeckt, erklettern, auf dem unsre herrlichen tatarischen Pferde sich kaum halten konnten. Da wir wegen des dichten Nebels nicht über den Kopf unsrer Thiere hinaus sehen konnten, so waren wir genöthigt, uns einander von Zeit zu Zeit zuzurufen, um uns nicht zu verlieren, und es hatte so ziemlich das Ansehen, als ob jeder von uns einen Luftritt mache. Nachdem wir einige Felsenterrassen erstiegen hatten, kamen wir an einer Quelle mit sehr gutem Wasser vorüber, die der Wanderer auf solcher Höhe nicht zu finden hofft; von hier aus erreichten wir bald den Gipfel des Tschadir-Dagh.

Hier erblickten wir die Sonne und einen heitern Himmel wieder, aber ein Ozean ganz gleicher Wolken von blendender Weiße breitete sich zu unsern Füßen aus und entzog unserm Blicke die untenliegende Welt. Dieser magische Anblick allein lohnte der Mühe des Heraufsteigens. Ein junges russisches Dienstmädchen, das sich zum ersten Male auf einem Berge befand, wendete das Gesicht ab und fing an zu weinen, weil sie nicht begreifen konnte, wie wir wieder von dieser sonderbaren Insel herabkommen würden. Nach Verlauf einer Stunde erhob sich indeß der Wind, und die Wolken rollten wie Baumwollflocken um den Tschadir-Dagh herum. Die Gipfel einiger umliegenden Gebirge wurden sichtbar und bildeten nach und nach einen kleinen Archipel, der in dem Maße verschwand, als durch die nun von allen Seiten fliehenden Wolken die Ebene unterhalb auftauchte, und uns das Panorama der Krimm und des Pontus Euxinus sehen ließ, dessen Wellen sich an den steilen Ufern brachen.

Auf dem Gipfel des Tschadir-Dagh, dessen Oberfläche von NO nach SO eine Ausdehnung von einer guten Viertelstunde haben mag, findet man eine schwarze Pflanzenerde, die den Heerden des Dorfes Korpekli, welche einen Theil der schönen Jahrszeit hier zubringen, gute Weide bietet. Auch sieht man hier Höhlen, in denen sich der Schnee bis Mitte Mai's hält und dann den Quellen Nahrung gibt. Der Berg läuft in steilen Felsenecken aus; sein westliches Ende bildet ein Plateau höher als die übrigen. Nicht ohne Schauder sieht man von der Höhe dieser spitzen Felsen in das tiefe Thal der Alma hinab, dessen dichtes Gehölz seinen Anblick noch düsterer macht.

Wir stiegen vom Tschadir-Dagh an seinem westlichen Abhange herab, der mir weniger steil als der andere zu seyn schien. Wir fanden hier kurzes Gras, auf dem wir leichter rutschten als gingen, während unsre Pferde, die mit den Schweifen an einander befestigt waren, Mühe hatten, uns zu folgen. Wir betraten später einen Wald, von dem aus wir nach dem Dorfe Ayane kamen, welches an der Quelle des Salgbir liegt, die aus einer vom Schurewasser ausgehöhlten Schlucht entspringt.

Vermischte Nachrichten.

Aus jüngst bekannt gemachten Parlamentspapieren geht hervor, daß der Transport eines Verbrechers nach Neu-Süd-Wales im Jahre 1827 im Durchschnitte auf 24 Pf. Sterl. 1 Sch. 6 P. kam, gegenwärtig aber nicht ganz 20 Pf. kostet. Unterhalt und Kleidung eines männlichen Züchtlings erforderte im Jahre 1821 im Durchschnitte 22 Pf. 9 Sch. 8 P., gegenwärtig nur 7 Pf. Sterl. 5 P. Die Gesammtzahl der männlichen Verurtheilten in der Kolonie belief sich am 1 November 1828, mit Einschluß derer, die einzelnen Personen zugetheilt wurden, oder mit Erlaubnißschein ihren eigenen Unterhalt verdienten, auf 14,155, die weiblichen auf 1513, im Ganzen also auf 15,668. Die ganze Ausgabe der Regierung für die Kolonie wird im Jahre 1829 auf 306,439 Pf. 8 Sch. angegeben, wozu die Einkünfte der Kolonie selbst 99,933 Pf. 15 Sch. beisteuerten, so daß der Regierung also noch 206,505 Pf. 13 Sch. zu tragen blieben, und folglich auf den Unterhalt des einzelnen Verbrechers im Durchschnitte jährlich 14 Pf. 5 Sch. 6 P. kommen. Da indeß die letztvergangenen vier Jahre durch Mißwachs bezeichnet waren und man die Getreidevorräthe aus Van Diemensland beziehen mußte, so hofft man in bessern Jahren die Unterhaltungskosten eines Verbrechers auf 9 Pf. 15 Sch. herabsetzen zu können. — Nach einer von Potter Macqueen bekannt gemachten Schrift betrug der Unterhalt eines zu den Hulks Verurtheilten in den Jahren 1819, 1820 und 1821 gegen 54 Pf., eines Gefangenen im Strafhause von Milbank 56 Pf. 15 Sch., am wohlfeilsten im Strafarbeitshause von Worcester 28 Pf. 7 Sch. 2 P. Nun kostet der Transport eines Verbrechers nach Neu-Süd-Wales 20 Pf.; hiezu sind fünf Monate erforderlich, die übrigen sieben Monate beläuft sich sein Unterhalt in der Kolonie jeden Monat auf 1 Pf.; im geringsten Anschlage würde also der Staat an jedem transportirten Verbrecher 4 Pf. 2 Sch. 4 P. ersparen. Hieraus ginge also klar der Vortheil hervor, den das Mutterland von der Transportirung seiner Verbrecher hat, da es ohnehin solchen Mangel an Arbeit hat, daß jede Zuchthausstrafe eines Verbrechers einem halbverhungerten Arbeiter an Beschäftigung entzieht.

*

Hawai, eine der Sandwichinseln, obgleich von sehr beschränktem Umfange, hat dennoch einige Berge von außerordentlicher Höhe. Der Mexino Koah ist nicht weniger als 15,899, der Mexino Roa 15,870 und der Mexino Maurai 10,786 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Der höchste Punkt von Maui, einer andern Sandwichinsel, liegt 10,670 Fuß hoch.

(Athenäum.)

*

Zu Albion, im Staate Neu-York, hat man das Gefängnißgebäude verpachtet, weil man schon längere Zeit Niemand mehr zum Einsperren hat.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 349. 15 Dezember 1831.

Der Zustand Irelands.

Erster Artikel.

Die Bewegung, welche die Reform-Angelegenheit in England hervorbrachte, hat die öffentliche Aufmerksamkeit von der Lage Irelands abgelenkt; zudem ist Ireland und seine Leiden ein so oft besprochenes Thema, daß man sich beinahe mit Widerwillen von den ewigen Wiederholungen der Klagen abwendet. Auch im englischen Unterhause werden die Bänke leer, wenn die Rede auf Ireland kommt, obgleich nichts, was die Wohlfahrt Irelands beeinträchtigt, lange den übrigen Theilen des Reichs gleichgültig bleiben kann. Für das englische Volk ist Ireland, sein Unglück und seine Unruhe ein vollkommenes Räthsel, und wenn Lord Eldon und die alten Ausschließlichen, wie man sie zu nennen pflegt, sich angenehm getäuscht finden, daß der Papst nicht emporgehoben durch papistische Parlamentsglieder in England herrscht, so sind dagegen die Freunde der Emanzipation in England nicht wenig erstaunt, daß diese Maßregel zur Beruhigung des Landes so wenig beitrug. Als der Herzog von Wellington spät die Ueberzeugung gewann, daß das alte System nicht länger fortdauern könne, und die Emanzipation zu einer Kabinetsmaßregel machte, glaubte man, eine neue Aera von Frieden, Ordnung und Ueberfluß stehe nun bevor, und das Parlament beglückwünschte sich selbst, daß es endlich die Klagen Irelands sich vom Halse geschafft habe. Als eine Panacée für alle möglichen Uebel hatte man angekündigt, was doch nur die nöthige gesetzliche Grundlage für die künftige Abschaffung der Uebel seyn konnte; die Emanzipation war eigentlich nur eine Erklärung, daß man in den Angelegenheiten Irelands künftig nach andern Grundsätzen und in einem Geiste der Versöhnung verfahren werde. In diesem Sinne wurde aber gerade die Emanzipationsbill nicht vollzogen. Ob der Herzog von Wellington sein Wort halten wollte, ist jetzt eine Sache von sehr geringer Bedeutung; wahrscheinlich ist es, daß er die ganze Ausdehnung seiner eingegangenen Verpflichtung nicht erkannte, und wenn Andere ihn hierüber belehrt hätten, so wäre er schwerlich geneigt gewesen, dem gemäß zu handeln. Es ist der Fluch der Regierungen, in denen das sogenannte Erhaltungsprinzip vorherrscht, daß die durch die Fortschritte der Gesellschaft nothwendig gewordenen Verbesserungen nur widerstrebend gewährt werden, und somit die rechte Zeit versäumt wird. So ging es auch mit der Emanzipation. Wäre diese unmittelbar mit der Unionsakte gewährt worden, so würde sie zu den Forderungen der Zeit gepaßt haben, und mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen worden seyn; da sie aber hinaus geschoben wurde, bis ein fernerer Aufschub nicht mehr möglich war, so bildeten sich in der Zwischenzeit neue Verwicklungen, neue Bedürfnisse, neue Wünsche entstanden, alte Uebel wurzelten ein, neue erzeugten sich, so daß die Regierung, als sie endlich dem Drange der Nothwendigkeit nachgab, erst an der Schwelle des Friedenstempels stand, als sie schon in sein innerstes Heiligthum eingedrungen zu seyn wähnte. Im Jahre 1829 war die Emanzipation nur der erste Stein zu einem neuen Gebäude, oder vielmehr das Hinwegräumen des Schuttes, um den Grund legen zu können. So betrachteten es ihre Freunde, und in diesem Sinne war es die Vollendung ihrer Wünsche; diese Hoffnung ward getäuscht, und hierin lag der Saame zu dem neuen Mißvergnügen, das schnell zu einer fruchtbaren Ernte emporschoß.

Die Veränderungen, welche während der langen durch die katholische Frage erzeugten Gährung in der Lage Irelands vorgingen, waren zum Theil geistiger, zum Theil materieller Art. Die Debatten in der Association gaben den Geistern eine demokratische Richtung; sie entwickelten den Verstand und weckten die Energie des Volks; ein System passiven Widerstandes gegen die Gewalt war allmählich organisirt worden, welches so wunderbar kombinirt war, daß die leichteste Berührung sich schnell allenthalben fühlbar machte. Die Nation war in einen Zustand fortdauernder Verschwörung verfallen, der um so gefährlicher war, als er keinen bestimmten und angreifbaren Vereinigungspunkt hatte. Die Association stellte jedes Unrecht ins hellste Licht, und machte die Folgen und Wirkungen desselben auch dem gemeinsten Verstande so begreiflich, daß das Volk dahin kam, keine seiner Beschwerden geduldig zu ertragen. Auf diese Art reifte die politische Erziehung der Irelander mit unglaublicher Schnelligkeit, aber diese Erziehung war unvollkommen und einseitig. Während sie auf eine bewundernswerthe Weise den Irelander zur Erkämpfung seiner Rechte bildete, ließ sie ihn in völliger Unwissenheit über die Gränzen derselben, so wie über die Pflichten und Interessen des Bürgers eines freien Staates. So erzeugte die Regierung durch ihr Benehmen einen Zustand der Gemüther, welcher mit Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe unverträglich war. Aus dem Unkraut, welches sie gesäet, wucherte eine Schaar Demagogen auf, deren Interesse es war, sich einer guten Regierungsweise zu widersetzen, weil eine

Digitized by Google

solche sie wieder zur Dunkelheit verdammte, aus welcher nur das Unglück der Zeiten sie hatte emporheben können.

Inzwischen hatten die Folgen des schlechten Systems eine Höhe erreicht, welche der Unzufriedenheit nur allzureichliche Nahrung gab. Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine schlechte Regierung die physische Lage der Regierten verschlimmert, und die in Ireland herrschende Regierungsweise hatte die Gesellschaft völlig desorganisirt, indem sie die natürliche Entwicklung der Industrie und des Reichthums in hohem Grade hinderte. Jedes Jahr, das zu den traurigen Annalen der katholischen Sklaverei hinzukam, vermehrte die Bevölkerung, ohne zugleich die Kapitalien auf eine entsprechende Weise zu vermehren; jedes Jahr sank das Volk in der Wagschale der Civilisation, und war minder im Stande, die ihm zum Vortheil einer langen Liste von Privilegirten aufgelegten Lasten zu tragen. Die mittlern Stände verschwanden beinahe ganz, und das Vermögen häufte sich in große unproduktive Massen, während der arbeitende Arme in regelmäßig wiederkehrenden Perioden dem äußersten Elend preis gegeben war, und Verlegenheit und Mangel sich selbst bis unter die höchsten Klassen verbreiteten. Zur Zeit, als die Emancipation durchging, bedurfte die Staatsgesellschaft einer völligen Umformung. Nicht nur war eine Masse von gesetzlichen Hindernissen aufzuräumen, sondern auch die unseligen Wirkungen derselben, während einer Reihe von Jahren nach und nach zu verwischen. Die Emancipation war unschätzbar als eine Grundbedingung dieser Regeneration, und willkommen, als der Herold einer neuen Aera, aber als das Aeußerste und Letzte, was die Tories gewähren wollten, war sie wenig werth.

Dieß war der Zustand der Meinung und der Zustand des Landes, als die große Maßregel endlich durchging, der Erfüllung der genährten Hoffnungen stand der alte Tory-Sauerteig entgegen, der unbezwungene Haß der bigotten Protestanten, und die rücksichtslose Ungeduld einer Bevölkerung, die zu unglücklich war, um mit Geduld eine bessere Zukunft abzuwarten, da nur von der Zeit und der guten Anwendung derselben eine wahre Verbesserung ihres Zustandes zu hoffen war. Dennoch hätte unter gewöhnlichen Umständen und in einer gewöhnlichen Zeit die große Maßregel noch zuletzt ihren heilsamen Zweck erfüllt, denn Gutes erzeugt Gutes, und Thorheit aufzugeben ist ein bedeutender Schritt zur Weisheit. Es war Boden gewonnen, um fernere Siege zu erringen, und Ireland hätte aus den allgemeinen Verbesserungen in der Regierung des Reichs seine Vortheile gezogen; aber der Ausbruch der Julusrevolution, die ewig denkwürdigen drei Tage in Paris haben auch auf Ireland ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Ereignisse schreiten mit reißender Schnelligkeit vorwärts, und neue Resultate müssen aus den neuen Vorfällen hervorgehen, bei denen alle frühern Berechnungen sich als sehr trügerisch ausgewiesen haben.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

6. Wie benahm sich die gegenwärtige Regierung in den innern Verhältnissen von Frankreich?

In Bezug auf die innern Verhältnisse von Frankreich sagte man: „Es war einmal ein König, unter dem man eine der freisinnigsten Konstitutionen in der Welt genoß: unglücklicher Weise mochte dieser König die Konstitution nicht leiden. Was war also zu thun? Man mußte den König wechseln, wie man einen Minister wechselt; vorwärts gehen unter einem der Charte befreundeten Monarchen mit Männern und Prinzipien der Restauration.“

Zu Anfang dieser Restauration sagten Riesenköpfe gleichfalls, es genüge die Betttücher Bonaparte's zu wechseln und Ludwig XVIII darauf zu legen: Dieß gethan, sey Alles gethan. Man vergaß freilich, daß die Betttücher Bonaparte's Fahnen waren, auf denen er in den Armen des Ruhmes schlief. Die Legitimität brachte als Bettgenossin nur die Freiheit mit. Die Kreuzköpfe, die Philipp unvermerkt in das Bette der Karle schwärzen wollten, vergaßen ihrerseits, daß die Julusrevolution das Prinzip der Souverainität vom Monarchen auf das Volk übertragen hat; daß die aus der Volkswahl hervorgegangene Königswürde vergeblich den Folgerungen dieses Prinzipes zu entwischen versuchen werde, daß sie nach dem Gesetze der Legitimität weder handeln könne noch dürfe, daß sie in dem Augenblicke, wo sie die Menschen und Dinge, von denen sie geschaffen wurde, aufgab, ihre Stärke verlieren werde. Was dieses Königthum brauchte, war Aufschwung, Jugend, Unerschrockenheit. Seine Bestimmung war, der Vergangenheit den Rücken zu wenden, und mit dem neuen Frankreich beherzt der Zukunft entgegen zu gehen.

Dagegen stellte es sich abgemagert, ausgemergelt durch die Doktoren dar, die es behandelten. Es kam mit einem Jammergesicht, mit leeren Händen, die nichts zu geben hatten und Alles zu empfangen bereit waren, sich arm stellend, Jedermann um Gnade bittend, und dennoch mürrisch; gegen die Legitimität predigend, und sie dennoch nachäffend, gegen den Republikanism und doch vor ihm zitternd. Im Zorn, wenn man ihm davon sagte, den Wahlcensus herabzusetzen, während ihn das Ministerium doch herabsetzte; im Zorn, wenn man von ihm die Abschaffung der erblichen Pairswürde verlangte, während es sie doch abschaffte. Dieses aufgeblasene System sieht keinen Feind als in den zwei Oppositionen, die es bedroht. Um sich zu halten, hat es um sich einen Phalanx wieder angeworbener Veteranen gebildet, die, wenn sie so viele Striche tragen müßten, als sie Eide geleistet haben, den Aermel buntscheckiger haben würden, als die Livree der Montmorency.

Die quasilegitime Monarchie hat alle Leidenschaften und Triebe der legitimen Monarchie, nützt aber nicht sie zu gestehen; sie möchte prächtig thun, und vor Allem reich seyn; aber wenn man vom Volke gewählt ist, durch welches Mittel will man ihm sein Geld nehmen? Die Civilliste kann nicht mehr eine Bewilligung der Liebe seyn; man kann nicht mehr blindlings dem Throne Millionen um Millionen schenken. In England wird die Verwendung der Civilliste der Prüfung des Unterhauses unterworfen. Denn wer sollte nicht einsehen, daß ein solcher König Alles, was man ihm gibt, in die Tasche zu schieben, im Auslande oder bei der Nation selbst Schätze anzulegen und aufzuhäufen vermöchte, zu denen er in stürmischen Zeiten seine Zuflucht nehmen, oder mit denen er das Heer und die Kammern bestechen könnte, um die Freiheit umzustürzen? Unsere Väter, die nichts von der Civilliste wußten, fühlten jedoch die Gefahr eines königlichen Privateigenthums; die Krondomainen waren

Digitized by Google

deßhalb unveräußerlich, die Krone konnte nur zu ihrem Vortheil erwerben, niemals zum Vortheil der gekrönten Person. Wenn der Souverän mit Privatvermögen auf den Thron gelangte, so wurde dieses augenblicklich mit dem öffentlichen Eigenthum des Thrones vereinigt, oder Verwandten abgetreten, wenn es nicht besonders werthvoll war. Man begreift nicht, mit welchem Recht das Wahlkönigthum seine Civilliste der Kontrole der konstitutionellen Monarchie, oder sein bewegliches nn dunbewegliches Gut den Domänengesetzen der absoluten Monarchie entziehen könnte.

Die den Kammern vorgeschlagenen Gesetze verrathen wenig Genie, aber eine Mischung von Erbitterung und Schrecken der Verwaltung. Ich will hier als Beleg nur Eines anführen — das Gesetz über die Pairie. Diese Kammer, der ich anzugehören die Ehre habe, in der ich oft seltene Talente, tiefe Kenntnisse in der Verwaltung und Politik, edle Gefühle für Freiheit bewunderte, diese Kammer, der Frankreich seine besten Gesetze verdankt, und die in unsrer Geschichte eine schöne Stelle einnehmen wird; diese Kammer ist leider vor dem Hafen gescheitert. Auch die menschliche Tugend hat ihr Ziel: Wer fehlte nie?

Die englische Pairie bot der französischen zwei Vorbilder von entgegengesetzter Natur. Im Jahre 1649, wo der Prozeß Karls I seinen Anfang nahm, verwarf das Oberhaus die Doppelbill, die auf Versetzung in Anklagestand und auf Errichtung eines eigenen Gerichtshofes drang. Sofort erging vom Hause der Gemeinen der Beschluß: „In Betracht, daß die Mitglieder des Hauses der Gemeinen die wahrhaften Vertreter des Volkes sind, von dem nächst Gott alle Gewalt ausgeht, so geht auch das Gesetz von dem Hause der Gemeinen aus und braucht, um verbindliche Kraft zu erhalten, weder die Beistimmung der Pairs, noch die des Königs.“ Am 25 Dezember 1688 ergriff das Haus der Lords die Initiative, und überreichte dem Prinzen von Oranien eine Adresse, um ihn zu bitten, die provisorische Regierung zu übernehmen, bis eine Reichsversammlung zusammen berufen sey, um über die Krone zu verfügen. Die britische Pairie unterlag mit Karl, aber sie behielt sich durch ihre Aufopferung eine glänzende Wiederauferstehung bevor. Dieselbe Pairie stellte sich, indem sie zuerst Wilhelm von Oranien die Hand bot, an die Spitze der Bewegung, kam hiedurch dem Unterhause zuvor, und nahm so die Entscheidung des Geschickes von England in ihre Hand.

Wenn aber auch die französische Pairie nicht die Kraft in sich spürte zu gleicher Treue oder zu gleicher Treulosigkeit, so konnte sie doch noch immer zu einem Entschlusse greifen, der vielleicht ihrem Geiste der Mäßigung mehr entsprach; sie konnte erklären; daß ihre Gewalt nicht vom Volke, sondern vom Königthum ein Ausfluß sey, und daß sie mit dem Augenblick, wo das Königthum erloschen, selbst erloschen sey; wie ein Fluß vertrocknet, wenn seine Quelle versiegt. Die edle Kammer griff zu keiner dieser drei Maßregeln. Uebel berathen begnügte sie sich hinterdrein (à la suite) einen Eid abzulegen, die Charte zu visiren, die man ihr als eine Denkschrift mittheilte, und in der ihr Todesurtheil ausgesprochen war. Auch hat die öffentliche Meinung ihr den Rang angewiesen, den die Pairie selbst gewählt, nämlich à la suite.

Die Art, wie man die Pairie wieder zu konstituiren sich vorgenommen hat, trägt Etwas von der konfusen Juliusmonarchie und dem Mischmasch des thatlosen Eigensinnes und der Aengstlichkeit des Ministeriums an sich. Keine Erblichkeit mehr, die man doch im Grund des Herzens wünschte, und die man durch Amendements zu erhalten strebte, Kategorien, die keine wirkliche Aristokratie erschaffen, aber doch die Nationalgleichheit untergraben; eine Aristokratie, die ihren Ursprung von dem Privilegium der Stellen herleitet so gut wie die Hofaristokratie, während die Klassen außerhalb dieser Stellen, d. h. das Volk, davon ausgeschlossen bleiben. Ludwig XVIII hatte die Pairie besser begriffen, weil sie die Zeitgenossin der Legitimität war. Er konnte zu einem Lumpensammler sagen: „Mein Freund, ich mache Dich zum Pair“ und der Lumpensammler war Pair, und er und seine Nachkommen nahmen Theil an der Souverainetät des Volkes und des Königthumes. Da war doch wohl Gleichheit; das demokratische Prinzip blieb geachtet, während zugleich das aristokratische Prinzip in dieser Schöpferkraft eines Wortes glänzte; in dieser Kraft, durch die der letzte Mensch aus dem Volke mit dieser Würde begleitet werden konnte.

(Schluß folgt.)

Politischer Zustand Bulgariens.

(Aus der Zeitung von Odessa.)

Die Bulgaren bewahrten selbst nach ihrer Unterjochung durch die Türken noch einige Spuren ihrer ehemaligen Freiheit, besonders im gebirgigen Theile des Landes, der anfänglich noch seine Wojewoden hatte, welche den verschiedenen Distrikten vorstanden. Allein nach und nach rissen die Türken die ganze Gewalt an sich, und obgleich die Wojewodschaften noch fort bestanden, so wurden sie doch von Türken, die den Titel Wojewoden führten, verwaltet.

In politischer Hinsicht kann man die Bulgaren in die Bewohner von Niederbulgarien oder das Bulgarien der Thäler, und in die Ayanlyks theilen, unter denen die Zahl der Mahomedaner eben so groß, wo nicht größer ist, als die der Bulgaren. Die Türken der niedern Klasse erlauben sich oft Ausschweifungen gegen die Landeseinwohner, deren Ursachen man theils einem übelverstandenen Religionseifer, theils der Unmacht des Ayanen zuschreiben muß, Leute von so unruhigem Charakter und so ungezähmten Leidenschaften im Zaume zu halten. Zum Theil ist aber auch die Art, wie sich die Christen benehmen, Ursache solcher Gewaltthätigkeiten. Die Bulgaren der Thäler sind völlig von jenen der Gebirge verschieden. Die meisten sind dem Trunke ergeben, betrügerisch, zänkisch, immer zur Empörung bereit, dem Straßenraube und zuweilen auch dem Diebstahle ergeben, welches letztere Laster im ganzen ottomanischen Reiche verabscheut wird. Da die Bulgaren ihre liegenden Gründe mit den Türken gemeinschaftlich oder doch in deren Nachbarschaft besitzen, so fehlt es natürlich nie an Anlaß zu Streitigkeiten; da sie nun überdieß noch an der russischen Gränze wohnen, folglich gehalten sind, die Festungen mit Proviant zu versehen, Frohndienste und Transportfuhren zu leisten, so stehen sie mit den Türken fortwährend in feindseligem Verhältnisse. Dessen ungeachtet befinden sie sich doch in blühenden Umständen; die reichsten Pächter in den Dörfern sind Bulgaren, und viele unter ihnen besitzen das größte Vertrauen der Türken; die angesehensten Bewohner der Städte, Kaufleute, Handwerker u. s. w. sind ebenfalls fast alle Bulgaren. Die Einfachheit der Verwaltung, die Freiheit des Handels und die, im Vergleich mit andern Ländern, sehr mäßigen Auflagen, machen, daß sie den Ayanen gern einige Ungerechtigkeiten übersehen. Man hat indeß doch viele Beispiele, daß gegründete Klagen der Einwohner die Zurückberufung dieser Beamten veranlaßten.

Die Bulgaren sind mit Einem Worte an den Geist der türkischen Regierung gewöhnt und dieser völlig ergeben, was neuere Ereignisse hinlänglich beweisen. Eine große Anzahl von Bulgaren, die durch persönliche Rachsucht oder religiösen Fanatismus sich hatten hinreißen lassen, erweck-

Digitized by Google

ten, während des Feldzugs 1829, den gerechten Verdacht ihrer Regierung und folgten, um nachtheiligen Folgen auszuweichen, den russischen Truppen nach Bessarabien, der Moldau und Wallachei. Schon einige Monate nach ihrer Ankunft in diesen Provinzen kehrte eine große Anzahl wieder in ihr Land zurück; auch viele Bulgaren aus Silistria und andern Gegenden bereuten, ihre Heimath verlassen zu haben, und eilten dahin zurück. Nur jene blieben in der Moldau und Wallachei zurück, deren Vergehungen zu auffallend gewesen waren.

Die Maßregeln, die der Sultan gegen diese Entweichungen ergriff, führten unstreitig diese schnelle Rückkehr herbei. Es war nämlich den Ayanen auf das strengste geboten, die Häuser, Gärten oder sonstiges Eigenthum der Bulgaren, die ihre Wohnungen verlassen hatten, sechs Monate hindurch auf keine Weise anzutasten, und ihnen, wenn sie vor dieser Zeit zurückkehrten, Alles unberührt wieder zu übergeben. Diese Verordnung wurde durch die Reise Hussein Aga's, Ayan von Jambol, der unter dem Vorwande Einkäufe zu machen nach Bucharest kam, in den Fürstenthümern allgemein bekannt; überdieß verbreitete er auch das Gerücht, daß bulgarische Deputirte ernannt werden sollten, um mit ihnen die Mittel zu Verbesserung ihrer Lage zu berathen.

Die Verhältnisse der Gebirgsbulgaren zu den Türken sind ganz anders. Sie bilden in gewisser Hinsicht einen nationalen Körper, der sich sowohl durch die Gewalt der Masse als auch durch den kriegerischen Geist, der ihn belebt, durch Mäßigkeit, Liebe zur Arbeit, Pünktlichkeit und Treue in Erfüllung übernommener Pflichten, in Achtung zu setzen weiß. Die Ayanen und die Wojewoden, von denen sie beherrscht werden, benehmen sich gegen sie, als ob sie ihre Religionsverwandten wären, denn sie wissen, daß die geringste Ungerechtigkeit, die sie sich gegen diese Gebirgsbewohner erlauben dürften, streng bestraft werden würde, wenn sie zur Kenntniß der Pforte gelangte.

Die von den Bulgaren bewohnte Gegend hat den Türken schon oft Lust gemacht, sich dort, so wie in dem benachbarten Serbien, niederzulassen; allein die Furcht, dieses kriegerische Volk aufzubringen und es vielleicht zu veranlassen, in seinen unzugänglichen Schlupfwinkeln die Waffen zu ergreifen, hinderte immer die Ausführung dieses Vorhabens. Die unter dem Namen Dich-Parassi und Dich-Khaki *) bekannten Rechte, die von den Türken in Serbien und andern Provinzen so häufig in Ausübung gebracht wurden, sind den Bulgaren unbekannt geblieben.

Diese Bulgaren zeichnen sich vor ihren Landsleuten sogar durch eine Art von Civilisation aus. Sie haben ihre Schulen und lesen geschichtliche und andere Werke, die zu Ofen in slavonischer Sprache gedruckt werden; sie genießen besonders unter den jetzigen Verhältnissen vollkommene Glaubensfreiheit **) und leben in Frieden unter einer fremden Regierung. Nur durch Eine Sache werden noch bisweilen ihre Leidenschaften aufgeregt, durch den Wunsch, das Recht zu erhalten, sich selbst richten zu dürfen. Während die russischen Truppen Sophia, Bratza, Chiska, Gabrowa, Tyrnova und andere Plätze besetzt hielten, blieben sie vollkommen ruhig. Bis zum Jahre 1821 genossen die Bulgaren ausschließend das Recht, Waffen tragen zu dürfen. Zu jener Zeit aber wurden Mehrere von ihnen, besonders in Niederbulgarien, von dem berüchtigten Bim Bascha Sava *) verleitet, der im Jahre 1817 durch einen gewissen Galati, Ephoren der Hetäristen, beauftragt worden war, Verbindungen im Lande anzuknüpfen, die sich der Verschwörung anschließen sollten. Es glückte Sava, Einige zur Theilnahme am Aufstande zu vermögen; er versicherte die Bulgaren, daß er seine Werbungen unter den Auspizien und mit Vorwissen Rußlands, ja unter einem der Generale dieses Landes unternehme. Die leichtgläubigen Bulgaren gingen in die Falle, und als Fürst A. Ypsilanti im Jahre 1821 mit seinen Hetäristen in Bucharest ankam, kamen aus verschiedenen Gegenden Deputirte **) zu ihm, die im Geheim Alles vorbereitet hatten, um bei Sistof schnell über die Donau gehen und sich dieses Punktes bemächtigen zu können; überdieß brachten sie auch noch die Unterschriften von Mehreren, die an der Unternehmung Theil nehmen wollten. Allein damals schon hatten Ypsilanti's Absichten sich geändert! Er verweigerte ihnen stolz die hunderttausend türkischen Piaster, die sie verlangten und deren sie bedurften, um ihre Operationen einzuleiten, und jagte sie später fort, indem er ihnen drohte, sie bei seiner Ankunft in ihrem Lande spießen zu lassen, wenn sie nicht sogleich nach ihrer Heimkehr den Aufstand organisiren würden. Da diese Unterredung öffentlich vorgefallen war, so wurden die Türken von Allem unterrichtet. Zu spät sahen die unglücklichen Deputirten ihren Irrthum ein, und kaum waren sie von Zimnitza nach Sistof über die Donau gegangen, so wurden sie Alle ermordet. Später traf mehrere Bulgaren, die, ob mit Grund oder nicht galt gleich, verdächtig waren, das gleiche Schicksal, und bald darauf wurde die ganze Bevölkerung entwaffnet.

Gegenwärtig ist nur wenigen bekannten Männern gestattet, Waffen zu tragen. Auch die Pferderennen und das Exerzitium des Dschерid ***) u. s. w. wurden zu jener Zeit verboten. Diese Maßregeln bezogen sich jedoch meist nur auf die Bulgaren des Flachlandes; denn den Gebirgsbewohnern ist größtentheils das Tragen der Waffen unter mancherlei Vorwand noch gestattet, besonders Denen, die unter türkischen Truppen gegen die Albanesen und Bosnier zu dienen pflegen.

*) Die Dehly's und Janitscharen, so wie auch die übrigen Türken, pflegten auf ihren Reisen, besonders in Serbien und Obergriechenland, die Nacht bei irgend einem Christen zuzubringen, wo sie sich satt aßen und tranken. Am andern Morgen, oder nach Verlauf einiger Tage, je nachdem es dem Türken beliebte abzureisen, forderte er den Dich-Parassi oder das Zahngeld. „Zahle mich," sagte er, „daß ich meine Zähne an Deinem Brode müde gekaut habe." Der Dich-Khaki wurde bezahlt, wenn der Reisende ein Pferd hatte. Unter dem jetzigen Sultan, und besonders in den letzten Zeiten, ist dieser barbarische Gebrauch außer Gewohnheit gekommen. Der erste jener Gebräuche gab einst zu folgendem sonderbarem Vorfalle Anlaß: Nach dem Friedensschlusse des Jahres 1829 ging der berüchtigte Karadjanem mit einem Theile seiner Truppen von Schumla nach Rustschuk. Zwei seiner Dehly-Paschen ließen sich von einem reichen Bulgaren in der Gegend von Razgrad den Dich-Parassi bezahlen. Kutschuk-Achmet, Pascha von Razgrad, der es erfuhr, ließ die Unglücklichen verhaften, ihnen die Zähne ausreißen und schickte sie Karadjanem zurück. Es erhob sich hierüber zwischen den beiden Anführern ein Streit, in Folge dessen die beiden Schuldigen enthauptet wurden, und überdieß verweigerte Kutschuk Achmet unter allerlei Vorwänden dem Karadjanem den Einmarsch in Rustschuk: so daß dieser genöthigt war, mit seinen Truppen an den Ufern des Lome zu lagern.

**) Nach dem Kriege fing man an, in einigen Gegenden Kirchen aus Steinen aufzubauen, was früher streng verboten war.

*) Im Jahre 1829 wurden sie zu Bucharest im Hause des Kikhai-Bey Achmet, Generalkiers von Silistria, verrätherisch ermordet.

**) Es waren ihrer siebenzehn. Unter ihnen zeichneten sich besonders aus: Khadji-Mikhalaki von Slivno, Khadji Ivane von Osman Bazar und Khadji Mikhalaki Tscharobadji-Ogln von Philippopolis. Sie wurden Alle, ohne Gnade, zu Sistof ermordet, den Ersten ausgenommen, den das Fieber in Zimnitza zurückgehalten hatte, von wo aus er, nachdem er das unglückliche Schicksal seiner Gefährten vernommen hatte, nach Kronstadt flüchtete. Im Jahre 1830 ward er Abgeordneter der Bulgaren, die nach der Wallachei auswanderten.

***) Eine Uebung zu Pferde, wo man sich gegenseitig lange Stäbe zuwirft.

Seltsame Wette.

Zwei Franzosen, von denen Einer sehr viel, der Andere gar kein Geld hatte, deren Einen den Muthwillen trieb, es los zu werden, und den Andern die Armuth, es zu verdienen, gingen in Paris folgende närrische Wette ein: Der Arme wettete nämlich, einen ganzen Monat lang von Morgens sieben Uhr bis fünf Uhr Abends auf dem Geländer des Pont aux Choux zu sitzen und die ganze Zeit über alle möglichen Arten von Grimmassen zu schneiden. Bereits sitzt er nun schon vierzehn Tage auf seinem Posten und schneidet Gesichter, so viel nur ein menschliches Gesicht zuwege bringen kann. Um aber von den Vorübergehenden nicht mißverstanden und als Spottvogel über das Geländer befördert zu werden, steht ihm einer seiner Freunde zur Seite, der von Zeit zu Zeit das Publikum belehrt, daß die Gesichter nicht ihm, dem verehrlichen Publikum, sondern zwanzig Franken gelten; so viel nämlich trägt ihm jeder Tag für seine pantomimischen Vorstellungen auf dem Brückengeländer ein.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 350. 16 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

3. Die Conciergerie.

Von Ph. Chasles.

Sechzehn Jahre war ich alt, als ich zum erstenmale die Conciergerie sah. Welch ein Gefängniß war Dieß damals! Ein Gefängniß der guten alten Zeit, furchtbarschön, von poetischer Gräßlichkeit! Eine Unzahl von Leichen, ein Labyrinth düsterer Gänge Höllenschlünde gähnender Gewölbe. Mit der Stirne konnte man an den Thürbalken stoßen, der das Eingangspförtchen niederzudrücken schien, und kaum vermochte man tief gebückt hinein zu kriechen. Eine Laterne mit ihrem rothen Schein brannte Tag und Nacht in der Vorhalle. Da sah man noch grimmige Gesichter von Kerkermeistern, rasselnde Schlüsselbünde, Eisenstangen, die Licht und Luft den Zugang wehrten. Mein Lebtag werde ich mich daran erinnern; solche Bilder verwischen sich niemals im Gedächtnisse, und werfen ihren düstern Schatten über ein ganzes Leben. Unter solchen Schrecknissen erstarkt oder erliegt der Mann; sie treiben seine Geisteskräfte zum Keime oder ersticken sie. Gedanken der zärtlichsten Rührung und des bittersten Schmerzes knüpfen sich mir an diese finstern Gewölbe.

Das Jahr Tausend achthundert und fünfzehn und die Conciergerie hinterließen mir zwei tiefe Eindrücke, die im Jahre 1831 noch nicht erloschen sind, nach so vielem Kummer, den ich hier zu beschreiben nicht für nöthig halte, nach so vielen harten Erfahrungen eines Lebens ohne Beschützer und Freund, nach so vielen Schmerzen und Täuschungen, die Jeder für sein ihm besonders zugetheiltes Loos hält, und die das Erbtheil von uns allen sind; sie erloschen nicht unter der Last von fünfzehn andern einsamen, vielbewegten oder kummervollen Jahren.

Ich wollte es noch einmal wieder sehen dieses Gefängniß, wo ich zwei Monate zugebracht hatte, mein Gemüth sehnte sich darnach wie nach dem Grabe vergangener Zeiten, verlornen Glückes und Derer, die 1815 lebten und die ich allein überlebte. Gott weiß es, wie viele Gräber sich um den Menschen in fünfzehn Jahren erheben! Das Gitter, wo meine Mutter geweint hatte, sollte mir noch einmal von ihr erzählen; die Gefängnißnacht, die Vertraute meiner Furcht und meiner Zärtlichkeit, sollte in meinem Herzen eine Quelle von Rührungen wieder öffnen, die von der kalten Welt erstarrt, aber nicht vertrocknet werden. Ich täuschte mich. Die Zeit die den Menschen umgestaltet, verwandelt auch Steine. Der Kerker von 1815 war verschwunden; ich sah die neue Conciergerie von 1831, und fand mein Gefängniß nicht mehr; es betrübte mich.

Im Monat April und Mai des Jahres 1815 gab es mehrere Verschwörungen in Paris, die von Tollköpfen schlecht angesponnen, schlecht geleitet, schlecht vorbereitet, von Menschen unterstützt wurden, die sie nachher zu bestrafen hatten; denn so weit artete die Politik in ihrer äußersten Verfeinerung aus. Ich zweifle nicht, daß mein Name auf der Verschwornenliste stand. Mein Vater, zum Krüppel geschossen und verabschiedet, lebte mit seiner Familie in tiefer Einsamkeit in einem entlegenen Theile von Paris. Nur von ferner her drang hier zu uns das Getümmel der Kriege, der Siegszüge, der umgeschaffenen, umgestürzten und wiedererrichteten Throne wie der Tumult einer brennenden Stadt fern herüber braust, und den Einsiedler auf seinem Felsen weckt. Mich beschäftigte damals, ich muß es gestehen, der Frau von Staël Deutschland mehr, als alle Verschwörungen von Europa. Ich hatte meine Studien beendigt; mein Vater, der den Lauf der civilisirten Welt, vorzüglich die Lage Frankreichs richtig beurtheilte, sah in der Zukunft nichts als untergehendes Glück, Unsicherheit der Lebensverhältnisse, drohende Ungewitter, Kronen, die so unsicher schwankten, wie die Hütte des Alpenbewohners, wenn ein Sturm wüthet. Ich wollte ihm nicht glauben; sein Seherblick hatte den Greis nicht getäuscht.

Wie Rousseau glaubte er, daß die einzigen Hülfsquellen eines Menschen in seiner eigenen Kraft liegen, daß die vollendetste geistige Ausbildung zu Nichts dienen könne, daß in dieser Epoche der Krise und des allgemeinen Umsturzes Jeder, selbst der reichste sein Brod im Schweiß seines Angesichtes zu verdienen wissen müsse. So richtig diese Ansicht von den gesellschaftlichen Verhältnissen war, so sehr hielt ich sie für übertrieben. Ich täuschte mich; man werfe einen Blick auf die gegenwärtige Weltlage und sage, daß er sich geirrt habe. Diese überall hin verbreitete Erschütterung, der unter unsern Füßen schwankende Boden, unsere Schrecken, unsere Beängstigungen rechtfertigen ihn. Mein Vater schlug mir daher vor, meine völlig wissenschaftliche Erziehung durch die Erlernung eines Handwerkes zu schließen. Man denke sich den Schmerz der verwundeten Eitelkeit eines jungen Menschen, der aus einer Studienanstalt tritt, wo er so oft für griechische Uebersetzungen und

Digitized by Google

rhetorische Deklamationen preisgekrönt wurde, der Rousseau liest, der sich für einen Denker hält, der mit allen Poren die fieberhafte Aufregung unserer philosophischen Romane und unserer romantischen Philosophie eingesaugt hat. Ein Handwerker! — Nur mein willenloser kindlicher Gehorsam konnte mich unter die gesunde Ansicht meines Vaters beugen, die unter den Verhältnissen, in welchen meine Familie lebte, zwar übertrieben scheinen konnte, allein doch nur eine Uebertreibung des Verstandes war. Ich hielt mich für einen Helden in meiner Resignation, als ich ohne Murren, wiewohl niedergeschlagen, die beste Bürgschaft annahm, die ein Mensch gegen die Stöße des Lebens und des Glückes vorräthig haben kann: ich vertauschte den Studenten, der einen unnützen Aufsatz machen konnte, mit dem nützlichen Setzer einer Druckerei.

Es gab damals in Paris eine Druckerei, die einzig in ihrer Art war. Drei unvollständige Setzerkasten in das zweite Stockwerk eines abgelegenen Hauses in der Straße der Dauphine verbannt, standen einsam und verlassen. Keine Hand regte sich hier, die schöpfrischen Bleistücke aus ihrem Schlafe zu wecken und in Gedanken zu ordnen. Der Herr dieser Druckerei war arm, er lebte ich weiß nicht wovon; nicht einmal einen Kalender druckte er. Allein er lebte doch und seine müßigen Pressen, und seine staubüberdeckten Buchstabenkasten lasteten ungenützt auf der Stubendecke des Hauseigenthümers. Ich glaube, daß die Polizei über dieses Haus ein besonders wachsames Auge hielt; mein Vater wußte nichts davon; er sah in der einsamen Oede dieser Werkstätte nur das köstliche Mittel, meine Jugend gegen alle Ansteckung des bösen Beispieles zu bewahren. Hier konnte ich ohne unter Arbeitern zu leben einer werden, und ungefährdet Unterricht erhalten. Mein Vater wählte also den armen Eigenthümer der eingegangenen Druckerei zu meinem Lehrmeister. Drei Monate lang begab ich mich regelmäßig von acht bis drei Uhr in diese einsame Werkstätte.

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

6. Wie benahm sich die gegenwärtige Regierung in den innern Verhältnissen von Frankreich?

(Schluß.)

In der Frage über die Pairie hatte man sich übrigens mit einer wunderlichen Hoffnung geschmeichelt. Vom ersten Augenblicke an schien sie mir eine verlorne Frage; denn sie berührte die herrschende Leidenschaft Frankreichs: die Gleichheit. Man lege die Hand an die Freiheit, und man darf sich noch immer mit einem glücklichen Erfolge schmeicheln, selbst bei Denen, die stets das Wort Unabhängigkeit im Munde führen; nur die Gleichheit lasse man unangetastet! Schlüge man auch die herrlichste Sache vor, sie wird mit einer Art von Wuth verworfen werden, wenn man darin nur den geringsten Schein sozialer Ungleichheit zu erkennen glaubt. Dieß ist die Nationalwunde oder die Nationaltugend: als Nationalwunde ist sie unheilbar und wird bis zur Gleichheit des Eigenthums um sich greifen; als Nationaltugend ist sie unbestechlich, und kann nur dem Schwerte unterliegen. Bonaparte hatte in dem Heere wieder einen Adel aufgerichtet: der Adel stammt ja ohnehin vom Eisen; niemals aber wird man von der Tribüne aus mit der Lanze des Wortes eine bürgerliche Erblichkeit erkämpfen, um sie als Schleppträger aller gegenwärtigen und künftigen Minister dienen zu lassen. Wenn sich kaum die alte englische Pairie vertheidigen kann, wird dann wohl die neue französische Pairie sich halten können, die sich bald durch Lieferungen (Fournées)*) vollstopfen, bald von der wählbaren Kammer verstümmeln ließ? Wird wohl eine Pairie ihre Erblichkeit retten können, die nicht einmal das Erblichkeitsprinzip der Krone zu vertheidigen wußte? Wenn diese Schrift ans Licht getreten ist, so wird es dann wohl eine zweite Kammer von in Ruhestand versetzten Staatsbeamten, von Invaliden, die in ihren Bureaux zu Krüppeln wurden, geben, welche Kammer entweder durch eine sogenannte konstituirende Gewalt, oder durch die Einwilligung der Pairs zu ihrem eigenen Begräbniß zu Stande gebracht, und durch einen Zuschuß neuer Pairs verwässert, die königliche Demokratie vervollständigen und sich so gut es gehen will hinschleppen wird. Das hieß doch die Zeit verschleudern, als man ernsthafte Reden über die Pairie hielt, als ob es in Frankreich überhaupt eine Pairie gäbe, als ob in diesem Lande etwas Anderes bestände als eine Thatsache, die Jedermann kennt.

Gelangten aber die Freiheiten zu einer bessern Ausbildung als die Gesetze? Man zähle doch die gegen Flugschriften und öffentliche Blätter gerichteten Prozesse! 228 in Einem Jahre! Man höre doch die gegen die Freiheit der Presse ausgestoßenen Verwünschungen! Man lese doch in den offiziellen und dienstbeflissenen (officiels et officieux) Journalen, und bemerke unter den Freunden der Minister Menschen, die unter Ludwig XVIII und Karl X nichts so sehr begünstigten und anriethen, als Ausnahmsgesetze! Doch diese Stimmung befremdet mich nicht; ich habe es vom ersten Augenblicke an vorausgesehen und vorausgesagt, daß die sogenannte republikanische Monarchie neben der Freiheit der Presse nicht bestehen könne; die legitime Monarchie allein war ihr zu trotzen im Stande. Mit jedem Tage zerstört diese Freiheit das Gebäude, das man aufrichtet, Stein um Stein. Früher oder später wird diese Regierung, die aus den Eingeweiden der Preßfreiheit hervorging, ihre Mutter erwürgen. Dadurch und mit Hülfe unsrer diplomatischen Erniedrigungen könnten wir uns ja die Liebe der absoluten europäischen Monarchien erkaufen; es wird uns zum Schutze der Censur nichts mehr fehlen, als die Zurückberufung der Schweizer.

Das Jüstemilieu, die Freiheit mit Stellen für Mauthbeamte und Gelehrte, sind die Leidenschaft des entarteten und verschlechterten Julius geworden. Man rede uns nicht mehr von Ehre: die Fonds könnten gleich um 10 Centimes fallen, dieser Herr würde sein Portefeuille einbüßen, jener sein Patent als Garderobe-Diener. Bis jetzt konnten es die Ministeriellen von Race noch zu nichts Wei-

*) Herr v. Chateaubriand versteht unter diesen Lieferungen außer der Perier'schen die am 5 März 1817 durch Decazes, und am 6 November 1827 durch Villèle stattgefundenen Pairsernennungen. Die Ordonnanz Decazes führte, um diese aristokratische Institution zu Grund zu richten, eine demokratische Majorität ein. Villèle suchte durch seine Ernennung dem aristokratischen Prinzip das Uebergewicht wieder zu verschaffen, und Periers Ordonnanz gibt diese dritte Lieferung, um die Erblichkeit zu stürzen.

A. d. R.

Digitized by Google

term bringen, als Minister zu machen; es gelang ihnen eine spießbürgerliche Monarchie zu erzeugen; allein ich zweifle, daß die Freiheit sich lange Zeit die Hände am Ofen wärmen wird. Die Franzosen hatten diese Freiheit in ein Feldlager gestellt, sie hat bei ihren Abkömmlingen noch den Geschmack und die Liebe zu ihrer ersten Wiege erhalten; wie das alte Königthum will sie auf dem Straßenpflaster erhoben werden und ihre Deputirten sind Soldaten.

Eben so wenig Sympathie hat die Religion bei der Regierung gefunden, die auf der Bühne den öffentlichen Kultus mit Füßen treten läßt, die heiligen Dinge der Verspottung preisgibt. Diese Regierung geht auf die Jagd der Kreuze aus; sie verfolgt sie bis ins Gefängniß der Marie Antoinette; sie verbannt sie aus den Gerichtssälen; sie würde sie sogar von den Gräbern reißen, wenn es einer eben so dummen als frechen Gottlosigkeit einfiele, diese neue Kirchenschändung von ihr zu verlangen. Glaubt man sich in Harmonie zu setzen mit der Meinung Frankreichs und Europa's durch die Erneuerung dieses antichristlichen Voltairianismus und des Schreckens, des Spottes und des Verbrechens? Man sieht also nicht ein, daß man sich so den innersten Gefühlen der Menschheit entfremdet? Die Heroen unsrer Zeit, die Polen, starben für die Unabhängigkeit ihres Namens und ihres Vaterlandes, indem sie die heilige Jungfrau anriefen, indem sie an ihr Herz eben dieses Kreuz drückten, das der Gegenstand der philosophischen Verachtung unsrer neuen Herren ist. Freilich war es den Ueberwindern der Trappisten leichter, ein Kreuz von der Höhe eines Thurmes herabzustürzen, als es aufzurichten, oder ihm auf dem Herzen der Polen zu Hülfe zu kommen.

Vorzüglich, scheint es, hat man es sich zur Aufgabe gemacht, die katholischen Gefühle in denjenigen Provinzen Frankreichs, wo sie noch am wärmsten glühen, dadurch zu verwunden, daß man mit einem Male die Freiheit des Kultus aussprach. Quälereien jeder Art erschöpfen die Geduld des Bauern der Vendée und Bretagne. Diese gläubige christlichtreue und kriegerische Bevölkerung, die Bonaparte bewunderte, ist ein Gegenstand des Hasses für die Vasallen der Quasilegitimität; auf gleiche Weise fürchten sie die östlichen Provinzen, die zwar von einem andern, aber nicht minder hochsinnigen Geiste beseelt sind. Alles was noch einige Erhebung besitzt, ist dem Instinkte der Kipperer des Julinsieges zuwider. Wenn sie einen so großen Schrecken vor dem auswärtigen Kriege haben, so sollten sie doch wenigstens auch einigen Widerwillen gegen Bürgerkrieg empfinden. Eine sehr merkwürdige Schrift macht uns mit der Lage der Royalisten des mittäglichen Frankreichs bekannt. Nachdem ihr Verfasser (Herr von Larey) die tyrannischen Maßregeln, die von den Lokalbehörden gegen die Einwohner genommen werden, beschrieben hat, sagt er: „Wer hat denn das Recht jetzt unsere Departemente in einen Zustand der legitimen Verdächtigkeit versetzt zu erklären, und uns wie ein erobertes Volk zu behandeln? Ja, dieß ist das wahre Wort für unsre Lage: wir sind die Ireländer Frankreichs. Wer von unsren Mitbürgern (weß Glaubens er auch sey) denkt nicht noch mit Abscheu an das gehässige Schauspiel, wie in Nimes die Freiheit des Kultus verletzt wurde! Wessen Herz empörte sich nicht bei dem Anblick dieser Soldaten, die die Kreuze umringten, die Zierde unsrer öffentlichen Plätze, und darauf eine große Lücke verursachten, ohne sogar auf Menschenleben zu achten. . . . Ja, Blut ist geflossen, geflossen, damit einige ausländische Handwerker ungestört das Bild des Heilandes der Welt umstürzen konnten."

Wenn die neue Monarchie, so wie sie gehandhabt wird, in den Wünschen und Interessen Frankreichs war, warum dann im Innern jene Verkäufe von Staatswäldern, diese Vermehrung der Steuern und des Budgets? Warum diese allgemeine Zerrüttung des Handels, das Stocken aller Arbeit, dieses unbehagliche Gefühl der verschiedenen Stände? Warum diese Steuerverweigerungen in mehreren Städten? Warum diese Bewaffnung der ganzen Bevölkerung, warum diese unaufhörliche Vermahnung zur Klugheit, zur Festigkeit, diese ewige Anrufung der Nationalgarde, ohne die man längst schon in den Abgrund hinabgestürzt wäre? Warum diese immer wiederkehrenden Emeutes? Die Minister Karls X entwickelten nicht so viele Soldaten, um einen Thron von zehn Jahrhunderten zu erschüttern, als die Minister Ludwig Philipps, um einen Thron von zehn Monaten aufrecht zu halten. Freilich hat man nicht auf die jungen Leute geschossen, die dem Julius die Krone aufgesetzt, man hat sich begnügt, Einige von ihnen mit Auswahl aus dem Wege zu schaffen und mit geringerem Lärm. Dieser stille Tod ist ganz in Harmonie mit diesen Menschen des Stillschweigens und der Dunkelheit, die kein Zündkraut für die Ehre des Vaterlandes losbrennen würden. Man schiebe so viel man will diese Mißgeschicke auf die Republikaner oder die Karlisten, auf Diesen oder Jenen, eine Thatsache bleibt stehen: Diese Aufstände haben am Tage, wo die Wahlmonarchie eingesetzt, und nach ministeriellem Zuschnitt entwickelt wurde, angefangen.

Literarische Chronik.

Englische Almanache für das Jahr 1832.

1) The Landscap Annual. The Tourist in Italy. Edited by William Roscoe. Illustrated from Drawings by I. D. Harding. London 1832.

2) The Picturesque Annual. Travelling Sketches in the North of Italy, the Tyrol and on the Rhine. With Engravings from Drawings by Clarkson Stanfield etc. London 1832.

Die englische Almanachsliteratur hat dieses Jahr einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Fünfzehn bis sechszehn: „Friendships Offerings" — „New Years Gifts" — „Forget me not" — und „Iuvenile forget me not" — „Amulets" und „Keepsakes" stehen in Gold und Seide prangend am Wege, und rufen der großen und kleinen Welt mit ihren süßen, freundlichen reimklingelnden Stimmchen zu: „Vergiß mein nicht! Vergiß mein nicht!" Und in der That, wenn man dieses bunte, geputzte kleine Völkchen ansieht, das wir zur Verkürzung unsrer nordischen Winterabende erfunden haben, wie unsre guten lustigen Vorfahren dieselben früher durch den Zauber- und Geisterspuk der zwölf heiligen Nächte, die Christkindbescheerung, den h. Nikolaus, die wilde Bertha, den Knecht Ruprecht, die h. Dreikönigsumzüge, das Ruthenpfeffern am unschuldigen Kindleinstage, die Fastnachtmummereien und tausenderlei andere Kurzweil auszufüllen suchten; so muß man allerdings gestehen, daß wir statt jener derben schauerlichphantastischen Zeitvertreibe in den Almanachen ein ganz artiges Spielwerk ausgedacht haben, das neben unsren Bällen, Konzerten und Theatern ziemlich hinreicht — einen vergnüglichen Winterschlaf zu halten. Freilich gleicht diese stuterische Duodezliteratur ziemlich künstlichen Blumen aus Drath und Seide, aber wir können uns immerhin daran erfreuen, indem wir sie an unsre eisüberfrorenen Fenster stellen und uns auf

Digitized by Google

den wahren Blumenfrühling, der doch nicht ewig ausbleiben kann, vertrösten.

Indem wir hier das Treibhaus der englischen Winterliteratur durchbotanisiren, beginnen wir mit zwei Almanachen, die an Pracht der Ausstattung wie an Gediegenheit des Inhaltes alle übrigen bei Weitem hinter sich zurücklassen. Italien ist das wahre Mekka und gelobte Land für England. Diese stolze Ketzerinsel scheint alljährlich eine bestimmte Anzahl ihrer Söhne nach Rom schicken zu müssen, um dort das Theuerste, was sie besitzen, als Tribut zu lassen — ihr Gold. Dafür erhalten sie nun zwar keinen Ablaß ihrer politischen Versündigungen gegen Europa, die so groß sind wie ihre Nationalschuld, aber sie nehmen aus dem heiligen Lande so viel kostbare Reliquien von Farbenschimmer, Sonnenschein und Orangenduft mit sich, daß sie damit ihr ganzes Nebel- und Beefsteakleben vergolden und parfümiren können. Auch der „Landschaftsalmanach," der mit dem nächsten Neujahre seinen dritten Geburtstag feiert, hat für das reiche England in dem armen Italien seine Schätze gesammelt; wir sagen Schätze, wenn man so sechsundzwanzig köstliche Kupferstiche der köstlichen Landschaften des südlichen Italiens nennen darf. Die beiden ersten Jahrgänge des Landschaftsalmanaches lieferten Bilder aus der Schweiz und dem nördlichen Italien, der gegenwärtige dritte — Ansichten aus dem südlichen Florenz und die Ufer des Arno, klassische Ruinen in der Umgegend römischer und toskanischer Städte, die romantischen Seen und ihre bezaubernden Umgebungen, Neapel mit seiner majestätischen Bai, mit seinen wilden und malerischen Küsten, die schauerlichen Schluchten, die Salvator Rosa durchirrte, und wo Sannazaro sang:

„La bella contrada
Ch' Apennin parte e 'l mar circonda e l' Alpe."

Die vorzüglichsten Meister des englischen Grabstichels haben diese Bilder nach Zeichnungen des Landschaftsmalers Harding ausgeführt. Wir heben als die vorzüglichsten heraus: die Bucht und Ebene von Sorrento von E. Goodhall gestochen, das innere der mailändischen Kathedrale von Higham; Santa Luzia in Neapel, von J. C. Allen; Puzzuoli mit dem Molo des Caligula, von R. Brandard; der Palast Ghigi zu Arricia von Jeavons; Ponte Santa Trinita in Florenz von J. Redaway, Isola Bella im Lago Maggiore von W. Miller; der Tempel des Clitumnus, von H. Jordan; Genfano, von Smith; Neapel von der Strada Nuova, von W. Radcliffe; Schloß und Bay von Bajá von Willmore u. s. w. Der nächste vierte Jahrgang wird das Küstenland von Genua, das prachtvolle Thal von Aosta u. s. w. enthalten, und mit dem Uebergang über den großen Bernard diese Galerie italienischer Landschaften zu einem vollständigen Ganzen abschließen. Der Landschaftsalmanach ist aber außerdem durch den Herausgeber Roscoe mit einem Reichthum kunstgeschichtlicher Bemerkungen und an Ort und Stelle gesammelter Traditionen ausgestattet, die eine eben so unterhaltende als belehrende Lektüre gewähren. Folgende Stellen, die wir daraus entnehmen, dürften vielen unsrer Leser noch neu seyn:

Giotto.

„In der ersten Morgendämmerung der Kunst, gegen das Jahr 1285 reiste Cimabue, einer ihrer ersten Wiedererwecker, durch die Campagna von Florenz nach Vespiniano. Auf dem Felde bemerkte er einen Hirtenknaben, der statt seiner Heerde zu warten eifrig beschäftigt war, mit einem zugespitzten Steine auf einem Felsen zu zeichnen. Erstaunt über die Geschicklichkeit, die das Kind verrieth, fragte er es, ob es nicht mit ihm gehen und sein Lehrling werden wolle. Freudig willigte der Knabe ein, und diesem Zufall verdankt Italien seinen berühmten Giotto, den Vater der neuen Malerkunst, und Dante einen Freund und Trost in seiner Verbannung, den er in seinem unsterblichen Erbicht mit den Worten feierte:

„Credette Cimabue nella pittura
Tener lo campo, ed ora ha Giotto il grido;
Si che la fama di colui oscura."

Giotto übertraf in der That nicht nur seinen Meister, sondern füllte auch bald Italien mit dem Ruhm seiner Werke. Rom, Neapel, Florenz, Padua und Avignon werteiferten, sich mit Schöpfungen seines Pinsels zu bereichern. Der Ruhm des Künstlers gelangte zu Papst Benedikt IX, der einen seiner Hofleute an ihn abfertigte mit der Einladung, St. Peter mit einem Werke zu schmücken. Da aber der Papst zugleich seinem Gesandten aufgetragen hatte, sich eine Probe von Giotto's Kunst zu verschaffen, so erbat er sich, nachdem er seine Sendung ausgerichtet, von dem Meister eine Zeichnung. Giotto nahm seinen Pinsel und zog damit aus freier Hand einen Kreis, so rein als mit einem Zirkel umschrieben. „Siehe da, Eure Zeichnung!" sagte nun Giotto mit lächelnder Miene. Der Höfling, der sich zum Besten gehalten glaubte, erwiederte etwas verdrießlich: „Das ist mir nicht genug" — „Genug und noch zuviel," entgegnete der Maler, nehmt es nur hin und sehet zu was erfolgt." Der Gesandte nahm endlich voll Aergers die Zeichnung, und überbrachte sie dem heiligen Vater. Wie erstaunte er aber, als hier kunstverständige Männer den Ausspruch thaten, daß kein anderer Künstler Italiens ein Gleiches vermöchte. Seitdem ist in Italien unter dem Volke das Sprüchwort entstanden: „Tu sei più tondo che l' O di Giotto." — „Du bist rundköpfiger als das O Giotto's — da tondo im Toskanischen Kreis und Tölpel bedeutet, womit man auf den schmalen Witz des päpstlichen Hofmannes anspielte. Als Dante in seiner Verbannung zu Ravenna lebend vernahm, daß sein berühmter Landsmann zu Ferrara verweile, so lud er ihn zu sich ein, und nun malte er für die Herrn von Polenta mehrere Freskobilder in der Kirche des h. Franziskus. Hier schlossen auch diese beiden großen Männer einen Freundschaftsbund, der nicht wenig dazu beitrug, des Dichters Gram und Bitterkeit zu lindern. Während seines Aufenthaltes zu Florenz im Jahre 1322 erhielt Giotto die Nachricht von dem Tode seines Freundes, die den Künstler, obgleich er mitten auf einer schöpfungsreichen und glänzenden Laufbahn begriffen war, doch tief erschütterte. Eines seiner nächsten Gemälde, das er für den König von Neapel vollendete, war die Apokalypse, zu der er manchen Gedanken aus den früheren Unterhaltungen mit dem erhabenen Dichtergenius geschöpft haben soll. Der König von Neapel selbst rhrte nicht minder Giotto's Kunst als seine geselligen Eigenschaften, und brachte manche Stunde in der Werkstätte des Künstlers mit heiterem Gespräche zu. Als eines Tages der König bemerkte, er sey entschlossen, aus ihm den größten Mann des Königreiches zu machen, erwiederte Giotto; „deßhalb habe ich auch meine Wohnung in der Porta Reale aufgeschlagen, damit sie mich fassen kann." Bei einer andern Gelegenheit sagte der König: „Giotto, wenn ich Du wäre, so würde ich bei so heißem Wetter nicht arbeiten." — „Auch ich nicht, antwortete der Künstler, wenn ich der König wäre." — Als Giotto eines Tages ein Bild vollendet hatte, sagte der König: „Nun, Giotto, wünschte ich sehr, daß Du Etwas in ganz großem Style ausführtest, etwa ein Gemälde von meinem Königreiche." Giotto that wie ihm geheißen, setzte sich an die Staffelei und überreichte dem König bald darauf — einen Esel, der unter einer Tracht von Prügeln erlag, während er nach einer andern noch stärkeren Peitsche mit Huf und Nase inbrünstig zu verlangen schien. Auf beiden Instrumenten der guten Ordnung war die königliche Krone und das Szepter zu sehen. Mochte nun der König glauben, der Künstler habe den Scherz zu weit getrieben, oder wie ihm sonst seyn mochte, Giotto machte sich bald darauf auf den Weg, um andere Städte von Italien zu besuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der „Lake Superior" — dieser prachtvolle See ist nicht nur der größte, sondern auch am höchsten gelegene von allen canadischen Seen. Die größte Breite desselben von Norden nach Süden ist 140 und seine Länge von Osten nach Westen 560 geographische Meilen. Sein Ufer ist eine Länderstrecke von 1509 geographischen Meilen. Seine Oberfläche liegt nach der Berechnung amerikanischer Ingenieurs 625 Fuß über dem Meeresspiegel. Sein Wasser ist wegen seiner Klarheit und Kälte merkwürdig, als die Ursache von letzterer gibt man eine ungeheure Tiefe an. Die Mitte des Sees wurde noch nicht ergründet; in geringer Entfernung vom Ufer maß man 80 bis 150 Faden bis auf den Grund.

* *

Der Abbé Chatel zeigt in den Pariser Blättern an, daß am 5 Dezember der Sitz der französisch-katholischen Kirche in das Hôtel Thiller, in der Faubourg Saint-Martin, verlegt worden sey. An diesem Tage werde das Hochamt, mit Musik begleitet, von Herrn Abbé Chatel, Bischof und Stifter der französisch-katholischen Kirche, gehalten werden. Die Adventpredigten werden von Abbé Auzou, „Primatrikar und Pfarrer von Clichy durch Volkswahl," gehalten werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 351. 17 Dezember 1831.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

Brasilien liegt zwischen 4° 18′ und 34° 55′ südlicher Länge, und begreift ungefähr den dritten Theil von Südamerika. Es würde sonach nicht Wunder nehmen, wenn man auf einer so riesenhaften Ausdehnung dieses Landes eine unermeßliche Verschiedenheit des Reichthums und der Erzeugnisse fände; allein nicht selten trifft man in einem und demselben Landstrich, in einem und demselben Bezirke Eisen und Diamanten, Gold, Blei und Topasen, man kann neben einander den Maniok, Korn und Mais, den Kaffee und den Weinstock, den Lein und die Baumwollenstaude, die köstlichsten Früchte Indiens, Amerika's und Europa's anbauen; endlich hat der noch größtentheils jungfräuliche Boden eine so überwuchernde Fruchtbarkeit, daß er mit hundert fünfzig bis fünfhundertfachem Ertrag das Korn verzinst, das Jemand seinem Schoße anzuvertrauen sich die Mühe nimmt.

Mehrere Jahrhunderte hindurch war dieses Land dem Kolonialsysteme unterworfen, das vielleicht minder streng gegen Brasilien als das spanische Amerika gehandhabt wurde; allein dennoch bleibt es wahr, daß die härtesten Prohibitivmaßregeln die Brasilianer unaufhörlich am vollen Genusse der Wohlthaten hinderten, mit denen sie die Natur so verschwenderisch überschüttet hatte. Dem Auslande verschlossen, erschöpfte sich Brasilien, um einige Kaufleute von Lissabon zu bereichern. Der Fuß seiner Bewohner wandelte auf eisengeschwängertem Boden, und bei Strafe, an dem ungesunden Ufer von Angola ihr Leben zu enden, war ihnen verboten, ihre Ackerwerkzeuge anders woher als aus Portugal zu beziehen; sie besaßen überreiche Salzquellen und mußten den europäischen Kompagnien das unentbehrliche Salz abkaufen; sie waren gezwungen, sich an den Ufern des Tajo richten zu lassen, und ihre Söhne konnten nirgends anderswo Unterricht in der Arzneikunde oder Rechtslehre empfangen als auf der hohen Schule von Coimbra.

Das Kolonialsystem hatte übrigens nicht bloß den Zweck, Brasilien verarmen zu machen, es hatte eine noch weit gehässigere Absicht, es wollte es entzweien. Das Mutterland streute die Keime der Zwietracht unter die einzelnen Provinzen aus, in der Hoffnung, dadurch um so länger die Kraft zu erhalten, die ihm nothwendig war, um seine Tyrannei auszuüben. Jede Capitaneria hatte ihren Satrapen, jede ihr kleines Heer, ihren kleinen Schatz; der gegenseitige Verkehr war sehr schwierig, oft wußten sie nicht einmal Etwas von ihrer gegenseitigen Existenz. Es gab in Brasilien keinen vereinigenden Mittelpunkt; die Radien dieses ungeheuern Kreises berührten sich weit außer seinem Bogen.

Als König Johann der VI durch die Franzosen aus Portugal vertrieben, ein Asyl in Amerika suchte, mußte natürlich ein Theil des Kolonialsystems von selbst fallen. Damals erst gründete man zu Rio de Janeiro Tribunale, die in letzter Instanz entschieden; Brasilien wurde den Ausländern geöffnet, und man erlaubte endlich den Einwohnern, die Reichthümer zu benützen, die von der Natur über das Land ausgegossen waren. Allein weiter ging man nicht; nach dieser gewaltigen Anstrengung legte man sich abermals schlafen. Man dachte nicht daran, die Theile des neuen Königreiches, das man proklamirte, homogen zu machen, man ließ ungeschickter Weise die alte Trennung der Provinzen fortbestehen, und Johann VI war zu Rio de Janeiro der Souverän von einer Menge kleiner abgesonderter Staaten, es gab ein Land, das man Brasilien nannte, aber keine Brasilianer.

Johann VI fehlte es an den einfachsten Kenntnissen der Regierungskunst. An seinem Bruder waren alle Sorgen der trefflichsten Erziehung verschwendet worden, während er — der nachgeborne Sohn — der nie zum Thron bestimmt schien, der tiefsten Unwissenheit überlassen blieb. Johann VI war von Natur aus gutmüthig; er konnte niemals eine abschlägige Antwort geben, er bewies sich stets als einen zärtlichen und gehorsamen Sohn, als einfacher Privatmann würde er durch ehrenwerthe Eigenschaften sich ausgezeichnet haben, als König war er eine vollkommene Null.

(Fortsetzung folgt.)

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

3. Die Conciergerie.

(Fortsetzung.)

Hier blieb ich meist allein und hing meinen Träumen nach; oft befiel mich Langweile, die Lehrstunden meines Meisters waren selten, und wenn das Zusammenlesen und Einsetzen der Buchstaben in den Winkelhaken meine Finger ermüdet hatte, so griff ich nach mei-

Digitized by Google

nem Buch. Wer noch nicht den Ueberdruß an mechanischer Arbeit empfunden hat, kann schwerlich das Vergnügen der Lektüre bemessen. Mit rohen Stoffen hat man es da zu thun, mit Metall, Erde, Holz, mit blinden Kräften, die nur einen passiven Widerstand entgegensetzen, die der Geist des Menschen überwältigen, formen, aber niemals beseelen kann. Wie ganz anders ist es mit dem Gedanken! Mit dem Gedanken, der in aller Herrlichkeit aufstrahlend, schaffend, unermeßlich, Alles durchdringt, ohne festgehalten, gebändigt, gebrochen werden zu können, und mit einer unsterblichen Befruchtung wuchert. Ich wundere mich nicht darüber, daß große Männer im Schoße mechanischer Gewerbe aufgewachsen sind; die Erkenntniß ist für diejenigen, welche einzig nur im Salon erzogen worden sind, ein Spiel, ein Prunk, eine Erholung; für Die, welche den Pflug geführt oder die Feile gehandhabt, wird geistige Beschäftigung eine Leidenschaft, eine Schönheit, ein Kultus, eine göttliche Liebe. Aus der Krambude, aus der Werkstätte oder der Kanzelei des Notars (gleichfalls eine handwerksmäßige Gedankenlosigkeit des Schreiberdienstes) gingen die meisten großen Köpfe hervor: Molière aus der Bude eines Tapeziers; Burns aus einer Maierei, Shakspeare war der Sohn eines Handschuh- oder Wollenhändlers, Rousseau verfertigte wie sein Vater Uhreräder. Lange im Kampfe mit der Natur der äußern Erscheinungen flüchteten alle mit der Kraft glücklicher Enthusiasten in das freie Reich des Gedankens. Selbst ein Geist von untergeordneterem Range würde unter den mechanischen Lehrjahren gewaltig erstarken: und wenn die unermeßliche Weltreform, die jetzt im Werke ist, sich bis auf die Kunst den menschlichen Geist zu bilden, ausdehnt, so zweifle ich nicht, daß endlich der gesunde Menschenverstand obsiegen, und die Wahl eines Handwerkes und ernstes Studium der physischen Natur, selbst bei den Vornehmen und Reichen, den hauptsächlichsten Theil einer jeden Erziehung bilden wird.

Von allen diesen Gedanken stellte sich damals nicht einer vor meine Seele. Ich hatte die Studienklassen verlassen, hatte an einem Trauerspiele zu arbeiten, zärtlichen Träumen nachzuhängen, den Geßner zu lesen. Mit Eifer befliß ich mich meiner Lehre, aber mit welcher Herzenslust kehrte ich stets wieder zu Salomon Geßners faden Schäfereien zurück, deren mattherzige Empfindelei mir das Höchste schien, was Geschmack und Zartheit erreichen können. O ihr Idyllenschäferinnen, Chloe, Daphne, Leukothea! Wie schienet ihr mir schön in der schwarzen traurigen Stube, die keine andern Bewohner als Spinnen, kleine Fenster mit kleinen viereckigen Scheiben hatte, und wo ich nichts hörte, als das durcheinander dudelnde Getön der Drehorgeln mit plärrenden Bässen oder quickenden Diskanten vermischt, das ferne Wagengerassel, das Geschrei eines Epileptischen, der alle Morgen in einer anstoßenden Kammer seine Anfälle hatte, endlich noch das Gemurmel, das aus einem Spielsaale im untern Theile des Hauses heraufstieg.

Am Nachmittage eines Sonnabends hatte ich meinen Geßner, aus dem ich die Daphne in schönen gereimten Herametern zu übersetzen begonnen — dieses Buch, dem ich so große Glückseligkeit verdankte, und das ich heute ungeachtet der zaubervollen Erinnerungen an dasselbe nicht mehr durchblättern möchte — auf dem Setzerkasten liegen lassen. Mein Vater wollte mich am folgenden Tage mit auf das Land nehmen fünf Stunden weit von Paris. Der erste Frühlingsstrahl, das erste Sonnenlächeln, der erste duftgewürzte Hauch der Luft erwartete mich, und wie hätte ich da ohne meinen Geßner genießen können? Um sieben Uhr Morgens war ich schon in der Druckerei. Doch nicht allein die Liebe zu meinem Geßner trieb mich dahin. Die Frau meines Meisters war arm und krank, sein Sohn mit der schrecklichsten aller Krankheiten, der Epilepsie, behaftet, sein Vater litt an der schmerzhaftesten aller bürgerlichen Krankheiten, der Armuth. Das Innere dieses Hauses war eine Höhle des Jammers; es bedurfte aller Sorglosigkeit und Traumphantasmagorie von fünfzehn Jahren, um dort Geßners Idyllen zu lesen und mit dem traurigsten Elend, das im Gefolge der Armuth, der Civilisation, der Krankheit und der Revolution wandelt, die Dichtungen für den Putztisch einer Dame zu vermählen. Ich wollte der kranken Frau, aus Auftrag meiner Mutter, zugleich einiges Labsal bringen; es bestand, wenn ich mich recht erinnere, in frischen Eiern, die sorgfältig in ein Körbchen gepackt, und mit meinen Hirtengedichtchen bestimmt waren, mich in den Kerker zu führen. Alle diese kindischen Einzelnheiten mußte ich erwähnen, um zu zeigen, welche geringfügigen Umstände zusammentreffen mußten, um mich ungeachtet meiner Jugend und meiner Unbedeutenheit in die Gewölbe der Conciergerie zu bringen.

Als ich anlangte, fand ich am Fuß der dunklen, schmalen Schneckenstiege, die zur Wohnung meines Meisters hinaufführte, zwei Männer, die mich neugierig beäugelten. Ich schenkte diesen Schildwachen in ihren abgeschabten Röcken keine Aufmerksamkeit, und nachdem ich mein kleines Korbfutter auf den Tisch eines kleinen Vorgemaches ausgepackt hatte, stieg ich in meine Werkstätte hinauf. Als ich mit meinem Buche in der Hand wieder herabkam, bemerkte ich durch die geöffnete Thüre einen Mann, dessen Brust die weiße Schärpe zierte, und der mit dem Ausdruck der Gleichgültigkeit und höchsten Langeweile im Gesichte an einem Kamine lehnte. Ich trat in die Stube meines Meisters, um mich nach dem Befinden der armen Frau zu erkundigen. Kaum war ich über die Schwelle getreten, als mich zwei Männer packten, und vom Kopf bis zum Fuß untersuchten. Ich mag nicht sagen, mit welcher schamlosen Genauigkeit man hiebei zu Werke ging; ich war stumm und starr vor Erstaunen. Das durchdringende Auge des Polizeibeamten war unverwandt auf mich gerichtet; eine Brieftasche, in der sich der Entwurf zu meinem Trauerspiele, die Hoffnung meiner Unsterblichkeit, befand, wurde sorgfältig eingepackt, versiegelt und überschrieben. Man befragte mich um Namen, Alter und Stand, man schrieb diese merkwürdigen Aufschlüsse nieder, und ohne sich die Mühe zu geben, mir zu sagen, was man mit mir vorhatte oder von mir wissen wollte, befahl man mir zwei ehrenwerthen Männern zu folgen, die in schwarzen Röcken und schwarzer Halsbinde ohne Hemdkragen, und mit Stöcken bewaffnet, mich auf die Polizei führten.

Die Herren, die mir zur Begleitung dienten, waren so höflich wie die Schergen des Lustspieles. In ihre Katzen- und Tigerfreundlichkeit, die fast alle Leute dieses Handwerkes auszeichnet, welche von dem menschlichen Elend zu leben pflegen, mischte sich vielleicht einiges Mitleid mit meiner Jugend und meinen naiven Fragen. Während wir über den Pont Neuf gingen, suchten sie mich zu beruhigen und zu trösten. Die Weiber, deren Instinkt alle Leiden

Digitized by Google

ahnet, betrachteten mich mit mitleidigen Blicken. Auf meine Fragen erwiderten sie, es handle sich bloß um eine Formalität, ich würde bald meiner Familie zurückgegeben werden, und der Zufall, der mich zu dem Drucker geführt habe, welcher eines politischen Vergehens angeklagt sey, könne keinen hinreichenden Grund zu Verdacht, noch weniger zu einer längern Verhaftung geben; endlich ließen sie mich hoffen, daß ich noch diesen Abend meine arme Mutter wieder sehen würde, und so betrat ich ohne Furcht das Gebäude, das man die Polizei nennt. Man hat nichts vergessen, um diese wichtige und schöne Magistratur, die Aedilenbehörde von Paris, abscheulich zu machen. Statt ihr einen würdigen Palast anzuweisen, hat man für sie eine schmutzige Grube ausersehen. Es steht von der Civilisation zu erwarten, daß sie diesen unsinnigen Mißgriff gut machen und der Behörde des öffentlichen Schutzes und der Wohlthätigkeit ihre befleckte Ehre, ihre wahre Bestimmung zurückgeben wird. Ich kam durch die Bureaux, ich stieg einige Treppen hinauf, meine Begleiter verließen mich; man stieß mich an den Schultern vorwärts, ich befand mich in einem länglich viereckigen Saale, dessen Dunst mich zu ersticken drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Saint-Simonistische Papstweihe und Finanz-Assoziation.

Schon seit einiger Zeit hörte man von einer großen Kirchenspaltung, die unter den Saint-Simonisten ausgebrochen sey, wobei der Vater Bazard und der Vater Enfantin, die beiden Häupter der neuen Kirche, sich getrennt, und letzterer sich aus eigener Machtvollkommenheit, als das einzige Oberhaupt, festgesetzt (posé, wie es die Saint-Simonianer in ihrer Terminologie heißen). Wirklich fand auch seine feierliche Einsetzung als einziger Saint-Simonistischer Papst am 27 November in einer großen Versammlung der neuen Gläubigen in ihrem gewöhnlichen Sitzungssaale in der Straße Taibout statt. Wir entnehmen die Beschreibung dieser kuriosen Feierlichkeit dem „Globe," dem Organ der Saint-Simonianer, wobei wir so viel als möglich dem geschraubten Saint-Simonianer Styl treu zu bleiben versuchen wollen.

„Gestern wohnte die Saint-Simonistische Familie, umgeben von einem zahlreichen Publikum, das sich zu unsern Predigten drängt, einer Szene bei, die den tiefen Stempel der Religiosität trug, und bei welcher jedes Mitglied seine Liebe und Verehrung für unsern höchsten Vater verzehnfacht fühlte, da er in einem jener erhabenen Momente, die Gott denen aufgespart, deren Stirne er mit seinem Siegel bezeichnete, Allen hundertmal moralischer und besser, hundertmal größer und tiefer, hundertmal mächtiger und schöner, hundertmal mehr Prediger erschien, als er sich ihnen jemals kund gegeben. Mittags nahm unser höchster Vater Enfantin, begleitet von dem Vater Olinde Rodriguez, seinen Sitz ein; ein leerer Armstuhl an seiner linken Seite bildete das Symbol des von uns noch erwarteten Weibes. *) Der Vater Olinde Rodriguez setzte sich zu seiner Rechten nieder. Die Versammlung war sehr zahlreich. Alle Gänge und Treppen waren gestreckt voll.

„Unser Vater Enfantin bezeichnete in seiner Rede den Familien und dem Publikum den neuen Weg, den wir jetzt einschlagen werden: „Bis jetzt," sagte er, „sind wir Publizisten und Philosophen gewesen; wir untergruben die alte politische Ordnung, die sich auf Uebertragung durch Geburtsrecht gründet, und legten den Grund zur politischen Ordnung der Zukunft, die sich auf eine hierarchische Verbrüderung nach dem Gesetze der Kapazität gründet. Wir wollen jetzt für die Moral thun, was Andere für die Politik gethan haben."

„„Der Saint-Simonismus war bisher eine Lehre und wir waren die Lehrer. Wir haben unterrichtet, wir wollen jetzt realisiren, denn die Zeit drängt, und es braucht mehr als Lehren für die Massen, welche leiden, und für die Bürger, die vor Schrecken in Verwirrung stürzen oder sich aufreiben. In dem Werke unsrer moralischen Wiedergeburt erwarten wir viele Angriffe, so wie wir sie lange auszuhalten hatten, als wir sagten, daß die Eigenthumsverhältnisse zu verbessern seyen, und daß wir sie verbessern würden. Aber bei der moralischen Wiedergeburt werden die Angriffe, die uns erwarten, vielleicht heftiger und verletzender seyn, als bei der politischen; denn die Moral ist das Prinzip des Menschen; sie ist sein Leben. Ich weiß zum Voraus, daß wir vorzüglich in Kampf gerathen werden mit dem Hasse der unmoralischen Menschen, mit Allen, die nur mit größter Ungeduld das Joch des christlichen Gesetzes tragen, und sich in beständiger Empörung gegen die Vorschriften der Moral befinden."

„Unser Vater Enfantin trug diese Worte mit ruhiger Stimme und imposanter Würde vor. Seine Worte gingen langsam von seinem Munde aus und durchdrangen sanft die Versammlung. Er sprach mit Begeisterung ohne Kunst, und deßhalb gebot auch der majestätische Klang seiner Rede der im Saale zusammengedrängten Menge tiefes Stillschweigen.

„„Wir sind also jetzt Apostel," fuhr er fort. „Eines unsrer Gesichter ist auf einen Augenblick umschattet, verdunkelt, verschwunden; es ist das des Wissens, des Dogma. Ein anderes erhebt sich und wird strahlend aufgehen; es ist das der Industrie, des Kultus; es wird dargestellt durch Olinde Rodriguez, der die Geschäfte der alten Welt verließ und begleitet von der Urfamilie zu uns gekommen ist; durch Olinde Rodriguez, den Erben Saint-Simons, der uns alle in den neuen Glauben eingeweiht hat und gegenwärtig zu meiner Rechten sitzt.

„„Ich habe Euch noch zwei Hauptakte der neuen Autorität einzuhändigen: Unser Apostolat kann vorerst nur noch von Männern ausgeübt werden; das freie Weib hat noch nicht gesprochen. Das Weib, das unter dem alten Gesetze den Mann zum Herrn, unter dem neuen zum Beschützer hatte und in der Zukunft zum Gefährten haben wird, ist noch im Stande der Unmündigkeit. Das moralische Gesetz der Zukunft ist Gleichheit des Mannes und des Weibes; die Ehe wird die innigste und religiöseste Vereinigung seyn. Bis dahin, wo das freie Weib sich offenbaren wird, soll kein Weib an unserm Werke Theil nehmen. Alle Weiber, die wir vorläufig in den Abstufungen der Hierarchie eingetheilt haben, sind für uns unter einander gleich bis dahin, wo jede von ihnen mit dem Manne gleich seyn wird. Nun, Rodriguez, verkündet der Familie und dem Publikum Euer erstes Bekenntniß." *)

„Hierauf erhob sich der Vater Rodriguez und las mit starker Stimme Folgendes ab:

„„Saint-Simon, mein Meister, offenbarte mir die politische Zukunft der Arbeiter. Er lehrte mich die Würde der Industrie kennen, mich, den Zögling der modernen Wissenschaft, der das Werk von Menschenhand vollbracht verachtete und nur bewunderte, was der Geist ersann. Saint-Simon offenbarte mir, wie die Macht des Geldes, gegenwärtig noch die Verderberin der Welt, einst eine moralische Kraft werden würde. Er offenbarte mir, wie Wissenschaft und Industrie, Theorie und Praxis, deren tiefen Zusammenhang die Welt noch nicht kennt, einst sich vereinigen würde zum Glücke der Welt, unter der religiösen Begeisterung der schönen Künste, die selbst in ihrer erhabensten Quelle — in der Liebe Gottes und des Menschen — sich verjüngen würden.

„„Ich komme in die Mitte der alten Gesellschaft, die noch im Kampfe liegt, die jeden Tag weiter schreitet, wie dieß so viele erleuchtete und falsche Propheten gesagt haben, ich komme, um die friedliche Gesellschaft der Arbeiter einzusetzen und anerkennen zu lassen, die künftig weder Schwert noch Flinte haben wird. Und hiemit denn zuerst mein Glaubensbekenntniß.

„„Ich bin in der Religion geboren, welche die Menschen über die Macht der moralischen und politischen Einheit belehrte; in der Religion, deren Oberpriester für alle Völker der Welt betete; in der Religion, des

*) Das Saint-Simonistische Dogma von Erlösung des Weibes oder — wie sie es nennen — der Ankunft des freien Weibes, ist nicht neu. Schon Wilhelm Postell, ein Normann (gest. 1581) behauptete, so wie das männliche Geschlecht durch Christus erlöst worden sey, so müsse es auch mit dem weiblichen durch ein Weib geschehen. Postell bezeichnete als diesen weiblichen Christus eine damals zu Venedig lebende Jungfrau.

A. d. R.

*) Acte, wie es die Saint-Simonisten heißen.

Digitized by Google

ren großer Prophet verkündete, daß man einst aus den Lanzenspitzen Pflugscharen schmieden werde; in der Religion, deren Bekenner in der ganzen Welt zerstreut und vereint und verfolgt die Befreiung der Arbeiter durch die Erfindung der Wechselbriefe begannen. Ich bin als Jude geboren, allein mein Vater wollte aus mir einen Mann für die Zukunft, nicht für die Vergangenheit bilden; ich beging nie den jüdischen Ritus. Saint-Simon stieß mich in der Tiefe meiner Sympathie die erhabene Religion begreifen und fühlen, die über das heidnische Rom und die Barbaren siegte, indem sie die menschliche Selbstverleugnung zur höchsten Macht erhob; indem sie wenigstens im Dunkel des häuslichen Herdes die Würde des Weibes heiligte; indem sie alle Klassen der Gesellschaft zu einer wenigstens geistigen Gemeinschaft berief, die der untrügliche Vorbote einer reellern und ausgedehntern Gemeinschaft, der herrliche Herold einer allgemeinen Verbrüderung aller Kinder eines und desselben Vaters ist. Allein ich bekannte mich doch nicht zu dem System des Christianismus; mein Geist, durch das Studium positiven Wissens entwickelt, konnte nicht jene veralteten Dogmen annehmen, die schon seit dreihundert Jahren von der Art des Protestantismus und der Philosophie getroffen wurden. Was bin ich also? Atheist? Nein. — Ich bin Saint-Simonianer; ich bin der frömmste Saint-Simonianer nach dem, den ich hier begrüße als den moralischsten Menschen meiner Zeit, als den würdigen und wahren Nachfolger Saint-Simons, dessen erster Schüler ich war.

„Ich muß hier einige Worte über die wahren Folgen der Julusrevolution beifügen. Das Volk, das seine Entlassung nicht gegeben hatte, erhob sich, um Betrug und Gewaltthat niederzuschmettern; in seinem täglichen Schweiß gebadet, gab es sein Blut hin, um Treue und Glauben zu fordern. Und noch immer erwartet das Volk den Lohn für sein Werk der drei Tage. Die Saint-Simonisten allein wandelten auf der Bahn des Fortschreitens fort, das durch die Explosion des Julius angedeutet wurde, das in einem Augenblicke Europa in einen Vulkan verwandeln konnte; die Saint-Simonisten allein nehmen jetzt die Moralität des Volkes von 1830 auf sich, und versuchen es, das Werk der drei Tage auf dem Wege der Ueberzeugung und Lehre fortzusetzen.

„Im Namen des lebendigen Gottes, der in den Augen der Menschen stets der größte, der verehrteste, der mächtigste seyn wird; im Namen der ärmsten und zahlreichsten Klasse, die uns Alle durch ihre Arbeit ernährt; im Namen der Fabrikanten und Arbeitsleute, die als Opfer einer Organisation gefallen sind, welche jenen nichts als einen abscheulichen Bankerott und diesen nichts als den Hungertod läßt; im Namen des Lyoner Blutes, das in dieser schrecklichen Katastrophe vergossen worden ist, beschwöre ich Euch Alle, die Ihr die Leiden mitfühlt, welche ich heilen will; die Ihr mit der Zukunft sympathisirt, die wir erwarten; der frommen Aufforderung Gehör zu geben, die ich jetzt an Euch richte. Bringt Saint-Simon, bringt ihm, der die moralische Kraft des Geldes gründet, einen Theil Eures Geldes als Geschenk oder Anleihen zum Opfer; so viel in Euren Kräften steht, so viel Eure Liebe gebietet. Ich werde Alles mit Freuden annehmen und gewissenhaft darüber Rechenschaft geben. Bankiers, Kapitalisten, Grundbesitzer, Ihr Alle, die Ihr die Werkzeuge der Arbeit in den Händen habt, interessirt Euch für meine Unternehmung, denn sie ist Euch nützlich: Ihr wünscht das Steigen Eures Vermögens, Eurer öffentlichen Fonds, und Ihr wißt wohl, daß der innere Friede die Bedingung davon ist. Ihr zittert bei dem Gedanken an Plünderung, die Emeute erfüllt Euch mit Entsetzen, eine wegen Lärm in den Straßen geschlossene Bude betrübt Euch mehr als der feierlichste Leichenzug. Wohlan, ich werde für Euch arbeiten, denn ich unternehme es, Alle zu überreden, Allen zu beweisen, daß der Friede für Alle das kürzeste Mittel ist, um Fortschritte zu machen. Dieß ist die Theorie, welche Saint-Simon sein ganzes Leben gelehrt hat, und welche die Saint-Simonisten ins Werk seyen wollen. — Bankiers, ich habe Euch Alle erkannt und beurtheilt; Ihr Alle wußtet nichts von meiner Bestimmung, ein Einziger ausgenommen, der seit drei Monaten, wie von einer geheimen Ahnung gedrungen, mir unaufhörlich sagte, daß meine Stelle nicht auf der Börse sey. Nun aber spreche ich kühn zu Euch — Ihr werdet mich verstehen. Rothschild, Lafitte, Aguado haben nichts so Großes unternommen, als ich unternehmen werde. Sie Alle gaben nach dem Kriege dem Besiegten den nöthigen Kredit, um den Sieger zufrieden zu stellen. Sie vollbrachten Großes, und ich war der erste, der es bemerkte und vor sieben Jahren — Dank sey es Saint-Simon — öffentlich aussprach. Allein sie disponirten die Zukunft der politischen Restauration, und schon hat diese Zukunft für sie ihr Ende erreicht. Man wird jetzt keine so große Kreditoperation mehr sehen, wie sie diese drei famosen Männer durch die reißendschnelle Zunahme ihres Vermögens ausführten, und alle drei fühlen bereits im Grunde ihres Herzens, daß ihre Laufbahn bald vollendet seyn wird. Ihre Bestimmung endigt und die meinige beginnt. Man wird an den Börsen von Paris, London und Berlin die politische und finanzielle Zukunft der friedlichen Arbeiter disponiren. Ich unternehme es, den Saint-Simonistischen Kredit zu gründen.

„Aber ich rufe auch zu andern Männern als zu solchen, die Geld besitzen. Ich rufe zu den Künstlern, die das Volk lieben, und zu den Frauen, die stets den Frieden zwischen den Männern gewollt; die stets dazu beitrugen, die Rohheit der Männer zu mildern. Wo ist der Dichter, der wahrhaft das Volk liebt; der glorreich durch die Besingung Napoleons und der Volksfahne künftig die Hoffnung des arbeitenden Volkes besingen wird, das keinen Krieg mehr will? Wo ist der Saint-Simonistische Beranger, der Thyrtäus des Friedens, dessen Töne den Schrecken der Schlacht Halt gebieten, und Herren und Arbeiter zu dem neuen Glauben bekehren werden? Auch der Tonkünstler trete hervor, dessen berauschende und mächtige Musik, reicher noch als die Rossini's und Bethovens, die Hymnen der Zukunft begleitend, durch ihre Melodien sich des Zaubers der Rührung bemächtige, die der Musik aufbehalten ist. — Ihr Maler, besteckt nicht mehr Euern Pinsel, indem Ihr unsern Augen eine ausschweifende blutbefleckte Freiheit vorführt; würdige Erben Raphaels und Davids, begeistert Euch an den Leiden der Tochter des Volkes; laßt uns das Weib der Zukunft bewundern, die ihr Leben, ihren Glauben in die Mitte der Streiter wirft, um sie in der Liebe Gottes und der Menschen zu vereinigen. Ihr Bildhauer, laßt aus dem Marmor den friedlichen Moses hervorspringen! Ihr Baukünstler, wo sind Eure Plane zum Tempel des Friedens? Ihr politischen Schriftsteller, Journalisten, die Ihr die öffentliche Meinung aussprecht, sagt künftig, was Ihr von den Saint-Simonisten und mir haltet! Gibt es unter allen Begebenheiten, die Ihr aufzeichnet, eine glänzendere als die des Saint-Simonismus? Untersucht mit aller Schärfe Eures Geistes. Wer wir sind und Was das Ziel, auf das wir losgehen. Ihr Alle wollt das Fortschreiten, aber Ihr könnt Euch nicht über die Mittel dazu verständigen. Ihr Alle arbeitet an einem großen Werke, das zwar nicht das der Saint-Simonisten ist; aber wir sind deßhalb nicht Feinde. Seht zu, ob nicht zwischen uns und Euch ein öffentlicher Friedensvertrag über gesetzliche Ordnung und Fortschreiten unterzeichnet werden könne? Untersucht es und sagt es.

„Auch die Frauen werden unsrer Aufforderung entsprechen; sie werden unsre Wirken auf die armen Klassen durch die Milde ihrer Sympathie unterstützen. Ihr politischer Einfluß wird in der Zukunft ganz Macht, ganz Moral seyn. Sie werden kommen, und unter ihnen wird sich bald die liebenswürdigste, die geliebteste, die moralischste offenbaren. Und die Könige von Europa werden mich meine Lebensbahn hinziehen lassen, wie ein Schiff, das eine neue Welt sucht; denn auch sie wollen den Weltfrieden, und erwarten, um völlig in das Fortschreiten einzuwilligen, Nichts als ein mächtiges Unterpfand von der Loyalität Derer, die es verkünden; und dieses Unterpfand ist das Werk der Saint-Simonisten. Mein Ehrgeiz wird befriedigt seyn an dem Tage, wo sie es anerkannt haben werden."

(Schluß folgt.)

Schulwesen in Rußland.

In Petersburg ist von der russischen Regierung eine technologische Schule eröffnet worden, in welcher 152 Zöglinge auf Staatskosten Unterricht erhalten. Es wird darin Technologie in ihrem ganzen Umfange, Maschinenbau, Chemie u. s. w. gelehrt. Denjenigen Zöglingen, die ihre Studien mit Auszeichnung vollenden, sind Privilegien zugesagt, die für Russen von großer Wichtigkeit seyn mögen, immerhin aber sonderbar genug klingen. Sie werden von der Konscription und von Körperstrafen befreit seyn: sie dürfen Handwerke und Gewerbe treiben, ohne sich in eine bestimmte Zunft oder Gilde einschreiben zu müssen u. s. w., und können diese Privilegien auf ihre Kinder vererben, so lange dieselben das gleiche Gewerbe treiben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 352. 18 Dezember 1831.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Minister, die in Johanns VI Namen regierten, waren nicht ohne Talente; aber keiner von ihnen kannte Brasilien genug, um die Wunden zu heilen, die das Kolonialsystem diesem Lande geschlagen hatte, um die getrennten Theile zu vereinigen und ihnen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Thätigkeit und des Lebens zu geben. Don Rodrigo Graf de Linhares hatte großartige Ideen; allein er wollte Alles auf Einmal anfangen und vollenden; in einem Lande, wo Schwierigkeit auf Schwierigkeit sich thürmte, sah er keine einzige; er maß die Größe seiner Ideen nicht mit den kleinen Mitteln, die ihm zur Ausführung blieben; von Charlatanen, die ihn umgaben, noch mehr aber durch seine heiße Einbildungskraft zum Besten gehalten, glaubte er schon gigantische Entwürfe ausgeführt, die kaum in einigen Jahrhunderten vollendet werden konnten. Seine Nachfolger, alt und kraftlos wie sie waren, sahen in Brasilien stets nur Europa, und ließen die Dinge in dem Zustande, worin sie sie gefunden hatten. Antonio de Villanova von Portugal, der letzte Minister, den Johann VI als unumschränkter Monarch hatte, war ein redlicher Mann, und besaß einige Kenntnisse in der Landwirthschaft, politischen Oekonomie und Jurisprudenz; aber seine veralteten und armseligen Ideen standen weder im Einklang mit den Anforderungen des Jahrhunderts, noch mit den neuen Bedürfnissen der portugiesischen Monarchie. Die Emanzipation Brasiliens, die im Grund genommen schon mehrere Jahre entschieden war, schien ihm ein unausführbarer Traum; er besaß Rechtschaffenheit, und war von Betrügern und Verschwendern umgeben; er wollte Gutes stiften und richtete nur Unheil an. Thomas Antonio vermochte weder die Revolution, die bald darauf in Portugal ausbrach, vorherzusehen noch aufzuhalten, und er ließ sie fast mit Blitzesschnelligkeit alle Provinzen Brasiliens durchdringen.

Um diese Zeit glaubten noch die Bewohner dieses Landes, für den König, den ihnen die Vorsehung bestimmt zu haben schien, jene abgöttische Ehrfurcht bewahren zu müssen, von der man gegenwärtig in Europa nur noch leise Spuren entdeckt. Johann VI insbesondere hatte die Liebe seiner Völker durch seine Gutmüthigkeit und jene Herablassung erworben, die vortheilhaft genug gegen die hochfahrenden Herrenmienen der vormaligen Gouverneure abstach. Johann VI hätte den schönsten Edelstein der portugiesischen Krone erhalten können, wenn er das Mutterland seinem Schicksal überlassen, und in der Mitte der Brasilianer verweilend, die ihn anbeteten, das Kolonialsystem bis auf die letzte Spur abgeschafft, und so ein brasilianisches Reich gegründet hätte. Allein um an dieses Ziel zu gelangen, bedurfte es größerer Energie, tieferer Kenntniß der Menschen und Dinge, als der unwissende und gutmüthige Sohn des Königs Don Joseph besaß. Johann VI wurde das Spielzeug einer strafbaren Intrike.

Die portugiesische Revolution war das Werk einiger aufgeklärter Menschen; die Masse der Nation konnte weder den Zweck noch die Prinzipien dieser Umwälzung begreifen. Da der König von den Portugiesen geliebt wurde, so sah man ein, daß die beabsichtigten Veränderungen weniger unpopulär erscheinen würden, wenn man ihn darein zu verflechten im Stande wäre, und man beschloß demnach, Alles aufzubieten, um den Hof in den Schooß des Mutterlandes zurückzuführen. Johann VI liebte Brasilien; die zutrauliche Servilität der Bevölkerung dieses Landes gewährte ihm den vollen Genuß einer unbeschränkten Herrschaft, ohne die anderswo damit verknüpften Unannehmlichkeiten; aber um die Wahrheit zu sagen, auch die Furcht, das Meer noch einmal zu durchsegeln, fesselten ihn an den amerikanischen Kontinent. Es war nothwendig, ihm sorgfältig den Plan zu verheimlichen, den man entworfen hatte, um ihn zum Genossen einer Revolution zu machen, die er verabscheute: man mußte ihn zu überreden, daß seine Anwesenheit die rebellischen Portugiesen zu ihrer Pflicht zurückführen würde, und durch diese List siegte man mit einem Male über seine Neigungen und seinen Widerwillen. Johann VI befand sich noch auf dem Schiffe, das ihn nach Europa zurückgeführt hatte, als bereits alle ihm vorgespiegelten Trugbilder verschwunden waren. Seine Cortes schrieben ihm die strengsten Gesetze vor, und gingen so weit, ihm die Stunde seiner Landung zu bestimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien, wie es ist.

V. Zustand der Wissenschaften und allgemeinen Kenntnisse.

(Schluß.)

Chemie wird nur in der Schule der Pharmacie gelehrt, um den medizinischen Vorschriften zu genügen. Die Spa-

Digitized by Google

nier sehen in einem Chemiker nur den Apotheker und so wird nun auch der gegenwärtige Professor Don Antonio Moreno betrachtet, der seine Wissenschaft zu Paris studirte, und sie in ihrer fortgeschrittenen Ausbildung mit einer großen Beredsamkeit, die anderswo gewiß Aufsehen erregen würde, vorträgt. Die Vernachlässigung der Chemie rührt indeß nicht von einer Geringschätzung oder Abneigung der Regierungsgewalt gegen diese Wissenschaft her. Die Chemie erfordert eine unermüdliche Aufmerksamkeit, und kann in ihrer höheren Ausbildung nicht erlernt werden, ohne eine Folgereihe genauer und mühsamer Versuche; jedes Ding aber, das Sorgfalt, Genauigkeit und Anstrengung erfordert, scheint den natürlichen Anlagen des Spaniers zu widersagen. Physische und moralische Unordnung ist das eigentliche Element, in welchem ihm wohl ist.

Daher gibt es zu Madrid zwar Arzneihändler, aber keine Chemiker, und selbst die wichtigeren Heilmittel, wie Ammonium, die Aether, die Emetica, schwefelsaure Salze u. s. w. werden nicht in der Hauptstadt bereitet, sondern von Frankreich eingeführt. Die mathematischen Wissenschaften scheinen der Intelligenz des katholischen Königreiches besser zuzusagen, „weil man sie," wie Faure bemerkt, „bereits fertig vorfand, und nur zu begreifen braucht;" *) allein die einzigen Personen, die sich mit diesem Studium abgeben dürfen, sind junge Militärs, die für die Artillerie oder das Genieweſen bestimmt sind; übrigens braucht man es den Uebrigen nicht ausdrücklich zu untersagen, da sie wohl wissen, daß sie sich nur Verfolgungen aussetzen würden. Selbst in den Militärwissenschaften, deren Studium doch eigentlich ermuntert wird, sind die Spanier hinter den übrigen europäischen Nationen weit zurück. Das Wenige, was in ihren Schulen gelehrt wird, ist Uebersetzungen französischer Werke entliehen, und selbst dieses Wenige wird schlecht gelehrt. Botanik, die weniger Mühe erfordert als Chemie und die übrigen Naturwissenschaften, hat einige Fortschritte gemacht, und mehrere Männer, wie Cavanilles, Ruiz, Pavon und Lagasca, haben sich in diesem angenehmen Studium ausgezeichnet.

Die spanische Arzneikunde befindet sich auf der niedrigsten Stufe, und allem Anschein nach wird sie es auch ferner noch bleiben, um der Geistlichkeit nicht im Lichte zu stehen, mit der sie im Schooße der Familien, und am Sterbebette in stete Berührung kommt. Da man außerdem die Ueberzeugung schöpfte, daß diese Wissenschaft unvermerkt zum Materialismus zu führen pflege, so hielt man es im Interesse der Religion und ihrer Diener gerathen, dieses Studium so viel als möglich niederzuhalten — und wirklich wurde dieß auch mit großem Erfolge ausgeführt. In Spanien sind Aerzte und Wundärzte größtentheils arme Teufel, Menschen, denen Vermögen und oft der tägliche Unterhalt fehlt, die um einen Schilling oder auch noch weniger ihre Besuche machen, und eben so unwissend als übelberüchtigt selbst von denen verachtet werden, die ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen nöthig finden. Aller Orten kann man Aushängschilde mit einem daran befestigten Barbierbecken und der Inschrift: „Cirujano y Comadron" — Wundarzt und Geburtshelfer — lesen, und um diesen Titel zu erlangen, muß man anfangs Krankenwärter in einem Spitale gewesen seyn, dann einige Vorlesungen besucht haben, zum Schein eine Prüfung bestehen, und vor Allem die Erlaubniß zur Ausübung des Geschäftes kaufen.

Außerdem gibt es auch noch Doktoren in beiden Fächern der Arzneikunde, der Medizin und der Chirurgie, welche innerliche Krankheiten behandeln, gelegentlich Operationen machen, obgleich stets mit großer Ungeschicklichkeit, und wichtige Stellen, namentlich die Lehrstühle, in Besitz haben. Nicht ein einziger Spanier hat sich in der Anatomie einen Namen erworben, was auch nicht möglich ist. Der Versuch, Leichen unter das Anatomiemesser zu nehmen, würde einen Aufruhr verursachen, und jedenfalls Dem, der einen so kühnen Schritt wagte, das Leben kosten. Madrid besitzt nicht ein einziges gutes anatomisches Präparat, und was die Sammlung von Wachsmodellen im Kollegium von San Carlos betrifft, auf welche die Spanier so unwissendstolz sind, so könnten dieselben, selbst wenn sie noch vollständiger wären, als sie wirklich sind, nie eine Leichenzergliederung ersetzen, oder Jemand ohne andere Mittel der Belehrung in Stand setzen, mit Sicherheit, geschweige denn mit Geschicklichkeit, einen menschlichen Körper zu operiren. Die Physiologie hat natürlich oder vielmehr nothwendiger Weise das Schicksal der Anatomie getheilt, und während diese Wissenschaft durch das Studium der Gelehrten aller Länder Europa's so ungeheure Fortschritte machte, haben die Spanier dazu nicht das Mindeste beigetragen. Zwar rühmen sie sich die gerichtliche Medizin mehrfach beleuchtet zu haben; auch gibt es dort wirklich eine Anzahl von Werken über diesen Gegenstand; allein wenn man den Werth oder Kredit derselben richtig würdigen will, so muß man den Zustand der Arzneikunde in diesem Lande überhaupt und die verhältnißmäßige Unwissenheit in Chemie, Anatomie und Physik, wie sie fast unter allen spanischen Aerzten herrscht, dabei in Anschlag bringen. Die Geburtshülfe allein ist mit größerem Erfolg betrieben worden, indeß verdankt man die bessern Einsichten hierin Frankreich; auch besteht kein spanisches Werk darüber, und mit Ausnahme der Werke Arejula's über das gelbe Fieber und Luzuriaga's über die Madrider Kolik ist uns kaum eine medizinische Schrift bekannt, die im Auslande einer Autorität genösse. Luzaraga's Abhandlung selbst betrachtet Dr. Faure nur als einen sehr dürftigen Versuch. Das brown'sche System gilt vorzüglich den spanischen Aerzten bei ihren Behandlungen als Richtschnur, und wenn man Dr. Faure glauben darf, so wenden sie erhitzende Mittel in einem Uebermaße an, das unter einem so heißen Himmelsstriche wie Spanien die alte Fabel von dem Bündniß des Todes und des Arztes in Erinnerung bringt. Es ist hiebei zu bemerken, daß das allgemeine Krankenhaus in Madrid, was Unreinlichkeit und Unordnung betrifft, als das Vorbild der spanischen Hospitäler angesehen werden kann. Die dem Militär angewiesene Abtheilung ist eine Höhle von Verpestung und Tod.

Die Hochschule der Arzneikunde und Rechtsgelehrsamkeit ist aus Madrid entfernt worden. Freilich befinden sich die Spitäler und Gerichtshöfe, wo die Kandidaten der Medizin und des Rechts allein tüchtige Berufskenntnisse einzusammeln im Stande wären, alle in der Hauptstadt; allein was hat dieß in Spanien zu bedeuten, wo Kenntnisse keinen Anspruch auf Auszeichnung begründen, und eher Verfolgung als Beförderung nach sich ziehen?

Die der spanischen Regierung ausschließlich eigene Weisheit hat beide Fächer der Hochschule in eine kleine Stadt, nach Alcala de

*) Puis qu' elles sont trouvées et qu' il n' y a qu' à les concevoir.

Digitized by Google

Henares verlegt, wo weder Krankenhäuser noch Gerichtshöfe bestehen und hier muß die Jugend ihre Studien machen, um den Grad eines Doktors der Rechte oder der Arzneikunde zu erlangen. Die Studenten selbst bilden eine Schaar der armseligsten Bettler, die in schwarze zerlumpte Capas gehüllt, und die nackten Füße mit Lumpen umwickelt, auf ihren eingefallenen, schmutzigen und ungewaschenen Gesichtern eine Mischung von Stolz, Rohheit und Elend zur Schau tragen. Der größte Theil dieser Vogelscheuchen hat keinen andern Unterhalt als die Bettelsuppe, die ihnen an den Klosterpforten gereicht wird, und das Almosen, das sie sich in den Straßen erbetteln, wo man sie fast zu jeder Stunde trifft, indem sie ihr: „una limosna para un poure estudiante" — ein Almosen für einen armen Studenten — kreischen — Worte, die sie nach der Bemerkung des „jungen Amerikaners" mit Ton und Gebärde aussprechen, die deutlich zu sagen scheinen: „Ein Almosen her, oder geht zum . . ." Das Betteln ist zwar in Spanien keineswegs eine Schande, im Gegentheil sollte man glauben, es gereiche in einer Beziehung noch zur Ehre, da ein großer Theil der Geistlichkeit und der mächtigste Mönchsorden sich darauf verlegt. Allein das Land muß in einen furchtbaren Abgrund von Demoralisation versunken seyn, wo man selbst den Stolz mit der niedrigsten Stufe menschlichen Elendes verträglich hält, und wo man es für junge Leute, die sich einem solchen Beruf gewidmet haben, nicht entehrend findet, auf öffentlicher Straße zu betteln. Indeß halten die Spanier die ärmsten Studenten für die besten, und allerdings können sie in dieser Sache als die zuverlässigsten Richter gelten; obgleich es schwer seyn dürfte, die Stufen der Armuth genau auszuscheiden, wo alle Bettler sind. Alle Berichte stimmen übrigens darin überein, daß diese Studenten ein roher, brutaler, ausschweifender und schamloser Schlag Menschen sind, ohne alles Ehrgefühl und noch dazu mit einem schändlichen Laster befleckt, das diesem entarteten und tiefgesunkenen Lande nur allzu eigenthümlich ist.

Die Akademien von Madrid leisten gleichfalls für die Ausbildung der verschiedenen Fächer des menschlichen Wissens wenig oder nichts. Es gibt eine Akademie der spanischen Sprache, die der französischen Akademie nachgebildet ist; eine für Geschichte und eine für schöne Künste: Malerei und Baukunst. Für Physik, Mathematik und Naturwissenschaften besteht nirgends eine. In der Malerei hatte Spanien einst glänzende Meister aufzuweisen; gegenwärtig aber ist selbst diese Kunst, die doch zur Verherrlichung der Kirchen so mächtig zu wirken im Stande ist, so tief gesunken, daß die Regierung vor einigen Jahren zur Aufnahme und Lithographirung von Landschaften französische Künstler kommen lassen mußte. Bei einer Gemäldeausstellung, die Dr. Faure besuchte, sah er nur drei oder vier elende Sudeleien, die kaum für Wirthshausschilde gut genug gewesen wären, und dieß in dem Vaterlande Murillo's und Velasquez's! was die Bildhauerkunst betrifft, so scheint dieselbe mit Don Jose Alvarez, erstem Hofbildhauer des Königs, erloschen zu seyn, der zu Madrid im November 1827 in der tiefsten Armuth und Verlassenheit starb. Dieß ist der intellektuelle Zustand Spaniens unter der Herrschaft des Absolutismus und der Priesterschaft.

Neue Saint-Simonistische Papstweihe und Finanz-Assoziation.

(Schluß.)

Die tiefsinnigen Ausleger der Johannis-Offenbarung werden ohne Zweifel in Olinde Rodriguez den längst schon auf das laufende Jahrzehent verheißenen Antichrist erkennen, der da kommen soll, um mit vollen Goldsäcken die Welt zu durchziehen, und arme Seelen zu kaufen. Der von ihm der Saint-Simonistischen Versammlung vorgelegte Finanzplan wenigstens läuft ungefähr darauf hinaus. Vor der Hand scheint der Antichrist selbst noch nicht recht bei Kasse, und es kommt bloß darauf an, ob Bankiers, wie Rothschild, Lafitte und Aguado ihr Geld herleihen werden zu einer Herrlichkeit, die zuverlässigen Vorhersagungen zufolge von nicht längerer Dauer seyn dürfte, als die der spanischen Cortes, und wobei Kapital und Zinsen noch unwiderbringlicher verloren gehen möchten, als bei letzteru. Den Finanzplan des Saint-Simonistischen Antichrists theilt der „Globe" in folgenden Punkten mit, wie ihn Olinde Rodriguez nach der oben gegebenen salbungsreichen Rede der Versammlung vorlas:

„In der Wohnung und in Gegenwart des Barthelemy-Prosper Enfantin, Oberhauptes der Saint-Simonistischen Religion, versammelten sich alle Mitglieder derselben und erklärten, sich gemeinschaftlich und solidarisch zu den nachstehenden Zwecken und Mitteln zu verbinden.

1. Artikel: Der Zweck der Saint-Simonistischen Finanzassoziation ist:

1) Durch gemeinschaftliche, durchaus friedfertige Mittel, und bloß auf dem Wege der Ueberzeugung und Belehrung an der moralischen, intellektuellen und physischen Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Volksklasse zu arbeiten.

2) Elementar-Erziehungshäuser zu errichten, wo die Kinder der Saint-Simonianer, von Proletarien sowohl als Bürgern, gemeinschaftlich erzogen werden, unangesehen was Vermögen oder Stand der Eltern sey.

3) Industrie- Manufaktur- und Landwirthschafts-Anstalten für alle Arbeiter zu errichten, die den Saint-Simonistischen Glauben annehmen.

4) Durch transitorische Unterstützungen von Zeit zu Zeit diesen Anstalten in ihren ersten Bedürfnissen beizuspringen, wenn solche aus Mangel oder Unzulänglichkeit der Arbeit oder aus Familiensorgen der am wenigsten mit zeitlichem Gut gesegneten Saint-Simonisten entstehen.

5) Auf jedem Wege der Oeffentlichkeit, durch Predigten und Missionen, allen Klassen der Gesellschaft zu verkünden, daß es nur Ein Mittel gibt, die Emeutes, die industriellen Krisen und den Krieg zu vermeiden: nämlich die Entwicklung des Assoziationgefühles in den Menschen und in den Völkern; wobei allmählich und ohne gewaltsame Erschütterungen der anarchischen Konkurrenz, die auf der Industrie lastet, die religiös-industrielle Assoziation der Arbeiter, und allen gegenwärtig in den Staaten sich bekämpfenden Meinungen die Saint-Simonistische Ansicht von der politischen Zukunft untergeschoben werden soll.

2. Art. Alle Saint-Simonisten, die gegenwärtige Urkunde unterzeichnen, machen sich solidarisch für alle eingegangenen Verbindlichkeiten gegen dritte haftbar.

3. Art. Der Vorsteher dieser Gesellschaft hat die oberste Leitung aller materiellen und finanziellen Arbeiten der Saint-Simonistischen Religion. Unter den Eingebungen (inspirations) des höchsten Vaters der Religion verfügt er über das Gesellschaftskapital, wie er es für die allmähliche Erfüllung des im ersten Artikel angegebenen Zweckes für sachdienlich hält.

4. Art. Der höchste Vater der Religion ernennt als einzigen Chef dieser Gesellschaft Benjamin Olinde Rodriguez. Im Fall seines Todes oder einer Krankheit wird der höchste Vater einen Stellvertreter desselben ernennen.

5. Art. Alles gegenwärtige und künftige Vermögen der vorliegende Urkunde unterzeichnenden Saint-Simonisten bildet den Fonds der Gesellschaft. Alle Mitglieder der Gesellschaft geben Benjamin Olinde Rodriguez die allgemeine, unwiderrufliche und unbeschränkte gerichtliche Vollmacht, über ihr Vermögen nach dem im dritten Artikel ausgesprochenen Zwecke zu verfügen.

6. Art. Die Einnahmen der Gesellschaft bestehen in den von den Saint-Simonisten eingebrachten Kapitalien oder Gütern, die nach Anweisung des Chefs in Geld umgesetzt werden, in Anleihen, Negotiationen und Signaturen, die von dem Chef nach den bestehenden Gesetzen ausgefertigt werden, endlich in freiwilligen Geschenken von Saint-Simonisten oder Andern. —

Digitized by Google

Die Ausgaben bestehen in Unterstützung der armen Klasse, Gründung von Erziehungshäusern, Werkstätten, Journalen, Bekanntmachungen, Missions-, Predigt- und Unterrichtskosten, Verwaltungskosten, Besoldung des Saint-Simonistischen Klerus nach dem Grundprinzip der Saint-Simonistischen Staatseinrichtung, nämlich: der Vertheilung nach den Werken.

„Die dieser Gesellschaft einverleibten Saint-Simonisten laden alle zu Beiträgen ein, die zwar nicht gleich ihnen sich der Verbreitung ihrer Religion annehmen können, aber doch erkennen und fühlen, daß diese Religion die Zukunft der Menschheit ist, und allein das Reich des Friedens herbeiführen, Arbeiter-Assoziationen bilden, und alle Klassen der Gesellschaft friedfertig und moralisch machen kann. Alle Geschenke und Beiträge jeder Art werden angenommen, ohne dem Geber auf irgend eine Weise eine weitere Verbindlichkeit aufzuliegen.

8. Art. Jeder Geber erhält einen Empfangschein mit Angabe des Werthes und der Natur der Gabe.

9. Art. Vom ersten Jänner des künftigen Jahres, wird der Chef alle sechs Monate dem höchsten Vater Rechnung erstatten. Diese Rechnung wird durch den Druck bekannt gemacht werden.

10. Art. Die Saint-Simonisten erklären hier noch einmal feierlich, daß alle ihre Arbeiten, Lehranstalten und Schriften keine Spekulation zum Ziele habe, und bloß das Werk des Apostolates sind; die Vertheilung ihrer Schriften geschieht unentgeldlich."

Bis hieher ging Alles gut. Nun aber entbrannte gegen diese neue Einrichtung der Saint-Simonistischen Religion der längst schon schlummernde Geist der Zwietracht in helle Flammen. Der vormalige Vater Bazard erhob sich mit seinen Anhängern und protestirte feierlich gegen das alleinige Papstthum des Vaters Enfantin und die finanzielle Assoziation. „Auch Reynaud" so fährt der „Globe" in der rührenden Erzählung dieser erhabenen Feierlichkeit fort, zögerte nicht, als Protestant aufzutreten; und doch hatte unser Vater Enfantin eine besondere Zärtlichkeit für ihn; er hatte ihn in unsern Glauben eingeweiht, ihn im Anfang des Jahres 1831 aus dem Innern von Korsika, wo er das Amt eines Bergwerksingenieurs bekleidete, herbeigerufen. Reynaud erhob sich und sagte mit dröhnender Stimme, in der Stellung eines höchst aufgebrachten Menschen und unter heftigen Gebärden: „Ungeachtet der Versicherung des Vaters Olinde Rodriguez kann das Geld noch keine moralische Kraft haben, da Sie, Vater Enfantin, nach den von Ihnen getroffenen Einrichtungen die alte Moral zerstören, ohne die neue Moral zu haben. Sie haben insbesondere in dem, was das Verhältniß des Mannes und des Weibes betrifft, keine Moral." „Diese unerwarte Protestation erschütterte die Versammlung, und nun begann ein Schauspiel, an welchem unser Vater Enfantin und Reynaud, der Vater Rodriguez, Laurent, C. Talabaut und Band Theil nahmen, und dessen glänzenden Ausgang zu beschreiben unmöglich ist."

Wir wollen unsere Leser hier mit der mystischen und konfusen Gelehrsamkeit des Saint-Simonismus verschonen, die in diesem Streite über die Moral des Geldes, das Apostolat und andere tiefsinnige Materien entwickelt wurde. „Nichts," fügt der Globe bei, „glich der ruhigen und gütevollen Macht, die hiebei unser Vater Enfantin bewies, als die ehrfurchtsvolle Bewunderung, die er dem Publikum einzuflößen wußte, das wie alle Publikums der gegenwärtigen Zeit eine ausgezeichnete Vorliebe für alle Arten von Protestanten hat; wie denn überhaupt die ganze politische Richtung des Jahrhunderts in einem Protestiren gegen die Vergangenheit besteht. Aller Augen waren auf sein Gesicht gerichtet, das von majestätischer Ruhe strahlte, und seine Reden über die Moral der Zukunft, die Verhältnisse des Mannes und des Weibes nach dem Prinzipe der Gleichheit, über die Assoziation u. s. w. trugen ihm den lauten Beifall der mehrere Stunden lang in den Saal zusammengedrängten Menge ein."

Die Szene schloß endlich mit einer allgemeinen Rührung. Alle treuen Söhne fielen dem Vater Enfantin um den Hals, und selbst der abtrünnige Reynaud stürzte mit Rührung in seine Arme. Mehrere andere der Protestanten verlangten von dem Vater den väterlichen Kuß, und erkannten so seine Autorität wieder an. Allein eine beträchtliche Anzahl, an ihrer Spitze der abgesetzte Papst Bazard zogen davon, und führen gegenwärtig ihre Fehde mit dem Vater Enfantin, und Olinde Rodriguez in den öffentlichen Blättern.

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Blatt sagt: „Es ist bemerkenswerth, daß, während die englischen Seidenweber sich alle, und nicht ohne Grund, über den elenden Zustand ihres Gewerbes beklagen, in welchen dasselbe durch die Konkurrenz zwischen ihnen und Frankreich gerathen ist, auch die französischen Seidenweber in Folge des geringen Arbeitslohnes, den ihre Herren, um den englischen Manufakturen den Rang abzulaufen, nicht tief genug herabdrücken konnten, in Aufruhr gerathen sind. Es muß hier ein tiefes Uebel zu Grunde liegen. Seidenwaaren aller Art stehen in großer Nachfrage, und dennoch können sich die Verfertiger derselben kaum das tägliche Brod verdienen. Es scheint uns, daß die gegenwärtig zwischen Frankreich und England bestehende Konkurrenz beiden Theilen nachtheilig ist, wiewohl nicht in gleichem Verhältnisse. Die Engländer leiden darunter am meisten, denn wenn morgen die Einfuhr der französischen Seidenwaaren in England verboten würde, so würden die französischen Manufakturisten hierunter nicht sonderlich leiden. Kurz, englische und französische Manufakturisten stehen einander wie Boxer gegenüber, um sich zum Besten der Zuschauer zu Boden zu schlagen. Als einen Beweis der schlimmen Lage der englischen Seidenweber führen wir hier bloß an, daß die Almosenvertheilungen zu Coventry, seit den französischen Seidenwaaren der Eingang gestattet ist, sich fast verdoppelt haben. Die Almosen beliefen sich am Jahresende (12 April 1826) auf 11.252 Pf. St. 14 Sch. 4½ P., und mit dem heurigen Jahresende (19 April) auf 20.514 Pf. 5 Sch. 6½ P. — Im Kirchspiele Foleshill, das in der Grafschaft Coventry liegt und 7000 Einwohner zählt, die sich mit Seidenweberei beschäftigen, betrugen die Almosen am 25 März 1826 nur 1819 Pf. 8 Sch., und am 25 März 1850 bereits 5.462 Pf. 18 Sch. 4 P. Die außerordentlichen Unterstützungen sind hiebei nicht einmal gerechnet, die in Coventry im Jahre 1826 nur 2069 Pf., im Jahre 1831 aber 4087 Pf. betrugen."

*

Das Komité der Dampfwagenkompagnie in London schließt seinen Bericht in einer Versammlung derselben über die bisher angestellten Versuche mit folgenden Worten: „Das Resultat unsrer Untersuchungen ist, daß Wagen durch Dampf auf gewöhnlichen Straßen mit einer Schnelligkeit von zehn (engl.) Meilen in einer Stunde fortbewegt werden — daß sie hiebei vierzehn Passagiere führen können — daß ihre Schwere mit Einschluß der Maschinerie, der Steinkohlen, des Wassers und der Aufseher nicht ganz drei Tonnen ist — daß sie Hügel von bedeutender Höhe ohne Schwierigkeit auf- und abgehen können — daß sie für die Reisenden vollkommen sicher sind — daß sie dem Publikum keinen Schaden zufügen — daß sie eine schnellere und wohlfeilere Art der Fortschaffung von Wagen abgeben, als die durch Pferde bewerkstelligte — endlich daß sie breitere Radfelgen zulassen und daher weil zugleich die Straßen nicht durch die Hufe der Pferde wie bei gewöhnlichen Wagenfuhren so beschädigt werden, dem Chausseebau weniger nachtheilig sind als letztere.

*

Aus einem dem Kongresse der Vereinigten Staaten vorgelegten Berichte geht hervor, daß seit dem Jahre 1795 auf nicht weniger als sechstausend Erfindungen Patente ertheilt worden sind. Der Pflug allein erfuhr 124 Verbesserungen. 119 Dreschmaschinen wurden erfunden. Das große Problem, Butter ohne die gewöhnlich dabei verwendete Anstrengung aus dem Rahme zu scheiden, wurde auf achterlei Weise durch die Erfindung von acht verschiedenen Butterfässern gelöst. Die Wäscherinnen haben die Wahl zwischen 125 Waschmaschinen. 125 Maschinen wurden für Verfertigung von Nägeln erfunden; neue Spinnmaschinen zählt man 100; neue Verbesserungen des Weberstuhles 75; Erfindungen zu verbesserter Verfertigung von Hüten 45; an Dampfmaschinen mehr als hundert; eben so viele an Oefen. Man hat 42 neue Arten, Kämme zu verfertigen. Viererlei neue Maschinen, Aepfel zu schälen, und dreierlei neue Bratroste wurden erfunden. Eine Erfindung erhielt ihr Patent unter dem Namen „Hundekraft;" eine andere als: „Topf- und Kessel-Elevator;" eine dritte, zu nützlichem Hausgebrauche bestimmt, hatte sich den wohllautenden griechischen Namen: „Hagmalaktophorus" beigelegt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 353. 19 Dezember 1831.

Die Börse in London.

Unter der Börse versteht man gewöhnlich den Ort, wo die öffentlichen Fonds und die Renten auf den Staat, vor ihrer Uebertragung in die Bank, gekauft und verkauft werden; allein nur Wenige wissen, daß der eigentliche Umsatz sich nur auf eine geringe Anzahl von Spekulationen beschränkt, denen etwa tausend bis zwölfhundert Menschen täglich ihre Zeit ausschließend widmen, und die den größten Theil jener Leute in Bewegung setzen, die man entweder im Hof des Gebäudes sich umhertreiben, oder in der Umgebung desselben in Gruppen beisammen stehen sieht. Eine Spalte der Journale gibt zwar jeden Morgen ein Verzeichniß vom Steigen und Fallen der Kurse am vergangenen Tage, den Durchschnitt des Ertrags u. s. w., das ist aber ganz natürlich, denn es ist von Interesse für das Publikum, die Bewegung einer Schuld von 800 Millionen Pfund Sterling zu kennen. Zuweilen macht noch ein Journal Anspielungen auf die Manöver der Börse, auf „Bären" und „Stiere;" aber diese Worte reizen kaum die Neugierde Jener, die regelmäßig ihre Semester und ihre Dividenden in Empfang nehmen. Vergebens ist von Zeit zu Zeit die Rede von dem Unglück, der Zahlungsunfähigkeit oder der Flucht eines Spekulanten; alle diese Ereignisse machen nicht mehr Eindruck auf das Publikum, als einige Rauchstöße oder ein vorübergehendes Getös des Aetna auf den Bauer machen, der am Fuße des Vulkans in seinem Weinberg arbeitet.

Hinter den schwarzen Gebäuden von Backsteinen, welche die enge Straße St. Barthelemy und die Straße Threadneedle bilden, gelangt man durch schmutzige, düstere Eingänge in das größte Spielhaus Europa's, wo man binnen wenigen Stunden Millionen auf Millionen verlieren sieht, und wo das Glück jedes Jahr Tausende von Menschen vom Gipfel des Reichthums in die Tiefe des Elends stürzt, um wieder andere durch den Schwung seines Rades empor zu heben. Dieses Unglückshaus ist es, das mehr als alle Wechselfälle des Handels die Liste der Bankerotte vermehrt, und die Säle der Tribunale mit insolventen Schuldnern anfüllt. Die erlauchtesten Versammlungen sind nicht sicher vor seinem Einfluß, und mehr als ein Votum, mehr als eine Rede wurde im Parlament gegeben und gehalten, deren geheimen Beweggrund man im Taschenbuch des Wechselagenten hätte finden können.

Die Börse in London ist ein großes Gebäude, welches drei geräumige Säle und verschiedene Nebenzimmer enthält, wo sich ungefähr 1000 bis 1200 Menschen versammeln, deren Geschäft es ist, durch das Steigen und Fallen der Rente Geld zu gewinnen. Sehr schwer würde es seyn, die eigentliche Art und Weise ihres Verkehrs zu beschreiben, selbst wenn ihre Rechnungen einem Gerichtshof vorgelegt werden, können weder Richter noch Advokaten die Einzelheiten genau durchschauen. Um einen anschaulichen Begriff von der Geschäftsgewandtheit dieser Spekulanten zu geben, wollen wir annehmen, daß über den Preis der Renten eine Art fortwährender Pari bestehe, welcher folglich stets zwei einander entgegengesetzte Parteien auf dem Platz erhält, nämlich eine, welche beim Steigen — „Stiere" (bulls) und eine andere, welche beim Fallen interessirt ist — „Bären" (bears), und die beide um die Wette jede nur denkbare List anwenden, um ihren Zweck zu erreichen. Derjenige aus dem Publikum, der an diesem Spiel Theil nehmen will, muß sich an diese privilegirten Mitglieder wenden und ihnen Kommissionsgebühren bezahlen. Der eigentliche, wirkliche Verkauf und Ankauf der Fonds macht verhältnißmäßig nur einen geringen Theil der Börsengeschäfte aus; noch ist zu bemerken, daß die Bewegung der Fonds von der größern oder geringern Anzahl abhängt, die davon am Platz sind, und daß die politischen Ereignisse Einfluß auf den Kurs haben, je nachdem sie Ausgabe oder Einnahme von Kapitalien veranlassen, oder die Hülfsquellen der Nation zu Bezahlung der öffentlichen Schuld vermehren oder vermindern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Areoi oder Kindermördergesellschaft auf den Südseeinseln.

(Schluß.)

Die früher erwähnten Spiele, Vergnügungen und Feierlichkeiten waren indeß nicht die einzigen Zwecke ihrer Wanderschaften und Zusammenkünfte. In letztern wurden häufig die unzüchtigsten Abscheulichkeiten begangen, und es scheint, daß sie dabei um die Wette bemüht waren, sich mit den häßlichsten Lastern zu beflecken, deren Menschen nur immer fähig sind. Die Mysterien dieser mehr als viehischen Erniedrigung müssen in dem Dunkel gelassen werden, in das die Areoi selbst sie zu hüllen manchmal für rathsam hielten. Ich

Digitized by Google

würde dieser empörenden Gräuel kaum erwähnt haben, läge es nicht in meiner Absicht zu zeigen, zu welcher tiefen Entartung das menschliche Geschlecht herabsinken kann, wenn Unwissenheit, Heidenthum und die verkehrten Neigungen des Herzens nicht durch Umgang mit der civilisirten Welt auf bessere Bahn geleitet werden. In diesen öffentlichen Zeitvertreiben, unter solchen sinnlichen Ausschweifungen und der oft wiederholten Grausamkeit des Kindermordes brachten die Areoi ihr Leben hin, aber eben deßhalb vom Volke als höhere menschliche Wesen, deren Orden von den Göttern selbst geheiligt war, verehrt. Ohne Arbeit und Lebenssorge streiften sie von Insel zu Insel umher, mit allen Bedürfnissen von den Häuptlingen und Priestern bis zum Uebermaße und wie schon erwähnt meist auf Kosten des armen fleißigen Hauswirthes versehen, dessen Familie nicht selten dieser herumziehenden Müssiggänger wegen des nöthigen Unterhaltes beraubt wurde. Aber so weit ging die Verblendung über diese lasterhaften Ungeheuer, daß man sogar glaubte, der Areoi werde nach dem Tode eines besonderen Elysiums und höherer Seligkeiten theilhaftig, als andere Menschen. *)

Eigenthümlich waren auch die Ceremonien, die bei den Leichenbegängnissen eines Areoi gefeiert wurden. Der Otohaa oder Klagegesang wurde zwei oder drei Tage fortgesetzt. Während dieser Zeit blieb die Leiche an dem Orte, wo sie verschieden war, umgeben von ihren Freunden und Verwandten. Dann wurde sie von den Areoi nach dem großen Tempel gebracht, wo die Gebeine der Könige beigesetzt wurden. Sobald der Leib des Entseelten in dem Marae angelangt war, kam der Oropriester und hielt über der Leiche ein langes Gebet zu seinem Gotte. Dieses Gebet und die damit verbundenen Ceremonien sollten den Leib von jenem heiligen und geheimnißvollen Einfluß entbinden, dem er, wie man glaubte, unterworfen wurde, als er vor dem Idole mit duftigem Oel besprengt wurde und seinen Rang in der Gesellschaft angewiesen erhielt. Hiedurch glaubte man sodann werde das Göttliche, was auf den Areoi übertragen war, von der Leiche abgelöst, und kehre zu Oro zurück, von dem die Areoi ursprünglich ausgegangen. Der Leib wurde dann wie der eines jeden gemeinen Mannes in der Nähe des Tempels begraben, wo auch die Häuptlinge zur Erde bestattet wurden.

Die Art und Weise wie die Beerdigung der Todten auf den Südseeinseln überhaupt geschah, war folgende: Die Hitze des Klima's erlaubte nicht, die Leichen länger als einen oder zwei Tage unbeerdigt zu lassen. Nur die Häuptlinge und reiche und angesehene Personen wurden länger aufbewahrt, was mit Hülfe einer Einbalsamirung geschah, die von unbemittelten Leuten nicht bestritten werden konnte. Letztere wurden ohne besondere Feierlichkeiten beerdigt; der Leib wurde dabei nicht der Länge nach eingesargt, sondern in sitzender Stellung, mit heraufgedrückten Knien, zwischen die das Gesicht gelegt wurde. Die Hände waren unter den Schenkeln zusammengebunden und der ganze Leichnam mit Stricken oder Kokosbast umwunden. Vor der Beerdigung legte man die Leiche auf eine mit grünen Blättern belegte Bahre, die mit dem besten weißen Tuche bedeckt und mit Kränzen der wohlriechendsten Blumen behangen war. Von dem Augenblicke an, wo die Seele den Leib verlassen hatte, bis derselbe zu Grabe gebracht wurde, saßen die Freunde und Verwandten des Entseelten in tiefer Betrübniß versunken um die Leiche, und machten durch laute wiederholte Wehklagen ihrem Schmerz Luft, wobei sie sich zugleich Schläfe, Gesicht und Brust mit Haifischzähnen zerfleischten, bis sie mit Blut bedeckt waren. Die Einbalsamirung der vornehmen Leichen — von den Eingebornen Miri genannt — scheint bei ihnen seit uralten Zeiten gebräuchlich gewesen zu seyn. Man ging dabei auf zweierlei Art zu Werke. Entweder preßte man durch heftiges Kneten die Säfte des Körpers aus, und trocknete ihn an der Sonne, indem man ihn mit wohlriechendem Oele einrieb, oder man nahm die Eingeweide, das Gehirn u. s. w. heraus, entzog der Leiche alle Feuchtigkeit, legte sie an die Sonne und stopfte sie mit Tuch aus, das in wohlriechendem Oele getränkt war; mit letzterm rieb man auch den Körper fleißig von Außen ein, so lange er über der Erde blieb. Dieß und die Sonnenhitze mit der Trockenheit der Luft vereint begünstigte diese Arbeit. In wenigen Wochen waren die Muskeln ausgedörrt, und der ganze Leib sah dann wie mit einer Art von Pergament überzogen aus. Hierauf kleidete man ihn an, und brachte ihn in eine sitzende Stellung; ein kleiner Altar wurde vor ihm aufgestellt und mit Früchten und Blumen bedeckt, welche die Verwandten oder eigens dazu bestellten Priester täglich erneuerten. In diesem Zustand erhielt man den Todten mehrere Monate lang, und ging er endlich doch in Verwesung über, so wurde sein Schädel sorgfältig aufbewahrt; die Gebeine begrub man innerhalb eines besonders dazu errichteten Hauses.

Die Ceremonien, welche die Priester bei den Leichenbegängnissen zu verrichten hatten, waren folgende: Wenn die Beerdigung statt finden sollte und das Haus dazu fertig war, kam ein Priester, Tahua bure tiapapau — der über den Körper betende Priester — genannt. Dieser ließ am Fuß der Bahre, auf der die Leiche lag, eine Grube in den Boden graben, über die er zu der Gottheit betete, welche wie man glaubte die entflohene Seele zu sich gerufen. Der Inhalt dieses Gebetes war, daß die Sünden des Verstorbenen hier zurückbleiben, aber nicht den Ueberlebenden zugemessen werden möchten. Die Worte, die er besonders dabei an die Leiche richtete, hießen: Ei ia oe na te hara e vai ai — mit Dir bleibe hier die Schuld zurück. — Hierauf wurde die Grube wieder eingeebnet. War dieß geschehen, so trat der Priester dem Leichnam zur Seite und nahm einige kleine Stücke des Famaia oder Pisangblattstieles,

*) Die Begriffe von dem Zustand der Seele nach dem Tode waren auf den Südseeinseln sehr dunkel. Im Allgemeinen glaubte man, daß die Seele, wenn sie den Leib verlassen, in die Po oder Nacht zurückkehre, wo sie von den Göttern nicht auf einmal, sondern nach und nach aufgezehrt werde. Auch glaubten sie, die Seele werde zu verschiedenen Zeiten mit einer gezahnten Muschel geschabt, was die Vorfahren der diesem Purgatorium unterworfenen Seele an ihr verrichteten. Wenn auf diese Weise die Seele durch die Gottheit gegangen und dreimal gegessen wäre, werde sie ein gottähnlicher und unsterblicher Geist, der die Welt besuche und andere inspiriren könne. — Man wußte aber auch von einer Art Himmel, Miru genannt. Auf den Leewardsinseln kannte man als Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen Rohutu noanoa, den duftigen Rohutu, der auf dem Tamahani, einem Berge der Insel Raiatea, lag. Man beschrieb ihn als einen äußerst gesunden, von allen Pflanzen und Wurzeln wuchernden dufterfüllten und beständig blühenden Ort, wo an allen Dingen Ueberfluß. Hieher kamen die Areoi, um in Ewigkeit ihr auf der Welt geführtes Leben fortzusetzen. A. d. R.

Digitized by Google

steckte zwei oder drei derselben unter jeden Arm des Todten, einige auf seine Brust und redete ihn dann mit folgenden Worten an: „Hier ist Deine Familie, hier ist Dein Kind, hier ist Dein Weib, hier ist Dein Vater, hier ist Deine Mutter. Sey jenseits vergnügt. Blicke nicht zurück auf Die, welche hier zurückgeblieben sind.“ Diese Ceremonie sollte dem Entseelten Ruhe und Frieden geben, und ihn hindern, auf die Erde zurückzukehren und seine Angehörigen zu betrüben.

Man hielt diese Feierlichkeit für sehr wichtig, und Niemand, der den Priester dafür bezahlen konnte, versäumte sie. Man gab diesem gewöhnlich nach Verhältniß des Ranges der Verstorbenen Schweine oder Tuch zum Lohn. Alle, die bei dem Einbalsamiren beschäftigt waren, wurden während ihres Geschäftes sorgfältig gemieden, weil man glaubte, daß sie sich der Sünde theilhaftig gemacht, deren wegen der Verlebte sterben mußte. Auch nahmen sie selbst keine Nahrung zu sich, und ließen sich, aus Furcht sterben zu müssen, wenn sie mit ihren befleckten Händen Speise berührten, von Andern füttern. Sobald die Grube, in welche die Sünden des Verstorbenen durch die Priester gebannt wurden, wieder ausgefüllt war, stürzten alle, welche den Leichnam oder die Kleidung des Verstorbenen berührt hatten, an's Meeresufer und sprangen in die See, um sich zu reinigen. Auch die Kleider, die sie getragen hatten, wurden in die Wogen geworfen.

Die Ceremonien waren nun zu Ende; nur wenn die Familie sehr reich und der Verstorbene von ihr sehr geliebt war, so daß sie wünschte, seine Seele möge in den Rohutu Noanoa gelangen, so wendete man sich an den Priester von Romatane, dem die Bewahrung dieses seligen Ortes anvertraut war, und suchte ihn durch große Geschenke zu gewinnen; worauf er die Seele dem Urutaetae, dem Seelenführer nach jenem Elysium, zu empfehlen versprach.

Da die Areoi sehr reiche Einkünfte hatten, so waren sie auch leicht im Stande, die Gunst des Priesters von Romatane zu erkaufen, der ihnen den Eingang in Temehani unauna, d. h. den glänzenden Temehani, eröffnete. Man dachte sich hierunter eine Art mohammedanischen Paradieses, wo die Areoi alle Freuden und Genüsse, deren sie auf der Erde theilhaft waren, in höchstem Maß wiederfinden sollten. Knaben und Weiber — Purotu anae — von überirdischer Schönheit erwarteten sie dort mit offenen Armen. Alles war Glanz, Duft und Lieblichkeit. Diejenigen, welche Könige der Areoi im Leben waren, wurden es auch im Temehani. Diese Seligkeit war nur für die Areoi und Häuptlinge; denn man erkaufte sie von den Priestern um so ungeheuren Preis, daß die ärmere Volksklasse wohl zurückbleiben mußte. Wir schließen diesen Bericht über eine so seltsame und furchtbare Gesellschaft mit der Bemerkung, daß sie nicht bloß auf die Georgs- und Gesellschaftsinseln beschränkt war, aber hier mehr als irgendwo auf einer andern Insel der Südsee ausgebildet war, und in Ansehen stand.

Neueste pompejanische Entdeckungen.

Kein Gebäude des nach und nach aus seinem vulkanischen Grabe wieder auferstehenden Pompeji hat eine so reiche Ausbeute von Kunstschätzen gegeben, als das sogenannte Haus des Fauns, das auf der linken Seite der Straße liegt, welche sich an der nördlichen Seite des von M. Tullius der Fortuna Augusta errichteten Tempelchens hinzieht. Bekanntlich erhielt es seinen Namen von einem äußerst zierlich gearbeiteten drei Fuß hohen Faun aus Bronze, den man vollkommen gut erhalten im Impluvium dieses Hauses fand. Gleich zu Anfang, wo die Ausgrabung dieses Gebäudes begonnen wurde, schienen die an beiden Seiten des Eingangs angebrachten ungewöhnlichen Verzierungen auf einen besondern innern Reichthum hinzuweisen; man fand hier nämlich in Relief gearbeitete Prospekte von zwei Tempeln. Auf dem Fußboden, der ins Atrium führte, entdeckte man bald darauf eine prachtvolle Mosaik von gefärbten Steinen, einen Feston von Blumen und Masken vorstellend, die sofort in das königliche Museum versetzt wurde, von dem sie eine der glänzendsten Zierden bildete. Indem man in der Ausgrabung dieses Hauses fortfuhr, entdeckte sich, daß es nicht nur eine der größten Wohnungen von Pompeji war, sondern auch durch innere Reichhaltigkeit selbst das sogenannte Haus des Pansa weit übertraf. Zu bemerken ist noch, daß das Haus des Fauns aus zwei Gebäuden besteht, die unter sich in Verbindung, aber ganz isolirt stehen. Das prächtigere und größere enthält das Atrium mit im Kreise umhergelegenen Gemächern, und im Hintergrunde ein Tablinum (Bewahrungsort für Schriften) und davor einen geräumigen Säulengang, der in einem rechtwinkeligen Gemache von neun und zwanzig Palmen im Gevierte und neunzehn Palmen Höhe endigt, an dessen Eingang zwei kanellirte Säulen sich befinden, während im Innern ein großes Fenster auf den daranstoßenden Garten sich öffnet. Dieses Gemach mag das Triclinium gewesen seyn, da keine andere Abtheilung des Gebäudes zu fröhlichen Gelagen des reichen Besitzers so geeignet und wohlgelegen scheint. Das zweite Haus, das mit dem oben beschriebenen größern zusammenhängt, enthält ein schönes vierfältiges Peristyl und mehrere Zimmer und Schlafgemächer.

Die Nachgrabungen in diesen beiden Häusern hatten bereits außer einer Menge Gegenstände und Geräthschaften von Bronze, zwei dicke Armbänder von Gold, mehrere goldene Ringe und geschnittene Steine von werthvoller Arbeit zur Ausbeute gegeben. Einer derselben enthält einen herrlichen Kopf, der mit der macedonischen Kausia (breiträndertem Hute) bedeckt ist, und für Alexander den Großen gehalten wird. Mehr aber als alle diese kostbaren Alterthümer überraschte der Fund verschiedener Mosaiken in gefärbten Steinen, auf deren einer, wie schon oben erwähnt, Guirlanden abgebildet waren; auf einer andern ein obscöner Gegenstand; auf einer dritten ein bacchischer Genius von außerordentlicher Schönheit; auf einer vierten Fische; auf einer fünften Tauben; eine sechste endlich mit einer Katze und einigen Enten, die alle zusammen bereits ein besonderes Kabinet des königlichen Museums in Neapel bilden. Alle diese Entdeckungen aber überwog eine, die man am 24 Oktober dieses Jahres machte, als das oben erwähnte Gemach im Hintergrunde des Säulengangs mit dem Fenster nach dem Garten hinaus ausgegraben wurde. Jetzt fand man nämlich vier andere Mosaikbilder in natürlichen Farben, die sowohl durch die Wichtigkeit des dargestellten Gegenstandes als die Vortrefflichkeit der Arbeit und ihren ungewöhnlichen Umfang Alles übertreffen, was in dieser Art aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Die drei ersten derselben fanden sich an der Schwelle des Gemachs, zwei zwischen den schon oben erwähnten beiden Säulen des Einganges und den Seitenwänden, und die dritte im Zwischenraume, den die beiden Säulen trennten, so daß sie einen Gemäldegürtel vor dem Gemache bildeten, der bloß durch die Säulenfüße geschieden und in drei Abtheilungen abgesondert war. Die Länge der drei zusammengelegten Mosaiken betrug drei und zwanzig Palmen, ihre Höhe zwei und eine halbe. Man sieht darauf den Lauf des Nilstromes abgebildet mit einer Menge Wasservögel, mit allen Nilpflanzen, und darunter die Papyrusstaude, sammt andern Thieren oder Amphibien, wie das Krokodil, Frösche, Schlangen und den Hippopotamus, der den Kopf mit aufgerissenem Rachen aus dem Flusse erhebt. Es leuchtet wohl aus diesen wenigen Andeutungen ein, welche Aehnlichkeit dieser Fund mit der berühmten Mosaik von Palästrina *) hat, und wie sehr er gleich jener das

*) Palästrina, das ehemalige Präneste. Hier stand der große Tempel der Fortuna, unter dessen Trümmern der Mosaikfußboden gefunden wurde, auf welchem gleichfalls ägyptische Thiere und nach Winckelmanns Ansicht die Begebenheiten des Menelaos und der Helena in Aegypten dargestellt sind. A. d. R.

Digitized by Google

Studium des Archäologen und Naturforschers verdient. An diesem Mosaikfußboden stieß ein viertes Gemälde, das die ganze Area des erwähnten Gemachs einnahm, neunzehn Palmen in der Länge und neun und eine Viertelspalme in der Höhe maß, und an demselben Tage gefunden wurde. Um dasselbe läuft auf weißem Grunde ein geschmackvolles Karnies, das Figuren von drei Viertels natürlicher Größe, die in einem furchtbaren Kampfe begriffen sind, einschließt. Ein Reiter, angethan mit einem ebenfalls verzierten Panzerhemde, auf dessen Brust sich das Medusenhaupt befindet, während beide Arme von Blitzen umleuchtet sind, mit einem Wehrgehänge, das ein kurzes Schwert trägt, übrigens mit entblößtem Haupte — scheint in der Stellung, als habe er mit dem rechten Arme in gewaltigem Schwunge eine lange Lanze abgeschleudert, von welcher der Leib eines schönen Jünglings durchbohrt ist, der Ohrringe in den Ohren, Knebelbart und lange Beinkleider — „Anaxyrides" — trägt. *) Auch er saß zu Pferde, aber dieses ist bereits von einer andern Lanze durchbohrt, wälzt sich in seinem Blute und hat so seinen Reiter abgeworfen. Diese Figur windet sich unter dem Lanzenschafte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Schmerzes. Zwischen ihr und ihrem Ueberwinder erblickt man eine dritte, von deren entblößtem Haupte aus einer tiefen Wunde stromweis Blut fließt. Gegenüber sieht man eine große Anzahl Krieger, die mit einer Art Hut von seltsamer Form bedeckt sind. Dieser Hut geht zu beiden Seiten des Kopfes abwärts und schließt auch das Kinn ein. Uebrigens sind die Krieger mit Halsbändern geschmückt, auf denen zwei Schlangenköpfe einander gegenüber zu sehen sind. Einige dieser Krieger haben Knebelbärte, andere auch einen vollen Bart, alle aber lange Beinkleider und sind mit Bogen, Dolchen und langen Lanzen bewaffnet. Offenbar sind sie in Schmerz und Verwirrung über den Fall des schon erwähnten Jünglings, der ihr Anführer zu seyn scheint. Eine dieser Gestalten hält ein Pferd am Zügel, das man vom Rücken in gebäumter Stellung in einer äußerst kunstvollen Verkürzung erblickt. Eine andere Figur, mit der Tiara auf dem Haupte, im weiten Faltengewande, mit dem Bogen in der Hand, hat eine prachtvolle und schön verzierte Quadriga bestiegen, deren feurige Rosse von dem Wagenlenker gepeitscht werden. Der Kopf des letztern hat einen wundervollen Ausdruck. Unter den Fliehenden bemerkt man Einen, der eine Art kleine Fahne von rother Farbe trägt, auf welcher sich der Kopf und Kamm eines Hahnes befindet; der übrige Theil dieses Vogels ist verloren gegangen. Auf dem Boden liegen Waffen umher, und gefallene und sterbende Krieger.

Nicht so gut erhalten ist die andere Seite des Mosaikgemäldes, ein Theil des Siegers und seines Pferdes ist verdorben. Doch sind noch mehrere behelmte Köpfe, und einer insbesondere mit einem lorbeerumkränzten Helme zu sehen, die wahrscheinlich das Gefolg des Siegers bildeten. Der Helm desselben scheint auf den Boden gefallen zu seyn, und daneben gewahrt man noch eines mit einem Schilde bewaffneten Armes. Das Uebrige von diesem einzigen Kunstdenkmale ist zerstört, und scheint von dem pompejanischen Besitzer selbst in diesem Zustande erworben und ausgebessert worden zu seyn, wenn man nämlich so einen Gypsguß nennen darf, der das Fehlende ersetzte, um den Fußboden eben zu machen.

Einige Alterthumsforscher haben in diesem Bilde einen Kampf der Griechen mit den Trojanern zu erblicken geglaubt, und namentlich den, in welchem Sarpedon von Patroklos erlegt wurde. Ohne besondere Schwierigkeit aber läßt sich aus den Gewändern der Besiegten und besonders aus ihrem Hute abnehmen, daß sie Barbaren und namentlich Perser vorstellen. Auf der andern Seite erinnert der Sieger durch die von seinem Brustharnische ausgehenden und seine Arme umlodernden Blitze, und vielleicht auch durch die Zeichnung seines Gesichtes, an Alexander den Großen. Die Professoren des Museums Avellino und Quaranta haben daher, jener in dem Gemälde die Schlacht Alexanders am Granikus (Arrian I, 15), dieser die Schlacht des makedonischen Königs am Issus (Diodor und Curtius) zu erblicken geglaubt. Es ist hier nicht der Ort, diese Ansichten gegen einander abzuwägen; wahrscheinlich wird der Streit darüber auf dem Wege der Oeffentlichkeit vor dem archäologischen Areopag geführt und entschieden werden.

*) Ἀναξυρίς, nannten die Griechen die langen und weiten Beinkleider der Perser. Xenoph. Anab. A. d. R.

Vermischte Nachrichten.

Huber, der die genauen Beobachtungen über die Oekonomie der Bienen anstellte und beschrieb, war schon in früher Jugend erblindet; um seine mühsamen Untersuchungen zu machen, stellte er einen gescheidten Bedienten an, und Burnes — so hieß der gute Mensch, der seinem Herrn die Augen lieh, wie dieser ihm seinen Verstand — ergänzte Lücken in der Naturgeschichte und berichtigte irrige Ansichten der größten Naturforscher. Die Geduld von beiden muß unerschöpflich gewesen seyn. Man erzählt, daß sie einmal, um zu erfahren, ob sich in einem Stocke nicht eine Königin eingeschlichen, dreißigtausend Bienen, Stück für Stück durchzählten. Dieß geschah mit Verachtung der Wuth und der Stacheln dieser in ihrem Haushalte so gestörten Thiere, und erforderte eilf Tage Zeit, während welcher die beiden Arbeiter sich nur wenig Ruhe und keine Art von Erholung gönnten.

Der „National" und die „Tribune" hatten bekanntlich bei Gelegenheit der Volksaufläufe vom 14 Julius d. J. Herrn Casimir Perier und dem damaligen Polizeipräfekten Vivien Schuld gegeben, daß sie die Pariser Arbeiter durch Geldvertheilungen zu Mißhandlungen gegen Leute, die republikanischer Gesinnungen verdächtig waren, angestiftet und in Banden vereinigt hätten. Perier und Vivien erhoben hierauf gegen beide Journale wegen verläumderischer Artikel eine Anklage, die unlängst nach dreitägigen gerichtlichen Verhandlungen entschieden worden ist. Das Zeugenverhör ergab, daß wirklich Arbeitsleute von einem gewissen Sauchet unter Mitwissen einiger Polizeiagenten und mit Einwilligung des Maire's des Arrondissements geworben wurden; jedoch wurde auch bewiesen, daß Herr Vivien daran keinen Theil gehabt. Nachdem die Verhandlungen geschlossen waren, erklärte Herr Vivien, es sey aus dem Zeugenverhöre hergestellt, daß der „National" ohne verläumderische Absicht den angefochtenen Artikel aufgenommen habe, und er selbst deßhalb seine Klage zurücknehme, wobei er sich zugleich gegen alle von seinen Unterbeamten ergriffenen Maßregeln dieser Art verwahrte. — Ein sonderbarer Vorfall ereignete sich im Laufe der Verhandlungen. Der Maire des achten Arrondissements, Herr Bouvattier nämlich, der am zweiten Tage mehreren Zeugen heftig widersprochen und die Anwerbung der Arbeiter geläugnet hatte, trat am dritten Tage freiwillig mit der Erklärung hervor, sein Gewissen nöthige ihn zu gestehen, daß er in der Hitze des Augenblickes zu viel in Abrede gestellt; bei reiferm Nachdenken müsse er jetzt zugestehen, daß er die Organisation der Arbeiter in ein Korps gebilligt, um durch sie die Nationalgarde zu unterstützen und die Unruhen zu dämpfen; „da er hiebei auch Polizeiagenten thätig gesehen," fügte er hinzu, „und man den Arbeitern sogar eine Fahne überreichte, so habe er daraus geschlossen, daß dieß mit höherer Einwilligung geschehen." Der einzige Punkt, der sich in den Verhandlungen nicht heraus stellte, blieb die Frage, ob die zu diesem Korps eingeschriebenen Arbeiter das Versprechen einer gewissen Geldsumme als Lohn für ihre Dienste erhielten oder nicht. Einige erklärten, man habe ihnen drei Franken versprochen, was jedoch Sauchet beharrlich läugnete. Die angeklagten Journale wurden von dem Geschwornengerichte freigesprochen. Diese Entscheidung, so wie die Erklärung des Polizeipräfekten, Herrn Vivien, wurde von der gedrängten Zuhörer-Menge mit lautem Beifall aufgenommen.

In Blättern von Madras liest man einen Tagsbefehl des Gouverneurs, worin einem Hindu, der Subadar Major bei der Leibwache ist, für seine vieljährigen Dienste öffentliche Anerkennung und Auszeichnung zu Theile wird. „Seijid Hussein," heißt es darin, „diente in allen Feldzügen, die schon seit einem halben Jahrhundert auf der Halbinsel geführt wurden, so wie auch in Persien, unter Sir Halford Jones und Sir John Malcolm, mit eben so viel Tapferkeit als Treue." Seijid Hussein erhielt dafür früher schon von der Regierung angemessene Ländereien, einen Paß lankin mit der Erlaubniß, ihn zu führen, deßgleichen Schwert und Roß, und die Zusicherung, daß nach seinem Ableben sein nächster Erbe den vollen Sold eines Subadars der Kavallerie erhalten solle. Zu dieser Ehre fügt die Regierung gegenwärtig noch das Privilegium hinzu, sich in dem Gebiete der Kompagnie des Rohrs mit allen damit verbundenen Auszeichnungen zu bedienen. Auf diesem Rohre soll der Titel des Majors mit den Worten geschrieben seyn: Seijid Hussein Khan Bahadur Nusrut Dschung."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 354. 20 Dezember 1831.

Der Zustand Irelands.

Zweiter Artikel.

Der Emanzipation ging unmittelbar ein Versuch voran, Irland durch eine liberale Anwendung der alten ausschließenden Gesetze zu regieren, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Herzog von Wellington mit seiner Emanzipationsbill nur die Absicht hatte, das System umzukehren, und sein liberales Gesetz in dem alten Geist protestantischer Unduldsamkeit in Ausführung zu bringen. Hatte er diese Idee wirklich, so läßt sich nichts Unglücklicheres denken. Die Bill änderte den Zustand Irelands völlig, und nichts blieb der Regierung übrig, als ganz offen und redlich in dem Geiste ihrer eigenen Maßregel zu verfahren. Die Oranienmänner, die bigotten Protestanten zu gewinnen, nachdem man ihrem Systeme den Todesstoß versetzt hatte, war unmöglich. Die Regierung konnte sich auf keine Macht im Staate verlassen, als auf das Volk, dessen Rechte sie so eben anerkannt hatte; die Katholiken konnten sich ferner nur dann begnügen, wenn sie alle die Rechte erreicht hatten, deren Grundlage die Emanzipation war. Es war nicht länger möglich sich auf die alte Weise zwischen den Parteien zu schaukeln, und indem man abwechselnd bald der einen, bald der andern schmeichelte, beide niederzuhalten. Die Nation, wesentlich katholisch, war gesetzlich anerkannt, und die mit ihr geschlossene Allianz mußte bestätigt und ratifizirt werden. Jeder Schein von Nachgiebigkeit gegen die Oranienmänner konnte von diesen nur als Furcht ausgelegt werden, und mußte ihren störrischen Faktionsgeist nähren, während jedes Zaudern in den umfassendsten Maßregeln der Gerechtigkeit bei den Irländern nur Mißtrauen und Zorn erwecken konnte. Die einfache Wahrheit, daß halbe Maßregeln nichts taugen, wurde von der Verwaltung, welche die Emanzipationsbill durchgesetzt hatte, verkannt. Abgesehen von den kleinlichen Verfolgungen gegen O'Connell, kamen unkluge Maßregeln in rascher Folge auf einander. Man nahm den Vierzigschillingfreeholder, den eigentlichen Helden der Emanzipation, das Wahlrecht; man gab der katholischen Geistlichkeit kein Einkommen; man duldete die Gewaltthätigkeiten protestantischer Zeloten, und man fuhr fort, in der Erziehung einer abgeschmackten Bigotterie zu huldigen. Alles Dieß verbreitete Unruhe und Aufregung, wo man durch verständige Maßregeln Dankbarkeit und Zuneigung hätte pflanzen sollen. Das katholische Landvolk, nicht mehr von den Führern einer Assoziation geleitet, und bitter getäuscht in seinen Hoffnungen, daß die Bill ihm Nahrung und Kleidung verschaffen werde, war zu Geduld und Verträglichkeit nicht sehr geneigt, und ohne Vertrauen zu einer Verwaltung, der es schon seit langer Zeit zu mißtrauen gewohnt war, ließ es seiner durch die Kniffe der Oranienmänner erregten Wuth freien Lauf. Blut ward wieder in den thörichten Scharmützeln vergossen, durch ihre gewohnte Unbesonnenheit wurden sie in die Fallstricke des Gesetzes verwickelt, und merkten bald, daß ihre Niederlage in den Gerichtshöfen von oben her veranlaßt war. Gerechtigkeit zwischen Protestanten und Katholiken war seit mehrern Menschenaltern eine nur sehr selten erreichbare Sache. Seit einigen Jahren hatten zwar die höhern Tribunale allmählich eine Purifikation erfahren, aber die Jury entscheidet in kriminellen Sachen, und die Ernennung der Geschworenen liegt fast ganz in den Händen der Protestanten. Die Katholiken konnten nicht immer Unrecht haben, und wurden doch fast immer verurtheilt, so wie die Protestanten fast immer losgesprochen. Dieß ist ein Uebel, dem selbst das klügste und redlichste Ministerium nicht mit einem Schlage abhelfen konnte. Es ist emporgewachsen aus der innern Organisation des Landes, welche unwandelbar darauf berechnet war, daß die Protestanten durch ihr Vermögen sowohl, als durch die Gesetze ein stetes Uebergewicht haben sollten. Reich durch Landeigenthum, im Besitz der Magistratur, der untern Regierungsstellen und der Polizei, war die protestantische Partei zu stark, um aus ihrem usurpirten Uebergewicht mit einem Male verdrängt zu werden. Die erste Pflicht der emanzipirenden Regierung wäre gewesen, dieser Masse, deren Einfluß man nicht mit einem Male brechen konnte, mit Festigkeit und Mäßigung zu imponiren, so wie durch Entfernung jedes höhern Beamten, welcher dem Geist der Regierungsbefehle entgegenhandelte: namentlich hätte man die Sheriffs für eine strenge Unparteilichkeit in der Wahl der Geschwornen verantwortlich machen sollen. Nichts oder beinahe nichts von alle Dem geschah, und das Ministerium Wellington lud sich den ganzen Haß dieser Ungerechtigkeit auf, dem es unter keinen Umständen völlig hätte entgehen können. O'Connell erklärte förmlich den Krieg, indem er die Frage des Widerrufs der Union in Anregung brachte, die belgische Revolution fachte den schwachen Funken zur Flamme an, und eine Reihe von herben, aber nothwendigen Maßregeln wurde ergriffen, um eine Bewegung zu unterdrücken, welche unberechenbares Unglück veranlassen, aber mit einem mäßigen Grade von Klugheit verhindert werden konnte. Daß

Digitized by Google

dee Herzog von Northumberland es redlich und gut mit Ireland meinte, ist nicht zu bezweifeln: daß Sir Henry Hardinge der beste Staatssekretär war, welchen Ireland seit langer Zeit gehabt hatte, wird jetzt fast allgemein zugegeben; mit einem Herzen des Volkes Elend zu fühlen, mit Muth, Ausdauer und dem Talente begabt, die nöthigen Mittel aufzufinden und anzuwenden, fehlte es Sir Henry nur an Zeit, so viel praktisches Gute zu bewirken, als sich mit den politischen Theorien seiner Partei nur immer vertrug. Aber die Stunde war vorüber, wo solche Theorien angewendet, und ihre Anwendung ertragen werden mochte, und schnell ging seine Herrschaft zu Ende, noch ehe man sehen konnte, was persönliches Verdienst gegen die Fehler eines Systems vermöge.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Brasilianer wurden erbittert darüber, daß ihr König sie verließ; sie waren nicht im Stande, ihn zu hassen, aber ihre Liebe verwandelte sich in Verachtung. Der einzige Vereinigungspunkt, dem sich die brasilianischen Provinzen anschließen konnten, wurde abermals fern von ihnen außer Landes verlegt, und doch wollte ihnen ein geeechter Stolz nicht mehe erlauben, jenseits des Meeres wieder die Ketten zu holen, die von der Emanzipation zerbrochen worden waren; nun wurden alle traurigen Folgen des Kolonialsystemes sichtbar. Die mißgünstigen Reibungen unter den Kapitanerien erwachten stärker als je; tief verletzt durch die hochmüthige Verachtung von Seite der Einwohnerschaft der Hauptstadt fing die Bevölkerung in den Provinzen an, das Recht dieser Ansprüche des Stolzes zu untersuchen. Jede Provinz wollte die erste seyn; dieß oder jenes armselige Städtchen maßte sich an, die Hauptstadt zu spielen, und der Bewohner einer Wüste, allen Künsten, der Civilisation und allen Bequemlichkeiten des Lebens fremd, behauptete kühn, daß es nichts auf der Welt gebe, was man nicht auch an seinem Geburtsort finden könne, und bescheiden noch war er, wenn er nicht geradezu erklärte, daß sein Bezirk die ganze Welt aufwiege. Eine schreckliche Anarchie begann Brasilien seiner völligen Vernichtung entgegen zu führen, als die ungerechte und unbedachtsame Politik der Kortes von Lissabon seinem Daseyn eine neue Verlängerung gab.

Das portugiesische Volk hatte nicht ohne Schmerz die Emanzipation seiner Kolonie ansehen können. Diese Emanzipation stieß die Portugiesen unter die Nationen zweiten Ranges zurück, und entzog ihnen eine Hauptquelle ihres Reichthumes; sie fühlten sich zugleich in ihrem Stolz und in ihren Interessen verletzt. Die Kortesversammlung glaubte daher, um sich populäe zu machen, müsse sie Brasilien wieder unter das Joch des Mutterlandes zueückbringen. Von Nationaleitelkeit geblendet hatten die portugiesischen Gesetzgeber wahrscheinlich es nicht der Mühe werth gehalten, einen Blick auf die Landkarte von Brasilien zu werfen. Ein ungeschickt gleißnerisches Dekret stellte das alte Kolonialsystem wieder her, und traf mit einem und demselben Schlage das Königreich Brasilien und den jungen Prinzen, dem Johann VI die Regentschaft übertragen hatte. Die Kortes befahlen, daß Don Pedro, der schon vermählt und Familienvater war, nach Europa zurückkehren sollte, um unter dem Fittich eines Hofmeisters etwa Reisen zu machen, oder den Telemach zu lesen. Die Kränkung, welche den Brasilianern und dem Prinzregenten zugleich widerfuhr, brachten beide einander nähee. Don Pedeo kündigte den portugiesischen Gesetzgebern den Gehorsam auf, und die Brasilianer stellten ihn an ihre Spitze, verjagten die portugiesischen Truppen und proklamirten ihre Unabhängigkeit.

Der neue Beherrscher des ungeheuren brasilianischen Reiches war damals zwei und zwanzig Jahre alt. In seiner Kindheit war er einem Manne von Verdienst, dem Dänen Rademacker anvertraut gewesen; allein der verdorbene Hof Johanns VI betrachtete mit gleich scheelem Blicke das Wissen wie die Tugenden. Eine Intrike entfernte den gelehrten Erzieher und der Prinz hatte nun keinen andern Lehrmeister als den Franziskaner Antonio d'Arrabida, gegenwärtig Bischof in Partibus. Dieser Mönch galt in seinem Orden füe einen gelehrten Mann; allein die Kenntnisse des gelehrtesten Franziskaners blieben noch immer äußerst mangelhaft, und der Pater Antonio wollte nicht einmal was er wußte, seinem Zöglinge mittheilen. Don Pedro war mit glücklichen Anlagen gedoeen, er hatte Geist, Gedächtniß und ein edles Gemüth. Wenn die Erziehung diese kostbaren Keime entwickelt, wenn sie dke Fehler, zu denen der junge Peinz hinneigte, unterdrückt hätte, wenn das Beispiel der Lasterhaftigkeit nicht vor den ersten Blicken des Prinzen aufgegangen, wenn seine flüchtige Einbildungskraft durch ernste Studien gefesselt worden wäre, wenn er endlich, an das Steuerruder der Geschäfte gestellt, besser von Talent und redlichem Eifer unterstützt worden wäre; so hätte er ohne Zweifel auf dauerhaften Unterlagen ein freies und blühendes Reich geünden können.

Don Pedro hatte kaum noch die ersten Schritte auf der Lebensbahn zurückgelegt, als er uneingeweiht in die Geschäfte, ohne Kenntniß der Menschen und Verhältnisse, ohne eigentliche Erziehung, ohne einen aufrichtigen und aufgeklärten Freund, fast ohne allen Führer, sich an die Spitze eines Reiches gestellt sah, das an Umfang nur Rußland, China und den großbritannischen Besitzungen nachsteht; eines Reiches, das noch keine Verfassung hatte, das man nicht einmal genau kannte, dessen ungleichartige Bevölkerung nach den einzelnen Peovinzen merklicher verschieden war, als Franzosen und Engländer, oder Deutsche und Italiener. Der Prinz hatte auf seiner Seite die Vortheile der Jugend, eine große physische Kraft, Gewandtheit, edle Gefühle und den aufrichtigen Willen, Gutes zu stiften. Dieß war allerdings viel, allein unter den schwierigen Verhältnissen, in denen er sich befand, noch nicht genug. Er sollte Brasilien eine neue Regierungsform geben; diese Aufgabe würde auch einen in Staatsgeschäften weit mehr bewanderten Mann, als es der Sohn Johanns VI wae, in Verlegenheit gebracht haben.

Nachdem Don Pedro die Titel eines „Prinzregenten," und „Veetheidigees von Brasilien" geführt hatte, wurde er endlich als „konstitutioneller Kaiser" ausgerufen. Damals gab es zwar noch keine Konstitution, abee die Deputirten der verschiedenen Provinzen, welche in Rio Janeieo zusammengetreten waren, arbeiteten an diesem großen Werke. Indeß offenbarte sich unter den Repräsentanten bald eine zu große Hinneigung zum Republikanismus; Don Pedro fing an für seine Autorität zu fürchten, und auf ein-

Digitized by Google

mal löste er die konstituirende Versammlung auf, und schickte einige durch Talente und Beredsamkeit besonders ausgezeichnete Mitglieder in die Verbannung. Dieser Staatsstreich war kühn, und das Erstaunen, das er verursachte, gab der kaiserlichen Macht einen Augenblick einigen Zuwachs. Aber um den Erfolg eines solchen Gewaltstreiches zum Guten zu wenden, bedurfte es einer Festigkeit und Geschicklichkeit, die nicht die Eigenschaft eines so jungen Fürsten seyn konnten; die Auflösung der konstituirenden Versammlung diente am Ende zu Nichts weiter, als den Kaiser minder populär zu machen. Don Pedro hatte erklärt, daß er einer neuen Reichsversammlung einen durch seinen Liberalismus ausgezeichneten Verfassungsentwurf vorlegen würde; was auch wirklich am 11 Dezember 1823 geschah. Allein bereits hatte man angefangen in Don Pedro Mißtrauen zu setzen; man fürchtete, er werde eine zweite konstituirende Versammlung ebenfalls bevor sie ihre Verhandlungen beendigt habe, auseinanderjagen, und das Volk verlangte durch den Mund seiner Munizipalbehörden, daß das Staatsgrundgesetz, wie es gegeben sey, unverzüglich angenommen werden solle. Am 25 März 1824 legte man den Eid auf die neue Konstitution ab; und einige Zeit darauf begannen die zwei einberufenen Kammern ihre Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Englische Almanache für das Jahr 1832.

1) The Landscap Annual. The Tourist in Italy. Edited by William Roscoe. Illustrated from Drawings by I. D. Harding. London 1832.

(Fortsetzung.)

Der Mörder Beccafumi's.

„Andrea del Castagno, ein Künstler von großem Namen, verdankte viel von seiner Berühmtheit der gütigen Unterweisung seines Freundes Domenico Beccafumi, in der Farbengebung eines der größten Meister seiner Zeit. Aus dem, was Domenico seinem Freunde mittheilte, zog Andrea den Schluß, daß jener ein Geheimniß besitzen müsse, die Farben zu mischen, in das er um jeden Preis einzudringen bemüht war. Auch gelang es ihm wirklich so sehr in Beccafumi's Vertrauen sich einzuschmeicheln, daß dieser ihm wirklich sein Geheimniß mittheilte, was, wie man glaubt, darin bestand, die Farben mit Oel anzureiben. Andrea entschlossen den Ruhm dieser Erfindung sich allein anzueignen, faßte den abscheulichen Gedanken, seinen Freund, dem er so viel verdankte, zu ermorden. Mit furchtbarer Schnelligkeit folgte die That diesem teuflischen Entschlusse. Er wußte, daß Domenico mit seiner Laute auf dem Felde umherwandle, und eilte, sich an einem einsamen Orte, wo Domenico bei Einbruch der Nacht gewöhnlich vorüberging, in Hinterhalt zu legen. Hier lauerte der Teufel in menschlicher Gestalt auf sein Opfer, bis er im Schatten eine Gestalt daherwandeln sah — dann ihren Fußtritt vernahm. Jetzt stürzte er sich auf den arglosen Domenico und zerschmetterte mit dem Stoße eines bleiernen Kolben Laute und Brust des Künstlers, der mit einem dumpfen Schrei zu Boden sank. Andrea eilte nach Hause und begann zum Schein eine Arbeit. Bald darauf aber stürzten zwei Männer in sein Zimmer, die ihm anzeigten, ein Mann, den sie in Todeszügen liegend gefunden, habe sie an ihn gesendet, mit der Bitte, seinem verwundeten Freund das letzte Lebewohl zu sagen. Andrea heuchelte die größte Bestürzung, eilte mit den Männern an Ort und Stelle, und der getäuschte Domenico hauchte in den Armen seines vermeintlichen Freundes den letzten Athemzug aus. Das Geheimniß dieser mörderischen That entdeckte Andrea erst auf seinem Todbette, und zeigte auch dann noch nicht die mindeste Reue darüber. Noch sonderbarer ist es, daß er in der nämlichen Gruft, wo die Gebeine des Ermordeten ruhten, begraben wurde."

Die Nase des heiligen Januarius.

„Vom Blut des h. Januarius wird schon Jedermann gehört haben, nicht sowohl vielleicht von seiner Nase. Eine wunderbare Geschichte erzählt man sich von einer marmornen Büste, die unmittelbar nach des h. Bischofs Enthauptung nach seinem Kopfe verfertigt worden seyn soll, und seitdem vielen Künstlern, die den Heiligen in Gemälden darstellten, als Modell diente. Als Puzzuoli von den Sarazenen geplündert wurde, schlug einer der Ungläubigen aus Muthwillen oder Verachtung gegen den h. Bischof dieser Büste die Nase ab, und nahm sie als Siegeszeichen mit sich an Bord. Aber alsbald erhob sich ein so furchtbarer Sturm, daß die Seeräuber nicht einmal mehr Zeit hatten, ihre Anker aufzuziehen. Einer von dem Schiffsvolk indeß, klüger als die Andern, kam auf die Muthmaßung, daß die Nase des Heiligen einen so großen Aufruhr der Elemente verursacht haben könne, worauf man sich entschloß die unheilvolle Nase über Bord zu werfen. Und welch ein Wunder, kaum hatte sie die Wogen berührt, als sich die Wuth derselben legte und die Piraten ihre Reise fortsetzen konnten. Einige Tage darnach warfen einige Fischer am Ufer des Meeres ihre Netze aus, und zogen unter Muscheln und Schlamm eine steinerne Nase herauf, die sie, unbekannt mit ihrem Werthe, wieder in's Meer warfen. Allein so oft sie ihr Netz wieder herauszogen, war das Erste, was ihnen in's Auge fiel, die ewige Nase; bis sie endlich des Rathes einig wurden, dahinter müsse ein Wunder stecken. Man brachte sie zu einem Mann, der sich auf so Etwas verstehen mußte, zu dem Bischof von Puzzuoli, der auch auf den ersten Blick die lang verlorne Nase des h. Januarius wieder erkannte, und vor Freude darüber außer sich, eine feierliche Prozession veranstaltete, um das wiedergefundene Glied dem ursprünglichen Besitzer zurückzustellen. Doch das eigentliche Wunder kommt erst noch. Der Bischof war noch auf eine gute Strecke von der Büste entfernt, als ihm die Nase wie ein Sperling aus der Hand flog, und sich ihrem Gesicht so sauber wieder ansetzte, daß nichts von ihrer langen Trennung zu bemerken war, als eine kleine Narbe, welche übrig blieb, um das geschehene Wunder zu bekräftigen. Die Geistlichkeit, welche höchst ungern ihren Heiligen unbenasst sah, hatte ihm zuvor schon eine neue Nase gedreht; allein der h. Märtyrer bestand mit so großem Eigensinn darauf, keine falsche Nase zu haben, daß man endlich auf den Versuch, sie ihm anzuheften, verzichten mußte. Sonderbar ist es freilich, daß der h. Bischof sich so viele Mühe mit Wundern geben mußte, um zu einer Nase zu gelangen, die man sonst auf ganz natürlichem Wege ziemlich wohlfeil haben kann."

Einige biographische Skizzen, die der Landschaftsalmanach aus der Familie der Medicis enthält, sind sehr gut geschrieben. Der Name Medici ist einer jener talismanischen Namen in der Geschichte, mit denen die Welt sich blenden läßt. Man spricht ihn nie aus, ohne insgeheim das Andenken der größten und edelmüthigsten Beschützer der Kunst und Wissenschaft zu segnen und vergißt die blutigen Greuel, die sich an die Geschichte dieses Hauses knüpfen. Solange die Medici sich begnügten, die ersten Bürger eines freien Staates zu seyn, waren sie auch wirklich die Zierde desselben, und erwarben sich unsterbliche Verdienste um das Aufblühen der schönsten Fähigkeiten, mit denen der menschliche Geist begabt ist. Als sie aber auf fremde Macht gestützt die herzogliche Gewalt an sich rissen, hörten sie auf Beides zu seyn, und fielen den bösen Mächten heim, die den Fußstapfen der Tyrannen folgen. Folgendes ist die gelungene Skizze des Lebens von

Cosmo Pater Patriae.

„Cosmo folgte in seinem Leben genau den Vorschriften, die sein weiser und ehrwürdiger Vater ihm gegeben. Die Regierung des Staates war nun streng republikanisch, und jede Gewalt, die er oder seine Familie ausübte, war Anfangs so ganz freiwillig vom Volke ihm verliehen worden, daß nicht der mindeste Schatten des Ehrgeizes sein Ansehen verdunkelte. Dennoch entging er nicht den Gefahren, die in Republiken so leicht die Intriken des Ehrgeizes und der Mißgunst angesehenen Männern bereiten. Er wurde verhaftet, saß einen Monat gefangen, und mußte endlich mit seinen Freunden auf zehn Jahre verbannt das Vaterland meiden. Aber schon im folgenden Jahre wurde er bei dem Wechsel der Obrigkeit zurückgerufen, und ging nun mit erneutem Eifer an's Werk, seine Vaterstadt durch die fürstliche Ermunterung zu verherrlichen, die er Künsten und

Digitized by Google

Wissenschaften angedeihen ließ. Unter seiner väterlichen Pflege machte Florenz seine ersten Schritte auf der Bahn des wissenschaftlichen Ruhmes und Cosmo's Name wird von den zeitgenössigen Schriftstellern mit den glänzendsten Lobsprüchen gefeiert. „Du bewiesest, sagt Einer derselben, in der Anwendung Deines Reichthums eine solche Humanität und Mäßigung, daß er mehr der Lohn Deiner Tugenden und Verdienste als eine Gabe des Glückes schien. Von frühester Jugend den Wissenschaften ergeben, verliehest Du ihnen durch Dein Beispiel neuen Glanz. Obgleich in die wichtigeren Angelegenheiten des Staates verflochten, und nicht im Stande, einen größeren Theil der Zeit den Büchern zu widmen, fandest Du doch stets Vergnügen an der Gesellschaft jener gelehrten Männer, denen Dein Haus unaufhörlich offen stand." Ein anderer Schriftsteller schildert ihn als einen Bürger, der, während sein Reichthum jeden anderen in Europa verdunkelte, noch weit herrlicher strahlte durch seine Klugheit, Humanität und Freigebigkeit, so wie durch seine Kenntniß nützlicher Wissenschaften und insbesondere der Geschichte. Dieses Lob ist aber keineswegs die Eingebung dienstfertiger Schmeichelei. Cosmo war nicht allein ein freigebiger Beschützer der Wissenschaften, sondern auch der Wohlthäter seiner Vaterstadt, für die er zuerst die sogenannte Lorenzianische Bibliothek gründete. Die zahlreichen Verbindungen, in denen er durch seine kaufmännischen Unternehmungen mit fast jedem Theile der Welt stand, erleichterten sehr seine Absichten in Bezug auf diese bewunderungswürdige Stiftung, und Florenz wurde mit einem Schatz der köstlichsten Manuscripte bereichert. „Er stand zu gleicher Zeit in Briefwechsel, sagt Gibbon, mit Cairo und London, und eine Ladung indischer Spezereien und griechischer Bücher traf oft auf einem und demselben Schiffe ein." Sein Beispiel ermunterte auch andere reiche Bürger; aber Cosmo vereinigte ihre Sammlungen mit der seinigen, und auf diese Art wurde mehr als eine Bibliothek von Manuscripten gesammelt, die den Gelehrten die unschätzbarste Unterstützung gewährten."

Welchen traurigen Gegensatz bildet hiezu die Schilderung des ersten Großherzogs von Florenz.

„An das Leben Cosmo's, des ersten Großherzogs von Florenz, knüpfen sich Ereignisse, die bereits das düstre unheilvolle Reich der Tyrannei verkündigten, das nun folgte. Die Gemächer des alten Palastes, wahre Heiligthümer der Kunst und Wissenschaft, die zaubervollen Aufenthaltsorte des Vaters seines Vaterlandes und des großen Lorenzo, wo sie ihre Muße dem Landleben und wissenschaftlichen Forschungen weihten, wurden der Schauplatz tragischer Leidenschaften und Thaten, die das Blut gerinnen machen. Der Herzog Cosmo hatte zwei Söhne — Giovanni und Garzia — von denen der letztere und jüngere gegen seinen Bruder einen bittern Haß gefaßt hatte. Der Aeltere hatte noch nicht sein neunzehntes Jahr zurückgelegt. Eines Morgens gingen sie zusammen auf die Jagd, und nachdem sie sich von ihrem Gefolge getrennt hatten, sah man erst Abends Garzia allein zurückkehren. Vergebens rief das Hüfthorn der Jäger nach Giovanni, endlich fand man seine Leiche in einer abgelegenen Waldgegend. Diese Nachricht erreichte Cosmo, der genug wußte, um sogleich zu errathen, wer sein Herzenskind getödtet. Er ließ die Leiche in ein Gemach bringen, das die Gemälde der beiden Prinzen enthielt. *)

„In der Nacht, die diesem schrecklichen Tag folgte, trat der Vater in Garzia's Schlafkammer, und gebot ihm aufzustehen und zu folgen. In einer Hand hielt der unglückliche Tyrann einen Schlüssel, in der andern eine Lampe und hinter sich den zitternden Knaben, betrat er eine dunkle und einsame Abtheilung des Palastes. Nachdem er die Thüre hinter sich abgeschlossen hatte, faßte er seinen Sohn an der Hand und fragte ihn, wie und wo er den Tag zugebracht. Allein nicht die leiseste Veränderung der Farbe auf dem Gesicht des schönen Knaben verrieth seine Schuld. Da riß der Herzog plötzlich ein blutiges Tuch von einer Bahre weg und schrie: „Blick' hieher, kennst Du das Werk dieses Tages? Antworte mir. Blut fordert Blut — eines Bruders Blut; und das ihm diese Sühne werde, muß die Hand des Vaters das Deinige vergießen. Bebst Du bei diesem Anblick? Es ist also nur allzu wahr. — „Vater, stammelte der Knabe, ich wehrte mich nur meines Lebens." — „Wagst Du den zu verläumden, den Du gemordet hast?" unterbrach ihn Cosmo. „Er würde nicht dem kleinsten Wesen das lebt, mit Willen Leides gethan haben, um wie viel weniger erst seinem Bruder! Du mußt sterben, denn schlimmer würdest Du werden als Kain und unser Aller Mörder." Mit diesen Worten riß er von Garzia's Seite den Dolch, denselben, der Giovanni's Blut getrunken. Dann warf er sich auf die Knie, und rief mit aufgehobenen Händen Gott an, ihm Kraft zu verleihen in dieser furchtbaren Stunde. Nun schloß er sein Kind in die Arme und weinte lange bitterlich an seinem Halse. Plötzlich aber aufspringend schrie er: „Verfluchtes Schicksal! Verfluchter Vater! und stieß den Dolch in seines Sohnes Herz."

Zum Schluß geben wir aus dem Landschaftsalmanach folgende erfreulichere Anekdote von Buonamico, genannt Buffalmaco.

„Buonamico war sehr ärgerlich über seine unruhige Wandnachbarschaft. Die Ehehälfte des Messer Capo d'Oca (zu deutsch Gänskopf) fing jeden Tag früher noch ihr Spinnrad zu handhaben an, als sein alter Meister den Pinsel. Dicht an Buonamico's Kopf begann jeden Morgen schon um drei Uhr das verwünschte Gesurre, wo er noch gern ein oder das andere Stündchen verträumt hätte. Entschlossen dieser Ruhestörung ein Ende zu machen, gerieth er auf folgenden seltsamen Einfall. Die dünne Wand, die ihn von seiner fleißigen Nachbarin schied, wurde durchbohrt und eine Röhre nach dem Heerd geleitet, durch die er, so oft die emsige Hausfrau ausging, solch eine reiche Ladung Salz in die Töpfe gleiten ließ, daß Messer Capo d'Oca bei seiner Heimkunft weder Fleisch noch Fisch genießen konnte, so schrecklich war ihm Alles versalzen. Wiederholt bat er um Gotteswillen seine Frau, nicht so verschwenderisch mit dem Salze umzugehen; da aber das Uebel hiedurch nur noch ärger zu werden schien; so griff er eines Mittags zum Hausrechte, und salzte dafür seiner Frau tüchtig den Rücken. Auf das mörderische Geschrei des Weibes lief das ganze Haus zusammen. Nachdem er sich den Hergang erzählen lassen, sagte der spitzbübische Maler: „Mein lieber Herr, ihr beklagt euch sehr mit Unrecht. Ein Wunder ist es nur, wie eure Frau irgend etwas thun kann wie ein anderes Weib; denn ich kann ihr bezeugen, daß sie kaum die nächtliche Ruhe hat. Der stärkste Kopf könnte aus den Fugen kommen, wenn er von drei Uhr Morgens bis zu sinkender Nacht am Spinnrad sitzen müßte. Ich bitt' euch, laßt ihr doch die nöthige Ruhe, und sie wird, dafür stehe ich gut, künftig ihre fünf Sinne besser beisammen haben." Die ganze Nachbarschaft stimmte dem klugen Maler bei, und hunzte Herrn Gänskopf tüchtig aus. „Meinetwegen, schrie dieser erbost, mag sie bis Nachmittag im Bette liegen, nur soll sie mir das verfluchte Salzen lassen, das mich nach und nach einpöckelt wie einen Häring." Es läßt sich denken, daß das Weib künftig erst wie andere Menschen auch zum Spinnrade griff und die Suppe dann unversalzen blieb. So oft aber wieder der Spinnerzeß begann, durfte Messer Capo d'Oca darauf rechnen, die ungenießbarsten Speisen zu finden, so daß der geplagte Mann seine Frau um Alles in der Welt bat, doch ja den nöthigen Morgenschlummer nicht auf Kosten ihrer fünf Sinne zu opfern."

*) Ein Gemälde, das de Thou auf seiner Reise nach Italien sah und in der neuesten Zeit wieder aufgefunden wurde.

Vermischte Nachrichten.

Der „Java'sche Courant" vom 26 Mai enthält die Nachricht von dem Tode des kühnen Reisenden Grafen Karl Bibua de Gonsavo, der, nachdem er ganz Europa durchwandert, die Westküste Amerika's und einen großen Theil von Asien besucht, und zwei Jahre im indischen Archipel verweilt hatte, im Begriffe stand, bevor er in seine Heimath zurückkehrte, noch Neuholland und die Westküste von Amerika zu besuchen. Er starb zu Menado, an der Küste von Celebes, wo er einige heiße Quellen untersuchte, aber dabei das Unglück hatte, mit dem Fuße in eine derselben auszugleiten und sich dergestalt zu verbrennen, daß es ihm das Leben kostete.

•

Blätter vom Vorgebirge der guten Hoffnung melden, daß ein französischer Gesandter auf Madagaskar angelangt, um abermals einen Strich Landes für eine Kolonie daselbst zu verlangen, und zwar nur fünfzehn Meilen einwärts des Landes und drei Meilen längs der Küste. Der Gesandte erhielt die Erlaubniß, nach Nieseva zu gehen, wurde aber von der Königin mit der Antwort entlassen, das Volk wolle lieber sterben, als einen Fuß breit Landes abtreten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 355. 21 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

3. Die Conciergerie.

(Fortsetzung.)

Ich war an ein einfaches und niedliches Leben gewöhnt; ich warf die Augen umher: halbnackte Männer, Weiber in Lumpen gehüllt, mit brennendrothen Gesichtern und unzüchtigen Blicken; Leute, wie sie Einem in den Straßen von Paris begegnen, mit dem Dunstkreisgeruch gemeiner Kneipen und liederlicher Wirthschaften; Bauern in Kitteln mit übereinandergeschlagenen Armen oder am Boden ausgestreckt; Tabakraucher, auf dem Estrich mit schmutzigen Karten Piket spielend, eine dunstige verpestete Atmosphäre, deren empörenden Geruch noch ein geheimer Ort vermehrte, der sich im Saale selbst befand; ein Feldbette, auf dem sich Elend, Trunkenheit, Laster, Unglück und Verbrechen neben einander wälzten — Dieß war der Saal, der vom heil. Martin seinen Namen führt. Hieher warf diese grausame, hundertarmige, blinde Politik, die Alles zermalmt, was sie auf ihrem Wege findet, meine Jugend, mitleidlos, gefühllos, ohne daß irgend eine Anklage oder ein Zeugniß gegen mich vorlag. Ich zerfloß in Thränen und setzte mich in einen Winkel im Fensterbogen. Das Rothwälsch der Diebe ließ mich nicht verstehen, was man sagte; nur das wüste Gelächter des Verbrechens, die Gebärden der Liederlichkeit, eine weibische Wildheit, die den eigenthümlichen Charakter des Verbrechens in großen Städten ausmacht, verwundeten meine thränenerfüllten Augen. Diese abgezehrten lustigen Gestalten mit funkelndem Aug und gefurchter Stirne, nahten sich mir, sahen mir in's Gesicht, und verhöhnten mein zartes und schwaches Wesen, meinen nachsinnenden Schmerz, das Entsetzen, von dem ich ergriffen war. Ein schon an allen Gliedern zitternder Greis trat zu mir; er redete nur mit Mühe; seine vor Entkräftung halb offen stehenden Lippen, sein kahler Schädel, von dem bereits die letzten weißen Haare gefallen waren, sein zahnloser wackelnder Mund bildeten einen traurigen Anblick. Es war ein ehemaliger Advokat, den man Abends zuvor als einer Verschwörung angeklagt, verhaftet hatte; er hatte ungeachtet seiner Altersschwäche doch noch einigen Anstand; allein sein kindisch gewordener Geist, seine Stimme ohne Klang und Betonung gestatteten mir nicht die sehr lange Rede zu verstehen, die er an mich richtete. Ich errieth bloß, daß ein und derselbe Grund uns an diesem Ort der Schande, in die Vorhölle des Gefängnisses, zusammenführte, ihn am Rande des Grabes, mich an der Schwelle des Lebens.

Unter den Elenden, die hier zusammengedrängt waren, und deren sechzig Gesichter noch lebendig vor meiner Erinnerung stehen, fiel mir besonders eines durch seine Seltsamkeit auf; es war das eines verrückten Schwärmers. Eine lange blasse Gestalt mit begeistertem Auge, ihre langen gelockten schwarzen Haare, schnelles, bizarres und zusammenhangloses Sprechen erregten Aufmerksamkeit für sie. Er predigte Einigen, die ihn umgaben und während des Zuhörens über seine christliche Ketzerei: „Die Erneuerung der Gesellschaften," Flüche und Verwünschungen ausstießen. Seine Geschichte ist meinem Gedächtniß entfallen; er stellte in dieser Gesellschaft einen Versuch mit seiner neuen Lehre an; ein Ausdruck enthusiastischer Narrheit auf seiner Stirne mischte sich mit jener Abgespanntheit der Züge und jener Erschlaffung der festen Theile, die gewöhnlich die Folge ungeregelter Lebensweise sind, man hatte ihn auf der Straße, wo er dem Volke predigte, aufgegriffen; ich weiß nicht zu sagen, was aus ihm geworden seyn mag.

Ungeziefer bedeckte die Lagerstätte, ich brachte die Nacht auf einem Stuhle in dem Fensterbogen zu. Am andern Morgen vertheilte ein Gefängnißwärter Schnitte schwarzen Brodes und hölzerne Näpfe unter die Einwohner des Saales; ich bat, mich an meine kranke leidende Mutter schreiben zu lassen, an die zärtlichste der Mütter, die keine Nachricht von mir hatte. Man verweigerte es mir. Welche Grausamkeit! Mit welchem Hasse muß sich das sanfteste Herz, die gefühlvollste Seele gegen eine so barbarische Civilisation waffnen!

Ohne durch die leiseste Unbesonnenheit den Angriffen des Ungeheuers, das man Polizeiinquisition heißt, einen Vorwand gegeben zu haben, fand ich mich in der Blüthe der Jahre mit der Hefe der Trunkenheit und des Lasters zusammengeworfen jede Mittheilung zwischen mir und der Welt mit einem Streiche abgeschnitten, ohne Verhör, ohne Urtheilspruch, ohne irgend eine Form des gerichtlichen Verfahrens. Das Wort eines Polizeibeamten hatte dieses unsaubere Grab mir geöffnet und hinter mir geschlossen, meine Familie mochte mich suchen, meine Mutter beweinen, es konnte mit mir geschehen was wollte; da war keine Rettung gegen die scheußliche Willkür einer Verwaltungsorganisation, deren dunkles Rädergetrieb, deren schweigsame Hebel treffen, aus

Digitized by Google

dem Wege räumen, zermalmen, ohne daß Gerechtigkeit oder Mitleid dagegen Einspruch zu thun vermöchte.

Drei Tage hatte ich so zugebracht in traurigen Gedanken an meine Mutter, in tödtlicher Unruhe und ohne die Möglichkeit, von mir eine Nachricht nach Hause gelangen zu lassen; es befiel mich ein Fieber. Endlich erwirkte mir der Gefängnißwärter des Saales doch die Erlaubniß, schreiben zu dürfen; ich schrieb zwei Briefe, einen an meine Mutter, den andern an den Polizeipräfekten; sie gingen ungesiegelt ab, wie es an diesen Orten vorgeschrieben ist, und Abends gelangte zu mir ein Wort und ein Ring von meiner Mutter, den ich stets als Andenken tragen werde. Am andern Tage gegen elf Uhr ertönte mein Name am Gitter des Einganges, ich wurde zum Verhör geführt.

Drei Tage waren mir ohne Schlaf in einer Bestürzung und einem Schmerz vergangen, den man sich leicht denken kann; mein ganzes Nervensystem befand sich in der gewaltsamsten Aufregung. Es fehlte uns sogar an Wasser in diesem gedrängtvollen Saale. Meine Kleider waren in Unordnung gekommen, meine Wäsche beschmutzt, ich fühlte Fiebergluth in meinen Adern. Der Mann welcher unter die Gefängnißkandidaten Brod und Wasser vertheilte, übergab mich zwei Gendarmen; nun ging es von Corridor zu Corridor bis wir in ein tiefergelegenes Zimmer gelangten, wo ein Schreiber saß. Ich hörte einen Schrei; meine Mutter hatte ihr Krankenbett verlassen und die Erlaubniß erhalten, mich einen Augenblick zu umarmen. Sie stand vor mir, stumm preßte sie mich an ihre Brust, sie betrachtete mich, und ihr Blick sagte mir, wie sehr ich verändert war; ihre Blässe, ihre Thränen durchzuckten mich mit einer schmerzhaften Erschütterung, die ich nicht zu beschreiben vermag. Meine Mutter war längst schon von den Aerzten aufgegeben. Unter den Stürmen unsrer Zeit hatte sie ihren ersten Gatten auf dem Schaffotte sterben sehen, sie lebte nur noch künstlich. Die Huld der Polizei nahm hier ein Ende, man befahl meiner Mutter sich zu entfernen, man trug sie hinaus.

Vor einem Schreibtische, der mit sorgfältig überschriebenen und numerirten Aktenstößen belastet war, stand ein Mann, eine kurze, vierschrötige, schwarze, runzelige Gestalt; eine niedere Stirne mit dicken Augenbrauen, in Falten gezogene Augenwinkel, breite Bütelschultern und eine Inquisitormiene; dieß war der Mann, der mein Verhör begann. Möge er, wenn er anders an einen Gott glaubt, und wenn er einst vor dem großen Wesen erscheint, keinen so grausamen Richter finden!

„Mein Herr," sagte er kurz hingeworfen, „Sie sind Einer von der Generation, die man ersticken muß; ein Otterngezücht, vor dem Frankreich keine Ruhe haben wird, wenn man es nicht vertilgt." Ich war außer mir vor Erstaunen, und indem ich alle Ruhe und Vernunft, die mir noch übrig blieb, sammelte, erwiederte ich: „Mein Herr, ich glaubte, daß Sie mich über Thatsachen zu verhören hätten, und höre nichts als beleidigende Vorwürfe." — Der kleine Mann, den meine abgeschmutzte Kleidung, meine Jugend und mein kränkliches Aussehen zu seinen Schmähungen ermuthigt hatten, sprang bei diesen Worten von seinem lederüberzogenen Stuhle auf, und indem er sich in seiner ganzen Kleinheit aufbäumte, und beide Fäuste auf den Schreibtisch stemmte, schrie er:

„Ha, Sie wollen mich lehren, was ich zu thun habe! —

„Ich will Sie bloß erinnern, mein Herr, erwiederte ich kaltblütig, daß Sie es weder mit einem Schuldigen, noch mit einem Angeklagten zu thun haben, sondern bloß mit einem jungen ganz unschuldigen Menschen, der nicht weiß, warum er hier ist, mit welchem Recht man ihn hieher führte, und unter welchem Vorwande man ihn festhält.

„Ei siehe doch, Sie spielen den großen Redner," fuhr der Frager fort, der sich inzwischen wieder gesetzt hatte. „Sie gehören zur liberalen Jugend, das merkt man Ihnen nur allzusehr an. Greffier, schreiben Sie alles nieder was dieser Herr sagt."

Mehr und mehr in Harnisch gejagt, je mehr die Ruhe meiner Antworten seinen tollen Zorn erhitzte und nicht im Stande über den Gegenstand, dessen Spur er suchte, bei mir eine Aufklärung zu finden, der ich jeder Verschwörung fremd war, öffnete endlich dieser Menschenjäger, der mich vergebens zu umgarnen strebte, und durch meine offenbare Unschuld nur noch mehr in Wuth gerieth, meine weggenommene Brieftasche, begann die Verse meines armen Wilhelm Tells zu erklären, hob gegen mich die ersten Strophen eines ich weiß nicht mehr welchen liberalen Liedchens hervor, das er mit Bleistift geschrieben fand, inquirirte *auf meine* geheimen Absichten und Ansichten; wobei er sich alle Mühe gab, meine Antworten in das gehörige Licht zu stellen, um mich wenigstens aus meinen Worten anklagen zu können, da es ihm hiezu an Thatsachen fehlte. Zuletzt fragte mich der Dummkopf, ob ich die regierende Dynastie liebe; ich schwieg einen Augenblick und sagte dann:

„Ich weiß nicht, mein Herr, was es heißt eine Regierung lieben; ich komme aus einem Kollegium, und kann auf Fragen über Ansichten und persönliche Neigungen keine Antwort geben. Diese Art zu fragen überschreitet meines Bedünkens die Funktion, deren Sie sich so gut entledigen. Was die Schriften in meinem Taschenbuche betrifft, so sind sie Bruchstücke eines Trauerspiels, das ich dem Odeon-Comité vorlesen muß; sie gehen der Polizei durchaus nichts an, und Sie würden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Sie mich meiner Familie zurückgäben, der man mich unter einem so kindischen Vorwande entreißt.

„Raisonneur! Wissen Sie, daß ich Sie augenblicklich, wenn ich will, in das tiefste Loch werfen lassen kann?"

Endlich nachdem sich sein Paroxysmus gelegt hatte, befahl er mir ein Blatt Papier zu unterzeichnen, auf das meine Antworten, nicht ganz so, wie ich sie gegeben, sondern nur dem wesentlichen Gehalte nach, niedergeschrieben standen. Auf ein Zeichen meines Inquisitors führte mich der Gendarm wieder hinaus und in ein anderes Gemach, wo sich ein Offizier von ungefähr vierzig Jahren befand, der das Kreuz der Ehrenlegion trug. Es war ein einer Verschwörung angeklagter Obrist. Er betrachtete mich mit traurigen Blicken und bot mir die Hand. „Ach," sagte er, „auch Sie beschuldigt man der Verschwörung? Wie alt sind Sie, junger Mann?" — „Sechszehn Jahre!" — „Es ist erstaunlich!" — sagte der Obrist und warf sich auf das Bette, wo er lange in Schweigen verharrte. Abends holten mich zwei Gendarmen ab; sie hießen mich in einen Fiaker steigen, wo sie sich zu beiden Seiten von mir niedersetzten. Der Wagen hielt vor dem Palais de Justice."

(Forts. f.)

Digitized by Google

Die Börse in London.

(Fortsetzung.)

Nun versetze sich der Leser in Gedanken einige Stunden nach der Ankunft wichtiger Neuigkeiten, sie betreffen nun einen zu befürchtenden Krieg, eine Verschwörung oder eine unvorhergesehene Anleihe, die der Kanzler der Schatzkammer von den beiden Häusern verlangt, in den großen Saal der Börse. Da vor 10 Uhr Morgens kein Geschäft eingeleitet wird, so sieht man alle bei jenen Nachrichten interessirten Personen gehen und kommen, Zeitungen lesen, oder sich in Erwartung des täglichen Signals in Gruppen zusammenstellen. Dieses Signal wird durch den ältesten Börsendiener gegeben, der bei herannahender Stunde am Haupteingang einige Stufen hinaufsteigt mit einer großen Nachtwächterschnurre in der Hand und die Augen auf den Zeiger der Uhr gerichtet. Mit dem Schlag zehn Uhr setzt er sein übler Vorbedeutung volles Instrument in Bewegung, und plötzlich verläßt jeder seine ruhige Stellung, stürzt sich wie die einzelne Welle einer Ueberschwemmung mitten in den Saal, schreit und bemüht sich der Erste zu seyn; die Einen bieten zum Verkauf aus, die Andern suchen zu kaufen, jede der beiden Parteien sagt und thut Alles, was sie für angemessen erachtet, um auf dem Markt den Eindruck hervor zu bringen, dessen sie bedarf, und sucht besonders was ein wesentlicher Punkt in der Taktik auf diesem Platz ist, den Preis zu Eröffnung des Geschäftes auf die für ihre Absichten günstigste Weise festzustellen. Ist bei solchen Gelegenheiten die Neuigkeit wichtig und folglich die Wirkung sehr schnell, so ist oft schon das Glück oder Unglück der einen oder der andern entschieden, ehe noch der Zeiger seinen Lauf um das Zifferblatt vollendet. Man kann leicht denken, welch ein Schauspiel so verschiedenartige Gemüthsbewegungen dem Beobachter bieten. Hier erträgt Einer kaltblütig spöttische Bemerkungen, erwidert sie wohl gar, obgleich er so eben binnen zwei Stunden 10,000 Pfund verloren hat, während ein Anderer, weniger gleichmüthig, mit stierem Auge dem schnellen Fall der Rente folgt, der gleich einem reißenden Strom sein ganzes Vermögen mit sich fortreißt. So geht es gewöhnlich mit nur kurzen Zwischenräumen der Ruhe den ganzen Morgen hindurch fort; nur wenige Menschen aber sind stark genug, lange in dieser erstickenden Atmosphäre, diesem Getöse und diesem sich drängenden, stoßenden und hin und herwogenden Schwarm auszuhalten. Bald ziehen Viele bleich und heiser sich zurück, um Athem zu holen und eine reinere Luft zu schöpfen; allein kaum hören sie das Gebrüll dieser tobenden Masse, wo jede Partei abwechselnd ihren Triumph mit betäubendem Geschrei verkündet, so eilen sie auch schon nach dem Tummelplatz, um sich aufs Neue ins Gewühl zu stürzen.

Bis jetzt war Alles ernst; die Hitze des Kampfes hat sich nicht gemäßigt, der Wortwechsel hat sich bis zur Wuth gesteigert; aber häufig geschieht es, daß die Szene sich wie durch einen Zauberschlag oder wie durch einen Anfall von Wahnwitz ändert: Jeder wirft den Hut seines Nachbars in die Luft, zieht ihm seine Rockschöße über Kopf und Schultern, oder wirft ihn mit papierenen Kugeln, die mit Sand gefüllt sind; kurz Alles stößt und bort sich durcheinander. Der Markt von St. Barthelemy oder ein Ausflug der Schüler an einem Ferientag kann nicht lärmender seyn. Dieses Bacchanal schließt gewöhnlich mit dem „Black-Joke" oder einem andern Volksgesang, der im Chor von allen Kämpfern angestimmt wird, und in den selbst Jene mit einfallen, deren Ruin heute entschieden wurde, die aber in die tolle Fröhlichkeit der Uebrigen einstimmen, um ihr Unglück zu verhehlen, und vielleicht noch einen letzten verzweifelten Versuch wagen zu können.

Dieses Zwischenspiel ist kurz; nach Verlauf einiger Minuten bemerkt man die nämliche Leidenschaft für das Spiel noch verstärkter oder wüthender. Zuweilen geschieht es, daß einer jener Nebel, die mit ihrem dichten Schleier die engen Straßen der City bedecken, auch über diese bewegte Menge eine dunkle Nacht verbreitet, und dann bietet sich in dieser Verwirrung dem Beschauer eine Szene der Unterwelt. Man zündet Lampen an; Dank sey es ihrem traurigen gelben Schimmer, jetzt erkennt man auf Augenblicke noch den Ausdruck der Angst auf allen diesen Gesichtern, aber die Hälfte des Gemäldes ist, wie ein Maler es nennen würde, durch ungeheure Schattenmassen verdeckt.

Alle die hier beschäftigten Menschen bilden das, was man den Stock der Börse (Stock-Market) zu nennen pflegt. Die von ihnen festgesetzten Kurse werden von den Journalen bekannt gemacht, und bestimmen den Werth des Vermögens der Rentenbesitzer und Spekulanten. Die zahlreiche Klasse derer, die als Staatsrentiers bei diesem Wechsel interessirt sind, ungerechnet, kann man die Zahl Jener, die ihn als ein Spiel betrachten und die an den Bewegungen der Börse denselben Antheil nehmen, der die Liebhaber des Faro an den grünen Tisch fesselt, auf ungefähr 5000 anschlagen. Unter dieser Zahl befinden sich ungefähr Tausend, die zur Börse selbst gehören, und auf einem vertraulichen Fuße zu einander stehen; die übrigen gehören dem Publikum, der Galerie an, und nehmen an den verzweifelten Wechselfällen der Spieler durch Vermittlung von Sensalen (brokers) Antheil.

(Fortsetzung folgt.)

Versuch einer Statistik von China.

Der nachstehende statistische Versuch über China rührt von dem in diesen Blättern bereits öfters erwähnten Louis Domeny de Rienzi her. Die bisher über diesen wichtigen Gegenstand bekannt gewordenen Nachrichten sind eben so unvollständig als widersprechend. „Humboldt, der König der Reisenden, die gelehrten Morrison und Klaproth, der aufrichtige Beobachter Timkowski und der gelehrte Sinolog Abel Remusat, mit dem ich während meines ziemlich langen Aufenthaltes in China in Verbindung stand," sagt Rienzi in seinem Vorworte zu diesem statistischen Versuche, „scheinen mir der Wahrheit am nächsten gekommen zu seyn. Außer ihren Werken benützte ich eine Menge Nachweisungen, die mir von Hanisten, Bonzen und Mandarinen, von dem Bischof von Peking, dem Pater Gonzales und Rafaele, von meinem Freund dem Obristen Figueiredo (Prokurator des Senats von Makao bei der chinesischen Regierung), dem Doktor Morrison und mehreren Autoritäten von Kanton, Emoi, Makao und andern Orten mitgetheilt wurden." Unter den chinesischen Werken die er hiebei zu benützen Gelegenheit hatte, führt Rienzi das Buch Si-Ju-kiau-Uen-Lu, Beschreibung der westlichen Länder (ein seltenes und geschätztes Werk) an, die große Geographie der Mandschu; das Tai-Tsing y tung, das merkwürdige statistische Tabellen enthält; die Zeitung von Peking, obgleich oft sehr lügenhaft, und Provinzialblätter; das Tai-thsin hoei tian, der Verwaltungscodex der Tai t'hsin (die Dynastie der Mandschu) Ausgabe von 1794; den Tai-t'hsing-tschung-tschon pi-lon, Etat des Kriegswesens; das Tai-t'hsing-chin-thiugn-Chu, vollkommene Liste aller

Digitized by Google

Civilangestellten des Hauses Tait'hing. (4 Bände) den kaiserlichen Almanach von China, ein Werk über die Einkünfte und Ausgaben des Reiches von Uang-Kuei-ching, das im Jahre 1823 herauskam, Iy-pen-kuonthu, Karten des Königreiches Iypen oder Japon u. s. w.

1. Umfang und Verwaltung von China.

Das chinesische Reich sammt seinen Nebenstaaten, als: das eigentliche Tübet und Butan, Kleintübet, die kleine Bucharei oder das östliche Turkestan, Diguret, die Kalmukei oder westliche Mongolei, *) die Dsungarei (großer kalmukischer Stamm), Daourien, das Land der Mongu, das Land der Mandschu, die Mongolei mit ihrer großen „Chamo" oder Wüste von Kobi und ihren Oasen, Tangut oder das Land der Eleuthen von Kokenur (die östlichen Kalmuken), die Halbinsel Corea, die große Insel Segallien oder Tschoka, die formosischen Inseln (Tai-Uan) und die Inseln von Hainan (westliche Länder die man Hallam nennen sollte), hat folgende Gränzen: Im Norden Sibirien; im Westen die große Horde der Kirgisen oder die nördlichsten Tataren, und die große Bucharei oder südliche Tatarei, welche in Europa die unabhängige Tatarei genannt wird; im Süden die Staaten von Runschit-Singh und Hindustan, das birmanische Reich, das Königreich Layn-sayn-Chan (bei uns Laos genannt), das Reich An-Nam und das chinesische, das orientalische, das gelbe (Hoan-Hai) und das japanische Meer.

Das gesammte chinesische Reich hat von Kaschgar im Westen, bis nach dem Kap Lesseps im Osten gerechnet, eine Länge von 1400, und von der nördlichsten Spitze der Gebirge Daba im Norden, bis nach Lui-Tscheu, Seestadt der Provinz Kuang-Tung, im Süden gerechnet, eine Breite von 760 französischen Quadratmeilen. Die Seeküsten nehmen eine Strecke von mehr als 1000 Meilen ein.

Die geometrische Oberfläche des ganzen Reichs kann man auf ungefähr 674.000 Quadratmeilen anschlagen, so ziemlich der zehnte Theil der ganzen bewohnbaren Erde; es ist folglich größer als das alte römische Reich unter Trajan, größer als das Reich Alexanders, und größer als ganz Europa. An Ausdehnung wird es nur von den durch den Mongolen Dschenghis-Chan und den Tataren Timur-Lenk gegründeten Reichen, und jetzt von dem gigantischen Rußland übertroffen, das zwar an Hülfsquellen, Industrie und Bevölkerung weit unter ihm steht, von dem es aber, so wie die übrige Welt, doch bereits bedroht zu werden scheint.

Das eigentliche China, von den Chinesen Tschon-Ku genannt (der Mittelpunkt der Erde), erstreckt sich vom 21° zum 41° N. Br. und vom 95° zum 120° O. L. Es hat nur unregelmäßige Grenzen: Im Norden trennt die berühmte große, 456 Meilen lange Mauer es von den Mongolen; im Westen hat es Tübet und einige politische Grenzen, die nur eine geringe Schutzwehr gegen die Eleuthen von Kokenur **) die Sifans und Kalmuken bilden; im Süden den Ocean, und im Westen ebenfalls den Ocean, die Vormauer der Pieu die es von Corea trennt. Seine geographische Figur gleicht fast einem Zirkel.

Das eigentliche China hat einen Flächeninhalt von 195.209 Quadratmeilen, also ungefähr 1.400.960.800 Morgen. Der Name China kommt her von „Tshin;" er wurde dem Reich Kitai ***) (Katai) von der Dynastie der Tshin gegeben, deren Herrschaft 256 Jahr vor Chr. Geb. begann. Dieser Name war der gebräuchliche, seit die Portugiesen, die ihn von ihren malayischen Piloten, denen China schon 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung bekannt war, erhielten, ihn nach Europa verpflanzten. Zu jener Zeit eroberte Tsin-che-huang-Ti, der erste und unumschränkte Monarch, den Süden des Reichs, Tun-King *) und Cochinchina **).

(Schluß folgt.)

*) Man darf diese vier Hauptnationen von Mittelasien nicht mit den Tataren verwechseln, diese sind das Urvolk von Turkestan, und wahrscheinlich jene alten asiatischen Scythen, deren Herodot und Strabo gedenken. Jetzt sind sie in der Krimm, der sogenannten unabhängigen Tatarei, Persien, den kaukasischen Gegenden und in Sibirien zerstreut, und unterscheiden sich doch in Sprache und Körperbau eben so sehr von den Mandschus, Diguren, Kalmuken und Mongolen, als die Hindus von den Malaien. Der allgemeinen Verständlichkeit wegen, ist noch zu bemerken, daß unter der unrichtigen Benennung chinesische Tataren wenigstens nur die Mongolei, das Land der Mandschu, die Kalmukei und die kleine Bucharei begriffen sind.

**) Sogenannt weil sie am See Kokenur (blauen See) wohnen.

***) Das Wort Kitai erhielt China von den Kitauen, einem mongolisch-tungusischen Stamm, der damals dieses Land beherrschte. Cosmas Indopleustes nennt China „Tzinitza" (S. seine christliche Kosmographie im Montfaucon). Cosmas reiste im sechsten Jahrhundert nach Chr. Geb. in Indien.

*) Dieses Wort bedeutet im Chinesischen: der Hof des Mittags. Die Eingebornen nennen es Ai-Nam.

**) Die Portugiesen haben diesem Theil des Reiches An-Nam nach den Japanesen, die ihn Kotschin-China, das westliche Land China's nennen, den Namen Cochinchina gegeben. Die Eingebornen nennen ihn Ki-nam.

Vermischte Nachrichten.

Zu Peking wurden sechs Schreiber, die früher in der kaiserlichen Kanzlei des Diplomenamtes angestellt waren, wegen Ausfertigung falscher Doktordiplome zum Tode verurtheilt. Der erste Minister des Kaisers, To-tsin selbst, führte bei dem Gerichte, das über sie gehalten wurde, den Vorsitz. Einer dieser Schreiber, Kwei-sing-tso, allein hatte in dem Zeitraume, wo zwanzig Präsidenten dieser Kanzlei sich gefolgt waren, 20.419 falsche Diplome verkauft. Zwei der Hauptverbrecher wurden sogleich hingerichtet, und eine Anzahl Pekinger Schreiber erhielten den Befehl, der Exekution beizuwohnen, um sich daran ein Beispiel zu nehmen. Zwei andere der Verurtheilten wurden noch aufgespart, um Zeugnisse abzulegen, und sollen dann gleichfalls enthauptet, die übrigen zwei aber nach den großen Herbstassisen erdrosselt werden. Alle Präsidenten und Beamten, die diesen Betrug hätten entdecken sollen, wurden mit Entlassung, Degradation oder Verlust ihrer Besoldung auf bestimmte Zeit bestraft. Der Kaiser sagte in der hierüber in der Pekinger Zeitung erschienenen Bekanntmachung: „er schäme sich über einen solchen Schlag von Beamten; er schäme sich für sie selbst, und könne es sich kaum verzeihen, so viele Schwachköpfe angestellt zu haben."

•

Die vom französischen Handelsministerium mit der Bibliothekenorganisation beauftragte Kommission hat einen Vorschlag zur Bildung eines „Ethnographischen Museums" an dasselbe gelangen lassen. Dieses würde aus einer Menge ungeheurer Säle bestehen, welche die Namen aller lebenden Völker tragen würden, sie mögen sich noch im wilden oder bereits im civilisirten Zustande befinden. Diese Säle wären bestimmt, Alles aufzubewahren, was den verschiedenen Nationen in Waffen, Werkzeugen, Kleidern, Kunst- und Alterthumsgegenständen eigenthümlich ist. Vorzüglich würde das ethnographische Museum der Aufbewahrung Dessen geöffnet werden, was die immer weiter um sich greifende Civilisation in Nordamerika von den Indianerstämmen und auf den Südseeinseln, wo die Missionsanstalten den ursprünglichen Charakter der Eingebornen zu verlöschen angefangen, übrig gelassen hat. Endlich soll es auch vorzügliche Rücksicht auf die noch am wenigsten bekannten Völker nehmen, wie die Mongolen, Chinesen, Tataren, Kamtschadalen, Lappen, Samojeden u. s. w. Herr Abel Remusat hat den hierüber eingereichten Bericht abgefaßt, und der Minister d'Argout soll bereits auf diese Idee eingegangen seyn. Man bezeichnet als Gebäude hiezu den in der Straße Vivienne im alten Lokal des öffentlichen Schauss begonnenen Bau.

•

Zu Calcutta wurde am 14 März d. J. ein Kriegsschiff von vier und achtzig Kanonen vom Stapel gelassen, das von einem Hindu, Nauraschi Schamsatschi, dem Oberschiffsbaumeister der ostindischen Kompagnie, gebaut wurde. Obgleich nur auf vier und achtzig Kanonen eingerichtet, kann es im Nothfalle doch auch sechs und neunzig führen. Es ist das vierte Linienschiff, das auf der Werfte von Bombay von Nauraschi und seinen Vorgängern für England vollendet wurde, und von ausgezeichneter Schönheit. Lady Malcolm taufte es „Calcutta." Nauraschi ist auch der Baumeister der „Asia," die in der Schlacht bei Navarin sich so glänzend auszeichnete.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 356. 22 Dezember 1831.

Spanien, wie es ist.

V. Die Regierung.

Die Regierung Spaniens ist in ihrer gegenwärtigen Verfassung eine unbeschränkte Monarchie; alle Macht und Gesetzeskraft geht scheinbar vom Könige aus, der keine anderen Beschränkungen zu kennen glaubt, als die seines erleuchteten Willens. Eigentlich aber ist er nichts als ein Werkzeug in der Hand der Priesterfaktion, die ihm zum angeblichen Besitz der unumschränkten Gewalt wieder verholfen hat, und ihn durch den beständigen Schrecken vor seinem Bruder Don Carlos, einem blutdürstigen und auf Geheiß der Geistlichkeit zu Allem fähigen Manne, unter ihrer Leitung hält. Se. Majestät selbst soll an seiner Abhängigkeit, durch die er seinen geistlichen Freunden unterworfen ist, nicht sonderlich vielen Geschmack finden, und man wußte allerlei Anekdoten zu verbreiten, welche beweisen sollten, daß Ferdinand, wenn er sich selbst überlassen bliebe, nicht den Haß verdienen würde, mit dem er von allen aufgeklärten Männern in Europa betrachtet wird. Doch diese Histörchen verdienen wenig Glauben, und noch weniger Dr. Faure, wenn er ihn gar für einen versteckten Liberalen hält — eine Verläumdung, die bloß von den Apostolischen ausgegangen ist, die stets bereit sind jeden Aufblick des gesunden Menschenverstandes oder des Gefühles von Seite des Königs als Liberalismus zu verschreien, wobei sie Don Carlos, der hierin noch niemals, so viel der Welt bekannt ist, eine Schwachheit bewies, entschieden den Vorzug einräumen. Ferdinand begreift sehr gut, daß der Wille derselben Faktion, die ihn zum absoluten König machte, auch die Krone auf das Haupt seines Bruders setzen könne, und obgleich er wohl einsehen mag, daß es angenehmer seyn möchte, nicht von der Priesterschaft so streng geritten zu werden, und selbst im Sattel zu sitzen die Zügel in eigener Hand ohne Bevormundschaftung und Zwang, so ist er doch zu schlau, um mit seinen Herren zu rechten, und übernahm allzubereitwillig, das ihm aufgetragene Werk, als daß noch ein Zweifel übrig bliebe, welchen Weg er, seinem eigenen souveränen Willen überlassen, eingeschlagen haben würde.

Inzwischen bleibt seine Regierung in einem Zustande von immerwährender Ungewißheit und beständigem Schwanken. Unaufhörlich werden die Minister gewechselt, aber nicht bezahlt, wie überhaupt Niemand, wo es nur immer angeht. Die finanziellen Verlegenheiten, mit denen man im Handgemenge liegt, sind der Art, daß nur ein erleuchteter, tugendhafter, patriotischer Minister, der noch dazu so fest gestellt seyn muß, um nach einem System und mit Nachdruck zu handeln oder wohlthätig auf die Produktivkraft und Industrie des Landes einzuwirken, jemals dahin gelangen kann, dem Staatsschatz aus dem Gedränge zu helfen. Allein wo wäre eine solche Verwaltung in Spanien zu finden, oder durch welche Mittel könnte sie sich auch nur eine Woche erhalten? Der König darf nicht wagen, ein der Geistlichkeit ganz ergebenes Ministerium zu wählen, und die Geistlichkeit wird nie eines dulden, das wirklich vom Verlangen beseelt ist, dem Staate nützlich zu seyn; denn das eigentliche Hinderniß, das der Wohlfahrt des Staates im Wege steht, sind eben die unnatürlichen Privilegien und Anmaßungen der Geistlichkeit. Eine solche Idee enthält in sich einen politischen Widerspruch, denn die erste Handlung einer solchen Verwaltung müßte nothwendig der Versuch seyn, eben die Macht zu stürzen, der sie ihren Ursprung verdankt, und von deren Beistand sie abhängig ist. Leider ist noch lange Zeit auf eine solche Veränderung der Dinge nicht zu hoffen. Die Geistlichkeit hat Sorge getragen, alle Stellen, welche Macht verleihen oder Vertrauen fordern, an ihre Kreaturen zu vergeben; sie herrscht im Staatsrath, in den Kanzleien und in den Gerichtshöfen des ganzen Königreiches; sie hat ferner die Presse völlig in ihrer Hand, und ist mit allen nöthigen Mitteln gewaffnet, um der Aufklärung, auf welchem Wege immer sie einzudringen versuchen sollte, den Paß zu verlegen, da sie die Gewissen und Ansichten der ganzen oder doch beinahe der ganzen spanischen Nation unter ihrer Leitung hat. Außerdem hat sie ungeheures Besitzthum (mehr als den vierten Theil der Bodenfläche von Spanien besitzt die Geistlichkeit in todter Hand) und endlich ist ihr der Pöbel im ganzen Lande dergestalt anhängig, daß sie überall und jederzeit, wo sie es für sachdienlich hält, einen Aufstand veranlassen kann.

Mit Einem Worte, die Geistlichkeit ist in Spanien allmächtig und allgegenwärtig, d. h. sie hat alle Macht in ihrer Hand, und ihre Augen allerorten, um Acht zu geben, daß nicht etwas geschieht, was der Wohlfahrt des Landes wahrhaft dienlich seyn könnte. Unter solchen Umständen ist es vergeblich auf Fortschritte zu hoffen, oder von einer Regeneration zu träumen. Wenn Ferdinand, wie er der schwächste und hinterlistigste Despot ist, die Unerschrockenheit Hadrians, die Tugend Trajans, die wohlwollende Humanität Antonins, und die politische Klugheit Machiavel's in sich vereinigte, so könnte er dennoch nichts für sein Land thun, so lange dieser

Digitized by Google

überwiegende Einfluß der Geistlichkeit fortbesteht. Der erste Schritt zu einer Reform wäre die völlige Aufhebung aller geistlichen Orden und die Sequestration ihres Besitzthums.

VI. Rechtspflege.

Um das Gemälde von Spaniens gegenwärtiger Lage zu vollenden, bleibt uns noch übrig, einige Worte über die Rechtspflege beizufügen. Die spanischen Gesetze sind in den Gesetzbüchern enthalten, welche die Namen: Fuero juzgo. — Ley de las siete Partidas. — Ordenamiento real. — Fuero real und Novissima recopilacion führen. Das Fuero juzgo ist ein Auszug aus dem Codex Theodosianus, der ursprünglich von Alarich, dem Nachfolger Eurichs, eines der gothischen Eroberer von Spanien, ausging und nach und nach durch neue Gesetze vermehrt wurde. Das Ordeniamento real enthält das Gesetzbuch, das von Ferdinand und Isabella von Castilien gegeben wurde. Die Ley de las siete Partidas ist eine Compilation gothischer, römischer und kanonischer Gesetze. Das Fuero real, gleichfalls eine Mischung gothischer und römischer Gesetze, ist der zu Huesca im Jahre 1218 für das Königreich Aragon entworfene Codex. Die Novissima recopilacion besteht in einer Sammlung der gelegentlich von den Königen von Spanien gegebenen Gesetze und Verordnungen und genießt das höchste Ansehen. Das römische Recht hat in Spanien keine gesetzliche Gültigkeit, obgleich es von den Rechtsgelehrten seiner allgemeinen Rechtstheorien wegen studirt werden kann; bei den Gerichtshöfen wird es jedoch nie als Autorität angeführt, und es bestehen hiegegen ausdrücklich einige alte kastilianische Gesetze, deren Urheber das römische Recht als den öffentlichen Freiheiten nachtheilig betrachtet zu haben scheinen. Es hält schwer von einer so ungeheuren Masse von Gesetzen, die noch dazu in so verschiedenen Zeiten, und aus so mancherlei, um nicht zu sagen entgegengesetzten, Quellen gesammelt wurden, eine allgemeine Ansicht zu geben; nur so viel kann gesagt werden, daß diese Sammlungen dereinst das Material liefern können, um daraus neue, den gegenwärtigen Zeiten und Verhältnissen angemessene Pandekten zu entwerfen.

Indeß rühren die Uebel, welche in Spanien empfindlich und tief gefühlt werden, nicht sowohl von Mängeln her, die dem Systeme der Jurisprudenz im Allgemeinen ankleben, als vielmehr von der Art und Weise, wie die Rechtspflege geübt wird. Diese war nämlich stets schleppend, kostspielig und oft im höchsten Grade bestechlich und willkürlich. Die Formen sind äußerst verwickelt, aber höchst unbestimmt gelassen, der Schriftenwechsel unerhört weitläufig, die Beweisführung den größten Mißbräuchen unterworfen, da keine Kontrole darüber besteht. Die Menge der Gerichtshöfe und die dargebotene Leichtigkeit zu appelliren, wodurch es der reichen, aber unehrlichen Partei in die Hand gelegt ist, durch eine unendliche Verlängerung des Prozesses einen armen und ehrlichen Mann zu Grunde zu richten, sind Schuld, daß letzterer eigentlich rechtlos bleibt, und jede Art von Chikane und Schlechtigkeit im Tempel der spanischen Themis wuchert. Der ganze Prozeßgang wird von einem Escribano geleitet, der zugleich Schreiber, Advokat, Notar und Registrator, und das einzige Medium der Mittheilung zwischen Klienten und Richter ist. Der Escribano ist größtentheils ein ausgemachter Schurke, der zu jeder Ungerechtigkeit bereit ist, und er müßte seinen Stand aufgeben, wenn er es nicht seyn wollte, denn seine vielfältigen und eigentlich unvereinbaren Funktionen führen ihn tausendmal in Versuchung, Unredlichkeiten zu begehen, und er hat an seinen Obern stets Beispiele genug vor Augen, um seine eigenen Niederträchtigkeiten zu entschuldigen.

Wenn die Verwaltung der Civilrechtspflege schlecht ist, so ist die peinliche Justiz noch unvergleichlich schlechter. Das Eigenthum genießt in Spanien nur geringen Schutz, Leib und Leben aber gar keinen, und so verzweifelt ist die Ausartung dieses Systems geworden, daß der größte und verwegenste Verbrecher für das Volk weniger ein Gegenstand des Schreckens ist, als die sogenannten Diener der Gerechtigkeit. Das Geschrei justizia durchrieselt die Adern eines jeden Spaniers mit Schrecken, und augenblicklich ergreift er die Flucht, als nähere sich ein reißendes Thier oder ein Kanibal ihn zu verschlingen. Diese Handlanger der Gerechtigkeit sind nicht nur selbst Spitzbuben, sondern auch die Beschützer und Verbündeten aller andern Spitzbuben im Lande, und kein Einziger von ihnen hat nicht irgend einmal schon ein Verbrechen begangen, das ihn des Galgens würdig gemacht hätte. Die Meisten von ihnen waren ursprünglich Räuber oder Mörder, oder beides zugleich. Kann man sich demnach wundern, daß die Verbrecher in Spanien auf eine furchtbare und unerhörte Weise zunehmen, daß Jeder mit Zuversicht auf Ungestraftheit rechnen darf, der den nöthigen Preis bezahlen kann; daß je größer das Verbrechen, desto sicherer das Entkommen ist? Zuverlässig ist, daß in keinem Lande von Europa so wenige von den alljährlich begangenen Verbrechen vor Gericht gezogen werden, als in Spanien; und doch ersehen wir aus einem im Jahre 1826 bekannt gewordenen Dokumente, daß sich in gedachtem Jahre die Zahl der des Mordes Ueberwiesenen auf 1233, der des Mordversuches auf 1773, der des Raubes — größtentheils Straßenraubes — auf 1620 belief. Diese Angabe erhält auch volle Bestätigung durch Dr. Faure's schätzbares Werk. Angenommen, daß die Hälfte der in Spanien begangenen Verbrechen unentdeckt oder mit Fleiß übersehen wird — eine Annahme, die eher unter als über der Wahrheit ist — so würde folgen, daß in dem erwähnten Jahre 9252 Kapitalverbrechen auf eigentlich spanischem Gebiete begangen wurden, und darunter 2500 Morde oder Todtschläge!! Dieß Gemälde einer Entsittlichung, welche die unausbleibliche Folge einer schlechten Regierung und verdorbener Institutionen ist, erfüllt das Herz mit schmerzlichen und niederschlagenden Gefühlen.

Es wäre hier noch über Spaniens Finanzsystem und Besteuerung zu reden; es bliebe noch übrig auf einzelne Nachweise in Betreff der überwiegenden Gewalt der Geistlichkeit einzugehen, und einige Bemerkungen über den Charakter und die politischen Hoffnungen des spanischen Volkes anzufügen; allein Dieß muß auf eine andere Gelegenheit verspart werden, und wir beendigen diesen Artikel mit den Schlußworten von Dr. Faure's Werk: „Es ist eine traurige, aber wohlbegründete Ueberzeugung, die wir gewonnen haben, daß Alles in diesem Königreiche zum Schlechten hinneigt, wenn anders eine noch schlechtere Lage möglich wäre als die, in welcher es sich befindet, ohne dem Gesetz des Siegers anheim gefallen zu seyn. Dieses unglückliche Land ist kein Königreich mehr — nein ein Stall, ein Augiasstall und unglücklicher Weise ist Ferdinand kein Herkules."

Digitized by Google

Die Börse in London.

(Fortsetzung.)

Man wird leicht begreifen, daß die Menschen, die sich einem Geschäft so ausschließend widmen, von den übrigen gesellschaftlichen Klassen, und selbst von denen, mit den sie dem Anschein nach durch gemeinschaftliche Ansprüche verbunden sind, sich unterscheiden. Sie bilden eine eigene Klasse, die ihren besondern Charakter, Sitten und ein eigenes Gepräge hat. Viele behaupten einen Börsenmann an der Gewandtheit seine Geschäfte abzumachen, an seiner Aussprache, seinem Benehmen und seiner Kleidung, die zugleich an den Engländer der City und den Pferdeliebhaber erinnert, zu erkennen. Die grellen Uebergänge und das stete Wagniß, denen sein Gewerbe ihn aussetzt, können seiner Gesundheit und seiner Seelenruhe unmöglich günstig seyn. Ein geschäftiges, unruhiges und bleiches Aussehen werden zuletzt die unterscheidenden Kennzeichen eines Spekulanten.

Die Juden von London spielen auf der dortigen Börse eine wesentliche und eingreifende Rolle; als Individuen sind sie nur schwer vom großen Haufen zu unterscheiden, aber von ihrem Nationalgeist geleitet, verstehen sie sich leicht in ihren Manövers und sind wenigstens darin einverstanden, die Aegyptier zu plündern. Auch sind sie vielleicht kühner und beharrlicher als die Uebrigen, wenn es darauf ankommt, entscheidenden Zufällen zu trotzen. Einige haben unermeßliche Reichthümer gewonnen, ohne deßhalb ihre Lebensart und ihr Aeußeres zu ändern. Wir kennen einen Juden mit einem Vermögen von sechs Millionen, der sich in seinem Aeußern von seinen Glaubensgenossen, die an den Thüren der Bank stehen und Orangen feilbieten, in Nichts unterscheidet.

Wie bereits erwähnt, singt man auf der Börse zuweilen zur Erholung; allein der Gesang dient auch dazu, Jene, welche die Vorschriften und Sitten des Ortes verletzen, zu bestrafen. Man schließt einen Kreis um den Schuldigen, und singt ihm god save the king oder einen andern Volksgesang so lange im Chorus vor, bis er seinen Hut ergreift und diesem musikalischen Pranger entflieht. Am besten fährt der Schuldige, wenn er seine Strafe in Geduld erträgt; indeß erzählt man, daß ein Jude, dessen ganze Schuld in seiner sonderbaren Tracht bestand, sich der Laune seiner Verfolger zu widersetzen wagte. Er faßte seine Perücke beim Zopf, und indem er rechts und links um sich schlug und auf den eleganten Kleidern der Fashionables, die den alterthümlichen Schnitt seiner Weste verspottet hatten, Spuren von Puder und Pommade zurückließ, öffnete er sich den Weg zur Flucht. Seitdem kann man sicher darauf rechnen, sich auf der Londoner Börse den Rückzug zu decken, wenn man ruft: „Platz der Perücke des Juden!“

Die Börse theilt sich in Beziehung der Personen, die dort ihre Geschäfte machen, in drei Hauptklassen, nämlich: in Sensale (brokers), Agioteurs oder Rentenspieler (jobbers), und in Spekulanten (speculators). Die erstern handeln wie bekannt für jeden aus dem Publikum, der ihnen Aufträge ertheilt, wofür sie 1/8 Prozent Sensarie für Geldgeschäfte erhalten. Die Agioteurs werden mit einem in der Regel verhaßten Namen (jobbers) belegt, der zuweilen gleich bedeutend mit Dieb ist; man hält sie gewöhnlich für Käufer und Verkäufer von Renten; allein ihr ganzes Geschäft besteht eigentlich darin, daß sie wetten, der Kurs der Rente werde an dem Tag, wo sie sie liefern müssen, so und so hoch stehen, und sie sind weder im Besitz der Rente, die sie verkaufen, noch haben sie das Geld um die gekaufte einzulösen. Doch gibt es unter ihnen auch reiche und redliche Leute. Ohne die Vermittlung der Jobbers würden die Geschäfte sich bedeutend verzögern und viel verwickelter seyn. Es bestehen immer, seltene Fälle großer Verwirrung ausgenommen, einer oder vielmehr zwei laufende Preise, nämlich der Preis des Einkaufs und der Preis des Verkaufs, z. B. 81 3/8 und 81 1/2. Mancher wird, wenn er diese Durchschnittspreise sieht, nicht leicht begreifen, warum man zu 81 3/8 am niedrigsten verkauft und zu 81 1/2 am höchsten kauft, allein dieser Handel ist ganz richtig und erklärt sich auf die natürlichste Weise. Nehmen wir an, ein Sensal sey von seinen Klienten beauftragt worden, eine runde Summe, oder wie noch häufiger geschieht, eine Summe mit Bruchtheilen, z. B. 735 Pf. 10 Sch. 5 P. in konsolidirte drei Prozents umzusetzen. Nun ist einleuchtend, daß er lang harren müßte, wenn er so lange warten wollte, bis ein anderer Sensal mit dem Verkauf einer ganz gleichen Summe in öffentlichen Fonds auftreten würde; diese Schwierigkeit hebt nun der Jobber, der immer zu zwei Preisen von 1/8 Unterschied ausbietet, z. B. 81 3/8 und 81 1/2 und ohne zu wissen, ob der Sensal kaufen oder verkaufen will, stets bereit ist das Eine oder das Andere zu thun, je nachdem es von ihm verlangt wird. Auf diese Weise kauft und verkauft der Jobber den ganzen Tag über unaufhörlich; 1/8 Prozent ist bei diesem doppelten Handel seine gesetzmäßige Belohnung, das heißt, was er von Einem zu 81 3/8 kauft, verkauft er dem Andern zu 81 1/2.

(Schluß folgt.)

Versuch einer Statistik von China.

1. Umfang und Verwaltung von China.

(Schluß.)

Da die Malayen in ihrer Sprache das aspirirte tſ nicht haben, so ersetzen sie es durch ch, und indem sie noch die Endung a anhängen, sagen sie, statt Tsin, China. Die alten Hindus wandelten ebenfalls Tsin in China um, weil das Alphabet „Devanagari“ und dessen Ableitungen die aspirirten Consonanten tſ nicht haben. Später findet man in sanskritischen Büchern dieses Land unter dem Namen Maha Chinа; die Perser nennen es Maha-Chin, und die Araber, die kein ch haben, Sin. Die Mandschus nennen die Chinesen Tsing-Jin, Männer von Tsing, oder Unterthanen der Dynastie Tsing. Sie bezeichnen China zuweilen auch mit dem Namen Abkai-Fegezghi, „alles was unter dem Himmel ist,“ also durch Umschreibung so viel als die Welt, wie auch die Römer ihr Reich zu nennen pflegten. Die Chinesen geben ihrem Land noch den Namen Tschung-Yang, was Klaproth mit „die große Hochebene der Mitte“ übersetzt. Mir scheinen diese Worte zu bedeuten: „Der wahre Mittelpunkt eines Ortes“ und in diesem Sinne müßte man übersetzen: „Der Mittelpunkt der Erde.“ so wie man auch die Worte, Tschung-Kuo, die sie ebenfalls auf ihr Reich anwenden, nicht anders verstehen kann, als: „Die Nation der Mitte.“ d. h. im physischen, nicht im moralischen Sinn. Wohl hundertmal hörte ich gelehrte Chinesen dieser beiden Ausdrücke sich bedienen, und mehrere Andere, die die Philippinen und Molukken besucht hatten, gaben im Portugiesischen, Spanischen, Englischen und Malayischen *) die eben angeführte Uebersetzung.

*) Diese sind die vier fremden Sprachen, mit denen ein großer Theil der Chinesen von Kuang, Yung-Nan, Fukien und Kuang-Tung am vertrautesten ist.

Digitized by Google

Die chinesische Nation ist in vier Klassen getheilt: in Gelehrte, Landwirthe, Künstler, Handwerker und Kaufleute. Man sieht, daß die Handwerker in dieser Rangordnung den Platz einnehmen, der mit ihrer Nützlichkeit und der Achtung, deren sie genießen, im Einklang steht. Diese Klassen haben jedoch mit der abscheulichen Kasteneintheilung der guten, aber schwachen und unglücklichen Hindus durchaus keine Aehnlichkeit.

Es gibt keinen Erbadel; jeder nimmt den Rang ein, den seine Verdienste ihm anweisen. Ein Chinese, der durch Talente und Tugenden sich auszeichnet, adelt seine Ahnen, und es ist nicht zu läugnen, daß eine solche Rückwirkung vernünftiger ist, als unsre Nachwirkung der Erblichkeit.

Die Gelehrten der ersten Klasse bekleiden die ersten Staatsämter, und machen gewissermaßen den lebenslänglichen Adel des Landes aus; durch Diensteifer kann jeder zu solcher Ehre gelangen. Der Monarch und die kaiserlichen Prinzen, nebst den Nachkommen des großen Gesetzgebers, des erhabenen Sittenlehrers Konfutse, dem man Tempel errichtete, sind allein im Besitz der Erblichkeit. Die Krone ist in der männlichen Linie erblich, doch wird nicht immer das Recht der Erstgeburt berücksichtigt. Die höchste Gewalt geht vom Kaiser aus, der den Titel hat: „Unumschränkter Herr und Sohn des Himmels."

Das Regierungsprincip ist asiatischer Despotismus unter patriarchalischer Form, und gemildert durch den Einfluß der Lehren ihres „Ching-sing" (Weisen *) durch größtentheils gerechte Gesetze, durch das gewissen Magistraten verliehene Recht der Repräsentation, und durch die Verpflichtung welcher der Mornach unterliegt, die Beamten nach unveränderlichen Grundsätzen und aus der Klasse der Gelehrten zu wählen. Aber die Peitsche, der Bambus und die Liktoren treten immer der Person des Monarchen wie seinen Stellvertretern vor; seine Person wird wenigstens eben so sehr als der Thien (Himmel) angebetet, und dieser Vater des Volkes weiht alle die Unglücklichen, die sich, wenn sie ihm begegnen, nicht sogleich mit dem Gesicht auf den Boden werfen, und diesem Halbgott den Rücken zukehren, dem Tode.

Die Religion des regierenden Kaisers ist die des „Dalai-Lama," der unter seinem Schutz lebt; zu ihr bekennen sich auch eine große Zahl der Mandschus. Das Volk huldigt der Vielgötterei, und die Zahl seiner Götter ist gleich dem Sand des Flusses Hango (Hang-ho-Cha-Su, sagen die Anbeter des Fo). Die Gelehrten sind einer Art von Spinozismus ergeben; sie schienen mir an den Urstoff und an eine Weltseele, oder wie Pythagoras, die Aegyptier und der größte Theil der Völker des Alterthums, an das männliche und weibliche Prinzip, und nicht an einen Gott-Schöpfer zu glauben, obgleich einige chinesische Schriftsteller dem Li und andere dem Tau, aus denen sie eine Art Logos machen, Ewigkeit und geistiges Wesen zu schreiben. Ihr Glaube gibt ihnen nicht einmal die Beruhigung eines lohnenden und strafenden Gottes. Sie beten nur den Geist des Himmels **) an, und durch Analogie nennen sie ihren Hoan (Kaiser) Thien-Tsen oder Sohn des Himmels. Es giebt mehrere Sekten, unter andern die des Lao-Kiun, deren Lehren sich denen des Epikur nähern.

Die Regierung besteht aus sechs souveränen Conseils oder Ministerien. Die Minister so wie die Mandarins sind, obgleich unumschränkt, doch den nämlichen Züchtigungen unterworfen, wie der letzte Culi (Lastträger).

Das Polizeisystem ist merkwürdig, und verdient besondere Beachtung. Die Strafen stehen in keinem Verhältniß mit den Vergehen; das peinliche Gesetzbuch von China ist das blutdürstigste, das nur in einem civilisirten Staat besteht, allein die Handhabung des Gesetzes ist, im Vergleich mit dem Buchstaben desselben, äußerst mild. Die Empörung eines Chinesen zieht die Züchtigung seiner ganzen Familie nach sich. Die Ehescheidung ist sehr leicht, und die Gründe dazu sind sämmtlich von der Frau hergeleitet. Ein Mann kann Scheidung von seiner Frau verlangen: 1) wegen Unfruchtbarkeit; 2) wegen Ehebruch; 3) wegen Verläumdung; 4) wegen Diebstahl; 5) wegen Eifersucht; 6) wegen Aussatz, und 7) wenn sie sich weigert, dem Schwiegervater oder der Schwiegermutter unterthänig zu seyn. Das Gesetz gestattet der Frau nicht, Scheidung von ihrem Mann zu begehren, doch darf sie wegen Mißhandlungen oder sonstiger schlechter Behandlung, Trennung von Tisch und Bett fordern.

*) Der Beiname, den die Chinesen dem Konfutius geben.

**) Obgleich die Worte Chang-Ti den höchsten Regierer bedeuten, so scheint es doch, daß nach Art wie die Autoren der vier Bücher sich ihrer bedienen, Chang-ti und Thien (Himmel) nichts als eine ähnliche höchste Gottheit sind.

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten aus Syra melden die erfolgte Hinrichtung Georg Mauromichalis zu Nauplia. Vergebens hatte er verlangt, von der demnächst zusammentretenden Nationalversammlung gerichtet zu werden; er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte. Eben so vergeblich war seine Bitte, noch einmal seinen Vater und seine Gemahlin sehen zu dürfen. An letztere schrieb er kurz vor seiner Hinrichtung einen Brief, worin er sie bat, ihr Unglück standhaft zu ertragen und bald wieder zu heirathen, um dem Vaterlande Bürger zu gebären und in ihrer beiderseitigen Gesinnung zu erziehen. Georg Mauromichalis ging mit großer Standhaftigkeit und Ruhe zum Tode, indem er das Volk zur Eintracht, als der einzigen Schutzwehr der Freiheit, ermahnte. Am Orte der Hinrichtung angekommen, sah er seinen alten Vater auf den Mauern des Palamides, und Beide nahmen durch Zeichen von einander Abschied. Die Soldaten des Schlosses sagten nachher aus, der alte Mauromichalis habe so laut als möglich gerufen: „Nimm meinen Segen, mein Sohn!" — Auch einer von Georgs Dienern wurde als Mitschuldiger an der That seines Herrn zum Tode, ein anderer zu zehnjährigem Gefängnisse verurtheilt. — In Bezug auf die Ermordung des Capodistrias erfährt man noch als nähere Umstände, daß Constantin Mauromichalis ihn mit einer Hand ergriff und mit der andern niederstieß, wobei er ausrief: „Falle, Tyrann!" Augustin Capodistrias hat, wie man sagt, die Kugel aus der Leiche seines Bruders nehmen lassen, und will sie auf das Grabmal desselben mit der Inschrift setzen lassen: „Geschenk Griechenlands für seinen Präsidenten Capodistrias."

Ein wesleyanischer Missionär gibt im „Missionary Register," Septemberheft dieses Jahres, folgende Nachricht von einem Vorfalle zu Seringapatam, der einen neuen Beleg zu dem blutgierigen Charakter des Hindu-heidenthums liefert. „Verflossenen Junius," sagt er, „wurde das berühmte Fort von Seringapatam von den Engländern dem Radschah von Meisur übergeben. Innerhalb des Forts befand sich ein großes Gebäude, dessen sich die Engländer zur Verfertigung von Kanonenlavetten bedient hatten; früher war dasselbe ein Hindutempel. Nun bearbeiteten die Bramimen den abergläubischen Fürsten, der in ihren Händen ein völliger Sklave ist, indem sie ihm vorstellten, der Tempel sey allzuviele Jahre von den Briten entweiht worden, als daß er durch etwas Anderes als Menschenblut wieder gereinigt werden könne, und sieben Jungfrauen müßten daher zum Opfer gebracht werden. So wenig der Fürst aus Gründen der Menschlichkeit oder der Vernunft sich dieser Forderung widersetzte, so erklärte er doch, bei dem bekannten Charakter der Engländer und ihrer Regierung sey so Etwas jetzt nicht thunlich, ohne von ihrer Seite einer strengen Ahndung sich auszusetzen. Allein Blut sollte und mußte fließen, um die beleidigten Götter zu versöhnen. Es befanden sich gerade fünf zum Tode oder zur Verbannung verurtheilte Verbrecher zur Hand, von denen man zwei überredete, sich vor dem Radschah, wenn er das erste Mal den Tempel besuchen werde, nach Landessitte niederzuwerfen, wodurch sie unfehlbar von ihm begnadigt werden würden. Dieß thaten sie und nahmen gerade dem Götzenbilde gegenüber ihren Platz. Der Radschah trat in vollem Glanze seiner Würde ein, größtentheils jedoch nur von Braminen umgeben; die Verurtheilten falteten nun nach Landessitte ihre Hände und hoben sie empor, bis zwei Vorderfinger die Stirn berührten, und knieten nieder. In diesem Augenblicke traten zwei Soldaten, die zu diesem Zwecke in dem dunkeln Tempel hinter Säulen verborgen waren, hervor und schlugen mit einem Streiche den armen Schlachtopfern die Köpfe ab, die nun zwischen dem Götzenbilde und dem abergläubischen Radschah im Staube hinrollten. Die übrigen drei Verbrecher werden in die Verbannung geschickt; die Hinrichtung der beiden andern aber dem Volke sorgfältig verborgen gehalten, indem man vorgab, sie seyen gleichfalls verbannt worden.

*

Die Ueberreste von Sir Thomas Munro sind am 21 April d. J. aus den „abgetretenen Distrikten," wo er, wie aus unsern Blättern schon bekannt ist, an der Cholera verstorben, nach Madras gebracht und in der Kirche der heiligen Maria mit den militärischen Ehrenbezeigungen zur Erde bestattet worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 357. 23 Dezember 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

7. Wie benahm sich die Regierung nach Außen?

Gehen wir nun zue Untersuchung des Systemes über, das in unsern auswärtigen Verhältnissen befolgt wurde.

Der unermeßliche Fehler des Wienee Kongresses bestand darin, daß ein militärisches Land wie Frankreich zu den küstenbewohnenden Völkern in eine gezwungen feindselige Stellung veesetzt wurde. England behielt fast alle Eroberungen, die es wäheend des Revolutionskrieges in den Kolonien dreier Weltttheile gemacht hatte. In Eueopa behielt es Malta und die jonischen Inseln zum Pfande; selbst sein Kurfürstenthum Hannover trieb es zu einem Königreiche auf, und vergrößerte es durch einige Herrschaften. Oesteereich vermehrte seine Besitzungen durch den dritten Theil Polens, durch die Gebietsabfälle Bayerns, buech einen Theil von Dalmatien und Italien. Allerdings erhielt es die Niederlande nicht mehr; aber dieses Reich wurde auch Frankreich nicht überlassen, sondern zu einem Bundesgenossen Englands gegen Frankreich gemacht. Preußen vergrößerte sich durch das Herzogthum oder die Wojewodschaft Posen, buech einen Theil von Sachsen und der wichtigsten Rheinkreise; seine Vorhut ist auf unser altes Gebiet vorgeschoben. Rußland hat Finland wieder an sich gebracht, und sich an den Ufern der Weichsel festgesetzt. Und was haben wir gewonnen? Wir sind unsrer Kolonien beraubt worden; selbst unser alter Grund und Boden wurde nicht geachtet: Landau von Frankreich abgerissen, Hüningen geschleift, und so eine weite Bresche in unsrem Gränzgürtel geöffnet. Eine für unsre Waffen unglückliche Schlacht würde hinreichen, den Feind bis vor die Mauern von Paris zu führen. Der Fall von Paris zieht, wie die Erfahrung gelehrt hat, den Fall von Frankreich nach sich. Mit Recht kann man also sagen, daß unsre Nationalunabhängigkeit den Wechselfällen einer einzigen Schlacht und eines Krieges von acht Tagen anheimgestellt ist. Die mißgünstige und unkluge Theilung des Wiener Kongresses würde uns zu gegebener Zeit nöthigen, unsere Hauptstadt jenseits dee Loire zu verlegen, oder unsere Gränze bis an den Rhein vorzuschieben. Die übrigen europäischen Hauptstädte liegen im Herzen ihrer Länder, sind durch eine Voemauer von Festungen und Völkerschaften gedeckt, übrigens von geringer Bedeutung und können erobert werden, ohne daß mit ihnen der Staat, dem sie angehören, fällt. Nicht so ist Dieß mit Frankreich der Fall, wie es aus den Händen dee verbündeten Mächte hervorgegangen ist.

Als ich unter der Restauration einigen Einfluß hatte, stellte ich unaufhörlich der Regierung diese Gefahr des Vaterlandes vor. Amtliche und unwiderlegliche Urkunden werden eines Tags beweisen, welchen Ruhm ich der Freiheit unter der legitimen Gewalt beigesellen wollte. Ich will mich hier nur auf eine Denkschrift beziehen, die durchaus von meiner eigenen Hand geschrieben, während des Krieges von Rußland mit der Türkei, aus Rom unterm 29 November 1828, mit folgendem Billet begleitet an den Minister de la Ferronnays abging: „Jn Ihrem Schreiben vom 10 November, mein edler Freund, sagten Sie mir: „„Ich theile Ihnen hier eine kurze Uebersicht unsrer politischen Lage mit, und Sie würden sehr gütig seyn, wenn Sie mir darüber umgehend Ihre Ideen mittheilen wollten.““ Ihre Freundschaft, edler Graf, beurtheilt mich mit allzu vieler Nachsicht; und ich glaube nicht Ihnen neues Licht geben zu können, indem ich Ihnen beiliegende Denkschrift zusende; ich gehorche Ihnen bloß.“

Die Wahlmonarchie hatte das unverhoffte Glück, nicht die Schwierigkeiten überwinden zu müssen, auf die ich bei jedem Scheitte stieß; sie fand ein Volk zu iheem Dienst bereit, über das man mich nicht schalten ließ. Als die Wahlmonaechie ihre Laufbahn beteat, erhoben sich Polen und Italien; Belgien warf sich in Frankreichs Aeme. Wenn die Männee, welche das neue Königthum leiteten, nur mit den oberflächlichsten Kenntnissen das mindeste Gefühl für die Interessen des Landes verbunden hätten, so würden sie eine so einzige Gelegenheit, die neue Gewalt zu legitimiren, nicht aus der Hand gelassen haben; sie würden Belgien besetzt und zu Europa gesagt haben: „Wir fordern von Euch eine Revision der Wieuer Kongeeßakten, denn diese wüeden früher oder später Frankreich seiner eigenen Sicherheit und Nationalunabhängigkeit wegen zum Kriege genöthigt haben. Der Sieg hatte Euch ungerecht gemacht; Frankeeich wurde seiner Schutzwehren beraubt, während Jhr Euch gegen es von allen Seiten befestigtet. Jhr behieltet Euch selbst den Weg offen, um nach Belieben bis in sein Herz eindringen zu können. Die Unruhe, in der wir lebten, war unerträglich, wir brauchten ein Bollwerk. Was wie von Euch vielleicht nue durch Gewalt erringen konnten, bietet uns die Vorsehung ohne Blutvergießen. Belgien wirft sich in unsre Arme, wir nehmen es auf, nicht als eine Eroberung, sondern als ein Bollwerk. Mehr verlangen wir

Digitized by Google

nicht: laßt uns Freunde bleiben. Wollt Ihr aber das Schwert ziehen, wohlan! Eure Völker werden unsre Vorhut bilden." Ich zweifle nicht, daß im ersten Augenblick der Juliusrevolution das in Schrecken gesetzte Europa sich allzuglücklich geschätzt haben würde, um den Preis von Belgien den Frieden zu erkaufen. Aber anstatt dieser einfachen Maßregel, welches Chaos von Unwissenheit, Albernheiten und Erbärmlichkeiten!

Diese Unwissenheit, diese Albernheiten, diese Erbärmlichkeiten drangen sich als nothwendige Folgen dem Systeme auf, in das man sich verwickelte. Da man einmal den ersten Schritt verfehlt hatte, so blieb nichts mehr übrig, als sich für den Frieden um jeden Preis oder für den Krieg auf jeden Wechselfall auszusprechen. Nun aber wurde die so gestellte Frage unauflösbar, denn kein vernünftiger Mensch kann den Krieg mit dem Zwecke zu erobern, oder den Frieden mit Unehre wollen. Das Benehmen des Ministeriums nach Außen mußte sonach eine ununterbrochene Kette von Widersprüchen werden. Anfangs proklamirte es, um sich Anerkennung zu verschaffen, die Nichtintervention, ohne daran zu denken, in welche Verwicklungen es durch dieses System verflochten werden könne, endlich um einen Stützpunkt zu finden, erträumte es sich eine unnatürliche Allianz mit England. In einem Vertheidigungskriege aber kann diese Macht mit ihren Schiffen nicht eine Invasion von uns abwehren, und uns weder Geld noch Soldaten bieten; denn Paris, sollte ich meinen, wird man doch nicht von den englischen Garden unter Befehl des Herzogs von Wellington vertheidigen lassen wollen? In einem Angriffskriege würde diese Macht mehr unsre Siege als unsre Niederlagen fürchten; sie würde uns niemals erlauben, unsere Eroberungen bis an den Rhein auszudehnen, noch weniger jenseits der Alpen und Pyrenäen, am allerwenigsten mittelst unsrer Flotten im schwarzen Meere oder in den Gewässern des Orientes. Was bleibt uns also von ihm zu hoffen? Welche kindische Täuschung, uns für Verbündete der Engländer zu halten, weil sie wie wir zwei Kammern haben, die aber mit den unsrigen nicht die mindeste Aehnlichkeit haben! Das englische Volk besitzt große Eigenschaften; seine Regierung hat Erfahrung und Festigkeit; aber in der Politik ist sie ganz positiv. Zu glauben, sie werde sich zum Don Quixote der Freiheit der Welt machen, heißt sie ganz und gar verkennen; hat sich das Kabinet von St. James jemals mit einer sentimentalen Hingebung an die Institutionen eines Volkes befaßt? Es hat das Heil der Könige und Nationen stets wohlfeil gegeben, bereit Monarchie oder Republik seinem Vortheil zu opfern. Es ist noch nicht lange her, daß es die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien proklamirte und zugleich Griechenland anzuerkennen verweigerte; es ließ eine Flotte auslaufen, um die mexikanische Flagge zu schützen, und in der Themse einige armselige für die Hellenen bestimmte Fahrzeuge in Beschlag nehmen; es gestand die Heiligkeit der Rechte Mahmuds zu und läugnete Ferdinand die Legitimität seiner Rechte ab; abwechselnd huldigte es dem Despotismus und der Demokratie je nach dem Winde, der in seine Häfen die Schiffe der City führte. Hat England einige schöne Redensarten im Parlament und in den Journalen abgerechnet, wirklich Theilnahme für Polens Schicksal gefühlt? Wie konnte es die Anstrengungen der Russen, um ein Land, das sie als eine ihrer Provinzen betrachten, wieder unter ihr Joch zu beugen, verwerflich finden — es, das Ströme von Blut vergießen ließ, um die Kolonien, die heutzutag die Republik der Vereinigten Staaten bilden, in Fesseln geschmiedet zu halten?

Aber nachdem man das Prinzip der Nichtintervention ausgesprochen hatte, durfte man (wiewohl stets mit gnädigster Bewilligung Englands) in den belgischen Angelegenheiten interveniren? Wozu diese Londoner Konferenzen, die durch ihre Langweiligkeit der Wahlmonarchie mehr schadeten, als alle Kongresse der legitimen Monarchie? Wozu hatte man dieses endlose Protokollenpapier, diese kindischen Spielereien einer in Olimszeiten zurückgehörigen Diplomatie nöthig? Was will man mit jenem Prinzen, der eines ehrenvolleren Looses würdig, dem Hafenhüter und Statthalter-König, einem Attalus, den die Gothen der Themse mit einem spottgefärbten Purpur behangen, einem Agamemnon zu Mycene, einem Attevelde in Gent? Was will man mit dem Schleifen jener Festungen die man doch nicht schleifen wird, außer in der Absicht, uns zu schaden? Was wollte jene französische Armee, die auf das Hülfsgeschrei des Wittwers der Prinzessin Charlotte herbeigeeilt und sich gehorsam zurückzog auf einen Befehl der englischen Admiralität, als wäre das Schlachtfeld von Watterloo nur bestimmt, *unsres Unglücks* oder unsrer Schande Zeuge zu seyn? Wenn unsre Soldaten nichts mehr sind, als die Büttel des hohen Gerichtes der Londoner Konferenz; wenn Europa gelernt hat, auf unsre Schwäche zu zählen, so brauchte es wahrhaft keines großen Scharfsinnes, um zu errathen, daß man uns nicht lange in Belgien dulden würde. Wie waren wir doch das doppelte Spielzeug dieser Intrike; denn klar war es, daß das Kabinet von Saint James dem Könige von Holland heimlich einen glücklichen Erfolg wünschte. Wenn der Prinz von Oranien zwei oder drei Tage mehr gehabt hätte, um in Brüssel einzuziehen und die Gränzfestungen zu besetzen, so würde uns England wie das Sonett gesagt haben: „Ma foi c'est fait." — „Wie, rief man der Opposition zu, als sie einen verlängerten Aufenthalt unsrer Truppen in Belgien verlangte — „Wie, was denkt ihr? Eine verlängerte Besatzung Belgiens? Das wäre der Sturz Lord Greys! das wäre die Rückkehr des Herzogs von Wellington!" — Wirklich? Welch ein Unglück für Frankreich! Armes Land, bist Du so tief gesunken, daß deine Tribüne zu solchen Gründen ihre Zuflucht nehmen muß? Eben so sagte man: „Der Sturz des Ministeriums Perier ist der Krieg!" höre es, kleines Frankreich! Behalte also ja die Minister, die man Dir als Kindsmägde beigibt oder Du bekömmst die Ruthe! Nun so hoffe ich wenigstens soviel, daß man uns nicht mehr sagen wird: „die Legitimität sey zum Uebelwerden." *)

(Fortsetzung folgt.)

Der Zustand Irelands.

Dritter Artikel.

Zugleich mit den vorhin erwähnten Veränderungen in der öffentlichen Meinung, breitete sich auch der Krieg gegen Pacht-

*) La legitimité fait mal au coeur.

Digitized by Google

schillinge und Zehnten immer weiter aus, und nahm einen furchtbaren Charakter an. Die Tendenz zur Uebervölkerung, welche bei einem von Kartoffeln sich nährenden Volke immer vorhanden ist, war durch den politischen Ehrgeiz der Landbesitzer verstärkt worden, welche ihre Ländereien in eine Menge von kleinen Pachtungen zerstückelten, um über desto mehr Vierzigschilling-Freeholders gebieten zu können. Als diese des Wahlrechts beraubt wurden, fiel der Grund zur Zerstücklung mit einem Male weg, und die Subletting-Akte gab gefühllosen Grundherren das Recht, sich ihrer überflüssigen Pächter, welche ihnen jetzt nur zur Last fielen, zu entledigen. Weitläufige Ländereien, welche vorher mit Früchten angebaut waren, wurden jetzt als Grasboden niedergelegt, weil sie auf diese Weise einen höhern Ertrag lieferten. Hunderte von Familien wurden von Haus und Hof vertrieben, um Arbeit und Unterkommen zu suchen, wo sie sie finden mochten. Dieß Anfangs, mit Ausnahme derer, die unmittelbar darunter litten, kaum bemerkte Uebel brachte bald eine heftige Erschütterung in den Lebensverhältnissen hervor. Der Arbeitslohn fiel, und die Arbeit mangelte; die von ihren Pachtungen Vertriebenen flüchteten in Städte und Dörfer, und stritten mit den alten Einwohnern auf dem Arbeitsmarkt um ihr Stückchen Brod. Viele lagen an den Wegen, und lebten oder starben in den Gräben, wie Zufall oder Mitleiden der Einzelnen es wollte; das Land ward mit Bettlern bedeckt. Die nur allzu vorherrschende feindselige Stimmung ward hiedurch bis zum Furchtbaren gesteigert, und wohl darf man behaupten, daß sie in den unruhigen Theilen des Landes schon zur Hoffnung heranreifte, die Grundeigenthümer zu verjagen und mit Gewalt sich in den Besitz ihrer Güter als Freileben zu setzen. Von den Zehnten ist es kaum nöthig zu sprechen, sie sind überall eine Beschwerde, aber in Ireland, wo die Armuth so groß ist, und das Volk nicht den mindesten Vortheil von der überfütterten Geistlichkeit hat, sind sie eine unerträgliche Last, und der Haß, den sie erzeugen, reift mit starken Schritten zum offenen Ausbruch heran.

Unter diesen Umständen übernahm Lord Anglesea abermals die Regierung Irelands. Er kehrte dahin zurück, als der Erbe aller aus den falschen Maßregeln der Tories entsprungenen Folgen, belastet mit dem vorläufigen Auftrag, einen agrarischen Aufstand niederzuhalten, und die verführerischen Versammlungen der Repealers.*) So zwischen zwei Feuer gebracht, die Oranienmänner auf der einen und die Ultrakatholiken auf der andern Seite, brachte er es durch die Kraft seines persönlichen Charakters, durch ein standhaftes entschiedenes und redliches Benehmen, wie es in der Behandlung irelandischer Angelegenheiten ohne Beispiel ist, dahin, eine augenblickliche Ruhe zu erzeugen. Wenn die hiedurch gewonnene Zeit glücklich angewendet wird, so ist es noch möglich, drohende Unfälle zu verhüten, und die verdorbene Atmosphäre Irelands, ohne das elende Hülfsmittel eines revolutionären Orkans zu reinigen.

In dieser Beziehung hängt das Schicksal Irelands an einem Haare. Wenn die natürliche Ungeduld des Volkes einem reformirten Parlamente Zeit läßt, wirksam zu seyn, so läßt sich noch Manches erwarten, aber diesen Aufschub zu gewinnen, ist eine Aufgabe von nicht gemeiner Schwierigkeit.*) Die jetzige Ruhe ist hohl, trügerisch und oberflächlich; alle Ursachen zur Störung derselben bleiben in furchtbarer Thätigkeit, ein Funke, der unerheblichste Zufall kann eine unselige, nicht wieder gut zu machende Erneuerung der Anarchie veranlassen. Manche Freunde der Ordnung wünschen, daß man mit Gewalt oder List O'Connell zur Ruhe zu bringen suche; Dieß ist aber eine ganz falsche Ansicht der Sache. Herr O'Connell mit aller seiner Geschicklichkeit und seinem Einfluß, ist auch nur ein Zufall: er ist das Geschöpf der Umstände, welche er so allgewaltig zu beherrschen scheint. Die wahre Gefahr liegt in der unglücklichen Lage des Volks, in der Million unbeschäftigter Bauern, in dem Druck hoher Pachtzinse und in der unerträglichen Last des Zehnten, in dem Kampf der Oranienmänner und Katholiken, in dem schwächlichen Fanatismus protestantischer Eiferer. Wenn O'Connell völlig von dem Schauplatz entfernt würde, so stände bald ein anderer Führer auf, wahrscheinlich mit geringerem Talent, aber auch um so ungestümerem Geist. Die Gefahr liegt nicht darin, daß ein einzelner Mann der Regierung feindlich gesinnt und geneigt ist, sich in die Wechselfälle einer Revolution zu wagen, sondern in dem Vorhandenseyn einer übermächtigen demokratischen Masse, ohne Besitzthum und ohne Arbeit, welche unaufgeklärt und ungeduldig ihre Beschwerden kennt, aber nicht die geeigneten Mittel zur Abhülfe, in einer demokratischen Masse, welche in der Stellung, in der sie sich befindet, nicht bleiben, und ohne den gesellschaftlichen Zustand zu gefährden, nicht vorwärts gehen kann auf einen Zustand, in dem sie sich befinden sollte. Eine Macht, welche weder durch Gesetz noch durch Gewalt im Zaum gehalten, noch durch andere, als riesenmäßige Reformen gewonnen werden kann, wird durch die Ereignisse zu einem Ziele fortgestoßen, von dem sie nichts ahnt. O'Connell hat erklärt, er betreibe den Widerruf der Union bloß als ein Mittel zur endlichen Ausgleichung; so versteht es aber das Volk nicht. Meint er es aufrichtig, so wird sich bald Mißtrauen gegen ihn zeigen, und sein Einfluß wird schnell sinken, das Volk meint es ernstlich; mit Aufmerksamkeit blickt es auf die Ereignisse des Kontinents; es sah die Erfolge der Belgier, es sympathisirte mit den Polen, es sieht weder die Schwierigkeiten einer Trennung, noch ihre Gefahren, noch das Elend, welches die Folge derselben seyn würde. Wenn England geneigt wäre, Ireland dem Strome seines eigenen Geschickes zu überlassen, so würde die bereits erprobte Gewalt des Pöbels das irelandische Parlament zu einem Jakobinerklub machen. Bürgerlicher Krieg mit den Protestanten, Konfiskationen, eine schimpfliche Abhängigkeit von fremden Mächten, welche Ireland zu einem Standquartier für ihre Truppen und zu einem Schlachtfelde für Ausgleichung europäischer Kämpfe machen würden, dieß sind Ereignisse, beinahe wünschenswerth für eine Nation von Proletariern, welche bei einem Umschwung des Glücksrads Alles zu gewinnen, und nichts als ein werthloses Daseyn zu verlieren haben. Alles was Bildung und Vermögen im Lande besitzt, ist zwar für die Fortdauer der Verbindung mit England gestimmt, aber kann dieser kleine Theil der Gesellschaft es politisch oder mili-

*) Freunde des Widerrufs, repeal der Union, die Ireland mit Großbritannien verbindet.

*) Manches wird von der irelandischen Reformbill abhängen, aber unglücklicher Weise ist wenig Hoffnung vorhanden, daß sie demokratisch genug seyn wird, um den beim Volke einflußreichsten Personen zu gefallen.

Digitized by Google

tärisch mit der Masse aufnehmen? Die Erfahrung der Vergangenheit spricht für die Meinung, daß die oberen Klassen die Wiederholung der Diskussionen über den Widerruf der Union nicht abwenden, und die Wahl von Parlamentsgliedern nicht hindern können, welche endlich auch der widerstrebendsten Legislatur Zugeständnisse abtrotzen müssen.

Der 21, 22 und 23 November in Lyon.

Wir lesen in einer Lyoner Zeitung, „l'Echo de la Fabrique," über den an diesen Tagen daselbst statt gehabten Aufruhr eine Erzählung, welche die Farbe der Wahrheit und Unparteilichkeit an sich zu tragen scheint. Die Mittheilung derselben wird in den gegenwärtigen Verhältnissen, wo jedes Pariser Journal nur nach Ansicht seiner eigenen Farbe über dergleichen Ereignisse urtheilt, nicht unwillkommen seyn.

„Mit wundem Herzen und unter dem Trauerflor, welchen wir für unsre gebliebenen Brüder und Freunde angelegt haben, wollen wir von den Ereignissen Nachricht geben, welche sich in unsrer Stadt zugetragen haben. Gott verhüte es, daß unsre Thränen irgend eine Ausscheidung zuzulassen; sie sollen für Alle fließen. — Wenn auch Irrthum oder Egoismus einige unsrer Mitbürger in unvorhergesehenes Unglück gestürzt haben, so sind ihre Verirrungen bereits schwer gebüßt worden. Wir wollen ohne Haß, ohne Leidenschaft schreiben und vor Allem wünschen, daß verziehen und vergessen werden möge.

„Nachdem die Werkmeister und Arbeiter in den Fabriken gesehen hatten, daß das Versprechen eines erhöhten Tarifs für ihren Arbeitslohn eine erfolglose Klausel geblieben war, welche von vielen Handelsherren nicht anerkannt werden wollte; und nachdem einige von den letztern sich mitunter sträfliche Demüthigungen gegen ihre Arbeiter erlaubt hatten, versammelten sich diese am Sonntage, 20 Nov., auf dem Platze de la Croix Rousse, um über die Mittel einig zu werden, eine rechtskräftige Bestimmung für ihren Tarif zu erzielen. Sie faßten den Beschluß, vom Sonntage früh angefangen die Arbeit auf allen Werkstätten einzustellen und sich selbst an die Behörden zu wenden, um durch deren Vermittelung den Vollzug jener Klausel zu erwirken, welche sie in Gegenwart des Präfekten und des Bürgermeisters mit den Gliedern einer Kommission aus dem Handelsstande stipulirt hatten. Dieser Tag ging ruhig vorüber, ohne daß bis jetzt irgend Jemand die Möglichkeit der nachfolgenden Ereignisse geahnt hätte.

„Am Montage, den 21, sammelten sich schon früh einige Haufen auf dem Platze de la Croix Rousse, ohne dabei die mindeste feindliche Absicht zu äußern. Die Arbeiter erschienen unbewaffnet, und diskutirten über die Art und Weise, sich innerhalb den Schranken einer gesetzlichen Mäßigung Recht zu verschaffen. Gegen zehn Uhr zeigte sich ein starkes Piket Nationalgarden von der ersten Legion auf dem Platze de la Croix Rousse; aber anstatt die Stimme der Ueberredung zu versuchen, schickten sie sich sogleich an, Gewalt zu brauchen, um die Haufen zu zerstreuen. Diese versuchten Widerstand zu leisten; die Nationalgarde fällt das Bajonnet, wird aber bald umringt, zum Theil entwaffnet und durch Steinwürfe zum Rückzuge genöthigt. Ihr Benehmen hatte die Arbeiter um so mehr erbittert, als man ihnen (jedoch nicht von Seite der Behörden) gedroht hatte, ihr Ansinnen mit Flintenschüssen zu beantworten. Nachdem dieses geschehen war, legten die Arbeiter keine weitere feindselige Absicht an den Tag, sondern vereinigten sich gegen eilf Uhr, um, wie am 25 Oktober, Arm in Arm die Straßen zu durchziehen. Bald sollte aber eine Reihe von Unglücksfällen unsre Stadt mit Schrecken und Betrübniß erfüllen.

„In den Straßen, welche größtentheils vom Handelsstande bewohnt sind, hatten sich des Morgens früh schon viele Nationalgarden versammelt; sie waren mit Patronen versehen und schienen entschlossen, die versammelten Arbeiter durch Waffengewalt auseinander zu treiben. Sie waren längs der Kapuzinerstraße, vom untern Theile des großen Abhanges bis an den Platz de la Croix Pâquet staffelförmig aufmarschirt. Es mochte ungefähr halb zwölf Uhr seyn, als die Arbeiter der Croix Rousse im Angesichte des Pikets standen, welches am großen Abhange in der Cour du Soleil aufgestellt war, und von diesem Piket, ohne weitere Aufforderung mit Flintenschüssen empfangen wurden. Unter diesen ersten Schüssen fielen acht Arbeiter schwer verwundet. Wehrlos kehrten die übrigen um, erstiegen den Abhang wieder, und bald ertönte in dem ganzen Stadttheile der Croix Rousse der Ruf: Zu den Waffen! Beinahe die ganze Bevölkerung dieser Gegend eilte zur gemeinsamen Vertheidigung bewaffnet herbei, und es wurden überall Barrikaden errichtet. Die Arbeiter, welche so ernste Ereignisse nicht vorgesehen hatten, und weder Waffen noch Munition besaßen, beschlossen dennoch das Loos ihrer Brüder zu theilen und mit ihnen der Gefahr Trotz zu bieten.

„Nach diesen Vorfällen begaben sich der Präfekt und der General Ordonneau, Kommandant der Nationalgarde, auf den Platz der Croix Rousse, um die empörten Gemüther zu besänftigen und die geeigneten Maßregeln zu ergreifen. Aber während diese Behörden bemüht waren, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen, setzte sich eine kombinirte Kolonne von Nationalgarden und Linientruppen in Bewegung, um die Barrikaden der Croix Rousse anzugreifen. Die Angegriffenen, welche sich verrathen glaubten, bemächtigten sich sogleich des Präfekten und des Generals, welche sie als Geiseln gefangen nahmen. — Das Volk hätte allerdings bedenken sollen, daß ihr würdiger Präfekt, welchen die Einwohner Lyons Vater nennen, diesen Namen mit Recht verdiente, und daß der General eigentlich den bisherigen Vorgängen fremd geblieben war; aber ein Volk, dem man in seinem Elende mit Flintenschüssen begegnet, ist zu einem vernünftigen Urtheile selten geneigt. Indeß können wir versichern, daß weder dem Präfekten noch dem General irgend etwas zu Leid geschehen ist. Die friedlichen Befehle, welche diese beiden Beamten an die Truppen sendeten, wurden nicht beachtet, und es entspann sich bald ein blutiges und hartnäckiges Gefecht zwischen den mit dem Militär vereinigten Nationalgarden und den Arbeitern. Letztere, großentheils ohne Waffen, wurden bald aus allen Stellungen vertrieben, welche den Platz de la Croix Rousse beherrschen, und die Nacht machte dem Gefechte ein Ende.

„Um acht Uhr Abends begab sich der Präfekt zu den Arbeitern an das Thor du Louvre, und richtete Worte an sie, deren Ausdruck die großmüthige Seele unsers hochverehrten ersten Magistrats neuerdings kund gab; und am Ende setzte er noch Folgendes hinzu: „Arbeiter, hört mich an! Wenn Ihr nur einen Augenblick glauben könnt, daß ich im Stande wäre, Eure Interessen zu verrathen, so behaltet mich bei Euch als Geisel; wenn Ihr aber glaubt, daß ich Euch nützlich seyn kann, so laßt mich zu meinem Verwaltungsposten zurückkehren." Diese Worte wurden mit dem Rufe: „Es lebe der Präfekt! es lebe unser Vater!" aufgenommen, und alsbald boten sich zwanzig bewaffnete Männer ihm zur Begleitung an, worauf er unter dem wiederholten Rufe: „es lebe der Präfekt! es lebe der Vater der Arbeiter!" freigelassen wurde.

„In der Nacht vom Dinstage auf Mittwoch bemächtigten sich zwei Abtheilungen Arbeiter des Pulvermagazins und des Zeughauses, und es verbreitete sich zugleich ein neuer allgemeiner Allarm durch alle Quartiere der Stadt. Die Civilbehörden, welche der Wiederholung blutiger Auftritte vorbeugen und noch weiteres Unglück verhüten wollten, boten Alles auf, den Militärkommandanten, General Roguet, zu bewegen, mit seinen Truppen die Stadt zu verlassen. Er hatte das ganze 66 Regiment und einige Bataillons des 40 und 13 Linieninfanterieregiments unter seinem Befehle. Als diese Truppen im Abzuge begriffen waren und an die Barrière Saint-Clair kamen, fanden sie diese von Arbeitern besetzt, welche zu versuchen wagten, die Kolonnen aufzuhalten. Die Truppen gaben Feuer und bahnten sich durch das Zurückdrängen dieses Postens einen Weg bis zu dem Quai d'Herbouville: hier aber wurden sie durch einen Hagel von Kugeln, Steinen und Dachziegeln empfangen und bis an das Ende der Vorstadt Bresse begleitet, wo sie Halt machten und ihre Verfolger mit Kartätschen abwiesen. Die Nacht war sehr finster; es wurde mit allen Glocken Sturm geläutet, und durch das Getöse des Kleingewehr- und Kanonenfeuers drang nur allein der allgemein wiederholte Ruf: „zu den Waffen!" durch. So endete die letzte Scene dieses fürchterlichen Drama's, in welchem französisches Blut in Strömen vergossen wurde."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 358. 24 Dezember 1831.

Walter Scott's neueste Romane.

1. Graf Robert von Paris.
2. Das gefährliche Schloß.

Mit den beiden vorliegenden Erzählungen beschließt der Verfasser des Waverley den Novellencyklus, den er unter der Ueberschrift: „Tales of my Landlord" zusammengereiht hat. „Der freundliche Leser," sagt er in den Schlußworten der Einleitung, „mag wohl ahnen, daß dieß wahrscheinlich die letzten Erzählungen sind, die der Verfasser dem Publikum zu übergeben das Glück hat. Im Begriffe fremde Länder zu besuchen, wird den Verfasser des Waverley ein von seinem königlichen Herrn dazu bestimmtes Kriegsschiff nach Himmelsstrichen führen, unter denen er wahrscheinlich seine Gesundheit insofern herzustellen vermögen wird, um seinen Lebensfaden auf vaterländischem Boden gar zu Ende spinnen zu können. Hätte er fortgefahren seine literarischen Arbeiten zu verfolgen, so möchte er höchst wahrscheinlich bereits das Ziel der Jahre erreicht haben; aber nur wenig kann Einer, der im Ganzen einen ungewöhnlichen Theil der unschätzbarsten zeitlichen Glückseligkeit genossen hat, sich darüber beklagen, daß seiner auf vorgerückter Lebensbahn auch die gewöhnlichen Schatten und Stürme harren. Doch haben sie ihn wenigstens nicht schmerzlicher heimgesucht, als es unzertrennlich ist von der Schuld, die in dieser Hinsicht der Mensch zu entrichten hat. Von seinen Freunden und Bekannten in den Reihen des Lebens, die ihm in seinem körperlichen Leiden ihre Theilnahme geschenkt haben würden, sind viele nicht mehr; und jene die noch seinem Kielwasser folgen, haben, selbst von unvermeidlichem Uebel heimgesucht, das Recht, ein Beispiel der Standhaftigkeit und Geduld von ihm zu erwarten, der auf seiner Pilgerfahrt keines geringen Glückes sich erfreute. Das Publikum hat gewichtige Ansprüche auf des Verfassers Dankbarkeit, die zu entrichten er nicht reich genug an Worten ist; aber möge ihm die Hoffnung vergönnt seyn, daß seine Geisteskräfte nicht von denen seines Körpers überlebt werden, und daß er noch einmal seinen freundlichen Gönnern begegnen werde, wenn nicht auf der alten Bahn seines literarischen Wirkens, doch wenigstens in einem andern Fache, das nicht die Bemerkung gegen ihn hervorrufen möge:

„Zu lang behinkt der Veteran die Bühne."

Walter Scott hat nun die Welt mit nahe an hundert Bänden beschenkt, die Berge und Seen seines Vaterlandes haben durch seine Erzählungen und Gesänge eine klassische Berühmtheit gewonnen, und rücksichtlich der neuen Bahn, die er gebrochen, darf man wohl von ihm sagen, daß er für die Romanendichtung gethan, was Augustus für Rom — er fand sie von Ziegelsteinen und hinterließ sie von Marmor. Sechzig Jahre fast sind an dem Haupte des Dichters vorübergegangen, aber frisch, lebenskräftig und in unzerstörbarer Fülle der Gesundheit geht sein Genius noch einmal in diesen letzten Novellen auf, wie er an jenem ersten Tage erschienen war, wo sein „Lied des letzten Minstrels" ganz Schottland, wie ein Allarmfeuer der alten Zeit, in Bewegung setzte. Seine glänzende Einbildungskraft, sein klarer Blick, in welchem sich Zeiten und Menschen in so reinen Umrissen spiegeln, die plastische Kraft seiner Darstellung sind unverdunkelt geblieben von den „traurigen Schatten des Alters" — ein neuer Beweis, wie wahr und sinnvoll die Alten das eigentliche Wesen der Dichtkunst bezeichneten, wenn sie die ewig junge Stirn des prophetischen Gottes mit dem nie verwelkenden Reis des Lorbeers umschlangen.

Es ist bereits in diesen Blättern ein Bruchstück aus der ersten dieser beiden Erzählungen: „Graf Robert von Paris" gegeben und dort bemerkt worden, daß die Scene dieser Novelle in den Zeiten der ersten Kreuzzüge in Konstantinopel spielt. Welch ein großes Gemälde von Sitten und Völkern, die Einen in hinsterbender Entkräftung, die Andern voll Jugendkraft und Muthes — die Greise und Jünglinge der damaligen Welt in nahester Berührung nebeneinander — hier der entartete verschmitzte Grieche, dort der derbe kühne Franke und der stolze wildmuthige Sarazene, hier der Glanz und die Schlechtigkeit der höchsten Civilisation, dort die biderbe Einfalt halbbarbarischer Kriegerschaaren, die von einem abenteuerlichen Instinkt getrieben werden, die alte Wiege des Orientes wieder aufzusuchen. Als eine der Hauptfiguren in diesem reichen Bilde ragt Herward von Hampton hervor, einer jener Sachsen, welche die finstere Politik Wilhelms des Eroberers gezwungen hat, das Unglück ihres Reiches auf fremdem Boden zu vergessen, und in fremdem Dienst das verlorne Glück wieder zu suchen. Mit dem Hasse des normannischen Namens in der Brust hat Herward unter der Wäringerleibwache Alexius des Komnenen zur Zeit, wo der Vorhang der Erzählung aufgezogen wird, eine ziemlich ansehnliche Stelle eingenommen.

Diese Andeutungen vorausgeschickt können wir jetzt den Inhalt des Ganzen kurz darlegen. Eben als die purpurgeborne Prinzessin

Digitized by Google

Anna Comnena die Vorlesung ihrer Geschichte von der Niederlage der Sarazenen bei Laodicea zu schließen im Begriffe ist, tritt ihr nachlässiger Gemahl, der Cäsar Nicephorus Brienuius mit der unwillkommenen Nachricht ein, daß Godfried und Bohemund, Robert von Paris und Robert von der Normandie, die Hauptanführer des zweiten Kreuzzuges, im Begriffe stehen, auf ihrem Wege nach dem gelobten Lande die Gränze des kaiserlichen Reiches zu überschreiten. Einen so unerfreulichen Besuch zu hintertreiben oder davon so viel als möglich Vortheil zu ziehen, bildet den Gegenstand der Berathung des kaiserlichen Hauses. Allein der windschnelle Zug der Kreuzfahrer schneidet rasch alle Erwägungen durch und die Franken rücken in der Hauptstadt ein. Alexius sinnt gerade noch darüber nach, wie er seinem ersten Zusammentreffen mit den Feldherrn der Kreuzfahrer einen Anstrich von Lehenshuldigung derselben gegen die Herrlichkeit der griechischen Majestät zu geben vermöge, als bereits Graf Robert von Paris vor ihm steht und ohne viele Umstände sich auf den leerstehenden Kaiserthron niedersetzt, während sein zottiger Wolfshund auf dem Sitzpolster des Cäsars Platz nimmt. Dieses historische Faktum ist von dem Dichter mit der ihm eigenen plastischen Darstellungsgabe geschildert. Der verschmitzte Grieche lächelt und verspart sich die Rache einer so schrecklichen Verletzung der Majestät auf gelegenere Zeit. Es gelingt ihm bei den Einen der Kreuzfahrer die fromme Begeisterung, die sie nach dem Grabe des Erlösers mit heißer Sehnsucht zieht, noch mehr zu entflammen, die andern aber durch Gold und angebotene Schiffe zum Aufbruche zu bewegen, während er Robert und seine kriegerische Gemahlin Brunhilde durch die Einladung zu einem kaiserlichen Festgelage zurückzuhalten weiß. Der arglose Gast wird von dem heimtückischen Griechen in ein scheußliches Gefängniß geworfen, wo ihm ein an der Kette liegender Tiger zur Wache und ein großer Orangutang, als eine Art Wärter beigegeben ist, der ihm zur bestimmten Stunde Brod und Wasser bringt. Seine Gemahlin läßt Nicephorus, der ohnehin nicht mit sehr glühender Liebe seiner hochgelehrten Gemahlin Anna beigethan ist, zumal seit er einen Anschlag auf das Leben seines Schwiegervaters im Schilde führt, in einen Palast entführen, wo er sie mit zudringlichen Liedesanträgen foltert. Allein alle diese griechischen Schurkereien sind dem klugen Auge des Sachsen nicht entgangen. Obgleich von Haß entbrannt gegen den Normannen und von heißem Wunsch beseelt, ihn um Alt-Englands willen in offenem Kampfe zu bestehen, ist er doch allzusehr entrüstet über die Niederträchtigkeit des Griechen, als daß er nicht den Grafen, der seinen Wächter, den Tiger, erwürgt hat, aus dem Gefängnisse zu befreien und zu verbergen suchen sollte, doch unter der Bedingung sich ihm nach Sachsenrecht zum Kampf zu stellen, wenn er ihn dazu fordern würde. Auch zum Schutze der Gräfin hat der kluge Sachse Vorkehrungen getroffen, ohne dabei auf seines Herrn Wohl und Dienst zu vergessen: er benachrichtigt den Kaiser von den verrätherischen Anschlägen seines Schwiegersohnes. Die fränkische Amazone hat indeß den Cäsar zu einem Zweikampf gefordert; den er auch annimmt. Bei der Verkündigung desselben aber läßt er den Namen ihres Gemahles statt den seiner kühnen Gegnerin bekannt machen, in der festen Ueberzeugung, daß der gewaltige Graf von Paris noch wohlverwahrt unter der Hut seines grimmigen Gefängnißwächters stehe. Aber sehr zu seiner Ueberraschung findet er die Schranken des Kampfplatzes von Tancred und fünfhundert Franken besetzt, die dem griechischen Feuer trotzend in Konstantinopel eingedrungen sind, doch noch größer ist sein Schrecken, als wirklich Graf Robert selbst gewaffnet zum Zweikampfe sich stellt. Schon halbtodt bei dem Anblick dieser gigantischen Krieger, wird er durch Herward aus seiner Verlegenheit gezogen, der das Recht, für das kaiserliche Reich zu kämpfen, in Anspruch nimmt. Graf Robert gesteht ihm dieses zu, springt vom Pferde, ergreift eine Wäringer-Streitart und stellt sich Herward zu Fuß gegenüber. Der Kampf schwankt lang furchtbar, endlich erringt der Graf einen Vortheil über seinen Gegner, statt aber seinen Sieg zu verfolgen, reicht er von Bewunderung ergriffen über den Edelmuth des sächsischen Heldenjünglings Herward die Hand zum Frieden. Die Novelle schließt mit der Vermählung des letztern und einer britischen Jungfrau Bertha, zu der er längst schon treue Liebe hegt. Durch Vermittlung seines Freundes Robert kehrt er nach England zurück, wo ihm aus der Hand der normännischen Sieger ein gutes Lehen zu Theil wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Börse in London.

(Schluß.)

Spekulanten werden jene genannt, welche keine Kommissionsgeschäfte für Andere machen, sondern nur für eigene Rechnung kaufen und verkaufen, um bei den Schwankungen des Kurses zu gewinnen. Es geschieht zuweilen, daß alle drei oben angeführte Geschäfte von einer und derselben Person ausgeübt werden. Noch gibt es Börsengäste, die man keiner der vorhergehenden Hauptklassen beizählen kann; diese sind die Liebhaber oder die zurückgetretenen Spieler, die natürlich noch immer gern den Schauplatz ihrer ehemaligen Kämpfe besuchen, gleich alten Seeleuten, die mit ernstem, prüfendem Blick der gegen Wind und Wellen der Küste kämpfenden Barke des jungen Fischers folgen.

Noch mögen hier einige Details über das Spiel selbst folgen, das darin besteht, Renten auf Ziel, d. h. auf den vom Börsenkomité fünf oder sechs Wochen vorher bestimmten Tag zu kaufen, oder zu verkaufen. Der größern Deutlichkeit wegen wollen wir annehmen, daß Herr A., Spekulant, dessen Vermögen aus 1000 Pfund Sterling besteht, die bei seinem Bankier liegen, sich an einem neblichten Morgen nach der City begibt, den Kopf voll von der Verwerfung der Reformbill, der Annäherung der Cholera und den Unruhen in Bristol. Herr A. überredet sich nach und nach, daß die Konsols durchaus fallen müssen, kommt auf die Börse und verkauft für 20,000 Pfd. St. Renten zu 82, die auf den bestimmten Tag, der den Journalen zufolge der 24 November ist, übergeben werden sollen. Durch diesen Handel wird Herr A. ein Bär, d. h. ein Mann, welcher die Renten verkauft und auf den bestimmten Tag zu liefern sich verpflichtet, die er noch nicht besitzt. Es ist also einleuchtend, daß er trachten muß, diese Renten in der Zwischenzeit zu erhalten und sich von irgend einem Andern für seine Rechnung liefern zu lassen. Fällt der Kurs, so ist es sein Nutzen, steigt er, sein Schaden; ein Steigen oder Fallen von 1 Prozent ist für ihn ein Schaden oder ein Nutzen von 200 Pf. St.

Digitized by Google

Jetzt noch ein Beispiel im umgekehrten Sinn: Herr B., reicher als A. an Hoffnungen, aber nicht an Geld, sieht die Sache aus einem andern Gesichtspunkte an. Er hat gut geschlafen und gefrühstückt, er kann durchaus nicht glauben, daß die Lords so thöricht seyn werden auf Verwerfung der Reformbill zu bestehen; was die Cholera betrifft, so wird, glaubt er, der Kordon, den die Wellen um England ziehen, sie eben so gut abhalten, wie einst Napoleon von der nämlichen Schutzwehr zurückgehalten wurde, und sollte diese Geißel wirklich eindringen, so wird sie wohl die Glücklichen der Welt und Jene, welche an der Börse gewonnen haben, verschonen. Herr B. kauft also, obgleich er nur 1000 Pfund bei seinem Bankier hat, doch kühn für 20,000 Pfund, und macht sich verbindlich das Kapital auf den 24 November zu erlegen. Durch diesen Handel wird Herr B. nun ein Stier, d. h. er ist genöthigt, die nämlichen Renten vor dem angezeigten Tag an Den, der sie ihm überließ, oder an irgend jemand Andern wieder zu verkaufen. In dem Unterschied zwischen dem Verkaufs- und Einkaufspreis liegt also für Herrn B. Gewinn oder Verlust.

In kurzer Zeit werden vielleicht für 24 Millionen Renten von den Bären gekauft und von den Stieren verkauft, ungeachtet beide Parteien vielleicht kaum den zwanzigsten Theil dieser Summe besitzen. So lange der Liquidationstag noch entfernt ist, haben politische Ereignisse: Friede, Krieg, das Benehmen der Minister, und oft der bloße Wille einiger großer Bankiers oder Spekulanten u. s. w. großen Einfluß auf den Kurs der Fonds; allein mit dem Tag vor dem 24 November vermindert sich die Wirkung jener äußern Einflüsse, den letztern ausgenommen, bedeutend, und der Kurs geht nun von den Antagonisten selbst aus, er ist das Resultat der persönlichen Kämpfe zwischen den Bären und den Stieren. Endlich entscheidet sich die Frage. Alles deutet auf die Wichtigkeit des folgenden Tages; beide Armeen sind auf dem Platze, konzentriren ihre Streitkräfte, beobachten sich in der Nähe und kommen über ihre Bewegungen überein, denn es handelt sich darum, wer den Andern zuerst zum Rückzuge überreden wird. Weicht der Bär zuerst, indem er sich bereit zeigt, die Renten, die er abliefern muß, zu kaufen, so benützt der Stier seine Noth, um einen höhern Preis zu fordern; gibt hingegen der Käufer zuerst Blößen, so weicht der Verkäufer, der Stier, und die Fonds, die er sich verbindlich gemacht hat zu nehmen, sind jetzt an seinen triumphirenden Gegner zu einem niedrigern Kurs verkauft; der Abschluß findet hierauf aufs Freundschaftlichste statt.

Wartet man bis zum andern Morgen, so beginnt der Kampf um zehn Uhr weit ernster. Die Käufer fahren fort in Empfang zu nehmen und die Verkäufer zu überliefern, bis die Einen oder die Andern aufhören. Allein so bald es klar ist, daß die Käufer mehr Renten zu fordern haben, als die Verkäufer liefern können, so wird die „Rechnung der Bären" verkündet. Der Bär ist von den Hörnern des Stiers durchbohrt worden! Der arme Bär schlägt nun vor, das zum Abschlusse noch Fehlende dem Stier selbst abzukaufen. Dieß ist nun das Signal zu neuem Steigen, der Ueberwinder hat kein Mitleid, denn im umgekehrten Fall würde der Bär dem Stier ebenfalls keinen Pardon geben, und derjenige von beiden, der sich seiner Verbindlichkeit durch Bezahlung der Differenz, nicht entledigen wollte, würde „eine lahme Ente" (lame duck) gescholten, und von der Börse ausgeschlossen werden.

Versuch einer Statistik von China.

2. Handel und Bildung der Chinesen. Patriotische Geheimgesellschaften.

Der Handel der Provinzen untereinander ist weit beträchtlicher, als der auswärtige Verkehr, der mit der Größe und dem Reichthum des Landes in gar keinem Verhältniß steht. Die Ausfuhr an Thee für England beträgt 50 Mil. Franken, und die Einfuhr von Opium 45 Mil. Franken.

Nirgends, selbst in England nicht, findet man so viel Patriotismus und Liebe zur Arbeit als bei den Chinesen; dieß sind ihre größten Tugenden. Ihre Laster betreffend, so kann man ihnen Hang zu Zügellosigkeit, Habsucht, Lügen und Feigheit vorwerfen. Deßhalb daß sie uns Europäern das Innere ihres Reichs verschließen, möchten sie wohl nicht zu tadeln seyn. Der Herrschsucht und den Intriken der Jesuiten verdanken wir diese strenge Maßregel; übrigens könnte man wohl fragen, was für Gutes gewinnen sie denn durch ihren Handel mit uns? Wir stumpfen sie ab und vergiften sie durch das Opium, einer um so furchtbarern Waare, als man, einmal an ihren Gebrauch gewöhnt, sich den Genuß nicht mehr versagen kann. Indeß entnerven sie uns zur Wiedervergeltung mit ihrem Thee (Cha).

Nur sehr selten stieß ich auf Chinesen, die nicht Lesen und Schreiben können, in dieser Hinsicht haben sie viel vor den Franzosen, Engländern, und selbst vor den Deutschen voraus, und doch besitzen sie nicht die Unverschämtheit, und jenen leichten, spottenden, schneidenden, und zuversichtlichen Ton unwissender Franzosen. Wie bekannt war die chinesische Sprache früher hieroglyphisch, und ist jetzt einsylbig; ihre ideographischen Buchstaben geben ihr manche Vortheile vor andern Sprachen. Es bedurfte in der That eines Volkes mit so feinem Gehör begabt, als die Chinesen, um eine Sprache zu schaffen, die aus 330 Sylben zusammengesetzt ist, die wieder in eine unendliche Menge von Worten eingetheilt sind, und denen sechs Accente eben so viele verschiedene Bedeutungen geben, deren Nuancen so zart sind, daß nur jene, die in China gelebt haben, sie sich zu eigen machen können. Ihre Literatur ist in der Poesie, und besonders in Romanen und Novellen sehr reich. Ihre Musik steht unter der der Araber, Perser und Hindus, und die Chinesen sind das einzige mir bekannte Volk, das nicht tanzt.

Der Ackerbau wird bei ihnen hoch in Ehren gehalten, und auf ihn gründet sich ihr hauptsächlichster Reichthum. Nichts ist sonderbarer als ihre Gärten, und die Mittel die sie anwenden, um verschiedene Gattungen von Steinobst auf Kernobst, und umgekehrt, zu pfropfen.

Die Druckerei mit gestochenen Platten, das Schießpulver, die Bomben, die Feuerwerkskunst, der Telegraph, das Bohren auf Salzsohle, die Feuerspritzen, der Compaß (ting-nan-sching), die dramatische Kunst u. s. w. waren ihnen weit früher, als den Europäern bekannt. Nichts kömmt der Eleganz ihrer Sampans (Gondeln), der Haltbarkeit ihres Porzellans, der Schönheit ihres Lacks, ihrer Brücken und Kanäle gleich.

Hätten die Chinesen von dem Uebermaß ihrer Bevölkerung Kolonien errichtet, die Gedankenfreiheit angeregt und begünstigt; und wären sie zweckmäßigen Neuerungen zugänglich, so fehlte ihnen nichts, um unter den Völkern den ersten Rang einnehmen zu können; dann wären sie von den Mandschus nicht unterjocht worden, sie hätten die Künste, in denen sie stehen geblieben sind, weiter ausbilden können, und würden glücklicher seyn. Doch lebt das heilige Gefühl der Freiheit auch unter ihnen; die geheimen Gesellschaften der „Triade" und des „Nenuphar" erkennen ein chinesisches Oberhaupt an, das die Polizei der Mandschus noch nicht entdecken konnte. Der Zweck dieser Gesellschaften ist, das Joch der Barbaren abzuschütteln, und zu beweisen, wie tief der Haß gegen die fremde Herrschaft in den Herzen der chinesischen Patrioten wurzelt. Die Empörung des Tataren Thang-ki-ming ist ihnen günstig; ungeachtet mancher Niederlagen, die den Empörern beigebracht wurden, ist dieser Krieg nichts weniger als beendigt; und werden auch die Insurgenten von Caschgar überwunden, so haben doch die geheimen Gesellschaften in der Person des Chan-Yu-Long, ein kräftiges, tapferes, unermüdliches und gewand-

Digitized by Google

tes Oberhaupt, und mit der Zeit und durch Eintracht wird es den Chinesen gelingen, die Herrschaft der Ketten und des Bambus abzuschütteln.

3. Eintheilung und Bevölkerung von China.

Die neue Eintheilung von China ist folgende: 1) Nördliche Provinzen: Pe-Tschi-Li mit 5,402,000 Einwohnern oder Mändarin, wie die Chinesen sich ausdrücken; Chan-Si 1,920,142; Chen-Si 582,000; Chang Tung 24,841,504; Kan-Su 840,000. 2) Provinzen des Centrallandes: Kiang-Su 28,855,198; An-Hoei 1,148,025; (diese beiden Provinzen machten ehemals die Provinz Kiang-Nang aus); Ho-Nan 2,614,000; Kiang-Si 6,127,425; Sse-Tschuan 7,815,000; Tsche-Kiang 18,957,000; Hu-Nan 10,000,000; Hu-Pe 26,152,408 (diese beiden letztern Provinzen bildeten das alte Hu-Kuang); Fu-Kian 2,512,000. 3) Südliche Provinzen: Kuei-Tschen 2,018,109; Yun-Nan 5,209,000; Kuang-Si 5,081,000; Kuang-Tung 5,604,000. Also eine Summe von 145,456,809 Einwohnern. Hierzu muß man noch rechnen an Männern, Weibern und Kindern, die auf dem Wasser leben, 2,418,257; reguläre Infanterie 500,108; irreguläre Infanterie 400,000; reguläre Cavallerie 227,000; irreguläre Cavallerie 275,000; Artillerie (in höchst elender Verfassung) 17,000; Gefolge der regelmäßigen Armee 50,000; reguläre Offiziere aller Waffen 8,892; Offiziere der irregulären Truppen 5,201; Marine 32,440; Neun Klassen Mandarine und untergeordnete Beamte 102,579. Folglich mit Einrechnung der obigen Angaben eine Gesammtsumme von 149,269,066 Einwohnern.

Ueberdieß muß man noch bei zehn Millionen aus ihrem Vaterland ausgewanderter Chinesen hier in Anschlag bringen, die sich in Liu-Kieu, Formosa, Corea, Japan, der Tatarei, Tübet, Turkestan, Armenien, St. Maurice, St. Helena, auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung, in Brasilien, dem französischen Guiana, Hindustan, Bengalen, in den Königreichen Siam, An-Nam und im birmanischen Reich; in Malakka und auf der Halbinsel dieses Namens, in Pulo-Pinang, Singapur, Sumatra, Bintang, Banca, Lingin, und Lingan, auf den Inseln von Java und Sunda, in Celebes und auf den molukkischen Inseln; auf dem Archipel von Jolo, in Borneo und auf den Philippinen, auf Neu-Guinea, zu Onaischiu und sogar auf den Inseln der Südsee angesiedelt haben. Man trifft sogar in einigen europäischen Hauptstädten, z. B. in Petersburg, London, Lissabon, Rom und Paris, Chinesen; im ganzen Orient sind sie geschätzt, denn sie sind die Mäkler und die besten Arbeiter und Ackerbauer jener ausgedehnten Gegenden. Obgleich sie in den fünf Theilen der Erde zerstreut sind, so kehren doch Viele von ihnen, ungeachtet der Gesetze die die Auswanderung verbieten, und der Strafe die ihrer wartet, in ihr Vaterland zurück, wenn sie sich einiges Vermögen gesammelt haben; allein der größere Theil bildet in den erwähnten Gegenden des Orients stabile Völkerschaften, und hat sich mit Töchtern von Eingebornen verheirathet. Rechnet man diese im Ausland ansässigen, oder dort ihr ganzes Leben hindurch handeltreibenden zehn Millionen Chinesen, zu den angegebenen 149,269,066, welche die Bevölkerung von China bilden, so beträgt die sämmtliche Einwohnerzahl chinesischer Race (die unterjochten Staaten nicht mitgerechnet) nahe an 160 Millionen Seelen, eine Summe, welche nur 18 Millionen weniger als die Gesammtbevölkerung von Europa, und 90 Millionen mehr als die Einwohnerzahl des gesammten russischen Reichs beträgt.

Es soll hier keine Statistik der China unterworfenen Länder gegeben werden; jedoch können wir ihre Bevölkerung nach dem kaiserlichen Almanache, verschiedenen kaiserlichen Edikten über das Land der Mandschus, die zinsbaren Staaten u. s. w. so ziemlich genau angeben; nämlich: Corea (vor Alters Kao-Li, jetzt Tschao-Sien genannt) 8,465,000 Seelen; Tübet und Butan 6,800,000; das Land der Mandschus, die Mongolei, Kalmukei, die kleine Bucharei, Klein-Tübet, die Dsungarei, die große Insel Tschoka, und die andern zinsbaren Nebenländer 9,000,000; zusammen also 24,265,000 Seelen, die folglich zu der Einwohnerzahl des eigentlichen China von 149,269,066 Seelen, und jenen 10 Millionen Ausgewanderter gerechnet, für das ganze chinesische Reich eine Gesammtbevölkerung von 184 Millionen Seelen ergeben. China zählt also fast so viel Einwohner, als der vierte Theil des ganzen Erdballs, und 174 Millionen mehr als Rußland.

Vermischte Nachrichten.

Aus einer gerichtlichen Verhandlung lernen wir eines der Karlistenlieder kennen, mit denen man sich im südlichen Frankreich einstweilen auf die Rückkehr Heinrichs V tröstet. Es lautet wie folgt:

Au diable cette république,
Au diable cette clique;
Chaque marchand fait faillite,
Tous nos richards sont en fuite;
Ça ne va pas,
On ne fait rien,
On ne vend rien,
Henri Cinq reviendra.
Aux Bourbons ouvrons les bras!
Depuis longtems j'entends dire,
Que le commerce ne va pas;
Tout bon Français ne peut rire,
Chacun est dans l'embarras.
Ça ne va pas,
Ça ne va pas,
A nos Bourbons tendons les bras.

* * *

A entendre Lafayette,
Les Jésuites mangeaient not' pain;
Je les regrette,
Car c'est maint'nant qu'nous avons faim,
Oui, qu'nous mourrons de faim.

* * *

L'un dit: Je ferme boutique,
Il ne me vient plus de chalans,
Maudit soit la politique,
Dit un autre en se plaignant.
Ça ne va pas etc.

*

In einem französischen Blatte finden wir folgende Anekdote: „Der Cardinal Mazarin diktirte eines Tages seinem Sekretär einen Brief. Dieser, durch das unausgesetzte Arbeiten ermüdet, schlief darüber ein, und der Kardinal, der nichts davon bemerkte, fuhr fort, in seinem Kabinete auf- und abgehend zu diktiren. Als er so den Brief beendigt hatte, hieß er dem Sekretär die Schlußformel darunter setzen, bemerkte aber eben erst, daß er eingeschlafen und nur die erste Zeile des Briefes geschrieben sey. Der Kardinal liebte diesen Sekretär väterlich, und wahrscheinlich Plato's Vorschrift, die Schläfer mit Musik aufzuwecken, folgend, gab er ihm eine Ohrfeige, daß der gute Sekretär wohl alle himmlischen Sphären singen zu hören glaubte. Allein war es Schlaftrunkenheit oder Exaltation über die unverhoffte Sphärenmusik, der Schreiber zögerte nicht einen Augenblick, den Gruß seines Herrn und Meisters durch einen ähnlichen zu erwidern. Der Kardinal, ohne im Geringsten darüber aufgebracht zu werden, sagte bloß: „Nun da wir uns Beide so gut aufgeweckt haben, wollen wir den Brief vollends zu Ende bringen."

*

Nach einem von dem vormaligen Polizeipräfekten Gaulnier in der „Revue Britannique" bekannt gemachten Berichte sollen aus Anlaß der im Jahre 1830 und 1831 statt gefundenen Straßenaufläufe 12,047 Personen Paris verlassen haben. Hiedurch haben nicht bloß die Zimmervermiether großen Verlust, sondern auch Industrie und Handel von Paris einen empfindlichen Schlag erlitten. 1900 Buden und Waarenlager sind unvermiethet geblieben, und wenn die Miethe einer jeden nur auf 1000 Fr. angeschlagen wird, so erfahren die Hauseigenthümer hiedurch allein einen Verlust von 1,900,000 Fr.

*

„Man hat berechnet," sagt ein französisches Blatt, „daß seit der Julusrevolution 260,000 Exemplare von Journalen auf der Post konfiszirt worden sind. Dieß ist für das Publikum ein Verlust von 10,400 Franken Stempelgebühren und 13,000 Franken Postgeld, die immer voraus bezahlt werden müssen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 359. 25 Dezember 1831.

Der Zustand Irelands.

Vierter und letzter Artikel.

So ist in diesem Augenblicke die Lage Irelands, eine Lage, welche ihrem Wesen nach einer Revolution gleichkommt. Eigenthum und Bevölkerung sind in wildem Kampfe mit einander, und die Regierung kann den Frieden nur wiederherstellen, indem sie rücksichtslos mit ihren Verordnungen sich nach dem Gebote der Nothwendigkeit richtet; mit Einem Wort, sie muß für Ireland thun, was sie für England durch die Reformbill thut: sie muß die Lage des Landes nehmen, wie sie ist, und darnach handeln. Um den Bauern Beschäftigung zu geben, um eine Mittelklasse zu schaffen, um den übermäßigen Reichthum Einzelner zu brechen, um den Ertrag des Bodens in einem billigen Verhältniß zwischen dem Eigenthümer, dem Landbauer und dem Arbeiter zu theilen, dazu reichen gewöhnliche Mittel nicht aus. Alle die gerühmten Hülfsmittel, Armengesetze, Abwesenheitstaxen, fremde und einheimische Kolonisation, Geldbewilligungen, schützende Zölle u. s. w., alles Dieß ist entweder mehr als nutzlos, oder wegen seiner langsamen Wirkungen den dringenden Umständen nicht angemessen. Die Aufhebung einzelner Mißbräuche ist wünschenswerth; davon aber eine Beruhigung Irelands erwarten, ist Thorheit. Wenn eine Maßregel durch ihre Größe und Wichtigkeit dem Drange der Umstände angemessen wäre, so ist es eine schnelle und vollständige Reform der Kirche; sie wäre ein unmittelbarer Vortheil für das Land, und ein genügendes Pfand, daß man künftig gerechter gegen Ireland verfahren wolle. Ein einziger Schritt in dieser so nothwendigen Maßregel würde der Unruhe großen Theils ein Ziel seyn, und das Land wenigstens für den bevorstehenden Winter vor den Gefahren schützen, womit eine Wiederaufnahme der Frage über Abschaffung der Union, und eine Erneuerung des agrarischen Kampfes drohen. Die irische Kirche kann ohnehin nicht länger bestehen, wie sie ist. Die Bezahlung der Zehnten hat an manchen Orten völlig aufgehört, und ihre Erhebung würde, wenn sie möglich wäre, von so viel Gräueln, Mord und Gewaltthätigkeiten begleitet seyn, daß selbst im Interesse der Pfründner eine augenblickliche Reform nothwendig ist. Für diese Reform ist die Meinung völlig reif. In Ireland kann keine Nationalkirche bestehen, sondern die Geistlichkeit aller Religionen muß gleich, und ihrem Berufe angemessen auf eine mäßige Weise besoldet werden. Wenn man diese Besoldung mit den Bedürfnissen des Volks in ein billiges Verhältniß setzt, so werden die Ländereien der Kirche hiezu nicht nur völlig genügen, sondern es wird auch noch ein Ueberschuß bleiben, welchen die Regierung in kleinen Pachtgütern auf mäßige Bedingungen hingeben, hiedurch einen großen Theil des unbeschäftigten Volks in nützliche Thätigkeit versetzen, und den Kern zu einer Mittelklasse bilden könnte. Die Abschaffung des Zehnten würde große Distrikte, welche jetzt die Kosten des Anbaus nicht tragen, zu nutzbarem Land umschaffen, und die Anlage von Kapitalien befördern, welche sonst nach fremden Ländern gingen. Vor Allem aber würde die Aufhebung der unnatürlichen Verbindung zwischen Kirche und Staat in einem Lande, wo sieben Achttheile nicht zur Staatsreligion gehören, für immer die Wunden religiöser Entzweiung und Sektenhasses schließen.

Es ist ein Ireland eigenthümlicher Umstand, der aus Eroberung und Konfiskationen herstammt, in Trug und Gewalt seinen Ursprung hat. Diese haben das natürliche Gleichgewicht des Eigenthums zerstört, und das Land auf eine andere Weise getheilt, als die Industrie und die heilsamen Wirkungen allmählichen Fortschreitens der Gesellschaft es getheilt haben würden. So kamen ganze Distrikte an englische Eigenthümer, welche nie auf ihren Ländereien wohnen können, da sie an ihr eigenes Land durch Pflichten gebunden sind, welche denen, die sie gegen ihre irischen Pächter haben, unverträglich gegenüberstehen. So entsteht also die politische Frage, ob und was für Maßregeln ergriffen werden können, um diese Eigenthümer zum Verkaufe ihrer Ländereien zu vermögen, und ob die Regierung sich so weit einmischen könne, diese Ländereien zur Erschaffung einer unabhängigen Yeomanry zu benützen. Auch Dieß ist noch nicht Alles. Bei der dringenden Nothwendigkeit, dem Volke ein größeres Interesse an der bestehenden Ordnung der Dinge zu geben, ist es nicht vielleicht gerecht und weise, das Erstgeburtsrecht in Ireland völlig abzuschaffen, *) um das große Eigenthum zu theilen, und die Abwesenheit der Grundbesitzer seltener und schwieriger zu machen? Es könnte leicht gezeigt werden, daß eine solche Maßregel bald in ganz Europa ergriffen werden wird. Die Bevölkerung der civilisirten Länder Europas hat sich vermehrt, und vermehrt sich fortwährend so rasch, daß eine kostbare Aristokratie nicht mehr unterhalten werden kann, und die Feudalfamilien ihren ausschließlichen Reichthum durch

*) Die alten Gesetze Irelands wissen nichts von dem Erstgeburtsrechte, sie kannten nur die gleiche Erbvertheilung unter Brüdern.

Digitized by Google

den Druck der großen Masse allmählich verlieren. Daeauf geht die große jetzt herrschende revolutionäre Bewegung hinaus. Es ist eine unvermeidliche Nothwendigkeit, und die Aufgabe der Regierungen wäre es, diesen Bewegungen einen gesetzlichen Lauf anzuweisen. In Ireland, wo die Hülfsquellen dee Industrie mit der wachsenden Bevölkerung nicht Schritt halten, und das Privatvermögen sinkt, macht die Erziehung dennoch schnelle Foetscheitte, und es würde die gröbste politische Unwissenheit verrathen, wenn man glauben wollte, daß ein solcher politischer Zustand von Dauer seyn könne. Vergebens sagt man, daß solche Maßregeln, wie die hier vorgeschlagenen, revolutionäe seyen; wenn man zeigen kann, daß in der jetzigen Lage der Dinge durchaus kein Schutz für irgend ein Eigenthum oder ein bürgerliches Recht ist, so ist die Beschuldigung, welche in dem Wort revolutionäe liegt, schon widerlegt. Die Verbindung Irelands mit England ist für die Wohlfahet beider Länder nothwendig, und es ist ein niederschlagender Gedanke, wie wenig Hoffnung vorhanden ist, diese Verbindung aufrecht zu haiten, ohne große Aufopfeeungen von Privatinteressen und riesenhafte Maßeegeln, um die Staatsgesellschaft in Ireland wiedee in das gehöeige Gleichgewicht zu beingen. Ob Staatsmänner aufstehen werden, welche den Umständen gewachsen sind, ob man kühnere Maßregeln, als früher, ergreifen wied, kann man unmöglich voeaussehen, jedenfalls aber bietet ein reformirtes Parlament gegründete Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Bevölkerung von Brasilien ist zwar höchst ungleichartig, indeß darf man doch behaupten, daß die Brasilianer im Allgemeinen sanftmüthigen Charakters, gut, edelmüthig, gastfreundlich und selbst von glänzender Freigebigkeit sind, und daß insbesondeee die Einwohner mehrerer Provinzen sich durch Lebhaftigkeit ihres Geistes wie durch Verstand auszeichnen. Allein das Kolonialsystem hatte Brasilien in dee tiefsten Unwissenheit zu eehalten gewußt, die Zulassung der Sklaverei die Einwohnee mit dem Beispiel dee verworfensten Laster vertraut gemacht, und seit der Ankunft des brasilianischen Hofes zu Rio Janeiro hatte sich auch eine niederträchtige Verkäuflichkeit in allen Ständen der Bevölkerung eingeschlichen. Eine Unzahl aristokratischer Patriarchen, die unter sich durch Intriken, kindische Eitelkeiten und armselige Interessen entzweit lebten, waren über Beasilien veebreitet, so daß von einer staatsbürgerlichen Gesellschaft in diesem Lande eigentlich nicht die Rede seyn konnte und fast nicht einmal die Elemente dazu vorhanden waren.

Es ist leicht begreiflich, daß die neue Regierung dieser traurigen Lage der Dinge hätte angepaßt werden sollen, daß sie hätte streben sollen, die Brasilianer zu vereinigen und ihre moralische und politische Erziehung zu beginnen. Um aber den Bewohnern von Brasilien eine in diesem Geiste verabfaßte Charte zu geben, wäre es nöthig gewesen, sie genau zu kennen, und Don Pedro, den sein Vater stets von den Staatsgeschäften entfernt gehalten hatte, konnte kaum Rio Janeiro kennen, eine Stadt, die eine schwer zu entwirrende Mischung von Amerikanern und Portugiesen, weißen und farbigen, freien Menschen, Freigelassenen und Sklaven bildet; eine Stadt, die noch überdieß zu gleicher Zeit Kolonie, Seehafen, Hauptstadt, Residenz eines grundverdorbenen Hofes unter den unheilvollsten Einflüssen und Beziehungen ständ. Don Pedeo von hochherzigen Gesinnungen beseelt, wünschte aufrichtig die Feeiheit seines Volkes; dieser edle Gedanke beseelte den ersten Entwurf der konstitutionellen Charte. Diese Chaete bekannte sich zu den gerechtesten Prinzipien, und theilweise verdient sie großes Lob; allein wesentlich unterschied sie sich nicht besonders von andern Combinationen iheer Art; sie hatte nichts Brasilianisches und konnte eben so gut für Meriko wie für Brasilien, für Feankreich wie für Deutschland passen.

Von den ersten Augenblicken der Revolution fand sich eine Menge unwissender Menschen, die in einer langen Angewöhnung der Servilität aufgewachsen waren, mit einem Male zur Theilnahme an den öffentlichen Geschäften berufen. Die unter dem Kolonialsysteme und dem kraftlosen Despotismus Johanns VI großgewordenen Leidenschaften entfesselten sich jetzt und stürzten über Brasilien her, als wollten sie sich in seine Trümmer theiien. Die Presse, dieses herrliche Bollweek der öffentlichen Freiheiten, wurde nichts als das Organ des Hasses und des Neides. Die zu Rio-Janeiro gedruckten Flugblätter waren so geschmacklos und schal, oder so voll von den gehässigsten Persönlichkeiten, daß die Europäer die einen besseren Gebrauch der Preßfreiheit gewöhnt waren, sich darübee empört fühlten. Kaum erschienen seit dem Jahre 1821 in Brasilien zwei odee drei wahrhaft brauchbare Werke, und wenn man jetzt anfängt, dieses Land besser kennen zu lernen, so verdankt man Dieß bloß den Ausländern. *)

Don Pedro suchte vergebens unter seinen Umgebungen nach tauglichen Ministern. Er gerieth von einem schwachen an einen schlechten Menschen, und stieß überall auf verzweifelte Nullitäten. Es kam nach und nach eine solche Menge unfähiger Menschen an's Staatsruder, daß man sich nicht eestaunen muß, wenn jetzt die meisten Brasilianee gleichfalls Minister zu werden verlangen; auf der andern Seite lernte Don Pedro wäheend seiner Regierung eine solche Menge von schlechten Menschen kennen, daß man es ihm verzeihen kann, wenn er allen Glauben an Ehre und Treue eines Menschen verlor. Unter dem fortwährenden Ministerwechsel, der sich erreignen mußte, war es dee Regierung unmöglich ein gleichförmiges System zu beobachten; auf einen Schritt der Kraft folgte eine Maßeegel der Schwäche; sie schien sich sprungweise zu bewegen und verlor bei jeder Bewegung etwas von iheer frühern Achtung. So viele schwankende Maßregeln ließen den Kaiser als falsch und treulos eescheinen, und doch war er nur unbeständig, was man immer seyn wied, wenn man unter sehr schwierigen Verhältnissen ohne Unterricht und Erfahrung an das Steuerruder der öffentlichen Angelegenheiten gelangt. Indeß machte Beasilien doch einige Fortscheitte; allein es verdankte dieselben vielleicht weniger seinee Regierung als dem freien Veekehre mit dem Auslande, vorzüglich aber der leichten Entwicklung der Keime des Reichthums, mit de-

*) Ueber Brasilien, besonders seine Geographie, gibt es jedoch ein treffliches neues Werk: Memorias historicas des Abbé Pizzarro.

Digitized by Google

nen die verschwenderische Hand der Natur die ungeheure Länderstrecke Brasiliens gesegnet hat.

Ludwig XIV und der Czar Peter ließen aus fremden Ländern gelehrte Männer kommen, um ihre Völker aufzuklären, und man weiß, wie glücklich die Erfolge davon waren. Die brasilianische Regierung hatte gleichfalls einen Augenblick den Gedanken, sich die Fortschritte der civilisirtesten Nationen anzueignen; aber anstatt geschickte Lehrer nach Rio de Janeiro zu berufen und durch sie zahlreichen Zuhörern Vorlesungen ertheilen zu lassen, sendete man junge Brasilianer mit ungeheurem Kostenaufwande nach Frankreich, empfahl ihnen dort zu studiren und als Weise zurückzukehren. Vielleicht hätte man das Ziel, das man im Auge hatte nicht ganz und gar verfehlt, wenn man nur nach vorhergängiger Prüfung die fähigsten und fleißigsten jungen Leute nach Frankreich geschickt hätte; hingegen hatten Nepotismus und Intriken bei der Wahl die Hand im Spiele. Die Gewaltigen des Tages schickten ihre Verwandten und Kreaturen nach Europa, und unter ihnen befanden sich Menschen, die noch im Schreiben und Rechnen Unterricht bedurften. Die Pensionäre ließen sich auf Rechnung ihrer Landsleute unter den Vergnügungen von Paris wohl seyn; endlich wurde man des großen Aufwandes in Brasilien müde, und rief die nicht sehr der Studien beflissene Jugend mit eben so rohem Ungestüme zurück, als man bei ihrer Auswahl sorglos gewesen war. Der hier angeführte Fall war nicht der einzige, in welchem die brasilianische Regierung beweisen wollte, daß auch sie Verdienste um die Wissenschaft zu schätzen wisse; es fiel ihr bei, einige berühmte Ausländer zu belohnen. Da es nun unmöglich war Verdiensten in allen Fächern Auszeichnungen zu ertheilen, so sollte man vielleicht geglaubt haben, daß die Regierung bei ihrer Wahl auf Herrn Humboldt z. B. gefallen wäre, der sich um den amerikanischen Kontinent so großes Verdienst erworben, oder auf Gelehrte wie Spix und Martius oder Pohl, die soviel zur Kenntniß von Brasilien, seiner Reichthümer und Produkte beigetragen, oder auch auf Männer, deren wichtige Untersuchungen auf die Fortschritte der Wissenschaften überhaupt so großen Einfluß gehabt und zur Wohlfahrt aller Völker beigetragen, wie Cuvier, Davy, Berzelius u. s. w. Alle diese blieben von der brasilianischen Regierung unbeachtet. Ihre Wahl fiel auf — Scribe und Rossini. *)

*) Der Abbé Manoel Ayres de Casal, der Vater der brasilianischen Geographie schmachtete in Lissabon in Armuth, ohne eine zweite Ausgabe seines trefflichen Werkes über Brasilien bewerkstelligen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Gerichtsverhandlungen.

Die Burker-Untersuchung in London.

Eine in den Annalen menschlicher Verbrechen so unerhörte Art von Gräuelthaten, daß dafür noch kein Name bestand, und man sie nach ihrem ersten Urheber das Burken nennen mußte, beschäftigte zum zweiten Male seit Burke's Hinrichtung in Edinburg die englischen Gerichtshöfe. Menschenmord, mit der gefühllosesten Kaltblütigkeit verübt, um dadurch Leichen und aus ihrem Verkaufe an die Anatomie einige Guineen zu gewinnen, deutet auf eine sittliche Verdorbenheit und mehr als thierische Rohheit, die nur in einem Lande wie England unter der Widersinnigkeit veralteter Gesetze, die dazu Anlaß gaben, unter dem Mangel einer umsichtigen Polizei, bei einer Verwilderung der untern Volksklassen und einer Geringschätzung des Menschenlebens statt finden kann, die durch eine stets nur auf materiellen Gewinn gerichtete Sinnesart und eine herzlose kaufmännische Spekulation genährt und bis zur gefühllosesten Härte gesteigert wird. Dieser Vorwurf kann mit Recht nicht nur gegen die Leichenhändler — die sogenannten „Auferstehungsmänner," aus denen die burkerischen Menschenwürger hervorgingen, gerichtet werden; sondern auch auf die englischen Aerzte, die einen so ruchlosen Handel unterstützten, und mit einer unbegreiflichen Leichtfertigkeit Jahre lang schon zugebrachte Leichname von den verdächtigsten Menschen kaufen, und noch dazu, nachdem Burke's gräßliches Handwerk bereits ans Tageslicht gekommen war. Statt allen Ernstes die Aufhebung des sinnlosen englischen Gesetzes, das die Leichensektion verbietet, zu betreiben, zogen sie es vor, die Hehler der Auferstehungsmänner zu machen, und ein merkwürdiges Licht fällt auch auf die englischen Gerichtshöfe, die bei der neuesten Untersuchung gegen Leichendiebe und Burker, von der hier die Rede seyn soll, es nicht der Mühe werth fanden, einige dabei verwickelte Aerzte zur Rechenschaft zu ziehen.

Der uns vorliegende Burkerprozeß aber bietet nicht nur in Betreff der hiedurch an Tag gekommenen Thatsachen ein furchtbares Gemälde menschlicher Verworfenheit, sondern ist auch hinsichtlich der darüber gegebenen Entscheidung des Geschwornengerichts merkwürdig, das drei Männer auf eine völlig verfehlte Untersuchung hin und nach einem durchaus unrichtig hergestellten Thatbestande zum Tode verurtheilte, wobei sich endlich erst nach geschehener Verurtheilung durch freiwilliges Geständniß der Angeklagten ergab, daß zwei derselben zwar eines Mordes, aber nicht des in Frage stehenden, schuldig, einer aber ganz und gar unschuldig war. Der vermeintlich ermordete italienische Knabe war, wie sich später erwies, noch am Leben.

Vier Männer: John Bishop, Thomas Williams und James May, und ein Lastträger, Shiels (Letzterer wurde im Laufe der Untersuchung wieder freigelassen) brachten am 5 November dieses Jahres in die Anatomie des King's College einen nur drei Fuß langen und zwei Fuß breiten Kasten, aus dem sie in einem Sacke die Leiche eines vierzehnjährigen Knaben nahmen und dem Professor Partridge um zwölf Guineen zum Verkaufe boten. Dieselbe Leiche war, wie sich in der Untersuchung herausstellte, an mehreren andern Spitälern zum Verkaufe angeboten, aber nicht angenommen worden. Der Professor Partridge schöpfte auf die Bemerkung des Thürstehers von King's College, daß die Leiche so frisch aussehe und Spuren gewaltsamer Verletzung trage, Verdacht, stellte sich, als ob er sie kaufen wolle, ging aber unter dem Vorwande, eine Fünfzigpfundnote wechseln zu lassen, auf das nächste Wachthaus und bewirkte die Verhaftung der Leichenhändler.

Dem ärztlichen Parere zufolge schien der Knabe nicht über sechs und dreißig Stunden todt; sein Gesicht war geschwollen, die Augen mit Blut unterlaufen und herausgetrieben, die Zunge geschwollen und zwischen die Lippen vorgedrängt, die Zähne waren zum Theil sammt Stücken aus der Kinnlade ausgebrochen. Aeußere Verletzungen zeigten sich keine als eine Wunde ober dem linken Augenbraun, die vier Zoll lang durch die Haut bis auf den Knochen ging. Als man die Schädelhaut wegzog, fand man einen thalergroßen Fleck geronnenen Blutes, der durch einen Schlag während des Lebens des Verstorbenen entstanden seyn mußte. Das Gehirn war in natürlichem Zustande. Bei Abstreifung der Nackenhaut aber gewahrte man gegen vier Unzen geronnenen Blutes zwischen den Muskeln; auch in der Rückenmarksröhre befand sich dergleichen und hatte nach der Meinung der Aerzte durch den Druck auf das Rückenmark den Tod bewirkt. Diese Blutsammlung schrieben sie einem heftigen Schlage mit einem stumpfen Instrumente auf das Genick des Entleibten zu. Das Herz wurde ganz blutleer befunden, was auf einen plötzlichen Tod hinzuweisen schien, der binnen drei oder vier Minuten erfolgt seyn mußte. Der Magen war mit Speise angefüllt, die einen leisen Geruch von Rum hatten, und während des eingetretenen Todes im Verdauen begriffen.

Der Name des Leichnams war Anfangs unbekannt. Man erfuhr endlich, daß es ein italienischer Knabe sey, der in den Straßen von London kleine Schildkröten und weiße Mäuse um Geld sehen ließ. Der Knabe war am 5 November in der Nähe von Bishops und Williams Wohnung, die beide in Bethnaigreen gemeinschaftlich in einem Hause zur Miethe wohnten.

Digitized by Google

Endlich wurde ein Italiener ausgemittelt, Augustin Bruno mit Namen, der vor zwei Jahren einen Knaben, Carlo Ferrari, mit nach England gebracht, aber seit dem 28 Julius 1850 nicht mehr gesehen hatte. In der ihm vorgelegten Leiche glaubte er, ans Haar, Größe und Gestalt den Knaben wieder zu erkennen, was er jedoch nicht mit Gewißheit behaupten konnte, da die ausgerissenen Zähne das Gesicht der Leiche sehr entstellt hatten. Andere Zeugen behaupteten dagegen zuversichtlich, die Leiche sey derselbe Knabe, den sie einige Tage zuvor in Bethnalgreen mit weißen Mäusen gesehen. Auch vorgelegte Kleidungsstücke, eine braune haarige Kappe und Beinkleider, wollten die Zeugen als das Gewand erkennen, in welchem sie den Knaben an jenem Tage gesehen. Diese Kleidungsstücke waren, sammt einer Jacke, die jedoch von den Zeugen nicht anerkannt wurde, in Bishops Garten vergraben gefunden worden. Auf gleiche Weise hatte sich in Williams Wohnung eine mit blutbefleckte Zange, mit der man Zähne ausbrechen konnte, vorgefunden. Ein Zahnarzt sagte aus, daß ihm May am 5 November zwölf Ober- und Unterzähne um eine Guinee angeboten; sie schienen mit großer Gewalt ausgebrochen, und Fleisch und Stücke von der Kinnlade hingen noch daran. May sagte auf die Bemerkung des Arztes, daß ein Zahn größer sey als der andere: „Bei meiner Seele, sie gehörten alle einem und demselben Kopfe, und der Leib wurde noch nicht begraben."

Zwei Flaker sagten aus, daß sie am 4 November Bishop dingen wollte, um einen „Steifen" (stiff un, Kunstsprache der Auferstehungsmänner statt Leiche) irgendwohin zu bringen, was sie aber ablehnten, da sie Bishops Handwerk kannten, der übrigens selbst daraus kein Geheimniß zu machen schien; denn bei seiner Verhaftung von dem Polizeibeamten befragt, antwortete er ganz wohlgemuth mit einem Fluche: „Ich bin ein Leichenschnapper" (body-snatcher). Ein Knabe von zwölf Jahren sagte aus, daß er am 4 November vor Bishops Haus eine Kutsche halten gesehen, in die Williams gestiegen und ein ihm dem Zeugen unbekannter Mann, dem Bishop einen schweren Sack zu heben geholfen. Ein Aufwärter in einem Kaffeehause, wo Bishop und May am 4 Nov. Abends Thee tranken, hörte Bishop, welchem May ein Glas Wachholderbranntwein in seine Tasse goß, sagen: „Willst Du mich Hokus machen?" (Hokus gleichbedeutend mit Burkern; der Sinn dieser Worte wird sich aus dem Folgenden ergeben.)

Unter den Zeugen trat als ein sehr wichtiger auch ein Kind von siebenthalb Jahren auf, das beeidigt wurde, nachdem man es zuvor über die Natur des Eides befragt hatte. In seiner kindischen Naivität sagte der Knabe, er wisse, daß Lügen ein sehr böses Ding sey und eine große Sünde; wenn er falsch schwöre, so werde er in die Hölle kommen, und mit Schwefel und Pech gebrannt werden. Hierauf wurde er beeidigt. Er sagte aus, am 5 November habe er mit Bishops Kindern, die mit ihm von gleichem Alter, vor ihrer Hausthüre gespielt, dieselben hätten einen Käfig mit weißen Mäusen gehabt. Als er nach Hause gekommen, habe er dieß seinem Bruder erzählt, der, gleichfalls darüber vernommen, die Aussage des Kindes bestätigte.

Am 5 November nach eilf Uhr Abends holte Bishop, nach Aussage eines Gastwirthes in Bethnalgreen, begleitet von einem Manne, der wie ihm däuchte Williams war, ein halbes Maß Bier und ein Nößel Rum. Man wird sich erinnern, daß die halbverdauten Speisen des ermordeten Knaben nach Rum rochen. Um dieselbe Zeit hörte ein Haus- und Wandnachbar Bishops zwei Männer aus der Wohnung des letztern gehen; ein dritter war wie er deutlich hörte (die Wand, die ihn schied, war nur vier Zoll dick) in Bishops Wohnung zurückgeblieben, wodurch die vorhergehende Aussage bestärkt wird.

Nachdem die Untersuchung, die mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt (englische Blätter rühmen dieß ausdrücklich daran) geführt wurde, zu Ende war; so wurden die Angeklagten am 5 Dezember vor den Gerichtshof von Old-Bailey gestellt. Das Volksgedränge nach Old-Bailey war an diesem Tage ungeheuer. Alle Zugänge waren schon Morgens sieben Uhr dergestalt belagert, daß selbst diejenigen, die bei den Verhandlungen zu thun hatten, nur mit größter Anstrengung sich den Durchgang erkämpften. Man erwartete, daß die Verhandlungen bis Nachts zehn Uhr dauern würden. Gegen dreißig Zeugen waren gegen die Angeklagten, und zwei und zwanzig für dieselben vorgeladen. Um neun Uhr war der Gerichtshof auf seiner Bank. Bald darauf wurden auch die Angeklagten eingeführt. John Bishop war in eine Bluse gekleidet, und hatte so ziemlich das Ansehen eines Landmannes, nur daß sein Gesicht mehr von dem Ausdruck der hauptstädtischen Geistesregsamkeit hatte. — Thomas Williams trug eine Barchentjacke und braunes Tuch um den Nacken geschlungen; er war von mittlerer Größe und sah einem einfältigen, äußerst unschädlichen Mann gleich. — James May, von athletischer, langer Gestalt, mit Zügen einer festen Entschlossenheit im Gesichte; er hatte bei seiner Verhaftung einen wüthenden Widerstand geleistet, und befand sich damals in einem Zustande von Trunkenheit. Auch er war in eine Barchentjacke gekleidet, und trug ein gelbes Halstuch um den Hals geschlungen. Während der Verhandlungen saß er mit festgeschlossenen Lippen und finsterm Gesichte da. Uebrigens verriethen die Gefangenen keine besondere Gemüthsbewegung, aus der man hätte abnehmen können, daß sie eines schwärzeren Verbrechens angeklagt seyen, als es die Taschendiebe und Hausräuber, durch deren Gedräng sie eingeführt wurden, vielleicht schon oft an derselben Stelle waren. Der Gerichtssaal war um diese Zeit von elegant gekleideten Personen, besonders von Damen erfüllt. Der Herzog von Sussex und eine große Anzahl von Adel nahmen auf den Bänken Platz.

Die Anklage beschuldigte die Gefangenen, am 4 November einen Knaben Carlo Ferrari in Bethnalgreen durch Schläge, die verschiedene Wunden und Quetschungen zur Folge hatten, ermordet zu haben. Zugleich wurden sie eines zweiten Mordes an einem andern männlichen Individuum angeklagt, dessen Namen unbekannt war. Die Staatsanwälte, welche die Anklage führten, waren die Herrn Adolphus, Clarkson und Bodkin. Der Lord Oberrichter Tindal selbst war an diesem Tage gekommen, in den Assisen den Vorsitz zu führen. Auf die nach der Form übliche Frage des Assisensekretärs: „John Bishop seyd ihr schuldig oder nicht schuldig?" — erhob sich dieser und sagte mit großer Festigkeit; „Nicht schuldig." Ein Gleiches war auch mit den andern Angeklagten der Fall. Der Staatsanwalt Adolphus entwickelte nun dem Geschwornengerichte die Anklage, deren einzelne Punkte durch das darauf erfolgende Zeugenverhör erhärtet wurden, wie wir sie oben in der Kürze aufgeführt haben.

Die geschriebenen Vertheidigungen der Angeklagten wurden nun einzeln von dem Gerichtshofbeamten vorgelesen. Aus der Bishop's ging hervor, daß er 55 Jahre alt, bis zu den letzten fünf Jahren sich als Lastträger genährt, seitdem aber seinen Unterhalt durch Leichenlieferungen an die Aerzte erworben habe. Er versicherte auf das feierlichste, nie eine Leiche, die nicht eines natürlichen Todes verstorben, unter den Händen gehabt zu haben. Gewöhnlich habe er die Leichen aus den Arbeitshäusern erhalten und daher nicht nöthig gehabt, auf andere Weise sich Leichname zu verschaffen. Von den in seinem Garten gefundenen Kleidern wisse er nichts; der Garten sey so gelegen, daß die ganze Nachbarschaft darin ungehindert Ein- und Ausgang gehabt. Die in seiner Wohnung gefundene Kappe habe er einer Frau, Namens Dodswell abgekauft. (Diese Angabe wurde in dem darauffolgenden Zeugenverhör für die Angeklagten von dieser geläugnet). Den Leichnam des italienischen Knaben habe er allerdings von einem Leichenacker entwendet, allein es sey ihm unmöglich, den Ort anzugeben, weil er die Leichenwächter nicht ins Unglück bringen wolle. — Williams Vertheidigung ging gleichfalls nur darauf hinaus, zu beweisen, daß er nie ein Auferstehungsmann gewesen, und Bishop bei dem Verkauf des Knabenleichnams nur zufällig begleitet habe. — May gestand in seiner Defension zu, daß er seit sechs Jahren den Aerzten Leichen geliefert, aber nie habe er andere verkauft als solche, die eines natürlichen Todes gestorben. Mit Bishop sey er am 4 November nur zufällig im Wirthshause zusammengetroffen.

(Schluß folgt.)

Ehrenkreuzhunger in Frankreich.

Zum Beweise, mit welcher thörichten Eitelkeit nach dem Orden der Ehrenlegion gestrebt wird, führt der Constitutionnel ein Gesuch an, worin der Anspruch auf diese Auszeichnung nicht auf irgend einen dem Staate geleisteten Dienst u. dgl. gestützt ist, sondern bloß darauf: daß der Bewerber in demselben Jahre, in demselben Monate, an demselben Tage, in derselben Stunde, wie die Königin Adelaide geboren ist. „Darf man sich sonach wundern," fügt der Constitutionnel hinzu, „wenn die Zahl der Gesuche dieser Art vierzigtausend übersteigt?"

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 360. 26 Dezember 1831.

Walter Scott's neueste Romane.

(Fortsetzung.)

Es wird vergönnt seyn, das oben vorgelegte Inhaltsgerippe der Novelle mit einigen daraus enthobenen Stellen zu bekleiden. Wir beginnen mit der Hauptfigur, dem Sachsen Herward, der für englische Leser von wahrhaft nationalem Interesse seyn muß, da der Dichter in ihm die noch nicht völlig ausgebildete Urgestalt des Gentleman der neuen Zeit aufgestellt hat, wie in Ivanhoe unter Gurth den künftigen Yeoman. Unsere Leser sind mit dem Angelsachsen schon aus den Gemächern der gelehrten Kaisertochter Anna bekannt.

„Einer besonders schien sich mehr der Verwunderung und Neugier hinzugeben, als von einem Eingebornen der Hauptstadt zu erwarten gewesen wäre; er betrachtete die Gegenstände um sich her mit dem lebendigen und unstäten Auge, das eine von neuen und ungewöhnlichen Eindrücken aufgeregte Einbildungskraft zu verrathen pflegt. Das Aeußere dieses Mannes ließ einen fremden Kriegsmann erkennen, der seiner Gesichtsfarbe nach zu urtheilen fern von der griechischen Hauptstadt geboren seyn mußte, was auch der Zufall gewesen seyn mochte, der ihn jetzt an das goldene Thor unter die kaiserliche Leibwache stellte. Der junge Mann schien ungefähr zwei und zwanzig Jahre alt, und zeichnete sich durch seine schöne und athletische Gestalt aus — Eigenschaften, auf die sich die Einwohner von Konstantinopel außerordentlich gut verstanden, da sie sich durch den häufigen Besuch der öffentlichen Spiele, wo sie in dem Ausbund ihrer Landsleute die schönsten Männergestalten des menschlichen Geschlechtes zu sehen gewohnt waren, wenigstens über körperliche Schönheit zu vollgültigen Richtern gebildet hatten. Die Griechen waren jedoch im Allgemeinen nicht von so großem Wuchse als die Fremden am goldenen Thore, während Herward's pfeilscharfes blaues Auge und das schöne Haar, das unter einem glänzenden, mit Silber verzierten Helme herabfiel, über welchem als Kamm ein Drache mit ausgespreiteten Flügeln zu erblicken war, die nordische Abkunft erkennen ließen, von der auch seine äußerst zarte Hautfarbe zeugte. Die ausgezeichnete Schönheit seiner Gesichtszüge und seiner Gestalt war indeß nicht mit weibischer Verweichlichung verbunden. Davon sprach ihn sowohl seine Körperkraft frei, als der Ausdruck von Zuversicht und Selbstvertrauen, mit welchem der Jüngling die Wunder um sich her zu betrachten schien, ohne dabei den stumpfsinnigen und hülflosen Starrblick einer Seele an den Tag zu legen, die der Belehrung eben so fremd als unfähig ist; vielmehr sprach sich in ihm der kühne Verstand aus, der sogleich die erhaltenen neuen Eindrücke begreift, aber sich auch bemüht, die Bedeutung Dessen, was ihm noch nicht deutlich geworden, zu fassen oder nicht zu mißverstehen. Dieser Blick einer regen Aufmerksamkeit und schnellen Fassungskraft erweckte Interesse für den jungen Barbaren, und während die Umstehenden darüber ihr Erstaunen bezeigten, daß ein Wilder, der aus einem entlegenen und unbekannten Winkel der Welt hergekommen, in seinem Gesicht einen so edlen Ausdruck tragen sollte, der auf eine hochherzige Gesinnung hinzuweisen schien, konnten sie nicht umhin, ihm ihre Achtung zu schenken über die verständige Gelassenheit, mit der er so viele Dinge der Mode und des Luxus, ja selbst deren Gebrauch beurtheilte, obgleich diese Gegenstände ihm völlig neu seyn mußten.

„In dem Anzuge des jungen Mannes ließ sich eine seltsame Mischung von Glanz und Verweichlichung bemerken, aus der ein kundiges Auge sowohl seine Nation als die Eigenschaft, in welcher er diente, entnehmen konnte. Seines geschmackvollen kammverzierten Helmes, der eine Auszeichnung des Fremden bildete, ist bereits erwähnt worden; hiezu denke sich der Leser einen kleinen Brustharnisch oder Krebs von Silber, der so dünn gearbeitet war, daß er der breiten Brust, auf der er mehr als Zierrath zu hängen schien, denn als schirmende Bedeckung, wenig gegen feindliche Waffen Schutz verliehen haben würde; in der That, es war nicht wohl zu denken, daß dieses reiche Waffenstück einem gutgeschleuderten Wurfspieß oder einem tüchtigen Pfeilschuß hätte Trotz bieten können. Von den Schultern über den Rücken hinab hing Etwas, das einem Bärenfell ähnlich sah, genauer besehen aber nur eine sehr kunstreiche Nachahmung dieser Jagdbeute war, da es in einem Mantel aus starker zottiger Seide bestand, die so gewoben war, daß man auf einige Entfernung so ziemlich eine Bärenhaut zu erblicken glaubte. Ein leichter gekrümmter Säbel oder Szimetar in einer Scheide von Gold und Elfenbein hing an der linken Seite des Fremden; der kunstvoll gearbeitete Griff daran schien viel zu klein für die breite Faust des jungen Herkules, der diesen prunkvollen Anzug trug. Ein enganliegendes Gewand von Purpurfarbe bedeckte den Leib des kaiserlichen Söldlings bis ein wenig oberhalb des Knies; dieses und ein Theil des Beines blieben nackt bis zur Wade, über die sich das netzförmige Geflecht der Sandalenschnüre vom Rieft des Fußes heraufzog, und oben durch eine goldene Münze des regierenden Kaisers, die in eine Art Schließe

Digitized by Google

verwandelt war, zusammengehalten wurde. Eine Waffe aber, die ganz eigen für die Gestalt des Barbarenjünglings geschaffen und für einen Mann von minder riesenhaften Gliedmaßen und Muskeln nicht wohl handhäbig schien, bestand in einer Streitart, deren eisenbeschlagener Schaft von hartem Ulmenholze und mit starkem Messing ausgelegt war, während zahlreiche Nägelplatten und Ringe angebracht waren, um diesen Griff oben mit der Stahlwucht der Art zusammenzuhalten. Diese Art selbst bestand aus zwei Blättern die zu beiden Seiten hinausragten, während zwischen ihnen ein scharfer stählerner Stachel aufwärts stand. Der Stahl an den Blättern und am Stachel war so hell geschliffen wie ein Spiegel. Die Wucht dieser Waffe mochte für jeden Andern, der minder stark war, als der junge Krieger, eine schwerfällige Last seyn; allein er selbst handhabte sie mit einer Leichtigkeit wie eine Feder. Es war übrigens auch wirklich ein sehr zweckmäßig gearbeitetes Waffenstück und in seinem Gleichgewicht so wohl bemessen, daß Hieb und Wiederaufschwung damit leichter war, als man hätte glauben sollen, wenn man es in einer andern Hand sah."

Das Mißgeschick seiner Nation, das ihn aus dem Vaterlande verstieß und in der Fremde Dienst zu suchen trieb, erzählt Herward bei Annäherung der Normannen dem Kaiser Alexius selbst, mit all dem Ingrimm, den in ihm die Erinnerung an die verhaßten Normannen wieder aufregt.

„So sprich denn, Wärlnger, in des Himmels Namen," sagte der Kaiser, „und laß uns wissen, ob wir diese Männer aus der Normandie, die sich unsrer Gränze nähern, als Freunde oder Feinde zu betrachten haben. Sprich muthig, Mann, und wenn Du Gefahr fürchtest, so erinnere Dich, daß Du einem Fürsten dienst, der Dich zu schützen wohl vermag.

„Obgleich nicht sehr bewandert in der Kenntniß der griechischen Sprache, die Ihr die römische nennt," erwiederte der Leibwächter, „mag es mit Eurer Erlaubniß zu sprechen, doch ausreichen, Eure kaiserliche Hoheit zu bitten, daß man mich statt alles Soldes oder Geschenkes oder irgend einer Gabe, wie sie mir je bewilligt wurde, in die vorderste Schlachtreihe gegen diese Normannen und ihren Herzog Robert stellen möge. Und wenn man mir den Beistand derjenigen Wäringer erlauben will, die aus Liebe zu mir oder aus Haß gegen ihre alten Tyrannen ihre Waffen mit den meinigen zu vereinen geneigt sind; so zweifle ich nicht unsern alten Hader mit diesen Männern dergestalt ausfechten zu können, daß Griechenlands Adler und Wölfe ihnen die letzte Ehre erzeigen, und ihr Fleisch von den Knochen nagen sollen.

„Welch eine furchtbare Feindschaft ist Dieß, mein Soldat," sagte der Kaiser, daß nach so vielen Jahren noch nur der Name der Normannen Dich so in Wuth versetzt."

„Wohl viele Jahre ist es her, antwortete Herward, daß die beiden Völker die Normannen und Angelsachsen ruhig zu beiden Seiten des salzwässerigen Kanales saßen, der Frankreich von England trennt, als Wilhelm, Herzog der Normandie, plötzlich ein großes Heer ausrüstete und nach Kent hinüber kam, das auf der andern Seite des Kanales liegt, und hier Harold, der damals König der Angelsachsen war, in einer großen Schlacht besiegte. Schlachten wurden in alter Zeit geschlagen, die von furchtbaren Folgen waren, doch die Jahre verlöschten diese wieder. Aber bei Hastings — wehe mir! — sank das Banner meines Landes, um nimmermehr erhoben zu werden. Unterdrückung hat ihr Rad über uns gewälzt. Alle tapfern Männer von uns verließen das Land, und kein einziger Engländer — denn so nennen wir uns eigentlich — blieb als Sklave der Eroberer zurück. Viele Männer dänischer Abkunft, die bei verschiedenen Gelegenheiten ihren Weg nach England gefunden hatten, wurden in das allgemeine Unglück verwickelt. Alles wurde auf Geheiß der Sieger verwüstet. Meines Vaters Haus mitten in einem großen Wald gelegen, und rings umgeben von schönen Feldern und Weideplätzen, wo ein kräftiger Stamm von Anbau des friedlichen Bodens Unterhalt gewonnen, liegt nun in einen unkenntlichen Trümmerhaufen verwandelt. Feuer hat die Kirche zerstört, wo die Gebeine meiner Vorfahren ruhen: und ich — der letzte meines Stammes — bin ein Wanderer unter fremdem Himmel, ein Krieger in fremden Schlachten — der Diener eines fremden, jedoch gütigen Herrn, mit einem Wort einer der verbannten Wäringer."

Dasselbe Gefühl des Hasses gegen die Normannen, wodurch der Dichter die später erfolgende Großmuth seines Helden gegen den Grafen Robert von Paris, einen der Erbfeinde des sächsischen Namens, in ein um so glänzenderes Licht gestellt, spricht Herward auch in der Unterredung mit dem Hauptmann der kaiserlichen Leibwache Achilles Tatius aus, kurz nachdem die geschichtliche Vorlesung der Prinzessin durch die Nachricht von der Annäherung des Kreuzheeres unterbrochen worden ist.

„Gestehen muß ich, sagte der Wäringer, das Vergnügen, vier und zwanzig Stunden früher als meine Kameraden zu wissen, daß die Normänner hieher kommen, um uns für den blutigen Tag von Hastings Sühne zu geben, ist eine königliche Belohnung für die Mühe, einige Stunden mit dem Anhören des sehr langen Geschwätzes einer Frau zugebracht zu haben, die über etwas schreibt, was sie nicht versteht, während eben so ermüdend die schmeichlerischen Auslegungen der Zuhörer waren, die sich anmaßten, ihr nähere Berichte über etwas zu geben, wovon sie nicht Zeugen waren.

„Herward, mein guter Junge, sagte Achilles Tatius, Du rasest, und ich glaube, es wäre wohlgethan, wenn ich Dich unter die Obhut einer verständigen Person stellte. Zu viel Muth, mein tapferer Soldat, verbindet sich bei Deinem kalten Blute mit Verwegenheit. Es war natürlich, daß Du an dem Orte, wo Du zuletzt gestanden, einen gerechten Stolz fühltest; aber lasse von ihm Dich nur mit Eitelkeit erfüllen und er wird nicht viel von Wahnsinn verschieden seyn. Wie Du konntest kühn in das Antlitz der purpurgebornen Frau blicken, vor der meine Augen, obgleich an solche Anschauung wohl gewohnt, sich nicht bis über die Falten ihres Schleiers zu erheben wagten?"

„Nun denn in des Himmels Namen, was war es auch damit!" antwortete Herward. „Schöne Gesichter sind immerhin geschaffen, um angeschaut zu werden, und die Augen junger Männer, um hinein zu blicken."

„Wenn Dieß ihre Bestimmung ist, erwiederte Achilles, so fanden wohl die Deinen nie eine reichhaltigere Entschuldigung für die etwas überkühne Freiheit, mit der Du diesen Abend deine Blicke auf die Prinzessin geworfen."

„Guter Hauptmann, oder Dienstmann oder wie Ihr euch sonst

Digitized by Google

gerne nennen hört, sagte der Angelbrite, treibt einen einfältigen Mann, der in allen Ehren seine Pflicht gegen die kaiserliche Familie zu erfüllen strebt, nicht auf's Aeußerste. Die Prinzessin und Gemahlin des Cäsars, die, wie ihr mir sagt, purpurfarbig geboren ist, hat dennoch die Gesichtszüge einer sehr lieblichen Frau. Sie verfertigte eine Geschichte, über die ich mir zu urtheilen nicht herausnehmen will, weil ich sie nicht verstehe; sie singt wie ein Engel, und kurz und gut um in der Art der heutigen Ritter zu reden — obgleich ich nicht sehr in ihrer Sprache bewandert bin — von Herzen gern trete ich gegen Jedermann in die Schranken, der die Schönheit der kaiserlichen Anna Comnena oder die Tugenden ihrer Seele zu verkleinern wagen sollte. Daß es aber schönere Frauen gibt, als die Prinzessin, ist auch nicht zu bestreiten, und am wenigsten bestreite ich es, da ich selbst eine kenne, die meiner Meinung nach sie weit übertrifft, und somit laßt uns unserm Gespräch ein Ende machen."

(Fortsetzung folgt.)

Englische Gerichtsverhandlungen.

(Schluß.)

Nach angehörter Vertheidigung faßte der Lord Oberrichter den Thatbestand und die Zeugenaussagen für und wider die Angeklagten noch einmal zusammen, wobei er namentlich heraushob, wie wenig haltbar die Entschuldigung Bishops sey, daß er den Ort, wo er die Leiche des italienischen Knaben entwendet, nicht angeben könne und wolle, um die Leichenwächter nicht in Unannehmlichkeiten zu bringen; denn es handle sich hier nicht um einen einfachen Leichendiebstahl, sondern um Leib und Leben, und doch wolle er nicht die Namen von Männern angeben, die ihm völlig gleichgültig seyn müßten. — Um acht Uhr Abends zogen sich die Geschwornen zur Berathung zurück, und die Gefangenen wurden von den Schranken des Gerichtshofes abgeführt. Die Zwischenzeit füllten sich die Zuhörer, die in höchst gespannter Erwartung waren, durch verschiedene Muthmaßungen aus: die Einen glaubten, das Schuldig werde über die drei Angeklagten ausgesprochen werden, die Andern hielten dafür, die Geschwornen würden May freisprechen. Allen diesen Erwägungen machten die Geschwornen ein Ende, die um halb neun Uhr eintraten. Eine Todtenstille herrschte im ganzen Gerichtssaale, die nur durch das Geräusch der wieder eingeführten Angeklagten unterbrochen wurde. Aller Augen waren auf diese gerichtet. Eine große Veränderung war an ihnen sichtbar. Bishop näherte sich den Schranken mit schwerem Schritt, seine Arme hingen dichtangeschlossen am Körper herab, und er schien froh, als er seinen Platz erreicht hatte, die Hand auf die Schranken vor ihm stützen zu können. Sein Aeußeres verrieth einen schweren innern Kampf; sein Auge war eingesunken und gläsern, seine Nase spitz, seine Wangen eingefallen und der Mund daher offen; dann preßte er wieder die Lippen zusammen und Schultern und Brust hoben sich, als suche er eine gewaltsame Erschütterung nieder zu kämpfen. Nach und nach schien er ruhiger zu werden, nur manchmal streifte ein unruhiger Blick von ihm zu den Geschwornen hinüber. Indeß behielt er die blaßblaue Gesichtsfarbe, die oft [illegible]es Seelenleiden begleitet und verräth. — Williams ließ keine so große Veränderung wahrnehmen, nur in seinen Augen und Bewegungen gab sich eine gewisse fieberhafte Aengstlichkeit kund, die während der Verhandlungen nicht an ihm zu bemerken war. — May trat mit festerem Schritte auf; aber sein Blick verrieth einen Mann, der sich des Lebens verziehen, was ihm den Ausdruck einer Art verzweifelter Entschlossenheit gab. Er war sehr bleich, aber sein Auge hatte nichts von seiner Festigkeit verloren, die es die Verhandlungen hindurch gezeigt hatte. In allen Dreien aber würde Niemand, auch der geübteste Physiognomist nicht, die ruchlosen Mordgesellen errathen haben. Bishop hatte sogar in seinen Zügen etwas Sanftmüthiges. Es waren Leute aus dem gemeinen Volke, wie man sie täglich zu Hunderten in den Straßen von London sieht, ohne in ihrem Gesichte böse oder gute Eigenschaften lesen zu können.

Die Geschwornen sprachen über alle Drei das Schuldig aus. Das Verdict wurde im Gerichtssaale mit gebührendem Stillschweigen vernommen; einen Augenblick darnach aber war es zu der Außen harrenden Menge gelangt, die ihren Beifall durch lautes Freudengeschrei und Händeklatschen bezeigte. Und so ungestüm und anhaltend war dieses Getümmel, daß die Fenster des Gerichtssaales geschlossen werden mußten, weil außerdem die Stimme des Recorders, indem er den Urtheilsspruch verkündigte, nicht gehört worden seyn würde. Die Gefangenen wurden nun aufgefordert zu sagen, ob sie einen Grund anzuführen wüßten, weßhalb die Todesstrafe nicht über sie ausgesprochen werden sollte. Alle drei schwiegen. Als aber der Recorder in seiner hierauf an die Verurtheilten gerichteten Rede die Worte aussprach: „er stimme ganz dem Verdict der Geschwornen bei, das durch die offenkundigsten Beweise unterstützt werde" — so fiel ihm Bishop in's Wort und sagte: „durch lauter falsche Beweise." Der Recorder ermahnte sie ferner, ihre Rechnung mit der Welt abzuschließen, und in der ihnen noch übrigen kurzen Zeit ihre Seele Dem zuzuwenden, von dem sie allein noch Erbarmen zu hoffen hätten. Die Verurtheilten hörten die Todesstrafe ohne besonders sichtbare Veränderung über sich aussprechen. Als man sie von den Schranken hinwegführte, erhob May seine Stimme und sagte laut und fest: „Ich sterbe unschuldig, Gentlemen, und dieser Mann weiß es," indem er auf Bishop wies. Williams sagte: „Wir alle sterben unschuldig." Dann wendete er sich an einige Zeugen und sagte, daß sie noch vor dreier Monat Ende für ihr falsches Zeugniß, das sie gegen ihn abgelegt, ihren Lohn erhalten würden. Bishop verließ den Saal ohne eine Bemerkung; er schien zu tief von dem Entsetzen seiner Lage ergriffen, als daß er hätte trachten sollen, was um ihn her vorging.

Die Hinrichtung der verurtheilten Burker sollte am 5 Dezember statt finden. Man hatte sie nach Newgate zurückgeführt, aber hier nach dem herkömmlichen Brauche von einander abgesondert in einzelnen Zellen jeden unter Aufsicht eines eigenen Wächters in Gewahrsam gebracht. Bishop schlief bis gegen Mitternacht ruhig, wurde aber nun auf Einmal von einer so heftigen Bewegung ergriffen, daß sein Wächter genauere Obhut zu nehmen für nöthig fand. Bishop, der es bemerkte, sagte: „Fürchten Sie nichts, Sir, ich habe nicht vor, etwas Unrechtes zu thun, sondern möchte bloß meine Seele erleichtern. Lassen Sie mich den Gouverneur sprechen." Dieser wurde geweckt, und nun legte der Gefangene in Gegenwart des Gouverneurs des Gefängnisses und eines Geistlichen ein Geständniß ab, das von den Untersheriffs sofort schriftlich aufgenommen wurde. Die auf diese Weise von ihm gegebenen Aufschlüsse über sein furchtbares Verbrechen waren folgende: „Der vermeintliche italienische Knabe war ein Knabe aus Lincolnshire. Ich und Williams nahmen ihn am Donnerstage den 5 November Nachts halb zehn Uhr von Smithfield mit in meine Wohnung. Williams versprach ihm einige Arbeit zu geben. Mein Weib und meine Kinder und Williams Tochter waren noch nicht zu Bette; wir versteckten ihn also und sagten ihm, er solle uns erwarten. Williams ging darauf ins Haus und befahl den Weibern sich niederzulegen; um ihnen hiezu Zeit zu lassen, gingen ich und Williams eine Weile die Straße auf und ab. Nach einer Viertelstunde ungefähr kamen wir zurück und horchten außen am Fenster, ob die Familie zu Bette sey. Alles war still, und wir gingen hin, den Knaben aus seinem Verstecke zu holen. Wir nahmen ihn mit ins Haus, gaben ihm etwas Brod und Käse und ein Glas Rum mit einem halben Fläschchen Opium vermischt. Der Knabe trank das ganze Glas in zwei Zügen aus und nachher noch etwas Bier. In zehn Minuten war er auf dem Stuhle, worauf er saß, in tiefen Schlaf versunken; ich nahm ihn sodann und legte ihn auf den Hausflur. Hier ließen wir ihn liegen und gingen nach einem Wirthshause nahe der Shoreditchkirche, wo wir ein Viertelsmaß Wachholderbranntwein und einen Krug Bier holten. Wir blieben hiebei zehn Minuten aus und fanden den Knaben noch so tief im Schlafe, als wir ihn verlassen hatten. In diesem Zustande brachten wir ihn in den Garten und banden ihm einen Strick an den Fuß; ich nahm ihn dann in meine Arme und ließ ihn kopfunter in den Gartenbrunnen hinabgleiten, während Williams den Strick hielt, um den Körper nicht zu tief in den Brunnen hinabzulassen. So befand er sich nun ganz im Wasser und nur die Fußsohlen blieben auf der Oberfläche. Williams schlang das Ende des Strickes um den Brunnenpfeiler, um den Körper nicht aus unserm Bereiche kommen zu lassen. Der Knabe zappelte ein wenig mit Armen und Beinen im Wasser, das einige Minuten lang Blasen warf. Wir warteten

Digitized by Google

bis diese Zeichen vorüber waren, und gingen dann Shoreditch hinab spazieren, um die Zeit zu vertreiben. Ungefähr drei Viertelstunden darnach kehrten wir wieder zurück, zogen die Leiche aus dem Brunnen, indem wir den an ihrem Fuße befestigten Strick anzogen. Hierauf entkleideten wir ihn, rollten die Kleider zusammen und vergruben sie da, wo man sie bei der Untersuchung des Gartens fand." Hier erzählte Bishop, wie sie die Leiche bei mehreren Hospitälern vergeblich feilgeboten und endlich im King's College verhaftet wurden. „May," fuhr er sodann fort, „wußte nichts von dem Morde, und ich glaube, er ahnte nicht, daß ich zur Leiche auf andere Art als gewöhnlich gekommen war. Ich kenne May schon vier oder fünf Jahre als Leichenschnapper; aber ich glaube nicht, daß er sich auf andere Art in den Besitz von Leichen setzte, als dadurch, daß er sie aus Gräbern stahl. Ferner muß ich noch bekennen, daß ich und Williams am letztvergangenen 9 October gemeinschaftlich noch eine Frau ermordeten, die wie ich später hörte Fanny Pigburn geheißen haben soll. Williams und ich sahen sie zwischen eilf und zwölf Uhr Nachts an den Stufen eines Hauses in Shoreditch nahe bei der Kirche sitzen. Sie hatte ein vier- oder fünfjähriges Kind auf ihrem Schoße. Ich fragte sie, warum sie hier sitze, und sie antwortete, sie hätte kein Obdach, denn ihr Hausherr habe sie auf die Straße geworfen. Ich sagte ihr, sie könne mit uns nach Hause gehen und die Nacht über am Feuer sitzen; sie willigte ein und wurde auf gleiche Weise wie der Knabe ermordet." Das Schlachtopfer entging ihnen, wie es scheint, die erste Nacht, da die Mörder nicht mit Laudanum versehen waren, und solches zu kaufen war zu spät, da man die Läden schon geschlossen hatte; sie bestellten sie auf den folgenden Abend, wo sie mit ihr tranken, bis sie ganz berauscht war; worauf sie sie in ihre Mordgrube schleppten und das Verbrechen vollbrachten. Bishop gestand außerdem noch den Mord eines zehn- bis eilfjährigen Knaben, den er und sein Mitschuldiger in einer Nacht unter den Bretterbuden, die für das Vieh auf dem Markte von Smithfield errichtet waren, schlafend gefunden hatten.

Die Leichen hängten sie nach Bishops Aussage so lange in's Wasser lassen, um den Rum und das Laudanum wieder aus dem Magen sich ergießen zu lassen, was bei der Leichenöffnung leicht Verdacht hätte erregen können. Bishop beschloß seine Geständnisse mit der Betheuerung, daß er nichts von dem italienischen Knaben wisse, und zwar seit zwölf Jahren durch Beraubung der Gräber gegen tausend Leichen verkauft, sonst aber keinen Mord begangen habe. Williams bestätigte alle Angaben Bishops durch ein gleichlautendes Geständniß, und sprach gleichfalls May von jedem Mitwissen frei. Uebrigens erklärte Bishop noch bis zum letzten Augenblicke, daß das Zeugniß in Betreff der weißen Mäuse falsch gewesen sey; er habe einige Zeit zuvor dergleichen Thiere irgendwo für seine Kinder gekauft, sie seyen aber von einer Katze getödtet worden.

Am Morgen der Hinrichtung selbst gestand Williams noch, auch zwei Männer hätten sie einst in Bishops Wohnung gelockt, in der Absicht, sie zu berauschen und zu ermorden. Allein das Getränke habe seine Wirkung nicht gethan, und so seyen diese noch dem Verderben entkommen. Gewöhnlich hätten sie nach dem Tode der Ermordeten diesen mit einem Nagelbohrer die Zähne ausgebrochen. Bishop fügte noch hinzu, er sey nicht eher auf den Gedanken gekommen, Menschen zu ermorden, um sie an die Anatomie zu verkaufen, bis er in den Zeitungen von Burkes und seiner Mordgesellen Verbrechen gelesen; er glaubte auch, daß die Geschichte der letztern auch bei den übrigen Auferstehungsmännern gleiche Wirkung hervorgebracht. Abermals also ein Beweis, wie durch das Abschreckungssystem gerade das Gegentheil von Dem bewirkt wird, was es leisten soll.

Auf diese Aussagen hin wurde nun dem Gefangenen May angekündigt, daß seine Hinrichtung vorläufig aufgeschoben werde, um eine weitere Untersuchung einzuleiten. Diese Freudenbotschaft wurde für den armen Menschen beinahe tödtlich; er sank leblos hin und erholte sich nur langsam wieder aus seiner Ohnmacht. Dann wurde er vor Freude wie wahnsinnig und lachte und schluchzte zu gleicher Zeit. Als er ruhiger geworden war, dankte er Gott auf seinen Knien für seine Rettung. Sonderbar genug ging die Hinrichtung der beiden andern Verurtheilten doch am angesetzten Tage vor sich, ohne die hinsichtlich May's gemachten Aussagen genauer konstatiren zu lassen. Der Zulauf des Volkes war bei dieser Gelegenheit ungeheuer. Die Sheriffs und Untersheriffs begaben sich schon Morgens sieben Uhr in die Gefängnißzellen der armen Sünder, die in Gegenwart der Geistlichen nochmals betheuerten, daß sie sich keiner weitern Verbrechen als der schon eingestandenen schuldig wüßten. Bishop schien das Bewußtseyn von Allem, was um ihn her vorging, verloren zu haben. Nur als die Untersheriffs ihm das Halstuch aufknüpften, seufzte er einige Mal tief auf. Man führte sie sodann an die Pforte, vor welcher sich die Fallthüre befand. Bishop betrat die fatale Einrichtung mit stolpernden Schritte. Als er der unermeßlichen Menge, die vor Old Bailey aufeinander gepreßt war, und in allen Fenstern und auf allen Dächern sich drängte, sichtbar wurde, erscholl ein Geheul, Gejohle und Zischen, daß dem armen Verurtheilten einen Vorgeschmack von dem Jubelgeschrei der Hölle geben mochte. Dieses Getümmel dauerte, bis die Fallthüre fiel und der Unglückliche am Stricke in der Luft baumelte. Als hierauf Williams erschien, war der Lärm wo möglich noch größer. Ungeachtet aller angewandten Vorsicht ereigneten sich dennoch viele Unglücksfälle; insbesondere wurde durch den Andrang des Pöbels von Smithfield her ein zur Sperrung dieses Zuganges errichtetes Gerüste niedergebrochen, wobei mehrere Personen gefährlich beschädigt, und nur mit genauer Noth unter den Balken und den Füßen der hereinwogenden Menge hervorgezogen wurden.

Vermischte Nachrichten.

Die Erlernung der englischen Sprache hat in den letzten zehn Jahren unter den Hindu große Fortschritte gemacht. Vordem fand man nur wenige, die sich eine gründliche Kenntniß derselben eigen gemacht. Gegenwärtig aber kann man in Calcutta eins bis zweihundert junge Leute finden, denen das Englische so geläufig ist, wie ihre Muttersprache. Viele derselben haben es darin so weit gebracht, daß sie Werke in englischer Sprache schreiben, die von gebornen Engländern nicht besser abgefaßt seyn könnten. Der englische Generalgouverneur beabsichtigt außerdem in den Gerichtshöfen der Kompagnie statt der bisher dort gebräuchlichen persischen Sprache die englische einzuführen, da erstere für die Eingebornen doch eben so sehr eine todte Sprache sey als die englische, und eigentlich noch mehr. Man glaubt, daß in kurzer Zeit die Verhandlungen eben so gut englisch geführt werden könnten, als vordem im Persischen, da die Erlernung der englischen Sprache auch außer den Gerichtshöfen von entschiedenem Nutzen und daher ihre Erlernung eifrig betrieben werden dürfte. Auch arbeitet man daran, an diesen Gerichtshöfen die untern Stellen mit Eingebornen zu besetzen und sie dafür zu besolden.

*

Neun Mitglieder der Gesellschaft der Volksfreunde, unter ihnen die unsern Lesern schon aus der Untersuchung der Dezemberunruhen bekannten Trelat und Raspail, wurden am 10 Dezember vor den Assisenhof der Seine gestellt, unter der doppelten Anklage, ein Journal: „Les peuples aux amis du peuple," redigirt zu haben, worin zum Hasse und zur Verachtung der königlichen Regierung und zum Umsturze derselben aufgefordert worden sey. Als der Assisenpräsident einen der Angeklagten, Blanqui, nach seiner Profession befragte, antwortete dieser: „Proletar." — Präsident: „Das ist keine Profession." — Blanqui: „Es ist eine in unsern Augen. Wenn Sie es aber lieber hören, so habe ich gar keine Profession." — Präsident zu Thouret: „Was ist Ihre Profession?" — Thouret: „Mitglied der Gesellschaft der Volksfreunde." — Präsident: „Das ist keine Profession." — Thouret: „Gut, so bin ich Schriftsteller oder Journalist." Hier kam die Nachricht, daß Herr Lassis, der die Anklagen führen sollte, von einer plötzlichen Heiserkeit befallen sey, und daß folglich die Verhandlungen auf eine andere Sitzung der Assisen vertagt werden müssen. Da sich Dieß und somit auch die Verhaftung bis in den Januar hinein verziehen würde, so protestirten die Angeklagten heftig dagegen; mußten es sich aber doch endlich gefallen lassen, wieder nach Saint-Pelagie zu wandern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 361. 27 Dezember 1831.

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

Die „Edinburgh Review" enthält bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe von Boswells Lebensbeschreibung des Doktors Samuel Johnson *) nachstehenden Artikel über diesen gelehrten Sonderling, das kritische Orakel Englands in jener Zeit, und verbindet damit schätzbare Andeutungen über das literarische Leben in England während des verflossenen Jahrhunderts, das überhaupt so reich war an großen Geistern, aber auch an jener ungefügen Gelehrsamkeit, unter deren Alpdruck kleinere Seelen eingekrümmt und zu den wunderlichsten Mißgewächsen verkrüppelt wurden.

* * *

In der Literatur keines einzigen Volkes gibt es wohl ein so seltsames Phänomen als Johnsons Lebensbeschreibung von Boswell. Viele der größten Gelehrten, die wir kennen, haben Biographien geschrieben. Boswell war einer der unbedeutendsten Menschen, die je gelebt, und hat sie alle aus dem Feld geschlagen. Wenn wir seinem eigenen Zeugniß und der einstimmigen Aussage Aller, die ihn kannten, Glauben beimessen dürfen, so war Boswell ein Mann von den beschränktesten Einsichten und Fähigkeiten. Johnson beschrieb ihn als einen Menschen, der nur deßhalb um seine Unsterblichkeit gekommen, weil er erst geboren ward, als Pope bereits seine „Dunziade" geschrieben hatte. Beauclerk bediente sich seines Namens, um damit einen dummen Schwätzer zu bezeichnen. Er war die Zielscheibe des Witzes jener glänzenden Gesellschaft, die den größten Theil ihres Ruhmes nur ihm verdankt. Stets lag er vor irgend einem ausgezeichneten Mann auf den Knieen und bat inständigst um die Gnade, von ihm angespuckt zu werden oder einen Fußtritt zu erhalten. Jeder Tag gewann ihm einen neuen Spitznamen, und er wand sich solchen als Krone um das Haupt. Diß ist nicht metaphorisch, sondern buchstäblich gemeint: am Shakspeare-Feste erschien er unter der Volksmenge, die Stratford-on-Avon **) füllte, auf seinem Hut mit einem Zettel, worauf sein neuester Name: „Corsica Boswell" zu lesen war. Speichelleckend und grob, seicht und pedantisch, bigott und dumm, voll Familienstolz und stets die Würde eines geborenen Gentleman herausstreichend, und doch sich bis zum Neuigkeitskrämer, Schlüssellochbohrer und Possenreißer in den gemeinsten Kneipen Londons herabwürdigend; so voll Neugier, Leute von denen die Rede ging, kennen zu lernen, daß er, obgleich Tory und hoher Kirchendiener Alles anwendete, um Thomas Payne vorgestellt zu werden; so eitel auf die kindischsten Auszeichnungen, daß er, wenn er nach Hof ging, im Staatskleid in die Druckerei lief, wo sein Buch gedruckt wurde, und hier alle Arbeiter zusammenrief, um seine neuen Manschetten und seinen Degen zu bewundern — Dieß war Boswell, der noch dazu stolz darauf war, so zu seyn. Alles was jeder Andere sorgfältig verborgen haben würde, Alles worüber ein Anderer, wenn es zur Oeffentlichkeit gelangt wäre, sich gehenkt haben würde, war für seine matte kümmerliche Seele ein Gegenstand der Freude und des geräuschvollsten Jubels. Alle Albernheiten, die er sagte — welche bittere Witzbiebe er veranlaßte — wie er hier an einem Ort von üblen Ahnungen gequält worden, die jedoch nicht in Erfüllung gingen — wie er anderswo von einem trunkenen Dusel erwachte und im Gebetbuche las, und einem Hund, der ihn gebissen, Haare ausraufte, um sie auf die Wunde zu legen — wie er ausgegangen, um einen Spitzbuben hängen zu sehen und betrunken nach Hause gekommen — wie er fünfhundert Pfund dem Vermögen einer seiner Töchter beigelegt, weil sie vor Doktor Johnsons häßlichem Gesicht nicht erschrocken — wie betrunken er eines Tags bei Lady Cork war, und wie höchlich seine Lustigkeit die Damen langweilte — wie ungezogen er sich gegen die Herzogin von Argyle benommen, und mit welcher stolzen Verachtung sie seine Impertinenz zu Boden schlug — wie sein leiblicher Vater und sein eigenes Herzensweib sich erlustigten und ärgerten über seine Narrheiten — alles Dieß wird der Welt laut verkündet als Preis und Herrlichkeit des Namens Boswell. Mit der höchsten Selbstzufriedenheit erzählt er alle Wunderlichkeiten seines Temperamentes, alle Spielereien seiner Eitelkeit, alle seine hypochondrischen Grillen, alle seine Luftschlösser, ohne sich nur von Weitem einfallen zu lassen, daß er sich in den Augen der Welt als einen Narren hinstellte, dessen gleichen nicht leicht zu finden seyn dürfte. *)

*) The Life of Samuel Johnson, by James Boswell. A New Edition with numerous Additions and Notes by John Wilson Croker. London 1831.

**) Des großen Dichters Geburtsort.

*) Ein Seitenstück zu diesem Pickelhäring der englischen Gelehrtenwelt haben wir Deutsche in unserm unvergleichlichen Jakob Paul Freiherrn von Gundling, der als Hofgelehrter und Hofnarr zugleich dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm I und seinen Hofleuten durch seinen gelehrten Cynismus so königlichen Spaß machte. Der König erhob ihn durch einen höchsteigen entworfenen Adelsbrief voll Wachtstubenwitz in den Freiherrenstand, ein ellenlanger vergoldeter Kammerherrenschlüssel von Holz wurde dem närrischen

Digitized by Google

Viele Leute hat Boswell mißhandelt, Niemand aber so sehr als sich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

3. Die Conciergerie.

(Fortsetzung.)

So stand ich vor der Conciergerie! Neben der ungeheuren Treppe, deren Stufen zum Palais de Justice hinaufführen, entdeckte man in einem Winkel zur rechten Hand, in die Erde hinuntergebaut, hinter einem doppelten Gitter das unterirdische Gefängniß, von dem ich spreche. Die Masse der umliegenden Gebäude erdrückt es; wie die bürgerliche Gesellschaft schwer auf dem Gefangenen lastet, er mag nun unschuldig oder schuldig seyn. Der niedere, enge, schwarze Eingang verschwindet in den Schatten, den die Ausladungen der umstehenden Gebäude darauf werfen, so daß man nicht zu sagen weiß, ist hier ein Gefängniß, eine Senkgrube oder ein Keller. An der Pforte hält der Hüter dieser Hölle Wache, links ist die Einschreibstube der Gefangenen (l'écrou), tiefer hineinwärts verbreitet die Lampe ihren blutrothen Schein über den Eingang dieser Grabeshöhle. Alles Dieß hat sich, wie gesagt, verändert; das älteste Gefängniß von Frankreich glich im Jahre 1815 noch einem Burgverließ des Mittelalters. Ich trat ein, vor und hinter mir einen Gendarmen.

Mein erster Gedanke war an Grab und Tod. Gleich darauf aber — man wird mir das Geständniß dieser kindischen Eitelkeit zu Gute halten — gab mir diese schreiende Ungerechtigkeit Muth, und ich fand, daß diese Menschen, die sich so tief erniedrigten, um meine schwache Jugend zu fürchten, und mich in's Gefängniß zu werfen, mir vor der Zeit die Würde eines Mannes und Märtyrers verliehen. Das Bewußtseyn meiner schuldlosen und zärtlichen Gedanken, unter denen mich der Polizeibeamte überrascht hatte, die innere Ueberzeugung von meiner Unschuld, der Abscheu, den mir eine so rohe Behandlung einflößte, vielleicht auch das seltsame Vergnügen, in so frühem Alter, die bitterste Wunde zu empfinden die das Leben schlagen kann — Alles Dieß versetzte mich in eine hohe Aufregung. Man trug mich in die Gefangenenliste ein; durch diese schreckliche Urkunde der Gewalt gegen die Schwäche ist man dem Gefängnisse wie einer bösen Macht verfallen; man wird gleichsam symbolisch an die Kette geschmiedet, fortan ist man eine Sache, das Spielzeug, ein Geräth in der Hand des Kerkerknechts. Die Lampe der Vorhalle warf nur einen matten Schimmer auf die Gegenstände dieser Stube, in der ich neben einem in Lumpen gehüllten Dieb, der auch seine Einschreibung erwartete, auf derselben Bank saß. Endlich faßte mich ein großer Mann in braunem Gewande bei der Hand. Wir stiegen Treppen hinab, wir wanderten durch dunkle Gänge, die eine feuchte Luft durchstrich; meine an diese neue Welt noch nicht gewohnten Augen konnten nichts unterscheiden als röthliche Sterne, die in Zwischenräumen von einander brannten, die Lampen an den Wänden.

„Wir haben unsre Befehle, sagte mein Führer, es thut mir leid, junger Mensch, Sie kommen au secret."

„Was ist das?" fragte ich.

„Das ist eine Kammer, die Sie nicht verlassen dürfen, und wo Niemand Sie sprechen kann.

Wir waren einige Stufen hinabgestiegen, ein langer Corridor mit Luftlöchern that sich vor uns auf; mehrere Gitter öffneten sich und schlugen hinter uns klirrend zu. Die dritte Thüre des Ganges führte in mein Gefängniß; sie war von Eisen, reichlich mit Riegeln versehen, mit denen man überhaupt an diesem Ort verschwenderisch umgeht.

„Hier," sagte der Gefängnißwärter, nachdem er zwei Eisenstangen aufgehoben und einen gewaltigen Schlüssel dreimal im Schlosse hatte kreischen lassen. Ich stand in einer ungefähr acht Fuß langen, fünf Fuß breiten und zwölf Fuß hohen Kammer, in dichter Finsterniß; auf der einen Seite eine feuchte, triefende Mauer, auf der andern ein hölzerner Verschlag, der Boden bestand wie in einem Keller aus einem Estrich; im Hintergrund der Thüre gegenüber, zehn Fuß vom Boden, befand sich eine drei Fuß breite, einen Fuß hohe Oeffnung, die ein Stück blauen Himmels hereinblicken ließ; ein schwerfälliges Gitter verbaute dieß sogenannte Fenster, und eine hölzerne Ausladung ließ nur von Oben das Licht hereinfallen. In einem Winkel zur Linken bedeckten einige Schütte altes Stroh den Boden. Unter dem Fenster stand ein hölzerner Kübel; an der Thüre links ein anderer mit Wasser gefüllt, daneben ein hölzerner Napf. So war also die Drohung des kleinen Mannes auf der Polizei in Erfüllung gegangen. Ich befand mich in dem „tiefen Loch," das mir seine verletzte Eigenliebe versprochen hatte. Hier blieb ich; man brachte mir ein Brod, ein Gefängnißbrod, selbst mein Hunger mochte es nicht angreifen, so schwarz und von so üblem Geschmacke und Geruche war es.

„Verlangen Sie die Pistole?" fragte mein Kerkermeister.

Ich hatte meine Thränen getrocknet. Ich ließ mir erklären, was er unter „Pistole" verstehe. Für hundert Franken monatlich erhielt man ein Bette, weißes Brod, Essen, einen Tisch und Stuhl. Nur meine Familie bekümmerte mich; ich fragte Jakob, ob ich keine Nachricht an sie gelangen lassen könne.

„Ich will Jemand hinschicken, um Ihrer Mutter sagen zu lassen, wo Sie sich befinden, antwortete er. Aber es ist Ihnen nicht erlaubt zu schreiben oder Briefe zu erhalten."

Ich gab Jakob zu verstehen, daß mein Vater nicht ermangeln werde, für mich die Pistole zu bezahlen und für alle Dienste, die er mir erweisen würde, erkenntlich zu seyn. Ich bat ihn, meine Eltern wissen zu lassen, daß ich wohlauf und guten Muthes sey. Er ging. Abends als die Nachtrunde, der Thürverschluß und die gewöhnlichen Verrichtungen des Gefängnißwärters ihn in meine Höhle zurückführten, machte er mir zu wissen, daß meine Mutter lange Zeit im Sprachzimmer des Gefängnisses gewesen sey, und ihn beauftragt habe, mir einige Früchte zu bringen. Der Schmerz der Mutter hatte Jakobs Herz gerührt; er brachte mir die Pistole,

---

Kerl von Gelehrten angeheftet, man ergötzte sich an seinen Räuschen und bildete nach und nach einen unflätigen Trunkenbold aus ihm und begrub ihn zuletzt in einem Weinfaß. A. d. R.

Digitized by Google

einen wackelnden Tisch von weißem Holz, einen ausgefaserten Strohsessel, feuchte Leintücher, und eine graue Bettdecke, ich sehe sie noch, auf die mit Bleistift geschrieben stand: M. de Labédoyère a couché ici le . . . das Uebrige war verlöscht.

Nach einigen Tagen erhielt ich Bücher; ich durfte an meinen Vater schreiben, aber meine Briefe nicht versiegeln; mein Gefängniß wurde etwas heiterer. Ich verlangte einige alte Bücher zum Nachschlagen: Mabillon, Sauval, Saint Foix und alle die Schriftsteller, die vor Dulaure die historischen Trümmer unserer alten Städte gesammelt haben. Nicht ein Einziger von ihnen hatte seine Forschungen mit einem poetischen Blicke unternommen. Es ist ein Jammer zu sehen, mit welcher traurigen Genauigkeit eines Gerichtsschreibers, mit welcher kasuistischen Spitzfindigkeit sie diese Denkmäler des Alterthums abhandeln, ohne irgend je das wirkliche Leben der erloschenen Völker der Vorzeit aufzufassen. Indeß ergötzte es mich, aus ihren kalten Abhandlungen Eines und das Andere über die alte Bestimmung der Conciergerie zu entziffern.

Die Conciergerie, der Palast, die Cité sind der Mittelpunkt der alten Lutetia, das Herz von Paris. Von hier aus breiteten sich alle jene Häuser aus, die die Stadt vergrößerten und immer weiter ausdehnten; hier waren Julians Liebschaften; von hier gingen die Radien aus, die sich nach und nach ganze Dörfer im Fortschreiten einverleibten. Wie viele Thränen mochten in diesen alten Gefängnissen geflossen seyn seit der Zeit, wo einige Schiffer ihre Hütten auf dieser Insel bauten, um welche her nachmals so viele Paläste sich lagerten! Wie viele menschliche Schmerzen mochten sich in diesen unterirdischen Gewölben, an die sich die Entstehung der königlichen Stadt knüpft, ihr Stelldichein gegeben haben! Hier sind die ältesten Kerker Frankreichs. Sobald sich die Cité bildete, öffnete sich das Gefängniß; Lutetia hatte vielleicht noch keine Mauern, als es schon seinen Kerker hatte, es war eine dunkle Höhle, vielleicht die nämliche, wo ich mich befand; dieser Ort, der Herzensangst geweiht, erhielt später den Namen Conciergerie. Ach, es ist eine traurige Lehre: die Wiege einer ganzen Gesellschaft, der Kern der die Zukunft einer Bevölkerung umschließt, der erste Keim, der Herzschlag einer großen Stadt — ein Gefängniß!

Ich sah im Geiste Anfangs den Thurm des römischen Kastells, ich sah eine Höhle unter ihm, in welche die Verbrecher der Munizipalstadt von den römischen Centurionen ohne Prozeß geworfen wurden; nachher erweiterte sich dieß Gefängniß, es wurde ein unterirdischer Saal des Thurmes, wo die Häuptlinge der Franken wohnten. Je mehr oben der Palast an Größe gewann, desto mehr höhlte sich unten der Kerker aus. Unter Robert II erhob sich (wie Heliganд sagt) ein Gebäude von ausgezeichneter Schönheit, d. h. ein dicker viereckiger Thurm mit Bastionen zur Seite über den Gefängnissen der Cité. Die Häuptlinge des ersten Stammes, die so thöricht von unsern Geschichtschreibern Könige genannt wurden, Häuptlinge wilder, bewaffneter Stämme, die gefürchteten Bewohner dieser Burg, gingen an mir vorüber; ich sah ihren wunderlichen Hofstaat, gallische Bischöfe und leibeigene Knechte, Krieger, die ihrem Waffenglück sich angeschlossen, und zu Sklaven gewordene Römer. Weiter dem Strom der Zeiten folgend sah ich den heiligen Ludwig, der den Palast neu erbauen ließ und mit langen gothischen Säulengängen schmückte; dann Philipp den Schönen, der dem Beispiele seines Vorfahren folgte, und gleichfalls dieses Gut der Krone vergrößerte. Diese Souveräne des Mittelalters, hatten sie nicht Recht zum Sitz ihrer Herrlichkeit das Herz der Stadt zu wählen; könnte der Palast eines Königes von Frankreich eine geeignetere Stelle finden? Man denke sich an die Stelle dieser unregelmäßigen Häuser, dieser winklichten Straßen der Cité einen schattigen Garten, der zu einem glänzenden Palaste führt, während die Seine von allen Seiten die Wurzeln der Bäume und große Marmortreppen bespült! Hier in der Lutetia des Julius Cäsar sollte ein König von Frankreich thronen; allein der Zufall, der mit Kronen spielt und die Launen der Monarchen, die mehr als eine Dynastie stürzten, wollten es anders. Die Könige dieses schönen Landes zogen der Wohnung in ihrer Hauptstadt die von Saint Cloud, Versailles, Marly und das Louvre vor, das lange Zeit außerhalb von Paris lag; sie ließen in der alten Cité nichts, als die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft: die Kirche, das Tribunal und den Kerker.

(Fortsetzung folgt.)

Versuch einer Statistik von China.

4. Städte und ihre Bevölkerung.

Die Einwohnerzahl der bekannteren Städte von China ist folgende: Peking *), Hauptstadt des Reichs 1,700.000 Einwohner; Nanking 514.000; Hang-Tscheu 700.200; Ou Tschang 580,000; King-Tschiu 500.000; Fok-Han 520.000; Nang-Tschang 500.000; Su-Tscheu-Fu 214,017. Die letztere Stadt, die bis jetzt noch nicht genau beschrieben wurde, liegt am großen kaiserlichen Kanal, der eine Länge von 600 französischen Meilen hat, Brücken von der herrlichsten Bauart trägt, und der an dem größten Theil seiner Ufer Quais von Steinen und niedliche Dörfer hat. Su-Tscheu ist das Paris von China; diese Stadt hat den Ruf eines guten Geschmacks, einer schönen Sprache, Moden und Theater. Ihre Frauen sind die artigsten und liebenswürdigsten; hier findet man die besten Schauspieler und die gewandtesten Gaukler; hierher kommen die reichsten Leute um ein sybaritisches Leben zu führen, und ein chinesisches Sprüchwort sagt: Das Paradies ist im Himmel, Su-Tscheu-Fu ist auf der Erde.

Ngao-Men (Macao) zählt 52,268 Einwohner, worunter 20,000 Chinesen, von denen eine gewisse Anzahl in Sampans oder Gondeln auf der Rhede lebt, 10,000 Portugiesen, Europäer oder Kinder von Europäern und Chinesen, und die übrigen Malaien, Manilesen, Caffern, Hindus, Parsen u. s. w. sind.

Koang-Tscheu-Fu (Kanton) jetzt die größte Handelsstadt und die reichste in China, ist rücksichtlich der Bevölkerung die zweite des Reichs, denn sie zählt 845,729 Einwohner, Chinesen und Mandschus die in den Städten und auf der niedlichen Insel Ho-nan, in dem schönen Fluß Ta wohnen, wo die Kaufleute ihre Frauen in eleganten Harems unterhalten, und hat 128,000 Einwohner, denen es nicht gestattet ist, die Erde zu bewohnen, und die genöthigt sind, in 45,021 Sampans vertheilt, auf dem Fluß zu leben.

Noch ist zu bemerken, daß die älteste Zählung des Reichs, die ich in einem vollständig erhaltenen Manuskript des Moabjem Al-Boldan oder Alphabet der Länder (eine Art arabisches, geographisches Wörterbuch von Schehab-Eddyn, Abu-Abdallah-Jakut **) in 12 großen Folio-Bänden)

*) Das alte Kambaluk, das Marco Polo durch die Benennung Gamulecco italienisirt zu haben scheint.

**) Dieser schätzbare Schriftsteller lebte, wenn ich mich recht erinnere, im zwölften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Es ist zu vermuthen, daß er durch die Reise der Araber, welche Kitai (China) im 9. Jahrhundert besuchten, wie wir dieß aus der Reise erfahren, welche Ualab und Abusaid zur See nach Kanton (wahrscheinlich das Kansu des Venetianers Marco Polo) machten, von dieser Zählung in Kenntniß gesetzt wurde.

Digitized by Google

und im Sang-Hung-Pen-Ki, einer Sammlung chinesischer Sagen in Manuskript (zwei der kostbarsten Gegenstände, die ich bei meinem Schiffbruch verlor) erwähnt finde, im Anfang der christlichen Zeitrechnung statt hatte, und daß diese Zählung in China nicht mehr als 60 Millionen Menschen nachweist. Eine merkwürdige Thatsache; während das heutige Europa eine geringere Bevölkerung besitzt, als das römische Europa, hat sich die Bevölkerung von China *) in demselben Zeitraum, um beinahe zwei Drittel vermehrt.

Man sieht hieraus, daß die Berechnungen des Pater Lecomte, der die Bevölkerung von Kanton auf 1,500,000 Seelen, Sonnerats der 75,000, und Malte-Bruns der 250,000 angibt, ferner die Angaben des schätzbaren Gothaischen Almanachs, der die Bevölkerung von Nanking auf 2,000,000, und die von China auf 257 Millionen anschlägt, eben so irrig sind als die Berechnungen Lord Makartney's, und des Mandarins Chou-Ta-Jing, die die Einwohnerzahl von Peking mit 5 Millionen, und die des himmlischen Reichs (Tien-Chan, wie die Chinesen ihr Land nennen) auf 555 Millionen anstyten.

Heiderabad und sein Beherrscher.

(Aus dem Asiatic Jounal.)

Die Stadt Heiderabad ist hoch gelegen und beherrscht eine weite Aussicht auf eine ausgedehnte, von grünen Hügeln durchschnittene Gegend. Sie ist von einer niedern, steinernen Mauer umgeben, wahrscheinlich als Schutzwehr gegen einen plötzlichen feindlichen Ueberfall. Der sehr seichte Fluß Musa läuft zwischen der Stadt, dem Residenzgebäude, den Feldern und Gärten hin, die an seinen Ufern liegen.

Die Stadt ist mit Gebäuden aller Art überfüllt, von den stolzen hehren Palästen des Adels und anderer Leute von Rang und Reichthum an, bis zu der elenden und dürftigen Hütte des Armen. Die Bauart des größten Theils der Häuser ist nach der Weise des Landes ohne Geschmack. Sie stehen eng beisammen, wodurch ihre Lage unbequem, beschränkt und unangenehm, wo nicht ungesund wird. Die Straßen sind eng und zum Theil mit Steinen gepflastert; von einer gewissen Strecke zur andern sind Cisternen angelegt, um die Einwohner mit Wasser zu versehen, was wegen Anhäufung und Verschüttung des Wassers die Straßen sehr kothig macht.

Die Bevölkerung wird mit Einschluß der Hindus, deren Zahl die der Mohammedaner weit überwiegt, auf viermalhunderttausend Seelen angeschlagen. Der größte Theil der Einwohner lebt in tiefster Armuth und fristet sein dürftiges Leben im Schweiße des Angesichts, und die Zahl derer, von denen man sagen kann, daß sie gegen Mangel und Dürftigkeit geschützt sind, ist verhältnißmäßig nur sehr gering. Reichthum scheint in der That ein Monopol des Adels unter den Hindus und Muselmännern zu seyn. Die letztern sind stolz und hochmüthig, während die erstern, wenn sie nicht Einfluß besitzen, sich dagegen durch eine gewisse widerwärtige, knechtische Demuth auszeichnen. Aus thörichter Prahlerei läßt sich der Adel auf große und kostspielige Unternehmungen ein, und ist in seinen persönlichen und häuslichen Angelegenheiten sehr verschwenderisch. In Grundsätzen und Sitten gänzlich verwahrloset, ist die Behauptung, daß es wohl kein Laster gibt, durch das diese Menschen sich nicht befleckt hätten, keineswegs übertrieben.

Die meisten der Edelleute besitzen große, reiche, von der Regierung abhängige Besitzungen, von denen die letztere bedeutende Einkünfte zieht. Die Eigenthümer wohnen indeß nicht auf diesen Besitzungen, sondern begnügen sich damit, sie zuweilen zu besuchen. Zu deren Bewirthschaftung, zu Besorgung der Geschäfte und zu Einnahme der Einkünfte dieser Zemindarien sind Naibs angestellt. Zuweilen bewohnen die jüngern Söhne der Edelleute diese Besitzungen, die bei Weitem nicht in dem guten Zustande und so einträglich sind, als sie bei besserer Bewirthschaftung wohl seyn könnten.

Obgleich der Subah von Dekhan, der Nisam von Heiderabad den Namen des Beherrschers führt, so ist seine Autorität doch bereits nur noch ein Schatten ohne alle Wirklichkeit. Die Verwaltung der Regierung liegt einzig in den Händen Chundu Lauls, des Hinduministers, der die höchste Gewalt besitzt. Dieser Mann ist eine Kreatur der britischen Regierung, durch deren Unterstützung allein er sich in seinem Amte erhält, und ohne welche er bald von der Höhe seines jetzigen Ansehens in seine vorige Dunkelheit und Unbedeutenheit zurücksinken würde.

Nach Verabschiedung des vorigen Ministers, Mir Allum, ward Chundu Laul, der damals den Posten eines Paischkar bekleidete, von der britischen Regierung zu Besetzung der Ministerstelle ausersehen, und ungeachtet der Einwendungen und Wünsche des vorigen Nisams in derselben bestätigt.

Chundu Laul steht im Rufe großer, hervorragender Talente, allein bei genauer Prüfung bleibt nach Abzug der gewöhnlichen Uebertreibungen des Gerüchts nur Mittelmäßiges übrig. Indeß wird als Beweis seines ausgezeichneten Talents angeführt, daß er in Fällen dringender Verlegenheit den Besitz nicht gewöhnlicher Fähigkeiten bethätigt habe, und man muß bekennen, daß er bei vielen Gelegenheiten, wo es darauf ankam, die Regierung aus den Bedrängnissen und Verlegenheiten, in die sie sich, genau untersucht, aus Unzulänglichkeit ihrer despotischen Maßregeln selbst gestürzt hatte, wieder herauszuwickeln, vielen Scharfsinn verrieth. Allein dieser Scharfsinn ist nichts als die den Hindu's angeborne List und Verschmitztheit, keineswegs aber das Resultat tiefer Reflexion oder eines politischen Scharfblickes und einer Voraussicht der Gefahr oder Verlegenheit. Ohne alle die Gewandtheit, Festigkeit und Entschlossenheit, die ein fähiger Staatsmann besitzen muß, ist Chundu Laul einer der schwächsten Menschen und der despotischsten Minister. In einem Staate, wo der Wille des Souveräns Gesetz ist, wo die Verhältnisse tyrannischen Neigungen unterworfen sind, und wo die Interessen der Regierten dem Willen und den Launen der herrschenden Partei geopfert werden, ist es nicht schwer, die Zügel der Regierung zu führen.

Die Einkünfte des Nisam sind bedeutend, und würden sie gehörig verwaltet, so würden sie auch für gemeinnützige Zwecke hinreichen; allein die öffentlichen Gelder werden an die Schmarotzer und Kreaturen des Ministers verschleudert. Eine andere Ursache der Verarmung sind die großen Summen, die an Braminen verschwendet werden, von denen eine große Anzahl von dem Minister bezahlt wird, und das nicht etwa für Dienste, die sie ihm leisten, sondern lediglich aus Achtung gegen ihre priesterliche Würde.

Vermischte Nachrichten.

Die am 1 Dezember von der Kaiserin Amalie, Herzogin von Braganza, geborne Tochter hat den Namen Marie Amalie erhalten. Bei der Geburt derselben waren der außerordentliche Gesandte von Brasilien, Rocha, der Baron Pfeffel, als bayerischer Gesandter, und der Graf Löwenhielm, als schwedischer Gesandter, wie es Brauch ist, als Zeuge zugegen. Es wurde darüber ein Protokoll aufgenommen, das durch den Herzog von Braganza, die Frau Herzogin von Leuchtenberg, die Frau Infantin von Portugal, Donna Anna, und außer den obenerwähnten Gesandten auch durch den Baron Athalin, und die Grafen Anatol Montesquiou, Flahaut und Vatismenil als französische Zeugen, und den Kammerherrn der Herzogin von Leuchtenberg, Pianal de la Faye, und mehrere Brasilianer unterzeichnet wurde, wie von dem Marquis de Rezende, Rocha Pinto, Gomes de Silva, Pereira da Cunha u. s. w. Man bemerkte, daß der erste Dezember, der Geburtstag der Prinzessin, auch der Jahrestag der Thronbesteigung des Hauses Braganza im Jahre 1640, des Kaisers Don Pedro I, der Stiftung des kaiserlich-brasilianischen Ordens, das Kreuz des Südens, und der Vorabend des Geburtstages des gegenwärtigen Kaisers von Brasilien, Don Pedro II, sey.

Einer der vorzüglichsten Kupferstecher Frankreichs, Jean Jacques Avril, ist zu Paris in seinem sieben und achtzigsten Jahre gestorben. Der von ihm hinterlassenen Kupferstiche zählt man fünfhundert und vierzig, unter ihnen zeichnen sich die Familie des Darius und der Tod Meleagers nach Le Brun aus; ferner zehn große historische Gegenstände nach Barbier dem ältern, und viele andere nach Raphael, J. Vernet, Rubens, Van der Meulen, Berghem u. s. w.

*) Man rechnet in China gewöhnlich 8 bis 10 Personen auf eine Familie; 9 ist die Durchschnittszahl.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 362. 28 Dezember 1831.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Wenn es in unserer Absicht läge, alle Ereignisse zu schildern, die seit zwölf Jahren in dem Kaiserthum Brasilien sich folgten, so würden uns der eben so unpolitische als unglückliche Krieg gegen Rio de la Plata, die Piratenzüge Cochrane's, die auf einander folgenden Empörungen in verschiedenen Provinzen Stoff genug an die Hand geben, ein sehr interessantes Sittengemälde zu entwerfen; wenn wir aber die Geschichte der Regierung von Rio de Janeiro, des Hofes und seiner Intriken entwerfen wollten, würden wir mehr als Einmal einige Blätter aus den Annalen des griechischen Kaiserthums abgeschrieben zu haben scheinen.

Einer Regierung müde, deren Oberhaupt er war, und der täglich erneuerten Intriken und Plackereien überdrüssig, suchte Don Pedro, der seinen Ministern volles Vertrauen zu schenken nicht wagte, Trost in dem vertrauten Umgange von einigen seiner Diener, Leuten von dunkler Herkunft und ohne Erziehung. Dieser Fehler kann allerdings durch die Verlassenheit entschuldigt werden, in der sich der Kaiser befand; allein in den Augen der Brasilianer schien er um so unverzeihlicher, als diese Günstlinge Portugiesen waren. Ueber die Vorzüge ihres Landes aufgeblasen, malten diese Menschen der Phantasie des jungen Monarchen die Herrlichkeiten und Vergnügungen Europa's mit den glänzendsten Farben vor und verleideten ihm so den Geschmack an Brasilien, das seinerseits Don Pedro's überdrüssig zu werden begann. Eine Katastrophe bereitete sich vor, und wurde beschleunigt durch einen Mann, dessen Name schon lange Zeit unter den Brasilianern bekannt geworden war, Filisberto Caldeira Brant, den der Kaiser zum Marquis von Barbacena ernannt hatte. Eine vollständige Charakterzeichnung Filisberto's würde für Europäer sehr interessant seyn, und in dem Sittengemälde eines Romanes eine Stelle verdienen. Allein die Geschichte gleichzeitiger Begebenheiten muß sich auf bloße Thatsachen beschränken. Filisberto hatte ein sehr abenteuerliches Leben geführt, und war schon unter der vorhergegangenen Regierung zu großem Vermögen gelangt. Der Kaiser häufte auf ihn auch noch Titel und Ehrenstellen. Er war Obergeneral der Armee des Südens, stand bei allen wichtigen Verhandlungen zwischen Brasilien und dem Auslande an der Spitze, besorgte alle Anleihen, und endlich war es auch er, dem der Kaiser die Unterhandlungen in Bezug auf seine Vermählung mit der jungen Herzogin von Leuchtenberg anvertraute.

Bei seiner Rückkehr nach Brasilien wußte Filisberto Caldeira Brant aus dem Freudentaumel, in welchen den Monarchen die glücklichste Verbindung versetzt hatte, jeden möglichen Vortheil zu ziehen. Unter den glänzenden Festen, die sich folgten, hatte der gewandte Höfling die Geschicklichkeit, sich mehr und mehr in das Herz seines Herren einzuschmeicheln; er verstand das Gewicht seiner Dienste geltend zu machen, und stellte sich endlich als den Mann hin, dessen man nicht mehr entbehren konnte. Man bot ihm das Finanzministerium und die Präsidentschaft des Staatsrathes an; allein er schlug diese Gunstbezeugungen aus, wenn man ihm nicht noch ein hohes Zeichen kaiserlicher Zufriedenheit verleihe, indem man allen seinen Rechnungsvorlagen ohne weitere Prüfung die Genehmigung ertheile. Nachdem er so an's Ruder der Staatsangelegenheiten gekommen war, sah Filisberto wohl ein, daß er sich des Monarchen nicht ganz bemächtigen könne, bevor ihm nicht einige einflußreiche Günstlinge zu entfernen gelinge, und vor Allem den geheimen Kabinetssekretär des Kaisers Francisco Gomes, und den Intendanten der kaiserlichen Besitzungen da Rocha Pinto. Er verwickelte sie in Streitigkeiten, und der Kaiser sah sich genöthigt, zwei seiner theuersten Vertrauten nach Europa zu schicken. In London angekommen, säumte Gomes nicht, alle möglichen Urkunden zu sammeln, um dem Kaiser den Beweis zu liefern, daß Filisberto keineswegs der fleckenlose Staatsbeamte gewesen sey, wofür ihn Don Pedro gehalten. Diese Dokumente schickte er dem Kaiser zu, dessen Gunst gegen den Marquis von Barbacena sich hierauf eben so schnell in Entrüstung verwandelte, er überhäufte ihn mit den heftigsten Vorwürfen und setzte ihn ab.

Während Gomes so an dem Sturze Filisberto's arbeitete, war letzterer auch nicht müßig geblieben; die Gewalt, in deren Besitz er noch war, benützend, hatte er sich eine Partei zu bilden gewußt, auf die er sich nach seinem Sturze zurückziehen konnte. Deßhalb verlor er auch, von der kaiserlichen Ungnade getroffen, durchaus nicht den Muth, sondern durch seine Anhänger der Unterstützung in den Kammern gewiß, machte er eine Schrift bekannt, in der er mit großer Gewandtheit die eigentliche Frage umging und selbst als Ankläger auftrat. Durch die Oeffentlichkeit, die Filisberto seiner Sache zu geben wußte, wurde sie zu einer Nationalangelegenheit. Der gestürzte Minister stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, schuf Journale, die seinen Haß und seine Absichten unterstützten; ließ dieselben in Unzahl in Umlauf bringen, und schürte so aus al-

Digitized by Google

len Kräften jenen revolutionären Geist an, der bald darauf Don Pedro's Abdankung zur Folge hatte. Unter den schimmerndsten Farben wurde dem brasilianischen Volke die tagtäglich zunehmende Glückseligkeit der nordamerikanischen Freistaaten geschildert, und die föderalistischen Ideen verbreiteten sich in allen Provinzen. Das Volk zog freilich nicht in Erwägung, daß die amerikanische Union von tugendhaften Sektirern gestiftet woeden, die voll Standhaftigkeit und Energie und durch die Lehre und das Beispiel ihrer europäischen Vorfahren selbst zur Freiheit herangebildet, fähig waren, die Freiheit zu begreifen und würdig sie zu genießen. Das brasilianische Volk wae unglücklicherweise weder aus solchen Elementen gebildet, noch befand es sich unter gleichen Verhältnissen. Sklaven bilden zwei Drittheile dieses Volkes, und noch vor zehn Jahren erst schmachtete es unter dem Joche einer despotischen Herrschaft, die es nicht nur auszusaugen, sondern auch zu demoralisiren strebte. Die Brasilianer haben in einer edlen Aufwallung den eisernen Zwang des Kolonialsystemes abgeschüttelt, allein ohne es zu wissen, stehen sie noch bis auf diese Stunde unter seinem traurigen Einfluß, wie der Sklave, der seine Ketten gebrochen hat, noch lange die Spueen der eisernen Ringe an seinen Gliedern teägt. Der amerikanische Staatenbund, und insbesondere der die Amerikaner beseelende Geist strebt nur dahin, die Elemente ihres Volkes oder wenigstens die einer jeden Provinz so innig als möglich zu einem festen Ganzen zu verschmelzen. Die Brasilianer hingegen würden ein Föderativsystem bei sich nur dann einführen können, wenn sie das schwache Band, das sie noch zusammenhält, vollends zerrissen. Mehrere der angesehensten Oberhäupter jener aristokratischen Patriarchen, von denen Brasilien bedeckt ist, wünschen ohne Zweifel den Föderalismus von ganzer Seele; aber die Beasilianer können sich nicht genug vor einer Täuschung in Acht nehmen, die sie der Anarchie und den Händen einer Menge kleiner Tyrannen überliefern würde, die tausendmal schlimmer sind als ein einziger Despot.

Mitten unter der Aufregung, in welche die Gemüther durch die föderalistischen Ideen gebracht worden waren, wollte Don Pedeo, des ganzen Herrscherwesens überdrüssig, noch einen letzten Versuch wagen, sich im Herzen seines Reiches selbst eine Stütze zu schaffen. Unter den verschiedenen Provinzen Brasiliens ist unstreitig die civilisirteste und vielleicht auch die reichste, die von Minas Geraes, deren Bewohner am wenigsten unter sich verschieden sind und noch am meisten eine Spur von Nationalität an sich tragen. Die Brasilianer erkennen auch wirklich diese Superiorität der Bevölkerung von Minas Geraes an, und wenn dieser Theil des brasilianischen Reiches gut geleitet wurde, so mußte er auf alle andern Provinzen einen günstigen Einfluß ausüben. Don Pedro war schon unter den Mineiros gereist, er kannte sie, und durch sie gedachte er sich einen Stützpunkt zu schaffen, und einige Popularität wieder zu gewinnen. So glücklich der Gedanke war, so unglücklich wurde er ausgeführt. Ungeachtet der vielen Schwierigkeiten, die sich dieser Reise während der Regenzeit des Jahres entgegenstellten, machte sich Don Pedro, von der jungen Kaiserin begleitet, die sich die Liebe und Verehrung des brasilianischen Volkes zu erwerben gewußt hatte, nach der Provinz von Minas Geraes auf den Weg. Der Monarch und seine Gemahlin wurden überall mit der lebhaftesten Freude aufgenommen, und jede Stadt, jedes Dorf wetteiferte mit den andern, die Gegenwart des Herrscherpaares durch glänzende Feste zu begehen. Die Einwohner von Ouro Preto oder Villa Ricca, der Hauptstadt der Provinz, zeichneten sich bei dieser Gelegenheit insbesondere durch ihren Eifer und ihren Aufwand aus. In den Straßen dieser Stadt hatte man Triumphbögen errichtet, die Häuser waren mit Teppichen und Blumen geschmückt, zahlreiche Musikbanden durchstreiften die veeschiedenen Theile der Stadt, und von jedem Balkon ertönten Stimmen, die in Gesängen den Monarchen feierten. Wie trügeisch sind doch die Huldigungen, die der Macht zu schmeicheln pflegen! Wann werden endlich die Fürsten einsehen lernen, daß der Glanz ihrer Gegenwart zwar die Menge berauscht, aber eine um so schrecklichere Nüchternheit zurückläßt, wenn sie in den Gemüthern der Völker keine dauerhafteren Eindrücke begründen, als die ihres herablassenden Lächelns und schöner Redensarten? Keine Schmeicheleien verlangen die Völker von den Fürsten, sondern Ehrlichkeit und guten Willen.

(Fortsetzung folgt.)

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Seltsam genug mag es scheinen, daß ein Mann wie Boswell das beste Buch von der Welt schrieb; nicht als ob nicht auch andere Leute, wie Goldsmith in England und Lafontaine in Frankreich, die im Umgange gerade das Gegentheil von ihren geistigen Fähigkeiten waren, gute Bücher schreiben könnten; aber diese Männer erwarben ihren Ruhm trotz dieser Nullität im gewöhnlichen Leben. Boswell hingegen wurde eben durch seine Nullität zu Etwas. Wäre er nicht ein großer Narr gewesen, so würde er nie ein großer Schriftsteller geworden seyn. Ohne jene Eigenschaften, die ihn zum Schalksnarren und Quälgeist Derjenigen machten, unter denen er lebte, ohne seine unterthänige Kriecherei, ohne seine Neugier, Unverschämtheit und Gefühllosigkeit gegen alle Zurechtweisung, würde Boswell nie ein so vortreffliches Werk geschrieben haben. Er war ein auf seine Knechtschaft stolzee Sklave, ein unverschämt zudringlicher Mensch, der seine Neugier und Schwatzhaftigkeit für Tugenden hielt, ein Freund ohne alles Zartgefühl, der nie Bedenken trug, die edelste Gastfreundschaft mit Mißbrauch des Vertrauens zu vergelten. Ein Mann, der zu beschränkten Kopfes wae, als daß er begriffen hätte, wenn er die Gefühle Anderer verletzte oder selbst verspottet wurde — übertraf er gerade wegen aller dieser üblen Eigenschaften die ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem wichtigen Fach: Tacitus, Clarendon, Alfieri und selbst sein Idol: Johnson.

Boswell besaß von allen Talenten, die sonst einen ausgezeichneten Schriftsteller machen, kein einziges. In seinem ganzen Werke findet sich über Literatur, Politik, Religion oder Staat nicht eine Bemerkung von ihm, die nicht ein Gemeinplatz oder abgeschmackt wäee. Logik, Beredsamkeit, Witz, Geschmack, Alles was sonst einem Buche Werth verleiht, fehlte ihm durchaus. Nur Beobachtungsgabe und Gedächtniß waren ihm eigen. Diese Fähigkeiten würden ihn, wenn er ein Mann von Gefühl und Verstand gewesen wäre, kaum bemerkbar gemacht haben, da er aber ein Dummkopf, ein Parasit und ein Narr war, machte er sich unsterblich.

Jene Theile seines Werkes, die von ihm allein ausgegangen

Digitized by Google

und an sich betrachtet völlig werthlos sind, erscheinen als kostbare Perlen, wenn man sie liest, um aus ihnen den Charakter des Schriftstellers zu beleuchten. Unter allen Verfassern von Selbstbekenntnissen ist Boswell der aufrichtigste. Andere, welche vorgaben, ihr Herz ohne Hehl der Welt zu öffnen — wie Rousseau und Lord Byron — haben unverkennbar stets mit der Absicht auf Effekt geschrieben und müssen am meisten mit Mißtrauen angehört werden, wenn sie am aufrichtigsten scheinen. Es gibt wohl keinen Menschen, der sich nicht lieber großer Verbrechen, finsterer und furchtbarer Leidenschaften anklagt, als daß er alle seine kleinen Eitelkeiten oder seine geheimen Narrheiten gesteht. Es würde leichter seyn, Jemanden zu finden, der sich zu den Thaten und Gesinnungen eines Cäsar Borgia oder Marat bekennte, als Einen, der seine Träumereien bei offenen Augen wie Malvoglio der Welt zum Besten gäbe. Diese Schwächen, welche die meisten Menschen im geheimsten Winkel ihres Herzens dem Auge der Liebe und Freundschaft zu verbergen streben, waren es gerade, mit denen Boswell vor aller Welt Staat machte, weil er zu wenig Verstand hatte, um zu bemerken, wenn er sich lächerlich machte. Boswell war übrigens nicht bösartiger Natur; allein die Bosheit des boshaftesten Satyrikers konnte schwerlich tiefer verwunden, als seine kopflose Geschwätzigkeit. Da er selbst Verspottung und Verachtung nicht fühlte, so nahm er auch auf Niemand Rücksicht. Er schämte sich nicht, der ganzen Welt seine eigenen Thorheiten und die Mißhandlungen, die sie ihm eintrugen, zu bekennen, und natürlich nahm er wenig Bedenklichkeiten, das Gefühl und die Ehre Anderer zu verletzen. Sicherlich hat Niemand noch solche Geschichten von Personen erzählt, die er seiner Aussage nach liebt und verehrt. Unfehlbar würde er seinen Helden so verächtlich als sich selbst gemacht haben, wenn dieser Held nicht wirklich moralische und intellektuelle Eigenschaften ersten Ranges besessen hätte. Der beste Beweis, daß Johnson wirklich ein außerordentlicher Mann ist, liegt darin, daß sein Charakter statt durch ein Werk, worin alle seine Untugenden und Schwächen aufgedeckt sind, herabgewürdigt zu werden, gerade dadurch hervorgehoben wurde.

Johnson, alt geworden, im höchsten Glanze seines Ruhmes und im Genusse eines anständigen Vermögens, ist uns durch Boswell besser bekannt geworden, als irgend sonst ein Mann in der Geschichte. Alles an ihm ist uns wie Gegenstände, mit denen wir von Jugend auf umgeben waren; sein Rock, seine Perüke, seine Gestalt, sein Gesicht, seine skrophulösen Auswüchse, sein Veitstanz, sein daherwalzender Gang, sein blinzendes Auge, die Wahrzeichen, aus denen man abnehmen konnte, wenn er einen guten Tisch gehabt, sein unersättlicher Appetit nach Fischsaucen und Kalbfleischpasteten mit Pflaumen, sein unlöschbarer Durst nach Thee, seine Manie auf dem Wege alle Pfähle anzutasten, seine mysteriöse Gewohnheit Stücke von Pomeranzenschalen aufzuspeichern, sein Morgenschlummer, seine mitternächtlichen Disputationen, seine Gliederverdrehungen, sein Gemurmel, sein grunzendes Brummen, seine Ausrufe, seine starke, scharfe und leichte Beredsamkeit, sein sarkastischer Witz, seine Heftigkeit, seine Hoffahrt, seine Wuthanfälle, seine seltsamen Hausgenossen, der alte Levett und die blinde Williams, die Katze Hodge und der Neger Frank — Alles wird uns haarklein vorgemalt. Aber nur wenig erfahren wir aus dem frühern Lebensalter Johnsons, wo sich sein Charakter und seine Manieren ausbildeten. Wir lernen ihn nicht kennen, wie er unter den Männern seiner Generation war, sondern nur wie er den Männern bekannt war, deren Vater er seyn konnte. In dem berühmten Klub, dessen ausgezeichnetstes Mitglied er war, befanden sich Wenige, die sich der Zeit erinnern konnten, wo sein Ruhm und sein Charakter nicht schon ihre volle Ausbildung gewonnen hatten. Johnson hatte schon einen Namen als Reynolds und die Wartons noch Knaben waren. Er war zwanzig Jahre älter als Burke, Goldsmith und Gerard Hamilton, dreißig Jahre älter als Gibbon, Beauclerk und Langton, und vierzig Jahre älter als Lord Stowell, Sir William Jones und Windham. Boswell und Thrale, denen wir die meisten Nachrichten über Johnson verdanken, sahen ihn erst in seinem fünfzigsten Jahre, als die meisten seiner großen Werke schon klassisch geworden waren, und ihn die von Lord Bute verliehene Pension aus der Armuth hervorgezogen hatte. Unter jenen ausgezeichneten Männern, welche seine vertrautesten Gefährten gegen den Schluß seines Lebens bildeten, war nur David Garrik, der ihn während der ersten zwölf Jahre seines Aufenthaltes in der Hauptstadt kannte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Englische Almanache für das Jahr 1832.

2. The Picturesque Annual etc.
3. The Keepsake for 1832. Edited by Mansel Reynolds.

Auch der zweite Landschaftsalmanach holte den größten Theil seiner Bilder aus Italien. Schon die Titelvignette: die bezaubernde Isola Bella, scheint darauf berechnet, die Hand des Käufers nicht mehr loszulassen. Die ganze Gallerie von Landschaftsbildern ist zwar nur von einem Künstler, Clarkson Stanfield, aufgenommen, aber doch von großer Mannichfaltigkeit und größtentheils ausgezeichnet schön gestochen. Als vorzüglich gelungen können genannt werden: Trient gestochen von Miller; Innsbruck von Smith; Schaffhausen von Willmore; der Lago Maggiore von Wallis, zwei Ansichten von Verona von Fisher; St. Pietro de Castello, Mailand u. s. w., endlich ein Schweizerhaus in der Nähe von Brieg, ein höchst anmuthiges Bild, gestochen von Allen. Der „pittoreske Almanach" enthält mehrere sehr gut geschriebene Erzählungen, die aber meist zu viel Raum einnehmen, als daß wir hier eine derselben geben könnten.

Die Pracht der äußeren Ausstattung verführt uns, vorerst nach dem „Keepsake (Andenken) für 1832" zu greifen. Es ist der Lord unter den englischen Almanachen. Wer ihm seine hohe Abkunft nicht am goldgestickten Rocke angesehen hat, darf nur einen Blick auf den Stammbaum Lord Keepsake's werfen, wenn wir so sein Inhaltsverzeichniß nennen dürfen. Glaubt man doch fast die „Morningpost" zu lesen, wenn sie von einer „gay party" erzählt, der die ganze „fashionable world" beigewohnt. Lord Keepsake hat mehr Ahnen, männliche und weibliche, als mancher seiner Verfasser, und daß diese seine Ahnen in gerade aufsteigender Linie sind, wird doch wohl Niemand läugnen wollen. Man findet hier den Parnaß der englischen Aristokratie; Lords und Ladies, Baronets und Gräfinnen haben sich hier zusammen gefunden; denn auch der englische Parnaß wie der deutsche hat gar einen breiten Gipfel. Wir begegnen hier Lord Mulgrave mit einer „Brautjungfer," und Lady Evelyn Savile mit einer ganz lieblichen Erzählung: „die drei Proben." Lord Morpeth und Lady Emmeline Stuart Wortley, die Gräfin von Blessington und selbst der Reformheld Lord John Russel haben Zeit gefunden, mitten unter „Levers," „Routs" „Gay Parties," am Toilettentisch, im Parlamente, auf der Börse aus dem alten Aristokratenholz noch einige poetische Blüthen zu treiben.

Für Freunde englischer Poesie geben wir hier das Gedicht Lord John Russels: „London im September (nicht 1831)."

Digitized by Google

London in September (not 1851.)

Remote, unfriended, melancholy, slow,
A single horseman paces Rotten Row;
In Brookes's sits one quidnunc, to peruse
The broad dull sheet which tells the lack of news;
At White's a lonely Brummell lists his glass
To see two empty Hackney coaches pass;
The timid housemaid, issuing forth, can dare
To take her lover's arm in Grosvenor Square;
Now, shop deserted, hastes the 'prentice dandy,
And seeks — oh bliss! — the Molly — a tempora fandi;
Meantime the battered pavement is at rest,
And waiters wait in vain to spy a guest;
Thomas himself, Cook, Warren, Fenton, Long,
Have all left town to join the Margate throng;
The wealthy tailor on the Sussex shore
Displays and drives his blue barouche and four;
The Peer, who made him rich, with dog and gun,
Toils o'er a Scottish moor, and braves a scorching sun.

Als Proben der Aristotratenpoesie weiblicher Linie folgen hier die zwei Schlußstrophen aus den „Stanzas" der Lady Emmeline Stuart, die sehr an das bekannte und oft nachgeahmte Lied unsers Tiedge: „Gedenke mein," erinnern.

„When this world's griefs shall come to cloud thy brow,
When this world's smiles shall charm thee not as now,
When light, life, love, and all are dimm'd below —
Remember me! remember me!
I passionately pray of thee.
„When thy proud soul its faults and follies mourns,
And the alter'd heart in thy struck bosom burns,
And memory unto the past returns,
Then most, oh, most remember me!
I passiontately pray of thee."

Sir Walter Scott hat unter allen englischen Almanachen das Keepsake allein eines kleinen, hier unten folgenden Beitrages gewürdigt, der als eine Anekdote aus den Gebirgen bezeichnet und überschrieben ist:

„Der alte Dunkan."

„Ich kannte den Helden meiner Anekdote persönlich, es war ein Greis Namens Dunkan, einer von jenen dem Andenken der Stuarte treu gebliebenen Schotten, der im Jahre 1745 mit seinem Clan zu den Fahnen des jungen Prätendenten stieß. Keiner seiner Waffengefährten übertraf ihn damals an Tapferkeit, und sein stolzer, kühner und unternehmender Geist überlebte die Niederlage von Culloden. Noch lange Zeit, nachdem unsere Gebirgsbevölkerung wieder zur Ruhe gebracht war, ging von seinen kühnen Thaten, die einer bessern Sache würdig gewesen wären, die Rede, und man nannte seinen Namen, so oft man beweisen wollte, daß das Blut der alten Bergschotten noch immer in den Adern ihrer Nachkömmlinge fließe. Als ich ihn kennen lernte, hatte das Alter seinen unerschrockenen Muth gebändigt. Obgleich in seinen Blicken und in seinen Gesichtszügen etwas lag, das seinen Ruf als kühnen Jäger und tapferen Soldaten bestätigte, so hatte doch nur ein Theil seiner Glieder den Ueberrest von Kraft behalten, deren ein gesundes Alter sich zu erfreuen pflegt. Dunkan war auf einer Seite völlig gelähmt, und hatte Mühe nur über einen kleinen Bach zu setzen. Diese Körperschwäche, die schlimmste von der ein Bergbewohner heimgesucht werden kann, erregte meine Neugierde. Ich wollte erfahren, durch welchen Zufall dieser Mann dahin gebracht worden sey, die vorläufig todte Hälfte seines Selbstes so unnütz mit sich zu schleppen. Hier was ich darüber in Erfahrung bringen konnte.

„Es mögen ungefähr zwanzig Jahre her seyn, als Dunkan seinen Brüdern bei der Ausrodung einer Alpe zur Viehweide behülflich war. Die Sennerei umfaßte eine weite Strecke von Felsen, Gebüsch, Sümpfen, Seen, Abgründen. Ein Schaf oder eine Ziege wurde eines Tags in der Heerde vermißt, und Dunkan, der seine Hirten nach einer Richtung hin ausgeschickt hatte, schlug eine andere ein, um den Flüchtling aufzusuchen. Dunkan fand auf seinem Wege einen schmalen Steig, der auf den Gipfel eines Berges längs einem schrecklichen Abgrund führte. Kaum bot der Felsen so viel Vorsprung, um beide Füße darauf zu setzen, und so rauh, steil und furchtbar war der Pfad, daß nur ein Bergbewohner von so sicherem Aug und festem Tritt ihn wandeln konnte. Rechts stieg der Fels wie eine senkrechte Mauer auf; links gähnte eine Tiefe, in die man ohne Schwindel nicht hinabsehn konnte; doch Dunkan stieg frohgemuthet immer aufwärts, bald ein Kriegslied pfeifend, bald behutsam auf seinen Weg achtend, denn diese Vorsicht hatte er allerdings nöthig. So war er die Hälfte des Berges hinangekommen, als er auf Einmal gerade an der jähesten Stelle, wo er so zu sagen in der Luft hing, von der entgegengesetzten Seite her auf demselben Steig einen Schaufelhirsch auf sich zukommen sah. Wäre Dunkan mit seiner Büchse versehen gewesen, gewiß er hätte sich keine erfreulichere Begegnung gewünscht; da er aber diesen Vortheil über den Bewohner der Felseneinöde nicht hatte, so konnte er einer aufsteigenden Unruhe nicht Herr werden. Weder Mann noch Thier konnte den Rückweg antreten; denn schwerlich hätte der Schaufelhirsch so viel Raum gefunden, umzukehren, und Dunkan kannte die Tücke des Damhirschs zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, das Thier werde sich, wenn er den Rücken wende, zuverlässig an der gefährlichsten Stelle auf ihn stürzen und ihn in den Abgrund hinabschleudern. Beide blieben daher unbeweglich einander gegenüber, und starrten sich einige Augenblicke verlegen an.

„Endlich begann der Hirsch, der hier im Vortheile war, seine furchtbare Stirne zu senken, wie es dieses Thier zu machen pflegt, wenn es in äußerster Todesnoth sich auf Jäger und Meute stürzen will. Dunkan sah die Gefahr eines Kampfes ein, in welchem er unstreitig den Kürzeren ziehen mußte, und legte sich — was ihm allein noch übrig blieb — auf den schmalen Felsensaum gestreckter Länge nach nieder, um abzuwarten, welchen Entschluß sein Gegner fassen werde, wobei er sich wohl in Acht nahm, die geringste Bewegung zu machen, die das wilde scheue Thier erschrecken konnte. In dieser Stellung blieben beide drei oder vier Stunden, mitten in einer Gebirgseinöde, die den Pinsel eines Salvador Rosa begeistert haben würde. Endlich schien der Damhirsch entschlossen, das Hinderniß, das ihm den Weg versperrte, auf die Seite zu räumen; in dieser Absicht näherte er sich sehr langsam und mit größter Behutsamkeit Dunkan. Als er den Schotten fast berührte, senkte er den Kopf, als wollte er seinen Gegner vorerst etwas in der Nähe besichtigen; aber grade in diesem gefährlichsten Augenblicke schwand Dunkans Furcht, sey es durch Eingebung eines bösen Dämons oder durch die unbezwingliche Jägerleidenschaft, die jenem Lande so eigenthümlich ist, ganz und gar. Da er den Hirsch so friedlich auf sich herabblicken sah, so vergaß er völlig die Gefahr seiner Lage, und die nächste Folge, die für seine Tollkühnheit unausbleiblich war. Mit der einen Hand faßte nämlich Dunkan das eine Geweih des Hirsches, mit der andern zog er sein Waidmesser. Aber in demselben Augenblick machte auch der Hirsch einen Sprung, und riß den Schotten mit sich in den Abgrund. So stürzten beide einige hundert Fuß tief hinab, und wurden des andern Tags grade da, wo sie hingefallen waren, gefunden. Der Zufall, der bei Anordnung der Ereignisse nicht immer ganz gerecht verfährt, der Zufall fügte es, daß der Hirsch unter den Jäger zum Falle kam, und auf der Stelle todt blieb, während Dunkan am Leben blieb, freilich aber dabei einen Arm, ein Bein und einige Rippen zerbrochen hatte. So fand man ihn auf dem todten Hirsch. Seine Verletzungen hinterließen ihm die Lähmung, von der oben die Rede war, für sein ganzes Leben.

„Zwar möchte ich vom moralischen Gesichtspunkte aus Dunkans Benehmen bei dieser Gelegenheit nicht in Schutz nehmen (wiewohl er mein Freund war, wie es in einer Komödie heißt), aber wenn ein Wild herankommt, um gleichsam freiwillig seine Gurgel dem Waidmesser anzubieten; so ist dieß eine Versuchung, der wohl schwerlich irgend ein Damhirschjäger widerstanden haben möchte."

Schließlich bleibt uns nur noch ein Wort von den das Keepsake begleitenden Kupferst zu sagen, die der übrigen prachtvollen Ausstattung entsprechen. Als vorzüglich gelungen bezeichnen wir ein von Rochard gemaltes und von C. Heath gestochenes Bildniß der Lady Stanhope, eine Isola Bella von Stanfield gemalt, und von Willmore gestochen; die Reue Ninive's, ein Gemälde F. Martins, der Stich von Le Keux, einige von Miß L. Sharpe gemalte Bilder, wie die Hochzeit, die von C. Rolls in Stahl gestochen ist u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 363. 29 Dezember 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

7. Wie benahm sich die Regierung nach Außen?

(Fortsetzung.)

Da zwischen Frankreich und England keine Homogenität herrscht, so führt die angeblich gegenseitige Verbürgung des englischen und französischen Ministeriums zu widersprechenden Interessen; was den Triumph des einen ausmacht, wird für das andere ein Verlust. Das Ministerium Grey z. B. greift die englische Pairie an, das Ministerim Perier wollte die französische Pairie konstituiren. Wenn es dem englischen Ministerium mit Hülfe der Volksaufstände oder Pairsernennungen gelingt (eine unerhörte Begebenheit in der Geschichte der englischen Konstitution), so wird es am Steuerruder bleiben; allein die demokratischen Elemente, die es in London aufgeregt, werden auf die demokratischen Elemente in Paris zurückwirken und dem französischen Ministerium ein neuer Stein des Anstoßes werden. Letzteres ist so gestellt, daß es zwei mit einander unverträgliche Dinge wünschen muß: die Verwerfung der Parlamentsreform und die Erhaltung des Ministeriums Grey. Auf gleiche Weise affektirte es ein Gefühl für die belgische und polnische Freiheit, und war dennoch genöthigt, den Untergang dieser Freiheit gut zu finden; denn alles was in Frankreich darauf ausgeht, die Kraft des Volkes zu verstärken, setzt das System der Quasilegitimität in Gefahr.

Man hat unsern Staatsmännern, die nicht an Alles denken können, einen jener Gründe unter die Hand gegeben, über den Leute von Geist sich lustig machten, nachdem sie ihn angegeben hatten. Man sagte mit ernsthaftem Gesicht, Belgien muß ein neutrales Land bleiben, weil sich dort die Mündungen mehrerer Flüsse befinden, was beweisen würde, daß Bonaparte Unrecht hatte, sich dieser Provinz zu bemächtigen, woraus ferner hervorgehen würde, daß künftig Niemand mehr einen Fuß auf belgischen Boden zu setzen wagen wird, weil dort die Mündungen der vielen Flüsse sind, woraus endlich der Beweis geliefert werden könnte, daß Belgien ein unverletzliches Gebiet, ein Elis werden müsse, wo man die Stirne mit Hopfenranken umwunden die flamändischen Spiele feiern wird, während die übrige Welt von den Trompeten der Bellona widerhallt. Aber gerade deßwegen, weil große Flüsse ihren Lauf in Belgien endigen, ist dieses Land von der Zeit an, wo es die Römer kennen lernten, bis auf den heutigen Tag, wie kein anderes mit Blut getränkt worden. Eben weil dieses Land fruchtbar und zum Handel wohl gelegen ist, eben weil kein Gebirg es deckt, weil es durch den Lauf seiner Gewässer Jedem offen steht, weil es die Gränzscheide der germanischen und gallisch-römischen Volksstämme ist, endlich weil es den natürlichen und unvermeidlichen Durchgang aller Armeen bildet, eben aus allen diesen Ursachen war es stets und wird es stets das Schlachtfeld Europa's, der Ort seyn, wo die Streitigkeiten der Völker entschieden werden. Die Neutralität der Niederlande ist eines jener Nebelworte, mit denen sich das Wörterbuch des diplomatischen Unsinns bereichert hat, eines jener hochtrabenden Gaukelbilder, über die der gewandte Kopf spottet, die der Einfältige bewundert, und womit sich der Feige entschuldigt.

Das Ende war des Anfangs würdig. Die Festungen Luxemburg, Maestricht und Venlo bleiben dem König Wilhelm; König Leopold mag zusehen, wie er sich in Brüssel halten kann. Die Citadelle von Antwerpen wird den Belgiern, lies: den Engländern, zurückgegeben. Die Scheide ist den Kriegs- und Kauffahrteischiffen Großbritanniens geöffnet, was die Politik des letztern stets zu erringen, und die Politik Frankreichs zu hintertreiben strebte. Die Grenzmarken von Luxemburg und Limburg gegen Preußen fallen dem König von Holland zu, so daß die Belgier nichts nach Deutschland ausführen können. Auch Frankreich weist im Interesse seiner eigenen Industrie ihre Einfuhren zurück, so werden sie also nur noch einen Ausweg auf der Scheide und durch den Hafen von Ostende unter englischem Monopol haben. Und unter solchen drückenden Verhältnissen ist Belgien mit ungefähr 18 Millionen Franken Renten belastet, womit es seinen Antheil an der Staatsschuld des Königreiches der Niederlande zu entrichten hat! Wenn Leopold nicht am bestimmten Tage zahlt, werden von Maestricht die Gerichtsdiener kommen, um ihn zu verhaften, bis er sich seiner Schuld entledigt hat. Und dieß nennt man den großen, durch die kühne Intervention der Quasilegitimität für die Belgier, die sich uns in die Arme werfen wollten, und für die Welt ausgewirkten Frieden, die vor uns zitterte.

Was die polnischen Angelegenheiten betrifft, so zeigte sich darin unser Ministerium weder erfindungsreicher noch entschlossener. Diese Angelegenheiten ließen sich mit Erfolg nur durch eine allge-

Digitized by Google

meine Uebereinkunft ausgleichen, wenn man nämlich, wie ich schon gesagt, nach der Julisrevolution Belgien angenommen, und die Revision der Wiener Traktaten verlangt hätte. Nachdem man diese Gelegenheit aus der Hand gelassen, war nichts mehr möglich ohne Krieg, als jenes Gemenge von Seufzern und Rodomontaden, die zu gleicher Zeit die Polen und die Russen verletzten. Bald erklärten die Minister traurig, man habe wirklich schlimme Nachrichten von der Weichsel, wobei sie wohl nicht daran dachten, daß sie kurz zuvor erst betheuert, sie ständen mit dem Petersburger Hofe auf vollkommen freundschaftlichem Fuße, bald verfielen sie auf das Gerücht von einem glücklichen Erfolg Skrzynecki's in Bewunderung, und legten die Hand an das Degengefäß. Wahr aber ist es, daß ihr Degen in der Scheide blieb, und daß ihre Bewunderung dem Fall von Warschau beiwohnte, wo, wie Jedermann weiß, Alles ruhig war — nach dem Tode. Wenn die Nation das Verlangen auflodern ließ, ihren Waffenbrüdern zu Hülfe zu eilen, so hatte man Feldzugplane bei der Hand, um dieß Verlangen in die Herzen zurückzudrängen. Man schien die Annahme gemacht zu haben, daß Frankreich kindisch geworden; man erzählte ihm, man müsse über die Leiche von Preußen gehen, drei oder vier Jahre siegreich seyn, um nach Warschau zu kommen; als wenn im Kriege ein glücklicher Schlag auf Einem Punkte nicht einen andern angegriffenen Punkt zu befreien vermöchte. Hat nicht schon zwanzigmal ein Sieg am Rheine das Schicksal Italiens entschieden? Haben nicht schon zwanzigmal Friedenstraktate vom Feind besetzte Königreiche vergrößert und wieder hergestellt? Aber nicht einmal um Krieg hatte es sich gehandelt, wenn man die Sache zur rechten Zeit angegriffen hätte; aber dann hätte man auch nicht — ohne mit der That einschreiten zu können — jene unbesonnene Feindseligkeit gegen Rußland an den Tag legen sollen, das stets unser eigentlicher Bundesgenosse seyn wird, weil es seine geographische Lage, seine Interessen, seine natürlichen Feinde, die auch die unsrigen sind, dazu machen. Dem Hofe von St. Petersburg muß es am Herzen liegen, das Unrecht des treulosen Ehrgeizes der Kaiserin Katharina wieder gut zu machen, und einen Flecken in seiner und unserer Geschichte zu verwischen, indem es ein Königreich wieder herstellt, dessen unsterbliche Trümmer ewig seine Zerstörer anklagen werden.

Gegenwärtig ist man darauf zurückgebracht zu Gunsten der polnischen Nationalität die Wiener Traktaten anzurufen; das Kabinet von St. Petersburg wird euch erwiedern, daß euch eine solche Gewissens-Zartheit schlecht anstehe, da ihr doch selbst interveniirt seyd, um das Königreich der Niederlande, eine noch weit unmittelbarere Schöpfung der heiligen Allianz zu zerstören. Warschau ist gefallen: wir entledigten uns der Schuld daran durch eine Leichenrede und einige schon trocken gewordene Thränen. Von diesen Thränen schritten wir zur Tröstung und fanden am Ende, daß Polen als Nation nicht existiren könne, in Betracht daß seine Oberfläche zu eben sey. Nun ist aber Frankreich auch ein ebenes Land, von der Scheide wenigstens bis zur Loire, und es ist offenbar unnatürlich, daß wir uns herausnehmen wollen, Franzosen und unabhängig zu seyn, wenigstens in diesem Theil unsres Gebietes. Es wird nicht an Kabinetsstrategen fehlen, die mit der Landkarte in der Hand beweisen werden, daß wir überwunden und getheilt werden müssen, wegen des Laufes der Seine und der Marne. Sprecht zu ihnen von den Erben der Jagellonen und Sobiesli, und sie werden euch das Geheimniß ihrer Unfälle lehren, das Geheimniß ihres Heldenmuthes kennen sie schlich nicht. Die Marquis der absoluten Monarchie haben Polen zu Grunde gehen sehen, den Hut unterm Arme, und die Ritter der Wahlmonarchie mit abgezogenem Hute: so viel ist man darin weiter gekommen.

In Betracht Italiens genügte eine einzige Bemerkung, um unsre Billigkeit für seine Politik zu gewinnen. Alle Völker haben mehr oder weniger von unsrer Revolution Vortheil gezogen. Frankreich selbst ist frei geworden; konstitutionelle Regierungen haben sich in Deutschland gebildet; Preußen schuf Gemeindeverfassungen und Provinziallandstände, Dänemark und Norwegen erhielten Verfassungen, eben so die Niederlande, Griechenland, die spanischen und portugiesischen Kolonien emanzipirten sich; Irland zerbrach seine Fesseln, Polen hatte seinen Namen wieder errungen (und welchen Namen!) Nur Italien statt einige Freiheiten zu gewinnen, sah selbst die zu Grunde gehen, deren es vor dem Jahre 89 genoß. Die Republiken Venedig und Genua wurden vernichtet, selbst Lucca ging als Republik unter; Sicilien versammelt nicht mehr sein mittelalterliches Parlament, und selbst die Gemeinden des neapolitanischen Staates verloren ihre Munizipalgerechtsame; eben so erging es der Romagna. Der Papst befand sich dabei in einer sonderbaren Lage. Die Romagnolen standen auf das Gerücht von unsren Juliustagen auf; wir erklärten ihnen, daß nicht ein einziger Oesterreicher ihr Gebiet zu betreten wagen sollte, und alsbald bemächtigten sich die Oesterreicher des ganzen Landes von Bologna bis Ancona. Wir luden hierauf den römischen Hof ein, die Oesterreicher wieder zu verabschieden. „Ich wünschte mir nichts lieber, antwortete er, wenn ich nicht zu schwach wäre, um die Ruhe wieder herzustellen.“ Nun boten wir Truppen von uns an, und man erwiederte uns: „Eure Kokarde würde den Aufstand nur noch weiter verbreiten, statt ihn zu dämpfen.“ Der Papst konnte sich so nicht selbst beschützen, und von den Oesterreichern wollten ihn wir nicht beschützen lassen; und wenn wir seinen Schutz übernehmen wollten, so brachten wir sein ganzes Land zum Aufstande.

Während wir zu den Füßen aller Mächte lagen, und alle Völker uns an ihre Spitze riefen, fanden wir das Geheimniß, uns den Mächten verdächtig zu machen, und das Vertrauen der Völker zu verrathen. Gott behüte, daß ich mich zum Apostel jener Propaganda machen wolle, die um jeden Preis, koste es Blut und Thränen, Anarchie und Ruinen, in allen Ländern gleiche Verfassungen herzustellen vorhat, als ob die Civilisation überall gleiches Niveau erreiche. Dünkt mich doch, ich sähe Schneider, die nur Eine Form und Ein Maß haben und bald auf den Rücken eines Zwergen, bald auf den eines Riesen dasselbe Gewand werfen, das für diesen ein zu kurzer Mantel, für jenen ein schwerfälliges Schleppkleid wird. Jedenfalls sollte man sich abgewöhnen, in den Tag hinein die Völker, die gerechte Klagen laut werden lassen, als Carbonari und Revolutionäre zu behandeln. Lange Zeit haben die Künste die Italiener über den Verlust der Würde des Lebens getröstet; aber soll so großes Genie ewig in den Gesängen der Dichter, in den Meisterwerken der Baukünstler, Maler und Bildhauer eingeschlossen bleiben? Die Päpste, welche die Unabhängigkeit Italiens in den barbarischen Zeitaltern vertheidigten, könnten sie die-

Digitized by Google

selbe nicht auch in dem aufgeklärten Jahrhundert vertheidigen? Sollte die Freiheit nicht auch einen Leo X haben können, wie die Künste einen hatten? Das Papstthum verlor seine Macht, wie ich in meinen historischen Studien schon sagte, als es aufhörte guelfisch oder volksthümlich zu seyn, und gibellinisch oder kaiserlich wurde. Es wurde aus dem Volke geboren, und entkräftete sich, als es seinen Ursprung verläugnete. So kehre es denn zur Quelle seiner Abkunft zurück; es ergreife die heilige Sache der Freiheit; es fordere, treu seiner uranfänglichen Bestimmung, im Namen des Evangeliums Gleichheit und Freiheit für alle Menschen und das christliche Rom wird, statt in die Katakomben hinabzusteigen, mit neuen Palmen hervortreten; neue Raphaele werden im Vatikan diese neuen Triumphe verewigen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß der in Aegypten gedruckten arabischen, persischen und türkischen Werke.

Nach dem Beispiele Konstantinopels, wo seit einem Jahrhundert eine Druckerei besteht, durch die schon manches Gute verbreitet wurde, hat, wie bekannt, der jetzige Pascha von Aegypten vor ungefähr zehn Jahren zu Bulah, in der Gegend von Kairo, ebenfalls eine ähnliche Anstalt begründet, aus welcher arabische, persische und türkische Werke hervorgehen. Die arabische Sprache ist jene der Eingebornen; die türkische ist die Muttersprache des Pascha's und des größten Theils der Mitglieder seiner Regierung, und die persische wird von vielen Türken und Arabern getrieben.

Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, die bis jetzt erschienenen Werke, so weit sie uns bekannt wurden, hier zu verzeichnen; denn wenn in der Literatur das gesellschaftliche Leben und Wirken sich ausspricht, so muß Dieß besonders bei einer Nation der Fall seyn, die, so zu sagen, durch die Civilisation neu geboren wird, und die, da sie den bisher verfolgten Ideengang verschmäht, sich jetzt in einer für sie fast neuen Welt befindet. Man wird finden, daß fast alle die angeführten Werke, mit Ausnahme jener, die von den ersten Elementen der Sprache handeln, den Wissenschaften und Künsten des neuern Europa angehören, und Dieß ist besonders mit der Kriegskunst der Fall. In unserm Jahrhundert, wo man vorzüglich materielle Interessen und die Mittel, sich ihrer zu versichern, im Auge hat, dachte die ägyptische Regierung noch nicht daran, die alten historischen und geographischen Abhandlungen der Araber und Perser, die doch einen großen Theil der Nationalliteratur ausmachen, durch die Presse zu vervielfältigen. Bei uns sind diese Werke gerade die geschätztesten. Ein Theil der hier verzeichneten Schriften war früher bereits in Konstantinopel erschienen.

Grammatikalische Werke.

1. Ruhepunkt des Geistes; arabische Grammatik von Ahmed Ibn Massud; ein Band in 8., gedruckt im Jahre der Hedschra 1244 (1828 n. Chr.).
2. Drei arabische Sprachlehren, jede einen Band stark in 8., ohne Namen ihrer Verfasser, im nämlichen Jahre wie oben gedruckt.
3. Arabische Konjugationen; 1 Bd. 8.
4. Abhandlungen über das Präteritum und Imperfectum im Arabischen. 1 Bd. 8. 1244 (1828).
5. Die eben erwähnten sechs Abhandlungen in einem einzigen Bande zusammengedruckt.
6. Eine arabische Grammatik mit Marginalanmerkungen in derselben Sprache; 1 Bd. in 8. 1241 (1825).
7. Die Djarumia, arabische Grammatik; 1 Bd. in 12. 1239 (1825). Diese Schrift ist eine von denen, welche zuerst Aufmerksamkeit in Europa erregten, als man nach der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften sich dort mit den orientalischen Sprachen beschäftigte. Es gibt eine lateinische Uebersetzung und einen Kommentar dieses Werkes von Pater Thomas Obicini von Novara.
8. Kommentar über die Djarumia in arabischer Sprache; 1 Bd. 8. 1242 (1826).
9. Abhandlung über die Philosophie der Sprache; in arabischer Sprache und in Versen. 1 Bd. 12. 1241 (1826).

Wörterbücher.

10. Persisch-türkisches Wörterbuch, von Haveri Effendi, mit angehängter persischer Grammatik, für Türken. 1 Bd. 8. 1242 (1826).
11. Persisch-türkisch-poetisches Wörterbuch, von Behby. 1 Bd. 8. 1245 (1830).
12. Dizionario italiano ed arabo, che contiene in succinto tutti i voccaboli, che sono più in úso e più necessari per imperar a parlare le due lingue correttamente; 1 Bd. 4. 1238 (1822). Dieses Werk besteht aus zwei Abtheilungen, wovon die erste in alphabetischer Ordnung alle gewöhnlichen Worte enthält. In der zweiten Abtheilung findet man einen Theil der nämlichen Worte nach den Gegenständen, die sie bezeichnen, eingetheilt.

Geschichte.

13. Annalen des ottomanischen Reiches, von Wassif Effendi, vom Jahre d. H. 1166 (1752) bis 1189 (1775). 1 Bd. 4. 1245 (1827). Diese Annalen sind schon in Konstantinopel gedruckt.
14. Ottomanische Chronik in türkischer Sprache; von Anveri Effendi, vom Jahre 1173 (1759) bis 1195 (1769). 1 Bd. 4. Dieses ist indeß nur der zweite Theil des Werkes, der einzige, der mir zu Gesicht kam. Er fängt mit Seite 132 an und endet mit S. 265.
15. Versuch über die russische Geschichte, in türkischer Sprache, nach der Geschichte Katharinens II, von Castera. 1 Bd. 4. 1244 (1829). Diese Uebersetzung wurde vor ungefähr zwanzig Jahren von Jakovaki Argyropulo, Beamter beim Divan, bearbeitet. So wie im französischen Werke, stößt man auch hier auf viele Namen von Lokalitäten und auf Titel, die den Orientalen durchaus unbekannt sind. Der Uebersetzer hat Sorge getragen, sie in Randbemerkungen zu erklären; am Schlusse befindet sich eine Tabelle über die Regierung Rußlands und dessen Streitkräfte.

Mohammedanische Religion.

16. Die kostbare Perle Ahmeds, als Kommentar über die Vorschriften Mohammeds; als Kommentar über die Darstellung der muselmännischen Religion, von Mohammed, dem Sohne Pir Ali Bertevi's; durch Kadi Zadeh Ahmed. Text und Kommentar in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1240 (1825). Dieses Werk war bereits in Konstantinopel gedruckt.
17. Vorschriften der muselmännischen Religion, in türkischer Sprache, von Durieta. 1 Bd. 8. 1245 (1830).
18. Abhandlung über die muselmännische Religion, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1243 (1828).
19. Die kürzesten Wege nach dem Stellbichein der Liebhaber und der Bote der Leidenschaft nach dem Aufenthalte des Friedens, oder Abhandlung des Verdienstes und der Pflichten des heiligen Krieges, d. h. des Krieges, den die Muselmänner verpflichtet sind, gegen jene Völker zu führen, die nicht ihrer Religion sind. 1 Bd. 8. 1242 (1826). Dieses ist in arabischer Sprache und enthält verschiedene gegen die Christen, Juden und Götzendiener gerichtete Stellen des Korans und anderer religiöser Schriften. Es gibt mehrere arabische Abhandlungen derselben Art; der berühmte Bohaeddin, Verfasser des Lebens Saladins, hat ebenfalls eine geschrieben.

Schöne Wissenschaften.

20. Sammlung arabischer Gedichte. 1 Bd. 18. 1242 (1827). Diese Fragmente waren schon früher gesammelt und von B. J. Humbert in Genf mit einer Uebersetzung und Noten versehen, unter dem Titel: Arabische Anthologie, herausgegeben worden. Dieser Wiederabdruck des Werks des Genfer Orientalisten in einem Lande, aus dem ein Theil jener Gedichte hervorgegangen ist, ist der beste Beweis des guten Geschmacks, von dem die ursprüngliche Auswahl geleitet wurde.
21. Der Gulistan des Sadi in persischer Sprache. 1 B. 8. 1243 (1828).
22. Pend-nameh oder das Buch der Rathschläge, in persischen Versen,

Digitized by Google

vom Scheikh Ferrid-eddin Attar. 1 Bd. 8. 1245 (1828); dieses wurde übersetzt und mit Noten versehen herausgegeben von Silvester de Sacy.

35. Türkische Verse an den jetzigen Pascha von Aegypten, Mohammed Ali, über seine Thaten. 1 Bd. 12. 1243 (1826).

Briefsteller und Muster gerichtlicher Aufsätze aller Art.

24. Muster von Briefen an Personen jeden Standes, nebst gerichtlichen Aufsätzen aller Art, in arabischer Sprache. 1 Bd. 8.
25. Die Kunst Briefe zu schreiben, in arabischer Sprache, vom Scheikh Meri. 1 Bd. 8. 1242 (1826).
26. Garten der Sekretäre und Bassin wohlerzogener Personen oder Sammlung von Briefen und Bittschriften aller Art, in türkischer Sprache, von Hayret Effendi. 1 Bd. 4. 1242 (1826). Hayret Effendi war Sekretär eines türkischen Beamten, und seine Briefe werden für Muster gehalten. Diese Sammlung besteht aus acht Gärten oder Büchern, deren erster Briefe an den Sultan enthält; im zweiten sind Briefe an die Großbeamten des Senats, im dritten an den Großwessier, im vierten an den Mufti, im fünften verschiedene Schreiben an die Mollahs und Lehrer in den Schulen enthalten u. s. w.

Schriften über Arithmetik und Geometrie.

27. Abhandlung über die Rechenkunst, in arabischer Sprache, vom Scheikh Schehab-eddin Achmed Ibn Mohammed. 1 Bd. 8. 1241 (1826).
28. Barrâme oder abgeschlossene Rechnungen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 16.
29. Anfangsgründe der Geometrie, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8.
30. Geometrie und Feldmeßkunst, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8., mit lithographirten Tafeln. 1240 (1825).
31. Koptischer und arabischer Kalender. 1 Bd. 18. 1240 (1825).
32. Türkischer Kalender für das Jahr 1245 d. H. (1830) 1 Bd.

Medizin.

33. Anfangsgründe der medizinischen Wissenschaften, in arabischer Sprache, nach der Abhandlung des Fr. Vacca, Professor der Universität Pisa. 2 Bd. 8. 1242 (1826).
34. Das vierte von den fünf Büchern der Abhandlung über chirurgische Operationen, in türkischer Sprache, von Schamy Zadeh. 1 Bd. 4. 1244 (1829).

Ackerbau und Industrie.

35. Ackerbauordnung, in arabischer Sprache. 1 Bd. 8. 1245 (1830).
36. Dasselbe in türkischer Sprache. Dieses Werk handelt von den periodischen Ueberschwemmungen des Nils, der Aussaat u. s. w.
37. Kunst die Seide zu färben, in arabischer Sprache, nach der französischen Abhandlung von Macquer. 1 Bd. 4. 1238 (1823).

Militärische Schriften.

38. Grundsätze der Disziplin und der Anführung der Truppen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1245 (1830).
39. Waffenübungen der Truppen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1245 (1830).
40. Zweite Vorschrift des militärischen Unterrichts, in arabischer Sprache. 1 Bd. 8. 1239 (1824).
41. Eine Ausgabe des nämlichen Werks. 1 Bd. 12. 1242.
42. Schule des Infanteristen. 1 Bd. 8. mit Kupfern. 1239 (1824).
43. Der Korporalsdienst, in arabischer Sprache. 1 Bd. 12. 1246 (1830).
44. Sergeantendienst, in arabischer Sprache. 1 Bd. 8. 1244 (1828).
45. Bataillonsschule, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1240 (1824).
46. Regimentsschule und Schwenkungen der Linie, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1240 (1824).
47. Von den im Kriege gebräuchlichen Minen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8., mit Zeichnungen. 1239 (1825). Dieses bereits in Konstantinopel gedruckte Werk wurde unter Selim III nach französischen Abhandlungen über den nämlichen Gegenstand bearbeitet von Hossein Refky, Hülfslehrer an der geometrischen Schule zu Konstantinopel.
48. Kunst, die Bomben zu werfen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1239 (1825).

Schifffahrt und Marine.

49. Abhandlung über die praktische Schifffahrt, in türkischer Sprache, nach dem Französischen des Admirals Truguet. 1 Bd. 12. 1242 (1826). Dieses Werk wurde bereits in Konstantinopel gedruckt. Bekanntlich wurde Herr Truguet, als er noch Schiffskapitän war, von Ludwig XVI nach Konstantinopel geschickt, um den Türken Unterricht in den nautischen Wissenschaften und der Seetaktik zu geben. Diese Abhandlung ist eine von jenen, welche er für dieses noch so unwissende Volk aufsetzte.
50. Marine-Verordnungen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8., mit Zeichnungen. 1243 (1827).
51. Marine-Verordnungen in türkischer Sprache, vom nämlichen Jahre.
52. Abhandlungen über die Richtung der Kriegsschiffe und ihre Bewegungen. 1 Bd. 4. in türkischer Sprache. 1242 (1826).
53. Marine-Artillerieschule, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8.

Die Druckerei zu Bulak wurde nach Angabe des Don Raphael, vormaligen Professors der arabischen Volkssprache an der Schule der lebenden orientalischen Sprachen zu Paris, an der Bibliothek des Königs, eingerichtet. Der Aufseher der Anstalt ist ein Aegypter, der im Jahre 1819 zu gleicher Zeit mit Osman-Bey, jetzt General-Major in Aegypten, studirt hat. Die angeführten Werke leiden indeß noch an manchen Mängeln, wie dieß bei Entstehung eines Instituts zu gehen pflegt. Keines hat ein Titelblatt; vielen fehlt selbst noch der Titel und der Name des Verfassers, kaum daß die Seitenzahlen bemerkt sind. Ohne Zweifel werden die mit der Leitung dieser so nützlichen Anstalt beauftragten Personen nach und nach die verschiedenen noch mangelnden Verbesserungen einführen, und sie dürfen sich hierin nur an europäische Vorbilder halten. Die Druckerei zu Bulak wird bald durch die Mission derjenigen Aegyptier, deren Studien Herr Jomard seit dem Jahre 1826 in Frankreich leitet, einen wohlthätigen Impuls erhalten, denn diese Mission wird fähige Leute liefern, um die für die Civilisation nützlichsten Werke aus dem Französischen ins Arabische zu übersetzen. Schon ist der Scheikh Nefaa einer von denen, die sich zu Paris im Uebersetzen vervollkommneten, zu Kairo angekommen und hat sich bereits in Arbeit gesetzt.

So rasch schreitet die Zeit vorwärts; kaum erhält man Nachricht von der arabischen und türkischen Zeitung in Kairo und einer türkisch französischen in Konstantinopel, so erscheine eine ähnliche Zeitung zu Canea auf der Insel Candia. Diese wird in türkischer und neugriechischer Sprache herausgegeben und hat den türkischen Titel: „Begebenheiten auf Kreta," und die griechische Κρητικη Ἐφημερις, Kretisches Journal. Die ägyptische Regierung hat, kaum auf der Insel Candia befestigt, dieses Hülfsmittel für öffentliche Mittheilung eingeführt.

Die vor uns liegende Numer der Zeitung von Candia enthält einige gesundheitspolizeiliche Verordnungen der Regierung für das Land. Wie bekannt, werden nicht nur Europa, sondern auch der Orient, und vorzüglich Aegypten, von der Cholera und andern ähnlichen Uebeln heimgesucht. Herr Bianchi benachrichtigt uns, daß die Behörde Sorge trage, Alles, was bei uns in dieser Hinsicht geschieht, drucken und an öffentlichen Orten anheften zu lassen. Was für neue Ideen müssen solche Maßregeln in den Gemüthern erwecken!

Das größte Dampfschiff.

Das größte Dampfschiff der Welt wurde unlängst zu Montreal in Unterkanada vollendet, und hat die Bestimmung, auf den St. Lorenzfluß gebraucht zu werden. Es hat 189 Fuß in der Länge, 70 Fuß in seiner größten Breite, 12 Fuß Tiefe oder dem Wasser, und 7 Fuß 9 Zoll unter demselben. Seine beiden Dampfmaschinen sind die größten, die man bisher kennt, und haben 300 Pferdekraft, die bis 450 gesteigert werden kann. Die Herrnkajüte mißt 100 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite, die für die Damen ist nicht viel kleiner, und beide sind höchst geschmackvoll ausgestattet. Es enthält Betten für 90 Passagiere.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 364. 30 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

3. Die Conciergerie.

(Fortsetzung.)

Mein Gefängniß lag gerade ober einem Hofe, in den hinein sich die Fenster oder vielmehr die Schießscharten öffneten, welche bestimmt waren, der „Mausfalle" (La Souricière) etwas Luft und Licht zu geben. Die „Mausfalle" ist, so viel ich weiß, ein vorläufiges Gefängniß, wo man Verbrecher in Bausch und Bogen auf einander speichert, bis für jeden Einzelnen das gehörige Quartier ausgemittelt ist. *) Die Mausfalle der Weiber lag meinem Käfig so nahe, daß ein Theil Dessen, was dort gesprochen wurde, mir vernehmlich war. Da hörte ich denn Liebeslieder von rauhen Kehlen gesungen, furchtbare Flüche von sanften jugendlichen Stimmen ausgestoßen; unzüchtige Geschichten von Mädchen erzählt; Erzählungen wahrscheinlich von Mord und Diebstahl in Rothwälsch; neue Romanzen, Barcarolen und Vaudevilles von Weiberchören gesungen, in die sich Parodien, Narretheien, Verwünschungen und schallendes Gelächter mischten. Das Traurigste an diesen Szenen war die wildauflodernde Fröhlichkeit dieser Seelen, die in den Auswurf der Gesellschaft hinabgezogen und selbst zum Schmutz geworden ohne alle Traurigkeit, ohne alle Gewissensbisse, ohne irgend einen Gedanken an Moral oder Zukunft waren . . . Eines Tags wurde in dem Gefängnisse größere Bewegung als gewöhnlich laut; die Glocken tönten öfters; regelmäßige Schritte ließen sich vernehmen, Bajonnetten klirrten. Die Thüre einer anstoßenden Kammer wurde mehrmals geöffnet und geschlossen, ich hörte heulen und weinen. Als mich Jakob besuchte, war er in seine Uniform gekleidet. Das Schluchzen in dem benachbarten Gefängnisse dauerte fort; die Weiber in der Mausfalle sangen unaufhörlich. Ich erfuhr von dem Gefängnißwärter, daß ein zum Tode Verurtheilter sich neben mir befinde, daß der Tag zur Hinrichtung gekommen sey und bereits auch die Stunde. Das Schluchzen sey die Bekehrung und Beichte des armen Sünders, der Geistliche beschäftige sich mit ihm, der Verurtheilte liege auf den Knien und erhalte eben von Wein und Verzweiflung berauscht die Absolution; nur zehn Minuten noch lägen zwischen seinem Leben und Tode. Bald darauf setzten sich auch wirklich alle Glocken in Bewegung; ein Rädergerassel erschütterte den Boden und das Gefängniß, ein Gemurmel ferner Stimmen scholl noch herauf, endlich trat wieder die Gefängnißstille ein.

Der Kerker siegte endlich, wie sich wohl denken läßt, über einen sechszehnjährigen Körper, und diese schrecklichen Szenen ließen mir einen unerlöschlichen Eindruck zurück. Der Mangel an frischer Luft und Bewegung, der Kummer Diejenigen nicht mehr sehen zu können, die ich liebte, die feuchte Kerkerluft, machten mich krank. Ein Monat war schon vorüber, der Arzt verlangte für mich Spaziergänge im Gefängnißhofe (préau); Jakob führte mich in einen viereckigländlichen Hof, der zehn oder zwölf Fuß tiefer als die daranstoßenden Gassen in den Boden eingegraben und von hohen Gebäuden umschlossen war, die alle mit Eisen und behauenen Steinen gepanzert waren. Nackte Füße liefen auf dem feinen Sand umher, mit welchem er bestreut war, rauhe und harte Stimmen fragten, wer ich wohl seyn könne; Männer mit haarigen Armen umringten mich, andere im Hemd ohne irgend ein anderes Gewand als grobe Leinwandhosen lagen auf der Erde ausgestreckt und spielten; einige waren mit jenen kleinen Stroharbeiten beschäftigt, deren Niedlichkeit bewunderungswürdig ist. Ich sah das Laster wieder, wie es mir im heil. Martinssaale begegnet war, aber nur in noch scheußlicherer Gestalt. Im Polizeisaale hatte es doch noch eine Halsbinde, einen Rock, eine halb gesellschaftliche Sprache, noch einige Gewohnheiten der Civilisation; hier zeigte es sich in seiner ganzen Nacktheit und Kraft. Hier redete es nur noch das Rothwälsch, eine schreckliche Verachtung Aller und seiner selbst maite sich auf seinem Gesichte. Eine heiße Habgier funkelte aus den Augen der Spieler. Hier also inmitten des Prunkes und der Ordnung des bürgerlichen Lebens fand sich eine Horde von Wilden, die der Civilisation alle ihre List, alle ihre Hülfsmittel abgeborgt, um sie gegen dieselbe anzuwenden. Diese Gestalten, ihre Fragen, ihr Blick, ihre Bewegungen, ihre

*) Der Verfasser irrt sich hier. Die Souricière ist ein Zimmer, wohin die Gefangenen aus den verschiedenen Gefängnissen gesendet werden, um von den Untersuchungsrichtern vernommen zu werden. Zur Zeit, von der Herr Chasles spricht, und noch lange nachher, war die Mausfalle eine kleine enge Stube, die ihr Licht durch zwei Lucken erhielt, in der zuweilen vierzig bis fünfzig Individuen auf einander gedrängt waren. Im Jahre 1828 wurde dieser Ort zwar vergrößert und erhielt mehr Luft und Licht, allein noch immer bleibt er eine höchst nachtheilige Einrichtung.
A. d. R.

Digitized by Google

unbekannten Worte machten auf mich einen schrecklicheren Eindruck, als es das Schaffott selbst gethan haben würde.

Man führete mich in diesen Hof nur zweimal, mein dritter Spaziergang fand in einem andern Préau statt, der viel kleiner und in dessen Hintergrund ein mit hohen Mauern umgebener Brunnen war. In den Gefängnissen, deren Luftlöcher auf diesen kleinen Hof herauszingen, befanden sich mehrere wegen politischer Vergehen Angeklagte, unter andern ein Kavallerielieutenant, der stets von der besten Laune, leichtsinnig und unbesonnen, von unverwüstlicher Gesundheit, mit harmlosem Scherz gegen seine Verfolger gewaffnet, mir hinter seinem eisernen Gitter tausend lustige Geschichten erzählte. Als man sah, daß meine Gesundheit sich besserte, warf man mich wieder in mein finsteres Loch. Ich hatte binnen acht Tagen dreimal frische Luft geathmet, Dieß war genug. Meine Gefängnißeinsiedelei dauerte zwei Monate.

(Schluß folgt.)

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

7. Wie benahm sich die Regierung nach Außen.

(Schluß.)

Ich wohnte auf fremdem Boden; wie betrübt war ich, dort an dem Muthe unserer Regierung verzweifeln zu müssen, an jenen Orten, wo der Arm unserer Soldaten die Felsen der Alpen gespalten, um ihren Siegen Bahn zu brechen. Welch ein Thor war ich! Ich bildete mir ein, man wolle aus Geschmack den Frieden um jeden Preis; dem war nicht so: „Frankreich wisse, daß wenn man Deine Ehre so wohlfeil in den Kauf gab, es deßwegen geschah, weil Du nicht im Stande warest sie zu vertheidigen, weil Dir Geld und Soldaten fehlten. Und ihr Fremden, erfahret aus diesem Geständniß, daß wenn ihr mit wohlgeübten und zahlreichen Truppen in das Königreich eindringt, ihr uns schlagen werdet.“

„Ihr guten Leute und romantischen Politike, sagten andere schmiegsamere Ministerielle, ihr fühlt euch verletzt durch das System unserer großen Herren, ihr hättet gern ein wenig Ehre gehabt, das tägliche Brod des Landes; aber habt ihr auch weiter gedacht? Ehre heißt so viel als Krieg; Krieg, so viel als Bankerott, strenge Maßregeln, Konfiskationen, Schaffotte. Es würde dann der Fall seyn, daß ihr an die Gränze ziehen müßtet, und um euch dahin zu bringen, müßte man Anfangs euch die Kehle abschneiden. Wir predigen euch daher den Frieden aus Mitleid für euch und eure Schwäche, denn außerdem lieben wir den Schrecken; wir hegen in Betracht seines eine tiefe Bewunderung. Was liegt uns daran, ob man Geld mit Guillotinen oder Worten münzt? Denn um das Geld handelt es sich doch nur im Grunde.“ — Andere ernsthafte Personen, die Prälaten der Quasilegitimität, betrachteten uns als wüthende Hunde, die auf dem Sprung ständen, sich auf Europa zu stürzen, wenn nicht handfeste Knechte uns an der Kette hielten. Dieß ist es, was Franzosen öffentlich ausgesprochen und einbekannt; sie rissen dem Vaterland, ihrer Mutter, das Gewand vom Leibe, sie legten seine geheimen Schäden bloß; sie gaben es dem Gespötte der Mächte Preis; diesen bezeichneten sie uns als eine leicht zu verschlingende Beute oder als Menschen, die nur durch den Schrecken wieder zur Kraft aufgestachelt werden könnten. So wäre also unser früherer Muth, den so viele Eroberungen beurkundeten, nichts gewesen als die Frucht eines hinter unserem Rücken aufgestellten Schreckens, unser Ruhm nichts als die Folge unsrer Verbrechen? „Seyd nur ordentlich, wagte man uns zu sagen, so wird man euch nichts zu leide thun.“ Ein solches Wort konnte aus dem Munde eines Franzosen kommen! Und das Herz derer, die dieses Wort hörten, schlug nicht laut auf! Und das Blut kochte nicht in ihren Adern! Durch Anstrengung, Vernunft und Geduld kann eine Nation ihre verlorne Freiheit wieder gewinnen; aber wie soll sie nach Außen ihre Unabhängigkeit und Ehre wiederfinden, wenn eine wie die andere geopfert worden ist? Will man uns sagen, das Königthum Philipps hänge wesentlich mit diesem Regime der Konzessionen und der Erniedrigung zusammen; jedes andere würde für seinen Thron der Tod seyn; es könne nur von der Schande leben? In diesem Falle sollte aber auch Frankreich nicht die Zeche bezahlen. Wenn das Gebäude des Julius nur auf der Hinopferung der Nationalwürde beruht, so wird es einstürzen; man baut kein dauerhaftes Denkmal auf Unehre, Triumphbögen die nur mit Koth verkittet, werden nicht auf die Nachwelt kommen.

Mit aller Kraft meiner Vaterlandsliebe protestire ich gegen diese Erklärungen der Quasilegitimisten. Nein, Frankreich braucht nicht vom Henker fortgestoßen zu werden, um in den Kampf zu gehen; nein, es verlangt nicht darnach, sich auf Europa zu stürzen, aber es will sich auch nicht mit Füßen treten lassen. Es wird weder zur Herrschaft Ludwigs XV noch zur Herrschaft Dantons zurückkehren; es wird weder englische Kommissäre in seinen Seehäfen noch Mörder auf seinen öffentlichen Plätzen dulden; es wird Manon Lescaut nur in der Opera, und „die Strickerinnen“ nur auf den Theatern des Boulevards sehen; aber es soll seine Lage kennen lernen, es soll sich nicht durch ein Federspiel täuschen lassen, und wissen was ihm droht.

Zweifeln wir nicht daran; die fremden Mächte, die kaum die Freiheit unserer Presse und unsrer Tribüne unter der Legitimität duldeten, werden sie noch weniger dulden mit dem ausgesprochenen Prinzip der Volkssouveränetät, und mit einer auf der Straße zugesprochenen Krone. Sie können sich verstellen, harren, eine Zeit lang und gewissermaßen entwaffnen; sie können euch sagen, ihr seyd die Heilande Europa's, und euer Stolz ist vielleicht naiv genug, um eine so grobe Fuchsschwänzerei zu glauben; aber wenn ihr den verschiedenen Höfen Zeit gelassen habt, die Revolutionen, die Töchter der eurigen, zu ersticken; wenn ihr ihnen ganz laut erklärt, wenn ihr ihnen bewiesen habt, daß ihr nicht im Stande seyd den Krieg zu führen, ohne euch in Bankerott und Terrorismus zu stürzen, so habt ihr euch gegen die einfachsten Gesetze der Selbsterhaltung versündigt. Nicht Diejenigen, welche die Ehre Frankreichs vertheidigen, gehören zur Kriegspartei; ihr seyd es, die durch eure Feigherzigkeit euer Vaterland einer neuen Invasion ausgesetzt habt! Freilich werdet ihr jetzt den Frieden haben; man kann nicht Dem, der den Rücken kehrt, den Degen in den Bauch stoßen. Aber will Frankreich auf solche Art den Frieden? In diesem Lande ist die Ehre so zu sagen Autochthon; sie klebt dem Boden an.

Digitized by Google

Meine Gesinnungen, meine Grundsätze entsprangen nicht aus den Umständen; sie stammen nicht von heute; es sind schon fünf und zwanzig Jahre her, als ich in meiner Reise von Paris nach Jerusalem die Worte schrieb:

„Es ist mit einer Nation nicht wie mit einem Menschen: Mäßigung im Glück und Liebe zum Frieden, die einem Bürger zusagen können, werden einen Staat nicht weit bringen. Allerdings soll man keinen ruchlosen Krieg führen; niemals soll man den Ruhm um Ungerechtigkeit erkaufen; aber seine Stellung nicht benützen, um sein Vaterland zu ehren, zu vergrößern, zu befestigen, ist an einem König mehr ein Mangel an Genie, als eine tugendhafte Gesinnung."

Was wird man dem Prozesse, den ich unsrer Politik nach Außen anhängen will, entgegensetzen? Die Einrede, man brauche sich nicht darauf einzulassen. „Es ist möglich, wird man sagen, daß man einen falschen Weg eingeschlagen hat, aber der Fehler ist nicht mehr gut zu machen. Es ist daher unnütz, abgedroschene Einwürfe wieder aufzuwärmen, deren bereits das Publikum bei seiner angebornen Beweglichkeit so überdrüssig geworden ist, daß es ihnen keine Aufmerksamkeit mehr schenkt. Die Ereignisse in Polen, Belgien und Italien sind vorbei; die Gelegenheiten, mit Würde aufzutreten sind versäumt; Verträge geschlossen, gesiegelt. Frankreich hat die Bahn des Friedens betreten; da es unaufhörlich wiederholen hörte, der Krieg würde für dasselbe der jüngste Tag seyn, so gefällt es sich jetzt in seiner Schlaftrunkenheit und will nichts mehr von Schlachten hören. Wie könnte man jetzt auf eine abgemachte Sache zurückkommen; wie will man an unsren Nachbarn Händel suchen, um eine Stellung wieder zu gewinnen, die nicht mehr zu gewinnen ist? In der Diplomatie muß man von dem Punkte ausgehen, auf welchem man sich befindet; die ehrenvollsten Bedauerungen sind keine Gründe für einen Staatsmann. Schlucken wir die Schmach hinab; schweigen wir; amüsiren wir uns, so gut es gehen will, und passen wir auf die Zukunft."

Wenn meine Erörterungen zum Zwecke hätten, das ministerielle System zu stürzen, oder zu zerstören was seit einem Jahre nach Außen geschehen ist; so würden sie nichts als Rekriminationen ohne Schlußfolge und ohne Werth seyn; allein Dieß war nicht meine Absicht. Ich habe die Vergangenheit dem Auge des Lesers vorgeführt; ich habe ein Inventar der schmutzigen Lumpen entworfen, nicht um ein Ministerium mit einem andern Systeme herbeizuführen, (denn was kümmern mich die Minister und ihre Systeme?) sondern um zu beweisen, daß sich die gegenwärtige Monarchie den Todesstoß versetzt hat, indem sie die Nation nach Außen in ihrer europäischen Würde erniedrigte. Man wußte die Energie der neuen Generationen nicht zu benützen; Karl II überlieferte das republikanische England den Armen der Weiber; es scheint, man wollte die Jugend des Julius durch die Entkräftung des Ministerialismus, eine andere Art von Kraftvergeudung, schwächen; aber die Regierungen thürmen so Berge von Verachtung und Haß über ihren Häuptern auf. Das vergangene Gestern, das heute ermüdet und beästigt, wird früher oder später aber zu einer unvermeidlichen Stunde mit Vorwürfen und Reaktionen wieder erscheinen. Frankreich wird nicht immer schlafen: es wird genügen, ihm wie Tasso's Helden einen Schild vorzuhalten, um es aus seinem Schlummer zu reißen. Dann wird diese Heerde von Feigen und Selbstsüchtigen, die es umringt, aus einander stäuben.

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsezung.)

Es bleibt uns noch übrig, der Herzogin von Abrantes durch jenen Theil ihrer Memoiren zu folgen, der sich über ihren Gemahl, den Bayard des napoleonischen Heeres, verbreitet.

„Von allen Offizieren," sagt die Verfasserin, „die den Generalstab des Generals Bonaparte bildeten, nachdem er zum Befehlshaber der Armee des Innern ernannt worden war, hatte der Oberst Junot das am meisten abenteuerliche, glückliche Geschick. Tapfer bis zum Idealen, trug er frisch noch die Spuren eines Muthes, den ihm auch seine erbittertsten Feinde nicht absprechen konnten. Der General hatte dieß zu würdigen gewußt, und seit dem Aufgange seines Glückssternes sah er sich Junot nicht bloß durch Handlungen des Muthes, sondern auch der ehrenhaftesten Redlichkeit verbunden. Es war bei der Belagerung von Toulon, wo der General ihn zuerst hatte kennen lernen, und zwar auf eine Weise, die ihrer Seltsamkeit wegen hier umständlich erzählt zu werden verdient.

„Junot war zu Bussy Legrand, im Departement der Côte d'Or, am 24 September 1771 geboren. Seine Eltern waren gute Bürgersleute, seine Familie hatte Vermögen. Da der Bürgerstand vor der Revolution von 89 seine Söhne nicht in Kriegsdienst treten zu lassen gewohnt war, so sollte Junot Advokat werden. Seine Erziehung begann zu Montbard bei einem braven Manne Namens Henrté, von dem er stets mit Dankbarkeit sprach, und wurde in dem Kollegium von Chatillon-sur-Seine beendigt. Hier war es, wo er Marmont kennen lernte und mit ihm jenen Freundschaftsbund schloß, den nichts ändern konnte, obgleich beide einerlei Laufbahn betreten hatten. Diese Freundschaft endigte nur mit Junots Tod im Jahre 1813. Junot hatte einen ausgezeichneten Charakter, den nicht Alle zu würdigen verstanden, die in seine Nähe kamen, woran er eigentlich selbst Schuld war, und zwar durch einen Fehler, der in der That seinen vielen guten Eigenschaften schadete; dieser bestand in einer ungemeinen Heftigkeit, die äußerst leicht und nur bei einem Scheine von Unrecht, entflammt werden konnte. Eine Fahrlässigkeit im Dienste, eine leichtsinnige Aufführung, eine zweideutige Verwaltung, brachten ihn außer sich, und seine Freimüthigkeit pflegte die Worte nicht zu wägen. Junot hatte eine schöne Seele; er kannte die Lüge nicht, und besaß eine Großmuth und einen Adel der Gesinnung, die seine Feinde als eine Untugend darzustellen sich angelegen seyn ließen. Aber mag seine zahlreiche Familie reden, die fünfzehn Jahre lang keine andere Stütze als ihn hatte; mögen die vielen Invaliden und mit Kindern beladenen Witwen reden, die von ihm Gehalte und Unterstützungen bezogen: sie werden nur die Tugend eines edlen Herzens preisen. Vielleicht wird man denken, daß Parteilichkeit mir die Hand führt, indem ich das Bild meines Gemahls zu entwerfen versuche: ich bin davon frei. Ich folge bloß der Wahrheit; der magische Schimmer, der mich hätte blenden können, ist schon seit vielen Jahren erloschen. Ich erfülle nur meine Pflicht, wenn ich die Tugenden anerkenne, die ihm wirklich eigen waren. Er besaß in ausgezeichnetem Grade die Eigenschaften eines guten Sohnes, eines guten Freundes und eines herrlichen Vaters.

„Mit der Revolution betrat Junot seine Laufbahn und ist ganz einer ihrer Söhne. Er zählte kaum zwanzig Jahre, als der erste Trommelwirbel sich hören ließ. Das Kriegsgeschrei erscholl damals von einem Ende des Königreichs bis zum andern; die besonnensten Männer forderten den Krieg; alle waren des Friedens überdrüssig. Wäre Junot nicht mein Gemahl gewesen, so würde ich sagen, wie bald er ein junger Achilles wurde. Es war eine Waffenleidenschaft, die in ihm wie überall erwachte, und ihn augenblicklich das gemächliche thatenlose Leben, das er bisher geführt hatte, vergessen ließ. Damals war es, wo er in das Bataillon der Freiwilligen

Digitized by Google

der Côte d'or trat, das später so berühmt geworden ist durch die Menge Generale und hohen Offiziere, die aus seinen Reihen hervorkamen. Er hatte zum Chef den liebenswürdigen und unglücklichen Lazotte. Nach der Einnahme von Longwy erhielt sein Bataillon die Bestimmung nach Toulon, das den Engländern entrissen werden sollte. Es war der furchtbarste Augenblick der Revolution. Junot war Sergent der Grenadiere, und war dazu von seinen Kameraden auf dem Schlachtfelde ernannt worden. So oft er mir von den ersten Jahren seines abenteuervollen Lebens erzählte, sprach er von diesem Umstande als der wichtigsten Begebenheit seines Lebens. Mit dem Ausdrucke, der unwiderstehlich überzeugt, weil er vom Herzen kommt, sagte er, daß er auf seiner ehrenvollen Laufbahn über Nichts so außer sich vor Freuden gerieth, als darüber, daß seine Kameraden, so tapfer wie er selbst — wie er zu sagen pflegte — ihn zu ihrem Sergenten erwählten, welche Wahl auch der Befehlshaber des Regiments bestätigte.

„Um diese Zeit war es auch, daß eines Tags ein Artillerieoffizier, der vor wenigen Tagen von Paris gekommen war, um unter dem Befehle des verständigen Cartaux die Belagerungsarbeiten der Artillerie zu leiten, bei dem Wachtposten der Batterie der Sansculotten von dem Offizier einen jungen Unteroffizier verlangte, der zugleich Herz und Kopf auf der rechten Stelle habe. Sogleich rief der Lieutenant „das Ungewitter" — La Tempête — und Junot trat hervor. Der Artillerieoffizier heftete auf ihn jenen Blick, der damals schon seine Leute zu erkennen schien. „Du wirst Deine Uniform ausziehen," sagte der Offizier, „und dort hingehen, um diesen Befehl zu überbringen." Hiebei zeigte er mit der Hand nach einem entfernten Punkte der Küste und erklärte ihm, was er zu thun habe. Der junge Sergent wurde glühendroth wie eine Granate, seine Augen blitzten. „Ich bin kein Spion," erwiederte er, „suchen Sie einen Andern als mich, Ihre Befehle auszurichten." Mit diesen Worten trat er zurück. — „Du widersetzest Dich meinem Befehle?" sagte der Offizier. „Weißt Du, was Dir bevorsteht?" — „Ich bin bereit zu gehorchen," erwiederte Junot, „allein ich werde nur gehen, wohin Sie mich senden, in meiner Uniform oder gar nicht. Das ist noch Ehre genug für diese . . . Engländer." Der Offizier lächelte, indem er ihn aufmerksam betrachtete. „Sie werden Dich erschießen," sagte er. — „Was geht Das Sie an? Sie kennen mich noch zu wenig, wenn Sie sich darum kümmern, und was mich betrifft, so ist es mir einerlei. Also ich gehe wie ich bin, nicht wahr?" Und indem er auf seine Patrontasche schlug, setzte er hinzu: „Mit meinem Säbel und den Zuckerkörnern da wird wenigstens die Unterhaltung nicht schläfrig werden, wenn die Herren Lust haben anzubinden." Mit diesen Worten machte er sich singend auf den Weg. Als er fort war, fragte der Offizier, „Wie heißt der junge Mensch?" — „Junot." — „Er wird seine Bahn machen." Der Offizier schrieb den Namen des Sergenten in seine Schreibtafel. Es war ein Ausspruch von nicht geringem Gewichte; denn man wird leicht errathen, daß der Artillerieoffizier niemand Anders war, als — Napoleon.

„Einige Tage später befand sich Junot in derselben Batterie der Sansculotten, als Bonaparte Jemand verlangte, der eine schöne Hand schreibe. Junot trat aus dem Gliede und vor den Offizier hin. Bonaparte erkannte den Sergenten wieder, der schon einmal seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er zeigte Theilnahme für ihn und befahl ihm, sich niederzusetzen, um einen Brief zu schreiben. Bonaparte diktirte, und kaum war er zu Ende, als eine von den Engländern geworfene Bombe kaum zehn Schritte von ihnen platzte, und den Schreiber und seinen Brief mit Erde bewirft. „Gut," sagt Junot lächelnd, „wir haben ohnehin keinen Streusand." Bonaparte warf seinen Blick auf den jungen Sergenten; er war ruhig und nicht einmal erschrocken. Dieser Umstand entschied sein Glück. Er blieb fortan an der Seite des Artilleriekommandanten und kehrte nicht mehr zu seinem Bataillon zurück. Später als Bonaparte nach der Einnahme der Stadt zum General ernannt wurde, wünschte Junot sich für sein braves Benehmen während der Belagerung nichts mehr als zum Adjutanten ernannt zu werden, indem er den niedrigern Rang dem höhern vorzog, den er hätte erlangen können, wenn er bei seinem Regimente geblieben wäre. Aber dann hätte er Bonaparte verlassen müssen und Dieß konnte er nicht mehr. Junot hatte eine Seele voll Feuer und ein edles Herz. Er schloß sich bald seinem General mit einer Innigkeit an, die zur Vergötterung wurde. Ohne ermessen zu können, welchen Riesen er vor sich hatte, errieth sein durchdringender Verstand doch, daß er es mit einem großen Manne zu thun habe. Ich habe noch den Brief in meiner Hand, den Junots Vater, beunruhigt über den Entschluß seines Sohnes, im Jahre 1794 an ihn schrieb; indem er sich nach dem Manne erkundigte, dem er sich angeschlossen hatte. „Warum hast Du," schrieb der ehrliche Mann, „den General Laborde verlassen? Warum verließest Du Dein Korps? Wer ist dieser General Bonaparte? Wo hat er gedient? Niemand kennt ihn." — Junot erwiederte: „Sie fragen mich, Wer der General Bonaparte ist? Ich könnte antworten, wie Santeuil: „Um zu wissen, Wer er ist, muß man er selbst seyn!" Uebrigens kann ich Ihnen soviel sagen, daß er einer von den Männern ist, mit denen die Natur sparsam umzugehen pflegt, und die sie nur von Jahrhundert zu Jahrhundert dem Erdkreise gibt."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zeitungen aus Bombay melden die Ankunft des Lieutenant Burnes bei Runschit Sing, dem Könige der Sikhs, an den er im Namen des Königs von England mit Geschenken für den Fürsten von Lahore gesendet worden war, um zwischen den englischen Besitzungen und den Ländern des Mahraschah's Handelsverbindungen anzuknüpfen. Lieutenant Burnes traf am 18 Julius in Lahore ein. Unter den Geschenken für den Mahrattenfürsten befanden sich einige Wagenpferde und Sir John Malcolms Staatswagen, den man zu diesem Zwecke kurz nach Sir John's Abreise nach England gekauft hatte. Lieutenant Burnes wurde von Runschit mit vieler Auszeichnung aufgenommen; eine große Heerschau war zu Ehren seiner Ankunft veranstaltet worden, und als er in Runschits Palast anlangte, wurde er von dem Fürsten der Sikhs umarmt. Der englische Gesandte überreichte sodann seine Schreiben, und ließ die fünf großen Pferde vorführen, über deren Größe Runschit Sing höchlich erstaunt war; so daß er sie für ein Mittelding von Elephant und Pferd anzusehen geneigt schien. Die günstige Aufnahme, welche Lieutenant Burnes allerwärts im Gebiete Runschit's erfuhr, lassen hoffen, daß ein freundschaftlicher Verkehr zwischen seinen und den englischen Besitzungen sich eröffnen wird. Runschit ließ den Generalgouverneur dringend zu einer Zusammenkunft an den Ufern der Schumna einladen, die demnächst statt finden soll.

•

Das von Beranger an Chateaubriand gerichtete Gedicht (s. Ausland S. 1124.) wurde von einem sechszehnjährigen jungen Manne, Telemach Lafonte ins Lateinische übersetzt, wofür der Dichter an den Vater des Uebersetzers folgende merkwürdige Zeilen als Danksagung erließ:

Paris, 24 November 1851.

„Was thaten Sie, mein Herr? Sie erneuerten einen meiner Schmerzen und Beschämungen. Die Güte, mit welcher Sie mir das von Ihrem Herrn Sohne übersetzte Gedicht übersandten, zwingt mich zu gestehen, woran Sie ohne Zweifel nicht zweifeln werden, daß ich kein Wort lateinisch verstehe. Ich habe nie eine Erziehung erhalten, und hätte man mich nicht das Drucken lernen lassen, so würde ich wahrscheinlich auch nicht einmal die Orthographie erlernt haben. Ohne den Muth zu haben, in meinem schon vorgerückten Alter das Versäumte nachzuholen, erröthete ich stets über das Unglück, nicht mit den großen Männern des Alterthums vertraut werden zu können. Glücklicherweise habe ich viele Freunde, die nicht so unwissend sind wie ich, und diese versicherten mich, daß die lateinischen Verse Ihres Herrn Sohnes, als eines so jungen Mannes nicht wenig wirkliches Verdienst haben, und daß ich mir wegen des Glückes, womit Ihr Herr Sohn meine Gedanken in die Sprache Horazens und Virgils übertragen, schmeicheln dürfe u. s. w."

•

Nach Berichten aus Bombay haben dort wieder neuerdings drei Suttis stattgefunden. Eine Frau von 18 Jahren stürzte sich in den Scheiterhaufen, der die Leiche ihres Mannes verzehrte, obgleich ihre Freunde Alles aufboten, sie zurückzuhalten. Der Mann war an der Cholera gestorben. Ein gleicher Fall ereignete sich mit zwei andern Weibern. Die englischen Distriktsbehörden haben die Verwandten der Weiber, welche der Besteigung des Scheiterhaufens beiwohnten, vor Gericht gezogen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 365. 31 Dezember 1831.

Walter Scott's neueste Romane.

(Fortsetzung.)

Die von dem Kaiser Alexius beabsichtigte Lehenshuldigung der Kreuzfahrer, und die dabei vorgefallene Entweihung des kaiserlichen Thrones, erzählt der Dichter in folgender lebensvollen Schilderung.

„Obgleich Alexius wenig Hoffnung hatte, eines so derben Schlages von Kriegsleuten, die unter sich selbst so uneinig waren, und ihrer hochfahrenden Anführer, die in völliger Unabhängigkeit von einander standen, Herr zu werden, so versäumte er doch nicht mit eben so viel Eile als Gewandtheit die von Godfried und seinen Waffengefährten gegebene Erklärung zu benützen, daß nämlich der griechische Kaiser das Recht habe, von Allen, die nach Palästina in den Krieg zogen, den Lehenseid zu fordern, so wie er auch der natürliche Lehensherr aller Provinzen sey, die im Verlaufe dieses Zuges erobert würden. Vor Allen war der Kaiser entschlossen, diese Feierlichkeit so öffentlich zu machen als möglich, und dabei einen Glanz und eine Pracht zu entfalten, die unfehlbar einen lebhaften und dauerhaften Eindruck auf die Gemüther hervorbringen mußten.

Eine der großen Terrassen, die sich längs der Küste der Propontis hinziehen, war als Schaubühne dieser prachtvollen Feierlichkeit ausersehen. Man errichtete auf derselben einen glänzenden Thron für den Kaiser. Bei dieser Gelegenheit bemühten sich die Griechen, die genaueste Beobachtung der Etikette, auf die ihre Eitelkeit so großes Gewicht legte, dadurch unverbrüchlich zu machen, daß sie rings umher keinen andern Sitz errichteten; denn Niemand als der Kaiser sollte sitzen dürfen. Um den Thron des Comnenen waren nach ihrem Range die verschiedenen Würdenträger seines glänzenden Hofstaates aufgestellt vom Protosebasten und Cäsar an, bis zum Patriarchen und bis auf Agelastes, *) der in seinem einfachen Gewande gleichfalls der Feierlichkeit beiwohnte. Hinter dem Kaiser und seinem Hofe standen die Reihen der ausgewanderten Angelsachsen, die für diesen Tag verlangt hatten, ihre silbernen Harnische ablegen und dafür Panzerhemde und Brustharnische von Stahl tragen zu dürfen. Sie wünschten, wie sie sagten, an diesem Tage den Kriegsleuten sich selbst als Krieger zu zeigen. Man hatte ihnen dieß um so lieber bewilligt, als man nicht gewiß seyn konnte, ob nicht irgend ein geringfügiger Vorfall die Harmonie unter so leicht entzündlichen Gemüthern stören würde, die sich hier zusammen fanden.

Hinter den Wäringern und in größtmöglicher Anzahl waren die griechischen oder römischen Kohorten aufgestellt, die den Namen der „Unsterblichen" führten, eine Benennung, welche die Römer ursprünglich von den Persern entliehen hatten. Die gewaltigen Gestalten, der stolze Helmschmuck und die reiche Kleidung dieser Leibwache hätten den fremden Fürsten allerdings einen sehr hohen Begriff von ihrem Muthe beibringen können, wenn man nicht hätte bemerken müssen, daß diese Soldaten jeden Augenblick ihre Reihen zu verlassen geneigt waren, um mit einander zu plaudern; was einen auffallenden Kontrast mit der festen und unbeweglichen Haltung, und dem ununterbrochenen Stillschweigen der Kriegszucht gewohnten Wäringer bildete, die gleich eben so vielen eisernen Bildsäulen anzusehen waren.

Der Leser stelle sich also diesen mit aller Verschwendung orientalischer Pracht errichteten Thron vor, der von fremden und einheimischen Heerschaaren des Kaiserreiches umgeben war, indeß Geschwader leichter Reiterei im Hintergrunde hin und her wogten und fortwährend ihre Aufstellung veränderten, um dem Auge als größere Massen zu erscheinen, ohne ihre Anzahl genau berechnen zu lassen. Zwischen den Staubgewölken hindurch, die ihre Schwenkungen aufwirbelten, erblickte man Fahnen und Standarten, unter welchen man das berühmte Labarum, das Siegsunterpfand der kaiserlichen Heere bemerken konnte, das indeß seit geraumer Zeit Einiges von seiner Wunderkraft verloren zu haben schien. Die mächtigen Kriegergestalten des Abendlandes, die das griechische Heer vor Augen hatten, behaupteten übrigens, daß die vor den Reihen aufgestellten Paniere für noch zehnmal so viel Soldaten ausreichen würden.

In der Ferne zur rechten Seite des Thrones ließ eine zahlreiche Schaar europäischer Reiterei, die sich am Meeresufer aufgestellt hatte, die Kreuzfahrer wahrnehmen. Jeder Kreuzfahrer, der zu Hause einen Thurm besaß, und sechs Lanzen in seinem Gefolg hatte, würde geglaubt haben, daß seiner Würde zu nahe getreten werde, wenn nicht auch er berufen würde, um in die Hand des griechischen Kaisers die Lehenshuldigung abzulegen, und von seiner Krone die Länder zu Lehen zu tragen, die er eben so gut

*) Dieser Hofeunuch wird den Lesern noch aus dem „Abend in den Gemächern der Anna Comnena" erinnerlich seyn.

Anm. d. R.

Digitized by Google

zu erobern hoffte, als Gottfried von Bouillon oder Hugo der Große Graf von Vermandois. Obgleich sie sich so beeiferten, Alexis die Huldigung abzulegen, die ihm weit mächtigere Fürsten leisteten als sie, so schienen sie doch zu gleicher Zeit in einem seltsamen Widerspruch damit zu wünschen, es möchte sich ein Mittel finden, um bemerklich zu machen, daß sie diese Eidesleistung nur als einen Scherz betrachteten, und daß die ganze Feierlichkeit in ihren Augen Nichts als ein eitler Prunk sey.

Die Kreuzfahrer oder wie die Griechen sie nannten, die Grafen (dieser Titel war unter ihnen am häufigsten) mußten sich links von ihren Schaaren nähern, und einzeln nach einander vor dem Kaiser vorbeiziehen, indem so Jeder den Lehenseid aussprach, wie man zuvor darüber einig geworden war. Gottfried von Bouillon, sein Bruder Balduin, Bohemund von Antiochien und verschiedene andere vornehme Kreuzfahrer, waren die ersten, die diese Feierlichkeit vollzogen. Gleich darauf aber stiegen sie von ihren Rossen und blieben zunächst am Throne des Kaisers stehen, um durch die Würde ihrer Gegenwart zu verhindern, daß nicht Einer ihrer zahlreichen Waffengefährten sich während dieser Feierlichkeit eine ungeziemliche Verhöhnung erlaube. Andere Kreuzfahrer von niederem Range nahmen gleichfalls ihren Platz in der Nähe des Kaisers ein, theils aus Neugierde, theils um zu beweisen, daß auch sie so gut wie ihre Anführer von höherem Range gleichen Anspruch auf dieses Vorrecht hätten.

So standen also in geringer Entfernung große Schaaren griechischer und europäischer Krieger einander am Gestade des Bosporus gegenüber, beide völlig verschieden in Sprache, Waffen und Aeußerem. Nach einiger Zeit bewegten sich jene von den Franken, welche bereits den Lehenseid geleistet hatten, ohne gerade besondere Ordnung zu halten, nach einem Uferdamme, wo zahllose Galeeren und kleinere Schiffe versammelt lagen, um die kriegerischen Pilgrime nach dem jenseitigen Ufer der Meerenge überzusetzen und auf dem Boden jenes Asiens zu landen, wohin sie so inbrünstig zu gelangen sich sehnten, und von wo wahrscheinlich nur wenige zurückkehren sollten. Die Schönheit der Schiffe, welche sie an Bord zu nehmen bestimmt waren, die Bereitwilligkeit, mit der man ihnen Erfrischungen reichte, die schmale Wasserfläche der Meerenge, die sie zu durchschneiden hatten, die Aussicht demnächst den heiligen Kriegsdienst anzutreten, und sich hiedurch des gethanen Gelübdes zu entledigen, wornach sie so sehnlich verlangten — Alles trug dazu bei, unter diesen Kriegern die Fröhlichkeit zu beleben und Gesänge und der kriegerische Schall der Instrumente mischten sich in das Geräusch der Ruder, welche die Abfahrt ankündigten.

(Fortsetzung folgt.)

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

5. Die Conciergerie.

(Schluß.)

So lernte ich die Conciergerie kennen, eine große Lehre für das Leben eines Menschen und wenn dieser Mensch unschuldig und voll junger Hoffnungen ist — eine Lehre, die ihm eine bittere und unauslöschliche Traurigkeit zurückläßt. Die Unglücklichen, die der Verschwörung schuldig waren, in die man mich verwickeln wollte, wurden zur Verbannung oder zum Schaffotte verurtheilt. Was mich betrifft, so lag ich eines Morgens — mein Knabenstolzismus reichte endlich nicht mehr aus — auf meinem Bette ausgestreckt, ich hörte die benachbarten Glocken von Notre Dame, und sah schmerzvoll in den langen breiten Sonnenstreif, der in meinen Kerker drang — plötzlich überraschten mein Ohr schwerfällige, aber schnellere Tritte als gewöhnlich. In einem Gefängnisse ist Alles regelmäßig. Ein Gefängnißwärter geht wie der Perpendikel einer Uhr, ohne sich jemals zu übereilen. Jakob drehte auch dießmal seinen Schlüssel schneller im Schlosse um als gewöhnlich.

„Sie können gehen," sagte er als er eintrat, „ein Fiaker wartet unten."

Ich wußte in der That kaum, was ich mit meiner Freiheit anfangen sollte, so betäubt war ich von dieser Neuigkeit, und es ist nicht die mindeste Uebertreibung, wenn ich sage, daß ich von meinen Empfindungen und Gedanken dieses Tages keine Rechenschaft zu geben weiß. Jakob half mir mein kleines Bündel packen; ich ließ mich willenlos von ihm führen. Ich fand meine Mutter im Bette sehr krank; sehr gut erinnere ich mich noch ihrer Küsse und Thränen, nicht so deutlich der durchdringenden Frische des Maimonats, des duftigen Gartens, wo ich meinen Vater umarmte, der tiefen Rührung, die den Greis überwältigte, und der seltsamen Trunkenheit, die nach zwei Monaten einsamer Finsterniß meinen Körper durchschauerte, und in mir das Leben durch das allzu mächtige Gefühl des Lebens und Glückes auszulöschen drohte. Noch erinnere ich mich auch der Worte meines Vaters: „Du hast nichts mehr in Frankreich zu thun: man würde Dich stets beobachten, Du wirst nach England gehen."

Reisen, Arbeiten und Leiden, nichts vermochte die Erinnerung an die Conciergerie zu verlöschen. Im Jahre 1831 wollte ich sie wieder sehen. Es war nicht mehr das mittelalterliche Verließ; die Civilisation hatte auch diese Spur der Barbarei verlöscht. Man gebe diesem Hause der Gerechtigkeit einen andern Namen. Die Conciergerie besteht nicht mehr.

Gegenwärtig gelangt man zur Conciergerie nicht mehr durch den Hof des Justizpalastes. Kein finsteres Einlaßpförtchen ist mehr zu sehen, keine Grabeslampe mehr. Die Conciergerie hat ihren Haupteingang auf dem Quai de l'Horloge. Die kleine niedere Thüre wird nicht mehr benützt. Ein ungeheures Gitter dient als Pforte. Der Ort hat seinen ganzen Charakter verloren; die Stiegen sind gemächlich, die Luft hat freien Durchzug; die Pistole ist wohlfeiler, man könnte die Gefängnißknechte für Krankenwärter eines Spitales halten. Ich sah fünf oder sechs Frauen ganz gemach im Préau spazieren gehen, der für sie allein bestimmt ist. Das unter die Gefangenen vertheilte Brod ist gutes Kommißbrod. Ich weiß nicht, ob noch die alte Unmenschlichkeit der Kerkermeister fortbesteht; ein Mißstand aber findet sich dort noch: nämlich der, daß die Gefangenen statt auf Leintüchern in Säcken schlafen müssen. Es ist doch ein wenig zu arg, einen Unglücklichen in eine von drei Seiten eingenähte Leinwand einzusacken. Uebrigens herrscht im ganzen Gefängnisse vollkommene Reinlichkeit.

Digitized by Google

Der Fortschritt, der zwischen den Jahren 1815 und 1831 in der materiellen Wohlfahrt der Gefangenen vor sich ging, ist nicht zu verkennen. Allein der moralische Zustand ist noch derselbe. Man erkennt in dem Préau noch alle Gestalten von 1815. Das große Problem, der durch eine große Hauptstadt (der unermeßlichen Werkstatt aller Verbrechen) genährten Unsittlichkeit heilsam entgegenzuwirken, ist noch bei Weitem nicht gelöst.

Zu meiner Zeit waren es die Bonapartisten und Liberalen, die man durch einander in die Conciergerie warf; nur Eine Meinung war es, die man verfolgte. Die politische Wuth gab sich so auch durch schreiende Ungerechtigkeiten kund, wie denn auch ich ein Opfer derselben war. Gegenwärtig malt sich der Wirrwar unsers sozialen Lebens, das Chaos unsers moralischen Zustandes im Schoße der Conciergerie mit bizarren Farben. Während unsrer letzten Stürme konnten sich dort Valerius, der Vicar von Saint Metard und Herr Cavaignac die Hand geben und über Einer Tafel speisen. Seltsames Abbild unsers heutigen Staatslebens und der entgegengesetzten Elemente, die sich darin bewegen. Wollt ihr eine Epoche, einen Staat in nuce? Geht in ein Gefängniß.

Versuch einer Statistik von China.

5. Budget von China.

Einnahme.

Die Steuern und der Tribut werden in Geld und Getreide oder Reis erhoben; die Geldsteuer in „Taels," einer Münze ungefähr 8 Franken an Werth. Ein großer Theil der Einnahme in Getreide und Reis wird in den öffentlichen Speichern niedergelegt, und man hält hiervon immer einen Vorrath von 50 Millionen Seis, ungefähr 2550 Millionen französische Pfunde; ein Sei ist gleich 185 Pfund. Diese Masse von Getreide und Reis ist für den Unterhalt der Truppen, und im Fall von Mißjahren für den Bedarf des Volkes bestimmt. Diesen Theil der Einnahme kann man auf folgende Art anschlagen: Getreide 25,471,164 Seis; Reis 5,115,625 Seis; zusammen 30,596,789 Seis Getreide und Reis, oder 5,658,804,805 Pfund, was in Geld eine Summe von 41,112,531 Taels oder 128,898,648 Franken ausmacht. Ländereien bezahlen 5 Franken 80 Centimen für den Mou (ein Mou ist der siebente Theil eines Morgens). Die übrigen Auflagen werden von Salz, Kohlen u. s. w. erhoben, und zwar von den verschiedenen Provinzen in folgenden Beträgen: Provinz Pe-Tschi-Li 3,114,770 Taels; Chan-Si 3,559,724; Chen-Si 1,699,352; Chan-Tung 5,526,763 Taels und 555,965 Seis Getreide; Kan-Su 558,652; Kiang-Su 5,256,982; An-Hoei 2,550,076; Ho-Nan 3,177,408 Taels und 652,615 Seis Getreide; Kiang-Si 2,108,665 Taels und 795,063 Seis Getreide; Sse-Tschhuan 651,625; Tsche-Kiang 3,607,575 Taels und 678,520 Seis Getreide; Hu-Nan 947,505 Taels und 678,520 Seis Getreide; Hu-Pe 1,195,694 Taels und 96,954 Seis Getreide; Fu-Kian 2,158,358; Kuei-Tscheu 121,548; Yun-Nan 450,655 Taels und 227,626 Seis Getreide; Kuang-Si 489,429; Kuang-Tung 1,415,224 Taels. Folglich beläuft sich die Gesammtsumme der Abgaben in Geld auf 33,288,476 Taels oder 266,616,448 Franken; die Abgaben in Getreide betragen 4,250,959 Seis oder 782,707,255 Pfund. Ferner betragen die in den öffentlichen Speichern niederlegten Getreidesorten 30,596,789 Seis oder 5,658,804,805 Pfund, folglich eine Hauptsumme von 34,827,748 Seis oder 6,441,512,060 Pfund, was zum gewöhnlichen Reispreis eine Summe von 74,400,607 Taels oder 595,204,856 Franken ausmacht.

6. Jährliche Ausgaben für das Civildepartement.

Die Städte in den oben angegebenen Provinzen des Reichs werden in Städte Fu, oder ersten Ranges, in Städte Tschen, oder zweiten Ranges, und in Huan oder Städte dritten Ranges eingetheilt. — Die Zahl sämmtlicher Ober- und Unterbeamten, aller Provinzen des Reichs, die Mandarine eingerechnet, beläuft sich auf 9,222, deren jährliche Besoldung eine Summe von 3,614,905 Taels oder 28,917,624 Franken ausmacht.

Die Zahl der Städte beträgt 1659, nicht 2000 wie de Guignes und Pinkerton angeben; unter diesen befinden sich 114 Große, oder Städte ersten Ranges. Ich habe nur 18 Provinzen oder vielmehr Gouvernements gerechnet, obgleich Sir George Staunton und andere gelehrte Sinologen drei mehr angeben, nämlich: Sching-King (Mukden), Hing-King (Penden), und He-Lung-Kiang, die aber nicht zum eigentlichen China gehören. Einige dieser Provinzen sind größer, reicher und bevölkerter, als manches mächtige europäische Königreich.

7. Jährliche Ausgaben für das Militärdepartement.

Provinzen:	Zahl der regulären und irregulären Truppen, die Offiziere und militärischen Mandarine mitgerechnet.	Sold.*)
King-Sse, die Hauptstadt oder kaiserliche Stadt	26,150	434,272 Taels
Pe-Tschi-Li	151,000	2,470,807 —
Chen-Si	104,000	1,759,677 —
Chan-Si	55,000	875,600 —
Chan-Tung	55,000	582,814 —
Kan-Su } das alte Kian-An-Hoei } Nang.	132,000	2,182,707 —
Ho-Nan	24,051	395,615 —
Kiang-Si	39,000	641,539 —
Sstschuan	85,000	1,402,162 —
Tsche-Kiang	56,000	967,402 —
Hu-Nan } das alte Hu-Hu-Pa } Kuang	51,000	844,990 —
	57,000	621,254 —
Fu-Kian	76,000	1,228,006 —
Kuei-Tscheu	70,000	1,161,103 —
Yun-Nan	55,000	892,679 —
Kuang-Si	42,000	728,268 —
Kuang-Tung	99,000	1,582,654 —
Summe	1,256,201	20,812,541 Taels

oder 166,498,728 Franken.

Die Marineausgaben, die unbestimmt sind, habe ich hier nicht gerechnet.

Die Summe der Einnahmen aller Art, den Werth des aufgespeicherten Getreides nicht mitgerechnet, beträgt 33,288,276 Taels, die Civil- und Militärausgaben betragen 24,427,544 Taels, ferner für jährliche Arbeiten am gelben Fluß (Hoan-Ho) 2,000,000; jährliche Unterhaltungskosten der Gärten Yuen-Ming und Djih-Hu 1,000,000, folglich belaufen sich die sämmtlichen jährlichen Ausgaben auf 27,427,544 Taels oder 219,420,352 Franken, demnach bleibt also ein jährlicher Ueberschuß von 5,860,732 Taels oder 44,865,856 Franken.

Diesen Ueberschuß verschlingen die Besoldungen der Minister, die Ausgaben, welche das Collegium Han-Lin, welches aus 282 Offizieren besteht, erfordert, und endlich der kaiserliche Hof. Rechnet man die in den öffentlichen Speichern niedergelegten Abgaben an Getreide, so kann man die Hülfsquellen China's, die sich auf 74,400,607 Taels oder 595,204,856 Franken belaufen, mit Zurechnung der 266,506,258 Franken sonstiger jährlicher Einnahme, auf 861,711,064 Franken anschlagen.

Die Abgaben welche in Kuan-Tschen-Fu (Kanton), Ngao-Men (Macao), Ning-po oder Emoi**), Formosa, oder Tai-Uan von den Frem-

---

*) Die Truppen werden folgendermaßen bezahlt: ein Infanterist bekommt 8 Franken und 3 Maß Reis, und ein Kavallerist 16 Franken und 6 Maß Reis monatlich, außer der Fourage und andren Gegenständen, die von den Einwohnern geliefert werden müssen.

**) Die Europäer werden nur in Canton, Wampu, Linting und Macao aufgenommen, die spanischen oder europäischen Schiffe unter spanischer Flagge, und mit einer Erlaubniß von Manilla versehen, werden auch in Emoi eingelassen; Emoi ist ein Hafen der Provinz Fo-Kien, der großen Insel Formosa gegenüber; von dort laufen die nach Japan handelnden Schiffe aus.

Digitized by Google

den erhoben werden, tragen ebenfalls beträchtliche Summen ein; zu Kanton sechs Millionen. Hierher muß man noch rechnen den Verkauf öffentlicher Aemter, die Einnahme der Donanen an den Gränzen und auswärts; ferner die von den Nebenstaaten eingehenden Abgaben, 50 Millionen Franken Auflage auf Seide, verschiedene andere Stoffe und Produkte.

Die Einkünfte von den Domänen des Kaisers, das Monopol des Jin-Eben (Ginseng eine Wurzel welcher die Chinesen große Heilkräfte zuschreiben), die Konfiskationen, die Geschenke und andere geringe Einnahmen, sind in dieser allgemeinen Angabe nicht mitgerechnet.

Wir hätten eine Uebersicht dieser verschiedenen Einkünfte, so wie von der Bevölkerung der 1659 Städte von China, aus der zweiten Edition des Werkes von Uang-Kuol-Sching geben können, das während unsers Aufenthaltes in China zu Canton und Macao erschien; aber wir haben gute Gründe zu glauben, daß dieser Theil jenes Werkes viel weniger genau ist, als der, der von den Finanzen handelt. So glauben wir auch, daß die Gesammtsumme der Einkünfte des ganzen Reichs sich auf 1000 Millionen Franken beläuft, eine Summe, die dem gewöhnlichen Budget von Frankreich gleichkommt; daß diese Einkünfte die Ausgaben um Vieles übersteigen, und daß die Habgier der Beamten, die noch überdieß schlecht bezahlt sind, einen guten Theil unterschlägt; allein zu den 79,600,000 Liang oder Taels jährlicher Einkünfte die Martucci von China angibt, fehlt noch Viel; dieß wäre eine Summe, die ungefähr 5 Milliarden Franken gleichkäme.

8. Christen in China.

Die letzte Zählung der Christen in China ist nicht ohne Interesse für uns. Man zählt dort 64,527 Christen, die 40 chinesische und 14 europäische Priester, 56 Knaben- und 48 Mädchenschulen, ein kleines Seminar im Collegium von St. Joseph in Macao und eine von dem verehrungswürdigen Abbé Lamiot gehaltene Schule in derselben Stadt haben. Er war es, der im Jahr 1829 vier junge Chinesen nach Paris schickte, um sie dort ihre geistlichen Studien machen zu lassen. Noch gibt es zu Pulo-pinang ein chinesisches, von französischen Geistlichen unterhaltenes Collegium, und im Süden von China zwei Bischöfe, einen Franzosen *) und einen Italiener, wenn sie anders nicht ihren evangelischen Eifer bereits mit ihren Köpfen gebüßt haben. Die Engländer haben ein englisch-chinesisches Collegium in Malacca, wo man junge Chinesen in der calvinischen Religion unterrichtet. Diese Anstalt zählt unter ihren Gründern zwei Sinologen von ausgezeichnetem Verdienst, den Dr. Milne und besonders den Dr. Morrison, den Verfasser des großen chinesisch-englischen Wörterbuchs. Unsrer Ansicht nach möchte die christliche Religion in China schwerlich mehr Proselyten machen, als bei den Hindus und Malaien; der Pomp des katholischen Kultus gefällt diesen Völkern besser, als das einfache der protestantischen Kulte; allein die Orientalen schätzen die cölibatären Priester der Katholiken nicht höher als die Bonzen und Priester des Buddha, die ebenfalls das Cölibat halten, und niemals werden sie freiwillig der Polygamie entsagen.

*) Hr. Perocheau Bischof von Maxula; den Namen des Italieners habe ich vergessen.

Vermischte Nachrichten.

Der Verfasser eines Sendschreibens über die Kirchenmißbräuche, das fünfzehn Auflagen hintereinander erlebte, Herr Beverley, hat über die unbekannte Sprache eine Flugschrift bekannt gemacht, worin mehrere Proben aus einer zu Hull von den neuen Aposteln gehaltenen Predigt zu finden sind. Gegenwärtig sind neun Individuen mit der Gabe in der fremden Sprache zu reden behaftet. Jedes spricht nicht nur sein eigenes Rothwälsch, sondern sogar mehrere Dialekte desselben. Herr Irving behauptete in einer Rede, man könne die verschiedenen Mundarten einer und derselben Person leicht unterscheiden; die unbekannte Sprache enthalte viele lateinische und griechische Wurzelworte und Beugungsfälle; auch will er bemerkt haben, daß dieselben Wurzelworte mit verschiedenen Beugungen angewendet werden. Hierüber bemerkt Herr Beverley: „Eben diese Anklänge griechischer und lateinischer Wurzelworte wirft das ganze Truggebäude über den Haufen. Es ist offenbar, daß die sogenannten Inspirirten einige griechische oder lateinische Worte aufgeschnappt und ohne sie zu verstehen mit anderm Kauderwälsch vermischen." Als Probe gibt er folgende Stelle:

„Hippo gerosto hippo buros senuto
Furime urin hupo tanto nustin
Nurastin niparos hipanos pantos burin,
O Pinitos eleiastino halimungitos dantitu
Hamputino forimi aristos ekrampos
Epungos vangami beresessino tereston
Sa tinutino alinusis O fastos sungor O fastos sungor
Eletantine cretine menati"

Und eine Hymne:

„Hippo gerosto niparos
Burastin farimi
O fastos sungor burinos
Epungos menati
O deripangito burin
Aristos ekrampos
Senuto hypanos nustin
Hypen hippo buros."

Es falle auf den ersten Blick ins Auge, bemerkt hiezu Beverley, daß einige griechische Worte, wie hippos, pantos, aristos, und lateinische, wie fastos, tanto u. s. w. mit unterlaufen; daß man aber dessen ungeachtet nicht wisse, was man von Herrn Irving denken solle, der am Pfingsttage gepredigt: „Unglaube an diese begeisterten Zungen sey eine Gotteslästerung, die weder in dieser noch in jener Welt Vergebung finden könne."

*

Während in England Humanitätsgesellschaften zur Linderung der Leiden der Thiere, gesetzliche Strafen gegen Thierquälerei u. s. w. bestehen, liest man in englischen Blättern tagtäglich Züge der rohesten Gemüthsart unter dem gemeinen Volke. So erzählt der „Dublin Warder" die Geschichte eines Weibes, die einem Apotheker ihr noch lebendiges Kind zum Anatomiren feilbot!! Es sey ohnehin krank, meinte sie, und könne es nicht lange mehr treiben. Sie verlangte zwei Guineen dafür. Der Apotheker bestellte sie auf den folgenden Tag zu sich, um dieses weibliche Scheusal desto sicherer den Händen der Polizei zu überliefern. Er bot ihr, als sie wirklich am nächsten Morgen erschien, ein Pfund, und endlich wurden sie des Handels um sechsundzwanzig Schilling einig. So auf frischer That ergriffen, wurde sie verhaftet.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen:

Der
Freiheitskampf
der
Polen gegen die Russen.

Dritte und letzte Abtheilung.
Vom Tode des Feldmarschalls Diebitsch bis zu Polens Untergang.
8. Velinpapier, elegant broschirt 12 Gr.

Diese treue und freisinnige Darstellung des Heldenkampfes einer hochherzigen Nation, die in der Geschichte ewig fortleben wird, ist nun vollendet, und kostet komplet in 3 Abtheilungen 1 Thlr. 12 Gr.

* * *

Die Cholera.
Ein episch-lyrisches Gedicht
von
Ernst Ortlepp.
Motto:

„Die Völker
Starben in Massen dahin; die Pfeile des tödtenden Gottes
Wütheten rings."
(Homer.)

2 1/8 Bogen Royal-Octav Velinpapier, elegant broschirt 6 Gr.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 937 457

AP30
A88
v.4
no.274-365
1831
Oct.-Dec.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google